Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierzigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: G. v. Moser, Julius Stockhausen, José Echegaray.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 40. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1887.

— Inhalt des 40. Bandes. —

Band 40. — Heft 118.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XL. Band. — Januar 1887. — Heft 118.

(Mit einem Portrait in Radirung: G. v. Moser.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1887.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von G. v. Moser.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Im Nonnengarten.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Es hausen keine Nonnen mehr dort. Im Grunde genommen ist's auch kein Garten, sondern nur ein schmaler Fußweg zwischen zwei Hecken, dem man den Namen gegeben hat. Ob einst vor Zeiten, in altersgrauer Vergangenheit, da die Stadt noch katholisch war, der ganze Bezirk, den jetzt dieser Weg durchschneidet — von der Hauptstraße droben bis an den Fluß, — ein Ganzes gebildet, ob er zu einem Kloster gehört hat, danach mag man in den Chroniken forschen. Wer aber aus dem Staub und Geräusch der städtisch bebauten, lebhaften Straße, durch den hochgewölbten Thorweg des stattlichen Vorderhauses hindurch, in diese grüne Stille tritt, und nun im Schatten der alten Linden, zwischen den blühenden Weißdornhecken bis zum Wasser hinunter wandert, der glaubt sich plötzlich, auch heute noch, in ferne Zeiten, weit fort, in ländliche Einsamkeit, in klösterlich traumhaften Frieden versetzt.

Ueber die Hecken hängen aus den großen benachbarten Gärten zu beiden Seiten Zweige herüber, Fruchtbäume strecken ihre blüthenbeladenen Aeste in den Nonnengarten hinein, daß seine Bewohner sich an der heiteren Pracht erfreuen, die ihnen freilich nicht gehört. Zur Linken steht eine kurze Reihe von altmodisch niedrigen Häusern. Sie sind einander völlig gleich, sie haben alle die grün gestrichene Thür in der Mitte, ein Stockwerk nur, und darüber, unter dem verschnörkelten Giebel des schrägen, schindelgedeckten Daches ein einzelnes rundes Guckfensterchen. Vor hundert Jahren oder noch früher soll, so heißt es, Herr Dietrich Mönkmann, einer der Bewohner des Vorder-

hauses, die Wohnungen hier zur Sommerfrische für seine Kinder und Anverwandten errichtet haben. Doch bis auf einen alten Mann ist sein Stamm erloschen, es lebt Niemand mehr, der den Namen weiter forterbt. Die heute hier wohnen, sind von mannigfacher Herkunft, von verschiedenem Stand und Blut. Aber, ist es ein alter Zauber des stillen Ortes, ist's eine Folge ihres nahen Beisammenlebens, sie fühlen sich noch als wären sie eine einzige Familie, in Freud und Leid aufeinander angewiesen. Meist sind es Leute, minder mit irdischen Glücksgütern als mit Kindern gesegnet; alleinstehende Frauen, welche das aufregende Stadttreiben fliehen; Gelehrte, die zu ihrer Arbeit der Ruhe bedürfen. Wer sich in den Nonnengarten zurückzieht, vernimmt von der Welt draußen nur so viel er will.

Und das ist es, was dem Leben hier seine Eigenart, was ihm seinen Reiz verleiht: in diese heimliche Abgeschiedenheit dringt kein Hufschlag, kein störendes Knarren von Wagenrädern, kein unschöner Lärm; aber ein paar Schritte weiter, nur hinauf durch den alten Thorweg und das geschäftig bewegte Treiben der großen Stadt wälzt sich hastend vorüber. Steht aber sonst die Stadt in dem Rufe, nüchterne Menschen zu erziehen, die im Feilschen und Mühen um Geld und um Gut ihren Lebenszweck erblicken, so geht aus dem kleinen Nonnengarten ein anderes Geschlecht hervor. Die hier Kinder waren, fühlen einen höheren Ehrgeiz; die Poesie ihrer Jugendheimat hat ihnen allen ein Etwas in's Gemüth gepflanzt, das sie nie ganz verlieren können; ihr Denken und Wollen bewahrt einen Zug zum Idealen. Wie weit das Leben sie auch hinausführt, treffen sie jemals wieder zusammen, — wo immer es sei, sie fühlen sich zu einander gehörig, sie grüßen sich froh als Spielgenossen, als Kinder aus dem Nonnengarten.

Denn, was ihr Schicksal ihnen auch brachte, ob Erfolg, ob Verzagen, ob ihr Streben reich gekrönt ward, oder mißglückte, — Eines haben sie vor vielen, vielen anderen Menschenkindern voraus, haben sie mit einander gemein: die Erinnerung an eine sonnige Jugend! — Unter den alten, mächtigen Linden durften sie spielen, wie sie wollten; vom großen Vorderhause an, bis hinunter zum Wasser waren sie unumschränkte Gebieter; Alle einander gleich und vertraut, ohne Unterschied von Rang und von Stand, allmächtig wie Fürsten, frei wie die Zigeuner, und lustig, fröhlich, übermüthig, wie eben nur Kinder, sorglose Kinder in einem Kindheitsparadies. Ganz so gut kann es Keinem von ihnen im Leben mehr werden, — sie kehrt nicht wieder, nichts führt sie zurück jene selige Zeit, da sie jung waren im Nonnengarten!

I.

Es ist Sonntag, die Sonne scheint und über die noch kahlen Zweige spannt sich ein lachend blauer Himmel mit leichten, lichtweißen, schnellziehenden Wölkchen. In der frischen Morgenfrühe kommen alle Kinder aus den

Häusern, treffen hier vor den Thüren zusammen. Heute ist keine Schule! Endlich sind sie den engen Wänden, der trennenden Zimmerhaft entflohen; der lange strenge Winter ist vorüber. Da und dort liegt unter der Hecke, mahnend an seine überwundene Herrschaft, noch ein Häuflein graugewordenen Schnees; doch er schmilzt sichtbarlich zusammen, bis Mittag werden die warmen Strahlen der Aprilsonne auch diesen letzten Rest vertilgen. Hier, neben dem Schnee stecken aus dem feuchtschwarzen Erdreich schon die ersten duftend blauen Veilchen ihre Köpfe scheu hervor. Mit Jubel begrüßt die Schaar der Mädchen den lieblichen Fund; sie streiten sich darum; eine Jede behauptet, daß sie zuerst die Blumen entdeckt hat, sie allein sie pflücken darf.

Und auch bei den Knaben zeigt sich die Freude wieder im Freien ihre Glieder tummeln zu dürfen, zuerst in Kampfslust. Zwei kleine Bürschlein erproben im Ringen die lange nicht geübten Kräfte. Jetzt ist der Eine droben und jetzt der Andere. Die Genossen stehen umher, rufen Beifall, fällen ihr Urtheil, fachen den Muth der Kämpfenden an. Es gilt zu beweisen, wer in diesem Jahre im Nonnengarten der Stärkste sei.

Der Kreis der Zuschauer hat sich erweitert; neugierig drängen sich jetzt auch die hübschen Mädchengesichter herzu; selbst zwei stattliche Secundaner, die sonst dergleichen Kinderspielen längst entsagten, bleiben in ihrem Spaziergang stehen.

„Du Erwin," sagt der blonde Rudolf, der größere von Beiden, „weißt Du noch, wie wir zwei miteinander rangen, als wir so jung waren wie diese hier? Damals, als ich die kleine Käthe beim Spielen gestoßen hatte und Du, zornentbrannt, mich darauf Deine Fäuste spüren ließest. Weißt Du es noch?"

Der Andere nickt nur. Das schmale, bräunlich dunkle Gesicht mit den feingeschnittenen Zügen wendet sich von dem Kampfspiel fort, dort hinüber, wo zwischen den Anderen die Käthe steht. Sie hat die Veilchen für sich erobert, bindet sie jetzt zum Strauße und blickt nur einmal flüchtig in die Höhe. Die dunklen Wimpern senken sich wieder auf die Wangen, verbergen den Schalk, der hinter den Lidern ihr heimlich lacht. Sie ist dreizehn Jahre alt. Aber schon mit dreizehn Jahren weiß solch ein Frauenzimmerchen — mag es auch thun als ob es nichts sähe — sehr genau, wenn man es anschaut.

Erwin hat Rudolfs Arm fahren lassen. Er steht neben ihr: „Sind die Veilchen für mich?"

So schnell dreht sie den Kopf herum, daß die langen, goldbraunen Zöpfe fliegen. „Für Dich?" fragt sie erstaunt, mit unschuldiger Miene; „wie kommst Du darauf?"

Ein kleineres blondes Mägdlein spricht dazwischen: „Soll ich Dir Veilchen pflücken, Erwin? Ich weiß wo sie stehen, ich hole sie schnell."

Und von der anderen Seite ruft Rudolf zu gleicher Zeit: „Wo bleibst Du nur? Hast Du's gehört, was diese kecken Burschen da sagen? Wir hätten

wohl Streiten und Ringen verlernt, sie könnten weit mehr jetzt, als wir Großen!"

„So?" entgegnet gleichmüthig jener, „das wollen wir sehen." Es ist ihm just nach Kämpfen zu Sinne. Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, packt er den lautesten der Schreier, drückt ihm kräftig sein Knie auf die Brust und knickt ihn zu Boden, bevor er nur Zeit zum Widerstand hat. Das giebt einen Aufruhr in der Schaar, daß die Spatzen auf den Dächern vor dem Lärm erschrocken auseinander stieben.

Aber der junge geschlagene Held, indem er sich den Sand aus den Augen reibt und von den Knien der Sonntagshose sorgsam die feuchte Erde abklopft, erklärt sehr ruhig: es sei keine Schande, von einem Größeren besiegt zu werden. Als den besten Kämpen im Nonnengarten könne er Erwin nicht anerkennen, bevor er nicht auch den gleichaltrigen Rudolf bezwungen habe.

Doch Erwin lächelt überlegen: „Wir zwei kämpfen nicht."

„Weshalb? Haltet Ihr Euch zu gut noch mitzumachen? Oder verträgt Eure hohe Freundschaft den Wettstreit nicht?"

„Weshalb nicht, Erwin?" fragt auch Rudolf, leise des Freundes Schulter berührend. „Laß uns ihnen den Willen thun. Was liegt denn daran? Unsere Freundschaft wird wahrlich nicht darob in's Wanken gerathen, daß beim Ringen Einer den Andern besiegt."

Erwin wirft den Kopf zurück, seine Augen blitzen: „Die meine nicht!"

„Nun und meine ganz gewiß nicht," versetzt jener lachend. Und er stellt sich dem Gegner.

Das ist denn doch ein anderes Schauspiel, als da vorhin die Jungen sich rauften! Diese zwei sind wohlgeschult. Rudolfs Gestalt ist kräftiger, größer, aber Erwins schnelle Geschmeidigkeit hält ihm die Wage. Das Kampfglück schwankt. Jetzt rufen die Zuschauer dem Einen, jetzt dem Anderen Beifall. Und jetzt stehen sie ohne zu athmen, schweigend, ganz Auge; denn die Beiden haben einander fest umklammert, Jeder preßt den Anderen an sich, Keiner kann ihn zu Boden drücken. Der Kampf muß damit ein Ende nehmen: sie sind einander gleich an Kraft!

Aber indem ihre Arme sich lösen, da Rudolf aufathmend zurücktreten will, wendet Erwin den Kopf. Da drüben, hinter den sich drängenden Knaben, reckt die Käthe ihr schlankes Figürchen gewaltsam empor, um zu erspähen, was sich begiebt. Auf den Zehenspitzen stehend schaut sie aus großen, dunklen Augen neugierig herüber. Und da sie seinen Blick erfaßt, hebt das übermüthige kleine Ding den Veilchenstrauß an das Stumpfnäslein, als ob sie den Duft einsaugen wolle. Ihre lächelnden Lippen bewegen sich, bilden ein Wort. Er kann es nicht hören, doch er sieht es. „Dem Sieger!" sagt sie.

In derselben Secunde hat er Rudolf wieder gepackt, fast umgeworfen. Der aber, ob des plötzlich unvorhergesehenen Angriffs in Feuer gerathen, setzt sich mit verdoppelten Kräften zur Wehr. Bisher war es ein Wettstreit den Zuschauern zu Liebe, nun erst wird es Ernst. Aber auch im Ernste

muß Erwin Meister bleiben. Er zum mindesten glaubt es. Stolz hebt er wieder den Kopf, zu ihr hinüber zu schauen und . . . statt den Gegner zu Fall zu bringen, kommt er selber in's Schwanken, sein Fuß gleitet aus, er verliert den Halt, — rücklings stürzt er zu Boden.

Ein Jubel sonder Gleichen erhebt sich. Dem heitern, für Jeden zugänglichen Rudolf gönnen Alle den Sieg; vor dem stillen, hochfahrenden Erwin fühlen sie eine geheime Scheu. Und also umringen sie denn jenen, sie lassen ihm nicht die Zeit, nach seinem geschlagenen Widersacher sich umzuschauen, vier zugleich heben ihn auf ihre Schultern, ihn im Triumph durch den Nonnengarten zu tragen. Erwin hat sich schnell wieder erhoben. Er sieht, wie die Käthe zu jenem hineilt: „Da, Rudolf, den Strauß bekommst Du als Sieger!" Und Rudolf lacht und nimmt ihre Blumen und schwingt sie hoch.

Das sieht er, nichts weiter und will auch nichts sehen.

Dieselbe Kleine, die vorhin anbot ihm Veilchen zu pflücken, kommt ihm eilig nachgelaufen, will seine Hand haschen, will ihn trösten. Er stößt sie zurück und stürmt in's Haus, hastig die steile Treppe hinauf. Er hört nicht, wie die Mutter ihm nachruft. In dem Zimmerchen, das er hoch oben unter dem Dach allein bewohnt, riegelt er die Thür zu. Er mag den Sonnenschein draußen nicht sehen, die Helle schmerzt ihn. Und er will die lustigen Stimmen, das Lachen, das durch alle Wände, durch das geschlossene Fenster hereindringt, nicht hören noch wissen. So sitzt er am Tisch, das Gesicht in die Arme gestützt. Er denkt nicht; er fühlt es in allen müden, wunden Gliedern: er unterlag, Käthe bot ihre Veilchen dem Sieger — und Rudolf, sein Rudolf, nahm sie und lachte! . . . .

Doch indessen er so in wortlos dumpfem Brüten befangen sitzt und grübelt und sich sagt, daß er nie, nicht bis an's Ende seiner Tage dieses Leid verwinden werde, hat der Apriltag sich verwandelt. Die Sonne barg sich hinter Wolken, es ist dunkel geworden und große, weiße Schlossen schlagen plötzlich laut prasselnd an die Scheiben. Der Hagel wird die jungen Blüthen drunten vernichten, so wie ihm heut sein Hoffen vergällt ward. Arme Veilchen! Ist es ein Trost, an ihr Schicksal zu denken? Vielleicht. — Sinnend schaut er hinaus in das Treiben von Wind und Wetter. Dann schiebt er die lateinischen und griechischen Lexika, die auf dem Tische liegen, zur Seite, aus einem geheimen Fache zieht er ein dünnes Büchlein sorgsam zusammengehefteter Blätter. Und jetzt gleitet seine Feder über den Bogen:

Wie das Wetter niedersauste,
Hat's die Knospen jäh getroffen:
Da sie ihm den Strauß thät reichen,
Da zerbrach mein junges Hoffen.

Aber nach dem Regenschauer
Kehrt dem Laub die Sonne wieder, —
Wenn die Lieb sich von mir wendet,
Bleiben treu mir meine Lieder! . . .

Er hebt das Haupt auf, seine Augen leuchten er fühlt sich wie befreit. Ob auch andere junge Poeten schon Aehnliches dichteten oder dachten, was thut das? Die Verse strömen ihm aus seinem Herzen, nehmen die drückende Last mit sich fort. Es klopft.

„Bist Du es, Mutter?" ruft er schnell, wirft das Löschblatt über die Seite, springt empor und schließt die Thür auf.

Doch in der Spalte erscheint nicht die Mutter mit ihrem blassen Wittwengesicht — sondern Rudolf.

Eine Secunde stehen die Beiden stumm einander gegenüber. Dann tritt Rudolf ein, zieht hinter sich die Thür in's Schloß und faßt des Freundes beide Hände:

„Das kann nicht sein, was die Knaben unten behaupten, daß Du mir zürnst, weil ich Dich besiegte? Wir sind keine Kinder mehr. Der Ehrgeiz, im Nonnengarten als der Stärkste zu gelten, darf unmöglich uns auseinanderbringen. Und — nicht wahr, Erwin? — auch das war Verleumdung, daß Du um der Käthe willen mir gram sein könntest. Da," und er wirft mit verächtlichem Schwung die halbwelken Veilchen auf den Schreibtisch, „da, nimm ihr Geschenk, wenn's Dich danach verlangt. Um solch ein kleines bezopftes Ding, das so viel Launen hat wie Haare auf dem runden Köpfchen, werden ernste, ehrliche Freunde, wie wir es sind, sich nimmer entzweien!"

„Nein;" Erwin fühlt, wie ihm das Blut in die Wangen steigt. Er hätte nicht so männlich handeln, dem Siegespreis so leicht nicht entsagen können! „Du hast recht, unsere Freundschaft steht höher. Und, Rudolf," fährt er leiser fort, „Du sagst oft, daß Du Respect vor mir hast, seit dem Tage, an dem ich Dich einmal zu Boden zwang. Von heute an, wo Du mich an Kraft wie an Großmuth besiegtest, will ich mich Dir beugen. Schau her, so soll's sein!"

Er ist zu seinem Schreibtisch getreten, von den heiligen Blättern, die bis heute noch Niemand erblickte, auch der Freund nicht, zieht er die Hülle. Unter die Verse die er vorhin geschrieben, setzt er den dritten:

Ist die Kunst mir Lebenssonne,
Die mich wärmt, mich froh begeistert,
Sei die Freundschaft mir der Leitstern,
Der mich aufwärts lenkt und meistert.

„Du bist ein Dichter!" ruft Rudolf in bewunderndem Staunen ob dieser ihm unglaublichen, noch nie dagewesenen Leistung.

Aber Erwin entgegnet bescheiden, wie er bis heute niemals war: „Du bist ein Mann und das ist mehr. Doch mit Deiner Hülfe will auch ich einer werden."

Es ist April, — früh am Tag, früh im Jahr, wie in ihrem Leben. Aber der Bund, den die Beiden jetzt in gehobener Begeisterung erneuen, wortlos, Aug' in Auge, Hand in Hand, der wird dauern, wird sich bewähren in Sommersgluthen und Herbstesstürmen.

II.

Die Fenster stehen weit geöffnet. Die warme Luft trägt den Nachtigallenschlag und einzelne ferne, verlorene Töne vom Lärmen der Stadt bis hinein in die Zimmer. Und doppelt wohlig fühlt man die Stille hier unter den starkduftenden Linden, wird sich ihrer erst vollbewußt durch die Mahnung an jene andere, lautere Welt, außerhalb des Nonnengartens.

Aber jetzt wird es auch hier lebendig. Die Nachmittagsschule der Fräulein von Tralau ist zu Ende. Frieda, der beiden altadeligen Damen schlanke Nichte, steht an der Hausthür und entläßt die jungen Schüler. Mit ihren Tafeln unter dem Arm, mit Büchern und Heften kommen Knaben und Mägdelein heraus, blondköpfig, blauäugig, lustige, frische, kleine Geschöpfe. Einen Augenblick lang erfüllt das Lachen und Schwätzen der hellen Stimmchen die sonnige Luft. Dann zerstreuen sie sich in die Häuser, in die Gärten zu beiden Seiten und es wird wieder still. Frieda kehrt langsam zurück in das Zimmer. Wie jeden Tag hilft sie der Tante die Bücher ordnen, forträumen was die wilde Schaar durcheinander geworfen. Aber sie thut die gewohnte Arbeit halb im Traum.

Und das Fräulein Alberta — sie ist seit vielen, vielen Jahren Lehrerin hier — schüttelt unzufrieden den Kopf. „Was ist nur mit Dir? Du taugst heut zu nichts. Ich werde die Hefte selbst corrigiren!" Und mit ihrer allerstrengsten Miene — das kleine Schnurrbärtchen über der Lippe verleiht ihrem gutmüthigen Gesichte eine unnachahmliche Würde — geht sie hinaus, ein großes Packet von kindlichen Exercitienbüchern unter dem Arm.

Das junge Mädchen steht beschämt. Sie schleicht sich zum Fenster wo die Tante Elma sitzt, heute wie immer, kniet neben ihr auf dem Schemel nieder und legt, wie sie als Kind gethan hat, den Kopf der Blinden in den Schooß. Mit ihren leisen, durchsichtigen Fingern fährt diese dem Mädchen über das seidenweich glatte Haar. Es ist, als wäre in ihren Händen eine heilende Kraft. Frieda blickt auf. „Mir fehlt nichts," sagt sie, „ich will gleich hineingehen, um der Tante Alberta zu helfen."

Die Blinde aber hält sie zurück. Nicht nur zu heilen und zu trösten verstehen ihre weißen Finger, auch Unausgesprochenes, tief Geheimstes zu errathen. „Draußen ist es über Nacht Sommer geworden," spricht sie, „deshalb fühlst Du Dich bedrückt. Es ist nicht leicht immer Schule zu halten, Du bist noch so jung! Laß nur Alberta wieder einmal ihr Amt versehen, ihr schadet es nicht. Sie brummt wohl ein wenig, wenn sie meint, daß Du lässig seist; aber im Grunde, weißt Du, Kleine, freut es sie, wenn sie viel zu thun hat, freut es sie, daß sie ihren Beruf noch ebenso gut, vielleicht besser versteht, als ihre junge studirte Nichte. Laß sie nur heute, ruhe Dich aus."

„Meinst Du, Tante Elma?" Das Mädchen schmiegt sich dichter an

sie. „Ja, es ist heiß. Und ich glaub' ich bin müde. Ich weiß selbst nicht weshalb . . ."

Die Blinde nickt nur. Nach einer Weile, da sie an halbunterdrücktem Seufzen merkt, daß Frieda wach geblieben, beginnt sie wieder mit ihrer weichen, milden Stimme: „Alle Vögel zwitschern so lustig. Ich kann's an ihrem Singen hören, wie wohl sie sich im Sonnenschein fühlen. Nur Du, mein armes junges Vöglein, bist eingefangen im engen Haus. Was uns beiden, Alberta wie mir, nun seit mehr denn zwanzig Jahren Gewohnheit ward, für solch ein Kind erscheint es hart. Als Du noch klein warst, dünkte Dich der Nonnengarten ein weites Reich, um darin zu spielen. Aber daß dies stille Häuschen auf immer Deine Heimat sein, die tägliche Mühe um fremde Kinder für jahrelangen, emsigen Fleiß Dein einziger Lohn, daß das ruhige, gleichmäßige Leben mit uns beiden Alten hier Dein Leben sein und bleiben solle, und Du nichts weiter haben würdest was Du erhoffen, nichts was Du vom Morgen erwarten kannst, das bedachtest Du nicht. Diese Aussicht, dieser Gedanke will Dir jetzt Muth und Athem benehmen."

„Elma, wie weißt Du nur immer Alles, was man fühlt im heimlichsten Herzen, was man selbst kaum weiß? Aber es ist nicht so, wie Du denkst. Es soll nicht so sein. Ich bin zufrieden, daß ich unterrichten, Euch beiden Lieben helfen kann und daß ich immer bei Euch sein darf. Nur heute, ich weiß nicht . . ."

„Sieh, Kind," — die Blinde nimmt ihren Kopf und legt ihn zärtlich sich an die Schulter, daß sie das Pochen und Hämmern des Blutes in den jungen Schläfen spürt, — „sieh, Du fragst mich, wie es sein mag, daß ich oft besser und deutlicher der Menschen Gedanken erkenne als Andere; begreifst Du's denn nicht? Ich habe Zeit. Die langen Tage sitze ich hier bewegungslos und sehe nichts, was mich zerstreut. Gesunde Augen schweifen nach rechts und links umher, sie ziehen das Denken mit sich fort. Mein Denken bleibt stetig. Und jeder Ton und jedes Wort klingt stundenlang mir im Ohre nach; ich sinne dann und sinne darüber, bis ich es ausgesonnen habe. So heute Morgen. Du standst neben mir am Fenster, da klangen Tritte auf dem Kies, feste Tritte, die ich seit lange im Nonnengarten nicht mehr gehört; die Schwester, trotz ihrer scharfen Augen, erkannte und beachtete nicht, wer vorüberging. Ich aber . . . Was erschrickst Du, meine Frieda? Leo Warnholtz, der Doctor Warnholtz, ist mir immer der liebste unter Deinen Jugendfreunden gewesen. Daß Ihr zwei so treulich zusammenhieltet, das hat mich gefreut. Du warst sein kleiner Kamerad und er hat Dich in alter, guter Gewohnheit noch als solchen behandelt, auch da Du längst kein Kind mehr warst. Jetzt ist das freilich anders geworden. Er hat ernste Pflichten als Arzt, ist viel beschäftigt. Lebt er auch draußen in der Welt, die Dir, weil sie Dir verschlossen ist, so verlockend erscheint, so mag sein Tagewerk, glaube es mir, nicht so viel leichter, mag mühseliger sein als das Deine. Und seine Aussicht in die Zukunft ist ungewiß; sie wird ihm häufig Sorgen schaffen. Man lobt ihn sehr; man

spricht schon davon, daß er an dem neuen Krankenhause vielleicht eine Stelle erhalten solle. Aber wie langer, langer Zeit, wie ernsten Studiums wird es noch bedürfen, bis er sich einen Namen schafft, sich eine Häuslichkeit gründen kann. Er wird wohl nach Jahren erst, spät wie es sein Vater vor ihm gethan, aus einer der Familien, in denen er Arzt ist, das Mädchen sich wählen, welches er heimführt. Daß er ein echtes Glück mit ihr finde, das wollen wir ihm beide wünschen, Du und ich. — Glaube mir, Kind, Du bist besser daran als er, als manche Andere, die sich unter theilnahmlos fremden Menschen ihr Leben erst gestalten müssen. Dein Weg ist geebnet, ist Dir gewiesen. Du brauchst nicht zu sorgen und hast zwei alte, treue Seelen, die Dich lieben. Ach Du weißt nicht, wie viele Herzen sich einsam quälen. — Und nun geh'. Für den heutigen Abend bist Du entlassen, Deine Arbeit thut Alberta. Und draußen ist's so schön, so schön! wer mag da im Zimmer seinen trüben Gedanken nachhängen?"

„Tante Elma!"

„Mein Kind?" sie beugt sich vor und küßt dem Mädchen die Stirn, „Du weißt es, was Du uns Beiden bist. Und lebte Dein armer Vater noch, er hätte seine Freude an Dir. Du darfst stolz sein schon so Vieles gelernt und erreicht zu haben. Doch, daß Du auch jung bist, willst Du es wehren? Wie kannst Du's ändern! Die Jugend flieht nur allzuschnell. Und das Leid, das nachher kommt, ist sehr viel bitterer, läßt sich nicht mildern, noch überwinden, glaube es mir! Geh nur hinaus zu den Nachtigallen, laß Dir von ihnen etwas erzählen; die haben auch allerlei junge Schmerzen, sie mögen Dir die Deinen vertreiben. Morgen bist Du dann wieder Du selbst und hältst Deine Schule und liest mir am Abend vor wie sonst. Heut nicht: mir steht der Sinn nicht danach."

„Tante Elma!" Das Mädchen hat die Hände der Blinden gefaßt und drückt ihre weinenden Augen darauf. „Oh Du, Du! Wenn ich wäre wie Du."

Doch Elma sagte nur: „Ich war auch einmal jung. Ich weiß, wie Dir ist. Geh jetzt, mein Kind."

Und Frieda gehorcht ihr. So kurz sie gelebt hat, das hat sie doch an sich selbst schon erfahren, daß der beste Trost für manches Leid das Alleinsein ist. Mit leichten Schritten geht sie unter den blühenden Linden an den Häusern vorüber. Der Sonnenschein gaukelt in goldigen Lichtern um ihr braunes Haar und die schlanke Gestalt. Wie sie so dahinschreitet, den Hut in der Hand, jung und aufrecht, ist's ein Anblick, von dem kranke Augen gesunden könnten.

Im Wege spielen ein paar kleine Kinder, ein Mädchen schiebt den Puppenwagen, vor den sie einen jüngeren Buben, der eben erst laufen kann, gespannt hat. Wie lang ist's denn her, daß Frieda von Tralau ihnen gleich war? Jetzt weichen die Kleinen aus ihrem Wege, das Mädchen knixt artig vor dem Fräulein Lehrerin. Und erst da sie weiter, fliegenden Schrittes

hinabgeeilt ist, eine ganze Strecke fort, klingt wieder das Plappern und das Jauchzen der kleinen Stimmen fröhlich und frei. Heut' schmerzt sie auch Alles! — Ist es denn nicht hübsch, daß sie geehrt und gefürchtet wird, fast wie die Tante? Ach, sie gäbe gern all' die Achtung, die große Ehrfurcht, die ihr als Schulmeisterin zu Theil wird, und lachte wieder mit den Anderen, mit ihren Gespielen und Altersgenossen, die jetzt fort sind. Nur sie allein, allein von Allen blieb hier im Nonnengarten zurück.

Drunten am Wasser steht eine alte Trauerweide, an deren Stamm hoch ein Brettchen hängt. Sie bedarf keiner Hülfe, um den luftigen Sitz zu erreichen, mit der Hand greift sie in die Gabelung der Aeste und reckt sich empor und schwingt sich hinauf. Und es thut ihr im Herzen wohl, daß sie den knabenhaft hohen Sprung noch zu machen versteht, obwohl er sich im Grunde schlecht für eine geprüfte Lehrerin schickt. Da thront sie nun droben, die feinsprossenden Blätter umhüllen sie mit einem grünen Schleiernetz, von den vielgekräuselten Wellen blinkt es herauf und blitzt und zittert in tausend Lichtern; eine jede, noch so kleine Welle empfängt ihren Widerschein von dem großen Gestirn, das dort schon tief im Westen steht. Um die Pfähle des alten Landungssteges spielt gurgelnd das Wasser, daß es gar tröstlich wie leises Mahnen, wie zärtlich lindes Schmeicheln klingt. Und durch die zarten, leichten Blätter, durch die Zweige der alten Weide geht ein Flüstern.

Frieda ist so allein, von der Welt abgeschlossen, kein Mensch vermöchte zu erspähen, ob sie heimlich hier weinte. Aber sie weint nicht. Traumhaft still sitzt sie auf ihrem Baumthron, hört das Raunen der Wellen, das schmelzende langgezogene Schlagen der Nachtigallen und Kinderstimmen vom Nonnengarten. Und sie weiß nicht zu unterscheiden, was Wirklichkeit ist, was sie heute vernimmt und was in ihrer Erinnerung klingt. Sie kennt es ja Alles! Jeden Ton und jeden Laut und fast jedes Blatt an dem alten Baum. Sie war ein Kind und Leo hat ihr den Sitz bereitet, hat sie zuerst hinaufgehoben. Und sie ward größer, er kletterte zu ihr in den Baum, ritt auf dem Zweig und sie lasen mitsammen, sie lernte von ihm. Dann, sie war schon ein halbwüchsiges Mädchen, seine Eltern, Geschwister, Bekannte standen umher, im Nonnengarten war's, vor der Hausthür, am Abend da er von seiner Universität zum ersten Male heimgekehrt war, da hatte er sie bei beiden Händen gefaßt und geküßt.

Das Fräulein Alberta wollte ihm wehren. Aber Elmas milde Stimme sagte begütigend: „Weshalb sollen die Zwei nicht als gute Freunde sich mit einem freundlichen Kuß begrüßen? Laß sie nur, sie sind Nachbarskinder!“

Und dann waren sie miteinander hinunter zu ihrer Weide gegangen. Der junge Student erzählte ihr von seinen Studien, von seinen Plänen. Sie sollte Alles von ihm wissen, mit ihm erfahren; an seiner Arbeit, wie seiner Zerstreuung, an den Sorgen, wie an den Erfolgen, sollte sie ihren Antheil haben, sein guter kleiner Kamerad. So hatte er damals zu ihr gesprochen. Damals! Und jetzt?

Den ganzen Winter, so oft sie den Doctor Warnholtz gesehen — und das war nicht oft — fühlte sie etwas wie eine Mauer, die sie von ihm zu trennen schien. Er verkehrte so förmlich mit ihr wie mit einer Fremden, er vermied es sie zu dutzen. Einmal hat er sie sogar als Fräulein von Tralau angeredet. All' die langen Monate hindurch hat sie sich gesagt, das müsse so sein; der Herr Doctor wohnt in der Stadt, ist viel beschäftigt, hat Anderes zu denken . . . Oh sie ist sehr vernünftig gewesen! Bis heute. Denn heute, mit der Sommerluft hat sie ein unbezwingliches Sehnen nach dem Freund überfallen, sie weiß selbst nicht weshalb; vielleicht, weil er am Morgen vorbeiging, nicht einmal zu ihr kam, nur von fern den Hut hob und grüßte. Und Elma, die Alles weiß und versteht, Elma meint, so werde es bleiben, in alle Zeit, so sei es recht! Hat sie denn etwas Anderes gewollt, Anderes gewünscht, bis auf diesen Morgen? Nein, niemals! Und doch . . . Wenn sie je in ihre Zukunft hinausgeträumt hat, dachte sie heimlich, was noch komme, müsse lieb und sonnig werden. Heute hat sich der Schleier gehoben. Die Zukunft liegt jetzt deutlich vor ihr, unverhüllt, grau, freudlos und kalt. Sie möchte ihren Gedanken wehren, unwillkürlich hebt sie die Hände und drückt sie fest vor beide Augen. Aber das hilft nicht, den Anblick kann sie dadurch nicht verscheuchen; denn so wird es werden, so wird es sein. Wenn die Tante Alberta sich zu alt und zu müde fühlt, muß sie die Schule allein weiter führen. Dafür hat sie gelernt, dafür ward sie erzogen, das ist ihr Beruf: Frieda von Tralau, Lehrerin im Nonnengarten.

Sie denkt es sich aus — und denkt's nicht zu Ende! Ganz leise glätten sich ihr die Falten von der Stirn, das Blut steigt ihr wieder empor in die Wangen, die fest aufeinander gepreßten Lippen lösen sich und wie aufathmendes Lächeln umzieht es den Mund. Es war doch hübsch; unbewußt spricht sie es aus, was sie denkt; und wenn's auch vorbei ist und nimmermehr rückkehrt, es war so hübsch — und ich war ihm so gut!

Durch die Zweige geht ein Flüstern, stärker als vorher. Ist sie noch allein? Es dämmert schon, jetzt bemerkt sie es erst. Und sie kann nicht unterscheiden, was dort die jungen Weidenblätter von einander theilt. Eine Hand . . ein Arm . . ein Kopf . . .

„Frieda, Frieda! Sage mir, hast Du an dem alten Platz mich erwartet? Wußtest Du, als ich heute Morgen durch den Nonnengarten ging, daß ich vor der Entscheidung Dich nur von fern einmal sehen wollte? Wußtest Du, daß Dein Anblick am Fenster mir Glück bringen müsse? Ich habe die Anstellung erhalten, besitze ein Amt und brauche eine Frau. Ich komme mir meine Braut zu holen. Frieda, sage, willst Du mich?"

Die Nachtigallen im Nonnengarten schlagen so laut, die Blätter und die Wellen rauschen. Man kann's nicht erhorchen noch erkunden, was drinnen, dicht und grün umsponnen von dem Netzwerk der Weidenzweige, zwei glücksfrohe Herzen einander gestehen.

III.

Frau Nelly tritt aus der niedrigen Thür ihres kleinen Elternhauses. Sie zögert. Mit der Hand noch am Drücker steht sie und blickt spähend hinaus. Es ist ein nebelig grauer Herbsttag, kühl und doch schwül, die unbeweglich stehende Luft von einer beängstigenden Stille, daß die Brust sich nach Athem, nach Frische sehnt. In den noch dichtbelaubten Kronen der großen Linden regt sich kein Hauch; nur von Zeit zu Zeit sinken einzeln die gelben Blätter lautlos zu Boden. Frau Nelly steigt die beiden Stufen von der Schwelle hinab. Langsam geht sie an den Häusern vorüber, schneller erst, da sie unter dem Lindendach heraustritt. Ein weißer, feiner Sommerfaden hat sich ihr um den Hut gesponnen, sie streift ihn hastig von Augen und Lippen; eine Dornenranke der Hecke will sich in den Saum ihres Kleides verstricken, sie knickt den lästig hemmenden Zweig. Eilenden Fußes, ohne mehr vor- noch rückwärts zu schauen, schreitet sie weiter, auf ihrem weichen, jungen Gesichte zeigt sich ein entschlossener Ausdruck, die hübschen Lippen rümpfen sich trotzig, wie bei einem Kinde. Sie murmelt: Was thut's, ob sie sich wundern, ich will hineingehen! und steht schon wieder und zögert doch.

Frau Nelly ist nach fünf langen Jahren zum ersten Mal wieder bei den Ihren. Da sie, fast Kind noch, die Heimat verließ, geschah es, um bei entfernten Verwandten als deren bescheidene Gesellschafterin einzutreten; sie ahnte nicht, wie ihr Geschick sich dort wenden würde. Jetzt ist sie selbst eine vornehme Dame. Sich in ihrer neuen Würde den alten Freunden daheim zu zeigen, war lange schon ihr Wunsch gewesen. Nach und nach war ihr das Verlangen, den Nonnengarten wiederzusehen, zu einer so brennenden, zehrenden Sehnsucht angewachsen, daß sie meinte, bevor sie einmal dort gewesen, nicht ruhig noch froh mehr werden zu können. Ihr Gatte selbst, er ist so rücksichtsvoll, so gut, that ihr den Vorschlag hierher zu reisen, den sie ihm mit Thränen gedankt. Jetzt ist sie daheim, bald schon acht Tage! — und ist dennoch nicht froher geworden. Die Luft scheint ihr lastend, der Heckenweg eng, das Haus so beschränkt! In der Erinnerung hatte Alles unendlich viel schöner vor ihr gestanden; vielleicht ist's, daß sie sich gewöhnt hat in reicheren, weiteren Räumen zu leben, und deshalb sich hier nicht behaglich mehr fühlt. Sie macht sich Vorwürfe darüber, aber sie weiß es nicht zu ändern: sie ist der Heimat fremd geworden! Selbst ihre Stelle im Haushalt füllt die jüngere Schwester jetzt vollständig aus, die Mutter spricht und berathschlagt mit jener, Nelly gehört nicht mehr dazu. Und daß sie, um der Ihren willen, um ihrer Mutter, nach dem plötzlichen Tode des Vaters, die Last der großen Familie zu mindern, damals fortging, das dankt ihr jetzt Niemand. Im Gegentheil, es will sie bedünken, als ob die Geschwister sie tadelten, weil sie eine reiche Frau geworden. Das thut ihr weh.

So hat sie denn keinen Menschen mehr, dem sie sich offen anvertrauen, dem sie ihr Herz einmal ausschütten könnte. Denn ihren einstigen Freundinnen,

welche mit Fragen sie bestürmen, nach ihrem Leben, nach ihrem Mann, ob sie mit ihm glücklich, ob er nicht zu alt für sie sei? — ihnen fühlt sie sich noch weiter entrückt. Dies Fragen und Besprechen verletzt sie; es macht sie verstummen; sie kann das nahe Beisammenwohnen, wo Jeder sieht, was der Nachbar thut, hört was er spricht, ja oft fühlt was er denkt, nicht mehr ertragen. Und die lang ersehnte Heimkehr brachte ihr nichts als bittere Enttäuschung! Sie wünscht nur bald möglichst wieder bei ihrem Gatten zu sein, der, sie weiß es, die junge Herrin seines Hauses ungern entbehrt; am nächsten Morgen schon gedenkt sie abzureisen. Nur einen Gang will sie vorher noch thun.

Halbwegs zwischen den rothen Häusern des Nonnengartens und dem Flusse ist zur Rechten in der Hecke ein niedriges Pförtchen, grün überwachsen und selten benutzt. Dort grenzt an den Weg ein großer Park, dessen stattlich schönes Wohnhaus mit seiner Front an der Hauptstraße liegt. Die junge Frau ist stehen geblieben. Auf ihren Wangen wechselt die Farbe, wieder schaut sie sich um, aber kein Mensch ist in der Nähe. Und schüchtern, doch hastig, wie früher oft die kleine Nelly das verbotene Gatter aufstieß, thut sie es auch heute: die rostigen Angeln drehen sich knarrend in ihren Hülsen, sie ist drinnen! Der alte Herr Martini, der einst für einen mürrischen Sonderling galt und an seinen Rosenbeeten nicht Kinderhände leiden wollte, ist gestorben, sein Neffe weilt fern, Niemand im Nonnengarten wußte ihr nur zu sagen, wo er sich jetzt aufhält, und Haus und Garten stehen leer. Wer sollte es der Fremden wehren, sich hier drinnen umzuschauen? Da sie an den vollen Spalieren mit reifen Pfirsichen und mit Trauben, die einst ihr Entzücken bildeten, vorüberstreicht, überfällt ein beängstigendes Gefühl der Vereinsamung Frau Nellys Herz. Es sieht Alles vernachlässigt, ungepflegt und verödet aus. So soll ihr auch hier Enttäuschung werden.

Erst wo sie zwischen einer Gruppe von Coniferen ein kleines, einstöckiges Gebäude blinken sieht, lenkt sie muthiger ihre Schritte darauf zu. Dort, denkt sie, muß Alles so sein wie früher; wie gerne würde sie einen Blick, nur einen kurzen flüchtigen Blick in das Malerhäuschen hineinthun! Schon da sie ein Kind war, stand das Atelier im Garten, welches sich der verstorbene Bruder des Herrn Martini errichtet hatte, lang unbenutzt. Der alte Handelsherr selber betrat es nie; bei seiner peinlichen Ordnungsliebe mißachtete er jedes sogenannte geniale Treiben. Er hatte es dem Neffen verboten sich dort drinnen aufzuhalten, er wollte nicht, daß Heinz seine Zeit mit künstlerischen Versuchen vergeude, zwischen Malerei und Geschäft seine Kräfte zersplittere, und wie sein Vater daran zu Grunde gehe, daß sein Können für keines reichte. So hatte es stets vieler Bitten bedurft, bevor die gutmüthige Gärtnersfrau den Kindern den Schlüssel anvertraute, daß sie die fremden und seltsamen Dinge in jenen Räumen betrachten durften.

Bei dem Gedanken, den Eintritt auch heute erbetteln zu müssen, der

Frau vielleicht Gründe — weiß sie die doch selbst kaum! — angeben zu soll weshalb sie das Atelier sehen möchte, steigt Nelly alles Blut in's Gesich Aber die Thür ist unverschlossen. Sie drückt sie auf.

Eine kellerartige Feuchte schlägt ihr entgegen. Der plötzliche Luftzu der mit ihr von draußen hereindringt, bewegt die bunten, alten Gewänder die an der Treppenwand aufgereiht hängen, daß sie ihre leeren schlotternden Seidenärmel erheben, der jungen Frau Haar und Schulter streifen. Furchtsam weicht sie der unheimlichen Berührung aus. Droben, auf dem Treppenabsatz, steht regungslos, den Weg ihr wehrend, eine Gestalt in langem schwarzem Mantel, einen großen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt. Frau Nelly klammert sich an das Geländer, um nicht zu fallen, so ist sie erschrocken. Und doch kennt sie die alten Costüme gut genug. Und doch weiß sie sehr wohl, daß der dürre Gesell dort nicht der Geist des armen Malers, sondern nur dessen hölzerne Gliederpuppe ist. Sonst ist sie nicht so schreckhaft gewesen. Eines Abens, bei hellem Mondschein, hat sie selbst den Mannequin, in weiße Tücher wohl verhüllt an das offene Fenster gestellt und im Versteck dahinter gewartet, wer sich ob des Anblicks entsetzen würde. Im Nonnengarten gingen damals unter den Kindern Gerüchte um von einem Gespenst, das im Malerhäuschen nächtens spuke. Sie konnte lachen, sie wußte es besser. Aber freilich, sie war nicht allein bei solchen Streichen, war hier sonst nie allein gewesen. Heinz Martini stieg mit ihr die Treppe hinauf, Heinz Martini hielt sie an der Hand, durch das Abenddunkel leuchteten ihr seine Augen, klang seine junge Stimme vertraut. Da konnte sie nicht Furcht empfinden. Wie lang, wie lang ist das jetzt her, wie unendlich Vieles liegt dazwischen. Ob der Jugendfreund wohl noch ihrer gedenkt? Da er fortging, sprach er von Liebe. Armer Heinz! Er war kaum ein Jahr älter als sie, war von seinem Oheim abhängig, der ihm mit Enterbung drohte, falls er Maler werden würde. Und doch war das sein höchster Wunsch, er plante stets, wie er berühmt zurückkehren werde, sie zu holen: Armer Heinz! Ob er wohl auch im Kampfe des Lebens praktisch und vernünftig geworden? Sie will es ihm wünschen. Und doch, und doch — Wenn sie denken könnte, daß Heinz Martini unverändert derselbe geblieben, der er gewesen, daß es Menschen auf Erden giebt, die ihre Jugendträume sich wahren, sie würde ihr eigenes Leben leichter und freudiger tragen.

An dem Gliedermann vorüber steigt Nelly die letzten Stufen hinauf, klopfenden Herzens hebt sie den Vorhang, der den Eingang verhüllt und tritt hinein in das verlassene Atelier.

Wie sie es erhofft, ist hier noch Alles so wie vor Zeiten. Derselbe süßlich scharfe Geruch von Farben und Firniß erfüllt den Raum; fast scheint er ihr stärker als früher geworden. In dem eigenthümlichen Lichte, das durch die Scheiben des hochgelegenen, mit grauen Schleiertüchern halbverhängten Nordfensters einfällt, vermag sie erst allmählich die wohlbekannten Gegenstände zu unterscheiden. Dort die Venus, die sie als Kind so bitter

gehaßt hat, weil Heinz jene schöner nannte als sie; weiter zur Rechten, den Ausgang in's Nebengemach verkleidend, den alten Gobelin mit seinen bunten, lebensgroßen Jägern und Hunden. Und unter der Decke baumelt noch immer an langem Strick der ausgestopfte Adler herab, der aus seinen gelben Glasaugen jeden der eintritt, verächtlich anglotzt: „Du! was willst Du hier?"

Und doch ist Eins anders. Sie bemerkt es erst jetzt. Dort, nahe dem Fenster, wo der volle Lichtstrahl hintrifft, ist die Staffelei aufgerichtet, die sonst verstaubt im Winkel lehnte, ein Bild steht darauf. Hat es jener Maler gemalt, der so lange schon todt ist, oder . . . Schnell wie der Gedanke, der ihr durch den Kopf fährt, gleitet Frau Nelly über die Teppiche hin, die den Estrich bedecken. Sie steht vor dem Blendrahmen, sie sieht — Ihr Bild ist es, ihr eigenes Bild, das aus großen Augen, fragend, mahnend, seltsam ernst, ihr von der Leinwand entgegenblickt.

„So ist es wahr gewesen, Heinz! Du hast mich geliebt, mich nicht vergessen? . . ."

Rief sie es laut? Ist es ein Echo ihres Seufzers, was jetzt halb erstickt, einem erschreckten Ausruf gleich, den Raum durchzittert? Der Gobelin in der Ecke bewegt sich. Sie wendet sich:

„Heinz!"

„Nelly . . . Du hier? — Was willst Du bei mir?"

„Ich . . . nichts. Ich dachte . . . ich wußte nicht einmal, daß Du hier seist. Verzeih. Ich wünschte mir nur das alte Haus einmal wiederzusehen."

„Laß Dich nicht stören."

Wie fremd er spricht! Seine Stimme klingt so kalt; sie hätte sie nimmer wiedererkannt. Und er sieht sie nicht an. Das erträgt sie nicht. Sie geht zu ihm hin, doch sie kann nicht sprechen.

„Was willst Du?" wiederholt er; „mit Deinen flehenden blauen Augen mich glauben machen, Du habest nicht schnöde mich verrathen? Ich glaube Dir jetzt nicht und niemals wieder!"

„Heinz, oh Heinz . . . wie konnt' ich denn wissen . . ."

„Daß ich Dich liebte! Daß ich nur daran dachte, nur hoffte, Dich mein nennen zu können? Daß als höchstes Lebensziel es vor mir stand, Dich dereinst mir erringen zu wollen? Hast Du daran gezweifelt? Fühltest Du's denn nicht in jedem Pulsschlag? Wußtest Du es nicht fest, wie ich wußte, daß Du mir gut seist? Oder täuschte ich mich etwa auch darin? Aber weshalb kommst Du denn heute hierher! Was führte Dich in das Malerhaus? Soll ich Dir es sagen? Du ahntest nicht, daß ich hier sein könnte, aber es trieb Dich, Dich, die verheirathete Frau, den Ort nur zu sehen, die alten Wände, zwischen denen wir zwei Kinder so glücklich waren! Ist es nicht so? So leugne es doch! Sage, Du kamst aus anderer Ursache aus Neugier, aus Laune, sage es doch! . . . Wenn ich glauben könnte, Du

wärest zufrieden, wenn ich nicht wüßte, daß Du leidest wie ich, wenn ich denken könnte, daß Du mich leichten Herzens verriethest, ich könnte Dir leichteren Sinnes entsagen. Aber ich kann's nicht! — Nein, weine nicht so. Ich kann Deine Thränen nicht sehen, Nelly; heut so wenig wie damals. Komm, sei ruhig. Ich will es auch sein, ich will Dir nicht weh thun. Weiß ich es denn nicht, wie Dir zu Muth ist? Fühle ich nicht dasselbe wie Du? Das Herz ist mir leer und einsam geblieben. Studium, Arbeit, gute Freunde, nichts füllte es aus. Alles ward mir zur Last. Eines Tages — ich hatte eben meinen ersten Erfolg errungen — da litt es mich nicht mehr auf der Akademie. Ich zog davon, hinaus in die Weite, ohne Zweck, ohne nur zu wissen wohin. Und alles Sehen, alles Schöne ermüdete mich. So habe ich mich denn hier vergraben, in dem alten verlassenen Bau, der nicht mehr mein ist, in dem Niemand mich sucht, und male Dein Bild."

Er hat sie zu sich auf den Divan unter dem großen Fenster gezogen, während er spricht. So haben sie oft, wenn der Knabe spät Abends durch die Hecke sich zu ihr stahl, auf dem Steg am Wasser bei einander gesessen, wo ihre Gesichter, bald zerfließend, bald in ein einziges verschwimmend in den Wellen sich spiegelten. So haben seine Augen auch damals geflammt und geblitzt; so leidenschaftlich klang seine junge, tiefe Stimme, so haben seine Reden und Träume sie umsponnen, bis sie mit ihm dachte, was er dachte, empfand, was er fühlte.

Draußen hat ein Wind sich erhoben, hat der Himmel sich umdüstert. Der weite Raum des Ateliers ist von Dämmerung erfüllt, daß die weiße Venus aus ihrer Ecke geisterhaft hervorleuchtet. Frau Nelly aber meint, es sei hell und licht um sie her. Sie spricht nicht, rührt sich nicht, weint auch nicht mehr. Es ist ihr so still, so friedlich zu Sinne wie einem Kinde. Hier ist sie geborgen, hier dünkt sie sich endlich in der Heimat, nach der sie sich vergeblich sehnte, hier ward ihr wohl und frei um's Herz. Heinz sitzt neben ihr auf dem alten verblichenen Divan, sie hört kaum was er sagt, horcht nur auf den Klang seiner raschen Worte. Und das Bewußtsein von dem, was ist, von ihrem wirklichen Sein und Leben will ihr schwinden, wie wohl ein Traum beim Erwachen verfliegt. Nur das ist wirklich, daß sie bei ihm ist, daß seine wohlbekannte Stimme vertraut und leidenschaftlich zärtlich zu ihr spricht. Vor diesem Klang versinkt alles Andere.

„Hörst Du den Wind?" so fragt er flüsternd, zu ihrem Ohr hinabgebeugt, „hörst Du's, wie er drunten die Bäume bewegt? So klang er auch damals, an jenem Abend, weißt Du es noch? da wir als Kinder feierlich schwuren, im Leben immer beisammen zu bleiben. Die Bäume stehen am alten Fleck, der Herbstwind rüttelt ihre Kronen heute wie damals. Und wir, sag' es, Nelly, sind wir zwei denn Andere geworden?" — Seine Augen suchen die ihren. Tief und immer tiefer wollen sie ihr in den Grund der Seele tauchen.

Sie kann nicht anders, sie erwidert den Blick.

„Ja," spricht Heinz langsam, „wir sind noch die Gleichen, Du weißt es wie

ich. Wir gehören zu einander, unauflöslich, nur fester als früher. Denn wir haben es Beide bitter gelernt, daß wir getrennt nicht athmen können, daß einzeln Jeder ein Dasein führt, das nicht leben heißt. — Doch jetzt ist das vorüber!" — Er hebt das Haupt: „Du bist wieder da, bist bei mir, Nelly. Ich halte Dich und lasse Dich nimmer. Denn du bist mein! Mein Weib und mein Lieb! Mit Dir, nur mit Dir, kann ich ein echter Künstler werden; Dir zur Seite will ich dem alten Nonnengarten noch Ehre machen."

„Dem Nonnengarten Ehre machen" . . . Mit blasser Lippe spricht sie tonlos ihm seine letzten Worte nach. Ihre weitgeöffneten Augen blicken starr; in ihren gespannten Zügen malt sich ein Entsetzen, als sei das Gespenst aus dem Malerhäuschen, das vielbezweifelte, jetzt ihr erschienen.

Und plötzlich richtet sie sich empor. „Ja Heinz, Du mußt ein Künstler werden, ein großer Künstler! Versprich es mir. Du darfst nicht hier vergraben bleiben, Du mußt hinaus in die Welt, weit fort, mußt reisen, studiren. Gelobe mir, alle Deine Kraft daran zu setzen, daß einst Dein Name der lieben, alten Kinderheimat zu Stolz und Ehre gereichen soll."

Er sieht sie an: „Was ist Dir, Nelly?" Sie erscheint ihm verändert, größer und fremd, daß er sich ihr ferngerückt fühlt. „Sprich, was Du begehrst. Ich will nur, was Du willst. Du sollst mich führen, mußt mich lehren . . . "

Sie schüttelt den Kopf. „Gelobe es mir!"

Und er, ihre beiden Hände ergreifend: „Alles, Alles, was Du auch forderst! So wahr ich Dich liebe."

Sie hat sich von ihm freigemacht, ernst steht sie vor ihm. „Du wirst es halten, Heinz, das weiß ich. Wenn wir uns jemals wiedersehen, bist Du ein berühmter Maler und ich werde stolz sein, daß ich Dich kannte. Ich danke Dir. Und jetzt laß mich gehen."

„Nelly!"

„Mein Freund?"

„Das kannst Du nicht! Du wirst nicht fortgehen. Weshalb kamst Du, wenn Du mich so einsam wie früher lassen willst? Und Du selbst, wie wirst Du das Leben wieder ertragen, ohne mich? Du darfst es nicht, ich leide es nicht! Nelly, Nelly, geh nicht von mir! Ich kann Dich nicht missen, bleib, o bleib!"

Sie steht sonder Antwort. Erst da er versucht sie an sich zu ziehen, blickt sie auf zu ihm. „Heinz, Dein Wort!" Und halb von ihm abgewendet, daß er das Zittern ihrer Lippen, die Thränen zwischen ihren Wimpern nicht sehen soll, fährt sie leiser fort: „Du hast mir versprochen dem Nonnengarten, der uns Beiden gleich lieb ist, Ehre zu machen. Bin ich denn geringer als Du? Nein, Heinz, mein Leben mag noch so still und so klanglos verfließen, doch unserer alten, frohen Heimat Schande bringen, das soll es nicht. Auch Du kannst das nicht wollen. Deshalb laß mich gehen."

Es ist finster im Nonnengarten. Der Regen fällt, der Herbstwind fährt durch die Kronen der Linden, daß die welken Blätter schneller und schneller in dichten Wirbeln zu Boden stäuben. Knarrend schließt sich die kleine Pforte in der Hecke. Mit langsamen Schritten, unsicher, tastend kehrt Nelly zurück zu dem Haus ihrer Mutter. Der Kampf war hart, doch ihr blieb der Sieg. Ob sie kurz, ob sie lange Zeit fort war, sie weiß es selbst nicht. Wenn man ihr jetzt sagte, wie jenem Mönch von Heisterbach, daß hundert Jahre inzwischen vergingen, es würde sie kaum Wunder nehmen.

Denn in dieser Abendstunde ist das Kind in ihr erstorben, der Jugendtraum ward ausgeträumt. Die Frau, die morgen zu ihrem Gatten heimkehren wird, bringt ihm ein stilles, gefaßtes Herz mit. Es wird im Denken wie im Fühlen fortan zwischen seinen und ihren Jahren kein so tiefer, unüberbrückbarer Abstand mehr liegen. Die Erkenntniß, welche in Wahrheit das Alter von der Jugend scheidet, die Ueberzeugung, daß Entsagen Menschenloos sei, hat sie erlernt und den Muth der Entsagung hat sie bewiesen, beim Rauschen des Windes im Nonnengarten.

IV.

„Guten Morgen, Papa Mönkmann!“ rufen die Kinder zum Hause hinauf. Sie trippeln eilig durch den Schnee der Schule zu, es ist höchste Zeit. Die Väter, welche in entgegengesetzter Richtung in die Stadt, ihrem Berufe nachgehen, grüßen und beschleunigen gleichfalls ihre Schritte, da sie droben den weißen Kopf des alten Herrn am Fenster erblicken. Und durch die Luft, auf schnellen Flügeln die tanzenden, schwankenden Flocken durchkreuzend, schwirrt es herbei von allen Seiten, was an hungernden Wintervögeln die kahlen Baumwipfel ringsher bewohnt. Sie alle, die Menschen, wie die Thiere und wer nur je in seinem Nonnengarten war, sie kennen das Fenster und kennen den Alten.

Sein Nonnengarten! — kein Stein und kein Strauch von dem alten Besitz gehört ihm heute mehr zu eigen, nichts als die Bücher in der Kammer in welcher er zur Miethe wohnt; und doch spricht er so in seinen Gedanken. Es zuckt in all' den Falten und Fältchen um den Mund des alten Mannes, es blitzt in seinen gutmüthigen Augen wie ein Spottlächeln über sich selbst, aber er kann einmal nicht anders. Er denkt es wieder; indem er auf die fröhlichen Grüße, das Winken der Kinder aus „seinem“ Nonnengarten dankt, freut es ihn, nicht nur, weil sie ihm gut sind, sondern weit mehr weil sie in ihm allen den Mönkmanns, Vätern und Ahnen, die vor ihm waren, die gebührende Ehrfurcht erweisen. Die Spatzen und die Raben haben bald ihr lärmendes Mahl beendet. Sie flattern davon und Herr Mönkmann schließt sein Fenster. Er thut das mit gewichtigem Ernst, wie eine Pflicht. Drunten im Erdgeschoß das Hauses pflegt die Lehrerin, Fräulein von Tralau, sobald sie dieses Zeichen vernimmt, ihr Buch zu erheben: „Ich bitte um Ruhe, die Stunde beginnt!“ — Dietrich Mönkmann ist die Uhr vom Nonnengarten.

Wann er sein Fenster auf- und zumacht, wann er ausgeht, wann er heimkehrt, das hat Alles seit unvordenklichen Zeiten schon eine so feste Regel und Ordnung, daß die Nachbarn, besser fast als nach der Thurmuhr, die Stunden daran abzählen können. Ist er doch allein in der Welt, hat nicht Weib und nicht Kind, die ihm einen Tag seines Lebens schneller als den andern vergehen machen.

Jetzt putzt er die Brille mit sorglicher Vorsicht, jetzt rückt er den Schreibtisch sich näher an's Fenster, jetzt setzt er sich, breitet einen reinen, glatteingefalzten Bogen aus und schlägt zur Linken die Bücher auf, aus welchen er Auszüge machen will. Aber, wie einen jeden Morgen, bevor er zu arbeiten beginnt, erhebt er noch einmal den Blick zu dem kleinen Ausschnitt von Himmel und Bäumen, den sein niedriges Fenster umfaßt. Was er da draußen sieht, das giebt ihm täglich neue, täglich gute Gedanken, die ihm seine Studien begleiten. Heute schneit es. Der Himmel ist dicht und grau verhängt; die kahlen Zweige der Linden, die sonst vielzackig wie ein schwarzes Geflecht erscheinen, ragen gerade, weiß und groß in die trübe Luft hinaus. Leise und schonend, gleichwie die Zeit sich über alte Schmerzen breitet, hat der Schnee sein dichtes Gewand um Baum und Strauch und Zweige gelegt; er verbirgt die Unebenheiten, löscht aus, was krumm und unschön war, füllt die Lücken in der Mauer, deckt milde über die kleinlichen Schnörkel, die zackigen Spitzchen der alten Giebel seine ruhigen, feierlichen, weißen Hüllen. Und der Alte schaut lange der lautlosen Arbeit der emsigen Flocken zu, wie sie schwanken, wie sie fallen, wie sie jetzt vor seinem Fenster Schicht um Schicht ein rundlich weiches Kissen wölben. Er liebt den Schnee. Er fühlt ihn als zu sich gehörig; wie Andere nach Sommern, so pflegt er sein Leben nach Wintern zu zählen. Weit, weit dahinten, in der Zeit, die Keiner mehr kennt, als er allein, ist er einmal sehr glücklich gewesen, da ringsumher Alles weiß war wie heute. . . .

Sie trug an dem Tage ein dunkles Käppchen. In dem feinen langhaarigen Pelzwerk über ihrer Stirn wie um ihren Hals hingen die Schneeflocken, daß es aussah wie weiß durchstickt. Ihre Haut aber war noch weißer, erschien als das Leuchtendste und das Reinste in dieser Umrahmung, nur die sonst stets blassen Wangen waren vom Wind und von der Kälte rosig, apfelblüth zart durchhaucht. Da er, um die Straßenecke biegend, in allem Schnee sie so plötzlich vor sich sah und so schön und heiter blickend wie nie zuvor, verwirrte es ihn, daß er keines Wortes mächtig stehen blieb. Nicht einmal den Hut vom Kopfe zu nehmen besann er sich. Aber der Wind war höflicher als er in seiner Verlegenheit, der riß ihm recht unsanft, mit heftigem Stoß, seine Kopfbedeckung herunter und rollte sie gerade ihr vor die Füße. Und sie, mit schelmisch-fröhlicher Miene, bückte sich schnell danach, schneller als er; mit einer zierlichen Verbeugung reichte sie ihm den Hut zurück. Darüber kamen sie beide in's Lachen.

Der Wind blies so heftig um die Straßenecke her, daß man sich kaum

aufrecht halten konnte. Sie mußte weitergehen, quer über den Platz, er begleitete sie. Er sagte, wie lieb der Schnee ihm sei, und erzählte von Kinderstreichen und mancherlei lustigen Fährlichkeiten, die er vordem im Winter bestanden. Sie, immer mit demselben stillglücklichen Lächeln um die Lippen, nickte dazu: „Ja, auch ich will dem Schnee immer gut sein, von heute an."

Da er so neben ihr einherschritt, ohne nur um Erlaubniß zu fragen, pochte ihm denn doch sein Herz. Bei jeder Biegung, an jeder Ecke, fürchtete er, daß sie stehen bleiben werde, ihn zu verabschieden. Sie aber schien nichts dergleichen zu denken. Mit schnellen Füßen schritt sie immer weiter. Zuerst durch die großen, belebten Straßen, sie schien ihren Weg sehr genau zu kennen, dann durch eine stillere Gegend und zuletzt querfeldein. Damals hörte in jener Richtung die Stadt bald auf; wo jetzt vielstöckige Miethshäuser stehen mit endlos glänzenden Fensterreihen, dehnte sich kahler Wiesengrund, daß Wind und Schnee mit ungehinderter Gewalt den Wanderern in die Gesichter schlugen. Da sie hinaustraten aus der Straße waren sie Beide wie geblendet. Sie hatte ihre Augen schließen, sich einen Augenblick an seinen Arm halten müssen; er nahm den Schirm, den sie vor dem Sturm geschlossen hatte, er selbst trug keinen — und spannte ihn auf. Als er fragte, ob sie nicht lieber umkehren wolle, schüttelte sie lächelnd den Kopf. „O nein. Es ist so schön. Mir ist warm, Sie schützen mich ja. — Und dann erwartet man mich auch draußen. Mein Vormund," so fuhr sie ernster fort, „ließ mich zu sich rufen, ich muß zur bestimmten Stunde bei ihm sein."

Er meinte darauf in seiner etwas linkischen Weise, es sei doch recht unhöflich von einem Manne, daß er eine Dame bei solchem Wetter zu sich bescheide.

Und sie, zustimmend, mit strahlenden Augen: „Finden Sie? Würden Sie es nicht thun? Uebrigens kommt er sonst immer zu uns. Daß er mich heute allein sprechen will, in seinem Hause, ohne die Brüder, das muß etwas Wichtiges bedeuten und — so hoffe ich — etwas Gutes!"

Welche freudige Nachricht sie erwarte, wagte er nicht zu fragen. Sie sagte es auch nicht, sie schien mit ihren guten Gedanken vollauf beschäftigt. Dabei drangen sie muthig vorwärts. Manchmal mußte sie ihren kleinen Muff vor den Mund halten, um athmen zu können; ihre andere Hand hatte er in seinen Arm gezogen und sie, ohne Ziererei, ohne ein Wort, ließ sie dort, ging mit ihm im Schritt. Ringsumher die endlose Weite, ringsumher das Schneegestöber, sie zwei allein, unter dem Schirm, geschützt, geborgen, dicht aneinander, er mit ihr!

Daß er nicht da schon von seiner Liebe zu ihr gesprochen, hat er später nie begriffen. Aber als sie dahinschritten umfing ihn betäubend, zugleich mit dem Schnee, ein so wonnesames, märchenhaftes Glücksgefühl, daß es ihm Rede und Athem benahm. Seit Monaten, seitdem er sie kannte, hatte er sich gesehnt, danach getrachtet, davon geträumt, einmal, nur einen kurzen Moment, mit ihr allein zu sein, ohne die Knaben, ihre Brüder. Nun er

es war, und sie wie eine gute Freundin neben ihm herging, hatte er plötzlich Alles was er ihr sagen gewollt, so ganz vergessen, als hätte der Schnee die beweglichen Worte fortgelöscht aus seinem Gedächtniß. Auch sie bezeigte nicht Lust viel zu plaudern.

Einmal nur, da der Wind eine Secunde stiller geworden, wandte sie ihr Gesicht zu ihm. „Weshalb erschraken Sie vorhin, als Sie mich an der Ecke trafen?"

„Weil . . . weil ich eben an Sie gedacht, Fräulein Magdalene." Weiter brachte er nichts hervor. Sie sah von ihm fort. Und in ihre Wangen hinauf stieg eine Blutwelle, bis in die Schläfen, das feine Ohr selbst färbte sich rosig. Aber wie ihre Augen blickten, ob gütig, ob unwillig, konnte er nicht sehen. Es war nur ein paar Schritte weiter, da hielt sie inne.

„Hier wohnt mein Vormund," sagte sie, auf ein hohes eisernes Gitterthor deutend, „hier also muß ich Ihnen danken, daß Sie mich so weit begleitet haben. Es war hübsch von Ihnen. Ich hoffe, Ihr Rückweg wird nicht so schlimm sein. Guten Abend, mein lieber Freund." Mit dem lieblichsten, sanften Neigen des schlanken Halses grüßte sie ihn, wandte sich und schlüpfte eilig durch die verschneite Pforte hinein.

Sie hatte ihm ihren Schirm gelassen! — Er mußte sich an einem der Stäbe des Gitters halten, so schwindelte ihm vor dem Gedanken, daß sie, vielleicht, es gern sehen könnte, wenn er bliebe . . . Nein, o nein, das war ja undenkbar. Sie hatte einfach den Schirm vergessen. Aber bleiben wollte er doch.

Er stellte sich unter einen Baum, etwas abseits, daß man ihn vom Hause aus nicht bemerken konnte. Den Regenschirm hatte er zugespannt. So stand er mit verschränkten Armen und ließ sich einschneien. Er blickte empor in die dunklen, schweren Wolken, die auf das kahle Gezweig ihm zu Häupten niederhingen: ihm war nicht kalt, die Oede umher dünkte ihn nicht traurig und die Zeit des Wartens nicht lang. Er hatte so viel zu denken und träumen!

War es denn wahr und war es denn möglich, daß sie den Weg mit ihm gegangen, so vertraut wie mit einem Freunde? Bis heute hatte keine Miene, kein Ton ihrer Stimme jemals es ihn nur ahnen lassen, daß sie so lächeln, so froh blicken könne. Seit sie im Herbst desselben Jahres mit ihren vier jüngeren Brüdern in den Nonnengarten gezogen war, seit er Magdalene dort zum ersten Mal gesehen hatte, seitdem hatte er sie lieben müssen. Sie war eine Waise, das älteste Kind eines Mannes, der kurz zuvor sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte und unter viel häßlichem Gerede aus dem Leben gegangen war. Dietrich Mönkmanns Vater aber — er lebte dazumal noch mit demselben in dem großen Vorderhause, in welchem das alte Handlungsgeschäft seiner Vorfahren fortgeführt wurde — sein Vater also, dem die kaufmännische Ehre als das oberste Lebensgesetz galt, sprach nur mit geringschätzender Verachtung von dem ihren. Nach dem Maßstab der Welt war

der junge Mönkmann wohl dem Mädchen überlegen. Er selber aber empfand desto tiefer den unendlich weiten Abstand zwischen ihrer verfeinert edlen, vornehmen Art und seinem ungeschickt geraden Wesen. Er dünkte sich so gering neben ihr, daß er bis heute kaum gewagt, seine Augen zu ihr zu erheben. Sie waren an Alter ziemlich gleich; aber während er die Jahre, seit er erwachsen war, in derselben Umgebung, immer auf dem selten Comptoirbock, schlecht und recht damit hingebracht hatte, seinem Vater zu Gefallen ein leidlich guter Geschäftsmann zu werden, um alles Andere in der Welt, um Kunst und Wissen sich wenig kümmernd, hatte sie in dem gleichen Zeitraum gelernt, gelesen, gedacht und gelitten. Und Leiden reift. Es war ein Zug um ihre Lippen, der von bekämpften Schmerzen erzählte. Es war eine Milde in ihrem Blick, wenn sie mit den Brüdern sprach, wie die einer Mutter, die für ihre Kinder geduldig, theilnahmvoll, heiter sein kann und die doch ihr Ich, ihr eigenstes, sorgentiefes Sein, für sich behält. So hatte er sie still verehrt und hatte geglaubt in ihren Augen nie etwas Anderes sein zu können, als eben ein guter Genosse der Brüder. Durfte er denn mehr hoffen? War's nicht zu vermessen?

Der Schnee zog in weißen Wirbeln vorüber, vom Winde getrieben. Und ihm, der still an den Baum gelehnt stand, ihm tanzten im Hirn tausend neue Gedanken, holde Bilder, heiße Wünsche, stürmisch und wechselnd. Er sah noch immer vor seinem Geiste das sonnige Lächeln, mit dem sie vorhin ihn begrüßt, das weiche Neigen ihres Hauptes, mit dem sie von ihm Abschied genommen; der warme Ton ihrer leicht verschleierten Stimme klang ihm im Ohr: „Es war hübsch von Ihnen. Guten Abend, mein lieber Freund . . ." Selbst den Druck der kleinen Hand meinte er auf seinem Arme noch zu spüren.

Aber indessen seine Phantasie sich also rückschauend in holdseliges Erinnern, erwartend in köstliches Hoffen verlor, blieben all' seine Sinne wach, gespannt, aufmerksam horchend auf ihr Kommen. Die Unterredung mit dem Vormund dehnte sich aus. Wenn es nur Erfreuliches war, was jener ihr mitzutheilen hatte! Ihm bangte. Der kurze Wintertag ging schon zu Ende, eine farblos graue Dämmerung senkte sich nieder, da klang endlich die Thür. Langsam näherten sich schleppende Schritte. War sie es denn? In dem trüben Lichte unterschied er die schlanke Gestalt, doch ging sie gebeugt, er konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Schon war sie halb an ihm vorüber . . .

„Fräulein Magdalene," begann er. Da hob sie den Kopf. Und mit Entsetzen in ihre entgeisterten Züge starrend: „Magdalene!" rief er, „was ist geschehen? Um Gotteswillen, was that man Dir?"

Sie versuchte zu lächeln. Aber die Lippen zuckten so schmerzlich, daß ihm darob beinah die Thränen in die Augen kommen wollten. „Ich wußte nicht, daß Sie hierbleiben würden. Das hätten Sie lieber nicht thun sollen. Ich will jetzt nach Hause, es muß wohl schon spät sein, ich . . . Leben Sie recht wohl, Herr Mönkmann." Das sprach sie Alles mit einer Stimme, die wie abwesend klang, kraft- und tonlos und ohne ihn dabei anzusehen.

Sie wollte augenscheinlich allein gehen. Doch es war, als ob ihr auch dazu die Kräfte fehlten; denn da er sagte: „Ich habe denselben Weg wie Sie," fand sie nichts mehr einzuwenden. Sie gingen die gleiche Straße zurück, die sie gekommen, aber das Verhältniß der Beiden war ein anderes geworden. Vorhin war sie die Führende, er folgte ohne zu fragen wohin. Jetzt kannte er seinen Weg. Er leitete sie, daß ihr Fuß nicht im Schnee versinke, er lieh der Schwankenden seinen festen Arm zur Stütze; es schien fast, als sei er durch das Bewußtsein, daß sie seines Schutzes bedürfe, körperlich auch größer geworden. Denn wie vorhin zu ihrer lächelnden Hoheit empor, so sah er jetzt nieder auf das geneigte, kummerschwere, heißgeliebte, holde Haupt. Sie sprachen kein Wort auf dem ganzen Wege. Der Sturmwind, der vorhin sie zusammengebracht, pfiff den Zweien ein lautes Lied, das jeder von ihnen nach seinem Sinne sich auslegen konnte: wenn es ihr wie Verzweiflungsstöhnen schmerzlich in's Ohr drang, so klang es ihm fast wie Jubelgesang. Und als sie am Ende ihres Heimwegs, von der breiten Straße aus in den Thorweg des alten Mönkmann'schen Hauses einbogen, da wollte der übermüthige Wind noch einmal sein Spiel mit ihnen treiben, er packte den Schirm, der sie schützen sollte, bog ihn, knickte ihn und stülpte ihn um, daß Dietrich all' seine Kräfte brauchte, ihn und zugleich seinen Hut festzuhalten. Nur daß jetzt Beide darüber nicht lachten.

Bis zu dem Hause, in welchem Magdalene wohnte, dem zweiten in der Reihe des Nonnengartens, gingen sie schweigend. Hier zog sie die Hand aus seinem Arm und wollte hinein. Er aber schüttelte den Kopf. Er hatte sich ihrer Stimmung gefügt, er hatte kein Wort zu ihr gesprochen draußen im Sturm. Aber nun mußte sie ihm folgen, sollte ihn hören. Er ließ sie nicht los. Unter den Linden führte er sie den Weg hinab, drunten, wo ob der ununterbrochen weißen, gleichmäßigen Decke, welche heut Land und Wasser verhüllte, nur der alte Weidenstamm gleich einem warnenden Finger ragte, da hielt er inne, da stand er mit ihr. Es war still hier, geschützt und windlos. Er nahm ihre beiden schlanken Hände und kehrte sie zu sich und sah ihr in's Antlitz. — „Magdalene! Vorhin haben Sie mich Freund genannt. Wenn ich das sein darf, wenn Sie mir gut sind, ein wenig nur, müssen Sie mir jetzt sagen, was Ihnen ist. Ich will es wissen, auf daß ich Ihnen, als Ihr Freund, beistehen, Ihnen helfen kann."

Ihre feinen Lippen bebten. Der Mond war droben aus den Wolken hervorgekommen, daß jetzt die Beiden bei seinem Schein einander deutlich erkennen konnten. Sie hob die Augen auf zu ihm. „Ja, Sie haben ein Recht, das von mir zu begehren. Vielleicht thut's mir auch wohl, es Ihnen zu sagen, aber zu helfen ist nicht dabei. — Meine Ahnung war richtig, der Vormund hat mich rufen lassen, mir mitzutheilen, wie ich gehofft, daß der Hauptgläubiger meines Vaters auf seinen Anspruch verzichten wolle. Er will auch die Anderen veranlassen, daß sie einem Vergleich zustimmen, daß also von unserem Namen die Schande genommen werde. Und meinen Brüdern

die Mittel schaffen, um zu lernen, sich auszubilden, das Alles will derselbe Mann. Ist es nicht gut? ist es nicht edel? So sagen Sie's doch!" — Es blitzte unheimlich in ihren Augen.

„Magdalene . . ."

„Sie sind bestürzt," unterbrach sie ihn, „ob so viel Großmuth? Wie werden Sie staunen, wenn Sie erst hören, was mir der Vormund noch weiter enthüllte, daß dieser nämliche, hochgestellte, reiche Mann seinen Wohlthaten die Krone aufsetzt, indem er das Kind seines schlechten Schuldners der unerhörten Ehre würdigt, sie zur Gattin zu begehren."

„Magdalene!" schrie er auf.

„Sie finden das nicht groß und erhaben? Sie begreifen nicht, wie das arme Mädchen ob dieser Nachricht verstummt und erstarrt, aller ihrer Sinne baar ward? Sie sind glücklich, Sie wissen es nicht, wie dies verlassene Geschöpf den günstigen Zufall segnen muß, der ihr die Möglichkeit gewährt, ohne Schande und frei von Schulden zu leben. Sie wissen es nicht, wie thöricht es ist auf Besseres zu hoffen, zu träumen, zu wünschen, was doch nie sein kann, weil's eben zu schön ist und weil das Leben ist, wie es ist."

Er hörte kaum, was sie mit dieser tonlos harten, fremden Stimme vor sich hinsprach. Er nahm noch einmal ihre Hände, die sie ihm entzogen hatte. „Fräulein Magdalene", sagte er, und er zwang sich möglichst ruhig zu sprechen; „ich beabsichtige Ihres Vaters sämmtliche Schulden aufzukaufen. Ihr ältester Bruder tritt in unser Haus, von morgen ab. Und für die jüngeren werde ich gleichfalls Sorge tragen. Ich bin reich wie jener, bin majorenn, seit zwei Monaten; ich kann's und ich will es. Meine Bedingung, meine einzige Bedingung, Fräulein Magdalene, ist, daß wenn Sie einmal, künftig, wann immer es sei und wer immer es sei, einen Menschen lieb haben sollten, Sie zu mir kommen, es mir zu vertrauen, auf daß ich für ihn auch sorgen darf."

Sie sah ihn eine Secunde lang wie geistabwesend an. „Das sieht Ihnen ähnlich," sagte sie leise. Und dann, urplötzlich, er begriff kaum, wie ihm geschah, hatte sie ihre Arme heftig ihm um Hals und Nacken geschlungen, drückte sie die thränenfeuchte, kühle Wange an die seine und küßte ihn auf beide Augen. „Dich habe ich lieb," flüsterte sie an seinem Halse leidenschaftlich, mit halb erstickter, schluchzender Stimme; „Dich, Dich allein und Keinen sonst. Denn Du bist der beste, hülfreichste, liebste, gütigste Mensch, den ich je gekannt; selbstlos, so wie alle Anderen selbstisch. Weißt Du's denn nicht längst schon? Begriffst Du's denn nicht, was mich vorhin so selig machte, die Hoffnung, daß wenn jene Schande von mir genommen, wir einst einander lieben dürften? Nein, sei nicht so froh. Was nützt es denn, daß wir Beide jetzt wissen, wie gut wir uns sind! Es kann ja doch nichts daraus werden. Dein Vater, das Geld . . . Laß mich gehen Dietrich, — es wird ja doch nimmer und nimmermehr wahr."

Er aber hielt sie in seinen Armen und ließ sie nicht von sich. Dei-

Wind schwieg still, der Schnee fiel lautlos um sie her zu Boden. Er küßte auf ihren bebenden Lippen jedes Wort des Zweifels zur Ruhe, er sah ihr in das thränenbleiche, vom silblernen Mondenlicht überströmte, unsäglich schöne Angesicht. „Nicht wahr werden? Es ist schon wahr! Und kein Mensch, und wär's auch mein Vater, kann es mir stören, dies Glück, das über alles Begreifen, das über Wünschen und Sehnen hinausgeht —"

Die nahe Thurmuhr schlägt. Der Alte an seinem Schreibtisch neben dem Fenster horcht auf und richtet sich in die Höhe. Draußen schneit es ruhig weiter. Und ihm erfüllt das Glücksgefühl noch wärmend das Herz. Ihm ist, als wäre es vor wenigen Stunden, gestern gewesen, daß er mit Magdalene drunten, jung, im Schnee unter der Weide am Flußrand stand. Was zwischen damals liegt und heute, das ist ihm versunken, der eine Abend nur lebt fort, die Jahre seitdem erscheinen ihm als nichts mehr denn ein langer, grauer, trüber, ereignißlos stiller Wintertag. Als an jenem Abend der junge Dietrich nach Hause gekommen, trunken, schwindelnd in seinem Glücke, da hat ihn an der Schwelle schon die Kunde empfangen, daß sein Vater plötzlich erkrankt, vom Schlage gerührt sei, ob einer Nachricht, die für das Haus Mönkmann den Ruin bedeutete. Statt der Geliebten beizustehen, mußte er jetzt seine Kräfte daran setzen, den eigenen Namen vor Unehre und vor Schmach zu bewahren; wo er ihr hätte helfen wollen, da wußte er kaum sich selber zu retten. Magdalene sollte Recht behalten: es ward nichts daraus.

So blieb er denn einsam, der letzte der Mönkmanns, der um seiner Pflicht willen der Liebe entsagt, der Hab und Gut darangegeben, des alten Hauses Ruhm und Namen rein zu erhalten. Als die Firma wieder fleckenlos dastand, löste er sie auf. Es war ja Keiner, der nach ihm kam, Keiner, für den er zu erwerben begehrte, zu sorgen brauchte. Arm und bescheiden zog er sich zurück und lebte seitdem mit Studien beschäftigt, von welchen sie ihm einst gesprochen, im Nonnengarten unter dem Dache, das wenn auch nur einen Winter lang, ihm die Liebste beherbergt hatte.

Auch heute, nachdem ihm also der Schnee den kurzen Glückstraum vor Augen gezaubert, erhebt sich der Alte, pünklich wie einen jeden Morgen, da er die Thurmuhr schlagen hört. Er nimmt Hut und Rock, bedächtig steigt er die ausgetretenen, knarrenden Stufen seiner steilen Treppe hinunter. Wenn hinter ihm die Hausthür in's Schloß fällt, sagt wieder die Lehrerin zu den Kindern: „Spielt jetzt, es ist Frühstückszeit." Und jubelnd stürzt sich die junge Schaar, durch ihn erlöst, ihm nach in's Freie.

Die Hände mit dem Stock auf dem Rücken, das Haupt nach oben, mit den Augen den Wolken folgend, so wandelt er mit gleichmäßigen Schritten, nicht schnell und nicht langsam, wie jeden Tag, den Weg dahin, bis zu dem Thorbogen des alten Hauses, in welchem er geboren ward. Er blickt voll Theilnahme hinaus auf das Getriebe der Menschen, die dort auf der breiten Straße in Wind und Wetter vorübereilen. Dann macht er Kehrt und athmet auf in der wohlthuenden Stille unter den schneebeladenen Linden

und schreitet weiter bis an den Fluß. Die Kinder sind ihm nachgelaufen, sie hängen sich an seine Hände, an die Schöße seines altmodischen Rockes. „Papa Mönkmann, nimm uns mit, wir haben Dir so viel zu erzählen!" Er nickt und lächelt und hört ihnen zu. Ein Menschenleben ist nicht freudenleer, das noch an Wolken- und Vogelflug, an Kinderstimmen sich ergötzt.

Drunten am Flußrand, neben der Weide, rastet er eine kurze Weile. Wie mit kosender Hand fährt er über die knorrige Rinde des alten Baumes. Und dann geht er heim, mit den Kleinen plaudernd, denen er Freund und Vertrauter ist. Sie nehmen ungern Abschied von ihm. Denn sobald er droben in der Kammer wieder an seine Arbeit zurückkehrt, wird ihre Schule auf's Neue beginnen.

Die alten Mönkmanns vom Nonnengarten erlöschen mit ihm; es währt wohl nicht lange mehr, bis auch der Greis in die Grube hinabsteigt. Dann bleibt keine Spur von seinem Wesen, als nur ein freundliches Erinnern in Kinderherzen, das vor dem Ernst des wirklichen Lebens erblassen wird, wie der Schnee vor den ersten warmen Strahlen der Sonne von der Erde fortschmilzt. Nach jenen werden andere kommen, die nichts von ihm wissen. Immer andere und immer mehr und immer neue junge Menschen im Nonnengarten, die hoffen und träumen, wie er einst gethan, und von denen viele, ach, wie viele! ihres Jugendsehnens goldige Ziele nimmer erreichen. Doch, ob sie auch sich fügen müssen, entbehren, entsagen lernen wie er, wer einmal, eine einzige Secunde lang nur, glücklich gewesen, wer ein volles, echtes Glück, wie er es drunten im Schnee am Flußrand in seinen Armen gehalten hat, je sein genannt, der ist gefeit gegen Leid und Entbehren, der hat nicht umsonst gelebt.

Gustav von Moser.

Von

Paul Lindenberg.

— Berlin. —

Sie wollen die Wette aufnehmen, Kamerad?" — „Ja, es gilt, einen Korb Sect!" — „In acht Tagen und persönliche Bekanntschaft?" — „Ja, in acht Tagen!" — „Und kein flüchtiges Zusammentreffen, kein großes Vorgestelltsein?" — „Nein, wie ich behauptet, eine richtige Bekanntschaft, wenn auch natürlich keine ganz intime — na, Sie wissen ja, was ich meine!" — „Angenommen also: Die Herren hier sind feierlich geladen, heute in einer Woche den silberbehelmten Producten der Madame Cliquot alle Ehre zu erweisen!"

Uebermüthig lachend hatten die anderen Offiziere den Verlauf des Wettgesprächs verfolgt. „Na, mein lieber Kamerad," sagte jetzt ein älterer Hauptmann zu dem schlanken Jägerlieutenant, der die Wette abgeschlossen, „Sie werden einen höllisch schweren Stand haben, es ist ein Blitzmädel, die Kleine, hat Race, hat Schneid', wir haben hier schon Alles versucht, sie kennen zu lernen, näher selbstverständlich, aber es war nichts. Sie wissen ja, wie diese Theaterfestung durch verschiedentliche Außenforts beschützt wird!"

Ja, er wußte es, der Wettende, daß man nur schwer zu der kleinen hübschen Soubrette vordringen konnte, er hatte auch schon mancherlei Experimente deshalb unternommen, aber der Weg zu den Coulissen war mit tausend Hindernissen verlegt und die ärgsten derselben bestanden in den corpulenten Figuren einiger Stadtverordneten und Stadträthe, die, da das Theater unter dem Protectorate des Magistrats stand, besonders eifersüchtig darüber wachten,

daß kein Unberufener das Reich der Schminke und des Puders betrete. Aber trotzalledem und alledem, der junge Offizier hatte guten Muth und hoffte, die in so später Nachtstunde abgeschlossene Wette zu gewinnen, wie? das wußte er freilich selber noch nicht, aber zuversichtlich zupfte er an dem kleinen Schnurrbärtchen und setzte guten Muths das Glas an seine Lippen. Zum Wetter, er hatte doch nicht vergebens bei der Garde gestanden, hatte doch nicht vergebens schon so manchen Herzenssturm siegreich ausgeführt, um hier, in der Provinzialstadt, in Görlitz, wohin ihn vor kurzem das Machtwort seines ehemaligen Commandeurs verschlagen, so schnell den Rückzug blasen zu müssen! — Nein, nein, das durfte nicht geschehen, nimmermehr, so leicht konnte er nicht seinen guten Berliner Ruf verscherzen, er mußte alle Minen springen lassen, um die Wette zu gewinnen!

Das war jedoch leichter gedacht wie gethan! Dies merkte erst am nächsten Tage der Offizier, als er sich ruhigen Blutes überlegte, auf welche Weise er die Wette gewinnen könnte. Direct hingehen zu der Schauspielerin konnte er doch auch nicht, das wäre lächerlich gewesen, nein. Witz mußte die Sache haben, originell mußte sie angefangen werden — aber wie, aber wie?! — Ruhelos in seiner Stube auf- und abschreitend, sann und grübelte er nach und überlegte immer von neuem alle Finessen der Liebestaktik. Wie wäre es, wenn er es machte, wie die Schwester eines seiner Berliner Kameraden, die sich einst die Husaren-Uniform ihres Bruders angezogen und dadurch ein pikantes Abenteuer erlebt hatte, wenn er sich etwa als Dame costumirte und sich in dieser Verkleidung der Schauspielerin näherte? Schade wäre es freilich um den hübschen Schnurrbart, der fallen müßte; aber nein, nein, die Idee war überhaupt nicht auszuführen, er mußte etwas anderes ersinnen.

Doch der lustige Streich der Schwester seines Freundes wollte ihm nicht aus dem Kopf, wie oft hatte er schon darüber gelacht, wie oft, wenn er im Theater gesessen, bedauert, daß er ihn nicht einem Lustspieldichter mittheilen konnte, er wäre wie geschaffen zu einem übermüthigen Schwank. Halt — und er blieb dabei plötzlich stehen, wenn er diesen Schwank schriebe, wenn er selbst diesen Plan ausführte? So sehr schwer konnte es doch nicht sein, er hatte ja in Berlin das Theater oft genug besucht, mit großer Vorliebe sogar, vielleicht waren ihm die Musen hold!

Das Ganze erschien ihm wie ein kleines pikantes Abenteuer, frisch darauf los, wie es sich für einen flotten Jägerlieutenant ziemte. Einige Stunden emsigen Arbeitens — und das Theaterstück war fertig, und nun eingepackt und an die Direction geschickt; wurde es angenommen, so war sogleich die Bekanntschaft mit der Soubrette gemacht, denn für sie war die Hautrolle bestimmt, jener „weibliche Husar", wie das Stückchen betitelt worden war, und dem Autor durfte doch wahrlich nicht der Weg zu den Coulissen versagt werden! Wenn der Schwank überhaupt zur Aufführung gelangte, so mußte dies natürlich anonym geschehen, aber dem Director nannte der Ver-

fasser in dem Begleitschreiben seinen Namen: „Gustav von Moser, Seconde-Lieutenant im Schlesischen Jäger-Bataillon No. 5."

Einige bange Tage vergingen für den so plötzlich zum Lustspieldichter gewordenen Offizier, dann aber, eines schönen Morgens, traf die glückbringende Antwort ein: der kleine Schwank war acceptirt worden und sollte zum ersten Male gelegentlich des bevorstehenden Benefizes der vielumworbenen Soubrette in Scene gehen! — Bald machte denn auch der Sohn des Mars und der Thalia die persönliche Bekanntschaft der hübschen Schauspielerin, die ihm — unbewußt — für später eine gute dramatische Lehre gab, denn als er sich bei ihr erkundigte, wie ihr das Stückchen, das sie gerade in der Hand hatte, bei der Lectüre gefallen, meinte sie: „O ganz gut, nur an einzelnen Stellen ist es zu lang."

„Dann kürzen wir doch," meinte der Verfasser, „hier ist ein Bleistift."

„Schönsten Dank," lautete die Antwort, „der würde uns zu lange aufhalten, hier, Stecknadeln sind nützlicher." Und zum großen Erschrecken des Dichters heftete sie immer gleich mehrere Seiten zusammen, und zwar diejenigen, die nach seiner Meinung die effectvollsten Stellen enthielten!

Die Wette war also gewonnen, und der „Weibliche Husar" wurde — es war im Jahre 1856 — mehrfach im Görlitzer Stadttheater aufgeführt, mit recht gutem Erfolge, obgleich wohl ein Theil desselben auf das persöliche Conto des Autors zu setzen war. Der schriftstellernde Lieutenant dachte wohl zunächst kaum selbst daran, daß er noch weiter für die Bühne schaffen würde, aber er hatte doch von der süßen Frucht des Beifalls gekostet, und diese seltene Speise hinterläßt einen verlockenden Nachgeschmack, den nach einem neuen, einem größeren Gericht davon!

Gustav von Moser war ungefähr dreißig Jahre alt, als er auf so ungewohnte Weise sein Talent zum Lustspieldichter entdeckte. Am 11. Mai 1825 als der Sohn eines Majors in Spandau geboren, also „indirecter Berliner", genoß er seine Erziehung im Berliner Kadettencorps, zu gleicher Zeit übrigens mit A. von Winterfeld. In jenen Jahren glücklicher Kadettenlust, wo der Muth ebenso groß war wie die Spannkraft des Magens und wo die weitbuchtigen Taschen gelegentlich der Pagendienste bei der Königin Elisabeth häufig mit heißwillkommenen Leckereien gefüllt wurden, fand bereits Moser's erstes Zusammentreffen mit dem kürzlich verstorbenen General-Intendanten von Hülsen statt. Als nämlich der erstere einst als Kadett, mit einer Kuchendüte beladen, aus einer Conditorei trat, vergaß er einen vorübergehenden, hochaufgeschossenen Gardeoffizier zu grüßen. „Heda, Sie, Kadett, warum haben Sie nicht gegrüßt?" „Ich bitte um Entschuldigung, ich habe Sie nicht gesehen!" „Ach was, nicht sehen, werde Sie zur Anzeige bringen!" Die Anzeige geschah zwar nicht, aber der Kadett erfuhr doch den Namen des Offiziers, der ihm einige erwartungsvoll-bange Stunden verursacht hatte. Zwei Decennien darauf konnte Moser eine kleine Revanche nehmen. Als nämlich in den 60er Jahren der „Moderne Barbar" im

„Wallner-Theater“ mit vielem Glück häufig wiederholt wurde, traf Herr von Hülsen den Dichter einst Unter den Linden. Gern, so führte er im Laufe des Gesprächs an, hätte er den „Modernen Barbaren“ im Schauspielhause zur Aufführung gebracht, aber wegen der lächerlichen Figur des Alfred von Horst wäre es ihm beim besten Willen nicht möglich gewesen. Wenige Wochen nun darauf wurde irgend eine größere Wohlthätigkeits-Vorstellung im Schauspielhause arrangirt und auch mehrere Mitglieder des „Wallner-Theaters“ wirkten in derselben mit. Was aber brachten sie zum Schrecken Herrn von Hülsen's zur Darstellung? Den „Modernen Barbar“!

Nach Absolvirung des Kadettenhauses trat Moser als blutjunger Lieutenant in das Garde-Jäger-Bataillon ein und genoß das großstädtische Leben in vollen Zügen. Eine ernstere Zwischenpause bildete das wild gährende Jahr 1848, wo das genannte Bataillon activ eingreifen und an mehreren Straßenkämpfen theilnehmen mußte. Mitte der 50er Jahre wurde Moser in das zu Görlitz garnisonirende Jäger-Bataillon versetzt, quittirte aber bald nach seinem ersten Bühnen-Erfolge die militärische Laufbahn, da er sich vermählt (mit der ebenso liebenswürdigen wie geistvollen Mathilde von Reißwitz) und seinen Wohnsitz auf dem Gute seines Schwiegervaters, Holzkirch bei Lauban in Schlesien, genommen hatte. Wenn er aber auch des Königs Rock ausgezogen und den Degen an die Wand gehängt hatte, im Herzen war er doch stets ein forscher, ein flotter Soldat geblieben, das hat er noch lange Jahre darauf bewiesen, indem er die Abbilder seiner Kameraden auf die Bühne brachte.

Das Theater hatte es ihm doch angethan, wenn er auch vorläufig keine Zeit fand, sich näher mit den neckenden Geistern der Lustspielmuse einzulassen, denn mit vollem Eifer hatte er sich der Landwirthschaft gewidmet. Im Herbst jedoch und namentlich im Winter, wenn vom Isergebirge her die Stürme herniederbrausten und den einsamen Gutshof umtobten, dann traten sie ein, die Figuren des Theaters, die humoristischen Gestalten, denen der emsige Gutsverwalter bereits im Leben begegnet, sie gruppirten sich um seinen Schreibtisch, auf dem die Wirthschaftsbücher aufgeschlagen lagen und auf dem in schöner Reihe all' die lobenswerthen Werke über Viehzucht und Düngung und Butterbereitung standen, sie verneigten sich mit komischer Grandezza und rückten näher, immer näher, bis der vorwitzigste von ihnen das Rechnungsbuch mit langen Zifferreihen zuklappte und an seine Stelle einige Bogen weißen Papieres legte, und um sich von dem Spuk zu befreien, ergriff endlich der Bedrängte die Feder und zeichnete mit all' ihren Merkmalen die sonderbaren Gesellen auf und in ihren Kreis mischten sich noch mancherlei andere gute Bekannte und Bekanntinnen, von letzteren besonders kokette Wittwen und schalkhafte Backfische, auch junge Frauen, im Liebes- und Ehespiel wohlerfahren. Und siehe da, aus der ganzen bunten Gesellschaft entstanden einige kleinere einactige Lustspiele, „Moritz Schnörche“, „Er soll Dein Herr sein“, „Wie denken Sie über Rußland“, und „Ein moderner Barbar“. Zaghaft

nur wurden sie in die weite Welt hinausgelassen, aber sie fanden gute Aufnahme und klopften nicht vergeblich an die sonst so beharrlich verschlossenen Thüren der Directionen, sogar in das „Wallner-Theater" zog 1859 „Moritz Schnörche" ein und seine Antritts-Visite fand großen Beifall.

Ein guter Anfang war gemacht, aber die Fortsetzung folgte vorläufig nicht. 1862 war der Schwiegervater Moser's gestorben und letzterer mußte nun allein die Verwaltung des umfangreichen Güter-Complexes übernehmen und sich jetzt ernstlich mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen vertraut machen. Die schriftstellerischen Arbeiten verschwanden mehr und mehr, der emsige Landwirth legte die Feder ganz bei Seite und holte sie nur zu den nöthigen Briefen oder zur landwirthschaftlichen Buchführung hervor.

Die lustigen Kobolde aber, die sich doch noch hin und wieder einstellten, scheuchten vor der sorgenvollen Stirn ihres ehemaligen Lieblings zurück, sie sahen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen war, doch gaben sie ihre Hoffnung nicht auf, sie wußten aus Erfahrung, daß, wer erst einige Federn für die Bühne zerschrieben, derselben doch mit Haut und Haar für die Zukunft sich verschrieben hatte — on revient toujours à ses premiers amours! Und richtig, die Zeit kam, zwar erst nach einer sechsjährigen Periode, aber sie kam doch, und mit größerem Muth wie je vorher widmete sich Moser der Lustspielmuse, und er that recht daran, denn er erntete bald bessere Lorbeeren mit seinen Bühnen- als mit seinen landwirthschaftlichen Arbeiten.

Verschiedenen Einactern: „Ein Stoff von Gerson", „Wenn man Whist spielt", „Vernachlässigt die Frauen nicht", „Kandels Gardinenpredigten", folgten größere Arbeiten und zwar griff hier zunächst Moser auf sein erstes Stück „Ein weiblicher Husar" zurück, zu welchem er zwei weitere Aufzüge hinzuschrieb und den Schwank als „Eine Frau, die in Paris war" auf eine erfolgreiche Bühnenwanderung schickte.

Trotz des Beifalls aber, den seine lustigen literarischen Kinder fanden, verhehlte sich Moser nicht, daß ihm doch noch mancherlei an der vollen Kenntniß der Bühnentechnik fehlte und daß er, da er nicht in directer, lebhafter Verbindung zum Theater stand, nur schwer und langsam die nöthigen Erfahrungen sammeln würde. Er versprach sich daher viel von dem Zusammenarbeiten mit erprobten Bühnenautoren und knüpfte nach dieser Richtung hin mancherlei Verbindungen an. So zogen denn verschiedene Gäste mit bekannten und unbekannten Namen auf dem Gutshofe in Holzkirch ein, es kamen Benedix, Kalisch, L'Arronge und noch manch' Andere, die sich gern den idyllischen Sommeraufenthalt an einem der lieblichsten Fleckchen Schlesiens gefallen ließen. Neben der gemeinsamen Arbeit fehlte es nie an Zerstreuungen, man ging auf die Jagd, fischte, ritt, machte Ausflüge zu den herüberlugenden dunkelbewaldeten Iserkämmen und stattete auch manchen Besuch dem benachbarten Böhmen ab. Nebenbei wurden verschiedene größere Werke fertig, — oder auch nicht fertig!

Es sind oft kleine Lustspiele für sich, jene Erlebnisse, welche Moser

damals mit seinen possen- und schwankbeflissenen Gästen durchmachte, und manche Episode mag später dem Gastgeber zu einem wirksamen Scenenvorwurf gedient haben.

Da kam zum Beispiel auf Mosers Einladung ein Schriftsteller zu ihm, dem Moser den Plan zu einem abendfüllenden Lustspiel unterbreitet und der von diesem als ausgezeichnet befunden worden war. Moser brannte auf die Arbeit und hoffte, daß man mit derselben sofort am Tage nach der Ankunft des werthgeschätzten Collegen beginnen könnte. Als er diesen Vorsatz andeutete, hieß die Antwort: „Jawohl, natürlich, sehr gern, aber erst, lieber Freund, müssen Sie andere Gardinen an diese Fenster machen lassen, bei dieser Beleuchtung kann ich unmöglich schreiben."

Die Gardinen wurden also ab- und andere angemacht. Nun wenigstens, dachte Moser, können wir den Federkiel schwingen. Aber leider nein, der Autor war gewöhnt, sich seinen Kaffee selbst zu kochen, wahrscheinlich um besondere Inspirationen zu empfangen, und da er in seinem Junggesellen-Heim an eine sogenannte Sturz-Maschine gewöhnt war, wurde ein derartiges Exemplar aus Berlin verschrieben. Als dieses angelangt, brannte dem Herrn Collegen die Lampe nicht hell genug, folglich erst Abänderung beim nächsten Klempner, dann standen die Möbel in seinem Zimmer schlecht, darauf gab es noch dies und das, kurz, durch immer neue Quärgeleien und Quängeleien verstrich weit über eine Woche, ohne daß Dintenfaß und Feder je in die Versuchung gerathen wären, ihren Beruf zu erfüllen. Endlich aber waren alle Wünsche des Gastes berücksichtigt und es konnte nun an die Arbeit gegangen werden. Man hatte verabredet, daß der Berliner Schriftsteller nach dem von Moser entworfenen Scenarium den ersten Act ausarbeiten, und daß nach seiner Fertigstellung Moser ihn eventuell umändern und verbessern sollte. Nach einigen Tagen wird Moser von dem Collegen gerufen, da ihm dieser den ersten Aufzug vorlesen will. „Aber ehrlich die Meinung sagen, ganz ehrlich," bittet jener noch vorher. Die Lecture beginnt, der ersten Scene folgt die zweite, der zweiten die dritte. Der Autor sieht immer über die Blätter hinweg fragend seinen Zuhörer an, der keine Miene verzieht. Nach einigen weiteren Scenen sagt der Vorleser vorwurfsvoll und stirnrunzelnd: „Aber Sie lachen ja nicht, es ist doch ein Lustspiel!" „Ich kann mich doch nicht zum Lachen zwingen," meint Moser. „Na warten Sie nur, in den nächsten Scenen . . ." Die nächsten Scenen kamen, aber den Zuhörer ließen sie vollständig kalt, fast apathisch. „Sie lachen ja noch i m m e r nicht?!" fährt endlich der Vortragende auf. „Gefällt Ihnen denn meine Arbeit nicht?" „Aufrichtig: nein! Aber —," jedoch von einem „aber" war keine Rede mehr, der entrüstete Autor packte seine Sachen zusammen und reiste noch am selben Abend ab.

Ein anderer Mitarbeiter hatte eine besondere Passion für die Malerei. Holzkirch liegt allerliebst, von fern schaut die Schneekoppe herüber und der nahe Queis durchplätschert mit seinem silberhellen Wasser die idyllischesten

Triften und Waldungen. Das war denn dem literarischen Farbenkundigen gerade recht, früh bei Sonnenaufgang war er im Freien und bereicherte die Blätter seines Skizzenbuches, statt die auf seinem Schreibtische liegenden weißen Bogen zu füllen, und bald nach der Mittagsmahlzeit flog er wieder aus, um bis Sonnenuntergang an irgend einem versteckten Fleckchen zu sitzen und dabei Baumschatten und Sonnenreflexe abzuconterfeien. Machte Moser aber eine leise, nicht mißzuverstehende Andeutung, so lautete die Antwort: „Morgen, Liebster, morgen, sehen Sie nicht die Wolken da am Himmel, es wird Regen geben, da kann ich nicht hinaus, Sie werden erstaunt sein, wie rasch ich dann arbeite!" Aber leider, es kam nie der prophezeite Regen!

Ein dritter Lustspiel-Compagnon, auf den Moser besondere Hoffnungen gesetzt, las einst in einem alten Schmöker der Gutsbibliothek, daß in der Nähe von Holzkirch ein großer Schatz, aus dem dreißigjährigen Kriege stammend, vergraben wäre. Seit jenem Zeitpunkt hatte er keine Gedanken mehr für das gemeinsame Lustspiel, er dachte nur an die Gold- und Silberbarren, welche ungehoben im Schooße der Erde ruhten, und ließ denn auch mit Bitten und Drängen nicht eher nach, bis Moser eine kleine Expedition ausrüstete, um den Schatz zu gewinnen. In nächtlicher Stunde machte man sich auf den Weg und erreichte den vermeintlichen geheimnißvollen Punkt. Die mitgenommenen Arbeiter setzten ihre Schaufeln und Hacken in Bewegung, und während sie das Erdreich untersuchten, unterzogen Moser und sein Gefährte die Flaschen vorräthe einer eingehenden Inspection. Sie waren glücklicher wie die Arbeiter, denn diese fanden nichts, die literarischen Schatzgräber dagegen fanden in ihrer animirten Stimmung den Stoff zu einem neuen Lustspiel, das später allerdings seinen Verfertigern auch keine Schätze einbrachte.

Der vierte Mitarbeiter „brannte" Moser einfach durch und zwar wegen gekränkter Eitelkeit! Er weilte im Herbst in Holzkirch, gerade zur Zeit der Jagden: obwohl kein Jüngling mehr, galt er noch immer als ein Liebling der Frauen und speciell bestach sein Exterieuer, denn er verstand die große, geheimnißvolle Kunst, „sich anzuziehen", so gut wie selten Einer. Er kannte alle Toilettenpfiffe, durch welche man der Natur zu Hülfe kommt, und er hatte es auch nöthig, da er eigentlich durchaus nicht das war, was er so brillant zu scheinen verstand — nämlich: ein schöner Mann! So wußte er beispielsweise seiner Körperlänge, die einige Zoll zu wünschen übrig ließ, durch abnorm hohe Absätze, welche von schlau geschnittenen Beinkleidern maskirt wurden, sehr erfolgreich nachzuhelfen. Also der Schriftsteller sah immer „patent" aus und hatte sich auch — seine Mittel erlaubten ihm das — zu den Jagden ein Costüm mitgebracht, das bei aller praktischen Thätigkeit und scheinbaren Anspruchslosigkeit mit raffinirtester Koketterie gebaut war. Man kann sich denken, wie kläglich die übrigen Herren der Jagdgesellschaft mit ihren in Sturm und Wetter erprobten Anzügen neben ihm abfielen. Das war aber dem literarischen Bonvivant gerade recht, denn er wollte gefallen, gerade **diesmal** gefallen, gerade **einer** gefallen, die er in der Residenz

nur flüchtig kennen gelernt, die er jetzt jedoch im Hause seines Gastfreundes, in welchem sie viel verkehrte, näher kennen zu lernen hoffte. Die Dame war eine stolze, unnahbare Schönheit, aber der elegante Lustspieldichter rechnete auf den ungezwungenen Verkehr des Landlebens, nicht zum wenigsten auch auf die oft erprobte Macht seiner durch Schuster und Schneider so vortheilhaft gehobenen Persönlichkeit. Und der Schneider hatte diesmal, wie gesagt, Wunder gethan, der Jagdanzug saß entzückend, aber der Schuster! Dieser unglückselige Kerl von einem Schuster hatte die Stiefel zu klein gemacht und nach mehreren Tagen heldenmüthig ertragener Qualen muß sich der Schriftsteller bequemen, wenigstens für die Jagd ein Paar ganz große Schuhe seines Wirthes, der stets über mehrere Dutzend von Stiefeln verfügt, anzuziehen. Scheußlich! Die Dinger sitzen gräßlich, machen ihn auch um mehr als einen Zoll kleiner, aber was soll er thun? Glücklicher Weise wird ihn die angebetete Frau von L. nicht in diesem Aufzuge sehen, denn im Wald wird er ihr doch nicht begegnen und im Hause zieht er sofort wieder die mitgebrachten Lackstiefel an. Mit diesem Trost im Herzen und den fürchterlichen Schuhen an den Füßen zieht er fröhlich in den Forst, den Fasan zu jagen, und das Glück scheint ihm hold, denn kaum im Revier, entdeckt er ein prachtvolles Exemplar dieses schmackhaften Vogels, freilich noch außer Schußweite, aber wenn er nur einige dreißig Schritte heranschleichen könnte, dann wollte er wohl — verdammt, das dürre Laub raschelt und die großen Stiefel knarren, a bah, fort damit, er streift sie ohne Mühe ab und schleicht auf den Strümpfen geräuschlos näher, legt an, schießt, trifft und sieht den Fasan, der nur angeschossen ist, auffliegen und an hundert Schritte weiterflattern, bis er in's Dickicht stürzt. Er schickt den Hund hinein, läuft selbst mit und findet nach kurzem Suchen den feisten Hahn, der unterdessen seinen letzten Flügelschlag gethan. Das fängt ja heute prächtig an, monologisirt der literarische Nimrod, während er den Fasan an die Jagdtasche knüpft und den Weg aus dem kleinen Gehölz zurücksucht, um seine Schuhe wieder anzuziehen, denn es wird ihm schon kühl, und wie lächerlich er aussieht, wenn ihn so Jemand sähe, etwa Sie, um Gotteswillen, dann lieber noch in den scheußlichen Schuhen seines Wirthes! „Aber wo stehen denn die Dinger? — Hier war's doch? — Oder nicht? Der Teufel, ich weiß eigentlich gar nicht — Flick, suche doch meine Stiefel, meine Stiefel — verdammte Situation!" Und Herr und Hund suchen und finden die Stiefel nicht, und nach manchem vergossenen Schweißtropfen und vielen Flüchen entschließt sich der Lustspieldichter, auf den Strümpfen nach Hause zu hinken. Glücklicher Weise ist's nicht weit, und wenn er hinten durch den Garten geht, begegnet er gewiß keiner menschlichen Seele. Und so scheint's auch zu sein, denn er ist schon ungesehen bis in die kleine Allee gekommen, nur noch wenige Schritte von der Hintertreppe entfernt, jetzt biegt er scharf um die Ecke und — steht zwei Damen gegenüber, die im Gespräch auf ihn zukommen, die Frau des Hauses und — o all' ihr Götter! — sie, Frau von L. Und da giebt's keine Flucht und keine Versenkung, kurz, keine

Rettung vor der Lächerlichkeit, er muß stillhalten, denn die Damen stehen schon vor ihm, und die kurzsichtige Hausfrau, die den Zustand des Aermsten nicht einmal bemerkt, stellt ihn ihrer Freundin vor, der junonisch gebauten Frau, die jetzt mit mühsam bekämpftem übermüthigen Lächeln auf den fassungslosen Courmacher herabblickt, der ohne Absätze und Korkeinlagen noch um drei Zoll kleiner erscheint als sonst. Einige Entschuldigungen, einige leere Phrasen — und der Schriftsteller flüchtet in das Haus, um sofort seine Sachen zu packen und noch am selben Nachmittage abzureisen. Und Mann und Lustspiel sah man niemals wieder!

Trotz dieser humoristischen Erfahrungen mit seinen Mitarbeitern waren jene Jahre sehr glückbringende für Moser, denn das „Stiftungsfest", welches zum Theil nach „bekannten lebenden Mustern" gearbeitet ist, die „Sonntagsjäger", „Der Registrator auf Reisen", „Ultimo" und so manches andere ausgelassene Stück trugen den Namen ihres Verfassers fast über ganz Deutschland. Und von nun an trat keine Ruhepause mehr ein; der „Veilchenfresser" machte überall seine gern gesehene Aufwartung, der „Hypochonder" marschirte hinter seinem leichtfertigen Gesellen her, die „Kranke Familie" kurirte durch ihre Komik manchen griesgrämlichen Zuschauer, die „Versucherin" erprobte ihre Künste, „Harun al Raschid" unternahm seine pikanten Streifzüge und der „Bibliothekar" wurde zu spiritistischen Kunststücken herangezogen. Dann, nachdem Moser lange genug allein gearbeitet, fand er in Franz von Schönthan einen neuen unternehmungslustigen Genossen, mit dem ein Hauptwurf: „Krieg im Frieden" gelang und mit dem ferner auch der „Zugvogel" und „Unsere Frauen" vollendet wurden. Neuerdings ist Otto Girndt der literarische Gast Moser's und mit ihm entstand die „Sternschnuppe", die von den verschiedensten Bühnen gern willkommen geheißen wurde.

Wie mit seinen Mitarbeitern, so machte Moser auch die sonderbarsten Erfahrungen mit seinen Stücken. Der „Hypochonder" zum Beispiel fand die beifallreichste Aufnahme in ganz Norddeutschland, weit weniger dagegen im Süden unseres Vaterlandes; in Frankfurt a. M. warfen einzelne Blätter dem Verfasser vor, „daß er als früherer preußischer Gardelieutenant in dem Stück demokratische Einrichtungen habe lächerlich machen wollen". Als „Harun al Raschid" an die Bühnen versandt worden war, schrieb Director Maurice aus Hamburg an den Autor, daß er den Schwank gern zur Aufführung bringen möchte, aber es müßte doch Dies und Jenes geändert werden, da einzelne Stellen zu frivol wären. Am nächsten Tage langte ein Schreiben aus Wien an, in welchem die Direction des „Stadt-Theaters" Moser ersuchte, einige Drollerien und ausgelassene Scenen in den Schwank einzufügen, in seiner jetzigen Gestalt wäre er doch etwas zu monoton! Moser that wohl das Beste, was er thun konnte: er sandte Maurice's Brief an die Direction des Wiener Stadt-Theaters und der letzteren Brief an Maurice bei Jedem bemerkend, er glaube hiernach die richtige Mitte eingehalten zu haben. Der Première des „Bibliothekars" in Posen wohnte ein bekannter

Berliner Theater-Director bei. „Nein," meinte er nach dem Schluß, „das Stück ist für meine Bühne unbrauchbar, würde kaum fünfmal gegeben werden!" Im Berliner Schauspielhause reichten dann die Wiederholungen an die Ziffer hundert heran! Recht unglücklich fiel einmal das persönliche Urtheil eines Bühnenleiters aus den Reichslanden aus. Moser saß mit ihm und einem anderen Schriftsteller, dessen dramatische Werke früher unter einem Pseudonym in die Welt gingen, in einem vornehmen Berliner Restaurant zusammen; der Autor war dem Director jedoch nur unter seinem wirklichen Namen vorgestellt worden; bald nun kam das Gespräch auf die Erfolge der Saison und der Director klagte, wie wenig einzelne Stücke, die von der Berliner Presse mit großem Geschrei angepriesen worden waren, bei seinem Publikum „eingeschlagen" hätten. „So zum Beispiel," fährt er fort, „mit dem vielgerühmten Lustspiel: ‚Der Mann voller Geist'. Es fiel gänzlich ab, gänzlich ab." Moser erschrickt, denn sein Nachbar, der ein recht sauersüßes Gesicht machte, war ja der Verfasser des genannten Werkes, und als dieser sich später entfernte, theilt er es dem verdutzten Director mit. „Lieber Himmel," sagt jener, gewissermaßen entschuldigend, „es war ja nicht das einzige schlechte Machwerk, das wir aus Berlin bekommen. Besser wie die Posse „Drei Monate nach Dato" war es noch immer!" „Und erinnern Sie sich nicht, von wem dieses Stück ist?" „Nein, der Name haftet mir nicht im Gedächtniß." „Sinnen Sie nicht erst nach — es ist von mir!"

Seit einer Reihe von Jahren hat sich Gustav von Moser von der eigenen Bewirthschaftung seines Gutes zurückgezogen und dieselbe einem Pächter überlassen. Er bewohnt seitdem eine behagliche Villa in Lauban, dicht am Fuße des Steinberges gelegen, des hübschesten Punktes der kleinen alterthümlichen Stadt. Die Aussicht von hier auf das zu unseren Füßen liegende Queisthal und auf die sich langhin ausstreckenden Höhenzüge des Iser- und Riesengebirges ist ganz herrlich und mit aufrichtiger Freude weilt der Blick auf diesem prächtigen Stückchen Erde. Im Hintergrund ziehen sich weit ausgedehnt die blauen Conturen der schlesischen Berge entlang, vor uns dehnen sich in mannigfaltiger Abwechselung Wälder und Felder, Thäler und Hügel aus und hier und da schimmern aus grünen Blätterhainen die rothen Ziegeldächer eines Dörfleins hervor. Freundliche Spaziergänge führen von dem Berge zu dem Moser'schen Heim hinunter, in welchem man sich vom ersten Augenblick an behaglich und wohl aufgehoben fühlt. Die sämmtlichen Räume durchweht die schwer definirbare Luft der Gemüthlichkeit, der Herzlichkeit; da ist nichts Ueberladenes und Prunkhaftes, nichts Aufdringliches und „Originelles", nirgends wird man durch Büsten, Bilder, Andenken und ähnliche Ausschmückungen daran gemahnt, daß man sich in der Wohnung eines Schriftstellers befindet, der bisher so mancherlei werthvolle Auszeichnungen erfahren. Ueberall trifft man auf eine anheimelnde Vornehmheit, der richtige Ausdruck des Moser'schen Wesens und Charakters.

Das Prädikat, welches man fast allen Moser'schen Stücken zuertheilen

muß, daß sie nämlich liebenswürdig und unterhaltend sind, das muß man auch dem Dichter selbst voll und ganz ertheilen. Mit dem feinen tactvollen Wesen des vollendeten Cavaliers verbindet er die Vorzüge des begabten Schriftstellers; er ist auf dem literarischen Markte stets au fait und plaudert offen und ehrlich über die Vorzüge und Schwächen seiner Bühnen-Concurrenten. Der Neid, den so manche, und darunter nicht unberühmte, Dramatiker über bessere Stücke, als wie sie bisher geschrieben haben, empfinden, liegt ihm vollständig fern, und er motivirt seine Neidlosigkeit dadurch ganz richtig, daß gerade durch eine größere Anzahl wirklich guter Bühnenwerke die Theaterlust des Publikums angeregt und gepflegt wird und hierdurch naturgemäß auch die übrigen Autoren profitiren. Hand in Hand mit dieser Neidlosigkeit geht Moser's Bescheidenheit, er weist alle überschwänglichen Lobpreisungen zurück, denn er kennt die Grenzen seines Talentes ganz genau und überschätzt niemals sein Können; an sich ist Moser sicherlich ein beneidenswerth glücklicher Mensch, der, gewissermaßen unbewußt zum Lustspieldichter geworden, dem Schicksal dankbar ist für jeden neuen, ihm zu Theil werdenden Erfolg und der durchaus nicht hadert und sich grollend zurückzieht, wenn einmal der Beifallssturm ausbleibt. Es giebt ja noch mehr der guten Einfälle, der lustigen Scenen, denkt er, wenn nicht diesmal, so vielleicht das nächste Mal!

Mit diesem Maß muß die Bühnenthätigkeit Moser's gemessen werden und nicht von der hohen Zinne der literarhistorischen Kritik herab. Lächelnd sagte einst Moser zu einem Schriftsteller: „Wenn Sie über mich schreiben wollen, so vergessen Sie ja nicht, folgende Phrasen einlaufen zu lassen: ‚Was ihm an positivem Wissen und tiefer Empfindung abgeht, ersetzt er durch Oberflächlichkeit.‘ Ferner: ‚Die Leichtfertigkeit, mit der er das Unwahrscheinliche wahrscheinlich werden läßt, scheint aus seiner Dienstzeit als Jägeroffizier herzustammen, da die leichte Waffe Alles möglich macht!‘ Lassen Sie sich diese Sätze nicht entgehen, sie sind wirksam und scheinen sich immer zu bewähren. Ich habe das schon sehr oft in Würdigungen meiner literarischen Thätigkeit gelesen!“

Moser selbst stellt an seine Werke keinen anderen Anspruch, als daß sie erheitern, als daß sie einige Stunden angenehm verkürzen sollen; er würde jedenfalls herzlich darüber lachen, wenn man von ihnen einen ethisch wirkenden Nachhall verlangte.

Die ganze Richtung, welche von Beginn an Moser's Bühnenthätigkeit durchweht, kennzeichnet sich in dem bekannten Resultat der Zusammenarbeit mit Roderich Benedix. Beide wollten gemeinsam ein Lustspiel schreiben: das Stiftungsfest. Zunächst ging die Arbeit ganz gut von Statten, dann stellten sich Differenzen ein, die mehr und mehr mit dem Fortgang der Handlung zunahmen, bis endlich ein Jeder für sich ein Stück allein schrieb. Benedix wollte ein Lustspiel in der literarischen Bedeutung des Wortes ausführen, mit sorgsamem Scenenaufbau, mit moralischer Tendenz, mit streng geregeltem

Dialog. Moser auch ein Lustspiel, aber mit schwankhaften Episoden, mit lustigen, wenn auch nicht immer streng motivirten Scenen, mit flotter Conversation — die Zuschauer sollten lachen, je mehr, desto besser, auf irgend eine Tendenz kam es ihm nicht an. Und das Publikum entschied sich für Moser, sein „Stiftungsfest“ fand jubelnde Aufnahme und steht noch heute auf dem Repertoire der Theater, Benedix' „Stiftungsfest“ wurde kühl abgelehnt und verschwand sofort.

Moser legte sich wohl damals die Frage vor, welchen Weg er einschlagen sollte: den sorgsam gepflegten und durchaus nicht leichten der Benedix-schen Muse, der gewiß in das Conversationslexikon und in die Literaturgeschichten führte, oder den amüsanten, vom Tagesbeifall stets neubelebten Pfad des frohsinnigen Schwankes, der noch einen leisen Nachschimmer von Kotzebue und einen Beigeschmack der neuen französischen dramatischen Schule hatte und der sein Ende im lauten Beifall einer lachlustigen Menge fand. Moser's ganzes Naturell drängte dem letzteren Wege zu, noch schwankte er, „Ultimo“, „Der Elephant“ und „Hypochonder“ standen noch an der Grenzscheide, dann ließ er das Schifflein mit lustigen Wimpeln in dem beifallreichen Fahrwasser dahinsegeln.

Trotz alledem haben Benedix und Moser so Manches gemeinsam. Beide schildern niemals brennende Tagesfragen, sociale Probleme, sie nehmen ihre Stoffe meistens aus dem alltäglichen Leben, sie zeichnen uns Figuren, die wir kennen, Handlungen und Scenen, in denen wir uns schon befunden haben oder leicht befinden können. Nun aber kommen die Abweichungen: Benedix ist stets deutsch, wen und was er uns vorführen mag, er schildert uns deutsche Sitten und Charaktere, deutsches Leben und deutschen Handel und Wandel, in seinen Vorzügen und Schwächen, stets lebenswahr und selbst in seinen Fehlern sympathisch. Moser ist Kosmopolit, vierzehn Jahr jünger wie Benedix, nahm er die neueren gesellschaftlichen Strömungen in sich auf, das Leben in den Gesellschaften und Salons, auf Bällen und im Manöverterrain, im Spielclub und in den vornehmen Restaurants der Hauptstadt, eben das Leben unserer Gesellschaftskreise, das von nationalen Eigenthümlichkeiten gegen früher viel verloren hat und in Zukunft noch mehr verlieren wird. Auch das Philisterthum ist Moser vertraut, er hat köstliche Typen aus demselben gezeichnet, aber sein eigentliches Steckenpferd ist es doch nicht; aus dem Leben der kleinen Stadt kehrt er stets gern zu dem der großen zurück, da fühlt er sich besonders wohl und vertraut.

Ein eigentliches Vorbild hat Moser beim Beginn seiner literarischen Laufbahn nicht gehabt, dafür hat sich jedoch im Laufe der Zeit so mancher Schüler bei ihm eingefunden, der dem Meister viel abgelernt. Moser griff stets keck und forsch zu, ohne langes Ueberlegen und Besinnen, und diese Methode hat er bis heut behalten. Er arbeitet mit sorgloser Leichtigkeit, die neuerdings noch zugenommen hat; wenn ihm der erste Wurf nicht gelingt, nun, so schadet es nichts, wahrscheinlich gelingt dafür der zweite, der dritte.

Den Dialog, die Zeichnung der Personen handhabt er mit überraschender Eleganz, eine sorgsame Berechnung auf den Erfolg verschmäht er, er vertraut weit mehr seiner glücklichen Hand, seiner richtigen Empfindung für das Humorvolle, für das Drastische, als einer fein ausgeklügelten Tiftelei. Daher erklärt sich auch seine ihm häufig vorgeworfene schnelle Productionsweise, die eine Novität nach der anderen fördert und von denen so manche auftaucht, um schnell wieder zu verschwinden. Mit besonderer Liebhaberei widmet sich der Dichter den Schilderungen aus dem Soldatenleben, und auf diesem Gebiet hat er neuerdings seine größten Erfolge erzielt. Diesen Stücken — neben dem „Veilchenfresser" vor allem „Krieg im Frieden" — sprechen wir auch eine größe Bedeutung zu; Moser hat in ihnen echte Typen des deutschen Offizierstandes gezeichnet, in ihrem ganzen Ton, in der ganzen Färbung vortrefflich gelungen. Freund Reif von Reiflingen ist ein wahres Musterexemplar, ein liebenswürdiger Schwerenöther, ein großer Damenheld, ein „charmanter Kerl" durch und durch, daneben aber auch ein pflichtgetreuer Offizier, ehrenhaft vom Scheitel bis zur Sohle, „schneidig" wo es nur darauf ankommt. Moser hat ganz entschieden den weitesten, namentlich aus den unteren Ständen sich rekrutirenden Kreisen eine andere, bessere Meinung vom deutschen Offizierstande beigebracht, wie dieselben bisher hatten; es ist ja bekannt, daß in den meisten Lustspielen und Possen vorher namentlich der „preußische Lieutenant mit affectirtem Gardeton" eine lächerliche Rolle gespielt hat. Mit „Krieg im Frieden" ist Moser jedenfalls auf seiner Schaffenshöhe angelangt, seine Schaffensfreudigkeit hat durchaus nicht nachgelassen, möchte sie noch lange währen und uns noch oft genug erheitern, wir wollen ihm gern dankbar für jede vergnügte Stunde sein. Ein flüchtiger Rückblick auf seine literarische Thätigkeit zeigt uns ja, wie oft Moser zur Belustigung seiner Zeitgenossen beigetragen, wie häufig er die Sorgen ihnen vertrieben, und wer die Besten seiner Zeit lachen gemacht, der hat zwar nicht gelebt für alle Zeit, aber der hat doch wenigstens viel für seine Zeit gethan!

Die Wege nach dem Orient und Indien.

Von

Anton Memminger.

— Würzburg. —

Vorderasien war die große Heerstraße, auf welcher die Völker des Ostens ihren Einzug über die ägäische Inselwelt nach Europa bewerkstelligten. Aber wie die amerikanischen Einwanderer ihre Blicke unentwegt auf Europa richten, schauten die Pelasger und Helenen rückwärts nach den Landen, von dannen sie gekommen waren, nach den reichen Stromlandschaften am Euphrat und Tigris und darüber hinaus nach den Gestaden des Indus und Ganges. Der geheimnißvolle Drang, welcher den Nordländer nach dem Süden zieht, trieb die Bewohner des östlichen Mittelmeerbeckens nach dem Osten. Die eigenthümliche Gestaltung ihrer Wohnsitze, der Mangel an schiffbaren Flüssen und die Nähe des Meeres wiesen die Phönizier wie die Griechen auf das Meer. Die tief in's Land dringenden Buchten, die Richtung der Meeresbusen und die regelmäßige Abwechselung von Luftströmen begünstigten die Schifffahrts-Unternehmungen nach Arabien und Indien.

Dieses Land war von jeher ein Hauptziel der Culturvölker, welche als die Träger unserer Civilisation gelten. Selbst die alten Aegypter traten mehrere Male aus ihrer Abgeschiedenheit heraus und Diodor berichtet des Bestimmtesten, daß König Ramses der Große (1388—1322 vor Christus) bis an den Ganges vordrang. Auch versuchte er es, den Canal von Suez zu bauen, aber die Ausführung dieses Planes blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Siebenhundert Jahre nach Ramses unternahm König Neku eine

größere Expedition nach dem Süden, wobei wahrscheinlich Afrika umsegelt wurde. Er bediente sich dabei phönizischer Schiffe. Die Phönizier waren damals die hervorragendsten und thätigsten Vermittler der Völkerverbindung vom indischen bis zum atlantischen Ocean. Sie hatten ihre Handelsniederlassungen am persischen Meerbusen wie in dem südöstlichen Winkel des Schwarzen Meeres, gerade dort wo heute die Russen die große Handelsstraße der Zukunft ausmünden lassen — in Batum. Von da setzten sie nach dem entgegengesetzten Ufer, nach der Mündung des Borysthenes, des heutigen Dnieper über und gelangten zu Lande nach den Küsten der Ostsee, woher sie den kostbaren Bernstein bezogen. Ganz die nämliche Richtung verfolgt der moderne Handel Rußlands auf seiner Route von Odessa nach Riga einerseits und über Batum nach dem persischen Meerbusen andererseits. Ja die Phönizier bezeichneten sogar die Wege, auf denen die Europäer mit Amerika bekannt wurden; es steht fest, daß sie die kanarischen Inseln besiedelt haben und wahrscheinlich ist, daß sie auch die Faröerinseln und Island, also jene Etappe gekannt haben, von denen aus Erich Rauda zweitausend Jahre später in Grönland landete, wie Columbus weitere fünfhundert Jahre später über die kanarischen Inseln den Weg nach dem mittleren Amerika entdeckte.

Trotz der erfolgreichen Ausbeute, welche die Silberbergwerke Spaniens, die Zinngruben der britannischen Inseln und die Bernsteinlager an den Küsten der Ostsee lieferten, trotz der bestrickenden Mythen, mit welchen die Phantasie das westliche Ende der damaligen Welt ausstattete, blieb Indien das Land der Sehnsucht, der merkwürdigsten Wunder und der zahllosen Märchen. Das rothe Meer und die Karawanenstraße über Palmyra (Syrien) bildeten die Wege, auf welchen die Phönizier seit Jahrhunderten den Handel mit Indien und Arabien vermittelt hatten, bis König Salomo in Ezion-Geber am rothen Meere selbst eine Flotte baute und gemeinschaftlich mit dem phönizischen König Hiram die aus der Bibel bekannten Fahrten nach Ophir, dem westlichen Küstenlande Indiens, unternahm.

Ueberhaupt zeigt die vergleichende Geschichtsforschung, daß der Handel schon lange vor dem uns genauer bekannten historischen Zeitalter die spätere Richtung vorschrieb. So gab es schon unter dem ältesten Culturvolk Italiens, demjenigen der Etrurier, eine heilige Straße, welche über die Alpen nach der Nord- und Ostsee führte und den Güteraustausch unter den anwohnenden Völkerschaften vermittelte. Das Gleiche gilt, wie wir schon bemerkt haben, von den Handelswegen, die von der Nordküste des Schwarzen Meeres durch das skythische, jetzt russische Tiefland nach der Ostsee führten. Noch wichtiger waren die Karawanen- und Wasserstraßen, mittels deren vom Tanais, dem heutigen Don, ein reger Verkehr durch die Steppenländer mit den Völkerschaften des mittleren und östlichen Asiens unterhalten wurde. Zu ihrer höchsten Bedeutung gelangten aber diese Handelsstraßen erst mit dem Zeitpunkte, da der Jahrhunderte dauernde Kampf zwischen den rivalisirenden Griechen und

Phöniziern sich zu Gunsten der ersteren zu entscheiden begonnen. Die Griechen drängten die Phönizier aus ihren Gewässern und von ihren Gestaden zurück, sie erweiterten durch Eroberungen und Colonisationen ihre Machtfülle und das Absatzgebiet ihres Gewerbefleißes und als die Phönizier in Gemeinschaft mit ihren persischen Bundesgenossen zu einem letzten vernichtenden Schlage ausholten, gingen die Griechen als Sieger aus den Kämpfen hervor. Alexander der Große endlich eroberte Tyrus, zerstörte es und gründete an der Mündung des Nil, wo bereits seit längerer Zeit griechische Handelsfactoreien blühten, die Stadt Alexandria, welche als Emporium des indisch-europäischen Handels die reichste und blühendste Capitale Afrikas, der Mittelpunkt der Civilisation des Alterthums wurde. Alexander vernichtete durch seine Feldzüge die Herrschaft der persischen Könige und zog mit seiner siegreichen Armee bis in das Fünfstromland Indiens hinab, freilich um hier umzukehren und zu sterben.

Die Expeditionen Alexanders brachten eine vollständige Revolution in Handel und Wandel, in der handelspolitischen und wirthschaftlichen Entwickelung Griechenlands und Vorderasiens hervor. Während dieses ungeachtet der nachfolgenden Wirrnisse und Kriege, namentlich in Folge der lebhaften Entwickelung des Land- und Seehandels mit dem Abendlande Centralasien, Indien, Arabien und Aegypten die frühere Blüthe der griechischen Colonien in Kleinasien theilweise noch überragte, büßten die Handelsstädte in Griechenland, die einen mehr, die anderen minder rasch ihren alten Ruf und Reichthum ein. Nur Korinth, wo die von Rhodus her kommenden Schiffe landeten und den Landhandel nach dem Peloponnes und dem nördlichen Griechenland seinen Ausgangspunkt beibehielt, und die megarensische Colonie Byzanz, das spätere Konstantinopel, vermochten ihre Stellung als Stapelplätze des Handels noch lange Zeit zu behaupten. Das Schwergewicht des Verkehrs war eben nach Asien hinüber verlegt worden. Dort auf dem ausgedehnten Raume mit seinen wechselnden Gestaltungen des Bodens, welcher die Producte aller Klimate erzeugte, eröffnete sich unter Alexander und dessen Nachfolgern ein weites Feld der Speculation. Wohl waren die uralten Stätten der Cultur am Euphrat und Tigris in Trümmer zerfallen und der Wüstensand bedeckte meilenweit den fetten Marschboden des Stromlandes. Wohl war der goldgesättigte Paktolus am Versiegen und die Schatzkammer des sprüchwörtlich gewordenen Krösus bereits zu den antiken Mythen gelegt. Aber mit der Vernichtung des Reiches der Achämeniden sproßte neues Leben aus den Ruinen, und längs den belebten Karawanen- und Heerstraßen entstanden Städte, die an Zahl und Wohlhabenheit ihrer Bewohner den mächtigen Residenzen der babylonischen und assyrischen Könige gleichkamen, die noch vor Kurzem so berühmten Handelsstädte Griechenlands aber durch den Glanz des Reichthums und die Vorzüge ihrer gewerblichen Arbeit alsbald übertrafen. Diese Umwälzung vollzog sich um so schneller, als die Auswanderung aus den griechischen Städten und Landschaften sich nach Osten, statt nach dem Norden und Westen wandte. So erhielt die gealterte Cultur

Asiens durch diejenigen Völker eine Anfrischung, welche die Elemente ihrer Civilisation, die Grundlagen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe von eben dorther bezogen hatten.

Wer wollte es leugnen, daß diese ganze großartige Revolution des Productions- und Wirthschaftssystems hauptsächlich eine Folge der veränderten Wege nach Centralasien und Indien war! Während vordem der Handel nach und aus diesen Ländern auf verschiedenen Land- und Wasserstraßen sich zersplitterte und unter der Rivalität der meerbefahrenden Nationen, welche sich als Todfeinde bis zur Vernichtung concurrirt und befehdet hatten, großen Hindernissen und Störungen begegnete, stand mit einem Male neben der Wasserstraße durch das rothe Meer nach Indien der beste und natürlichste Ueberlandsweg über Syrien und Mesopotamien nach dem persischen Golf und den centralasiatischen Handelsplätzen einem Volke zur ungehinderten Benützung offen, welches durch die Höhe der Cultur, seinen Unternehmungsgeist, die technischen Kenntnisse, die finanziellen Kräfte, die Fülle der Machtmittel und die colonisatorischen Eigenschaften alle übrigen Nationen überragte. Die griechischen Ansiedelungen reichten schon unter Alexander von der lybischen Wüste bis zum Indus und sicherten den Besitz der großen, weiten Räume einem einzigen Volke. Und dieses Volk that sein Mögliches, um die im Lande und der Natur geborgenen Schätze fruchtbar zu machen; die zahlreichen Einwanderer hoben das Gewerbe und die Bodenproduction, und so kam es, daß neben dem Durchgangshandel ein sehr bedeutender localer Verkehr sich entwickelte. Der wachsende Wohlstand einer zahlreichen und thätigen Bevölkerung begünstigte das Werden und Wachsen der großen Städte, an denen entlang sich die Welthandelsstraßen hinzogen. Rhodus, welches vermöge seiner Lage die Küsten des Festlandes nach zwei Seiten beherrschte; Antiochien, die Hauptstadt der Seleuziden; Palmyra, die nachmals so berühmte Residenz der Kaiserin Zenobia; Alexandria, die glänzende Stadt der Ptolemäer; Seleucia am Tigris und andere Städte und ungezählte Ortschaften zogen den Handel und Verkehr von allen Seiten an und concentrirten ihn auf diese Richtung.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um die Erwartungen, welche man in Griechenland auf die Eroberungen Alexanders gesetzt hatte, vielfach zu enttäuschen. Namentlich war es Athen, welches seine bisherige Bedeutung als erste Handelsstadt am ägäischen Meere, die freilich schon vorher durch die endlosen Parteiungen im Innern und unglückliche Unternehmungen nach Außen einen gewaltigen Stoß erlitten, völlig einbüßte. Auch Korinth blieb so ziemlich auf seinem alten Standpunkte stehen, und selbst Byzanz ging nicht viel vorwärts, obschon es durch seine einzige Lage, seinen vorzüglichen Hafen die hinter und vor ihm liegenden Länder, und die von dort nach allen Himmelsgegenden ausgehenden Handelsstraßen mehr Bedingungen der Prosperität besaß wie die übrigen griechischen Städte und Colonien. Aber der Handelsweg nach Indien und China über den arabischen und persischen

Meerbusen lag nicht in seiner Sphäre und darum vermochte es der raschen Entwickelung von Alexandria nicht zu folgen. Allerdings standen ihm zwei andere Wege nach Centralasien offen. Der eine führte vom Don nördlich um das Kaspische Meer herum an den Oxus und die freie Tartarei, wo der Stapelplatz der chinesischen, indischen und griechischen Waaren war. Der andere Weg führte von Kolchis, dem Lande an der südöstlichen Ecke des schwarzen Meeres, den Phasis aufwärts, dann zu Lande an das Kaspische Meer in den Amu und den Aralsee, von hier den Oxus und Ikarus aufwärts über Baktrien und das heutige Herat an den Indus. Beide Handelswege wurden schon seit urdenklichen Zeiten benützt. Beweis dafür sind die Mythe von der Fahrt der Argonauten nach dem goldenen Vließ in Kolchis und die frühe Besiedelung des taurischen Chersones, der heutigen Krim, sowie der benachbarten Küsten durch griechische Colonisten.

Von der Bedeutung der von Kolchis nach Indien führenden Handelsstraße sprechen die volkreichen griechischen Pflanzstädte am Nordrande Kleinasiens. Aber die Handelsstraße über das persische und rothe Meer besaß so viele natürliche Vorzüge, daß der Haupthandelszug sich um so eher dieser Route zuwandte, als die nahen überaus fruchtbaren Stromlande dem Aufblühen der Agricultur, dem Wachsthum der Städte und dem Gedeihen der Industrie besonders förderlich waren. Der Haupthandelszug mußte darum dieser Straße sich zuwenden, zumal die dichte, in allen wirthschaftlichen Productionszweigen thätige consumtionsfähige, kaufkräftige und bedürfnißreiche Bevölkerung einen äußerst regen Localverkehr unterhielt und den Güteraustausch mit den Nachbarländern schon mit Rücksicht auf den eignen Bedarf zu einem Umfang steigerte, der uns heute kaum mehr glaublich erscheint. Unter den Nachfolgern Alexanders, den Ptolemäern und Seleuziden, wurden jene Straßen mit einem Erfolge benützt, mit denen nur derjenige des jetzigen Suezkanals, wetteifern kann. Das Bedürfniß machte daher die Ausführung weiterer Seehäfen, vorzüglicher Kunststraßen und eines Canals nothwendig, der von Alexandria aus den Nil direct mit dem Rothen Meere verband und von Ptolemäus Philadelphus bis Marc Aurel den afrikanischen, arabischen und indischen Handel belebte. Gegenüber den von Natur und Kunst so bevorzugten Straßen mußte natürlich die Karawanenstraße von Kolchis nach Indien zurücktreten, wenn auch kühne Kaufleute nach wie vor den Hochebenen, vegetationslosen Wüsteneien und schneebedeckten Gebirgsketten trotzten. Der große Handelszug schlägt eben mit Vorliebe die Wege ein, welche ihm größere Bequemlichkeit, mehr Sicherheit und vermehrte Tauschgelegenheit bieten. Zudem war der Weg aus dem Mittelmeer nach Indien, sei es über Aegypten oder Mesopotamien, schon wegen der vorhandenen besseren Verkehrsmittel um Vieles kürzer als die nördliche Karawanenstraße.

Die durch diese Umstände bewirkte Concentration des Welthandels trug auch das Ihrige zum Niedergange der Macht Karthagos bei und selbst als das siegreiche Rom Aegypten und Vorderasien besetzte, blieb Alexandria die erste Handelsstadt der Welt, die Vermittlerin des Handels dreier Erdtheile und die

Bezugsquelle für das üppige Rom und alle großen Städte des Westens. Der Verkehr, der sich in Alexandria, Rhodus und in anderen Hafenplätzen Vorderasiens entwickelt hatte, hatte eine um so breitere Basis, als Byzanz und selbst Rom einen großen Theil ihres Getreidebedarfes aus Aegypten und Kleinasien deckten. Obendrein trug zur Belebung des Güteraustausches die Beseitigung der verschiedenen kleineren Souveränitäten und die Verdrängung der mannigfaltigen Sprachen durch die zwei großen Culturſprachen, die griechische und lateinische bei.

Im Orient wurde das Griechenthum, trotzdem die Römer nichts zur Unterdrückung der kleineren Sprachen thaten, allenthalben heimisch. Um so leichter machte sich der Versuch, Byzanz zur Hauptstadt des oströmischen Kaiserthums zu erheben. Dieses selbst förderte durch seine Prachtentfaltung die Industrie, namentlich in Luxuswaaren. Die Stadt wurde mit herrlichen Bauwerken geschmückt und in Folge des Zuzugs aus allen Provinzen des Reiches erweitert. Der Handel mit Centralasien, China und Indien hatte sich seit dem Zeitalter der Arsaziden, welche in Persien ein mächtiges Reich begründet hatten, bedeutend gehoben. Die vorübergehenden Einfälle der Chinesen, welche zeitweise das ungeheure Land bis zum Kaspischen See unterwarfen, leisteten der Anknüpfung neuer Verbindungen zwischen den Stromländern des Hoango und Yantsekiang und dem Gebiete des Oxus Vorschub. Und während die Völkerwanderung das weströmische Reich zertrümmerte, erhielt sich das oströmische Imperium. Byzanz trat an die Stelle Roms. Die Stadt Konstantins wurde zur Hauptstadt der Christenheit und der Welt, der vorzüglichste Sitz der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, wogegen im ganzen Abendlande die Barbaren herrschten und die alten Stätten einer hohen Cultur den Verwüstungen derselben preisgegeben waren. Von den rohen Händen wurden die herrlichen Werke griechischer und römischer Baumeister, Bildhauer und Maler in dem Schutt der zerstörten Städte begraben, die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse von Grund aus geändert, Handel und Industrie durch eine rohe Naturalwirthschaft theils verdrängt, theils auf ein winziges Maß verringert. Die Nachfrage nach den Producten des Morgenlandes verschwand mit dem Luxus und der Kaufkraft. Es ist sehr bezeichnend und erklärlich, daß der Verfall des oben erwähnten Canals vom Nil nach dem Rothen Meere genau in die Periode des Beginnens der Völkerwanderung, in die Zeit des Marc Aurel fällt. Die nachfolgenden Wirren im Reiche, die beständigen Kriege und die Einfälle der Parther trugen ebenfalls zum Verfall Alexandrias und noch mehr der Städte an den Ueberlandswege nach dem Persischen Golf bei.

Konstantinopel dagegen erholte sich, weil es jetzt in sich Alles vereinigte was vordem der Stadt Rom und den bedeutenden Städten des weströmischen Reiches von Neapel bis Trier eigen gewesen war. Dazu kam, daß die Perser und Araber sich als selbständige Vermittler des Handels mit Indien aufthaten, und daß die Byzantiner durch Verpflanzung des Seidenbaues auf

ihr Gebiet einen wichtigen Artikel des Handels und der Industrie, statt wie bisher vom Auslande zu beziehen, selbst producirten und die fertigen Fabrikate ausführten. Endlich eroberte Kaiser Justinian die von den Barbaren besetzten Küstenländer am Nordrande des Schwarzen Meeres und gab so dem Handel der Hauptstadt mit jenen ausgedehnten Gebieten einen neuen Impuls. Dabei versäumten jedoch die byzantinischen Kaiser die Pflege des einheimischen Marktes, insofern, als sie der Landwirthschaft keine Aufmersamkeit widmeten und im Interesse der hauptstädtischen Bevölkerung, deren Wünsche nach billigem Brote und reichlichem Vergnügen standen, billiges Getreide aus dem Auslande importirten. Je größer und schöner Konstantinopel wurde, desto ärmer wurden die Provinzen. Wo aber die Landwirthschaft zurückgeht, da sinkt die nationale Kraft, das Fundament des Staates zerbröckelt. Ein solches Reich verliert rasch seine Bedeutung und bei Gelegenheit auch seine Existenz. Zwar behielt Konstantinopel seinen Rang als erste Handelsstadt noch längere Zeit bei, aber als die Stürme der Völkerwanderung sich gelegt, die seßhaft gewordenen Barbaren sich zu civilisiren begannen und sowohl in Italien als in Gallien und Germanien allmählich Handel und Industrie sich wieder belebten, als in Spanien, Sicilien, Afrika und Asien die Araber sich festsetzten und die landwirthschaftliche wie gewerbliche, künstlerische und wissenschaftliche Production gleichmäßig pflegten, als der Chalif Omar dem Waarendurchzug durch Syrien und Mesopotamien durch Anlegung von Straßen, Brücken und Städten — er erneuerte auch das alte Bassora (Bagdad) wieder — und bequemere Bahnen eröffnete, als die Ommajaden Kaschgar, Kabul und das Panschab eroberten und den directen Handel mit Indien, China und den Völkern an der Wolga und am Don auf alle Weise beförderten, als die italienischen Seestädte ihre Lage zum orientalischen Handel benützten und statt über Konstantinopel über Syrien und Mesopotamien mit Indien in Verkehr traten, und die öfteren Kriege zwischen den Griechen und Arabern die Stellung des italienischen Zwischenhandels verbesserten, — da konnte es bald nicht mehr fehlen, daß das niedergehende Konstantinopel unter die Vormundschaft der Italiener kam.

Die Absichten der italienischen Handelsrepubliken wurden unterstützt durch innere Parteiungen, Unruhen in der Hauptstadt und die Schwäche der Regierung. Die griechische Flotte gerieth in Verfall, während die Macht Venedigs und Genuas erstarkte. Der Unternehmungsgeist erlahmte vollends, als die Kaiser mit den Venetianern einen Handelsvertrag abschlossen, der diesen die völlige Zollfreiheit von allen ein- und auszuführenden Waaren garantirte. Ebenso drückend für den einheimischen Handel und das Gewerbe war das Verbot, mit den „ungläubigen" Arabern und Sarazenen, welche ganz Kleinasien erobert hatten, in Verkehr zu treten. Die italienischen Städte kümmerten sich um das Verbot nicht im Mindesten und, als der Papst dasselbe ausdrücklich auf sie ausdehnte, wußten sie dasselbe zu ignoriren oder zu umgehen. Bald auch gönnten sie den Griechen den Gewinn an den Fabrikaten nicht mehr, welche sie in Konstantinopel einkauften und an die Sarazenen

für morgenländische Producte eintauschten. Sie legten in Venedig, Florenz und anderen Orten selbst Fabriken an oder vergrößerten die bestehenden, und als trotzdem die griechischen Fabriken nicht rasch genug zu Grunde gingen, bauten sie in Konstantinopel und Umgebung Fabriken und machten der einheimischen Industrie auf deren eigenem Boden vernichtende Concurrenz. Endlich ermannte sich ein griechischer Kaiser gegen die immer unverschämter auftretenden Händler und trieb sie mit Anwendung von Waffengewalt aus der Stadt. Es gelang sogar, dieselbe geraume Zeit aus dem Schwarzen Meere zu verdrängen.

Inzwischen benützten die oberdeutschen Städte und namentlich Wien die günstige Gelegenheit, um sich in Konstantinopel als Käufer der orientalischen und byzantinischen Producte wie als Verschleißer des deutschen und niederländischen Gewerbefleißes festzusetzen. Die Schifffahrt auf der Donau war bereits im zwölften Jahrhundert im Gange, aber erst die Kreuzzüge gaben den eigentlichen Anstoß zur Erweiterung des deutschen Handels mit Konstantinopel und dem Orient. Bisher hatten sich die deutschen Kaufleute der Italiener zur Vermittelung bedient. Sobald sie aber einmal der Vortheile directer Beziehungen zu den Handelsplätzen am ägäischen Meer gewahr wurden, boten sie Alles auf, um sich neben den mächtigen und gewandten Concurrenten aus Italien einen Antheil an dem dortigen Markte zu sichern. Die Kreuzzüge machten die Donaustraße und den Weg nach Konstantinopel geläufig. So wurde Konstantinopel der Stapelplatz für die Erzeugnisse der deutschen Gewerbe für das Morgenland und die Bezugsquelle orientalischer Natur- und Kunstproducte für Mitteleuropa.

Durch die Kreuzzüge waren die Europäer mit den Handelsartikeln Asiens genauer bekannt geworden, deren Genuß und Gebrauch allmählich das Bedürfniß und die Gewohnheit zeitigte. Jede Unterbrechung der Handelsverbindungen wirkte darum störend auf Europa zurück, zumal auch in Indien die Nachfrage nach italienischen und deutschen Fabrikaten sich einbürgerte. Die fortwährenden Kriege mit den Muhamedanern, die Fortschritte der Sarazenen und der noch wilderen Türken, der gesteigerte Religions- und Rassenhaß veranlaßten eine Verschärfung des Verbotes des Handels mit den Ungläubigen. Die nächste Folge war nun, daß die rührigen und findigen Italiener neue Wege und Auswege suchten und auch fanden.

Schon früher waren die Venetianer über Konstantinopel hinausgegangen, hatten unmittelbaren Verkehr mit den Völkerschaften am Don angeknüpft und dort Handelsniederlagen errichtet. Die gelungenen Unternehmungen lenkten die Aufmerksamkeit der Venetianer auf die uralte Handelstraße nach der freien Tatarei in Centralasien, wo die Städte Bokhara, Balkh und besonders Samarkand immer noch gute Geschäfte mit Indien machten. Nun fing Venedig an, auf jenem Wege die immer stärker gesuchten indischen Waaren zu beziehen, welche es gegen eigene und besonders auch deutsche Waaren eintauschte. Aus der Tatarei wurden dann die eingekauften Producte Indiens

auf den Zuflüssen des Kaspischen Meeres verschifft, aber nicht wie vordem westlich nach den Flüssen des Kaukasus geschafft, sondern sie wurden die Wolga aufwärts transportirt, dann an der Stelle, wo sich der Strom am meisten dem Don nähert, umgeladen und zu Lande nach dem Don gebracht, weswegen in Astrachan und Tana (dem heutigen Azow) große Waarenlager entstanden. Bald bekamen die Venetianer in den Genuesern gefährliche Nebenbuhler, welche mit den Byzantinern gemeinsame Sache machten und jene aus Konstantinopel und dem Schwarzen Meere austrieben. Genua behauptete bis zum vierzehnten Jahrhundert in der Krim und in Konstantinopel den Markt.

Den Venetianern, welche sich auf diese Art von dem byzantinisch-bucharischen Handel ausgeschlossen sahen, kam es sehr gelegen, daß die Mongolen Persien, Armenien, Syrien und sogar Bagdad besetzten. Die Stadt Tauris, wo ein mongolischer Chan sein Hoflager hielt, erhob sich seit dem dreizehnten Jahrhundert zu einem wichtigen Handelsplatze, wo selbst die arabische Bildung einen Abglanz ihres spanischen Ruhms ausstrahlte. Von da führte die Handelsstraße nach Bagdad und dem Persischen Golf, wo ein reger Seehandel mit Indien unterhalten wurde. Die indischen Waaren wurden dann auf einem Umwege durch das eroberte Thal des Tigris nach Ajazzo — dem alten Issus, wo Alexander die große Schlacht gegen die Perser geschlagen — in jenen von der Insel Cypern beherrschten Winkel Kleinasiens geschafft. Auf diesem Wege traten die Venetianer in Verkehr mit den Märkten Indiens und Centralasiens, ohne das Kirchenverbot zu verletzen, welches sich nur auf den Handel mit Aegypten und den von den Sarazenen beherrschten Theilen Asiens ausdehnte. Auf die Mongolen war das Verbot nicht ausgedehnt worden, so daß die Venetianer ungehindert mit ihnen Handel treiben durften. Aber die Zufuhr, welche die Genuesen über Tana und die Venetianer über Tauris erhielten, genügten der europäischen Nachfrage nicht entfernt. Und da bei der steigenden Concurrenz — der einträgliche Handel lockte auch andere Rheder und Kaufleute an — die Fracht denn doch für Massenartikel zu theuer kam, so beschwichtigten sie ihr Gewissen und verlegten sich auf einen schwunghaften Schleichhandel mit den Arabern in Aegypten und Tunis. Schließlich kam Venedig auf den Einfall, sich gegen entsprechende Zahlung eine päpstliche Dispens zu erwirken, wodurch es zum Hauptstapelplatz des europäisch-orientalischen Handels wurde und diesen Rang im 14. und 15. Jahrhunderte behauptete.

Konstantinopel selbst ging mehr und mehr zurück. Abgesehen von dem Schaden, welchen die Kriege mit den Ungläubigen dem Handel und Wandel beibrachten, hatte die falsche Wirthschaftspolitik der Regierung den Niedergang der Landwirthschaft, der Industrie, der Flotte und des einheimischen Handels herbeigeführt. Der einträgliche Zwischenhandel, aus welchem die Griechen bislang sich bereichert, fing an zu versiegen, seitdem die italienischen Städte diese Rolle allen anderen Concurrenten streitig machten und selbst die Slaven

in Rußland anfingen mit den Italienern in directen Güteraustausch und zwar mit Umgehung Konstantinopels zu treten. Die Oberdeutschen und Oesterreicher, welche es damals an kaufmännischer Umsicht und Thatkraft den Italienern gleich thaten, fingen gleichfalls an, statt über Konstantinopel auf geradem Wege mit den Russen zu verkehren, weshalb sie in Kiew Factoreien errichteten. Für die also erlittenen Verluste konnte Konstantinopel durch seine Lage nicht entschädigt werden. Seine Bevölkerung hatte sich im Laufe der Jahrhunderte an den Glauben von der unvergleichlichen Zugkraft ihrer Stadt gewöhnt, so daß sie die Beschwerden und Gefahren des auf langwierige Transparte angewiesenen directen Handels den thätigen und unternehmenden Italienern und Deutschen überließ, sich vornehmlich auf den, durch seine glückliche Lage begünstigten Zwischenhandel verlegte, bei diesem einträglichen und bequemen, aber erschlaffenden und verweichlichenden Geschäfte alle Initiative verlor und in träger Ruhe nicht bedachte, daß auch der Handel andere Richtungen einschlagen kann.

Alle europäischen Völker traten seit den Kreuzzügen in unmittelbaren Verkehr oder bedienten sich zum Güteraustausch doch mindestens nicht mehr der Vermittelung griechischer Häuser in Konstantinopel. Die Deutschen verkehrten mit den Italienern über die Alpen und die niederländischen Städte fungirten als Vermittler zwischen der norddeutschen Hansa und den italienischen Kauffahrern. Konstantinopel sank von seiner ehemaligen Höhe vollständig herab und hauptsächlich nur der Fleiß und die Geschicklichkeit seiner Handwerker erhielten ihm noch einen Theil des alten Rufes, bis auch dieser mit der Eroberung der Stadt durch die Türken verschwand.

Durch das Vordringen der wilden Türken waren schon vorher, ehe die Hauptstadt der griechischen Kaiser in ihre Hände gekommen war, die Handelsbeziehungen Europas zum Orient unterbrochen worden. Die alten Straßen, Brücken, Factoreien und Städte fingen an zu verfallen, das leidliche Verhältniß zwischen den Kaufleuten der verschiedenen Nationen ward durch den kriegerischen Fanatismus der Türken gestört, nach und nach verließen selbst die Ritterorden, welche noch am ehesten im Stande waren den von ihnen betriebenen Handel zu schützen, ihre letzten Balleien in Syrien, auf Cypern und Rhodus; zuletzt hatten die Türken nicht blos die Ueberlandswege nach Indien und Konstantinopel in ihrer Gewalt, sondern sie geboten sogar über eine respectable Seemacht, mit deren Hülfe sie den Handelsverkehr auf dem Mittelländischen und Schwarzen Meere theils beunruhigten, theils ganz unmöglich machten.

Der Verlust unentbehrlicher Bezugsquellen und bedeutender Absatzgebiete europäischer Consumption und Production rief allenthalben im Abendlande Besorgnisse und Krisen wach. Die Bevölkerung hatte sich vermehrt, der Wohlstand und Luxus hatten sich gesteigert, die Bedürfnisse verlangten ihre gewohnte Befriedigung, während die erhöhte Thätigkeit des Handwerkes und der Fabriken, sowie der erweiterte Handel ebenfalls nach neuen Märkten und

Ausfuhrcanälen Ausschau hielten. Zugleich hatte der Reichthum der italienischen Handelsstädte den Neid der Spanier und Portugiesen wach gerufen, namentlich seitdem jene mit den Niederländern und Engländern in directe Verbindung getreten und bei ihren Fahrten in die Häfen der spanischen Halbinsel eingelaufen waren. Der Unternehmungsgeist der Spanier und Portugiesen, welcher durch die hundertjährigen Kriege mit den Arabern gestählt worden war, fand obendrein Nahrung in den Großmachtsbestrebungen ihrer Könige. Diese verkannten, daß der Drang nach Thaten, Abenteuern und Eroberungen mit dem spanischen Volksgeiste zu innig verwachsen war, als daß die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, den Halbmond auf den Thürmen Granadas durch das Kreuz zu ersetzen, die in Fleisch und Blut übergegangene Lust nach Kampf mit feindlichen Völkern oder Elementen zu beschwichtigen vermochte. Das Land wurde den thatendurstigen Mannen zu eng, deshalb griffen sie mit der alten Energie zu nautischen Unternehmungen. Neben diesen her gingen die Forschungsreisen italienischer Gelehrten und Kaufleute. Große praktische Erfolge errangen indessen vorerst nur die Spanier und Portugiesen, von denen die einen Amerika, die andern den Seeweg um das Cap der guten Hoffnung nach Indien auffanden, denselben Weg, welchen vor etwa zweitausend Jahren die Phönizier vom Rothen Meere her entdeckt hatten.

Die Venetianer spürten bald die Wirkungen, welche die veränderte Richtung des Handelszuges nach und aus Indien sowie die reiche Ausbeute der afrikanischen Küstenländer in orientalischen Erzeugnissen für ihre Stellung als Handels- und Industriestaat hervorbringen sollten. Schon der directe Seeweg nach Indien allein drohte ihnen alle Vortheile zu rauben, die sie durch Vermittelung des indisch-europäischen Handels sich zugewendet hatten. Und diese Vortheile waren selbst seit der Türkenherrschaft die allergrößten geblieben, da die Nachfrage nach indischen Erzeugnissen sich nahezu gleich geblieben, der Bezug jedoch sehr erschwert worden war, weil die Kaufleute vornehmlich auf den Schleichhandel angewiesen waren; wenn sie daher auch geringere Quantitäten auf die europäischen Märkte brachten, so war doch der Gewinn nicht geringer als früher, weil das kleinere Angebot und die große Nachfrage die Preise in die Höhe trieben. Das änderte sich mit einem Schlage, als die west- und ostafrikanischen Inseln und Gestade gar manche der indischen Erzeugnisse in gleicher Güte und größerer Menge lieferten, und der Seeweg nach Indien die bisherigen Verkehrswege über Aegypten und Vorderasien entbehrlich machte. Zwar schlossen die Venetianer einen für sie sehr günstigen Handelsvertrag mit Portugal ab, doch konnte dieser den Verfall des italienischen Großhandels nicht aufhalten. Die Portugiesen wurden die ersten Vermittler des Güteraustausches zwischen dem Orient und Occident, sie erhielten das Monopol des Handels, in Europa wie in Asien, bestimmten die Preise der Producte und sammelten innerhalb hundert Jahren Reichthümer an, die in's Fabelhafte gingen. Aber nicht blos ließ die Spann-

kraft der Portugiesen mit den betäubenden Erfolgen nach, sondern auch die Furcht ihres Namens verminderte sich, als ihre Flottenführer, Generäle und Statthalter durch Gewaltthaten und Mißbräuche aller Art die ostindischen Fürsten und Völker zu gefährlichen Feinden ihres Regiments umgewandelt hatten. Die Furcht verwandelte sich in Haß und dieser Haß war so mächtig, daß auch Spanien, an welches inzwischen Portugal als königliches Erbstück gefallen war, die Besitzungen in Asien aufgeben mußte.

Uebrigens wären die Vortheile, welche der directe Seeweg nach Indien bot, niemals so bedeutende geworden, wenn die Spanier die Entdeckung Amerikas mit der gehörigen Umsicht auszunützen verstanden hätten. Statt das Hauptaugenmerk auf die Anpflanzung der indischen Gewürze und Handelspflanzen zu lenken, beschränkten sie ihre Thätigkeit fast ausschließlich auf das Aufsuchen von edlen Metallen. Die Fremden waren hiezu nicht berechtigt, weswegen das Aufblühen der Colonien hintangehalten wurde. Die gewonnenen Schätze durften einzig nach Spanien verführt werden und die Colonien nur aus Spanien ihren Bedarf an Waaren decken. Gleichwohl verarmte das Land, weil eben Regierung und Volk die Größe des Nationalreichthums in der Menge des vorhandenen Geldcapitels erblickten und sich der Einsicht entschlugen, daß die Erhaltung, Fortbildung der productiven Kräfte, die Geschicklichkeit und Tüchtigkeit der arbeitenden Hände und Köpfe, die Annehmlichkeit und Gesundheit des Landes und Klimas, die Pflege und Verbesserung der Landwirthschaft, die Leistungs- und Concurrenzfähigkeit der bestehenden Gewerbe und die Gründung neuer Industrien unendlich wichtiger seien als der Besitz der größten Metallschätze. Die Spanier dagegen beraubten, um Holz für den Schiffbau zu erhalten, das Land des Schutzes und Schmuckes seiner Wälder, verminderten dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens, die Schönheit der Natur und die Güte des Klimas, und schufen auch in den Colonien keinen Ersatz für diese dem Mutterlande zugefügten Verluste. Würden sie wenigstens die Producte Indiens in Amerika eingebürgert und, was ja möglich gewesen wäre, in so großer Menge erzeugt haben, daß sie mit ihrem Ueberflusse die vom Ausland gelieferten Waaren bezahlen konnten, so hätten sie das baare Geld als Capitalstock behalten können. Freilich würde auch dieser das Land nicht vor Verarmung geschützt haben, wenn die glücklichen Besitzer ihre Geldvorräthe nicht zur Hebung der Landwirthschaft und Industrie verwendet hätten, um die Bedürfnisse des eigenen Marktes und der Colonien durch die einheimische, nationale Production zu decken.

In Spanien trat das Gegentheil ein, weil die Staatsraison des Königthums und die Gewohnheit des Volksgeistes die wirthschaftlichen Tugenden und die wirklich productiven Thätigkeiten verkennen oder gar verachten ließ. Die plötzliche Goldzufuhr wiegte Regierung und Bevölkerung in schlaraffischen Größenwahn ein, Ackerbau und Gewerbe wurden vernachläßigt, die Preise der Arbeitskraft, der Lebensmittel und Industrieproducte stiegen, das baare Geld wanderte in das Ausland, nachdem die einheimischen Gewerbe durch die Ver-

treibung der besten industriellen Arbeitskräfte, der Araber, einen vernichtenden Schlag erhalten hatten. Industrie und Handel kamen ganz in fremde Hände und selbst der Handel mit den Colonien wurde durch den Schleichhandel der Niederländer, Franzosen und Briten stark beeinträchtigt. Die Bevölkerung ging an Zahl mit dem Sinken des Wohlstandes zurück und schließlich hatte Spanien fast nichts mehr: keine eigene Industrie, keinen eigenen Handel, keine Wälder, keine Flotte und kein Geld, das Land war entvölkert, Städte und Häfen verfielen, ehemals fruchtbare Gegenden waren Wüsteneien. Als endlich mit dem Wechsel der Dynastie eine Aenderung der Wirthschaftspolitik eintrat, war das Volk der productiven Thätigkeit so entwöhnt, daß selbst die allergrößten Anstrengungen und die verständigsten Maßnahmen der Regierung sich nur im bescheidensten Maße belohnt sahen.

Mit der Herrschaft Spaniens über die Meere war es für einmal und wohl für immer vorbei; aber der Haupthandelszug von Europa nach Indien zog gleichwohl nicht mehr in's Mittelmeer zurück, sondern blieb an den Ostküsten des atlantischen Oceans. Der Gewinn aus den großen Entdeckungen floß nicht nach Italien, sondern nach Westeuropa ab. Allerdings blühte die Industrie der italienischen Städte noch einige Zeit lang fort, aber die Fortschritte der eigenen Gewerbe in den übrigen Staaten machten allmählich die italienischen Fabrikate in England, Deutschland und Frankreich entbehrlich. Zwar nahm in Folge der türkischen Mißwirthschaft im Orient die Seidencultur in Italien ganz enorm zu, aber diese bot am wenigsten den Seestädten einen Ersatz für die Schmälerung des Handels. Namentlich schwer traf die Ablenkung des europäisch-morgenländischen Waarenzuges Venedig. Auch die übrigen Hafenplätze vermochten mit der Concurrenz der portugiesischen und spanischen, später der nördlichen Seemächte nicht gleichen Schritt zu halten.

Nach Lissabon war Antwerpen zum größten Stapelplatz des Welthandels geworden, von wo aus Mitteleuropa und der europäische Norden mit den Erzeugnissen der Tropenländer versorgt wurden. Antwerpen selbst und die übrigen Städte Flanderns brachten auch die Gewerbe auf die höchste Stufe der Entwickelung. Als aber die spanischen Herren die Einheit des Glaubens herstellen wollten, wanderten Tausende von Handwerkern nach England aus und der Handel ging auf Holland, namentlich Amsterdam über. Antwerpens Stern erbleichte um so schneller, da dessen Kaufleute gleich den Byzantinern sich mehr auf den Zwischenhandel als auf den activen Handel verlegt hatten. Die Holländer dagegen hatten eigene Schiffe, und als ihnen die Könige Spaniens den Verkehr ihrer Unterthanen mit den Holländern untersagten, rüsteten diese auf eigene Faust Expeditionen in die indischen Gewässer aus und arbeiteten den Engländern, welche gleichzeitig das nämliche Ziel verfolgten, auf alle Weise entgegen.

In diese Periode, gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, fallen auch die Versuche, einen neuen Seeweg nach Indien und Ostasien durch das nörd-

liche Eismeer zu entdecken. Die Versuche mißlangen zwar, trotzdem aber setzten die Holländer und auch die Engländer die Unternehmungen zur Auffindung eines anderen Seeweges nach jenen Ländern fort, wobei die ersteren das Cap Horn umschifften, die letzteren dagegen die Baffinsbai und den Lancastersund im Norden Amerikas auffanden. Ueberhaupt waren die Hindernisse, welche die Portugiesen und Spanier den Absichten anderer Nationen in Bezug auf Indien und Amerika in den Weg legten, den Forschungsreisen sehr förderlich und in der That waren diese zum Theil von überraschenden Erfolgen begleitet; wir erinnern nur an die Entdeckungen in Nordamerika, in der Südsee und auf Australien. Den Löwenantheil davon zogen jedoch die Engländer, welche eine von der spanischen ganz verschiedene Wirthsschaftspolitik befolgten. Sie zogen fremde Handwerker in's Land und schützten nicht blos ihren Handel, sondern auch die Industrie vor der ausländischen Concurrenz. Den fremden Kaufleuten und Krämern, vorab denen aus den Hansestädten, entzogen sie alle Privilegien und warfen sie sogar zum Lande hinaus. Die Schutzzollpolitik der Königin Elisabeth setzte Cromwell eifrig fort, indem er durch die Navigationsacte dem einheimischen Handel, der Schifffahrt und den mit diesen zusammenhängenden Gewerben vermehrten Antrieb gab. Glückliche Kriege verschafften ihnen ausgedehnte Besitzungen in Amerika und Asien, ganz besonders in Indien; während die Macht Spaniens sank, erhob sich England und anderthalb Jahrhunderte rastloser Thätigkeit im Innern und nach Außen genügte, um ihnen die Herrschaft über Indien und die Meere zu sichern.

Den ersten großartigen Plan zur Vernichtung dieser Suprematie wagte die erste französische Republik, indem sie den General Bonaparte mit einer Armee nach Aegypten entsandte. Doch scheiterte der kühne Plan, durch die Eroberung des Pharaonenlandes und des angrenzenden asiatischen Gebietes eine Position zu schaffen, von welcher aus England an seiner verwundbarsten Stelle, in Indien, angegriffen werden könnte. Kaiser Napoleon I. nahm den Plan in größerem Maßstabe wieder auf, indem er einerseits die Continentalsperre verfügte, andererseits den Russen den Weg nach Indien zeigte. Die Engländer gingen jedoch auch aus diesem Riesenkampfe als Sieger hervor und erst in den letzten dreißig Jahren machten sich die Russen nach einem wohldurchdachten Plane daran, ihr Gebiet gegen Indien zu erweitern. Daneben boten sie auch ihr Möglichstes auf, um dem Handel mit den transkaukasischen Ländern, mit Turkestan, Persien, Afghanistan und China seine alte Bedeutung wieder zu geben. Allein in dieser Hinsicht zeigte sich, daß dem europäisch-asiatischen Großhandel keine erhebliche Concurrenz bereitet werden könnte, so lange der Landtransport gegenüber der billigen Seefracht keine namhaften Verbesserungen erfuhr. Wie sehr der Seeweg gegenüber dem Landtransport im Vortheile war, das erfuhren auch die Engländer, als sie mittelst Dampfbootfahrten einen directen Verkehr über Aegypten einrichteten, wobei nur die verhältnißmäßige Strecke von Alexandria nach der nördlichsten Bucht des Rothen Meeres zu Lande zurückgelegt werden mußte. Dies

änderte sich ebensowenig, als der Handel mit der Levante einen neuen Aufschwung nahm; die Binnenländer berührte er nur wenig.

Kaiser Napoleon III. brachte die Aenderung. Indem er die siech gewordene Türkei gegen Rußland zu schützen vorgab, suchte er selbst dort festen Fuß zu fassen und seine weitausschauenden handelspolitischen Pläne zu fördern, welche eben so sehr, wenn auch nicht ausgesprochen, darauf abzielten, die Handelssuprematie Englands zu schmälern, als die anwachsende Macht Rußlands zu schwächen. Treu den Lehren seines Onkels ließ er sich von der Ansicht leiten, daß der Weg zur Weltherrschaft auf den nämlichen Straßen führe, auf denen Alexander nach Aegypten und dem Panschab gezogen, und auf denen die Nachfolger Muhameds die Fahne des Propheten bis zum Pontus und Himalaya getragen. Napoleon III. theilte die Meinung seines großen Vorgängers, daß der Besitz der bequemsten und kürzesten Handels- und Heerstraße nach Indien über die Hegemonie in Europa entscheide. Deswegen führte er Krieg gegen Rußland, um selbst die Türkei in den Bereich seinen Machtsphäre zu ziehen und das nordische Reich von weiteren Eroberungen türkischen Gebietes abzuhalten. Doch erreichte Napoleon seinen Zweck nur zum Theil, indem er Rußland von der Donau abdrängte und ihm den Zugang zum ägäischen Meere verwehrte. Zwanzig Jahre später eroberte sich Rußland seinen Antheil an der Donau wieder und nur das Veto der europäischen Mächte vermochte es dazu, vor den Thoren Konstantinopels den siegreichen Feldzug abzubrechen.

Kaiser Napoleon erlebte diese Wendung der Dinge nicht mehr, doch war es ihm noch vorbehalten, den Schacher mit ansehen zu müssen, mittelst dessen die Engländer sein größtes Werk, den Suez-Canal, in ihre Gewalt brachten. Diese großartige, schon wiederholt von hervorragenden Regenten begonnene Unternehmung war unter den Auspicien des Kaisers glücklich zu Stande gekommen. Die kühnsten Hoffnungen schienen in Erfüllung gehen zu wollen, die Franzosen und Italiener setzten bereits auf den Canal die versprechendsten Erwartungen, und träumten von der Wiederkehr der glänzenden Zeiten Vendigs, selbst die Oesterreicher und die Deutschen calculirten mit den aussichtsvollen Rentabilitätsberechnungen der Triestiner und die Franzosen träumten bereits von der Theilung der Herrschaft auf dem Meere. Da, ein Jahr nach der Eröffnung des Canals, brach das französische Kaiserreich zusammen und Napoleon ging zu den nämlichen Engländern in's Exil, welche nicht ohne Unruhe und Besorgniß den wachsenden Einfluß Frankreichs im Orient verfolgten. Wenige Jahre später brachten sie auch die meisten Actien des Canals-Unternehmens in ihren Besitz womit sie die unbestrittene Oberherrschaft über den Canal und Aegypten erhielten; die Hoffnungen der übrigen an dem Verkehr des Mittelmeeres betheiligten Nationen und Staaten dagegen erfüllten sich nur in einem untergeordnetem Maße, da England nach seinen kriegerischen Erfolgen in Asien, nach der Niederwerfung des indischen Aufstandes, nach der Demüthigung Frankreichs und der Besitzergreifung des kürzesten Seeweges

nach den asiatischen Gewässern erst Recht den Anspruch erhob, der Handelsplatz der Welt, die Werkstätte für alle Länder der Erde und der souveräne Gebieter über die Meere zu sein und zu bleiben.

Doch selbst die englischen Bäume wachsen nicht in den Himmel. Allenthalben in Ost und West, in Süd und Nord sehen wir diesen alten Drang nach der Geburtsstätte der Menschheit wieder mächtiger erwachen. Rußland bahnt sich einen Weg nach dem Wunderlande. Frankreich setzt sich jetzt als Rivale in Tonkin und Madagaskar fest, flankirt also sozusagen das indische Colonialreich Englands. Im Westen wird eine neue Wasserstraße — der Canal von Panama — gegraben, um einen von England unabhängigen Handelsweg nach Asien und den Inseln des Stillen Meeres zu schaffen. In Indien selbst macht sich ein starker Zug nach Selbstverwaltung geltend und sogar die Türkei sucht sich zu regeneriren und von dem englischen Drucke zu befreien. Von allen Seiten droht den Engländern Concurrenz zu entstehen. Die Russen arbeiten mit Macht an der Verwirklichung von Eisenbahnen, welche Nowgorod und Moskau in directe Beziehung zu Centralasien, China und Indien setzen.

Die Geschichte lehrt uns zur Genüge, was diese Bestrebungen zur bedeuten haben. Heute noch wie zu den Zeiten der Argonauten, Alexanders des Großen und der Republik Venedig bezeichnet eine Veränderung der Wege nach dem Orient den Anfang einer neuen Epoche im Handel wie in der Politik.

Recapituliren wir!

Mit den Fahrten nach Kolchis traten die Griechen in die Geschichte ein. Auf diesem Wege vermochten sie die Concurrenz mit den Phöniziern aufzunehmen und sie allmählich von ihren Küsten zu verdrängen.

Von den Wanderungen nach Kolchis datirt auch die Besiedelung der Küsten des Schwarzen Meeres und die Cultur jener Länder, welche heute von den Bulgaren besessen werden.

Der Kampf um Troja war der Beginn jener Kriege, welche um den Besitz der Meerengen und die Weltherrschaft geführt wurden. Die Dardanellen waren der Schlüssel zu dem Handelswege nach Centralasien und Indien, sie waren auch die Brücke, auf welcher die Völker des Ostens in Europa und die Heere des Abendlandes in Asien einzogen, um die Herrschaft einer Rasse und einer Weltanschauung über die andere zu erheben.

Mit der Niederlage der Perser und der mit ihnen verbündeten Phönizier ging der Stern Sidons nieder, um in den Städten Griechenlands aufzugehen.

Mit seinem in Thrazien, dem heutigen Bulgarien gebildeten Heere zog Alexander der Große über die Meerenge, zerstörte das meerbeherrschende Tyrus und lenkte mit der Gründung von Alexandria den Handelszug nach Indien vom Schwarzen Meere ab.

Griechenland wurde römische Provinz und die Legionen der Imperatoren pflanzten ihre Adler am Phasis und Oxus auf. Damit kamen die

Karawanenstraßen durch Kolchis wieder in Aufschwung; das alte Byzanz stieg zu neuer Blüthe, zur Hauptstadt der Welt und der Christenheit empor.

An den Küsten des thrazischen Chersones und des Schwarzen Meeres wurzelte später die Macht der italienischen Handelsstädte. Ihr Schicksal war an dasjenige Konstantinopels geknüpft, wie der Ausgang der Kreuzzüge durch die Haltung des byzantinischen Hofes entschieden wurde.

Die arabischen Kalifen besetzten die Straßen nach Indien und mit diesen ging die Weltherrschaft zeitweise an sie über.

Die Türken versperrten dem europäischen Handel die Wege nach dem Orient und machten Europa erzittern.

Der Sturz des oströmischen Kaiserthums veranlaßte die nautischen Unternehmungen der Portugiesen. Durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien wurde Lissabon zur ersten Handelsstadt der Welt.

Portugal kam an Spanien. Das Reich Karls V. reichte von den östlichen bis den zu westlichen Küsten des großen Oceans.

Bald jedoch wurde Spaniens Macht geknickt durch die großen Regenten und Admirale Englands und seit dieser Zeit beherrscht die englische Flagge alle Meere. Wie lange noch?

Im kaiserlichen Archiv in St. Petersburg ist eine interessante Denkschrift an den Czar Alexander II. aufbewahrt, welche den General Heinrich Antonowitsch Leer zum Verfasser hat. Dieser mit den Verhältnissen Rußlands und Centralasiens wohlvertraute Offizier schrieb an einer Stelle die denkwürdigen Worte:

„Jeder staatlich organisirten Nation ist von der Vorsehung eine große Aufgabe auf ihren Lebensweg mitgegeben worden. Rußland hat die seinige schon einmal erfüllt, indem es sich als Schutzwehr Europas gegen den Einbruch der Tataren, als ein Wall gegen eine neue Völkerwanderung asiatischer Barbaren, als ein Retter für die Civilisation Westeuropas erwies. Die Sendung Rußlands hat aber damit ihren Abschluß nicht gefunden. Es hat vielmehr noch den Beruf, den Völkern Asiens eine höhere Civilisation zu vermitteln. Hierin liegt das politische Programm und die militärische Aufgabe Rußlands vorgezeichnet: Defensive gegen Westen, Offensive gegen Osten."

In Rußland gab es freilich von jeher eine Partei, deren Blick mehr nach dem Westen gerichtet war, als nach dem Osten. Diese Partei erhebt von Zeit zu Zeit ihre Stimme mächtig gegen die „faule Civilisation des Westens", um aber alsbald wieder einem mächtigeren Drange zu weichen, dem durch die Geschichte dictirten Drange nach dem Osten. Indessen wird durch die Verfolgung dieser Richtung auch der Zweck nach Westen hin erreicht. Die Macht Rußlands wird durch die Fortschritte in Asien auch in Europa erweitert.

Unter dem Czar Peter I. öffnete sich das russische Reich im Süden und Osten nur gegen das kaspische Meer. Diese Begrenzung währte nicht

mehr lange. Kühne Kosaken unterwarfen Sibirien und so erreichte Rußland im fernen Osten die Meere, die sich auf eine neue Welt öffneten. Die Unermeßlichkeit der unergiebigen Oede reizte zu neuen Eroberungen. Es wurde ein erster Versuch gemacht, an die fruchtbaren Ufer des Amur hinabzusteigen und sich an den Thoren des nördlichen China und des benachbarten Japan festzusetzen. Der Versuch hatte für einmal keinen dauernden Erfolg. Doch Czar Peter ließ Asien nicht aus dem Auge. Unter seinen minder kräftigen Nachfolgern wurde das begonnene Werk weniger eifrig fortgesetzt, aber keineswegs aufgegeben. Unter der Czarin Katharine wurde es neu aufgenommen. Georgien zwischen der asiatischen Türkei und Persien wurde dem Reiche einverleibt. „Hier hat," ruft der französische Geschichtschreiber Henri Martin entsetzt aus, „die Mine das Bollwerk durchbrochen, von wo aus Asien in die Luft fliegen wird."

Unter dem Czar Alexander I. wurde mit zielbewußter Energie der erste Angriff auf den Kaukasus unternommen und die sechzig Jahre dauernde Belagerung des cirkassischen Festungslandes begonnen, während auf der europäischen Seite des Schwarzen Meeres die Grenzpfähle bis an den Pruth und die Donau vorgerückt wurden. Weder die große französische Staatsrevolution, welche die Runde durch Europa machte, noch die Kriege Napoleons I. und die bewaffneten Unternehmungen der Westmächte gegen Rußland, noch die wiederholten Aufstände unterjochter Völker, noch die Einsprachen dieser oder jener Mächte oder mehrerer zusammen waren im Stande, den Vormarsch der russischen Regimenter in Asien aufzuhalten.

Unter dem Czar Nikolaus wurde Eriwan den Persern, ein Stück von Armenien den Türken abgenommen. Mit der Niederwerfung der Tscherkessen erhielt die Armee auf dem Wege nach Indien freien Rücken. Der Araxes wurde überschritten; 1846 wurde der Vertrag mit Persien geschlossen, welcher die erste Strecke der Straße nach Indien in die Hände Rußlands gab. Voll Besorgniß schrieb 1835 der englische Gesandte in Konstantinopel, Lord Ponsonby an seine Regierung: „Konstantinopel athmet nur im Schatten des Kaukasus." Aber der Kaukasus blieb den Russen. „Die Pläne Rußlands," schrieb 1838 der englische Gesandte in Persien, Sir John Mac Neill, „haben ein weiteres, viel bedenklicheres Ziel als den Besitz der kaukasischen Provinzen, welche bis heute nur kostspielige Anhängsel gewesen sind. Diese Erwerbungen können nur in dem Grade Werth haben, als sie die Bahn für einen anderen Zweck frei machen, der Rußland für alle auf dessen Erreichung verwandten Opfer entschädigen würde." Mac Neill wies auf Indien hin, aber die Zerstörung der russischen Flotte im Krimkriege that den Geschicken, die sich vollziehen müssen, keinen Einhalt. Rußland hat das Amurgebiet besetzt und lagert auf fester und breiter Basis gegenüber Japan. Es beherrscht die Mandschurei, von wo die tatarischen Herrscher Chinas ausgegangen sind. Es unterwarf die Kirgisen in Centralasien und rückte am Oxus und Jaxartes der Griechen, am Amu-Deria und Sir-Deria der Turko-Tataren vor.

Armeen verschlang die Wüste. Nichts hielt den Vormarsch auf. Die Barbaren und Halbbarbaren beugten den Nacken vor dem Sieger. Taschkend, das Handelscentrum Mittelasiens, Samarkand, die alte Residenz Tamerlans, Bochara, das Emporium des Karawanenhandels; Chiwa, der Mittelpunkt eines fruchtbaren Landes; Merw, das letzte Bollwerk der Teke-Turkmenen; Herat, der Schlüssel zu Indien; Kabul, die Wacht am Hindu-Kusch; eine Stadt um die andere unterlag den Russen, eine Etappe nach der anderen fällt ihnen zu. Gleich den römischen Soldaten errichten die Sieger überallhin breite Straßen und die Spuren der Schlachtfelder werden vertilgt durch die Feldzeichen der Cultur. Der Verkehr hebt sich, die Eisenbahn dringt vor, der Handel breitet sich aus und schon vor manchem Jahr konnte der ungarische Reisende Vambery bewundernd ausrufen: „Ein Blick auf die Bazare von Bochara, Chiwa und Karschi genügt, um den immensen Zuwachs des russischen Handels anschaulich zu machen, und es ist gar nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß es kein Haus, kein Zelt in Mittelasien giebt, wo nicht einer oder der andere Artikel aus Rußland zu finden wäre.“ Und inzwischen sind die Ingenieure an der Arbeit, um die Eisenbahnen über den Ural und vom Kaukasusweg nach Mittelasien hinein vorzuschieben, und Hand in Hand mit dieser Thätigkeit operirt die Armee, rastlos im Kriege wie im Frieden, der eigentlich nur ein mehr oder minder langer Waffenstillstand ist. Wenn Europa das 100jährige Jubiläum der französischen Revolution begeht, wird der russische Ingenieur den Schienenweg bis an den Indischen Ocean vollendet haben — auch eine Revolution, in ihren Folgen wohl noch bedeutender als die französische von 1789.

Alle russischen Politiker sind darüber einig, daß für ihr Reich von 22 Millionen Quadratkilometern mit 90 Millionen Einwohnern der Zutritt zum freien Meere eine Lebensbedingung sei. Welcher billig denkende Mann, der mit den Existenzbedingungen und dem Entwickelungsgange der Völker vertraut ist, möchte den russischen Patrioten hierin Unrecht geben? Und wohin anders sollen diese ihre Blicke richten als nach dem Persischen Golf und dem Indischen Ozean? Das nördliche Eismeer hat im Welthandel keine Bedeutung. Das Behrings- und Ochotzkische Meer im Osten Asiens sind belanglos. Das Japanische Meer ist zu weit von dem Schwerpunkte des Reiches, von dessen industriellen und bevölkerten Provinzen entfernt. Die Besitznahme des baltischen Sundes oder eines Hafens in Norwegen würde — abgesehen von der im Winter beschränkten Verkehrsmöglichkeit — einen Kampf hervorrufen, dessen Chancen für Rußland nicht lockend sind. Der Weg zur Meerenge von Konstantinopel, der eigentlichen Mündung aller Hauptströme Rußlands, wurde diesem jedesmal durch den Einspurch europäischer Mächte verlegt. „Der Weg Rußlands zur Eroberung Konstantinopels“ — schrieb im Jahre 1868 ein angeblicher österreichischer General — „führt über Oesterreich, das mit der ganzen Wucht seiner militärischen Kraft zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meere lastet. Im Angesichte solcher Schwierigkeiten und im Angesichte eines Krieges

mit einer europäischen Coalition wird daher Rußland seinem sehnsüchtigen Trachten nach dem offenen Weltmeere in Zukunft der Hauptsache nach höchst wahrscheinlich auf der asiatischen Seite Ausdruck zu geben suchen". . . Dort aber sind die Interessen Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs derart, daß sie sich wohl mit denen Englands, doch nicht mit denen Rußlands kreuzen. Rußland verrichtet auf seinem Vormarsche nach dem Indischen Ocean eine Arbeit, die zum Nutzen aller der Staaten und Völker verrichtet wird, welche in ihrem wirthschaftlichen Leben und Streben durch die britische Suprematie bedrückt werden.

Weltpolitik und Welthandel sind heute für die russischen Staatsmänner und Militärs unzertrennbare Begriffe. Eine Schutzzollpolitik, durch deren consequente Verfolgung England seine Industrie- und Handelsübermacht errang und endlich siegreich über die Concurrenz zum Freiheitssystem übergehen konnte, giebt auch den Russen die Mittel an die Hand 'zur Hebung ihrer einheimischen Industrie und des nationalen Handels. Industrie und Handel haben das größte Interesse an der Erhaltung der erweiterten Grenzen. Das militärische, politische und wirthschaftliche Interesse helfen zusammen, ergänzen sich und schaffen so die Unterlage für die Weltmachtstellung des Czarenreiches, dessen gewaltige Ausdehnung nicht mehr wie ehedem den Zusammenhang gefährdet, weil eben die Anwendung der modernen Verkehrsmittel die großen Entfernungen zusammenzieht. Heute schon werden die schiffbaren Flüsse Centralasiens mit russischen Dampfschiffen befahren, die Eisenbahnen werden mit jedem Jahr nach der persischen und afghanischen Grenze zu verlängert, der Krieg um Herat hat für die Russen kaum mehr Schwierigkeiten als für die Engländer, deren Eisenbahnen am jenseitigen Fuße des Riesengebirges Himalaya festsitzen. Wie die endliche Entscheidung fallen wird? Auch darüber herrscht für diejenigen kein Zweifel, welche die Mission Rußlands aus dem Studium seiner Vergangenheit erkannt und begriffen haben. Der Kampf um Herat ist trotz alledem und alledem ein Kampf um die Cultur der verkümmerten Menschheitswiege. Was Alexander der Große wollte, wird vielleicht unter Alexander dem Dritten zur That werden.

Das Ringlein.

Von

Johannes Trojan.

— Berlin. —

Vom wüsten Zechgelage kam ein Mann
Und warf sich auf sein Lager hin, gar bald
War er von schweren Schlafes Bann umfangen.
In diesem Schlafe hatt' er bangen Traum:
Er war gestorben — also träumt' es ihm —
Und vor ihm stand ein Engel mit der Wage,
Mit der gewogen wird des Menschen Leben,
Von der das Urtheil abhängt über ihn.
Nicht fiel zu seinen Gunsten aus die Wägung:
Tief senkte sich die Schale seiner Schuld,
Indessen hoch empor die andre schwebte,
Die der Erlösung. Als mit Schrecken so
Er schon des Richters Spruch entgegen sah,
Da nahte eine schwebende Gestalt,
Ihm wohlbekannt, denn seinem Weibe glich sie
An Maß der Glieder und von Angesicht.
Den Blick zu Boden senkend nahte sie
Und zog vom Finger einen kleinen Ring.
In diesem Augenblicke weht' ihn an
Kornblumenduft und Duft von wildem Mohn.
Sie aber, in die Schale der Erlösung
Warf sie den Ring, den sie vom Finger zog.
Da gab es einen seltsam feinen Klang,
Als ob ein dünnes Stäbchen Glas zerspränge;
Die Schale zitterte, sie senkte sich
Und tief und tiefer schwebte sie herab,

Indessen stieg die andre mit der Schuld,
Und eine Stimme rief: Er ist errettet!

Aus seinem Traume fuhr empor der Mann,
Mit Schweiß bedeckt die Stirne, heftig schlug
Und angsterfüllt ihm in der Brust das Herz.
Als eine Weile dann er wach gelegen,
Indessen mancherlei Gedanken ihm,
Einander kreuzend, gingen durch die Seele,
Erhob er sich, mit leisen Schritten schlich er
Zum Zimmer hin, wo seine Gattin schlief.
Es war schon von der Morgendämmerung
Ein wenig hell geworden das Gemach,
Sie aber lag in tiefem Schlummer da.
Mit späh'nden Blicken sah er ins Gesicht
Der Schlafenden, und ein Gefühl von Schmerz
Faßt' ihn beim Anschau'n der geschloss'nen Augen;
Leis rief er sie, doch sie erwachte nicht.
Drauf, an der Schulter sie berührend, rief
Er lauter sie. Die Augen schlug sie auf,
Zusammenschreckend, und sie sprach: „Du bist es?
Ach, Mann, was willst du? Warum weckst du mich
Aus meinem Schlafe, der so wohl mir thut?"

Er wußte nicht, was er erwidern sollte,
Und zweifelnd so und um etwas zu sagen,
Das Herz noch ganz erfüllt von seinem Traum,
Sprach er zu ihr: „Es fiel mir etwas ein —
Ich weiß es selbst nicht, wie ich kam darauf:
Das Ringlein wollt' ich sehn, daß ich dir gab,
Als ich dir nachgelaufen bin durchs Korn."

Als sie das hörte, malte jäher Schreck,
Entsetzen sich in ihrem Angesicht,
Und ihre Hände ringend, rief sie aus:
„Weißt du es schon? Woher denn weißt du es?
Ich bitt dich, sprich, wer hat es dir gesagt,
Daß ich verloren habe diesen Ring?"

Als er sie so entsetzt sah, überlief es
Ihn selber kalt; doch schnell sich fassend sprach er:
„Beruh'ge dich! Nicht, um dich zu erschrecken,
Kam ich hierher, und keiner sagte mir's.
Sei ruhig, Liebe! Wenn du dann es willst,
Erzähle mir, was mit dem Ring geschehn."

Sie setzte aufrecht auf ihr Lager sich
Und sprach zu ihm nach einer Weile so:
„O noch wie heute ist mir jener Tag,
An dem du mir das Ringlein hast gegeben.
Mit viel Gesellschaft waren wir vor's Thor

Hinausgegangen nach dem kleinen Dorf;
Und als es gegen Abend ging zur Stadt,
Da blieben hinter allen andern wir
Allmählich mehr und mehr zurück und neben
Einander schritten ruhig wir und still,
Geheime Zwiesprach mit den Herzen haltend.
Noch waren wir einander nicht verlobt,
Noch hatte keins von uns das Wort gesprochen,
Das später uns für immer hat vereint.
Zu meiner Rechten war ein Roggenfeld,
Das eben stand in voller Aehrenpracht,
Und zwischen Halmen leuchteten hervor
Kornblumen viel und purpurrother Mohn,
Denn um die schönste Zeit des Sommers war es.
Und als wir schweigend so des Weges gingen,
Auf einmal öffnete zur Seite mir
Ein Gäßlein sich, begrenzt von Halmenmauern,
Ein schmaler Fußweg, führend in das Feld.
Da kam ein übermüthiger Gedanke
Mir in das Herz: Von deiner Seite plötzlich
Mich trennend, lief ich in das Korn hinein.
Gelaufen war ich eine gute Strecke
Und tief aufathmend stand ich still, da sah ich
Um mich nichts weiter als das Halmenmeer,
Auf das die Dämmrung schon sich niedersenkte,
Und eine ungeheure Angst befiel mich,
Als ob ich ganz allein sei auf der Welt.
Doch eh' ich noch um Hilfe rufen, eh'
Ich noch zurück das Weglein laufen konnte,
War ich umfangen schon von deinen Armen.
Da in dem Kornfeld gabst du mir den Ring,
Und seit der süßen Stunde bin ich dein."

Sie sprach's und schwieg, dann wieder hub sie an:
„Du weißt, ein dünnes Reiflein war's von Gold,
Mit einem kleinen rothen Stein verziert,
Gering an Werth für jeden außer mir.
Ich aber ließ ihn ungern von der Hand
Und mußte doch ihn manches Mal entbehren,
Wenn bei der Arbeit er im Hause mir
Schadhaft geworden war. Der Goldschmied lachte
Zuletzt schon immer, wenn ich kam mit ihm,
Und meint', ihn herzustellen habe schon
Mir mehr gekostet als ein neuer Ring,
Der schöner wär' und stärker auch an Gold —
Ich aber mocht' nicht von dem alten lassen.
Nun sage mir, wie du's erfahren hast,
Daß ich den Ring in dieser Nacht verlor."

„Ich habe,“ sprach er, „nichts davon erfahren
Und von dir hören will ich's eben jetzt,
Wenn du es ruhig mir erzählen kannst.
Doch eines wisse: Daß, wie auch es kam,
Durch welchen Zufall auch das Ringlein dir
Verloren ging, ich nicht dir zürnen werde.
Nicht zu erschrecken dich, kam ich hierher.
Weshalb ich kam, dich aus dem Schlummer weckte
Und nach dem Ringe fragt', ein ander Mal
Hörst du's von mir in einer hell'ren Stunde.“

Da fing sie an, und ihre Stimme klang
Schon ruhiger, als sie vorher geklungen:
„So höre denn, wie es geschehen ist!
Als du nach Hause kamst in dieser Nacht,
Da hatten schwere Sorgen mich beängstigt
Und große Unruh' mich gequält um Dich.
So daß mir ferne war der Schlaf geblieben.
Nach einer Weile trieb es mich empor
Von meinem Lager, um nach dir zu sehn
Und dir zu helfen, wenn dir etwas fehle.
So trat ich in Dein Zimmer leisen Schritts,
Da lagest du in unruhvollem Schlaf
Und warfest stöhnend dich auf deinem Bette,
Als ob ein banger Traum dich hielt' umfangen.
Im tiefsten Herzen jammertest du mich,
Dich aufzuwecken aber wagt' ich nicht,
Aus Angst, daß du darum mir zürnen würdest,
Daß Du erschrecken möchtest, wenn du plötzlich
Mich vor dir sähest mitten in der Nacht,
Und fürchten, daß ich schlimme Botschaft brächte.
Da fiel mir ein: wenn du erwachtest nun
Aus deinem Schlaf, dann würdest du vielleicht
Umsonst nach einem kühlen Trunk dich sehnen,
Der dir willkommen wäre und ein Labsal.
Den wollt' ich schöpfen aus dem Brunnen dir
Und leis' ihn dir hinstellen an dein Lager,
Von Herzen wünschend, daß du bald erwachtest.
So stieg ich denn hinab, behutsam schloß ich
Die Thüre auf, die zu dem Hofe führt,
Und trat hinaus in's Freie. Oben hoch
Am Himmelszelt verschwanden schon die Sterne,
Und leise dämmerte der Morgen auf.
Zu schöpfen trat ich an den Rand des Brunnens
Und als ich beugte mich darüber hin —
Weil es so kalt um diese Stunde war
Und weil vielleicht auch in der letzten Zeit
Ein wenig magrer meine Hand geworden,

Glitt von dem Finger mir der kleine Ring,
Glitt mir vom Finger und hinunter fiel er
Und ist verschwunden in des Brunnens Tiefe.
Nun aber bitt' ich, Liebster, schilt mich aus!
Ja, nicht zu viel wär' es, wenn du mich schlügest,
Weil ich so unachtsam gewesen bin,
Weil ich verlor mein Kleinod, das von allem
Besitz mir war das Theuerste, den Ring,
Den einst im Kornfeld ich von dir bekam!"

So rief sie aus und jammerte aufs Neue,
Ihm aber ging, was er gehört, durchs Herz,
Und keine Worte fand er lange Zeit.
Und endlich, ihre beiden Hände fassend,
Nur still zu sein und ruhig bat er sie,
Und durch einander sprach er dies und jenes:
Nicht grämen sollte sie sich um den Ring,
Den er vielleicht zurück ihr schaffen könnte.
Und wenn für immer er verloren wäre,
Wenn auch die Erde ihn für sich behielte,
Sie sollt' ihn nicht vermissen an der Hand,
Den sie als Letztes für ihn hingegeben,
Ersetzen wollt' er ihn durch seine Liebe,
Gut machend alles, was bisher geschehn.

„Ich bitt' dich, Bester, rede nicht so hart,
Wenn du mich" — sprach sie — „nicht betrüben willst.
Was ist geschehn, das gut zu machen wäre?
Wenn wirklich etwas zwischen uns sich drängte —
Ich aber weiß nicht, ob es etwas war —
Ist es hinweggeräumt schon durch das Wort,
Das eben du gesprochen hast zu mir.
Den Ring verschmerz' ich, wenn du's haben willst;
Ich hab' ein bess'res Kleinod noch als ihn,
Und mir geschenkt doch bleibt er, wenn er auch
Nicht aufzufinden ist im tiefen Brunnen,
Mein Eigen, in Verwahrung nur gegeben.
Nie will ich kränken dich mit meinem Kummer
Um den Verlust und nie erzürnen dich.
Denn eins nur will ich: daß du glücklich bist!
Du aber kannst es sein und wirst es werden."

Als sie so sprach, fiel in das Zimmer schon
Des Morgens lieblich helles Licht hinein,
Und aus dem Laubwerk hohen Lindenbaumes
Klang eines Vogels süßes Morgenlied.
Sie aber sprachen vieles zu einander.

Bettina von Arnim.

Von

Moriz Carriere.

— München. —

Als 1835 der Briefwechsel Goethes mit einem Kinde erschien, war die Nation wie von einem glänzenden Meteor freudig überrascht. Nur durch ihre geniale Persönlichkeit war Bettina von Arnim einem kleinen Kreise bekannt geworden, für uns Andere stand plötzlich ein Werk da, in welchem Wirklichkeit geworden, was der Romantiker von einem Poesiewerden des Lebens oder Lebendigwerden der Poesie ahnungsvoll gehofft und geträumt. Noch herrschte das literarische Interesse vor dem politischen, und Goethe war der Mittelpunkt wachsender Theilnahme; noch war die Goethephilologie nicht da, man suchte seine Meisterwerke nach ihrer idealen Bedeutung zu erfassen, Hegel und seine Schüler legten seine Gedanken aus, Heine und Wienbarg priesen ihn als Deutschlands geistigen Befreier; nun flocht hier die Liebe ihre duftigen Rosen in seinen unverwelklichen Lorbeerkranz, und erklang sein Preis von Mädchenlippen wie sehnsuchtsvoller Nachtigallgesang. Mochte man manchmal mit Goethe selber fragen, ob Bettina mehr wunderbar oder wunderlich sei, mochte der Eine seine Ruhe, der Andere ihr mänadenhaftes Gebahren tadeln, die Einen mehr auf tiefsinnige Gedanken, die Andern mehr auf anmuthige Gefühlsergüsse hinweisen, dem Zauber des einzigen Buches konnte vor allem die Jugend sich nicht entziehen, und auch das Alter sagte mit Meusebach: es werde Mühe haben, sich der Unsterblichkeit zu entziehen.

Dann, als allmählich bekannt wurde, daß nicht Alles factisch richtig sei, daß ein Sonett Goethes nicht aus einem Brief Bettinas entstanden, sondern

vielmehr von derselben aufgetröselt sei, sprach ein nüchternes Geschlecht von Fälschung und Schwindel, und Bettinas lichte Gestalt ward umnebelt und verdunkelt durch allerhand Anekdoten, welche sich die Leute von ihr erzählten; das Philisterthum rächte sich damit an übermüthigen Neckereien, die es von ihr hatte erleiden müssen. Heute können wir der Dichterin und ihren Werken ruhig gerecht werden. Denn diese Werke sind und bleiben eine Zierde des deutschen Geistes und Schriftthums; sie waren eine melodische Stimme der Zeit und bleiben Marksteine der Seelengeschichte unseres Volkes.

Anna Elisabeth Brentano ward am 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren. Ihre Großmutter war Sophie Laroche. Liebe Mama! redet Goethe die ältere Freundin in seinen Briefen an; deren schöne junge Tochter Maximiliane ward die zweite Frau des churtrierer Geheimrathes Peter Anton Brentano, und der Dichter hat uns selbst berichtet, wie sein Verhältniß zu ihr ihm das zu Lotte Buff in Wetzlar wiederholte und ihm bei der Abfassung von Werthers Leiden zum zweiten Theile des Romans Motive und Farben lieh. So waren die Fäden angeknüpft, welche Bettina zu ihm leiteten. Früh war diese der Mutter, bald auch des Vaters beraubt. Sie ward im Kloster zu Fritzlar erzogen, und hat selber ja gern und reizend geschildert, wie sie sich dort im Umgang mit der Natur entwickelte. Mit malerischem Talent begabt, war sie geschickt in Handarbeiten, sie sang mit kräftiger Stimme zur Guitarre. 1801 an den Main zurückgekehrt, lebte sie bald mit ihren Geschwistern in Frankfurt, bald bei der Großmutter in Offenbach. Sie modellirte bei einem Töpfer in Thon, sie nahm Unterricht im Generalbaß und componirte Lieder, ein Privatlehrer trug ihr Geschichte vor, was sie so köstlich in Briefen an die Günderode schildert. Das am meisten Bildende aber war der persönliche Verkehr, die Luft, in der sie athmete. Drei ältere Geschwister, alle eigenthümlich begabt, ihr am verwandtesten der Bruder Clemens, im Hause der Großmutter französische Emigranten und berühmte Deutsche, wie Herder, einkehrend und verkehrend, ihre ältere Schwester an Savigny verheirathet. So kam sie in ihren Mädchenjahren in dessen Haus nach Marburg, nach Landshut, mit ihm nach München und Wien, und in Berührung mit hervorragenden Männern. So sah sie die Guachet, deren Leben für Goethe den Stoff zur „Natürlichen Tochter“ bot, so klang der Name Mirabeaus an ihr Ohr, so sah sie Napoleons Gestirn aufsteigen, so ward sie mit Achim von Arnim bekannt und stand mitten in einer aufstrebenden Jugend der Romantiker, welche aus der trüben Gegenwart heraus bald nach der Vergangenheit, nach den Wurzeln des deutschen Volksthums zurück, bald in eine schönere Zukunft vorausblickten. Arnim widmete ihr seinen Wintergarten, sie sammelte Lieder für des Knaben Wunderhorn und dichtete für „Trösteinsamkeit“; sie verkehrte viel mit Karoline von Günderode, und als diese sich im Schmerz getäuschter Liebe selbst den Tod gegeben (1806), wandte sie sich Trost suchend zu Goethes Mutter. Wie diese sie geschätzt hat, das möge ein Brief bezeugen, den ich selber vom Original abgeschrieben habe.

„Gutes, liebes, bestes Kind!

Dein Andenken geht über Alles und macht mich glücklicher, als es der todte Buchstabe ausdrücken kann. O erfreue mein Herz, Sinn und Gemüth und komm bald wieder zu mir. Du bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum grabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht. Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest; — Du hast viel Vergnügen dort verbreitet — und bedauert man, daß Dein Aufenthalt dort so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, sagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht Alles zu sagen haben!! Darum komme bald und erfreue die, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt Deine wahre Freundin

Elisabeth Goethe."

Im April 1807 besuchte sie mit ihrer Schwester Melanie von Guaita Weimar, und daselbst Wieland und Goethe. Bis 1811 stand sie im Briefwechsel mit diesem. Goethe schrieb ihr ganz eigenhändig am 3. November 1809: „Deine Briefe sind mir stets erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, da ich vielleicht so närrisch war wie Du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt." Und am 5. Februar dankt er für Geschenke von ihr, die wie eine Glücksbombe in sein Haus gefallen, und fügt hinzu: „Dein lieber Brief mußte als der schönste Schmuck des Ganzen angesehen werden. Nimm in diesen wenigen Worten meinen Dank für Deine nie versiegende Liebe, Dein immer lebendiges Andenken an das Gegenwärtige, Deine Treue für das Vergangene." Seine Mutter war im Herbst 1808 gestorben, er schickte sich an, seine Biographie zu machen; ich sah einen Jugendbrief von Bettina bei Clemens Brentano, in welchem sie freudig ihr Zusammensein mit dem großen Dichter berichtet, der sie aufgefordert habe, über sein Leben zu schreiben. Auf seinen Wunsch zeichnete sie auf, was sie nach den Erzählungen seiner Mutter aus seiner Kindheit sich erinnerte: den Freudenruf nach der Geburt des Todtgeglaubten, „Räthin, er lebt!" wie die anmuthige Eislaufgeschichte verdanken wir ihr. Den 10. Mai 1810 erbat er ein Lebenszeichen vor seiner Abreise nach Carlsbad. „Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort Dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht, denn eigentlich kann man Dir nichts geben, weil Du Dir Alles entweder schaffst oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein." Hermann Grimm bemerkt hierzu: „Der Brief war mit einem kleinen Amor versiegelt. Weder von Goethe noch von Bettina wurde damals dieses Symbol ernstlich genommen: gerade so betrachtet aber: wieviel fast väterlich zu nennende Liebe liegt in Goethes Worten und wieviel Gleichstellendes! Wem gegenüber seit den

Zeiten der Frau von Stein gesteht Goethe: daß er nichts geben könne? Er erkannte den inneren Reichthum Bettinas an und verlieh ihr das Recht, sich ihm auf's Innigste verwandt zu fühlen. Mehr nicht. Die Leidenschaft, die Bettinas Briefe erfüllte, spielte nicht zwischen dem wirklichen Goethe und ihr, wie sie sich einst begegnet waren, sondern zwischen dem Goethe, den sie in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde neu aufbaute, und ihr selber auch in nachträglicher neuer Schöpfung."

Löper hat nach den Mittheilungen Hermann Grimms, des Gatten von Bettinas jüngster Tochter, die Briefe Goethes an Sophie von Laroche, auch einige an Bettina, den Originalen getreu, veröffentlicht; Briefe von Beethoven hatte ich selber bei ihr in Händen und rieth zur Herausgabe. Sie wurden angezweifelt, es gelang mir, einen in der Handschriftensammlung von Philipp Nathusius aufzufinden, er entsprach dem Abdruck. „Kein schönerer Frühling, als der heurige," schreibt er 1810 nach ihrer Begegnung in Wien, er wechselt mit Du und Sie: „Sie heirathen oder es ist schon geschehen, und ich habe Sie zuvor nicht einmal noch sehen können, so ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe den Ehelichen segnet." Wenn sie an Goethe schreibt, soll sie ihm seine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken. „Ich bin eben im Begriff, ihm selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar blos aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation? Nun, lebe wohl, liebe liebe Freundin, ich küsse Dich so mit Schmerzen auf Deine Stirn, und drücke damit wie mit einem Siegel all meine Gedanken für Dich auf. Schreiben Sie bald, bald, oft Ihrem Freunde Beethoven."

Im April 1811 heirathete sie Achim von Arnim. Dieser schrieb an Görres voll Freude, daß sie sein geworden: „Wir sind ohne irgend Jemandes von unserer Verwandten Wissen hier in der Stadt fünf Tage verheirathet gewesen, bis wir es selbst an Clemens und Savigny erzählt haben. Die Schwierigkeit wirst Du begreifen, wenn Du weißt, daß ich Zimmer an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savignys. Es ging eben wie in tausend Comödien: eine Kammerjungfer vermittelte alles. Heimlich wurde ich Morgens auf dem Zimmer eines achtzigjährigen Predigers getraut, kam Abends wie gewöhnlich zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug die Hausthür zu, und schlich mich heimlich in Bettinas Zimmer zurück, das recht fröhlich mit Rosen, Jasmin und Myrthen belaubt war. Warum? Weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu dem widrigsten Spott alles Sacraments, zu den heillosesten Zoten gehören, wobei sich die Leute gar noch verpflichtet halten nebenbei noch einige Thränen zu vergießen." Die Ehe war eine ganz glückliche, mit vier Söhnen und drei Töchtern gesegnete. Arnim war ein Edelmann im edelsten Sinne des Wortes, ritterlich schön (Ach im Arm ihn! kalauerten die Berlinerinnen), frei und sieghaft kühn, eine poetische Natur wie Bettina, wenn auch nordisch neben der

kleinen, dunkeläugigen, dunkellockigen Gattin, in deren Adern italienisches Blut rollte. Nie sprach sie anders von ihm als mit liebender Verehrung. Im Sommer führten sie ein idyllisches Landhausleben auf dem Gute Wiepersdorf in der Mark, einige Wintermonate brachten sie gewöhnlich in Berlin zu. Hier waren Schleiermacher, Schinkel, Wilhelm von Humboldt Bettinas Freunde. Schleiermacher confirmirte ihre Söhne und stand mit ihr im Briefwechsel. Erinnerungen an ihn theilte sie mir handschriftlich mit, sie sind auch gedruckt im Ilius Pamphilius erschienen. Sie zeichnete selbst, indem sie im Anschluß an griechische Mythen Ideen symbolisirte, und war so von Einfluß auf Schinkels Bilderentwurf für die Vorhalle des Museums in Berlin. Arnim war ein eifriger Patriot. Daß wir adlich all' auf Erden, muß der Adel Bürger werden! sang er zur Zeit der Befreiungskriege; ein Aufsatz von ihm ward die Veranlassung, daß die Staatspolizei den rheinischen Mercur von Görres unterdrückte. Clemens Brentano schrieb an Görres über eine Begegnung, die er, von der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen kommend, in Ems hatte, daß er Arnims geistige und moralische Ueberlegenheit fühle, aber über die kirchliche Richtung einer so herrlichen Seele weinen möge; er fügte über Bettina hinzu: „Ich war sehr traurig in der Nähe dieses großartigsten, reichbegabten, einfachsten, trautesten Geschöpfes. In stetem Reden, Singen, Urtheilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modelliren, alles in Beschlag nehmen und mit Taschenspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurechtgewaltthätigen, um das Gemeine als Modell zum Höheren in irgend einen Act zu stellen und das Ungemeine sich gesellig bequem zu setzen, in diesem ohne Ruhe und doch mit geheimem und befreundetem Aug' zu entdeckenden Hintergrund des Nichtgenügenden in allem, aber zu hochgestellt und zu allgegenwärtig im menschlichen Kreis, um diese eingemauerte bessere Sehnsucht zu befreien und vor Gott unter Thränen darzustellen, auf daß es eine gerettete Seele werde!" Wie bezeichnend ist dieser lange verworrene Satz für beide Geschwister! Als ich 1839 von Bettina an Clemens empfohlen in München freundlich mit ihm verkehrte und einmal äußerte: in unserm Alterthum wäre sie wie Velleda verehrt, im Mittelalter aber wohl als Zauberin verbrannt worden, seufzte er: „Ordensstifterin wäre sie geworden und ewig groß!" Sehr richtig ist betont, wie sie aller Menschen und Dinge sich bemächtigt und das Niedere zum Modell für Höheres mit idealisirender Phantasie sich zurechtrückt. Als ich sie kennen lernte, war sie viel ruhiger geworden. Schleiermacher äußerte: Gott sei bei besonders guter Laune gewesen als er Bettina erschaffen; sie selber berichtet von dem Muthwillen und Uebermuth, der sie getrieben zu neckendem Scherz; der hat sie im Vollgefühl ihrer Unschuld und Tüchtigkeit über so manche Grenze hinausgeführt, welche die herkömmliche Sitte für die gewöhnlichen Menschen als wohlthätige Norm gezogen, wie ihr Klettersinn sie auf Mauern und Bäume steigen ließ. So setzte sie sich in einer Abendgesellschaft bei Gneisenau zu dessen Füßen, legte ihren Kopf auf seine Knie und schlief ein; so war sie

bei Friedrich Heinrich Jacobi zum Thee geladen; zuerst im Zimmer, stellte sie sich hinter den Ofenschirm, und als die Andern über ihr Ausbleiben schmälten und sich in mancherlei Ausstellungen ergingen, trat sie hervor und rief: Ja, ich bin eine abscheuliche Person, aber ich will mich bessern! Das gesellige Leben ward ihr gern zum Spiele der Phantasie, und da soll sie wenig Rücksichten gekannt haben, um sich durch Verlegenheiten anderer einen Spaß zu machen, während sie mit frischem Humor sich aus jeder Verlegenheit lachend befreite. „In all ihrer Launenhaftigkeit und Schroffheit eine anmuthige Erscheinung," schrieb Rahel von ihr; „welch eine Natur ungebändigter Fülle!" schrieb Ranke, und machte den Vers dazu: „Natur hat nicht Moral; o laß es sein, ist nur das Gute viel, das Böse klein." Auch Varnhagen konnte „bei all ihren Launen und Begehungen" ihr nicht zürnen: er sah ein so ursprüngliches, echtes geistedles und reichbegabtes Menschenlind in ihr, daß nur die Beimischung des Verkehrten und Verwirrten abzufallen brauche, um den lichtvollen Engel sehen zu lassen. So stand sie im Urtheil urtheilsfähiger Zeitgenossen; im Mund gewöhnlicher Leute, die keinen Spaß verstehen und keine Phantasie haben, wurden die kleinen Wunderlichkeiten, die übermüthigen Seltsamkeiten vergröbert und vergrößert herumgetragen, und verhüllten dem Blick das Götterbild in der Selenosmaske.

Die Neuvermählten besuchten Goethe. Gegen dessen Frau erlaubte sich Bettina eine ihrer kecken Verfehlungen in übertreibender Derbheit, und da verstand Goethe keinen Spaß; er brach die Beziehungen zu ihr ab; vergebens suchte sie Arnim wieder anzuknüpfen. Das empfanden beide schmerzlich, aber die Bewunderung für den Dichterfürsten ward darum nicht geringer. Als 1820 die Rede war, ihm in Frankfurt ein Denkmal zusetzen, zeichnete und modellirte Bettina mit Hülfe des Bildhauers Wigmann eine Skizze, wie sie selber an den Dichter schreibt: „Goethe in halber Nische auf dem Thron sitzend, sein Haupt über der Nische, welche oben nicht geschlossen, sondern abgeschnitten ist, erhaben, wie der Mond sich über den Bergesrand heraufhebt: mit nackter Brust und Armen. Der Mantel, der über den Hals zugeknöpft ist, über den Schultern wieder zurück unter den Armen hervor im Schooße zusammengeworfen, die linke Hand hebt sich über der Leyer ruhend, die auf dem linken Knie steht; die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, ist in derselben Art gesenkt, und hält nachlässig seines Ruhms vergessend den vollen Lorbeerkranz. Sein Blick ist nach den Wolken gerichtet, die junge Psyche steht vor ihm, wie ich damals, sie hebt sich auf ihren Fußspitzen, um in die Saiten der Leyer zugreifen, und er läßt's geschehen, in Begeisterung versunken." 1826 brachte sie die Skizze zu Goethe. „Du hast gelernt Menschen zu schonen," sagte er zu ihr, „denn früher hast Du das nie gekannt." Doch knüpfte sich kein Briefwechsel wieder an.

1831 starb Arnim, 1832 Goethe; Bettina fühlte sich in Leid vereinsamt auf dem Gute und lebte mit ihrer Familie in Berlin. Nun verkehrte sie am vertrautesten mit Schleiermacher. Sie schrieb darüber an Rahel: „Mir ist wohl durch das heimatliche Dasein in seiner Familie, seine Gegen-

wart macht mich frei von allem Eigendünkel, ja von allen Prätensionen für und an meinen Geist, von allem Appelliren an mein eigenes Urtheil; dann aber schenkt mir sein Wort jede Erleuchtung, jede Nahrung, die meiner Seele zukommt; noch nie hat sein Mund etwas ausgesprochen, was nicht als tiefste Wahrheit mich durchforscht oder als Segen mich genährt hätte; endlich elektrisirt mich seine persönliche Nähe zu einer freudigen Regsamkeit aller meiner Kräfte, und ich bin glücklich, selbst auch in dem Schmerzlichen, was Gott über mich verhängt hat; ich fühle mich so wohl, weil ich mich so entfernt fühle von aller Verkehrtheit; ich fühle mich so sorgenfrei, weil ich die Natur eines Kindes oder eines Sperlings habe, die eine höhere Macht für sich sorgen lassen." So sah sie einen leitenden Genius in ihm, sie sandte ihm ein Gedicht, das ich von ihrer Hand besitze; es schließt:

Ich glaub was Deine Lippe spricht,
Dein Geist ist mir das höchste Licht.

In seiner Antwort weist er sie auf einen Höheren hin, von dem auch er nur Zeugniß giebt:

Glaubst Du was meine Lippe spricht,
So weißt Du wohl
Wie meine Liebe Dir nicht gebricht.
Entgeht Dir meine Lehre nicht,
So weißt Du wohl
Mein Geist sei nicht Dein höchstes Licht!

Als sie aus Goethes Nachlaß ihre Briefe an Goethe durch den Kanzler Müller erhielt und mit den seinigen zusammenordnete, war sie selber tief ergriffen. Sie schrieb an Frau Görres: „Der Briefwechsel enthält meine Herzensangelegenheiten mit ihm nackt und blos, wie sie Gott in mir erschaffen hat und wie Er unter dem Beistand der Grazien sie gezähmt und gebändigt hat. Welche Weisheit und Güte in diesem Mann gegen mein anstürmendes Herz, wie schön hat er es zu leiten gewußt, wie gut hat er im Drang übereilter Herzensergießungen das Hohe herausgefühlt, welch' unbegrenztes Vertrauen in mir, ihm alles zu sagen!" Und ähnlich im März 1834, schrieb sie an den Fürsten Pückler: „An meiner Correspondenz mit Goethe hab' ich bisher mäßig gearbeitet, ich hatte viel Unterbrechung, Schleiermachers Tod hatte mich sehr untüchtig gemacht. Es ist ein Heiligthum, ein Schatz von wahrhaftiger Natur in ihrer unverkümmerten Unschuld, sie spricht sich in Allem aus wie der offene Kelch einer Blume; wer ihr Geheimniß versteht, wird sie würdigen."

Vertieft in die Erinnerung jener Tage sah sie das Entschwundene wie gegenwärtige Wirklichkeit. Briefe aus persönlichen Stimmungen und Erlebnissen herausgeschrieben bedürfen für andere, später Lebende stets der Erläuterung; statt Anmerkungen zu geben, schaltete Bettina unmittelbar ein, was zum Verständniß nöthig war; so wurden die Begegnungen mit Goethe wiedererzählt, so fügte sie manches hinzu, was sie noch an Goethe hätte

schreiben wollen, können, sollen, und wenn die Ergüsse über Musik, wenn Berichte aus München und Wien auch erweitert sind, wer möchte das missen? Sie tilgte, was sich in den späteren Briefen auf ihren Brautstand mit Arnim bezog, sie setzte für Goethes Gattin hin und wieder den Herzog, um alle Theilnahme künstlerisch auf die Schreibenden selbst zu vereinigen. Andres, was vor und nach der Zeit des Briefwechsels lag, ließ sie in der Darstellung ihres Verkehrs mit Goethes Mutter vorangehen oder im Tagebuch nachfolgen. So entstand aus der thatsächlichen Wirklichkeit ein künstlerisches Werk, Wahrheit und Dichtung, wie Goethe selbst seine Lebensbeschreibung in ähnlichem Sinne genannt hat. 1807 hatte sie Goethe kennen gelernt, Advent von 1807 wird im 16ten seiner Sonette als neue Liebesära von ihm bezeichnet. Solche Sonette sandte er damals an mehrere Mädchen, die ihm huldigten; daß auch Bettina unter diesen war, hat Löper dargethan: sie theilt eines der Sonette in einer andern Lesart mit, als sich in Goethes Werken findet, und ihre Fassung ist durch Goethes Handschrift als die ursprüngliche bezeugt. Eine Stelle aus ihrem ersten Brief: „Mein Kind, mein artig gut Mädchen, mein liebes Herz!" wie sie sich, an Goethes Hals und Brust geschmiegt, von ihm angeredet glaubt und wünscht, — diese Stelle klingt ja wirklich im 10ten Sonette wieder: „Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen!" Wir wissen jetzt, daß Herzlieb die Lösung des Charadesonetts ist, daß Minna Herzlieb, in der Ottilie der Wahlverwandtschaften dichterisch verklärt, Goethes Gemüth am tiefsten bewegte; Bettina glaubte in Abendlicht das Wort des Räthsels gefunden zu haben, hatte er sie doch ein freundliches Licht für seinen Lebensabend genannt. So schrieb sie auch die andern Sonette sich zu, und ersann Briefstellen als Motive für dieselben. In Goethes Divansliedern fand sie Nachklänge ihrer Briefe, und ließ einen Wechselgesang Suleikas und Hatems scheinbar daraus hervorwachsen. Eine Stelle aus Goethes Erläuterungen zum westöstlichen Divan glaubte sie auf sich beziehen zu dürfen, sie paßte ja, und ehe wir von Marianne Willemer durch Theodor Creiznach Bestimmteres erfuhren, schien es uns völlig berechtigt, an Bettina zu denken: „Dem Dichter verstrich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas, nicht greisenhaft zudringlich, nein ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt." Klein und zierlich von Gestalt und dabei naiv und rücksichtslos war sie manchmal für ein Kind gehalten worden, „als sie bereits in das Blüthenalter der Empfindung eingetreten war", und so wählte sie den Titel „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", und sagte: Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen, — damit schlimme Nachrede und falsche Deutung abweisend.

Bettinas Liebe zu Goethe war nicht die vollmenschliche der Jungfrau zum Mann, die ihr ganzes Selbst hingiebt an ein ihr wahlverwandtes Selbst, um ihre Bestimmung, die mütterliche, in der Ehe zu erreichen — diese Liebe hat Bettina im Bund mit Arnim gefunden, sondern das Geist

und Herz durchdringende Wohlgefallen am Schönen, das den irdischen Besitz des Geliebten nicht begehrt, aber in seine Seele will sie aufgenommen sein, weil ihr die Welt durch ihn aufgeht; ihre Liebe trägt von Anfang an den Charakter der Phantasie, fancy würde Shakespeare sie benennen; sie ist der platonische Aufschwung des Gemüths zum Ewigen, der Entfaltungstrieb in die Freiheit und in die Seligkeit, in das Göttliche, das ihr in der Lebensgestalt des herrlichen Dichters erscheint, von der sie sich zum Ideal, zum Grund und Ziel alles Daseins emporschwingt. Schreibt sie doch einmal selbst: „Ach, der Regenbogen, der eben auf der Ingelheimer Aue seinen diamantnen Fuß aufsetzt, und sich übers Haus hinüberschwingt auf den Johannisberg, der ist wohl gerade wie der selige Wahn, den ich habe von Dir zu Mir. Und der Rhein, der sein Netz ausspannt, um das Bild seiner paradiesischen Ufer darin aufzufangen, der ist wie diese Lebensflamme, die von Spiegelungen des Unerreichbaren sich nährt. Mag sie denn der Wirklichkeit auch nicht mehr abgewinnen als den Wahn; — es wird mir eben auch den eigenthümlichen Geist geben und den Charakter, der mein Selbst ausspricht, wie dem Fluß das Bild, das sich in ihm spiegelt." Und ein andermal: „Liebe sprengt alle Riegel in neue Welten der Kunst und der Weissagung und der Poesie: wie sie in einem erhabenen Sinne nur sich befriedigt fühlt, so kann sie auch nur in einem erhabenen Elemente leben." — „Die Poesie, die zur reinsten Harmonie der Schönheit verklärte Phantasie ist dies Element," so erklärte der Philosoph Weiße aus persönlicher Befreundung mit Bettina schon beim Erscheinen des Buches; „sie bleibt allem Irdischen fremd, bei der leisesten Berührung des irdischen Elements, etwa durch den Geliebten selbst — der aber nur darum der Geliebte sein konnte, weil er solcher unheiliger Berührung unfähig war — würde sie augenblicklich verschwunden sein. Frage also Keiner nach der Gefahr, welche Bettina sich durch den mänadischen Taumel im Dienst ihrer Gottheit aussetzt. Sie selbst hat mitten im Taumel, in der Trunkenheit der Begeisterung ein klares Bewußtsein — nicht der Gefahr, sondern daß die Gefahr nicht Gefahr ist, sie vergleicht sich der Mignon wie sie mit verbundenen Augen zwischen Eiern tanzt. Meine Liebe ist geschickt, ruft sie dem Geliebten zu, verlasse Dich ganz auf ihren Instinct, sie wird auch blind dahintanzen und keinen Fehltritt thun. Mit diesem Bewußtsein darf sie sich rückhaltlos dem Gott hingeben, der sie treibt; was sie auch thue und rede, sie darf gewiß sein, daß die Umgebenden in ihren Reden und Thaten nicht den natürlichen Menschen mit seinen irdischen Bedürfnissen vernehmen werden, sondern den Genius, der in irdische Worte und Handlungen Gefühle und Gedanken der Unsterblichkeit kleidet."

Sogleich der erste Brief (und er hat bei der Veröffentlichung nur stilistische kleine Verbesserungen empfangen) schlägt diesen Ton an. „Ein Menschenkind, einsam auf einem Felde, von Stürmen umbraust, seiner selbst ungewiß, hin und her schwankend wie Dornen und Disteln um es her, — so bin ich, so war ich, da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte. Nun

wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt." Vor Freude und Sehnsucht erschauernd, träumt sie von seiner Liebe und ruft erwachend: „Weh mir, wenn dies alles nie zur Wahrheit wird, dann werd' ich im Leben das Herrlichste vermissen. Ach, ist der Wein nicht die süßeste und begehrlichste unter allen himmlischen Gaben, daß, wer ihn einmal gekostet, trunkene Begeisterung nimmer abschwören möchte!" Und Goethe mit der sittlichen Gediegenheit eines festen Gemüthes, warm und theilnehmend als der Mann im reiferen Alter, der auch das Wort der Entsagung sprechen gelernt, ist der scharfblickende Seher, der das Idealische, die Wirklichkeit Ueberfliegende dieser Liebe als solches zu fassen und zu verwerthen versteht. Und wie innig und groß weiß sie sein Wesen zu erfassen! „Bald sind's die Sterne, die mit Dir Rücksprache nehmen, bald die tiefen, abgründlichen Felskerne; bald schreitet Dein Blick als Prophet durch Nebel und Luftschichten, und dann nimmst Du der Blume Farben und vermählst sie dem Lichte; Deine Leyer findest Du immer gestimmt, und wenn sie Dir auch frisch entgegenprangte, würdest Du fragen: Wer hat mir diesen Kranz gewunden? Dein Gesang würde diese Blumen bald versengen, sie würden ihre Häupter senken, sie würden ihre Farbe verlieren, und bald würden sie unbeachtet am Boden schleifen. Alle Gedanken, die die Liebe mir eingiebt, alles heiße Sehnen und Wollen kann ich nur solchen Feldblumen vergleichen; sie thun unbewußt über dem grünen Rasen ihre Augen auf, sie lachen eine Weile in den blauen Himmel, dann leuchten tausend Sterne über ihnen und umtanzen den Mond, und verhüllen die zitternden, thränenbelasteten Blumen in Nacht und betäubenden Schlummer. So bist Du, Poete, ein vom Sternenreigen seiner Eingebung umtanzter Mond, meine Gedanken aber liegen im Thal wie die Feldblumen, und sinken in Nacht vor Dir, und meine Begeisterung ermattet vor Dir, und alle Gedanken schlafen unter Deinem Firmament."

Der Briefwechsel mit Goethe hat einen Prolog in Bettinas Verkehr mit der Frau Rath, der Mutter Aja, wie sie im Kreis der jungen Stürmer und Dränger hieß, der von ihr begünstigten Haimonskinder im Jugendbunde mit ihrem Sohn. Bettina hat das Verdienst, das Bild dieser Frau mit voller Lebendigkeit in die Literatur eingeführt zu haben, wie es seitdem durch die Veröffentlichung aus ihren Correspondenzen nur bestätigt und vervollständigt worden ist. Wie prächtig verweben sich die sonnige frische Lebenslust, wie das feste Gottvertrauen und die Freude über den großen Sohn! Als mütterliche Freundin steht sie Bettina zur Seite; sie in dem heiteren Sinne bekräftigend: „Wer lacht, kann keine Todsünde thun", und in der Stunde der Schwermuth erklingt der tröstende Zuspruch: „Steh auf aus Deinem Bett und nimm's und wandle! Mein Sohn hat gesagt, was einem drückt, das muß man verarbeiten, und hat er ein Leid gehabt, so hat er ein Gedicht daraus gemacht." Das lebendige Bild der Frau Rath wird verklärt durch das, was die jugendliche Freundin nach ihrem Tode dem Sohne schreibt.

Zwei Bände des Briefwechsels bieten uns von 1807—1811 das Leben dieser Jahre, wie es sich im reinen, jungfräulichen Herzen begiebt und spiegelt, dem Dichter im Festgewand der Schönheit und der Liebe dargeboten. Blühende Bilder, süße Empfindungen, leuchtende Gedanken verbinden sich wie Blumen und Blätter zum Kranz für Goethe, wie die Aeolsharfe vom Windhauch, so ist die Seele Bettinas berührt von der Luft jener Zeit, und melodische Laute erklingen, absichtslos, sie erfährt sie selbst wie Eingebungen, und oft sind es Offenbarungen voll tiefen Sinnes. Von Frankfurt wandern wir an den Rhein und hören, wie der humoristische Niklas Vogt den Dichter mit dem Strom, die Nebenflüsse, lauter Mädchen, mit seinen Geliebten vergleicht; wir kommen in Savignys Haus und erleben seine Abreise nach Berlin im Geleit der Landshuter Studenten, wir kommen nach München zu Jacobi und zu Beethoven nach Wien, und eine ganze Reihe von Gestalten tritt anschaulich vor uns hin, mit feinem Sinn für jede Eigenthümlichkeit, treu aufgefaßt und mit zarten Linien liebevoll gezeichnet. Und dazu die prächtigen Berichte nach den Erzählungen der Mutter von des Dichters Jugend, und so manches innig empfundene Wort über seine Dichtungen! In politischer Beziehung ist sie mächtig ergriffen vom Freiheitskampf der Tyroler, nach deren Bergen sie von München aus hinüberschaut, für die sie mit dem Kronprinzen, dem späteren König Ludwig I., in persönliche Beziehung tritt. Ihr, der musikalischen Natur, wird alles Große zur Musik, sie sieht in den Heldenschlachten Symphonien des göttlichen Geistes, der in dem Busen der Menschheit Ton geworden ist himmlischer Freiheit. „Das freudige Sterben dieser Helden ist wie das ewige Opfern der Töne einem hohen gemeinsamen Zweck, der mit göttlichen Kräften sich selbst erstreitet; so scheint mir auch jede große Handlung ein musikalisches Dasein; so mag wohl die musikalische Tendenz des Menschengeschlechts als Orchester sich versammeln, und solche Schlachtsymphonien schlagen, wo dann die genießende mitempfindende Welt, neu geschaffen, von Kleinlichkeit befreit, eine höhere Befähigung in sich gewahrt.“ Und so möchte sie den Wilhelm Meister von seinen Komödiantinnen hinweg unter die Tyroler senden, dort im handelnden Leben sich zu bewähren. Eine himmlische Wohlthat Gottes dünkte ihr solch eine Volkserhebung, „er läßt abermals und abermals die Seele der Freiheit wieder neugeboren werden!“ So haben wir das Vorspiel der Accorde, welche Bettina dreißig Jahre später voller anschlagen sollte; sie schrieb in ihr Tagebuch: „Das ist mein Gelübde: Freiheit von allen Banden, und daß ich nur dem Geist glauben will, der Schönheit offenbart und Seligkeit prophezeit.“ Sie hat das Gelübde treulich gehalten.

Wie in der Liebe Sinnlichkeit und Geist in eins verschmolzen sind, so auch in der Kunst. Kunstsinnig, schönheitstrunken weiß Bettina manch herrliches Wort davon zu sagen. „Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur, Offenbarung des Geistes in den Sinnen.“ Die Seele aller Kunst ist ihr Musik. Die melodische Stimmung des Gemüths, in welcher der begeisternde

Gott empfunden wird; sie ist ihr die Vermittelung des Unaussprechlichen. Für das innigste Durchdrungensein von Sinn und Seele, von Denken und Fühlen giebt es wohl keine bezeichnendere Stelle als diese: „Alles Lernen in der Kunst ist nur dazu, daß wir den Grund der Selbständigkeit in uns legen und daß es unser Errungenes bleibe. Einer sagte von Christus, daß er nichts von Musik gewußt habe; dagegen konnte ich nichts sagen; aber Christus spricht: auch euer Leib soll verklärt werden. Ist nun Musik nicht die Verklärung der sinnlichen Natur? Berührt Musik nicht unsere Sinne, daß sie sich eingeschmolzen fühlen in den Harmonien der Töne? Die Sinne fließen in den Strom der Begeisterung, und das erhöht sie. Alles, was den Menschen geistiger Weise anspricht, geht in die Sinne über; darum fühlt er sich durch sie auch zu Allem bewegt. Liebe und Freundschaft und kriegerischen Muth und Sehnsucht nach der Gottheit — Alles wallt im Blute; das Blut ist geheiligt, es entzündet den Leib, daß er mit dem Geist dasselbe wolle. Das ist die Wirkung der Musik auf die Sinne; das ist die Verklärung des Leibes. Die Sinne von Christus waren eingeschmolzen in den göttlichen Geist, sie wollten mit ihm dasselbe." Daß die Melodie sich in uns erzeugt und im sinnlichen Wohlklang wir uns eingestimmt fühlen in die Weltharmonie, das war ihr ein Symbol für den Kuß der ewigen Liebe an das sich ihr hingebende menschliche Wesen. Solcher Worte eingedenk, war ich nicht davon befremdet, als ich zum ersten Mal in Bettinas Zimmer trat, daß eine Copie von Corregios Jo über ihrem Ruhebette hing. Das musikalische Evangelium aber findet seinen Abschluß durch die Schilderung dessen, der für Bettina der Messias im Reich der Töne war: Beethoven. Wie im Platonischen Gastmahl die Liebesrede des Sokrates dadurch versinnlicht wird, daß Alkibiades statt des Eros den Sokrates selber als den wahren Liebenden preist, so erscheint Beethovens Persönlichkeit mit ihren genialen Sprüchen. Wir lasen von ihm selber, daß er gewünscht, Bettina möge an Goethe von ihm schreiben; sie thut es, wie ein Meister der Bildhauerkunst das Ideal in dem Bildniß ausprägt, lebenswahr, d. h. die Wahrheit des Lebens voll verwirklichend.

An den Brief schließt sich ein Tagebuch, das Buch der Liebe. Es ist das künstlerisch Vollendetste, was Bettina geschrieben, das Einzelne anmuthig, sinnig, und alles zum wohlgerundeten Ganzen zusammengeschlungen, das in Goethes Apotheose gipfelt. Die süßesten Offenbarungen, wie die Geister der Natur sie im Schimmer der Sterne, im Duft der Rose, ihrem reinen Herzen mitgetheilt, werden von der Zauberkraft der Liebe hervorgerufen und steigen an's Licht als ein Springquell lyrischer Ergüsse, um den die Sonne ihren farbigen Bogen spielen läßt. Die Erzählungen aus ihrem früheren Leben durchwebt sie mit feurigen Bekenntnissen über das Glück der Gegenwart, das in jenen Ereignissen vorgebildet und geweissagt erscheint. „Der verschlossene Samen und die Blüthe, die aus ihm erwächst, sind einander nicht vergleichbar, und doch ist sein erstes Keimen die Ahnung dieser Blüthe, und so wächst es

fort mit gesteigerter Zuversicht, bis Blüthe und Frucht seinen ersten Instinct bewährt, der, wenn er verloren gehen könnte, keine Blüthen und Früchte tragen würde." Aber wo ist die Sonne, welche aus der Knospe die Blüthe hervorlockt? „Was ist Liebe? Der Wächter auf der Zinne ruft die nahe Morgenstunde. Der regsame Geist ahnt schlummernd den Tag, er bricht aus seiner Traumwelt hervor, und der junge Tag empfängt ihn mit seinem Licht, und das ist die Gewalt der Liebe, daß Alles Wirklichkeit ist, was vorher Traum war, und daß ein göttlicher Geist dem in der Liebe Erwachten das Leben erleuchtet, wie der junge Tag dem aus der Traumwelt Erwachten." Dort im Kloster, „in den hängenden Gärten der Semiramis", wo sie erzogen wird, „ein glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen, zahm und freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in seinen Neigungen," dort spiegelt sich in ihrer kindlichen Sehnsucht, dort leuchtet ihr im Verkehr mit der Natur ahnungsvoll entgegen, was sie dann später in Goethes Garten als klare Ideen aussprechen sollte. Dort schon dämmert in ihrer Seele die Wahrheit auf: „Finde Dich, sei Dir selber treu, lern Dich verstehen, folge Deiner Stimme, nur so kannst Du das Höchste erreichen. Du kannst nur Dir treu sein in der Liebe; was Du schön findest, das mußt Du lieben oder Du bist Dir untreu."

Die erste Liebe des Kindes gilt den aufkeimenden Blumen. „Die Liebe für die Blüthenwelt der sinnlichen Natur erweckt die schlafenden Keime einer inneren Blüthenwelt; indem wir die sinnliche Schönheit gewahr werden, erzeugt sich in uns ein geistig Ebenbild, eine himmlische Verklärung dessen, was wir sinnlich lieben. In der Gartenlaube war ich jeden Morgen mit der Sonne und drängte mich dem Aufbrechen ihrer röthlichen Knospen entgegen, und wie ich in den verschlossenen Kelch blickte, da liebte ich und betete die Sonnenwelt in den Blüthen an, und mischte meine Thränen mit dem Honig in ihren Kelchen." Dann blickt sie die Nachtigall an, Aug' in Nachtigallaug', und auf der hohen Pappel, der Rosenhecke gegenüber, sitzt sie, vom Winde gewiegt, die Guitarre in der Hand, um der Nachtigall etwas vorzuspielen: „Es war schwül; nun regten sich die Lüfte stärker und trieben ein Heer von Wolken über uns zusammen. Die Rosenhecke wurde hoch gehoben vom Winde und wieder niedergebeugt, aber der Vogel saß fest; je brausender der Sturm, je schmetternder ihr Gesang, die kleine Kehle strömte jubelnd ihr ganzes Leben in die aufgeregte Natur, der fallende Regen behinderte sie nicht, die brausenden Bäume, der Donner übertäubten und schreckten sie nicht, und ich auch auf meiner schlanken Pappel wogte im Sturmwind nieder auf die Rosenhecke, wenn sie sich hob, und streifte über die Saiten, um den Jubel der kleinen Sängerin durch den Tact zu mäßigen."

Dann folgen ihre ersten Küsse: von dem Franzosen, dem sie das Leben rettete, von Herder, der sie segnet, vom blinden Herzog von Aremberg. Dann hört sie von Goethe, vernimmt den Klang seiner Verse, kommt zu seiner Mutter, zu ihm selbst. Ihn ganz auszusprechen wird das Siegel

ihrer Liebe. Sie zeichnet den Entwurf zu seinem Denkmal, eine Apotheose ihrer Begeisterung und seines Ruhmes.

Bettina hoffte durch die Herausgabe des Buches die Mittel zu erwerben, um das Denkmal ausführen zu lassen. Sie dachte dabei an England, an eine Uebersetzung in's Englische, und da ihr Niemand mit solcher genugthat, so machte sie sich selbst an die Arbeit, jahrelang, und ließ das Ganze auf eigene Kosten 1838 drucken. „Es ist eigentlich kein rechtes Englisch, verdiente es aber zu sein," äußerte ein Britte. Voran steht die Widmung: „To the English bards. Gentlemen! The noble cap of your mettifluons tongue so often brimmed with immortality, here filled with odd but pure and fiery draught, do not refuse to taste if you relish its spirits to be homefelt, though not homeborn." Die Warnungen erfahrener Freunde waren vergebens gewesen; das in dem neuen Gewand doppelt wundersame Buch fand in England wenig Anklang und Verständniß. „Das Monument hat Schulden!" sagte sie mir ein Jahr später. Aber sie verzagte nicht. Der Bildhauer Steinhäuser in Rom führte die Statue in Marmor aus, die Großherzogin von Weimar kaufte das Werk und ließ es dort aufstellen; die etwas rücksichtslose Verwegenheit Bettinas erreichte doch ihr Ziel. Sie arbeitete noch hochbetagt an einem großen reliefgeschmückten Sockel; auf solchem sah ich die Skizze in ihrem Zimmer, als ich die alte Frau zum letzten Mal begrüßte; unter Lorbeergebüsch stand das Ganze über dem Sarg, der ihre irdische Hülle bergen sollte.

Was uns, die freisinnige Jugend, an dem Buch störte, das war die Widmung an den Fürsten Pückler. Der war uns gar unsympathisch, und wir verstanden nicht, wie ihm, dem Semilasso, dem selbstbewußt selbstgefälligen Original, dem Sprachenmenger, dem frivolen Vergnügling, die hochsinnige Begeisterung diese Schale voll begeisternden Weines ganz besonders kredenzen mochte. Ich bin seitdem milder im Urtheil und unbefangener geworden, aber ich begreife es auch heute noch nicht, namentlich nicht nach Veröffentlichung ihres wenig erquicklichen Briefwechsels mit Pückler. Daß dieser mit Bettina ein Spiel trieb, daß sie es nicht gewahrte, als er sich Sie nennen ließ und Du schrieb, daß sie Impertinenzen wie „Gehirnsinnlichkeit" von ihm ertrug, daß sie ihre Briefe zurückforderte, nicht erhielt und doch frische schrieb, das erklärt sich doch nicht blos aus ihrem Bestreben, mit berühmten, einflußreichen Männern in Verbindung zu stehen. Dies war ihr eigen, sie bedurfte, echt weiblich, männlicher Anregung zu geistsprühender Unterhaltung, und sie hoffte stets zu wirken, für humane Zwecke mächtige Kräfte in Bewegung zu setzen. Ein anderes Moment lag darin, daß Pückler mancher ihrer Freundinnen und Freunde, wie Schleiermacher, nicht zusagte, das trieb sie zum Widerspruch, das reizte sie, nun das Positive in seinem Wesen zu betonen. Den Schlüssel aber geben einige Stellen, in welchen sie sagt: Das Glück liegt nur in der Möglichkeit, die Anlagen des Geistes vollkommen zu entwickeln; „dem unbewußten, einfachen Lebensstrom in Ihnen wollte ich nachgehen, der mitten

zwischen den Verkehrtheiten der Selbstbeleidigung und Sklaverei seine Bahn zum Licht, zum himmlischen Erzeuger, zur Freiheit sucht. Sie sind besser als Alles, worauf Ihre Begierde gerichtet ist; warum fanden Sie nichts Höheres? Man ist so groß als das Höchste, was man erkennt, so reich als das Unermeßlichste, was man begehrt.“ Pückler muß darnach selbst bekennen: er habe eine Art von Seelenbund, halb im Ernst, halb in frivolem Scherz mit ihr geschlossen im Bewußtsein, zwar das Wahre und Gute anzubeten, aber zu leicht in den Schlamm der Welt herabgezogen zu werden, ja sich darin zu gefallen, bis ein Strahl höheren Lichtes an die verlorene Würde mahne. Und so glaubt sie, daß in Pückler eine ideale Natur gefangen liege; die will sie befreien, wie Blondel seinen König Richard; darum singt sie ihm edlere Melodien vor, als er zu verwerthen weiß. Sie mahnt ihn, der eigenen höheren Natur treu zu sein; er aber sieht das Schriftstellern wie eine Komödie an, weil man ihm nichts anderes zu thun giebt, statt mit heiligem Ernst in der Welt mit seinem Geist zu wirken, wozu sie ihn treiben möchte. „Was lieb' ich anderes in Ihnen als die Schönheit, die in Ihnen möglich ist?“ — „Fancy's pour deluded child!“ so hat sie in einem der Zusätze zum Tagebuch im Englischen sich selbst, vielleicht in Erinnerung daran, genannt.

Als ich vom Herbst 1837 an in Berlin studirte, kam ich mit Männern und Frauen in Berührung, welche Frau von Arnim kannten, aber auf ihr Verlangen es sich versagen mußten ihr neue Bekanntschaften zuzuführen; sie hatte sich von Neugierigen, Zudringlichen überlaufen gesehen; ich verstand es, daß sie ihre Existenz nach außen hin abgrenzen müsse; ich hatte nicht gewußt, daß Jacob und Wilhelm Grimm, die mir in Göttigen Lehrer gewesen, mir ein Wort der Einführung hätten mitgeben können. Ich wollte indeß im Frühling 1839 Berlin nicht verlassen, ohne die hochverehrte Frau gesehen und gesprochen zu haben, aus deren Buch so manches beglückende oder zündende Wort in meine Seele gekommen war. So war ich so frei, mir eines Tages in einem Sonett die Erlaubniß zu einem Besuch zu erbitten. Vier Wochen verflossen, meine Abreise nach Italien war nah, da erhielt ich ein Blatt: Ich möge am folgenden Morgen kommen, um zu hören, warum sie erst heute mich zu ihr einlade.. Sie hatte gerade die Vermögensangelegenheiten der Familie mit Rechtskundigen zu ordnen gehabt. Sie reichte mir freundlich die Hand, und rasch war eine so angeregte Gesprächsstunde verflossen, wie ich noch keine ähnliche erlebt hatte. Die rheinfränkische Mundart heimelte mich an, wenn sie erzählte; sobald sie tiefere Gedanken aussprach, redete sie schriftdeutsch dazwischen. Wie ich meiner philosophischen Studien und Strebungen gedachte, sagte sie plötzlich: Da will ich Ihnen ein Motto für Ihre Philosophie geben: „Jeder wird als der größte Held geboren.“ Ueberrascht reichte ich ihr die Hand: sie hatte ein Wort gefunden für das Gähren und Ringen in meinem Drange, über die Einseitigkeiten der älteren Systeme hinaus zu gehen, die Monade von Leibniz, die Eigenthümlichkeit

von Schleiermacher mit der Substanz Spinozas, der Idee Hegels zu verbinden, in der Subjectivität des Unendlichen und seiner Offenbarung im Endlichen zu finden, in der Einzelpersönlichkeit des Menschen die Menschheit, die allgemeine Vernunft in besonderer Spitze zu erfassen. Daß Jeder ein Original sei, daß er die Aufgabe habe dies geltend zu machen, daß er in seiner Art etwas thun könne, was Niemand so oder besser vermöge, daß aber dazu Muth, Heldenthum gehöre, daß in Jedem ein Gottesgedanke waltet und gestaltet sein wolle, das ward nun in raschem Hin und Her oder zwischen Thür und Angel von uns besprochen. Als ich von ihr weggegangen, kam mir die übrige Welt Berlins recht nüchtern vor, ich schwelgte in der Erinnerung. Als ich nach einigen Tagen wieder in ihr Zimmer trat, fand ich sie in ein Buch schreibend; Papiere lagen um sie her. Sie wolle einen Briefwechsel mit der Günderode herausgeben, ich möge sogleich eine Stelle hören: „Musik bringt Alles in Einklang, sie donnert durch die hellsternige Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt sie hin und grüßt mit jeder Well' die Blume, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken vom Windsturm dahingejagt kommen, dann werden sie gleich von ihrem Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritt, sein leuchtender Blitz, vom Donner durch die schwarze Nacht geschnellt, die er mit schallenden Schwingen durchrast, das ist Alles ein Hymnus mit der Musik!" An solche Musik gemahnten auch ihre Reden; dichterische Schönheiten blitzten auf neben sinnigen Betrachtungen und belustigenden Einfällen; kein Mann, so viele ich kennen lernte und später in ihrem Hause oder in Gesellschaft mit ihr sah, konnte ihr die Wage halten, zumal sie von dem Vorrecht der Frauen Gebrauch machte und rasch auf etwas anderes übersprang, wenn man in der Debatte sie in die Enge getrieben glaubte. Und das war das Siegreiche, Freudige in ihr, daß sie stets nach den höchsten Ideen emporsah, von den gewöhnlichen Anlässen des Gesprächs zu ihnen sich aufschwingen konnte. Wie das Größte und Schönste in der Seele unmittelbar und unwillkürlich aufquillt, wie es als Eingebung oder Offenbarung aus dem innersten Lebensgrunde erscheint, das ward in solchen Momenten bei ihr zum Erlebniß; sie selber spricht ja auch im Tagebuch von Gedanken, „die sie nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgetheiltes empfindet", und so eignete sie solche Wahrheiten dem zu, der sie erregte, wie sie mir selber schrieb: Es sei kein Wunder, daß vieles in unseren Gesprächen mich wie eine befreundete Macht berührt habe, denn was ihr zugeströmt, das sei auch von mir ausgegangen. „So erzeugt sich der elektrische Funke, der einen Schlag giebt, denn der ihn erregt und der ihn ausspricht, der verlangt's auch nicht besser. Denn rasche elektrische Explosion ist die vollständige Durchfühlung göttlichen Durchströmens. Macht ist göttlicher Einfluß auf den, der sich mit ihm berührt, wie alle Natur nur ewiges Insichsaugen des Lebens aus Gott ist. Eine Quelle, die aus Gottes Natur in meine Brust einmündet, mag sie dem sprudeln, der sie trinken will; ich selber kann nicht Rechenschaft

davon geben und dulde mich wie ich bin, bald lustrauschend, bald gemessen, hellschäumend oder auch Feuer sprühend, je nachdem magnetische oder elektrische oder auch Centralnaturen mich berühren . . Ich, ich bin nichts, aber es weht eine Luft um mich, von der ich glaube, die Jugend müsse sie wie muthige Gäule mit offenen Nüstern einschnauben."

Während Gervinus das Buch Bettinas wie eine Nachgeburt des Mittelalters einregistrirte und bei Seite schob, feierte Gutermann in Gedichten, die er aus demselben herausspann, die Verfasserin als die „Semiramis" (so betitelte er seine Schrift), die die Männer voraustreibe zum Sieg für die Götter der Zukunft. Daumér brachte ihre Poesie in Vers und Reim, und schrieb zu dieser danklosen Arbeit eine Vorrede, in welcher er Bettina als die Priesterin eines neuen Lebens ausrief. Ein Hamburger aber meinte: Gott Vater werde die Liebende im Himmel umwenden und ihre Begeisterung zu Christus hinweisen; dem antwortete sie: er denke sehr menschlich, Gott werde nichts anderes thun als Schreiber selber es sich nicht besser vorzustellen wisse, sie aber denke, daß Ihm, dem Goethe im jugendlichen Dithyrambus zugejauchzt: „Aufwärts an Deinen Busen, alliebender Vater!" die Liebe zu diesem kein Irrthum sei, und kühner setzte sie hinzu: Für Gott ist kein Irrthum in der Menschenbrust, nur für die Menschen unter einander, da jeder sich der eigenen Weisheit am gesichertesten hält, wenn er sie auf andere anwendet.

Ich habe auch, sagte sie ein andermal, einen Ausspruch der Günderode gefunden, der mit unserem ersten Gespräch zusammenstimmt: „Wäre Gott unendlich, wenn er nicht in jeder Lebensknospe ganz und die Allheit wäre? So wäre jeder Geistesmoment die Allheit Gottes in sich tragend, aussprechend?" Wir spannen dies weiter, wie jeder Seele ein Ideal eingeboren sei, das sie durch eigene Kraft zum Bewußtsein bringen, durch eigene That verwirklichen soll. Ich pries Goethe und sie selber glücklich, ihnen beiden sei das gelungen, während die wenigsten dazu kämen. „Und darum sind wir Menschen auch unsterblich!" rief sie freudig aus; „wir wissens, und die anderen werden es erleben, und werden sich auch vollenden, dazu ist die Ewigkeit da!" Ein andermal las sie aus der herrlichen Predigt des Franziskaners: „Darum hat Jesus, da er an's Kreuz geschlagen ist, und die bittersten Schmerzen leidet, zugleich eine himmlische Glorie um sein Haupt, die allen Anwesenden das Mitleid verbietet, die zugleich das seligste ruhmvollste Entzücken andeutet mit dem menschlichen Kampfe im Elend? Warum liegt in jedem seiner Thaten, seiner Worte das Irdische mit dem Ewigen so eng verbunden? Er hat seine Leiden nicht mit Freuden vertauscht, da er es wohl vermochte. Also Mensch habe Dein Schicksal lieb, wenn es Dir auch Schmerz bringt, denn nicht Dein Schicksal ist traurig, wenn es Dir auch noch so viel Menschenunglück zuführt; aber daß Du es verschmähest, das ist eigentlich das große Unglück, und so schließ ich wovon ich ausging: daß allemal das Schicksal des Menschen das höchste Kleinod sei, das nicht wegwerfend zu behandeln ist, sondern es soll mit Ehrfurcht gepflegt und sich ihm unterworfen

werden!" Ich knüpfte daran eine Erörterung, wie wir die eigenen Worte Jesu und sein geschichtliches Leben zum Ausgangspunkt nehmen müssen und daran die philosophischen Ideen, die Natur- und Geschichtsanschauung unserer Zeit anknüpfen, wie es die Kirchenväter mit der griechischen Wissenschaft gethan. Sie selbst, Novalis, Hölderlin seien Prophetenstimmen für dies ewige Evangelium und Christenthum der Vernunft. Dafür will ich eintreten. „Wollen wir beide nicht eine Religion stiften, bei welcher der Menschheit wieder wohl wird?" sagte sie mit einem Ausdruck, der es zweifelhaft ließ, ob im Humor den Ernst oder die Ironie vorschlug. Und wieder nach ein paar Tagen rief sie mir entgegen: Denken Sie, ich habe ja auch schon als junges Mädchen mit der Günderode eine Religion stiften wollen; hören Sie! Und nun las sie mir einige Stellen vor, und wollte meine Zustimmung hören. Ich hatte ihr, die mit mir für Hölderlin schwärmte, seine Uebersetzung aus Sophokles mit den wundersamen, halb wahnsinnig träumerischen und doch so schmerzvoll tiefsinnigen Erläuterungen mitgebracht; ich glaube daraus sind die herrlichen Stellen über den Dichter und die Offenbarungen aus seinem verschleierten Gemüth hervorgewachsen, die sie in Briefen an die Günderode nach Sinclairs Berichten schrieb. Von Handschriften der Günderode habe ich nichts gesehen als ein Gedicht an Clemens Brentano, das sie mir mit einer Locke für mein Album schenkte. In dies Album hatte ich in Ermangelung anderer Handschriften die Vorlesungsbescheinigungen von Jakob und Wilhelm Grimm geklebt und den Abschiedsgruß der Göttinger Studenten dazu gelegt, welchen mein Freund Theodor Creiznach den Vertriebenen gedichtet hatte. „Ich habe die Grimm so lieb, lieber als alle Menschen!" rief Frau von Arnim; „hier will ich mich einzeichnen. Ihr Gesicht hat mir gefallen, es erweckt Vertrauen, ich hab' einen Vers darauf gemacht." Zum Verständniß desselben muß ich vorausschicken, daß damals Savigny sein Wort, der Besitz sei ein Factum, gegen Gans vertheidigt hatte, der ihn ein Recht nannte; die Polemik der Professoren hatte sich in Aufsätzen zweier Studenten fortgesetzt.

„Läßt auf dem Antlitz sich erfreulich lesen
Was kommen kann aus dem, was ist gewesen,
Mag sich ergeben dann, daß bloßes Factum sei
Besitz, es wird ein Recht sich drinn bewähren frei,
Und geltend machen wird sich in der Zeit
Was Factum sein wird in der Ewigkeit."

Dazu fügte sie in Prosa noch einige Worte, die mir eine ernste Mahnung geworden und geblieben sind bis auf diesen Tag: „Das hab' ich den Grimm gegenüber geschrieben. Wenden Sie meinen kleinen Reim auf diese an, so wird das Antlitz ihrer Seele sich in dem reinen Glanz des Gewissens spiegeln, das in der Blüthe steht. Ein solcher ewiger Frühling möge auch Sie geleiten bis zum reifen Mannesalter hindurch zur Ewigkeit. Nur erst wenn unser eigener Genius uns dankt, daß wir ihn nie verleugnet haben,

können wir freudig die frühere Schrift vergleichen mit dem, was sie uns vollbringen hieß."

Ich verließ Berlin im Frühjahr 1839, um durch Süddeutschland und die Schweiz nach Italien zu reisen und den Winter in Rom zu studiren. In der Erinnerung, daß Frau von Arnim mich einmal einer sie besuchenden Freundin als Feueranbeter vorgestellt, sandte ich ihr das Gedicht, welches ich in dem Buch „Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen" veröffentlicht habe. Sie antwortete: „Sehe ich heute lauter Funken um mich fahren, oder ist es ein tieferes Wahrnehmen in meinem Sinne, daß Ihr eigener Genius dieses Lied als elektrische Fahne um Ihr Haupt schwinge, und es so Ihnen deute: daß alles, was des Menschen Herz und Geist fassen könne und trinken aus der Poesie begeisternden Fluthen, rechtskräftige Macht in ihm werden soll, der, aus der Gottheit Schooß geboren, mit freien makellosen Sinnen die Welt ergreift."

Ich habe dies aus dem ersten persönlichen Verkehr mitgetheilt, um als glaubwürdiger Zeuge zu erscheinen, wenn ich versichere, daß weder damals, noch einige Jahre später, wo ich oft im Arnim'schen Hause war, mir das geringste von Extravaganzen begegnet ist, woran ein unbefangener Sinn gerechten Anstoß zu nehmen gehabt; mir galt und gilt darum so vieles, was anecdotenhaft erzählt ward, für Erfindung oder Uebertreibung. Was ward doch von den harmlosen sommernächtlichen Mondscheinwandlungen im Thiergarten gefabelt, zu denen sie allein oder mit ihren Töchtern von Heinrich Bernhard Oppenheim und mir begleitet ward! Nur eines übermüthigen Vergehens gegen den Berliner Magistrat erinnere ich mich. Frau von Arnim hatte wenig Geschäftskenntniß, sie gerieth in Irrungen und unliebsame Erörterungen mit den wechselnden Verlegern von ihren und ihres Mannes Werken, und entschloß sich zum Selbstverlag. Da setzte sie denn auf den Titel eines frischen Bandes ohne Weiteres: „Arnim'scher Verlag". Aber es war kein Geschäftsbetrieb von ihr angemeldet, es entspannen sich Verhandlungen darüber, und sie schrieb (1847) einmal einen Brief mit rother Tinte, und äußerte darin: die Buchstaben seien vor Scham roth geworden, weil sie so verkehrtes Zeug darzustellen hätten. Sie ward darüber in einen Proceß verwickelt, nahm aber die Sache doch lustig auf, und ließ die Kinder ein gleiches thun: Es wäre ja prächtig, wenn sie sitzen müsse, da hätte sie die beste Muße ein Buch zu schreiben! Dazu kam es freilich nicht, aber sie verlor den Proceß, die Gerichte mißbilligten ihr Verfahren.

Aus ihrem Briefwechsel mit Nathusius und aus den Briefen zwischen Meusebach und den Brüdern Grimm ist bekannt geworden, wie eifrig sie dieser letzteren sich annahm. Wilhelm war mit Arnim eng befreundet, hatte dessen Sohn die Kindermärchen gewidmet, die er dann in späteren Auflagen der Mutter zueignete; nach dem Tod des Gatten dachte Bettina an eine Gesammtausgabe seiner Werke und ihr Plan war, ihr junger Freund Philipp Nathusius sollte dieselbe unter Leitung der beiden Gelehrten veranstalten. Doch

entzog sich dieser um einer italienischen Reise willen der Aufgabe. Die Brüder aber protestirten mit fünf Freunden gegen den Verfassungsbruch in Hannover, und die Göttinger Sieben wurden durch königlichen Machtspruch abgesetzt. Diese seelenreine Gewissenhaftigkeit war neben dem poesiesinnigen Geiste der Grimm Bettinas Wonne; sie besuchte die Vertriebenen in Cassel, sie war in Berlin unablässig bemüht, für sie zu wirken. Freunde der Wissenschaft und der Freiheit in ganz Deutschland veranstalteten rasch eine Subscription, welche die trefflichen Männer vor schwerer Lebenssorge sicher stellte, es ward an eine Akademie für deutsche Sprache gedacht, die Herausgabe des Wörterbuches beschlossen. Die Freundin aber wollte die beiden Grimm am liebsten durch eine Berufung in Berlin haben, und nun drang sie in ihren Schwager Savigny und in andere Akademiker, um jene zunächst an die Akademie heranzuziehen; Bedenken, Schwierigkeiten kannte sie nicht, wies sie mit harten Tadelworten zurück. Sie beschloß sich an den geistvollen Kronprinzen zu wenden, dessen romantischer und deutscher Sinn ihr aus persönlicher Bekanntschaft vertraut war. Die Gesammtausgabe von Arnims Werken begann durch Wilhelm Grimm, sie sandte dem Kronprinzen die frischgedruckten Kronenwächter, und legte ein Schriftstück bei, welches in symbolischer Andeutung zur Berufung der Freunde anmahnte; wie die Antwort erkennen läßt: Seinem Hieroglyphen enträthselnden forschenden Grimm seien zwei forschende Grimm entgegengetreten, mit denen er sich gern beschäftige; manche Lanze habe er für sie gebrochen und manches vergeblich zu ihrem Besten anzuregen gesucht. Der Brief schließt: „Aber glauben Sie mir's auf's Wort, meine phantasiebilderredende Anonyme! Ich bin darum nicht matt und müde geworden, ja jeden Augenblick bereit auf's Neue zu beginnen. Vielleicht wissen Sie Rath, mir größere Gewalt zu geben. Drum reden Sie! Es horcht Ihnen willig und gespannt Ihr ergebener Diener und quasi Phantasiegebilde F. W. K. P." Sie schrieb alsbald wieder und legte abschriftlich einen langen Brief an Savigny bei. Am 15. Mai: „Ihr Schreiben und der lange Brief an Ihren Schwager tönt mir in der Erinnerung wie Beethovens Symphonie aus C-moll, die ich am Bußtage gehört habe, mit Ausnahme jedoch des letzten triumphirenden Satzes; der kommt vielleicht einmal nach." Er erwähnt dann; wie er seit Jahren den Wunsch gehabt, die Brüder zu gewinnen, und zwar durch den (sonst) immancablen passe-partout, den Jakob besitze, die akademische Mitgliedschaft. Er sei damit nicht gescheitert, man habe ihn nur noch nicht landen lassen. Deshalb sei seine Hoffnung und sein Entschluß zu frischen Versuchen ungebrochen. „Die Blicke, die Sie mir in Herz und Sinn der Beiden gegönnt haben, erwärmen mich wie der beste Trunk im Rheingau und steigern mein Verlangen, sie die Unsern zu nennen, unsäglich. Ich verstehe nun den Schwung Ihrer Freundschaft und kann ihm folgen. Vor der Genesung des Königs wird wohl nichts Wirksames zu thun sein. Nun aber, gnädigste Frau, versprechen Sie mir diese Zeilen so zu bewahren, daß Niemand davon erfahre; machen Sie Papilletten daraus für's Haar

Ihrer holden Töchter, die ich schön grüße, oder noch besser verbrennen Sie sie. Glauben Sie mir's, wenn sich etwas herumspricht (im In- oder Auslande), so scheitere ich gewiß. Drum helfen Sie durch Schweigen Ihrem Freunde und Ihrem treu ergebenen F. W. K. P." Der König starb am 7. Juni, Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron, und wie er sofort an Arndt die Aufforderung erließ, seine schon in der Zeit der Demagogenhetze untersagten Vorlesungen in Bonn wieder zu eröffnen, so wurden im Herbst die beiden Grimm an die Akademie und Universität nach Berlin berufen.

Im Sommer 1840 erschien „Die Günderode", den Studenten im schwungvollen Pindarischen Ton gewidmet, als ein Buch der Jugend für die Jugend damit bezeichnet; vielleicht dadurch angeregt, daß Achim von Arnim am Schluß seiner bei allen Seltsamkeiten so herrlichen Novelle Isabella des Orts gedacht, wo im dunklen Wahn ein edles musenheiliges Leben in den Strom gesunken und gefragt: wo die Freunde seien, ob Keiner der Nachwelt die Spuren des Lebens und der Begeisterung sammele? So nahm nun Bettina die schönsten Gedichte und philosophischen Aufsätze, welche die Günderode unter dem Namen Tian veröffentlich hatte, und verwob sie mit ihren Erinnerungen, mit Briefen aus der gemeinsamen Jugendzeit. Wie ein reines mildes Licht steht die ältere Freundin neben der jüngeren, deren Sprühregen von Empfindungen und Gedanken in allen Farben des Regenbogens schimmert. Im Einzelnen wimmelt das Buch von Schönheiten, im Ganzen aber hat es weit weniger Composition als der Goethe-Briefwechsel, und wir müssen am Ende hinzulesen, was hier den Schluß des Umgangs mit Frau Rath bildet.

Daß Bettina zur Romantik gehöre war wie von Gervinus so von Rosenkranz erörtert. Damals aber hatten die Hallischen Jahrbücher ihr Manifest gegen die Romantik erlassen, indem Ruge und Echtermeyer die rückläufigen Bestrebungen fürchteten, Feudalismus, Kirchlichkeit und Phantasterei des Mittelalters gegenüber der Aufklärung, der constitutionellen Staatsordnung, der klassischen Bildung neuerer Zeit. Friedrich Wilhelm IV. erschien als der Romantiker auf dem Thron. Ich betonte in einem Aufsatze, der die begonnene Gesammtausgabe von Arnims Werken in der Allgemeinen Zeitung anzeigte, die positiven Elemente, die in der Romantik liegen und aus ihr zu gewinnen sind, und sandte an Ruge eine Besprechung der Günderode, die er zwar zu lyrisch-enthusiastisch fand, aber doch abdrucken ließ. Ich stellte da die Romantik Bettinas als die der Zukunft der Romantik der Vergangenheit gegenüber. „Die alten Herrscher in den Pyramiden mögen ruhig schlafen; wie unnütz ist es, die Asche, von der die Natur nicht einmal das Salz verbrauchen kann, wieder anzufachen, es giebt doch keine Gluth mehr. Der Sonnengott treibt die Rosse gewaltig an, der Morgen eilt vorwärts, er reißt die Seele mit in's ungewisse Blaue, dort einen Helden zu grüßen, der sie das Banner vortragen könnte zu einem gesunden Wendepunkt der Geschichte; auf dem Wege der Natur soll der Mensch gehen, ein rasches selbstthätiges Leben führen." So begann ich mit Anklängen an Aus-

sprüche von Bettina, und zeigte wie sie dem Muth der Wahrheit vertraue, daß er das Schöne verwirkliche; nicht in den erstarrten Formen der Vorzeit will er hausen, kühn steigt er zu Schiff, um die neue Welt zu entdecken, im jungen Licht der Freiheit zu athmen. Ich ließ sie weiter reden: „So ist denn auch die Geschichte des Columbus ein göttlich Berufen des Menschengeistes, seine Segel auszuspannen und kühn auf jene Welt loszusteuern, die er, sich selber weissagend, erreichen möchte; — und die Idee dieser wahrgewordenen Ahnung ist die Verheißung, daß auch der Menschengeist glücklich landen werde, wenn er seinem Muth vertraut, denn wie wollten wir den Muth wecken und erziehen an uns, vertrauten wir nicht der eingeborenen Kraft, dem Genius? Was den Muth erwirbt, ist immer Wahrheit, was den Geist verzagen macht, ist Lüge. Selbstdenken ist der höchste Muth. Die meisten Menschen denken nicht selbst, das heißt, sie lassen sich nicht von der Fabel des göttlichen Geistes belehren, die alle Wirklichkeit durchleuchtet und zur Hieroglyphik sie bildet, durch deren weisheitsbewahrende Räthsel der Mensch hinaustreibt zur Blüthe und sich zeitigt in ihr, daß er vermöge neue Welten organisch zu durchdringen und so sich selber ewig bis zur Gottheit zu erziehen. Aber im engen Hafen eingeklemmt aus Furcht vor dem Scheitern, da wird er die Gottheit auf hohem Meere nicht erkennen. Uns ist doch die Geschichte Symbolik, das heißt Lehre Gottes, und wenn das nicht wäre, so würde den Menschen nichts widerfahren. Wer wagt selbst zu denken, der wird auch selbst handeln; handeln ist Selbstsein, und das heißt: in Gott leben."

Die Romantik der Vergangenheit sucht das Feste, um ihre eigenen fixen Ideen daran anzuknüpfen oder für eigene Haltlosigkeit einen Halt zu finden; sie wendet sich zum Katholicismus, in dessen unfehlbaren Lehrsätzen ihre sinnliche Ruhelosigkeit zu einer äußerlichen Befriedigung kommt; die Romantik der Zukunft erbaut aus den Ahnungen des eigenen Herzens, aus den Erlebnissen und Ergebnissen gegenwärtiger Wissenschaft als heiteren Tempeldienst des lebendigen Schönen eine „schwebende Religion", bei der es der Menschheit wieder wohl werden soll. Da ist das Denken Gebet, und das eine Grundgesetz heißt: Der Mensch soll immer die größte Handlung thun und nie eine andere, denn jede kann und soll eine größte sein. Die Gesinnung der Liebe etwas Edelstes in ihr zu wollen, giebt ihr ja unendlichen Werth, macht sie zu einer Verwirklichung des Ideals, zur Darstellung des Göttlichen: Sind wir kühn genug die Vorurtheile zu verachten und freien Sinns zu handeln, so steigt aus jeder That eine höhere Erkenntniß empor, die immer Neues schafft, immer frische Göttertriebe in uns weckt, daß wir den heiligen Wein der Götter trinken und trunken die Neige mit sammt dem Becher in den Strom der Zeiten schleudern. Da schlägt alle Bedrängniß nur das Feuer aus dem Stahl im Blut, und der Stahl geht über in den Geist, und macht ihn fest, daß er thun kann was er will. Bettina gedenkt der Worte der Kirchenväter: Gott sei die Weisheit, und fügt hinzu: Gott ist die Poesie.

Die schöpferische Kraft des Dichters, der in seinem Werke das eigene Innere offenbart und den Gedanken sinnliche Gestalt verleiht, wird ihr zum Ebenbilde Gottes. Und wie wenn ihr die Dialoge Giordano Brunos degli furori eroici, über die heroische Raserei, bekannt wären, den Liebesaufschwung der begeisterten Seele in die Gottheit darstellend, wo Sehnsucht und Schmerz des Endlichen sich in der Liebe des Unendlichen auflöst, schreibt sie: „Und glaubst Du nicht, daß Gottes Geist sei lauter Leidenschaft? Was ist Dein Glück, Dein Seelenleben als Leidenschaft, und wie erhöht sich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in Deiner Brust, von denen Du vorhin noch nicht geträumt hattest? Was ist Leidenschaft als erhöhtes Leben durchs Gefühl, das Göttliche sei dir nah, Du kannst es erreichen, Du könnest zusammenströmen mit ihm? Leicht wie ein Vogel überfliegst Du Unersteigliches und in die Ferne sendest Du Deiner Unsterblichkeit Flammen. Gott ist die Liebenschaft! Groß, allumfassend, ein Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ocean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft der höchste Ruhm." „Und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn," so hat auch Goethe im Anschluß an Bruno gesungen.

Die Romantik hatte seit Rousseaus und Goethes Vorgang sich zur Natur gewandt und während Voltaire und die Aufklärung alles mit dem Verstande zu machen meinte, alles vom Verstand gemacht glaubte, hatte sie das Naturwüchsige, das Werden in unbewußter Gesetzmäßigkeit betont, ja das Vegetiren in der Menschheit angepriesen. Schellings Naturphilosophie war das Studium der Günderode; Bettina stimmte ein in ein sinniges und inniges Mitleben mit der Natur. Da sieht sie den Lebenstrieb ganz rein. „Der Grashalm, die Spitzen der Saat, ein Vogelnest mit Treue gebaut, das Blau des Himmels, das Alles rührt und ergreift mich als ob das menschlich wär." Sie sieht den Dingen in's Herz, sie ahnt im Aufbrechen der Knospen, im Funkeln der Sterne die Seele der Welt, sie vernimmt in Allem die eine Lebensmelodie von ewiger Verjüngung, ewiger Sehnsuchtsbefriedigung. Der liebevolle Blick für alles Einzelne und die große Anschauung des Allorganismus giebt ihren Naturbildern einen zauberhaften Reiz.

Von den Künsten ist es wiederum die Musik, die ihr zum Symbol des Lebens, zur Lebenserklärung wird. Von der Musik aus lernt sie Welt und Gott verstehen, denn aller Geist liegt im Menschen, er muß nur die Melodie finden ihn auszusprechen, und alles Große wird als sein Gedicht, weil es mit Schönheit vereinigt ist. In der Musik sind alle Töne aufeinander bezogen, für einander bestimmt wie die Lebenskräfte in der Natur; so klingen sie harmonisch zusammen und die Weltgeschichte wird zur Symphonie. Jeder Ton steht für sich und bildet Melodien durch den Anklang an andere verwandte Töne. Aus allen Melodien, aus allen Gedanken besteht die Geistesallheit, die Gottespoesie, die Philosophie. In jedem Ton ist sein Accord mit ausgesprochen, jeder Accord spricht seine Verwandtschaft aus, und durch alle

Verwandtschaft strömt der ewig wechselnde Geist der Harmonien, der ewig erzeugende Gottesgeist. Denken ist Gott aussprechen, ist Sichgestalten in der Harmonie; ich fühl's, daß im Begreifen der Geist Gottes sich erzeugt im Menschengeist, und zu was wär' dieser Keim der Gotteserscheinung im Menschengeist, wenn er nicht durch ewiges Streben ihn ganz entwickeln sollte? Der einzige Zweck alles Lebens: Gott fassen lernen! und das ist auch unser innerer Richter. Was Gott nicht entwickelt, das bleibe lieber ungeschehn, denn es ist nicht Melodie, — was aber unmelodisch ist, das ist Sünde, denn es stört die Harmonie Gottes in uns, es klingt falsch an; aber alle große Handlung weckt die Harmonien, alle Sterne klingen mit ein; drum ist groß denken, groß handeln auch so selbstbefriedigend, es löst die gebundenen Accorde in uns auf in höhere Harmonien, und so steigern sich die musikalischen Tendenzen durch allseitiges 'Erklingen aller mittönenden Accorde.

Die Günderode schreibt einmal an Clemens Brentono: „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden." In diesem Sinn hat Bettina die Gestalt der Freundin ihr zum Denkmal aufgestellt, in diesem Sinne möchte auch die Günderode, daß Bettina ihre Gedanken sammle, ihre Empfindungen in feste Form bringe, sowie auch Clemens in sie dringt, sie möge den Naturschmelz ihrer Briefe in Märchen und Gedichten ansammeln. So räth die Günderode zu beharrlichem Studium der Geschichte, der Philosophie, und weist auf das Vorbildliche in den großen Thaten der Vorzeit hin; Bettina soll nicht immer alles den vier Winden preisgeben; und wie ein guter Bienenvater sucht die Freundin den Gedankenschwärmen eine Blumenwiese anzulegen, wo sie hin- und hersummen und Honig sammeln. Aber Bettina weiß, daß das Ursprüngliche, Aufquellende ihrer Natur gerade in der ihr eigenthümlichen Form unmittelbar zu Tage kommt, sie will nichts Angelerntes, Gemachtes, Gekünsteltes, und spricht das maßgebende Wort: „Der größte Meister in der Poesie ist gewiß der, der der einfachsten äußeren Formen bedarf, um das innerlich Empfangene zu gebären, ja dem die Formen sich zugleich miterzeugen im Gefühl innerer Uebereinstimmung." Als der Bruder sie einsperrt, um ein Gedicht oder einen philosophischen Aufsatz zu schreiben, parodirt sie das mit köstlichem Humor. „Die Gedanken," sagt sie dann, „hängen sich an mich wie Schmetterlinge an die Blumen; wer soll sie haschen? Sie merken's gleich und fliegen davon, und fasse ich einen, so hab' ich bald seine schöne Farbe abgewischt mit dem Schreibefinger, oder seine Flügel erlahmen. Und so ein Gedanke in der Luft flattert so lustig, aber auf dem Papier kann er sich nicht wiegen, wie auf der Blume, und kann sich nicht auf die Rosen setzen von einer zur andern, er sitzt da wie aufgespießt." Und wer möchte der Mädchenseele zürnen, wenn sie etwas derb die Kant, Fichte, Schelling

für ihr „ganz unmögliche Kerls" erklärt, die mit „Hacken und Brecheisen in die Sprache hineinfahren, um da etwas herauszubohren". Für folgerichtige Wissenschaft ist sie nicht organisirt, aber „sie horcht auf jene heilige Urphilosophie, die ohne Lehre als Offenbarung Jedem sich giebt, der mit reinem Willen zur Wahrheit betet." Die Wahrheit, meint sie, leuchte dem wahrhaftigen Geist unmittelbar ein, sie bedürfe keines Apparats weitläufiger Beweise, von denen die Schüler dumm werden; dem Schulphilosophen fallen die Gedanken wie die Hobelspäne von der Drechselbank, sie will die Gedanken am Busen der lebendigen Natur erlauschen, nicht mit Schrauben und Hebeln ihr abgewinnen.

Der Ursprünglichkeit des eigenen Wesens froh, wehrt Bettina alles Gemachte, Angebildete von sich ab; das scheint mir ein Grundton dieses Buchs; „den inneren Geist walten lassen und keinen fremden, das ist, was ihn erzeugt; echte Bildung geht hervor aus Uebung der Kräfte, die in uns liegen; Jeder soll sich zu Tage fördern, wie aus der Tiefe ein Stück Erz oder ein Quell, die ganze Bildung soll darauf ausgehen, daß wir den Geist an's Licht hervorlassen." Wie die Pflanze organisch sich entwickelt, aus dem Boden, aus der Luft mühlos ihre Nahrung gewinnt, so hat sich auch Bettina von der geistigen Atmosphäre genährt, in welcher sie lebte, und die reizenden Bilder, die sie von den Persönlichkeiten entwirft, zeigen ihren gesunden Blick für das Wesentliche; zuletzt tritt in dem Juden Ephrahim noch eine an Nathan den Weisen gemahnende Gestalt hervor, dessen milde Geistesklarheit wie ein antiker Chor im Drama beruhigend nach so manchen Anregungen wirkt. Hoheit der Gesinnung, Seelenadel heben die Dichterin in das Gebiet sittlicher Schönheit; gegenüber der falschen Genialität, welche ihre Geistesfreiheit dadurch bekunden will, daß sie sich über das Sittengesetz hinaussetzt und mit Allem ihr Spiel treibt, hat auch Christian Hermann Weiße betont, wie so manchen literarischen Erscheinungen der Zeit gegenüber man durch Bettinas Schriften den Unterschied des guten und bösen Genius der Poesie, der weißen und schwarzen Magie, gründlicher erfasse. Er sagt: „Auch von Bettina kann man behaupten, daß sie in ihrem Thun und Lassen kein sittliches Gesetz, sondern nur ein poetisches kennt, das Gesetz, wie sie es ausdrücken würde, jenes musikalischen Rhythmus, jener geheimnißvollen Melodie, welches sich im Handeln nicht minder wie im Dichten darstellen und bethätigen kann. Das Bewußtsein des Gesetzes ist in dem lebendigen Geist der Poesie vollständig aufgegangen, aber nicht weil das Gesetz durch diesen Geist vernichtet wäre, sondern weil es durch ihn erfüllt ist. Was das sagen will, das wird hier noch in viel ausgedehnterem Sinne offenbar, als bei irgend einem männlichen Dichter, aus dem Grunde, weil der Geist der Poesie, der Kunst als solcher in der weiblichen Dichterin persönlich zu werden vermochte. Sie kann eben deshalb keine Poesie machen, weil sie durch und durch Poesie ist; sie kann nur in persönlichen, durch unmittelbare Lebensverhältnisse hervorgerufenen Ergüssen die innere Poesie ausstrahlen."

Der Reichthum des Geistes und Witzes, der auf das Ideale gerichtete Sinn und so manche romantische Sympathie hatte Frau von Arnim zum Kronprinzen hingezogen, sie hatte in ihren Bestrebungen für die Brüder Grimm seine thätige Theilnahme gefunden, so hielt sie sich verpflichtet, dahin zu wirken, daß bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. keine geschmacklose und verkehrte Huldigung ihm in Berlin dargebracht werde. Man hatte den Gedanken, für den Einzug in Berlin nach der Krönung in Königsberg auf einem thurmhohen Gerüst seine vierzig Ahnen in Oel als Transparente malen zu lassen. Frau von Arnim machte den Oberbürgermeister in einem Briefe darauf erfolgreich aufmerksam, wie leicht solche Bilder fratzenhaft erscheinen, wie verkehrt es sei, die Vergangenheit statt die Hoffnungen der Zukunft darzustellen; darzustellen in freudiger Zuversicht, wie die Wünsche des Volkes von dem Herrscher erfüllt werden. „Warum malen sie nicht den Genius einer Heldenzeit auf edlem Roß, das, mit starkem Huf sich wider den hartnäckigen Fels stemmend, über den Abgrund setzt des Aberglaubens, der Lüge, der falschen Politik.“ Sie möchte Bauern und Bürger, Juden und Christen sehen, wie sie alle zu Einem Gotte beten, den Heiland sehen, der die Mühseligen und Beladenen zu sich beruft. Der König möge schauen, was sein Volk von ihm erwartet, und mit Freudenthränen werde dieser die Zuversicht in seiner wahren Größe erkennen. In ihrem letzten Buch, dem Dämonengespräche, hat sie den König hieran erinnert.

Als ich im Spätherbst 1840 wieder nach Berlin kam, sagte sie mir bei dem ersten Besuch: „Wir müssen den König retten!“ Sie sah die guten Absichten desselben im Widerspruch mit dem Geiste der Zeit, welche nicht nach ständischer Gliederung, sondern nach gleichem Bürgerthum, nicht nach lutherischer oder katholischer Rechtgläubigkeit, sondern nach christlicher Gesinnung und Ueberzeugungstreue, nach freiem Denken und Forschen, nach freier Presse, nach Volksvertretung verlange; der König werde durch seine Umgebung auf das Vergangene, Veraltete hingewiesen; der geistreiche sei vom geistarmen Frömmlern und Feudalgesinnten nur umgarnt, umringt. Es entstand in ihr der Gedanke, öffentlich ein offenes Wort an ihn zu richten. Schon im Mai 1841 schrieb sie an Alexander von Humboldt: Ein kleines Buch wolle sie dem König zueignen, Gedanken aus durstigen Augenblicken ihrer Jugendzeit, in denen sie mit brünstigem Gelübde einem großen Charakter entgegenharrte, der die Menschheit segnen und erheben werde, dem sich anzuschmiegen ihr eigener höchster Beruf sein sollte. Sie vergleicht sich dem blinden Huhn, das ein Korn finde, dem König darbiete, was gleichsam aus der Luft gegriffen sei. Sie fragt, ob es nicht anmaßend sei, das dem König als Geschenk zu bieten, etwa als Dank für die Berufung der Brüder Grimm, obschon es das nicht sei, was sie dazu bewege, sondern ein tieferer Zug. 1843 erschienen zwei Bändchen unter dem Titel: „Dies Buch gehört dem König.“

Bettina war auch darin echt weiblich: es mußte ihr Alles persönlich

entgegentreten, Poesie, Musik, Wissenschaft, so auch jetzt die Politik. Sie vertraute der Macht der Persönlichkeit, sie sah mit Fug und Recht in schöpferischen Individualitäten die Träger und Hebel der Weltgeschichte. Man kann Umstände nachweisen, unter welchen ein großer Mann erst möglich ward, die ihn bald hemmten bald begünstigten, aber zu Bedingungen eines neuen Weltzustandes werden sie erst dadurch, daß der Held sich ihrer bemächtigt, und sie zu dem Ziele führt, das der innenwirkende Gottesgedanke will. Der glimmenden Kohle gleich regt sich die Ahnung einer Idee in vielen Gemüthern, aber erst der Hauch des Genius setzt sie in Flammen. So sah Bettina in tausend Herzen den Drang nach Licht und Freiheit, nach der Einigung des Vaterlandes, und wie Machiavelli einst den bewaffneten Reformator verlangt hatte, welcher das von Parteien zerrüttete, vom Ausland beherrschte Italien mit List und Gewalt, Fuchs und Löwe zugleich, zu einem Volksstaat machen sollte, so ersehnte sie in humanerer Zeit einen königlichen Helden, der mit muthigem Willen das erleuchtende und erlösende Wort spreche, welches die zukunftsfreudigen Kräfte Deutschlands zu gemeinsamem Wirken verbinde, ein schönes Gemeinleben ordne. Sie hatte die Tage Napoleons miterlebt, aber die Selbstsucht, die Tyrannei desselben war ihr abschreckend gewesen; ihr Fürst soll ein Friedensfürst sein, und kann es, weil ja die Besten im Volk das wollen, wodurch er der glorreiche Führer des Vaterlandes werden kann. „Nicht purpurroth, nicht im langhinwallenden Heldenmantel voller Wundenmale soll uns die Sonne aufgehen, nein in der Divinität des sittlichen Gefühls da sind auch noch Stufen zu ersteigen für den deutschen Fürsten und sein Volk, das Blau des Friedenshimmels soll ihn umwehen, das Panier der Selbstverleugnung zum Wohl der Gesammtheit soll von ihm aufgepflanzt sein, und das Volk soll seine Entwickelung heiligen in ihm. Die Erhebung der Menschheit zum Genius, das ist das einzige Mittel, um rasch uns aller unwürdigen Collisionen zu erledigen, das wird und muß in den Nationen wahr werden wie in ihren Helden!"

„Der Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen von 1807" ist der Titel des ersten Bändchens. Bettina wählt hier die Form des Gesprächs und macht die Frau Rath zur Führerin desselben; sie läßt sich eine Fahrt nach Darmstadt zur Königin Luise berichten, sie horcht, auf dem Schawell sitzend, wie Goethes Mutter mit dem Bürgermeister und mit dem Pfarrer über politische und religiöse Fragen sich unterredet. Die Frau Rath spricht dabei für gewöhnlich den rheinfränkischen Dialekt, der mich auch bei Bettina selbst in behaglichem Geplauder anheimelte; aber wie sie selbst that, so läßt sie auch jene die Stimme erheben und sich schwungvoll in reinem Schriftdeutsch aussprechen, wenn die Gedanken höheren Flug nehmen. Sie spottet der Pedanten, welche bei den früheren Büchern nachrechneten, ob auch Alles factisch nach Zeit und Ort richtig sei, und sich kindisch freuten, wenn sie, den Morgenduft der Poesie abwischend, eine falsche Jahreszahl oder einen unrichtigen Titel fanden; solchen macht sie die Sache jetzt leicht.

sie läßt die Frau Rath vom Orden pour le mérite und von Jacob Grimm reden, und bei ihren Anspielungen auf die neuesten Verhältnisse sagen: ich meine ja keinen Staat, wo mir die Censur meine Ansichten streichen kann, und wenn mir das die Censur streichen wollte, so meine ich auch den nicht. Leider läßt sie die Frau Rath gar zu sehr „vom Hundertsten auf's Tausendste“ kommen, den logischen Fortgang, die Entwickelung der Gedanken vermissen: das vorwaltend musikalische Element in ihrem Geist treibt sie, ein und das andere Thema in den mannigfachsten Variationen zu wiederholen, aber es mit Schnörkeln und Ranken mehr zu verhüllen als zu erweitern. Die Frau Rath glaubt nicht daran, daß Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen und dann am siebenten geruht habe, ihr ist Gott immerdar schöpferisch thätig, und daraus entwickelt sich eine Polemik gegen die puritanische Sonntagsfeier nach englischer Sitte, an welche der König dachte. Glaube ist ihr lebendiges Wahrheitsgefühl, aufquellend im eigenen Herzen, nicht das Bekenntniß unverständlicher Dogmen, Gott und das Paradies sucht sie überall, religiöses und bürgerliches Leben sollen sich ungehemmt entfalten, der Mensch überall sich selbst bestimmen, der König soll damit vorangehen, dazu die Bahn eröffnen. So faßt sie die Ansichten zusammen: „Ein Heros des Geistes muß der sein, der die alte Leyer zerbricht, und neue Saiten aufspannt, neue Bahnen der Harmonie erschließt. Ach, lassen wir das meine letzte Wahrheit sein: Ein einzig gering Ding in der Welt mit dem Wahrheitsgeist aufgefaßt, dann zieht die Wolke der Finsterniß vor dem Licht hinweg, und er scheint in alle zerstörten Lebensverhältnisse, in alle falschen Pläne, ja er wandelt Staat und Religion um, und gründet die Bande des Volkes mit dem Fürsten, kurz er hebt durch erhöhte Flugkräfte uns dahin wo der Menschengeist durch alle Zwangsmarter, durch allen heimtückischen Widerpart sich durcharbeiten wird. Noch ist er nicht im Alltagsleben, in der Geschichts- oder Begebenheitswelt als solcher anerkannt, — aber den alten Aberglauben gebannt, die herrschsüchtigen Leidenschaften zurückgewiesen, die Vorurtheile zum Schweigen gebracht, die Furcht als das Unedelste, was den Menschensinn bethört, überwältigt — und wir werden bald gewahr werden, daß eben die Denkfreiheit unverletzbar ist, daß sie Gottes Werkstätte ist, in der er nie aufhört zu arbeiten, mag auch noch so erschütternd Grausames von der tyrannischen Dummheit über ihn verhängt sein. Nein! Kein Blutstropfen der Revolution ist umsonst geflossen, Alles ist zu Geist geworden, er blüht jetzt wieder in der Menschheit, laß uns hoffen auf den Helden, der den freien Weg zur Freithätigkeit bahnt, und wir werden endlich fühlen, wie sanft, wie allgemein, wie ohne Falsch dieser Geist der Revolutionen sich verbreiten wird, über Staat und Religion, über Fürst und Volk, aber er wird beiden keine Strafe, keine Gottesgeißel sein! Nein, gleich den Jahreszeiten wird er mit überirdischen Gewalten eingreifen, mit Keimen, Blühen, Reifen und Genießen!“

Larifari! klingt es dagegen aus dem Munde der Umgebung des Fürsten. Die will nicht mit ihm voranwandeln in die ungewisse Zukunft, die

will in den altgewohnten Geleisen weiter dahinschlendern, ihre Stellung behaupten. Und sie versorgt ihn mit allerlei Zeitvertreib, sie sorgt, daß nichts gegen sie in die öffentlichen Blätter kommt, und wenn der Fürst einen rein genialen Gedanken hat, flüstert sie untereinander: Larifari! Und diese Larifariverschwörung, meint Frau Rath, sei Schuld, daß nichts vorwärts gehe. Aber liegt nicht auch das Wahrheitskorn in diesem Larifari, daß man in der Politik nicht mit musikalischen Stimmungen, nicht mit begeisterten Gefühlen, sondern nur mit klarem Verstande und festem Muth weiter kommt, daß nur aus dem Realen das Ideale entwickelt werden kann, daß hier das Besondere mit nüchternem Blick betrachtet und angefaßt, nicht in's Blaue hineinphantasirt werden soll? „Ich kann nichts damit anfangen," soll der König von dem Büchlein gesagt haben. Es sei ihm bei der Lecture als ob er in einen krabbeligen Ameisenhaufen sehe, äußerte ein Freund, und Heinrich Merz schrieb in einer Recension: „Es ist einem als sähe man in ein Kaleidoskop, das sie einem vorhält, und das statt der Blumenblättchen, Insektenflügel, Zeugfleckchen, Samenkörner und Glasperlen allerlei politische Gedankenmarken enthielt, Krone und Jacobinermütze, Kreuz und Schwert, Helm und Perrücke, Thron und Rednerbühne, Geld und Bettelsack, Brandfackel und Räucherfaß, und außerdem Blumen und Perlen der Poesie und Symbole der verschiedensten Leidenschaften und Empfindungen." Aber prächtig erhebt sich darum doch der Grundgedanke des Buches und „schön wär's, wunderbar groß und herrlich, unberechenbar in ihrer Wirksamkeit, träte die ewige Schöpferkraft abermals in Menschengestalt an's Licht, träte sie in einem Mächtigen auf, der in edler Mäßigung, in vollkommener Geisteserleuchtung und Denkfreiheit den Baum der Gerechtigkeit einpflanzte. Wo bleibt er, wenn er nicht rasch der Zukunft in die Mähne greift und kühn sich ihr in den Nacken schwingt und unter jauchzendem Zuruf den Siegesgipfel erreicht? Wenn er von diesem Höhepunkt nicht herrscht, tief im Herzen die Weisheit, mit geradem Schritt dahintritt, die gerechte Seele voll Redlichkeit; wo bleibt er, wenn er nicht Genius der Menschheit wird, das heißt vollziehendes Princip ihrer Ansprüche? Ist sie zum Jünglinge herangereift, dann ist dem Vater des Sohnes Selbständigkeit und Freiheitsblüthe die beglückendste Hoffnung."

In einem zweiten Bändchen faßte Bettina die Ziele schärfer in's Auge und ging ohne so viel Umschweife auf dieselben zu. Sie läßt uns nicht planlos durch Steppen wandern, um hier und da eine Blume zu finden, sie behandelt im ersten Abschnitt Verbrechen und Strafe, im zweiten die Noth und Armuth mit christlich humanem Gefühl, mit eindringender Geisteskraft, und weist auch hier mahnend auf die Ideale hin, welche die Richtpunkte unserer Arbeit im öffentlichen Leben sein sollen. Daß der Pöbel zum Volk aufgehoben werden, erzogen werden muß, daß es keine geborene Arme, Elende, Hilfs- und Heimatlose geben darf, daß jedem Menschen ein menschenwürdiges Dasein gebührt, daß die Gesellschaft mitleidet an der Noth der Verlassenen, daß sie mitschuldig ist an dem Bösen, was die thun, welche in

verkommenen Verhältnissen erwachsen, ja daß der Staat das Verbrechen solcher Unglücklichen nicht allzuhart ahnden soll, denn sie sind sein eigenes Verbrechen, daß vielmehr der Staat den Uebelthäter retten, ihm heilen soll, aber durch keine Materkammern der Menschheit, keine Schweig-, Isolir- und Dunkelhäuser, oder durch Hängen, Rädern und Köpfen, sondern durch Erziehung und Bildung zu wahren freien Männern, durch Hinweisung ihrer Kräfte auf große Gegenstände, auf edle Ziele, — das ist der Grundgedanke dieser Unterredung, die mit flammenden Worten Humanität im vollsten Sinne des Wortes predigt, voll von jenem Optinismus der Jugend, welcher die Natur für gut nimmt und wenig erwägt, wie des Menschen Herz ein trotzig und verzagtes Ding ist, wie die Selbsterfassung, durch die wir uns als Ich hervorbringen, so leicht in Selbstsucht umschlägt, die Unterscheidung von Gott und Welt leicht zur Abscheidung führt, wo nun jeder für sich allein nur das Seine begehrt auch auf Kosten des Andern, statt als Glied eines großen Organismus sein Wohl im Gemeinwohl zu suchen, durch die Liebe den Egoismus zu überwinden. Da bedarf es doch auch gegen den in sich verhärteten bösen Sinn der Strenge; er muß genöthigt werden, einsam mit sich zu Rathe zu gehen, an Zucht und Ordnung sich zu gewöhnen; der Widerwillen muß gebrochen werden, damit der gute Wille sich dem Gesetz anschließt, um in ihm seine Freiheit zu finden. Allein damit bleibt das Ziel bestehen, und wir sehen verwundert, wie eine schöne freie Seele nach ihr selbst der Welt beurtheilend mit gleichen Füßen in die Zukunft hineinspringt, wenngleich diese für die Welt nur Schritt für Schritt erreicht werden kann. Was dabei phantastisch erscheint, der Vorschlag, eine wissenschaftliche Akademie von Verbrechern zu gründen, eine fürstliche Leibgarde aus Demagogen zu bilden, das hegt doch den gesunden Kern in sich, daß durch Geistesbildung und Vertrauen wie durch eine liberale Gestaltung der Gesellschaft selbst die negativen Kräfte auf positive Zwecke gerichtet werden; die Rettung von der Sünde geschieht um so leichter, wenn der Mensch zum Bewußtsein seiner Gotteswürde kommt, und der Fürst wird nicht sicherer beschirmt als durch Männer, welche auch gegen ihn das Wohl des Staats mit dem Opfertod erkaufen möchten, sobald sie erkennen, wie es auf seiner Persönlichkeit beruht. Die Einigung Deutschlands, das gemeinsame Vaterland war ja lang der verfolgte Traum des Liberalismus, und sie ist verwirklicht worden, als die Leiter des Staats sich mit ihm verbündeten. Wie viele Missethaten wären nicht geschehen, wenn alle Menschen mit Wort und Werk die Pflicht der Hülfeleistung besser erfüllten! Im Verbrechen ist eine Kraft, die nur eine falsche Richtung genommen hat, in ihm ein Lebenskeim, der nicht treiben konnte, weil Licht und Luft ihm mangeln; darum gilt es durch Aufklärung über sein besseres Selbst und den Sinn seines Daseins ihn auf den rechten Weg zu bringen, und er wird durch Energie und Liebe, durch Thaten für das Gemeinwohl seine Schuld sühnen. Aber daran wird nicht gedacht, daß man ihm erst eine Unsterblichkeit geben muß, statt ihm das Leben zu rauben.

„Warum pflegt ihr," fragt Bettina, „nicht die Verbrechenskranken, wie es die Natur euch in's Herz schrieb bei den Naturkranken? Warum keinen Tropfen Linderung in der Fieberhitze? Warum kühlt ihr nicht den Aussatz? Warum ätzt ihr vielmehr den Menschenhaß, die Verachtung und die Verleumdung der Wahrheit mit neuer Inquisition? Sind eure abnormen Ansichten nicht auch Krankheitssymptome, die ihren Sitz haben im Egoismus, wie das Verbrechen auch?" Darum soll Kunst und Wissenschaft das Edle frei machen, das im Menschen gebunden liegt; durch den Geist soll, was ungebändigte Sinnenwuth war, sich fassen lernen, organisirt und harmonisirt werden.

Der letzte Abschnitt giebt Nachricht über das Berliner Proletariat. Bettina geht in die Hütten der Vorstädte, sie besucht die Armenhäuser des Voigtlandes, sie schildert Leben und Gewerbe, das kümmerliche Dasein, und zeigt, wie hier ganz anders geholfen werden müsse, als durch kleine Almosen. „Auch bringt die Betstunde nur dann Segen in's Armenhaus, wenn sie rein ist von Heuchelei. Es ist Pflicht, daß man die Armen im Glauben an den Werth der menschlichen Seele stärkt, damit sie sich ermannen und dem Schicksal trotzen. Wer es nicht versteht, den Geist, der lebendig macht, zu predigen, der dränge den Armen nicht seine Litaneien auf. Besser als dies ist ein Leierkasten im Hof." In lapidarer Strenge und Nacktheit reiner Beschreibung, ohne alle sentimentalen Gefühlsergüsse, läßt Bettina in ihren Berichten die Sache selbst reden, und schließt dann mit einem Mahnwort an die Vornehmen und Reichen: „Soll der Adel auch adeln, den mit Wucherglück der Bürger seiner Abkunft zum Hohn im adligen Gut sich erkauft, so mach' er statt Luxusanlagen von Tempeln und Grotten und tanzenden Wassern Anlagen für Heimatlose, und sein Sommerplaisir, die english Cottage, mach' er zur deutschen Hütte, worin deutsche Armuth sich erholt; den englischen Rasen theil' er aus zu Feldern für Kartoffel und Brot, und er ist ein Edelmann, wer wird ihm widersprechen? Höher steigt dann im Rang, wer's um die Armen verdient, durch ihre Betriebsamkeit mit sich sie selber emporbringt; der grünt am eignen Stamme wie ein edleres Pfropfreis, lebendige Bedeutung, die wir anerkennen in ihm, hat er als Graf. Wer aber keinen anderen Zweck mehr hat, als der Elenden Ansprüche an's Leben zu vertreten, keine Standeserhebung als nur die Erhebung der Menschheit insgesammt, der die Asche seiner Väter mit der Armen Asche auf dem Gottesacker sammelt, und keine Familiengruft baut seinen Ahnen, wo Lebende kein Obdach haben, der ist von reinem Stamme, der Fürst der Menschheit, reich an Gütern der Weisheit, an denen wir ja alle arm sind."

Was ist größer, der Geist oder das Herz Bettinas? Ich sprach eines Tages über Rahel mit ihr; da sagte sie: „Von Rahels großem Verstand rede ich nicht, den erkennt ja jeder; aber sie war gut." Das gilt von Bettina selbst: „Hilfreich und gut." Varnhagen hat einmal aufgezeichnet: Rahel habe alles selbstloser gethan wie Bettina; diese habe nicht Menschen, sondern Stellungen, glänzende Eigenschaften, Berühmtheiten geliebt, um sich in diesem

Schmuck zu sehen; „das Aechte in ihr ist nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe bedarf schon äußerer Anlässe und Stützen". Das Wahre daran ist: Es mußte ihr alles persönlich entgegentreten, sie lebte nicht in Abstractionen, in Allgemeinheiten, sie erfaßte das Große im Gelehrten, im Helden, im Dichter, wo es ihr lebendig, individuell begegnete, und eben so die Noth, das Elend, den Schmerz. Das zeigte sie nicht blos zur Cholerazeit als Krankenpflegerin. Wo sie persönlich helfen konnte, da war sie opferfreudig, wo sie Unrecht sah, da empörte sich ihr Gemüth. So trat sie für die Brüder Grimm ein, aber auch für die armen Handwerksburschen, die schuldlos vom Polizeisoldaten verwundet werden, und als sie glaubte, daß Spontini es nicht verdient habe, vom Berliner Publikum ausgepocht zu werden, da widmete sie ihm ein Heft ihrer Liedercompositionen. Sie hätte wohl nie für die Judenemancipation geschrieben, wäre sie nicht mit dem jungen, dafür thätigen Heinrich Bernhard Oppenheim befreundet worden. Und wie schön schreibt sie ihrem Bruder Clemens von der jüdischen Goldstickerin Veilchen: „Du sagst von ihr: sie mag ein gutes Geschöpf sein, zu der ich hinabsteige mit meiner Vertraulichkeit. Wer bin ich denn, daß ich mich herablasse, wenn ich mich zu einem guten Geschöpf vertraulich wende? Bin ich ein Engel? Nun die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt, aber ich glaube nicht, daß ich ein Engel bin, ich glaube vielmehr, daß ich zu ihr hinansteige statt herab."

Wir aber sehen aus dem Schlusse des Königsbuchs, wie Bettinas Prophetenstimme in die Zukunft wies, welche für uns Gegenwart zu werden beginnt. Sie stellte dem Königthum die sociale Aufgabe, sich der Armen und Gedrückten anzunehmen, für das Wohl der Enterbten einzustehen, die Organisation der Arbeit anzustreben; die kaiserliche Botschaft, welche der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. an den deutschen Reichstag richtete, der Muth und die Einsicht Bismarcks, vor die Sphinx des Jahrhunderts hinzutreten und nach Lösung der deutschen Frage die sociale zu beantworten, auch hier den Weg besonnener Reform zu betreten und damit durch vernünftiges schrittweises Voranschreiten und Erziehen des Volkes dem drohenden revolutionären Umsturz der Gesellschaft vorzubeugen, all das beginnt auf männlich verständige Weise zu erfüllen, was sie mit weiblichem Gemüthsenthusiasmus gefordert, und ich darf zur Ehre von uns Jüngeren, die wir ihr anhingen, daran erinnern, daß uns dieser edle Inhalt des erwarteten freien Staats höher galt als die Formen, in welchen er ausgestaltet werden sollte. Man hat von einem günstigen Stern geredet, welcher den Geburtstagen von Bettinas Schriften geleuchtet; sie zündeten, weil die poetisch-literarische, die philosophische, die politische Epoche unserer Geistesgeschichte von ihnen bezeichnet wird, weil sie die Becher waren, aus welchem der Geist der Zeit herrlichen Wein dem Volk kredenzt, weil sie Momente der Geschichte des deutschen idealen Lebens darstellen. Damals ward von der Polizei eine Schrift Adolf Stahrs verfolgt, welche die Ideen dse Königsbuchs aus den Schnörkeln und Variationen der Gespräche loslöste

und in geschlossener Reihe zusammenstellte. Stahr begann mit diesen Worten: „Im Myrtenzweige will das Schwert ich tragen! heißt's in dem Freiheitsliede, das die Hellenen sangen, zum Andenken an Harmodios und Aristogiton, die der Tyrannei das Schwert in's Herz stießen. Ein solches Schwert, in Myrtengezweige gehüllt, ist das Buch Bettinas, und die Lüge der Zeit ist der Tyrann, in dessen Busen sie es umwendete. Freilich folgte nicht alsogleich die Freiheit der That jener Jünglinge. Noch vier Jahre lang nachher wurden die Athener, und zwar härter als zuvor geknechtet — erzählt Vater Herodotos. Aber was sind vier Jahre!"

Auch Bettina erfuhr in den vier Jahren bis zum Durchbruch der Freiheit im März 1848 noch mancherlei Bedrängniß. Des verdrießlichen Handels mit dem Berliner Magistrat hab' ich bereits gedacht. Als ihr Bruder Clemens Brentano gestorben war, und sie ihm wie der Günderode ein Denkmal in der Darstellung der gemeinsamen Jugendzeit errichten wollte, ließ sie 1844 das Buch drucken: „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten." Sie hatte einen Theil der Druckbogen censiren lassen. Graf Flemming aber war plötzlich des Censoramtes enthoben worden, und da man es versagte, daß er den Rest noch durchsehe, so ließ Bettina rasch das Ganze erscheinen, da es über zwanzig Bogen stark war und einer der damaligen königlichen Erlasse in Bezug auf die Presse darin bestand, daß Bücher über zwanzig Bogen nicht censirt zu werden brauchten. Indeß die Polizei belegte das Buch mit Beschlag, „wegen respectwidrigen Inhalts der Zueignung". Es war nämlich dem Prinzen Waldemar von Preußen gewidmet, der in ihrem Hause freundschaftlich verkehrte: „Lieber Prinz Waldemar," hatte sie ihn angeredet und davon gesprochen, daß der Feldblumenkranz dem nicht zu gering sein werde, dem der Eifer für die Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge und die Würdigung der Volkseigenthümlichkeit inne wohne. Als der Buchhändler bemerkte: Der Prinz habe die Zueignung gekannt und angenommen, ward als neuer Grund der Beschlagnahme angeben, daß der Name der Verfasserin auf dem Titel fehle. Sie verwies auf die Unterschrift unter der Widmung; doch da stand nur: Bettina. Nun wollte sie durch einen Stempel ihren vollen Namen auf dem Titel nachtragen. Da wollte die Polizei das Buch immer noch nicht frei geben, es erst auf seinen Inhalt prüfen. Doch befahl der König die Freilassung des Buchs. Bettina schrieb dankbar an Humboldt, aber doch zornig: Solche Quälerein könnten sie aus dem Lande treiben, und sie streckt im Unmuth, wenigstens schriftlich gegen die Tatzen der Verfolger die Zunge heraus. Aber sofort ist ihr Edelsinn wieder oben auf: sie führt die Sache der hungernden schlesischen Weber; statt des geplanten Domes im Berliner Lustgarten möge der König die Lasten des armen Volks erleichtern und so einen Dom bauen, in welchem der Gott der Menschheit waltet, jede Feuerstelle ein Opferaltar der Barmherzigkeit, der Liebe!

Die Briefe von Clemens wie von Bettina tragen nicht das Gepräge

naiver Jugendlichkeit, aber eines edel milden Sinnes; sie scheinen mir stark überarbeitet, wenn sie nicht überhaupt nachträglich verfaßt sind. „Ist das nicht eine sclavische Art des Seins, vor andern Menschen sich zu benehmen, und wird die Seele sich nicht an das Knechtische gewöhnen, die den Convenienzen auf Kosten ihrer reineren Gefühle nachgiebt?“ Dies Wort bezeichnet wohl das Innerste ihrer Mädchenseele, aber sie hat es doch schwerlich damals so ausgedrückt. Die Großmutter spricht Abends mit ihr von Mirabeau; das Große in ihm verstehen lernen adle die Seele; Bettina soll mit der Nadel in die von Frau Laroche angefertigten Auszüge aus seinen Briefen stoßen, die Stelle, welche sie trifft, als Denkspruch nehmen; die lautet: „Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht.“ „Welches Menschenschicksal auch über mich komme, das ist mir nicht von Gewicht, aber mich durchzureißen, ich selber zu bleiben, das sei meines Lebens Gewinn,“ schreibt sie darauf dem Bruder. Der Muth, frei zu schweben über aller Gemeinheit, ein freudiges Durchrauschen aller Lebensströmung, das ist ihr Entschluß. Es scheint jener Jugendzeit gemäß, wenn Clemens Angesichts der Großmutter die Schwester vor Empfindsamkeit warnt; es gebe nichts Miserableres in der Welt. Sie soll lieber herumspringen und singen, in der Küche arbeiten, Kuchen backen. „Der Empfindsame bringt nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von allem überwältigt wird. Dabei wird die Empfindsamkeit über nichts empfindlicher, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärt, da sie eine Feinheit der Seele sein will.“ Aber ganz aus Bettinas späteren Tagen klingt es, wenn Clemens schreibt: „Alle großen Thaten kühner Menschen sind ein unwillkürliches, aber ganz naturgemäßes Mitwirken der Gesammtheit oder der Geschichte der Dinge, deren Erzeugniß ja auch der Geist ist. Mirabeau würde nicht so Schlag auf Schlag gethan haben mit jedem seiner Worte, wäre seine Eigenthümlichkeit nicht fortwährend elektrisch eben von dieser Geschichte seiner Zeit entzündet worden. Man beurtheilt zwar oft den Menschen nach einem sittlichen Werth oder Unwerth, dieser ist aber im allgemeinen Weltgeschick nicht mehr zu rechnen. Wer wird dem Mirabeau seine moralischen Vergehen anrechnen? Sie sind geschleuderte Blitze seiner Sinne und seines Geistes, je nachdem sie in fortwährender elektrischer Reibung mit der Geschichte der Dinge sich entladen.“ Da liegt doch die Einwendung nahe, daß es allerdings auf den sittlichen Werth oder Unwerth der großen Männer ankommt. Wie verschieden haben Cromwell, der Zuchtmeister zur Freiheit, und Napoleon, der selbstsüchtige Gewaltmensch, auf ihre Völker eingewirkt! Wie anders das Vorbild von Jesus und von Muhammed! Wenn Mirabeau auf der Tribüne stand, dann schwang sich der Genius über den Wüstling in ihm hoch empor, aber als er die Hand bot, um Frankreich vor den Schrecken des Jacobinerthums zu bewahren und eine geordnete Freiheit zu begründen, da war diese Hand nicht rein, da fand er kein Vertrauen; wie anders konnte Luther reformatorisch wirken!

Reizende kleine Lebensbilder lösen auch in diesen Briefen einander ab, doch sind sie durch keinen leitenden Gedanken zu einem Ganzen organisirt; verschiedene Neigungen von Clemens tauchen auf, bis seine Liebe zu Sophie Mereau erhört wird.

Dagegen trägt das Buch „Ilius Pamphilius und die Ambrosia“ durchweg das Gepräge des Ursprünglichen. Aber es sind auch Briefe, welche sie von dem jungen Philipp Nathusius nach dem Erscheinen ihres Goethebuchs empfing und an ihn schrieb, mancher oder manchmal wohl in Gedanken an spätere Verwerthung. Die beiden Bände wurden bei ihrem Erscheinen von der Februarrevolution 1848 überrascht, und so wurden sie wenig beachtet. Wie sie den betagten Goethe kindlich angeschwärmt, so steht hier die im Leben gereifte Frau dem aufstrebenden zu ihr emporschauenden Jüngling mit mütterlicher Zärtlichkeit gegenüber; sie liebt in ihm die aufblühende dichterisch begabte reine Natur, sie sucht das Ideal in ihm wachzurufen, aber da sie ihn mehr nach ihrem Sinne formen möchte, als sie seine Eigenthümlichkeit in ihrer Berechtigung versteht, so löst sich das Verhältniß mit seiner Verheirathung, wie umgekehrt die Ehe mit Arnim der Grenzstein ihrer Liebe zu Goethe war. Nathusius schreibt ihr entzückt begeistert über die Goethebriefe; er sendet ihr Gedichte, die sie mit ihm bespricht, deren eines sie in ihrer Weise umbildet und componirt; seine Gedichte erscheinen und sie steuert einige Briefe bei, um dieselben in die Literatur einzuführen. Ein sinniges treues Gemüth giebt sich in ihnen kund, eine natürliche Melodie der Sprache. Sie denkt daran, daß er in Verbindung mit den Brüdern Grimm den Nachlaß Arnims ordne, die Herausgabe von dessen Werken übernehme, und so in Verbindung „mit einem Heros, einem der größten seiner Zeit, der auch zu wenig gekannt und erkannt sei,“ soll der heranwachsende Freund in die Oeffentlichkeit treten. Indeß Nathusius hat eine längere Reise nach Italien und Griechenland vor und führt sie aus. Sein deutscher evangelischer Geist kommt in Italien zum Selbstbewußtsein, er tritt dem Sinnenschein des romanischen Katholicismus in einer Broschüre entgegen; Bettina sieht darin confessionelle Befangenheit und bedauert, daß er, den sie wie ihr Kind angesehn, sie nicht zu neuen Geistesoffenbarungen angeregt habe. Sie hat die Grimm, damals verbannt in Cassel, besucht: „Jakob, ein in Blüthe stehendes Gewissen, duftet gleichsam die elektrische Wärme der Wahrhaftigkeit aus, und Wilhelm ist so unbefangen heiter, daß es einem nimmermehr einfällt, daß diese Menschen mit dem Bettelstab belehnt sind. Wie groß kann der Mensch sein nnd doch wie kindlich bewußtlos ist der, welcher groß ist!“

Nathusius kennzeichnet sich selbst wohl am besten in folgenden Worten: „Ich habe den Süden kennen gelernt mit allen seinen verführerischen Reizen seiner Natur, und freue mich um so mehr unseres heimischen Nordens, dem zum Ersatz Phantasie und Nachdenken gegeben sind, Länder des Geistes zu erschaffen, denen an Schönheit jene sich nicht gleichstellen können. Ich habe die Kunst kennen gelernt mit aller ihrer zuvor nicht geahnten Anmuth, und

erkannt, daß sie in ihrer höchsten Blüthe doch nichts als ein dienendes Glied sein kann zur Erlösung des Menschen, und auch dies immer nur Wenigen unter Vielen, daß aber ein umfassenderes und noch edleres Gebiet ist, die Erziehung aller Menschen aus ihrer täglichen Bedürftigkeit auf einfachem Weg zur moralischen Freiheit. Ich habe endlich das Alterthum kennen gelernt in all seiner Größe und Lieblichkeit, und erkenne um so gerechter den Werth unserer Zeiten an, denen ein neuer, durch das ganze Alterthum ersehnter und ungekannter Geist offenbart ist, der Geist der Selbstprüfung, der Wahrheit und des Friedens."

Wie Bettina zum Du in der Anrede kam, das erklärt sie selber einmal: das Du sei in einem Briefe an Nathusius mit ihr durchgegangen; „wenn ich Du sage, so ist das nur um meine Gedanken vertraulicher nahzurücken; so hab ich auch Schleiermacher Du genannt, wie man den Genius anredet, durch den man seiner selbst bewußt wird."

Die gesicherte Lebenslage des jungen Freundes schien der älteren Freundin kaum das Gemäße für seine sanfte, ruhige Gemüthsart; sie hätte ihn lieber mit dem Schicksal ringen als in den Hafen der Häuslichkeit einlaufen sehen. „Selig ist wem die Nothwendigkeit den Sturm auf dem Meer nicht schenkt, denn wer ihn durchrudert, der ist frei auf dem Meer." Sie möchte ihn von aller Satzung ungebunden sehen; hat er sich einmal innerlich ganz auf sich selbst gestellt, dann kann er nachher dem sich anschließen, woran er Wohlgefallen, worin er Befriedigung findet. Sie drückt das auf ihre Art gar anmuthig aus: „Wenn die Chrysalide gesprengt ist, dann kannst Du ja immer noch mit Deinen Flügeln sanft gefaltet in Deiner Kindeswiege Dich schaukeln, als seiest Du noch eingezwängt in die Puppe. Aber dann ist's freier Geist. Liebe spinnt so leise Fäden, die ein einziger Hauch könnte zerreißen, doch sie reißt sie nicht entzwei, die Fäden, die sie an's Geliebte fesseln, wie jener Heldenkönig, der, als man zum Tode ihn führte, alle Ketten sprengte, doch da man mit seiner Geliebten Haare einem auf dem Rücken ihm die Hände band, das wagt er nicht zu zerreißen und läßt zum Tod sich willig führen. So auch ist's mit dem Geist, der muß keine Fesseln dulden wollen, er muß alle sprengen, dann wird er aus freier Liebe und voll Seligkeit das goldene Haar noch küssen, das ihm seine Flügel band." Dann sagt sie ihm Lebewohl, als er heirathet: „Du willst das Ideal Deiner Seele in Dir selber erstreben und hast dazu die glatte Bahn häuslicher Friedenstage Dir gewählt; und ich will unter Trümmern, unter dem Schutt zerworfener und verlorener Größen einen Keim suchen, unter erloschener Schwärmerei einen Funken reiner Denkkraft, unter dem Irrthum die Wahrheit hervorgraben. Wie ist es denn möglich, daß wir uns nicht trennen müßten?" Sie thaten es, indem zur Zeit der Bewegung die Frau der Fahne der vorandrängenden Freiheit folgte, der Mann sich auf die Seite der Ordnung, der erhaltenden Mächte in Staat und Kirche stellte. Sie sprach das stolze

Wort: „Die Zukunft wird einstimmen in den Grundton meines Geistes, und der wird ihre Modulationen leiten und stützen, das sei gewiß.“

Sie begrüßte den Völkerfrühling 1848, sie hoffte nun auf die Verwirklichung ihrer Ideen durch den König, in welchem sie den künftigen deutschen Kaiser sah, den das Volk auf den Schild hebe, der als Befreier, als Träger einer neuen Zeit die Sonnenbahn des Ruhmes wandle. Ich sah sie in Berlin im September, als das Märzministerium seine Entlassung genommen; sie schrieb wiederholt an den König: er solle ein Ministerium aus der Linken nehmen und so die Sympathien Süddeutschlands gewinnen; sie war tief betrübt, als es anders kam, als Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone ausschlug, welche die Frankfurter Nationalversammlung ihm antrug. Es drängte sie, noch einmal öffentlich zu reden, und so erschienen 1852 „Gespräche mit Dämonen“ als Fortsetzung des Königsbuches. Der Stil gemahnt an die Worte eines Gläubigen von Lamennais, an die messianische Rede von Mickiewicz; Macht der Empfindung und kühner Schwung der Sprache, aber wenig Klarheit der Gedanken, zu viel Allgemeinheiten, zu wenig bestimmte Angaben, was dann geschehen solle und wie. Die Schrift ging wirkungslos vorüber, doch war sie in den Tagen der ideenlosen Reaction ein Signal hoffenden Muthes, eine Weissagung schönerer Zukunft, die ihre Erfüllung gefunden hat.

Der schlafende, träumende König klagt, daß er das Vertrauen des Volkes verloren, daß Undank seinem Wohlwollen gelohnt habe. Der Volkshaß schlägt ihm Wunden, während er Wahrheit und Gerechtigkeit sucht. „So lange die Geschlechter mit immer erneuter Einfalt und Vertrauen auf ihre Fürsten dem Schooß der Natur entsteigen, so lange sind es auch die geistigen Blutbande mit dem Volk, auf welche das Ideal der Menschheit in dem Fürsten sich gründet; Geist und Heldenkraft erzeugen im Volk, für sich aber die Einfachheit des Kindes bewahren und frei wandeln zwischen politischen Rechthabern und spitzfindigen Widersachern der gesunden Vernunft, das ist deutsche Fürstenwürde,“ antwortet der Dämon. Weisheit, Muth und Mitleid sollen ihm gute Geister sein. „Vom Frühroth warm durchflossen, von Deinem Athem sanft bewegt, ergrünt das Gewimmel des neu erquickten Lebens! Verlaß das Vergangene, Versöhnung thut noth. Das Unverhoffte, das Gefahrvolle, das Tollkühnste selbst kannst Du wagen, das Mittelmäßige allein macht rettungslos elend. Göttlich frei die befleckte Schlangenhaut der Lebensfragen abstreifen mit streitbarer Seele, groß sein wollen im Gefühl des Handelns, da entflieht die Gefahr.“ Der König: „Ich will das Gerechte, das Erhabene; ich will die Klippen hinansteigen, die über Rache und Versöhnung hinaus zum Göttlichen den Geist heben.“ Die Schärfe des Schwertes anzulegen that noth; nun ist wieder Zeit zur beglückenden That. Der König gedenkt der bösen Tage im März: „Die Undankbaren! Die Thörichten! Freunde und Brüder mit Mordgeschrei überfallend! Konnten sie in gesetzlicher Fassung das Heil nicht still erwarten? Billig und besonnen gedachte ich den Grund zu legen der Freiheit.“ Der

Dämon heißt ihr die Republik des Geistes frei geben und sich an die Spitze stellen. Bettina gedenkt der schönen Tage mit dem befreundeten Kronprinzen: „Wie ergötzte mich oft Deiner Rede attische Feinheit! sie spricht so wahr, ist Held im Streit, jeder Hieb und Stoß ist Wunde, und mit gefühliger Stimme, die das Herz verlocket, heilt sie wieder wo sie verletzte, süß und gelind bei Wohlwollen und Liebe, bezaubernd in lächelnder Kühnheit, wenn Geistesfeuer Dich anweht, frei umherwallend wie die Götter in freier Natur." — Dann redet sie ihn wieder an: „Priesterkönig, göttlicher und sittlicher Lehrer, im Glanzlicht der Milde; das Volk hofft auf Deiner Weisheit gütevollen Bescheid!" „Ich fühle wieder," antwortet der schlafende König; „aber die Regungen im Volke breiten richtungslos sich aus wie verwilderte Reben; wenn man sie nicht anbindet, werden sie keine süßen Früchte bringen." — „Deinen hohen Geist haben die Geistesarmen sich unterworfen; das Philisterthum der Weltklugheit ist die Mördergrube des Herrschergeistes." So gehen die Reden her und hin, bis zu dem hellen Zukunftsbilde, wie die Germanen den Herrscher als Vaterlandsbefreier beim Einzug in die Kaiserstadt begrüßen: „Wie groß und schön der Menschheit dienen, der Sonne gleich von lichtem Glanz umflossen!"

Bettina von Arnim lebte seitdem ihrer Familie, ihren Freunden, mit der Herausgabe von Arnims Nachlaß beschäftigt. Herzlich beglückwünschte sie mich bei meiner Verlobung und Vermählung mit Agnes Liebig, ich besuchte sie mit dieser im Sommer 1856, und gedenke noch mit freudiger Rührung des Wohlgefallens, das beide an einander fanden. Die Freundin war viel ruhiger, milder geworden, aber fortdauernd lebte sie in großen und edlen Gefühlen und Gedanken, jedem Lebensmoment eine Weihe verleihend. Joachim kam eines Abends mit mehreren Genossen zu herrlichem Violinspiel; er hatte eine Melodie von ihr in einer Composition verwerthet. Maximiliane war verheirathet, Armgart und Gisela noch bei der Mutter, Gisela mit Hermann Grimm in holder Vertraulichkeit. Es war ein schöner Lebensabend für die edle Frau, die gesund und geistesfrisch blieb bis zur letzten Stunde am 20. Januar 1859.

Löper hat gut hervorgehoben, wie der Mangel der Neuromantischen Schule an historischem Sinn, das Ueberwiegen des Bildlichen über das Sachliche, die Verbindung und Vermischung des Verschiedenartigsten, wie das Alles zugleich Eigenschaften des weiblichen Geschlechts bezeichnet, und bei Bettina darum mit dieser in ihrem von der Natur angewiesenen Gebiete blieb. „Ihr, der Frau, gehörte die Reaction des Gefühls gegen das einseitig Verständige, gegen das Herkömmliche, die äußere Regel. Auch die körperliche Gymnastik, das verwegene Klettern und Springen sah sie an als Vorübung, um im Geistigen und Sittlichen die Krücken wegzuwerfen. Es spricht aus ihr ein Höheres instinctiv; ein Werderuf, der Ruf: Aufwärts! Excelsior! durchdringt all ihre Schriften. Aus dem lebendigen Ergreifen der Dinge fließt die Anschaulichkeit und Freiwilligkeit ihrer Sprache. Das Belebende und Verjüngende ihres Stils liegt neben rein geistigem Verfahren in vielen der äußeren

Natur entlehnten Bildern, indem so stets mit diesem geführten Wechselgespräche, darin, daß das Schönste des Himmels und der Erde, Gestirne und Blumen ihr das Geistige deuten, daß Blüthen und Kräuter zu Worte werden." Und Conrad Alberti fügt hinzu: „Ihre Sprache hat etwas Musikalisches, man kann beinahe von ihrer Schreibweise sagen, sie componire ihre Schriften mehr als sie sie durchdenke. Wenn man ihre Werke laut liest, so kommt man erst zu der Ueberzeugung, daß in rhythmischer und Klangschönheit die deutsche Sprache hinter keiner anderen zurückbleibt."

Um ein Bild von ihr zu geben, muß man sie selber reden lassen. Im Frühlingskranze Clemens Brentanos lesen wir: „Der gebildete Mensch oder der empfindende lebt ein doppeltes Leben; er lebt das gesellige praktische Leben seines Standes, seiner Familie, und lebt das Leben seines Geistes, seiner Begriffe, seiner Empfindungen. Jenes Leben ist gebunden und bestimmt durch seine Umgebung und den Punkt, auf den es in der bürgerlichen Welt gestellt ist, dieses aber hat das Universum der Natur und das eigene Gemüth zum Gegenstand, in so fern es sich frei in sich fortbildet. Beides zusammen bildet seine Geschichte, die — wie sich beide Leben in ihm mehr oder weniger bestimmen oder aufheben oder durchdringen oder gegenseitig erhöhen — die Geschichte eines schwankenden, einseitigen, geschlossenen oder ewig fortstrebenden Gemüthes ist." Ihr ewig fortstrebendes Gemüth hat beide Leben in eins geschaut und das innere im äußeren offenbart, das äußere so dargestellt, wie es dem inneren gemäß sein sollte; das geschah absichtslos im Drang einer reichen künstlerischen Natur; danken wir ihr, daß sie selbst das Bild derselben in ihren Werken der Nachwelt hinterlassen hat. Mir war bei der Darstellung ihres Lebens und Wirkens wie bei der Schilderung der Geisteshelden in meinem Buch über die Ideale der Menschheit ein Wort aus der Günderode maßgebend: „Wenn Dich eine höhere Vorstellung durchdringt von einer Menschennatur, so zweifle nicht, daß dies wahr sei, denn alle sind geboren zum Ideal, und wo Du es ahnst, da kannst Du es auch in ihm zur Erscheinung bringen, denn er hat gewiß die Anlage dazu. Wer das Ideal leugnet in sich, der könnte es auch nicht verstehen in Anderen, wer das Ideal erkannte in Anderen, dem blüht es auf."

Ein Schauspiel für Götter.

Novellette

von

Josef Willomitzer.

— Prag. —

Der letzte Dorneck auf Dornenau hatte das Schloß seiner Väter vertrunken einschließlich der Ahnfrau und hauptsächlich der Ahnfrau wegen, die dem alten Zecher nachgerade allnächtlich im Traume erschienen war, um ihm warnend anzukündigen, daß er's mit seiner wüsten Schlemmerei noch dahin bringen werde, das Schloß seiner Väter zu vertrinken. Da vertrank er's denn wirklich in finsterem Groll. Zum Henker auch! Man wird sich doch nicht von einem Weibe die nächtliche Ruhe durch lederne Moralpredigten verkümmern lassen — zumal von einem Weibe, das längst gestorben ist, gar kein Recht mehr hat zu existiren und vielleicht auch thatsächlich gar nicht mehr existirt, sondern sich nur zum Zwecke von Gardinenpredigten trügerisch eine Wesenheit anmaßt. Wer kann das wissen?

Während nunmehr der alte Dorneck in der Residenz als erste Kraft des katholisch-politischen Vereins flammende Zornreden losließ wider das verruchte Kapital, die frivole Presse und den zuchtlosen Zeitgeist, saß auf Dornenau Herr Gotthold Friedberg, dem es keineswegs an der Wiege gesungen worden war, daß er es jemals in seinem Leben zu einer Ahnfrau bringen werde und zu einem Rittergute. Unter der Leitung eines aristokratisch geschulten Kammerdieners war das neue Heim der Familie Friedberg bald auf das Stimmungsvollste eingerichtet. Alles wäre „magnifique" gewesen, wenn nur — Jean mußte es seufzend geschehen lassen — Monsieur und Madame bei all ihrem redlichen Bemühen, einen feudalen Eindruck hervorzurufen, nicht gar so furchtbar bürgerlich ausgesehen hätten. Gisela, die

Tochter des Hauses, mit ihrem üppig-geschmeidigen Wuchs, ihren frischen Farben, ihren großen feuchtblauen Augen, ihren hübschen blonden Zöpfen — das war allerdings ein Burgfräulein, das sich sehen lassen konnte.

Die Besuche bei den Gutsherren der Umgebung waren abgethan. Niemand, Niemand war daheim gewesen. Da hob denn auf Dornenau ein langes Warten an. Ein Jahr verstrich und sie warteten noch immer. Die mächtigen Glieder stolz hingedehnt, pflegte Frau Friedberg harrend den Gothaischen Almanach zu durchblättern. Der hagere Schloßherr saß gewöhnlich Cigarren rauchend mit ausgestreckten Beinen da und stierte über die neueste Nummer eines italienischen clericalen Blattes hinweg. Italienisch verstand er zwar kein Wort, aber dieses Journal war nothwendig im Hause; es gehörte zum Ganzen. Jean hatte es gesagt, und Jean gab ihm täglich das Journal in die Hand. Basta!

Man stelle sich einen Kellner minderer Sorte vor, der lange Jahre angstvoll zwischen den mißvergnügten Gästen und der groben Wirthshausköchin umhergehastet war, und der sich nun plötzlich als Herr und Gebieter hinsetzen und sich bedienen lassen soll. So ungefähr sah Herr Friedberg aus. Sein umherspähender Blick, sein Mienenspiel, seine Geberden — Alles war hinter erkünstelter Würde und Behaglichkeit gleichsam ein bebendes Schweben zwischen Trinkgeldhoffnungen und Furcht vor Insulten . . .

Endlich — eines Tages: das interessante Tableau von Monsieur und Madame war gerade „stimmungsvoll" ergänzt durch das liebliche Burgfräulein, das am Fenster stand und in unbestimmter Sehnsucht in die Ferne spähte — da rief Gisela: „Es kommt Jemand!"

In der That hatte ein Wagen in den Schloßhof eingelenkt.

Monsieur und Madame fuhren auf. In demselben Augenblicke trat Jean in das Gemach und schritt — den Widerschein des großen Ereignisses sofort in den Mienen der Familie ablesend — gravitätisch zum Fenster hin.

„Das ist der junge Baron Hugo Radlitz," sagte Jean gemessen, „vermuthlich kommt er wegen der Wahlen."

Friedberg schickte sich sofort an, dem Ankömmling entgegenzueilen. Der Kammerdiener hielt ihn fast barsch zurück. „Mon Dieu," stieß Jean hervor, „bleiben Sie doch. Der Baron wird sich anmelden, und Sie werden ihn dann hier empfangen."

Zwei Minuten später stand die Familie Friedberg unter dem Einfluß einer jugendlich-ritterlichen Erscheinung von berückendem Zauber. Frisch-kräftige Lebenslust, zwanglos-vornehme Herzlichkeit strömte aus den großen braunen Augen, lachte mit schimmernden Prachtzähnen aus dem vollen, rosigen, dunkelumrahmten Antlitz des Freiherrn hervor und umfing — zum Uebermaß verstärkt durch den Effect hastig-virtuosen Monocle-Spieles den Schloßherrn — die Schloßfrau und — —

Nein, nein, Gisela fühlte nichts als das Zittern der Angst. Wie sollen ihre Eltern bestehen vor diesen Augen, die von der Höhe des Lebens nieder-

schauen? — Ihre Eltern, die sie so innig liebt, und die nicht wie sie das Glück genossen haben, erzogen worden zu sein! Der Baron wird doch nur nach dem Scheine urtheilen können, und hier ist er so gräßlich, dieser Schein. . . .

Indessen, die Unterhaltung geht von Statten, leicht, heiter, ruhig; denn der Gast bestreitet sie zunächst allein, während die Andern ihn anstaunen in stummer Andacht. Sein Papa habe lebhaft bedauert, den Besuch im vorigen Jahre versäumt zu haben. Er selbst sei damals bei dem Preßburger Rennen gewesen. Ob das Fräulein reite? Das müsse sie unbedingt lernen. Seine Cousine, die Gräfin Sirma, habe Anfangs auch nichts davon wissen wollen; jetzt komme sie kaum mehr aus dem Sattel heraus, u. s. w. u. s. w.

Die Zeitung bemerkend, die Friedberg noch immer in der Hand hielt, fuhr der Baron fort:

„Ah, ich habe Sie da aus einer interessanten Lecture herausgerissen. Erlauben Sie . . . Italienisch? O weh! Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“

Friedberg, im Wahne, der Baron habe eine italienische Frage an ihn gerichtet, räusperte sich und sagte verlegen:

„Ei nun, ein wenig, ein wenig, Herr Baron.“

Darauf der Baron, der die Situation sofort erfaßt zu haben schien, in fragendem Tone:

„Anch' io son pittore? — Eppur si muove?“

Friedberg räusperte sich abermals und murmelte etwas, dem man es deutlich anmerkte, daß es nicht verstanden sein wollte.

„Ach so,“ lächelte der Baron schalkhaft. „Also nur . . . dolce far niente?“

Gisela war außer sich, aber die heitere Harmlosigkeit, mit welcher der Baron über den Zwischenfall hinwegglitt, beruhigte sie wieder.

„Nun sieh, es geht ja,“ begann inzwischen Frau Friedberg zu schnattern, während sich ihr Gatte mit selbstgefälligem Lächeln zurücklehnte, um auf seinen italienischen Lorbeern auszuruhen. „Es geht ja, Du brauchst nur einige Uebung, freilich, um es zu einer solchen Fertigkeit im Sprechen zu bringen wie Sie, Herr Baron, muß man in Italien gelebt haben. Gewiß waren Sie lange dort. Ach, Italien! Es gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Ich war als junges Mädchen dort — mit meinem Papa — in Venedig. Wir hatten dort ein reizendes Abenteuer mit einem Regenschirm; ach, das müssen Sie sich erzählen lassen.“

Je wärmer die Mutter, desto heißer war der Tochter geworden. Gisela glaubte vergehen zu müssen. Diese öde Regenschirmgeschichte! Mama war mit ihrem Vater den ganzen Tag in Venedig umhergewandert, da hatten sie plötzlich den Regenschirm vermißt. Ihn suchend, wiederholten sie die ganze Tour, überall bestand Mamas Vater darauf, daß der Schirm hier zurückgeblieben sein müsse, überall bekamen sie Grobheiten und endlich fanden sie

den Schirm daheim im Hotel: sie hatten ihn gar nicht mitgenommen. Das war Alles, und das sollte nun in behaglichster Weitschweifigkeit dem Baron erzählt werden! Und diese unseligen fremden Wörter! Mama war geradezu abgefeimt darin, sich mit ihnen unablässig lächerlich zu machen. Auch jetzt strotzte ihre Erzählung wieder von den abenteuerlichsten Wortungeheuern: Tschampanile . . . Piatscheda . . . Palatscho Dutschalo . . . Canalo grando . . . Und zwischen drunter immer wieder dieses räthselhafte „Hickelifen“, um dessentwillen Gisela einmal so hart gescholten worden war, weil sie behauptet hatte, das wäre gar nichts und Mama möge doch nicht solche Wörter gebrauchen.

Es thut weh, Jemanden, dem man in treuer Liebe nahe steht, sich in thöricht-eitler Selbstentblößung preisgeben zu sehen.

Indessen hörte der Baron anscheinend mit vollkommen ehrlicher Heiterkeit zu. Von Spott war in seinem fröhlichen Mienenspiel kaum eine leise Spur zu merken. Kaum! Aber Gisela merkte dennoch diese Spur. So trat sie denn tapfer in das Gespräch ein, zurückdämmend, verwischend, ablenkend. Mit Hülfe des ihr freundlich entgegenkommenden Freiherrn gelang dies trefflich. Ueber das venetianische Abenteuer wurde, wie sehr auch die von der siegreichen Liebenswürdigkeit ihrer Plauderei fest überzeugte Erzählerin sich dagegen stemmte, mit sanfter Gewalt zur Tagesordnung geschritten. Auch gegenüber der erwachenden, nicht minder bedenklichen Redseligkeit des Schloßherrn behauptete sich mit zunehmender Lebendigkeit die schlichte, muntere Wechselrede zwischen Gisela und dem Baron.

Das ging eine gute Weile so fort, bis der Gast endlich leicht hinwarf:

„A propos, Herr Friedberg, da Sie schon ein Jahr auf Dornenau sitzen, sind Sie bereits in die Wählerliste eingetragen. Wir rechnen mit Bestimmtheit auf Sie. Wir — das heißt: die liberale Fraction der Großgrundbesitzer.“

„Sie gehören zur liberalen Fraction?“ sagte Friedberg. „Das ist mir recht fatal. Sie müssen nämlich wissen: ein Herr von großem Einfluß hat mir unlängst streng vertraulich geschrieben . . . Es schwebt oben eine Angelegenheit, die mir sehr wichtig ist . . . Es ist eine heikle Geschichte, über die ich Ihnen bei dem besten Willen nichts sagen darf . . . Ich strebe nichts Außergewöhnliches an, denn schließlich gehört ja doch zu einem Schlosse . . .“

„Ein Wappen. Ich danke sehr, Sie haben mir bereits Alles gesagt. Glauben Sie mir, lieber Friedberg, man täuscht Sie. Sie werden das Nachsehen haben. Und selbst wenn man nicht die Absicht hätte, Sie zu täuschen, so wird man vielleicht gar keine Zeit mehr haben, zu gewähren, was man Ihnen versprochen hat. Lesen Sie doch mal außer ihrem römischen Blatte die ‚Neue Freie Presse‘, da werden Sie bald erfahren, daß ein gründlicher Umschwung bevorsteht.“

„Was Sie sagen! Und dieser Umschwung . . . wenn er eintritt . . . darf ich dann darauf rechnen . . .“

„Durchaus nicht. Rechnen Sie vorläufig gar nicht. Ich will und kann

Ihnen nichts versprechen. Ich kann Sie nur ersuchen, mir Ihre Wahlvollmacht zu geben. Wollen Sie — gut! Wollen Sie nicht . . ."

„Natürlich will er," fiel nun Frau Friedberg lebhaft ein. „Sie haben ganz Recht, Herr Baron, man hält ihn hin — schon seit Jahren. Aber er ist leichtgläubig wie ein Kind."

„Nun gut, Sie sollen die Vollmacht haben," sagte der Schloßherr.

„Aber nicht umsonst," fügte Frau Friedberg schelmisch hinzu, „Sie müssen uns dafür — einen Abend schenken."

„Einen Abend? Warum denn nicht. Es soll mir eine große Freude sein, wenn Sie es wünschen."

Bei dem leicht betonten „Sie" blieb der umherschweifende Blick des Freiherrn flüchtig, aber mit tiefer Wirkung an jenem Giselas haften.

„Also bitte, bestimmen Sie sofort selbst," sagte Frau Friedberg.

Sie hatte blaues Blut geleckt. Ihre Augen lechzten. Sie war keineswegs gesonnen, sich mit einer allgemeinen Zusage abfinden zu lassen.

Radlitz dachte nach.

„Heute und morgen bin ich mit Freunden beisammen, welche in der nächsten Woche unter der Führung des Grafen Béla Rakowsky eine Jagdreise nach Afrika antreten. Uebermorgen kann ich gleichfalls nicht kommen. Wohlan, sagen wir Donnerstag."

Herr und Frau Friedberg waren entzückt. Radlitz versprach noch, in den nächsten Tagen in Angelegenheit der Wahlvollmacht wiederzukommen, dann erhob er sich und rief lustig:

„Also wieder ein Feudaler bekehrt! Lassen Sie sich's nicht gereuen, Herr Friedberg. Man muß mit dem Zeitgeiste vorwärts schreiten in diesem Jahrhundert der Haarduftpillen, des beinahe lenkbaren Luftschiffes und der sonstigen großen Errungenschaften!"

Dann zog der heitere Brandstifter von dannen und ließ drei Herzen lichterloh zurück.

„Welch ein Mensch!" rief Frau Friedberg und suchte hastig in den Gothaischen Bändchen umher.

„Welch ein Mensch!" bestätigte ihr Mann, und Beide überströmten von seinem Lobe.

Nur Gisela sagte nichts. Sie ging umher, ein wunderbares, süßes Weh im Herzen. Immer wieder klang es ihr in den Ohren: „Es soll mir eine große Freude sein, wenn Sie es wünschen." Und Abends als sie zur Ruhe ging — zur Ruhe? — da hauchte sie vor sich hin:

„Welch ein Mensch! Welch ein herrlicher, lieber, reizender Mensch!"

Um dieselbe Zeit saß Baron Radlitz im Club umringt von lachenden Freunden, denen von jeher selbst seine mäßigsten Einfälle „gottvoll" erschienen waren. Mit seinen tollen Streichen, seinem herzhaft-fröhlichen Gehaben war

er der widerspruchslos anerkannte Tausendsassa des Clubs. Soeben war er im Zuge, seine Dornenauer Abenteuer zu erzählen.

„Ich hab es mir gar nicht allein gegönnt. Stellt Euch vor: den Alten finde ich vertieft in eine italienische Zeitung. Ich werfe per Jux einige italienische Brocken hin: Lasciate ogni speranza . . . Salami Veronese u. s. w., da schlägt er erröthend die Augen in den Schoß und sagt, er sei im Italienischen noch nicht so weit."

Stürmische Heiterkeit.

„Er hat einen davongejagten Weißenberg'schen Kammerdiener, von dem ihm zweifellos eingeblasen worden ist, das Lesen eines vaticanischen Blattes gehöre mit zum . . . Hicklifé. ‚Hicklifé, ist nämlich das dritte Wort seiner Frau, deren gespreizte Ignoranz wahrlich zum Zerplatzen ist. Ich habe mir hinterher drei Stunden lang den Kopf über dieses Hicklifé zerbrochen. Endlich bin ich darauf gekommen. Wißt Ihr, was Hicklifé in ihrer Aussprache bedeutet? — High life!"

Während die Zuhörer abermals ein homerisches Gelächter anstimmten, trat Graf Berwall herein, ein steifer Hochtory.

„Gratulire!" rief er Radlitz zu.

„Wozu?"

„Zu dem neuesten Siege Deiner Liebenswürdigkeit: — zur Eroberung von Dornenau. Ihr bekommt ja peu-à-peu eine recht nette Gesellschaft zusammen."

Radlitz zündete sich ruhig eine Cigarre an. „Ich bitte zur Kenntniß zu nehmen," sagte er, „daß der Besitzer von Dornenau seiner ganzen Anlage nach zu Euch gehört: zum . . . historischen Adel, der ihm auch für seine Person bereits versprochen worden war. Wenn es mir trotzdem gelungen ist, ihn Euch wegzufangen, — was weiter? Ich habe mir sagen lassen, daß Andere jetzt gleichfalls jagen gehen, wenn's finster wird. Ich gehe bei Tage — das ist der ganze Unterschied!"

Um einer weiteren Zuspitzung des Gesprächs vorzubeugen, faßte jetzt einer der Herren den Grafen mit den Worten: „Komm, gieb mir Revanche!" unterm Arm, worauf sich Beide in die Spielzimmer begaben.

Radlitz fuhr alsbald in seiner Erzählung fort:

„Außer den beiden Alten ist noch eine Tochter da, wirklich ein reizender Käfer. Es ist interessant zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit sie die Blößen ihrer Eltern zu decken sucht. Sie ist Euch im Stande, aus den albernsten Aeußerungen der Alten vielleicht sogar noch einen Witz herauszudrehen. Oft haut ihr freilich, wenn sie einen Unsinn des Papa decken will, flugs die Mama die schönste Parade nieder und umgekehrt. Aber das Alles läßt sich gar nicht beschreiben, das muß man sehen. Ich mußte bei ihnen einen Abend annehmen, Donnerstag. Wer mit von der Partie sein will, dem verspreche ich ein Schauspiel für Götter."

„Wie?“ fragte Graf Tippering, Einer der zukünftigen Löwenjäger, „Du hast das Recht, Publikum mitzubringen?“

„Kleinigkeit! Ganz Dornenau hat sich mir auf Gnade und Ungnade ergeben, und je mehr Hicklifé ich mitbringe, desto dankbarer wird man mir sein.“

Sofort fanden sich außer Tippering noch zwei andere Mitglieder der afrikanischen Expedition: die Freiherren Irmingen und Zapff, die sich mit Vergnügen bereit erklärten, dem angekündigten „Schauspiel für Götter“ beizuwohnen . . .

Anderen Tags um die Mittagsstunde sprach Radlitz abermals bei Friedberg vor. Der Vollmacht wegen und um ganz nebenher zu fragen, ob die Herrschaften nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn er drei von den Löwenjägern mitbrächte, liebwerthe Freunde, denen er sich für den kurzen Rest ihres Hierseins nur sehr ungern entzöge. Wie er es vorausgesehen, stimmten Friedberg und Frau mit Freuden zu.

„Und nicht wahr, meinen Kameraden ist jetzt die Zeit so knapp bemessen . . . Sie erlassen ihnen wohl den Antrittsbesuch? Man pflegt ja in unseren Kreisen vor einander keine Geschichten zu machen.“

Ein Schimmer der Verklärung flog über das zerquollene Gesicht der Friedberg. Die Augen ihres Gatten wurden feucht. „In unseren Kreisen“ hatte der Baron gesagt — mit deutlicher Einbeziehung auch ihres Hauses! In unseren Kreisen! Das war die endliche volle Erlösung. Aufgethan war ihnen mit einem Zauberschlage die Welt der sieben- und neunzackigen Kronen — aufgethan die bestrickend schöne vornehme Welt, in der man „keine Geschichten macht vor einander“. Sie mußten an sich halten, um dem Baron nicht um den Hals zu fallen.

„Fräulein Gisela läßt sich heute gar nicht sehen,“ warf Radlitz hin. „Hoffentlich befindet sie sich wohl?

Friedberg sprang auf. „Gewiß, sie befindet sich vortrefflich. Wenn sie hätte ahnen können, daß Sie schon heute wiederkommen werden . . . Uebrigens, sie wird sofort da sein.“

„Aber ich bitte, bemühen Sie sich doch nicht. Es wäre mir natürlich sehr angenehm gewesen, allein . . .“

Friedberg war schon draußen. Die Herrin von Dornenau that einen tiefen Athemzug. Sie ergriff die Hand des Freiherrn und sah ihn an mit den Augen eines Königstigers, dem beim Anblicke des Menageriepublikums das Wasser im Munde zusammenläuft.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen,“ hauchte sie, „wie dankbar ich Ihnen bin. Der Adel ist sonst so . . . so . . . so exclusiv . . . und man ist hier so verlassen . . . so ganz ohne Anregung. . .“

„Gisela! — Gisela!“ hallte es durch das Schloß „Gisela! — Gisela!“

Sie, der das Rufen galt, saß indessen traumverloren in einem lauschigen Winkel des Gartens. Mit der Spitze des Sonnenschirms zeichnete sie einen

Buchstaben in den Sand, den sie dann schnell verwischte. Dann ließ sie zwischen den zusammenzuckenden Wimpern den Sonnenglanz in schillernde Farbenpracht zerstieben. Und dann . . . dann sah sie auf ihrem Knie ein Marienkäferchen sitzen. Hei, das will Glück ankündigen! Ihre Seele war des Glückes schon voll und übervoll. Tief und traut umtönten sie die Worte:

„Es wird mir eine große Freude sein, wenn Sie es wünschen!"

Das „Schauspiel für Götter" hatte begonnen. Schwere Kämpfe waren ihm vorangegangen. Jean, wenn er auch ein Gauner war vom Wirbel bis zur Sohle, er hatte gleichwohl sein „Ehrgefühl". Mit voller Entschlossenheit hatte er sein Menu behauptet, das der Frau des Hauses viel zu karg erschienen war. Schließlich hatte er gegenüber dem von Madame geplanten „Kirchweihschmaus" schlankweg die Cabinetsfrage gestellt. Das war für die Lösung der Menu-Frage ausschlaggebend gewesen.

Außer den vier Cavalieren war auch die Kunst da, und zwar vertreten durch Frau Stangler-Strohfeld von der Oper sammt Gatten und dem Komiker Meerheim. Das war Alles, was Friedberg mit Hülfe eines ihm bekannten Journalisten an „Kunst" zusammenzuraffen vermocht hatte. Die Sängerin hatte erst dann zugesagt, als sie vernahm, daß auch der Radlitz da sein werde.

Den drei hämisch-blasirt aussehenden Löwenjägern in spe stand die Mission, Afrikas Bestien-Fauna auszurotten, keineswegs an der Stirn geschrieben. Am allerwenigsten dem Grafen Tippering, einem jungen Greise mit bereits stark vorgeschrittener „weltlicher Tonsur".

Die Stangler-Strohfeld war noch immer „nicht übel", obgleich der Poudre- und Falten-Kampf in ihrem pikant geschnittenen Gesichtchen infolge einzelner Terrainschwierigkeiten, die sich der kosmetischen Strategie darboten, bereits kritische Momente aufzuweisen hatte.

Herr Stangler war ein alter Herr mit schwarzgefärbtem Haar, Henri IV.-Bart, stechenden dunklen Augen und lasterharten Zügen. Im Ganzen machte er den Eindruck eines ruinirten Circusdirectors. Er sprach brav und sicher, gab sich als Idealist und betheuerte bei jeder Gelegenheit seine Begeisterung für Alles, was „wahr, schön und gut" ist. Seine Lebensgefährtin hatte er in einer Schaubude entdeckt. Sie war damals eines jener durch ein bekanntes Kunststück optischer Täuschung hergestellten „Naturwunder", welche als „schwebender Rumpf", als „halbe Venus" oder „lebende Kartendame" durch die Lande ziehen. Als Idealist heirathete Stangler die halbe Venus trotz ihrer Unvollständigkeit, denn er fand, daß sie „wahr, gut und schön" sei. Da sich's zweispännig besser fährt und ein Doppelname voller klingt, hatte die Stangler ihren unschädlichen obscuren Familiennamen Strohfeld mit in ihre Bühnenlaufbahn hinübergenommen. Ihr Entdecker lebte seither von . . . seiner Entdeckung . . . ohne engherzigen Widerstand gegen deren Bestimmung, Gemeingut der „distinguirten" Zeitgenossen zu werden.

Meerheim — recte Merores — ein stämmiger Bursche, der den Grund-

stock seiner künstlerischen Mittel, seine ungewöhnlich beschränkt-brutale Hausknechtsphysiognomie, durch eine einfältige Frisur zu gesteigerter Wirkung zu bringen wußte.

Zur Belebung der Stimmung gab der Hausherr unwillkürlich den ersten Anstoß, indem er durch eine ungeschickte Bewegung ein Salznäpfchen umwarf. Sofort eilte Meerheim mit einer Flasche Bordeau herbei, um das Salz zu begießen. Er begnügte sich nicht damit, dieses komische hysteron-proteron zu markiren, sondern goß herzhaft zu. Die Löwenjäger fühlten sich durch diesen Scherz zu lautem Gelächter angeregt. Die „Gnädige" aber rief dem Komiker ziemlich ungnädig zu:

„Was fällt Ihnen ein? Wenn Rothwein ausgegossen wird, dann schüttet man Salz darauf, um den Fleck aufzusaugen, nicht umgekehrt!"

„Ach so!" sagte Meerheim mit einer Grimasse, die wieder von „zündender" Wirkung war.

„Natürlich," pflichtete Radlitz, der zwischen Madame Friedberg und der Sängerin saß, mit scheinbarem Ernst dem Verweise bei. „Immer erst der Wein und dann das Salz . . . Und überhaupt, Meerheim, Sie stehen jetzt noch gar nicht auf dem Programm. Ich meine nämlich, daß wir Ihren obligaten „Janos Bácsi" erst später zu hören bekommen werden. Vorläufig wird vielleicht Frau Friedberg die Güte haben, uns Ihr reizendes venetianisches Abenteuer mitzutheilen, dessen Anfang sie mir neulich erzählt hat."

Zwar fühlte sich die Hausfrau von der Anrede „Frau Friedberg" unangenehm berührt — bei seinen Besuchen hatte der Baron doch immer: „Meine Gnädige" gesagt — allein jetzt gehörte sie ja doch mit zu der Welt, „in der man keine Geschichten vor einander macht". Auch war die Aufforderung viel zu verlockend, und so begann denn die Friedberg frisch-fröhlich die Mittheilung ihrer Erinnerungen aus den . . . Latschunen.

Gisela hatte inzwischen einen Blick lebhaften und schmerzlichen Befremdens zu Radlitz hinübergleiten lassen. Mit herzinniger Freude war sie dem Abend entgegengegangen, erfüllt von der Zuversicht, in Radlitz einen treuen, starken, umsichtigen Bundesgenossen zur Seite zu haben gegenüber den Naivitäten der Eltern. Und nun war er selbst so unvorsichtig, diese unerträglich thörichte Regenschirmgeschichte auf's Tapet zu bringen. Unvorsichtig? — War es wirklich nur dies? — Sah sie ihn nicht, ohne daß er selbst ihres stummen Flehens gewahr wurde, in spöttischem Rapport mit der Sängerin und seinen Freunden? — Hörte sie ihn nicht bei jedem unmöglichen Worte der Mutter auflachen mit den Andern? — Gisela beugte sich tief über ihren Teller, fast überwältigt von Scham und Weh. Dann aber mußte sie sich wieder fragen, worauf sie denn eigentlich den Anspruch gründen wollte, daß gerade er etwas nicht lächerlich finde, was doch unstreitig lächerlich war, . . . den Anspruch, daß gerade er sich schonend und hülfreich zeige, — er, der doch ein Fremder, ein Gast war wie die Andern? —

Die kurzen Schnaufpausen der endlosen Geschichte wurden von dem

Herrn des Hauses durch eindringlich aneifernde Rufe unterbrochen: „Aber bitte, Herr Graf, bitte, greifen Sie doch zu!“ — „Lieber Baron, bitte, bitte, thun Sie sich keinen Zwang an!“ — Der bürgerliche Theil der Gesellschaft blieb hierbei auf Selbstanspornung angewiesen, was Meerheim drastisch ironisirte, indem er herzhaft zugreifend regelmäßig ausrief: „Aber ich bitt' Ihnen, Herr von Meerheim, scheniren's Ihnen nöt, langen's zu!“

Und noch immer war die Erzählerin, die von der wahren Bedeutung ihres Erfolgs keine Ahnung hatte, noch immer war sie nicht am Ende, noch immer war der unglückliche Regenschirm nicht gefunden.

„Ich wette,“ unterbrach Radlitz den Redestrom, „Sie hatten ihn auf dem Tschampanile vergessen.“

„O nein,“ lächelte die Friedberg. „Auch auf dem Tschampanile war er nicht. Doch warten Sie nur, das kommt erst später.“

Und weiter ging die Irrfahrt von Kirche zu Kirche, von . . . Palatscho zu Palatscho. Und Radlitz — kein Zweifel — er hatte es direct darauf abgesehen, durch scheinheilige Zwischenfragen jede unfreiwillige Pointe in helles Licht zu rücken. „Ich bitt Dich, Radlitz,“ stöhnte Baron Zapff, der sich lachend krümmte, „hör auf! . . . Ich kann nicht mehr! . . . Mir thut schon Alles weh!“

Gisela war das Ganze wie ein böser Traum . . . Hielt man denn auch sie für blind und taub, weil die Eltern nichts sahen und nichts hörten? Ihm, Allen, Allen war sie „Luft“ — weiter nichts! Denn auch Irmingen, der neben ihr saß, ließ jetzt den „Ulk“ mit voller Rückhaltlosigkeit auf sich wirken, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Gisela für ihn kein im Sturm zu nehmendes Object sei, und daß ihre Gedanken umherschweiften, Gott weiß wo.

Der Baron war vollständig in Anspruch genommen von der so erfolgreichen Komödie, die er seinen Freunden veranstaltet hatte, und sah nicht, wie Gisela litt! . . . Sah nicht, wie sie sich bebend beugte unter einer schwülen Wucht . . . Sah nur Eins: das Schauspiel für Götter!

Als die Regenschirmgeschichte endlich abgethan war, beeilte sich Radlitz, auch den Hausherrn in den Vordergrund zu schieben.

„Was giebt's denn Neues im Vatican?“

„Im Vatican? — Wie so?“

„Nun, Sie bekommen doch die römischen Nachrichten frisch vom Zapfen. Die Herrschaften müssen nämlich wissen, daß unser Freund Friedberg, ohne ein Wort Italienisch zu verstehen, ein italienisches Blatt päpstlicher Farbe bezieht. Ich finde diese Idee geradezu genial. Bekanntlich ist Alles erlogen, was in den Zeitungen steht — natürlich das ausgenommen, was sie von brillanten Erfolgen unserer liebenswürdigen Stangler-Strohfeld schreiben. Alles Uebrige ist gewöhnlich Humbug. Trotzdem ist sich's der Culturmensch schuldig, eine Zeitung im Hause zu haben. Wie kann man nun dieser Verpflichtung genügen, ohne sich tagtäglich anlügen zu lassen? Freund Friedberg,

hat diese Frage glorreich gelöst: er bezieht ein Journal, dessen Sprache er nicht versteht."

Die einmal in's Lachen gerathene Gesellschaft gab wieder in geräuschvoller Weise zu erkennen, wie „kostbar" sie diese Glossen fand. Der selig lächelnde Friedberg wurde von allen Seiten zu seiner Idee beglückwünscht. Der „schwebende Rumpf" von ehedem zeigte sich vollständig hingerissen von dem Esprit des Radlitz.

Nur Zwei stierten wie geistesabwesend vor sich hin: der Gatte der Sängerin, der sich einen enthusiastischen Trinkspruch über das Thema „Adel und Kunst" zurechtlegte, und — Gisela.

Diese fühlte sich jetzt freier, wohler. Sie zerpflückte langsam, ohne daß Jemand es beachtete, die Blumen, die ihr Radlitz mitgebracht hatte. Ein Glück war in ihr gestorben, ein großes, schönes, reines Glück. Sein letztes Ringen war qualvoll gewesen, jetzt aber, so wähnte sie, sollte mit dem gestorbenen Glücke auch der Schmerz zur Ruhe kommen.

Noch immer war sie für Radlitz nicht vorhanden. Und doch wurde sie ihm — auch das sah und hörte sie genau — direct in Erinnerung gebracht. „Aber, ich bitte, Herr Baron," so flötete den Hausherr parodirend die Sängerin mit entzücktem Augenspiel, indem sie mit leichtem Fächerwink auf Gisela wies, „ich bitte, greifen Sie doch zu, geniren Sie sich nicht."

In dieser Weise ging es fort. Es wurde immer gemüthlicher. Immer lauter das Lachen, immer grausamer der Spott, immer schmäler der Witz, immer breiter das Behagen, immer blässer Gisela. Endlich zeigte sich sogar in den Mienen des Hausherrn etwas wie Staunen über den unnatürlich reichen Segen der Unterhaltungsgabe seiner in Wonne schwimmenden Frau. Allein Herr Stangler, dessen Trinkspruch nunmehr so weit gediehen war, zu gelegener Zeit losgelassen zu werden, erspähte und erstickte sofort den aufkeimenden Argwohn Friedbergs. Mit großer Kaltblütigkeit verwickelte der Nutznießer des „schwebenden Rumpfes" den armen Friedberg, um dessen Aufmerksamkeit von der Gesellschaft abzulenken, in ein religionsphilosophisches Gespräch.

Auf einen Wink des Radlitz concentrirte sich indessen das allgemeine Interesse auf diese Unterhaltung, in deren Verlauf Friedberg stotternd äußerte:

„. . . Sie mögen ja Recht haben . . . allein ich denke . . . dieser Religionsstifter . . . gleichviel ob er jemals gelebt hat oder nicht . . . er war jedenfalls ein sehr bedeutender Mensch . . . und verdient, daß sein Andenken in Ehren gehalten werde."

Diese Worte riefen abermals einen großen Heiterkeitsausbruch hervor, dessen Veranlassung Radlitz zunächst nothdürftig bemäntelte, indem er dem Komiker zurief:

„Aber Meerheim, stören Sie doch nicht fortwährend durch Ihre Grimassen den Ernst der Conversation. Unser Freund Friedberg hat da soeben wieder ein neues schönes Dictum fallen lassen, das wohl werth, ist aufgehoben zu

werden. In der That, jener Religionsstifter verdient den größten Respect, selbst wenn er zufällig gar nicht existirt haben sollte . . ."

Da unterbrach den Sprecher zu allgemeiner Ueberraschung — Gisela.

„Pardon!" sagte sie und blickte ihn an, fest, finster, drohend. „Pardon, Sie haben meinen Vater mißverstanden — oder vielmehr: er hat sich nicht präcis ausgedrückt. Er wollte sagen, daß die Idee der Duldung, der Menschenliebe ohne Rücksicht auf die geschichtliche oder mythische Existenz jener Persönlichkeit . . ."

„Ganz richtig, Fräulein," fiel ihr nun Radlitz seinerseits in die Rede. „Er wollte sagen, daß die Bedeutung dieser, wie überhaupt jeder großen Idee nicht an irgend eine individuelle Trägerschaft gebunden ist. Ich stimme dem vollkommen bei. Mit den Ideen verhält es sich da genau so wie mit dem Gelde. Die pecuniären Erfolge unseres Friedberg zum Beispiel sind eine Thatsache, der wir die aufrichtigste Hochachtung zollen müssen. Persönlich ist er dabei ganz irrelevant. Er ist nichts als der . . . individuelle Träger. Das mindert freilich nicht die außerordentlichen Sympathien, die wir für ihn hegen; denn das steht ja fest: Freund Friedberg ist durch und durch ein wackerer Mensch; er ist ein Autodidakt, der nichts gelernt hat . . . ich möchte geradezu behaupten: er ist ein . . . Analphabet!"

Gisela fühlte sich bei diesen Worten des Freiherrn wie durch einen mächtigen Stoß weit, weit hinweggerückt. Nur fern, ganz fern vernahm sie noch ein endloses Gelächter, nur fern, ganz fern sah sie noch, wie ihr Vater lächelnd abwehrte und wie er dem Baron, der ihn als Analphabeten bezeichnet hatte, mit einem Händedruck dankte für dieses Compliment.

Dann erhob sich Gisela und wankte in ein Nebengemach. Kein Mensch kümmerte sich darum. Doch ja, Irmingen hatte es bemerkt. Er stand auf und neigte sich über die Stuhllehne des Radlitz, den an der anderen Seite der „schwebende Rumpf" mit hingebungsvoller Zärtlichkeit zu seinem „genialen Humor" beglückwünschte.

„Du Radlitz," flüsterte Irmingen, „das Letzte war doch um eine Nuance zu stark. Die Kleine ist beleidigt. Sie hat sich in einen Schmollwinkel zurückgezogen. Geh sie trösten!"

„Hast Recht," antwortete Radlitz.

Er erhob sich, um der Aufforderung seines Freundes zu entsprechen und um zugleich ein wenig Luft zu bekommen, denn die Stangler-Strohfeld war bereits ein wenig . . . beengend geworden.

Es sollte ihm aber noch bedeutend schwüler werden im „Schmollwinkel" Giselas.

Diese war vor eine Ottomane niedergesunken — schluchzend darüber hingestreckt. Der Schmerz war nicht zur Ruhe gekommen mit dem gestorbenen Glücke. Die ganze verhaltene Qual dieses Abends brach jetzt mächtig aus ihr hervor.

Radlitz, der sonst so Sichere, fühlte seine Fassung schwinden beim Anblick dieser schönen, leiddurchbebten Gestalt.

„Fräulein, was ist Ihnen?“ drängte er leise. „Ich beschwöre Sie, stehen Sie auf, sprechen Sie!“ Gisela aber erhob ihr Antlitz, dem das tiefe Weh einen neuen merkwürdigen Reiz verlieh. Sie sah ihn an mit thränenumschleiertem Blick und zuckenden Mienen und preßte mühsam die Worte heraus:

„Was haben wir Ihnen denn gethan?“

Wahrhaftig, diese einfache Frage faßte Alles zusammen, die ganze Anklage und den ganzen Schuldspruch! Verblüfft fühlte Radlitz die plötzlich so selbstverständliche Wucht des ungeahnten Vorwurfs. Ja wohl, was hatten ihm denn eigentlich diese Leute gethan? Frau Friedberg, diese harmlose Närrin, und die Null von einem Mann an ihrer Seite? Und diese reizende Kleine — was hatte denn sie ihm gethan, das ihn berechtigt hätte, mit ihren Eltern auch sie so grausam zu züchtigen? — Donnerwetter, so schlimm war's wirklich nicht gemeint. Aber schlimm war's trotz alledem geworden, sehr schlimm. Was thun? Der Baron stand rathlos da. Sonst war er mit einem lustigen „Hol's der Fuchs!“ über alle Hindernisse und Schwierigkeiten hinweggekommen, aber diesmal . . . diesmal lag die Sache anders. Diesmal lag die Sache so, daß er sich sagen mußte: „Das war nichtswürdig, das war brutal, das war unritterlich!“ . . . Herrgott, wie war das nur möglich gewesen? . . . Ritterliches Fühlen und ritterliches Denken wußte er seinem ganzen Wesen so tief eingesenkt, daß er sich's niemals auch nur träumen hätte lassen, eines Tages vor dem Vorwurfe unritterlicher Handlungsweise zu stehen. Seine Blicke irrten wild umher. Unritterlich? . . . Zum Teufel, wer will es wagen, einem Radlitz dieses Wort hinzuwerfen? . . . Niemand, leider Niemand! — Irmingen, Tippering, Zapff, Alle hatten ihn ja angeeifert, waren entzückt gewesen von der Abstrafung der Friedbergs. Nur „um eine Nuance zu stark“ sei der letzte Hieb gewesen, hatte Irmingen gesagt. Freilich: „Analphabet“ — das war entschieden um eine Nuance zu stark. Analphabet! Merkwürdig, ein so vornehm-gelehrtes Wort und diese Kleine hatte es doch verstanden! — Schade, daß Giselen kein Bruder oder Vetter zur Seite steht! — Schade, daß sie selbst kein Mann ist, um vor ihn hintreten zu können und ihm zu sagen: „Herr, diese elenden Insulten werden Sie mir bezahlen!“ Bei Gott, er hätte sie bezahlt! — Er war ganz in der Stimmung, großmüthig in die Luft zu feuern und mit breiter Brust die gegnerische Kugel aufzunehmen . . .

Im Speisezimmer gab es inzwischen ein heiteres Raunen und Staunen. „Er tröstet sie!“ flog es von Mund zu Mund. Nur was die Stangler-Strohfeld anlangt, zeigte die Fröhlichkeit einen entschieden nervösen Charakter. „Meinen Sie nicht,“ so flüsterte endlich die Sängerin der Hausfrau zu, „daß es angemessen wäre, nachzusehen, ob dem Fräulein nichts fehlt?“

Frau Friedberg aber, bereits umgürtet mit dem ganzen Stolze einer freiherrlichen Schwiegermutter, antwortete nur mit einem stummen verächtlichen Blick. Auch in ihrem Gatten regte sich ein stilles Hochgefühl.

Erwägend, daß zur Ausfüllung der Pause etwas geschehen müsse, forderte nunmehr Baron Zapff den Komiker auf, die Gesellschaft mit irgend einer seiner Glanznummern zu erfreuen. Meerheim that vorher noch einen ausgiebigen Zug, erhob sich, stemmte die Hände an die Tischkante und ließ in magyarisch-jauchzendem Deutsch einen transleithanischen Lebemann allerhand Wiener Erlebnisse schildern.

Noch immer lag Gisela schluchzend auf den Knien. Noch immer zupfte Radlitz stirnrunzelnd seinen Bart. Die herübertönenden Kernflüche des Janos Bácsi paßten vollkommen zu der Stimmung des Freiherrn. Das Schlußergebniß seiner Erwägungen war der tollste aller bisherigen tollen Streiche des Freiherrn Hugo von Radlitz.

Diese Gisela, sagte er sich, muß ich erstens versöhnen und zweitens besitzen. Hierzu giebt es einen einzigen, aber sehr einfachen Weg. Es wird freilich ein gräßliches Zetergeschrei geben. Mein Papa wird wüthen, Tanten und Cousinen werden in Ohnmacht fallen. Allein es wird nicht die erste Mißehe sein und nicht die letzte. Natürlich müssen die Eltern Giselas ungefähr hundert Meilen in den Hintergrund dieser reizenden Idylle rücken . . . Wohlan, ich bin bereit zu dem großen Hiebe, der diesen gordischen Knoten lösen soll. Ich werde dem herzigen Kinde sofort meinen „sensationellen" Entschluß mittheilen. Doch nein! Wozu? — Habe ich denn nicht auch hier bereits im Kommen und Sehen gesiegt? Haben mir nicht diese schönen blauen Augen, die bald wieder klar sein werden — haben sie mir denn nicht schon bei der ersten Begegnung flehend zugerufen: „Vergiß mein nicht! pflücke mich!" . . . Nein, nein, die ganze Gesellschaft muß steif und starr werden vor Erstaunen, vor Allem aber diese süße Kleine, mit ihrem großen Schmerz, der sich im Handumdrehen in bebendes Entzücken verwandeln soll . . .

Jetzt erhob sich Gisela. „Wie, Sie sind noch immer da?" rief sie fast zornig. „Gehen Sie hinein! sogleich! Wir dürfen hier nicht allein bleiben . . . Gehen Sie!"

„Nicht ohne Sie," antwortete Radlitz lächelnd und bot ihr den Arm.

„Lassen Sie mich! — Ich will nicht. — Gehen Sie hinein!"

„Nicht ohne Sie!" wiederholte der Baron.

Und Gisela? — Sie selbst konnte das Wunder nicht fassen. Ihre Willenskraft gerieth vollständig unter den Bann dieses zauberischen Blickes, der heiter auf ihr ruhte. „Gehen Sie!" wollte sie nochmals rufen — aber die Stimme versagte ihr. Zurückstoßen wollte sie ihn — und schon hatte sie seinen Arm genommen. Dann hauchte sie auf ihr Taschentuch und preßte es an die Augen . . . .

Die feierliche Art, wie Radlitz mit Gisela eintrat, gab der Gesellschaft sofort das unbestimmte Vorgefühl von etwas Unerhörtem. Radlitz aber schritt,

dem Komiker durch einen Wink mitten in einem „Bassama“ das Wort abschneidend, direct auf die Friedberg zu.

Gisela wollte innehalten und ihm den Arm entziehen. Vergeblich! Wieder ruhte sein Blick auf ihr. Sie mußte mit — sie war willenlos.

Ruhig und fest sprach jetzt der Baron:

„Meine Gnädige — lieber Friedberg — ich nehme mir die Freiheit, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

Die Wirkung dieser Worte war, was die Gäste betrifft, so mächtig verblüffend, wie sie der Baron gewünscht und erwartet hatte. Alles war versteinert, nur nicht die Eltern Giselas. Der Vater suchte hastig in allen Taschen sein Tüchlein, um sich die Thränen zu trocknen. Die Mutter breitete mit strahlender Miene die Arme aus, um ihn „den Herrlichsten von Allen“ mit Inbrunst zu umfangen, als plötzlich etwas geschah, was zuvörderst an Radlitz die Reihe kommen ließ, versteinert zu sein.

Mit dem Aufgebot ihrer ganzen inneren Kraft hatte Gisela, als sie die Werbung des Freiherrn vernahm, gegen den Bann gekämpft, der sie umstrickte. Ein einziges Wort hatte sie hervorstoßen wollen, um dieser Scene ein Ende zu machen, um diese gräßliche Umarmung zu verhindern, zu der sich ihre Mutter anschickte . . . Ein einziges Wort, und es wollte nicht hervor, es wurde zurückgedrängt durch die dämonische Macht dieses Blickes . . .

Da ließ Gisela die Augenlider zusammenbeben, wie neulich im Garten, im Sonnenschein. Nur war ihr diesmal anders zu Muthe. Das Glück war todt, die Blumen waren zerrissen. Aber indem sie die Augen schloß, war wenigstens dieser lähmende Zauber gelöst . . . Gisela hatte die Gewalt über sich zurückgewonnen, rasch trat sie zwischen ihre Mutter und den Freiherrn, heftig schleuderte sie seine Hand zurück . . . laut, überlaut rief sie ihm zu:

„Niemals, Herr Baron, niemals!“

Die drei Freunde des Radlitz sprangen auf und sahen einander an . . . Der Komiker gab unarticulirte Laute von sich. Die Stangler-Strohfeld rief hastig fächernd: „Ah! Ah!“ . . . Papa Friedberg blickte seine Tochter voll Entsetzen an und schrie: „Schweig!“ . . . Die Mutter, in deren mächtigem Antlitz alle Muskeln tanzten, stöhnte: „Sie ist toll!“ . . . Und reglos wie ein Bild aus Marmelstein stand Radlitz da, der Regisseur dieses — Schauspiels für Götter!

Nur Herr Stangler hatte sein kaltes Blut bewahrt. Er schlug mit dem Messer an's Glas, erhob sich und fing mit Würde zu sprechen an:

„Meine Herrschaften! Gestatten Sie mir den Versuch, einen Schatten hinwegzuscheuchen, der unsere Freude stören will. Gestatten Sie mir . . .“

Weiter kam er nicht. Schon hatten die drei Freunde des Radlitz ihre Fassung wieder gewonnen, und schon stand Irmingen vor dem Redner und unterbrach ihn mit den Worten:

„Bitte, lassen Sie das. Trinksprüche machen mich nervös, und außerdem ist es bereits ziemlich spät geworden."

„In der That", bemerkte Zapff, indem er mit größter Unbefangenheit auf das Scandal-Centrum zuschritt, von welchem sich mittlerweile Gisela losgelöst hatte, um im Nebenzimmer zu verschwinden, — „in der That, es ist ziemlich spät geworden. Wir können leider nicht länger bleiben."

„Recht toll gewesen, der Abend heute," setzte Tippering hinzu. „Werden aber einander sicher nichts nachtragen. Kennen ja die gegenseitigen Intentionen."

Mit diesen und ähnlichen Phrasen wurde Radlitz in's Schlepptau genommen und der Aufbruch der Cavaliere schnell und glatt in Scene gesetzt.

Als die vier jungen Männer den Schauplatz des fatalen Abenteuers verlassen hatten, durchbrach endlich Radlitz ihr Schweigen mit dem Rufe:

„Verdammte Geschichte!"

„Du hast mir das Wort aus dem Munde genommen," sagte der Graf.

„Zum Glück," so tröstete Irmingen, „ist das Ganze so unglaublich . . ."

„Daß es Jeder für ein Märchen halten wird," ergänzte Zapff.

„Im Uebrigen muß man eben Gras darüber wachsen lassen," bemerkte Graf Tippering.

„Himmel," rief Radlitz, „ich habe eine Idee. Das liberale Wahlcomité verliert dabei zwar eine Hauptstütze, allein . . . hol's der Fuchs! Ich geh mit Euch nach Afrika!"

Jubelnd begrüßten die Löwenjäger diesen Entschluß.

„Nun ist ja Alles gut," sagte Zapff.

„Bis auf Eins," fügte Irmingen hinzu. „Die arme Kleine! Ich fürchte: ihre Eltern werden sie in Stücke zerreißen — und meiner Seel', es wär' doch jammerschade um das hübsche Kind!"

Die ergötzlich illustrirten afrikanischen Reisebriefe, die Radlitz nach Hause schickte, gingen in der Aristokratie von Hand zu Hand und erweckten heitere Sensation. Löwen bekamen die kühnen Jäger zwar nicht zu Gesichte — sie sollen diese Begegnung auch keineswegs „forcirt" haben — allein sie unterhielten sich „famos", und, was schließlich für Radlitz die Hauptsache war: als er wieder zurückkam, da war über sein Dornenauer Abenteuer so gründlich „Gras gewachsen", daß seine Werbung um die schöne Comtesse Mitzi Sempach mit offenen Armen aufgenommen wurde.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Bilder-Atlas zur Geschichte der deutschen National-Literatur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literatur-Geschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Venus mit Amor in Uniform bei Jupiter. (Blumauer, Aeneide. Von Chodowiecki.)
Aus: Könnecke Bilder-Atlas. Marburg. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Könnecke'sche „Bilder-Atlas zur deutschen National-Literatur", ist ein Unternehmen, so glücklich gedacht und so vorzüglich ausgeführt, daß wir ihm nur Weniges an die Seite zu setzen hätten. Die Unterstützung der literaturgeschichtlichen Forschung, besonders aber des culturgeschichtlichen Unterrichts durch Illustrationen ist nichts Neues; stets aber waren die Illustrationen an einen Text gebunden, der — man denke nur an das weitverbreitete König'sche Buch — oft sehr unbefriedigend war. Könneckes Atlas hat zunächst also den Vorzug, daß er unabhängig von einem bestimmten Text zu den verschiedensten Zwecken benutzt werden kann. Er wird auch durch die Reichhaltigkeit an Reproductionen von alten Handschriften, Titeln, Flugblättern und seltenen Bildnissen nicht blos dem Literarhistoriker, sondern auch dem Paläographen, dem Geschichtsforscher und dem Kunsthistoriker Dienste leisten.

Ein zweiter Vorzug des literarhistorischen Bilder-Atlasses ist die Methode der Abfassung. Die Bilder sind nicht willkürlich gewählt. Nicht das wird wiedergegeben, was gerade am leichtesten zu

erreichen war; das Wichtige wird durch mühsames Suchen herausgefunden und in der entsprechenden Weise reproducirt. Ueber das Original und über die Art der Reproductionen wird ferner in kurzen Unterschriften genau Aufschluß gegeben. Erst durch dieses Verfahren erhält ein Buch wie der Bilder-Atlas wissenschaftlichen Werth. Die Specialforschung wird dem Verfasser gewiß nachweisen, daß man hier vielleicht eine geeignetere Vorlage finden, da ein wichtigeres Titelblatt oder

Klopstocks Mutter, gemalt von Eckart 1770. Zum ersten Male veröffentlicht.
Aus: Könnecke Bilder-Atlas. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

ein charakteristischeres Flugblättchen hätte aufnehmen können. Das sind Kleinigkeiten, die bei einem ersten Versuche nicht viel verschlagen. Das Ganze ist in jeder Beziehung anerkennenswerth.

Und endlich sei der großen Reichhaltigkeit der Sammlung gedacht. Das schon der ersten Lieferung beigegebene Verzeichniß der Abbildungen weist 1558 Nummern auf. Gleichsam als Einleitung werden 35 Portraits, bezw. selbstgeschriebene Namenszüge von Literaturgeschichtsforschern gegeben: Die Brüder Grimm, Lachmann und seine Schule, Pfeiffer, Holzmann, Simrok und Hoffmann von Fallersleben. Dann folgen Stücke aus den ältesten Handschriften des Tacitus und aus der Ulfilas-Bibel. In den Proben aus der ersten Periode unseres Schriftthums vermissen wir die Merse-

burger Zaubersprüche und den nunmehr durch Scheffels Ekkehard allgemeiner bekannten Waltharius. Reich bedacht ist die Zeit der Minnesänger. Selbst der Jude Süßkind von Trimberg fehlt nicht. Aus der Zeit der ersten Drucke werden interessante Proben vorgeführt. Die Weimarer Blüthezeit wirkt besonders erfreulich durch den Reichthum

Hans Sachsens Geburtshaus.
Aus: Könnecke, Bilder-Atlas. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

an Portraits unserer großen Dichter und der sie umgebenden Männer und Frauen. Aus der jüngsten Zeit werden vorzügliche Bildnisse geboten, die, wie der Prospect ausdrücklich betont, alle auf Photographien zurückgehen, welche die dargestellten Personen selbst zur Verfügung gestellt haben. Man kann auch mit der Auswahl, die unter den modernen Dichtern getroffen ist, vollkommen einverstanden sein. — Erhalten sich die noch zu erwartenden Lieferungen dieses schönen Werkes auf der Höhe der ersten sechs, die uns vorliegen, so werden wir in ihm ein Buch von dauerdem Werth besitzen.

R. L.

Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. 1. Theil. Die Alterthümer der merovingischen Zeit. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

Nach einer sechsjährigen, durch längere Krankheit des Verfassers verursachten Unterbrechung hat der ersten Lieferung dieses hochbedeutenden Werks die zweite folgen können, welche die Bogen 21 bis 28 mit den dazugehörigen Tafeln enthält; eine dritte Lieferung soll, hoffentlich in nicht zu ferner Zeit, die erste Abtheilung des Gesammtwerkes zum Abschluß bringen, welche die merovingischen Alterthümer umfaßt, während die zweite und dritte Abtheilung, deren Veröffentlichung noch nicht begonnen hat, die der römisch-germanischen und der vorgeschichtlichen Zeit behandeln werden.

Diese rückläufige Anordnung des Stoffes wird für Denjenigen nichts Befremdliches haben, der in die Fragen der deutschen Alterthumskunde eingeweiht ist oder aus der um=

Familiengrabstein aus dem Rheinlande.
Aus: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Braunschweig. Vieweg & Sohn.

fassenden und interessanten Einleitung des vorliegenden Werkes sich darüber unterrichten. Ist es doch gerade ein verhängnißvoller Irrthum dieser Wissenschaft in ihren Anfängen gewesen, daß sie aus den Nebeln der Urzeit heraus eine deutsche Culturgeschichte zu construiren unternommen hat: nur durch solchen Irrthum konnte jener dilettantischen Voreiligkeit Thor und Thür geöffnet werden, welche Jahrzehnte lang unsere Vorstellungen von den Anfängen germanischer Cultur in die Irre geführt hat. Seit länger als einem Menschenalter steht Ludwig Lindenschmit als Director des auf seine Anregung gegründeten „Römisch=Germanischen Centralmuseums“ in Mainz an der Spitze jener Bestrebungen, welche für die wissenschaftliche Erkenntniß unserer deutschen Vorzeit die sichere Grundlage erst zu schaffen suchen. Ihr leitender Gedanke, von Lindenschmit bereits in dem grundlegenden Werke: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ zur Geltung gebracht, ist bekanntlich der, daß nicht auf dem Boden der hypothetischen und, im Grunde genommen, nichtssagenden Unterscheidung einer Stein=, Erz= und Eisenperiode, sondern allein durch eine umfassende Ordnung und Vergleichung der Fundgegenstände nach Stiltypen und dem Charakter der Arbeit,

Hornbläser (Cornicen).
Aus: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Braunschweig. Vieweg & Sohn.

Kaiser Lothar; aus dem Evangeliar in Paris.

Karl der Dicke; aus der Bibel von S. Paolo in Rom.

Aus: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Nach einer angelsächsischen Bilderhandschrift.
Aus: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

sowie nach der allgemeinen Erscheinung der Gräberanlagen, aus denen sie hervorgehen, eine Anschauung von der Entwickelung unserer vorgeschichtlichen Cultur und ein Kriterium für die Frage ihres Ursprungs und ihres Zusammenhangs mit der europäischen Gesammtcultur gewonnen werden kann.

Unter diesen Gesichtspunkten der vergleichenden Forschung behandelt also Lindenschmit in dem vorliegenden Werke die Grabalterthümer jener so überaus wichtigen Zeit der Eroberung und Zerstörung des römischen Weltreichs durch die Germanen, welche in dieser Epoche, nach dem übereinstimmenden Zeugniß der ältesten einheimischen Ueberlieferung wie der römischen Berichte, ihre altnationale Eigenheit in Götterglauben, Rechtsgebräuchen u. a. m. noch durchaus bewahrt haben, während sie andererseits, nach dem Zeugniß eben jener sehr zahlreichen Gräberfunde, schon längst begonnen haben alle Ueberreste früherer Cultur, die sich in der allgemeinen Auflösung noch zu erhalten vermocht hatten, friedfertig und bereitwillig aufzunehmen.

So ist die merovingisch-fränkische Zeit, als ein Binde- und Zwischenglied früherer und späterer Bildungszustände, der geeignete Ausgangspunkt

für den Pfad, welcher in das Gebiet der älteren Geschichte zurück und weiter hinaus auch in den Urwald der entlegensten Vorwelt führen soll. Lindenschmit verfolgt ihn mit der Sicherheit des bewährten Forschers, indem er zunächst aus den festen Kriterien ihrer räumlichen und zeitlichen Begrenzung den Charakter der zu besprechenden Funde als merovingischer Grabalterthümer sicher stellt, sodann Art und Bau der Gräber selbst eingehend schildert. Es folgt dann die Verzeichnung des Gesammtbestandes der Grabfunde und ihrer eigenthümlichen Einzelheiten mit den erklärenden Nachweisen der gleichzeitigen schriftlichen Ueberlieferung, so daß erst die Waffen, die Bestandtheile der Kleidung, der Schmuck von Männern und Frauen behandelt werden: Geräthe, Gefäße und Münzen, eine Darstellung des Verzierungsgeschmacks, der Handwerk- und Kunstgewerbe, sowie eine zusammenfassende Darlegung der Bedeutung dieser Grabalterthümer für die Beurtheilung der Bildungsverhältnisse der merovingischen Periode an und für sich sowohl als der voraufgehenden und der vorhistorischen Culturzustände überhaupt sollen noch folgen.

Fränkischer Fürst.
Aus einem Meßkanon in Metz.
Aus: Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde.
Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Den 456 vorliegenden Textseiten sind 448 Holzstiche eingedruckt, sowie 24 Tafeln mit Abbildungen beigegeben. Die klare und elegante Ausführung dieses überaus reichen Illustrationsschmuckes entspricht durchaus dem altbewährten Rufe des xylographischen Ateliers der Verlagsbuchhandlung.

M. S.

Französische Bücher.

J. Grand-Carteret: „La France jugée par l'Allemagne.“ Paris, librairie Nilsson.

„Hirzel an Gleim über Sulzer“, hieß ein literarhistorisches Werkchen, das im Jahre 1792 in's Französische übersetzt wurde unter dem Titel: „Hirzel sur le Gleim“, welchem die erklärende Bemerkung hinzugefügt war: „Gleim est une petite rivière de l'Allemagne.“ Seitdem haben die Franzosen doch etwas mehr von deutschen Verhältnissen erkundet, denn der moderne Schriftsteller erklärt den deutschen Titel richtig als: „Hirzels Briefe an Gleim in Betreff Sulzers“ und bemerkt dabei: „Gleim ist ein deutscher Schriftsteller vom Ende des 18. und aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.“ Ob diese Erklärung für Gleims Lebenszeit vom Jahre 1719—1803 treffend ist, mag jeder selbst entscheiden: aber sie ist bezeichnend. Die französischen Schriftsteller haben sich wenigstens aufrichtig bemüht, ihr Nachbarland kennen zu lernen, und wenn ihnen noch kleine Irrthümer mitunterlaufen, so mögen wir sie verzeihen. Denn urtheilt Deutschland immer richtig über französches Leben? Grand-Carterets Werk, ein stattlicher Band von 502 Seiten, will uns gründlich davon überzeugen, daß wir auch irren und oft geirrt haben. Er ist weder ein ausgesprochener Preußenfeind, noch ein so begeisterter Republikaner, daß er im heutigen Paris Alles bewundert; sondern, wie er selbst sagt, er will „un livre de bonne foi“ liefern. Wie weit es ihm gelungen ist, dieses Ziel zu erreichen? Nun, er hat sich ihm jedenfalls genähert, und man möchte wünschen, daß recht viele unter seinen Landsleuten so eingehend ihre Aufgabe behandelten, denn ein ungeheueres Material steckt in Carterets Werk. Zwei Grundgedanken haben immer das Urtheil der deutschen Reisenden und Schriftsteller über französische Sitten

von Nicolai und Herder bis auf unsere Zeitgenossen geleitet oder vielmehr getrübt, entweder eine zu große Vorliebe für Paris oder ein Abscheu vor diesem modernen Babel — sie alle sind „Gallophobes“, oder „Gallophiles“, aber selten unparteiisch — und dann die alte Verwechselung, alle Pariser Eindrücke als allgemein für Frankreich geltende anzusehen. Schon seit dem 16. Jahrhundert ist in Deutschland diese Auffassung herrschend, und Carteret hat gewiß Recht, wenn er sie als theilweise noch heute bestehend annimmt. Aber immerhin giebt es doch eine Reihe neuerer Schriftsteller, welche unbefangen von ihnen sind und dabei jedenfalls eine tiefere Kenntniß von ihrem Stoffe haben, als Carteret sie verräth. Denn bei aller scheinbaren Gründlichkeit, trotz der Citate aus mehr als 200 deutschen Schriftstellern begeht der Verfasser noch einige recht starke Irrthümer, sachlicher und persönlicher Art. Für deutsche Leser bleibt das Historische an Carterets Buch „verlorene Liebesmüh“, aber Beachtung verdient es doch. Man darf gespannt sein auf das demnächst erscheinende Gegenstück: „L'Allemagne jugée par la France“. — Es sei noch gestattet auf ein ganz ausgezeichnetes Werk desselben Verfassers hinzuweisen, welches bereits 1885 erschien und sich ebenfalls vorwiegend mit deutschen Verhältnissen beschäftigt und noch deutlicher die Lust und Liebe des Schriftstellers wie auch seine hier wirklich in Erstaunen setzenden Kenntnisse bekundet. Wir meinen das im Verlage von Louis Westhaußer in Paris erschienene große Prachtwerk: „Les moeurs de la caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse,“ das seinesgleichen, so weit uns bekannt, nirgends hat. Grande-Carteret hat eine Geschichte der Methode der Caricatur hier geliefert, von den Zeiten des 30jährigen Krieges bis auf die Gegenwart. Einzig ist das Buch schon deshalb, weil die Caricaturen aus der Zeit von 1789 bis etwa 1848 außerordentlich schwer zu beschaffen sind, namentlich die politischen. Aber auch in den „Fliegenden Blättern“, im „Kladderadatsch“ und „Kikeriki“ steckt so manches, was bleibenden Werth hat. Eine Sammlung der bloßen Illustrationen wäre schon eine culturgeschichtliche Aufgabe, denn sehr richtig bezeichnet Champ Fleury in der Vorrede des Buches, in welcher er die Wichtigkeit desselben angemessen hervorhebt, die Caricatur als „eine Art Barometer der öffentlichen Meinung“, um wie viel reizvoller ist eine systematische und chronologische Darstellung des Stoffes, welche einerseits den Bildern selbst ihre inhaltliche wie technische Erklärung giebt (auch künstlerisches Verständniß zeigt Grand-Carteret, wie seine feinen Bemerkungen über Chodowiecki verrathen), andererseits durch eine Anzahl meisterhaft wiedergegebener kleiner Vignetten und ganzer Blätter, unter letzteren sogar einige in Farbendruck, unterstützt wird. Der Verlag hat hier offenbar das Höchste geleistet, ihm gebührt ebenso viele Anerkennung, wie den deutschen Firmen, welche dem Schriftsteller durch Ueberlassung der Clichés seine schwierige Sammlung erleichterten. An dem äußerst fein wiedergegebenen allbekannten Bilde von C. Reinhardt ist die Richtigkeit dieser Bemerkung am leichtesten einzusehen. Wir würden weit mehr Raum brauchen, als hier zu Gebote steht, wenn wir noch mehr Einzelheiten anführen wollten; derartige Schönheiten lassen sich ohnehin nicht beschreiben. Wir erwähnen nur noch den literarhistorisch außerordentlich interessanten Anhang, welcher fast sämmtliche illustrirten, satirischen, Witz- und Flugblätter des behandelten Zeitraumes, deren Titel meist nach dem Original im verkleinerten Holzschnitt wiedergegeben sind, aufzählt.

In Frankreich gilt noch immer die künstlerische Ausstattung eines Werkes als „des Schweißes der Edeln werth“, während bei uns nur zu häufig die in Lieferungen erscheinenden Prachtwerke aushelfen müssen, bei denen das Wort wenig, das Bild gar nichts Fesselndes bietet. Bei uns findet sich eben fast Niemand, der 40 Francs für eine Iliasübersetzung zahlt; vielleicht kauft aber Mancher die französische, denn dieser bei Quantin in Paris erschienene Quartband: „L'Iliade d'Homère. Traduction par Emile Pessonneaux. Vingt-quatre grandes compositions par Henri Motte“ ist bezaubernd. Der Text ist eigentlich gleichgültig, es ist eine Prosaübersetzung in elegantem Französisch, aber diese wundervollen Bilder in Lichtdruck! Henri Motte hat zuerst Aufsehen erregt durch sein im „Salon“ von 1874 ausgestelltes Oelbild „das hölzerne Pferd vor den Mauern Trojas“; seit dieser Zeit hat er sich unausgesetzt mit Homer beschäftigt, und nach und nach zu jedem Gesange ein Bild gemalt. Denn wirkliche Gemälde von 1 Meter Breite und 1½ Meter Höhe liegen den Lichtdrucken zu Grunde. Der warme satte Ton der Oelfarben wirkt hier ganz anders wie die Zeichnungen. Trotzdem die Wirkung dieser Bilder nicht auf der bekannten coloristischen Manier der Franzosen beruht, erscheint die Farbenanlage überaus kräftig; das verleiht

den Gestalten etwas Plastisches, entsprechend dem schwellenden vollen Leben der homerischen Götter und Göttinnen. Die Sinne werden verführerisch erregt von diesen wonnigen Nereïdenleibern, wie sie das 18. Bild in hellem grünlich schimmerndem Ton uns vorführt. Ganz anderer Art und doch nicht minder ergreifend ist das Bild der Eos vor dem 2. Gesange. Eine emporschwebende weiße Frauengestalt, die mit erhobenen Händen den schwarzen Schleier der Nacht hinter sich wirft, während am Sternenhimmel Selene zu versinken scheint; unten auf der Erde aber, noch im Nebelschleier, der Sonnenwagen aus dem Meere aufsteigt. Das schlaftrunkene Antlitz der Eos birgt unendlichen Liebreiz. Wir haben nur einmal eine ähnlich überraschende Wirkung der einfachen Farben von Schwarz und Weiß gefunden, nämlich bei A. de Courtens „Ewigem Geheimniß", welches im letzten Sommer in München ausgestellt war. Henri Motte ist ein echter Dichtermaler, und „la maison Quantin" verdient unter der Zahl der Förderer der Kunst auch wegen dieser „Iliade" die ehrenwertheste Erwähnung.

Pädagogische Literatur.

Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich von Claude Fleury bis Frau Necker de Saussure. Von Dr. E. von Sallwürk. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Der verdienstvolle Verfasser, eine schriftstellerisch vielseitige, elastisch frische Individualität, ergänzt durch das vorliegende Werk die culturgeschichtlichen Studien über das achtzehnte Jahrhundert. Mit großer Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit hat er den umfassenden Gegenstand behandelt. Zunächst analysirt er Claude Fleurys schriftstellerische Thätigkeit und Ansichten über weiblichen Unterricht und erörtert mit großer Ausführlichkeit die culturhistorische und pädagogische Bedeutung Fénelons, dessen „Mädchenerziehung" zugleich in einer gewandten Uebersetzung mit angemessenen Erklärungen dargeboten wird (S. 109—198). Von Fénelon geht der Verfasser zu Frau von Maintenon über, dann in charakteristischer Skizze zu Crouzat, Rollin und Saint-Pierre, um sich eingehend bei Rousseau, bei den encyklopädistischen Culturträgern (Marie le Prince, Gräfin von Mirémont, Frau von Genlis und Frau Campan), bei den Pädagogen der Restauration (Frau Guizot und Gräfin Rémusat), endlich der pädagogischen Schriftstellerin der Romantik, Frau Necker de Saussure, aufzuhalten. So complicirt und verschlungen der Gegenstand ist, so klar, präcis und abgerundet ist das Bild, welches der als Culturzeichner künstlerisch gewandte Verfasser von den vielfach conträr auftretenden Strömungen jener Epoche entwirft. Die gründlich gelehrte Sachkenntniß, die er von dem höheren Geistesleben jener Zeit hat, zeigt er nicht in breitspurigen Nachweisen, sondern verdeckt sie fast geflissentlich, wie man an den zahlreichen, durch Feinheit und Tiefe überraschenden Urtheilen sieht, die oft in einzelnen Sätzen ein — man könnte sagen — monographisches Studium voraussetzen.

Handel und Wandel der pädagogischen Schule Herbarts. Eine historisch-kritische Studie von Dr. E. von Sallwürk. Zweite, erweiterte Auflage. Langensalza Hermann Beyer und Söhne.

In den Kreisen der Herbartianer hat diese höchst zeitgemäß auftretende Charakteristik der Herbartischen Schule Aufsehen erregt. Auch für die außerhalb der pädagogischen Richtung stehenden Leser bietet sie viel Interesse. In vier Abschnitten behandelt sie die Individualität Stoys und Zillers, die Stellung des „Vereins für wissenschaftliche Pädagogik", Herbartische Bestrebungen außerhalb des Vereins und das letzte credo des „Vereins für wissenschaftliche Pädagogik". Die Darstellung ist klar und scharf, der Ton der Polemik vornehm.

Herbart-Anthologie. Sammlung pädagogischer Kernstellen aus Joh. Friedr. Herbart's Werken von Hermann Wendt. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Mit diesem Schriftchen, „einer Frucht vieljähriger Herbart-Studiums", dürfte der Einführung Herbarts in weitere Kreise mehr gedient werden als durch eine compendiöse

Darstellung. Ungestraft wird man ja nicht das Studium Herbarts unterlassen können, den Lazarus als „Meister der Pädagogik des neunzehnten Jahrhunderts“ bezeichnet. Der Inhalt der vorliegenden Citaten-Sammlung aus Herbart ist sehr reichhaltig und erfordert ein Studium, welches nur durch die Schriften Herbarts selbst ergänzt werden kann, die weit mehr zu empfehlen sind, als die oft weniger geistvollen als pedantischen Schriften seiner zahlreichen Anhänger. Ernsten Bemühungen in dieser Richtung dürfte wohl in erster Linie die erste vollständige und kritische Ausgabe sämmtlicher Werke Herbarts von Dr. Karl Kehrbach dienen, deren erster Band (zwölf im Ganzen) soeben erschienen ist. Herbart ein pädagogisches Genie zu nennen, dürfte wohl nur da möglich sein, wo man auf wirklich schöpferische und bahnbrechende Ideen verzichtet; wohl aber ist er als hochbegabter, talentvoller, solider und energischer Arbeiter im Gebiete der Gedankenwelt eines nacheifernden Studiums würdig. Den Eindruck, daß man einem hochachtbaren, ernsten und in der Selbstzucht der Geistesarbeit reellen Denker gegenübersteht, der hohes Talent besitzt, aber durchaus nicht das Schauen und die Schaffenskraft des Genies, gewinnt man auch wieder in aller Präcision an der mit Geschick und Fleiß zusammengestellten „Herbart-Anthologie“.

Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Conrad Rethwisch. Zweite, durch einige auf Fragen der Gegenwart bezügliche Actenstücke und Anmerkungen vermehrte Ausgabe. Berlin, Robert Oppenheim.

Eine Monographie über Zedlitz darf in der Geschichte der Pädagogik nicht fehlen. Verfasser hat das nicht immer leicht zugängliche Material sorgfältig benutzt und ein interessantes Charakterbild des Mannes entworfen, der in der Geschichte der Schulreform-Bestrebungen eine bedeutende Rolle spielt. In der zweiten Auflage hat er einige Actenstücke aus jener Zeit veröffentlicht und knüpft daran den Vorschlag zur Gründung eines Unterrichtsrathes und zur Errichtung von Seminarien für den höheren Lehrerstand. Er zeigt dabei den Zusammenhang seiner Vorschläge mit den Zedlitz'schen Bestrebungen.

Friedrichs des Großen pädagogische Schriften und Aeußerungen. Mit einer Abhandlung über Friedrichs des Großen Schulregiment nebst einer Sammlung der hauptsächlichsten Schul-Reglements, Rescripte und Erlasse übersetzt und herausgegeben von Dr. Jürgen Bona Meyer. Langensalza, Herman Beyer und Söhne.

In einer Einleitung stellt der Herausgeber die Verdienste Friedrichs des Großen um das höhere und niedere Schulwesen sowie um die Universitäten zusammen. Man beobachtet mit Interesse, wie segensreich auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung der König durch seinen reichen Geist, sein Wohlwollen und seine tief begründete Menschenkenntniß wirkte.

Nach der 85 Seiten umfassenden Darstellung des Herausgebers werden die Schulreglements, Cabinetsrescripte und Ministerialerlasse, die pädagogischen Schriften und pädagogische Fragmente aus Abhandlungen und Briefen des Königs zusammengestellt. So ergänzen diese und die vorhergenannte Arbeit einander.

Jean Paul Friedrich Richters Levana nebst pädagogischen Stücken aus seinen übrigen Werken und dem Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal. Mit Richters Biographie herausgegeben von Dr. Karl Lange. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

In einer umfangreichen Studie schildert der Herausgeber das Leben und die pädagogische Bedeutung Jean Pauls, in dessen Individualität er sich pietätvoll eingelebt hat. Die folgenden 341 Seiten enthalten die bekannten pädagogischen Werke Jean Pauls in correctem Abdruck und ohne Verkürzung; erklärende Anmerkungen begleiten den Text, die Ausstattung ist vorzüglich. H. G.

Dr. Karl Schmidts Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhang mit dem Culturleben der Völker. Vierte Auflage. Herausgegeben von Dr. Friedrich Dittes und Dr. Emanuel Hannak. I. Band. Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Cöthen, Paul Schettlers Verlag.

K. Schmidts Geschichte der Pädagogik ist ein durchaus empfehlenswerthes Werk, als Nachschlagbuch wie als Mittel, sich über die Zusammenhänge in der Geschichte der Pädagogik zu unterrichten, gleich brauchbar. Die vier stattlichen Bände desselben bieten eine überraschende Fülle von Stoff, welcher mit begeisterter Liebe für den Gegenstand und mit einem wahren Bienenfleiße aus den dem Verfasser zugänglich gewesenen Quellen zusammengetragen ist. Die Tendenz zur Universalität der Darstellung hat dabei das Eingehen auf das Charakteristische im Detail nicht gehindert. Es liegt auf der Hand, daß bei einem derartigen Werke durch die unglaubliche Masse des fortwährend sich mehrenden Materials, welches durch die Einzelforschungen verwandter Wissenschaften, namentlich der Welt- und Culturgeschichte, der Geschichte der Philosophie und der Geschichte der speciellen Wissenschaften, zu Tage gefördert wird, die Einzelheiten fortwährend erneuter Revision dringend bedürftig sein müssen. Wir kennen das Schmidt'sche Werk leider nur in seiner zweiten Auflage; inzwischen ist auch eine dritte vergriffen worden, und vor uns liegt die erste Lieferung des I. Bandes der vierten. Aus dem Probehefte ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß die Herausgeber des ersten Bandes, Friedrich Dittes und Emanuel Hannak, diese Revision gewissenhaft und zweckentsprechend in die Hand genommen haben. Daß sie, wie es uns scheinen will, vielleicht allzuängstlich bemüht sind, dem Werke die Eigenarten der Darstellung des 1864 verstorbenen Verfassers pietätvoll zu wahren, wollen wir nicht tadeln; doch glauben wir, daß manchmal ein unbarmherziger Schritt mehr heilsam gewesen wäre; wo er gewagt ist, bedurfte es kaum der Entschuldigungen, wie sie die Herausgeber in Anmerkungen unter dem Texte (z. B S. 18. 25) glauben machen zu müssen. Die philologische Akribie, welche selbst kleine Aenderungen des ursprünglichen Wortlautes durch Zeichen im Texte andeutet, thut hier des Guten fast zu viel. Denn das Wesentliche ist bei einem Werke, welches sich weniger an den Fachgelehrten, als an die weiteren Kreise wendet, an den Lehrer, Erzieher, Geistlichen, an den Gebildeten überhaupt, doch, daß der frische Hauch des ursprünglichen Geistes trotz aller Aenderungen des Zufälligen der Form erhalten bleibe. Und dies geschieht denn auch. Daß es namentlich der Hauch Hegel'schen Geistes war, der bei der Conception des Werkes befruchtend wirkte, erkennt man schon aus den Eingangs-Worten: „Gottes Wesen lebt im All, und in der Menschheit offenbart es sich als die Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit"; aber wir sind weit davon entfernt, hieraus einen Tadel zu begründen, zumal da sich das Werk von allen Abstrusitäten Hegel'scher Dialektik frei hält und die Idee der organischen Entwickelung, welche hier für die Geschichte der Pädagogik als Princip in Anspruch genommen ist, unzweifelhaft eine der großen und fruchtbaren Auffassungsweisen alles Geschehens in Natur und Geschichte ist und bleiben wird, gleichviel ob man zu ihr durch Hegel oder wen auch immer angeregt worden ist. — Um die Anschaffung des, wie gesagt, durchaus empfehlenswerthen Werkes zu erleichtern, hat die Verlagsbuchhandlung eine Lieferungsausgabe veranstaltet. Die Ausstattung und der Druck der uns vorliegenden ersten, mit einem guten Stahlstiche des Verfassers geschmückten Lieferung läßt nichts zu wünschen übrig. M. K.

Philosophie.

Logik von Dr. Friedrich Harms, weil. ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin. Herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau.)

Im nächsten April sind es hundert Jahre, seit Kant (in der Vorrede zur 2. Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft) das bekannte Wort niederschrieb, daß die Logik seit dem Aristoteles keinen Schritt rückwärts habe thun dürfen, . . . daß sie auch bis

jetzt keinen Schritt vorwärts habe thun können, daß sie also allem Ansehen nach geschlossen und vollendet zu sein scheine ... Diesen Vortheil habe sie blos ihrer Eingeschränktheit zu verdanken, dadurch sie berechtigt, ja verbunden sei, von allen Objecten der Erkenntniß und ihrem Unterschiede zu abstrahiren, und in ihr also der Verstand es mit nichts weiter als sich selbst in seiner Form zu thun habe. Wie schnell und wie sehr haben sich doch die Ansichten über diesen Punkt geändert! Wie wenige unter den Philosophen haben sich mit dieser Beschränkung der Logik auf das rein Formale einverstanden erklärt! Aber andererseits werden auch, seit Hegel aufgehört hat, Schule zu machen, nur wenige mit diesem soweit nach der entgegengesetzten Richtung zu gehen geneigt sein, wie der verstorbene Harms, der den Satz aussprach: „Die Logik inducirt eine Metaphysik, und die Metaphysik involvirt eine Logik, die ihr entspricht." Denn die Logik ist ihm zwar auch die Wissenschaft vom Denken (S. 33), das Denken aber will erkennen. Es will erkennen, was die Dinge sind, und was die Dinge thun (S. 177). Das klingt sehr einfach; aber gerade hier liegen die Schwierigkeiten: denn das ist die Frage, die nicht zur Ruhe kommen will, ob es denn auch erkennen kann, was die Dinge sind, und ob denn Dinge sind, die das Erkennen fassen kann, so daß es von ihnen zu sagen vermag, was sie thun. So kommt die Logik zur Schwesterschaft mit der Metaphysik. In eine Kritik dieser Auffassung der Logik und ihrer Durchführung im vorliegenden Werke einzugehen verbietet uns der Raum, wir müssen uns daher damit begnügen, die Veröffentlichung der interessanten Schrift aus dem Nachlasse des Verfassers unsern Lesern anzuzeigen. Der Herausgeber, Herr Dr. Heinrich Wiese, ev. Pfarrer in Tribusch, hat sich durch die Publikation und die sorgsame und gewissenhafte Arbeit daran den Dank nicht nur der Schüler und Verehrer des verstorbenen Verfassers, sondern aller, welchen Philosophie am Herzen liegt, reichlich verdient.

Wesen und Werth des Daseins. Unterfuchungen zur Feststellung eines Gesammtbewußtseins der Menschheit von Dr. A. von Eye. 2. Auflage. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur.

Ein philosophisches Werk in Briefen an eine Dame. Diese Form zwingt die Kritik, die angezogene Klinge zum Salutiren zu senken und gestattet es, daß wir die Anzeige des Buchs auch unsererseits mit den Worten einer Dame beginnen. Die Rahel klagt einmal in einem Briefe an Veith: „Die Welt geht ihren Gang. Wir haben das Zusehen. Man sollte doch nicht denken, daß das so schwer wird," und das ist ungefähr die Stimmung, welche den zu ergreifen pflegt, der über Wesen und Werth des Daseins nachdenkt. In diesem „daß es so schwer wird" liegen — psychologisch — die Keime zum Pessimismus, aber auch — für die Jugendfrische, die mit den Schwierigkeiten spielt, wie das zu heiterer Stille geklärte Alter, welches sich die Schwierigkeiten zurechtgelegt hat und mit dem Zurechtlegen auch wirklich fertig geworden ist, — die Keime zum Optimismus, der die Siegesfreude anticipirenden Stimmung. Denn jede Weltanschauung resultirt zuletzt doch immer aus dem Allerpersönlichsten des Menschen, wächst hervor aus dem Mutterboden des Gemüths. Dieses Frohgefühl, mit den Räthseln des Daseins fertig geworden zu sein, geht durch das ganze Buch und giebt der gesammten Darstellung eine gewisse ruhige Sicherheit und einen freundlich anmuthenden lichten Farbenton. Ist es aber richtig, daß weniger der logische Zwang zur Anerkennung allgemein verbindlicher Principien, als vielmehr die Individualität des Denkers die jeweilige Eigenart der menschlichen Erkenntnisse zeitigt, so können wir auch nicht behaupten, die Art, wie der Verfasser das Weltproblem sich gegenüberstellt, die Perspective, unter der er es auffaßt, sei falsch; es ist eben nur etwas Perspectivisches in aller menschlichen Erkenntniß, ein relatives Moment in aller Wahrheit. Wir an unserm Theile sehen das Dasein und seine Zusammenhänge anders an, besonders bekennen wir offen, uns nicht der glücklichen Weitsichtigkeit bis in den tiefsten Hintergrund des Metaphysischen zu erfreuen, wie der Verfasser. Aber wenn auch gar mancher, wie wir es thun, sich im Dasein zurechtzufinden sucht und das Leben für lebenswerth erachtet, ohne vom Gegebenen in's Transscendente hinüberzugreifen, um dort die Gesichtspunkte zu suchen, unter denen Wesen und Werth des Daseins sich erhellen — so bleibt das Buch seiner Tendenz nach, dem Denkenden zur Daseinsfreude zu verhelfen, doch aller Anerkennung werth. Jeder einzelne der fünf Abschnitte: Mensch und Menschheit, Gott und

Welt, Seele und Seligkeit, Recht und Pflicht, Schönheit und Vollendung, könnte das Goethesche Wort: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut" getrost als Motto führen.

M. K.

Kunstwerke und Künstler.

W. Lübke, Kunstwerke und Künstler. Dritte Sammlung vermischter Aufsätze. Mit 69 Illustrationen. Breslau, S. Schottlaender.

Wilhelm Lübke darf immer auf williges Gehör für seine gründlichen und mit prächtiger Klarheit und Eleganz geschriebenen Arbeiten aus allen Gebieten der Kunstwissenschaft rechnen. So wird auch der vorliegende stattliche Band, in welchem er seine während des letzten Decenniums geschriebenen Aufsätze gesammelt hat, eine allseitig freudige Aufnahme finden. Insbesondere die Leser von „Nord und Süd" werden mit Dank die neue Gabe eines Autors empfangen, der seit Jahren einer der treuesten Mitarbeiter dieser Zeitschrift ist. Von den hier vereinigten 25 längeren oder kürzeren Essays ist der vierte Theil für dieses Blatt geschrieben worden, darunter der umfassende, reich illustrirte Aufsatz über „Heinrich Schliemann und seine Entdeckungen", die ebenso gründlichen Arbeiten über Rubens und Rembrandt, die geistvollen Betrachtungen: „Die Kunst und der Kaufmann", „Realismus und monumentale Kunst". Wir erhalten sie hier in einer vielfach umgearbeiteten und erweiterten Form, so ist namentlich die Studie über „König Ludwig II. und die Kunst" durch eine Würdigung seines Verhältnisses zur Kunst Richard Wagners abgerundet worden. Daran schließen sich drei größere, mit zahlreichen Illustrationen versehene Arbeiten, welche Westermanns Monatsheften entnommen sind; sie behandeln die Gebrüder van Eyck, die hochinteressante, bisher nur in französischen Werken eingehender beschriebene und publicirte spätgothische Kirche von Brou, und die Renaissance-Villa Berbaro bei Masér. Den weitaus größeren Theil der kleineren Beiträge endlich verdanken wir der kritischen Thätigkeit des Verfassers in der Münchener „Allgemeinen Zeitung"; obwohl sie meist nur über neue, bemerkenswerthe Erscheinungen der Kunstliteratur berichten wollen, erhalten diese kleinen Aufsätze durch die orientirenden Bemerkungen über den behandelten Gegenstand wie durch die eingestreuten Beiträge aus dem reichen Wissen des Verfassers einen Werth, der uns ihre hier erfolgte Zusammenstellung mit Freuden begrüßen läßt. Eine ebenso willkommene Gabe bilden endlich die bisher noch ungedruckten „Aphorismen", unter welchem Titel der Verfasser eine zwanglose Reihe von Gedanken gesammelt hat, wie sie ihm, dem kundigen und begeisterten Vorkämpfer des Idealismus auf allen Gebieten des Lebens, die sinnende Betrachtung des heutigen Zeit- und Weltlaufs eingegeben hat.

M. S.

Bibliographische Notizen.

Belletristik.

Durch scharfe Gläser. Satiren von Gustav Schwarzkopf. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Schwarzkopfs erste Arbeit, „Die Bilanz der Ehe" hat viel Anerkennung von der Kritik erfahren. Auch wir haben dem Verfasser, obwohl uns seine novellistischen Studien etwas skizzenhaft erschienen, Talent gern zuerkannt. Seine neue Arbeit zeigt ein Wachsen seiner Fähigkeiten. Er beobachtet scharf, schildert treffend, knapp und mit stilistischer Gewandtheit. Der Gegenstand seiner Schilderungen sind alltägliche Uebel der großen und kleinen Gesellschaft. Kunst und Literatur und das gesellige Leben der Großstadt sind die Gebiete, aus denen er den Stoff zu satirischer Behandlung nimmt. — Schwarzkopf scheint uns indessen ein wenig zu viel zu schreiben. Wir würden diesen Tadel in einer Zeit, wo kaum einem Schriftsteller der Vorwurf des Vielschreibens erspart werden kann, gar nicht ausgesprochen haben, wenn wir nicht die Ueber-

zeugung hätten, daß Gustav Schwarzkopfs Talent bei ernster Vertiefung etwas Tüchtiges schaffen müßte. rl.

Novellen von W. Hildebrandt. Berlin, S. Rosenbaum.

Hildebrandt besitzt ein eigenartiges, das Durchschnittsmaß weit überragendes Talent; seine eigenste Domäne ist das heitere Genre, auf dieses weist ihn sein origineller Humor geradezu hin, er versteht es, durch die seltsamsten Contraste zu wirken, bei welchen ihn das exotische Element, dessen er sich bedient, erfolgreich unterstützt. Aber auch für die tragischen Conflicte steht ihm der gewaltigste Ausdruck zu Gebote: die kleine Novelle „die Testamentscommission“ ist ein Seelengemälde von erschütternder Wirkung, in knappester Form treten die geschilderten Vorgänge wahrhaft plastisch hervor und bieten eine Anregung zum Nachdenken über die Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Institutionen. An literarischem Werth steht diese Novelle jedenfalls über allen übrigen.

mz.

Gedichte von Joseph Winter. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Das schön ausgestattete Bändchen umfaßt keine allzugroße Sammlung von „Liedern“ und „vermischten Gedichten“. Der Dichter scheint unter seinem Vorrath wohl gesichtet zu haben, denn was er bietet, ist abgerundet, fesselnd. Winter besitzt ohne Zweifel Talent, sowohl Erfindung wie Formgewandtheit. So jung der Dichter auch sein mag: er scheint schon eine ernste Wandlung durchgemacht zu haben. Während ein Theil der uns vorliegenden Gedichte sich in den alten Gleisen bewegt, schlagen andere einen neuen Ton an; sie sind modern, ja sie streben mit Bewußtsein nach Neuem. Nur ein kleines Beispiel:

Fremdes.

Wie sollten wir denn einfach sein,
So reicher Zeiten Söhne?
Accorde sind wir Alle nur,
Und nimmer einzle Töne.

Wir tragen fremdes Blut in uns,
Das zänkisch sich empöret,
Das träg in unsern Adern rollt,
Weil's nicht zu uns gehöret.

Wir gaben unser Herz dahin,
Um eins von Stein zu tragen,
Das freilich Hieb und Stoß verträgt,
Und nur nicht weiß zu schlagen.

Sphinx. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Leipzig, Carl Reißner.

Dem Bedürfniß nach Unterhaltungslecture wird der Roman „Sphinx“ vollständig genügen, namentlich bei solchen Lesern, die sich den Genuß nicht durch kritische Bedenken verkümmern lassen, denn die Verfasserin versteht das Interesse zu concentriren und bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. Die Lösung ist allerdings recht ernüchternd, denn die Räthsel dieser Sphinx sind so bürgerlich legitimer Natur, daß man sich vergeblich fragt, warum sie durch ihr unbegründetes, geheimnißvolles Schweigen das Lebensglück des Geliebten und ihr eigenes in Frage stellt. Die Verfasserin hat den Stoff äußerst geschickt bearbeitet, aber was auf so unwahrscheinlichen Voraussetzungen sich aufbaut, wird durch die geschickteste Technik nicht glaubhafter.

mz.

Der Mann mit den zwei Hörnern. Romantische Erzählung von Moritz Jokai. **Blumen des Ostens.** Neue Erzählungen und Schilderungen von Moritz Jokai. Einzig ermächtigte Uebersetzungen von Ludwig Wechsler Berlin, Adolf Reinecke.

Die durchaus orientalischen Motive in romantischem Gewande mit einem Anflug von Groteskem, haben uns allerdings fremdartig angemuthet; Jokais Phantasie treibt oft all zu üppige Blüthen, namentlich für unseren deutschen Geschmack, dennoch müssen wir ihm zuerkennen, daß er seinen Platz in der Weltliteratur nicht mit Unrecht behauptet; er versteht es, vorhandene Uebelstände mit packender Satyre zu geißeln, die geschilderten Nationalitäten zu individualisiren, und besitzt eine wahrhaft plastische Darstellungskunst, welche den Leser von Anfang bis Ende anregt und fesselt.

Die vorliegende Uebersetzung läßt an stilistischer Vollkommenheit vieles zu wünschen übrig. Mz.

Aus meiner Welt. Novellen und Skizzenblätter von Elise Polko Breslau, S. Schottlaender.

Mit der neuesten Novellensammlung, welche Elise Polko soeben veröffentlicht, wird sie ihren jungen Freundinnen jedenfalls eben so viel Vergnügen bereiten, wie mit allen vorangegangenen Productionen. Die poesievolle, etwas romantische Schreibweise der Verfasserin gefällt den jungen Mädchen

von heut noch eben so gut wie vor Jahren, als sie sich mit ihren „Musikalischen Märchen" die Herzen der damaligen jungen Welt eroberte. Da ihre Tendenz stets eine edle ist und sie versteht die jungen Gemüther zu ergreifen und für das Schöne und Gute anzuregen, so dürfen wir uns der Anerkennung, welche Elise Polko bei ihren Leserinnen findet, nur erfreuen.

mz.

Große und kleine Leute in Alt Weimar. Novelle von Otto Roquette. Breslau, S. Schottländer.

Die sechs Novellen aus der klassischen Zeit Alt-Weimars haben uns durchweg außerordentlich angesprochen, es sind, wie der Verfasser einleitend berichtet, „vorwiegend die kleinen Leute, welche in diesen Geschichten ihre novellistischen Angelegenheiten betreiben, während die großen, dem Tagesgetriebe mehr entrückt, nur gelegentlich eingreifen, manchmal auch die Entscheidung herbeiführen." Die Namen, denen wir begegnen gehören theils der Theatergeschichte an, theils auch denjenigen Kreisen der Gesellschaft, welche mit dem Hofe in irgend welcher Beziehung standen, Namen, die unser Ohr vertraulich berühren und für welche der Verfasser im Voraus unseres Antheils gewiß ist.

Die Angelegenheiten dieser Persönlichkeiten, in anspruchsloser Weise erzählt, dabei in beständiger Wechselwirkung mit den großen literarischen Ereignissen, werden auch einem größeren Publikum willkommene Unterhaltung gewähren.

mz.

Umschau auf dem Weihnachts-Büchermarkte.

Aus der ungeheuren Fülle von Büchern, welche unsere Verleger als Geschenke für die Jugend und für Erwachsene auf den Weihnachtsmarkt bringen, seien an dieser Stelle nur die vornehmsten und wichtigsten erwähnt. Es wäre unmöglich, Alles aufzuzählen, und auch die ausgewählten können nur mit flüchtigen Worten bedacht werden.

An erster Stelle sei des soeben verstorbenen Verlegers und verdienten Jugendschriftstellers Otto Spamer gedacht. Da liegt gerade ein Werk seiner Feder vor uns. Es ist wohl nicht Vielen bekannt, daß der in seinem Verlage so oft wiederkehrende Autorname Franz Otto ein Pseudonym des Verlegers selber war, unter dem er für unsere Jugend die trefflichen Bücher schrieb, die soviel Auflagen erlebt haben und zu jedem Fest in neuem, schönerem Gewande wiederkehrten. „Wohlthäter der Menschheit, hochsinnige Bekenner der Duldung, Barmherzigkeit und Menschenliebe, Vorbilder für Jung und Alt. Mit 108 Textabbildungen und einem Titelbilde" (Leipzig und Berlin, Otto Spamer) ist der Titel des bereits in dritter Auflage erscheinenden Werkes, das schon so viele Freunde von Alters her zählt und sich sicherlich noch ebensoviele neue gewinnen wird. — Ein anderer ebenso geschätzter Freund unserer Jugend ist Dr. Carl Oppel, ein trefflicher Schriftsteller, der ungemein einfache, gesunde pädagogische Grundsätze mit fruchtbarer Schaffensfreude und einem schlichten Stil vereinigt. Seine neueste Gabe sind die „Städtegeschichten. Aus allen Gauen des Vaterlandes. Historische Erzählungen und Sittenschilderungen aus deutschen Städten. Mit 42 Textabbildungen und einem Titelbilde nach Zeichnungen von Konrad Ermisch und B. Mörlins. (Leipzig und Berlin, Otto Spamer)." Verwandt mit den historischen Schilderungen Oppels ist das „Neue Soldatenbuch. Die Welt in Waffen. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. I. Band: Kriegswesen und Kriegführung im Alterthum, Mittelalter und in der neueren Zeit (bis 1789) von K. G. von Berneck und F. Schnackenburg". 4. Auflage. (Leipzig und Berlin, Otto Spamer) — eine Kriegsgeschichte, die klar erzählt und durch 300 Textabbildungen in instructiver Weise erläutert ist.

Die angeführten Bücher des Spamerschen Verlags sind offenbar für die reifere Jugend geschrieben, aber auch das jüngere Alter wird bedacht. Uns liegt vor „Das schönste Weihnachtsbuch. Artige Geschichten für artige Kinder. 160 kleine Geschichten und Erzählungen für Knaben und Mädchen im Alter von 6—8 Jahren. Von B. Spieß und C. Michael." Mit 50 Textabbildungen und 4 Buntbildern. (Leipzig und Berlin, Otto Spamer). „Durch Wald und Flur. Ein Excursionsbuch für kleine Naturfreunde (Moritz Perles in Wien)" enthält wunderschöne bildliche Darstellungen

von Th. von Pichler, welche Pflanzen, Blumen, Insekten, Schmetterlinge, Berge ꝛc., genug die gesammte Natur, wie sie sich dem Kinderauge darbietet, umfaßt. Ph. Brunner hat den Text dazu geschrieben. Er erklärt den Kindern die Bilder und unterrichtet sie auf diese Weise über die Bedeutung Alles dessen, was sie täglich umgiebt. Ein in Hinsicht auf den Text und auf die Bilder hervorragend schönes Buch ist „Aus der Jugendzeit. Gedichte für die Kinderwelt von Fanz Dittmar, illustrirt von Julius Kleinmichel. Leipzig, E. Twietmeyer.“ — Alte Bekannte im neuen Gewande sind „Märchen aus „Tausend und Eine Nacht. Neu bearbeitet für die Jugend von Paul Benndorf.“ Stuttgart und Leipzig, Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag)“ und „Die Ostereier und fünf andere Erzählungen für die liebe Jugend von Christoph von Schmidt, Stuttgart und Leipzig, Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag).“ Zu beiden hat Professor C. Offterdinger wunderschöne farbige Bilder geliefert. — „Unzerreißbares Thierbilderbuch von H. Leutemann. 20 Bilder. Stuttgart, Wilhelm Effenberger, (F. Loewes Verlag)“ nennt sich eine in Form eines Leporello-Albums gedruckte Reihe von wunderhübschen Darstellungen aus der Thierwelt. Besonders anziehend für Kinder wird es durch die Farbenpracht und durch die Darstellung gerade derjenigen Thiere, die unseren Kleinen aus Erzählungen bekannt sind. Selbst einen Kalender erhält die liebe Jugend. „Buntes Jahr. Kinder-Kalender für das Jahr 1887, herausgegeben von D. Duncker, illustrirt von E. Elias. Berlin, A. Hofmann und Co.“ Mit den Tabellen, welche das Datum anzeigen und die mit bunten Bildern geschmückt sind, wechseln kleine Erzählungen, Räthsel-Aufgaben, allerlei Scherze und Spiele für das jugendliche Alter. Julius Lohmeyer, der beliebte Herausgeber der „Deutschen Jugend“, beschenkt seine zahlreichen Freunde mit Erzählungen, „Jugend wege und Irrfahrten. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von Eugen Klimsch. Stuttgart, Gebr. Kröner.“ Lohmeyers Art ist bekannt. Er schreibt so, daß auch der Erwachsene Freude an seinen Erzählungen haben könnte, und doch mit der leichten Verständlichkeit, welche für die Jugendschriften erforderlich ist.

Die beliebten Anthologien fehlen auch diesmal auf dem Weihnachtstische nicht. Wir erwähnen an erster Stelle: „Für das deutsche Haus. Blüthenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern als der Grundlage unserer Volks- und Gelehrtenbildung. Von Daniel Sanders. Mit einem Titelbilde von O. Wisnieski. Berlin, S. Rosenbaum.“ Der ausführliche Titel bezeichnet vollkommen den Inhalt des Buches, der mit großer Sachkenntniß und großem Geschmack zusammengestellt ist. — Eine Sammlung aus der Lyrik der neuesten Zeit sind „Bunte Blätter“ von Georg Friedrich. Mit zehn Vollbildern nach Originalen von R. E. Köpler. Stuttgart, E. Hänselmanns Verlag.“ Die Sammlung scheint uns besonders geeignet für heranwachsende junge Mädchen. — Besondere Gebiete behandeln: „Blüthen der Freundschaft, gesammelt von Hulda Klönne. Iserlohn, Julius Bädecker, eine Zusammenstellung poetischer und prosaischer Stücke, die sich alle nur auf den einen Gegenstand beziehen. — Etwas seltsam muthen uns an: „Perlen der pessimistischen Weltanschauung in Meisterwerken der Literatur. Gefunden von Max Seiling. München, Theodor Ackermann“ und „Stimmen des Weltleids. Eine neue Anthologie. Herausgegeben von Zdenko Fereus. Leipzig, Otto Wigand.“ Die erste Sammlung giebt poetische und prosaische Stücke ohne jede bestimmte Ordnung, die zweite ist gleichsam eine historische Chrestomathie zum Beweise des Satzes, daß die pessimistische Weltanschauung stets ihre Vertreter unter den hervorragenden Geistern aller Nationen gehabt hat. Dadurch erhält die Fereus'sche Anthologie wohl einen Werth, aber wir möchten nicht Jedem ein solches Buch in die Hände geben, am wenigsten als Geschenk. — „Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz. Aus den Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach den Materien alphabetisch geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle. Iserlohn, J. Bädecker.“ Wer kennt dieses Buch nicht? Wer hat es nicht in seinem Elternhause auf dem kleinen Tischchen im Winkel des Zimmers gesehen oder auf dem Arbeitstisch der Schwester? Alljährlich kehrt es wieder, alljährlich findet es neue Freunde und erfreut Tausende junger Herzen.

Unserm immer stärker werdenden Bedürfniß des Studiums der deutschen Vergangenheit kommen zwei Bücher entgegen, die

beide in ihrer Art vortrefflich sind: „Der Götterhimmel der Germanen. Von Ferdinand Schmidt (Wittenberg, R. Herrosé)“ mehr für die Jugend, „Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen.“ Von Werner Hahn (Berlin, Leonhard Simion)“, für erwachsene Leser bestimmt. Hahn stellt sich die Aufgabe, die mythischen Ueberlieferungen der Edda für die gebildete Leserwelt so wiederzugeben, daß sie ohne gelehrte Nachhülfe verständlich seien, und diese Aufgabe erscheint in dem Buche gelöst. — Die moderne Zeit wird für ein größeres Publikum in der bekannten schlichten Weise dieses Autors behandelt in „Erzählungen aus der neuesten Geschichte (1815—1881). Von Professor Dr. Ludwig Stacke. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage Oldenburg, Gerhard Stalling.“

„Die musikalische Jugendpost,“ ein periodisches Unternehmen der rührigen Firma P J. Tonger in Cöln, liegt uns in hübschen Quartalsbänden vor. Die Jugendpost wird außerordentlich zweckmäßig bearbeitet und ist ein sehr empfehlenswerthes Bildungsmittel für unsere Kinder, die nun doch einmal neben tausend anderen Dingen auch Musik treiben sollen.

Man wird nicht irren, wenn man gewisse Erscheinungen unseres Buchhandels, die zur rechten Zeit auf den Weihnachtsmarkt kommen, als Geschenk-Literatur bezeichnet. Damit soll ihr Werth nicht herabgesetzt werden; viele von ihnen sieht man vielmehr mit Freuden immer wiederkehren. So „Emil Palleske. Schillers Leben und Werke. Zwölfte Auflage, bearbeitet von Hermann Fischer. Stuttgart, Karl Krabbe.“ Der Bearbeiter hat sich hauptsächlich auf Correcturen beschränkt. Dinge, die durch die gelehrte Forschung unhaltbar geworden sind, mußten ausgemerzt werden. Die ursprüngliche Gestalt des Buches ist im Ganzen wenig verändert worden. Man wird dieses Verfahren bei so populären, vielverbreiteten und vielgelesenen Werken unbedingt billigen.

„Goethes Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Jul. Frese. Fünfzehnte Auflage. Durchgesehen von Ludwig Geiger. Stuttgart, Karl Krabbe.“ Das Lewes'sche Buch, das in dem großen Publikum noch immer gern und, man darf auch zugeben, mit großem Nutzen gelesen wird, ist von vielen Seiten ernstlich angegriffen worden. Goethe-Kenner wie Schöll, Düntzer und Michael Bernays, haben es sehr streng verurtheilt. Man wird trotzdem den Ausführungen Geigers zustimmen, daß das Buch einen bedeutenden Werth habe, und daß die Tilgung der hauptsächlichsten Fehler genügt, um ihm seinen Werth als Lesebuch für das gebildete Publikum zu erhalten. Es liegt darin keine Anzweiflung der Verdienste der erwähnten Goethe-Forscher, noch weniger eine Herabsetzung der inzwischen erschienenen Biographien Goethes. Lewes' Werk besitzt gewisse Vorzüge, die es immer wieder lesenswerth machen. Goethes Charaktereigenschaften, die Analyse einzelner Werke, besonders der Dramen, die Gruppirung des Stoffes seien besonders hervorgehoben. Und darauf kommt es doch in der Biographie eines großen Mannes in erster Linie an, daß man ihn erkennen, richtig beurtheilen und lieben lerne.

„Die Sagen der Hohenzollern. Von Oscar Schwebel. Zweite stark vermehrte Auflage. Mit einer Abbildung der Burg Hohenzollern. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.“ Das Buch ist bekannt und anerkannt. Es erscheint nunmehr fast in doppelter Stärke. War es einerseits der literarische Werth der Schwebel'schen Arbeit, der ihr zu diesem Erfolge verhalf, so kam ihr andererseits die Begeisterung für das Herrscherhaus entgegen, die ja zu keiner Zeit so lebendig war, wie jetzt.

Von Prachtausgaben unserer Dichter seien hervorgehoben: Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Mit 38 Heliogravüren nach Originalen von Philipp Grot Johann und Professor Edmund Kanoldt. Leipzig, C. T. Amelangs Verlag. Endlich wieder einmal Illustrationen die den Genuß des dichterischen Werkes wirklich erhöhen, endlich wieder einmal ein Werk, das die Ergänzung des Malers herausfordert. In einer Zeit, in welcher das Illustriren ein förmlicher Sport geworden, muß darauf mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden. Das Meisterwerk Eichendorffs ist weit und breit gelesen. Die Heliogravüren und anderen Illustrationen, in deren Ausführung die ersten Anstalten Deutschlands einen schönen Wettkampf aufgenommen haben, (die Reichsdruckerei, Hanfstängel, Felsing, Brockhaus), sind vortrefflich und die Vorlagen der beiden Künstler, wie wir schon sagten, geeignet, den Genuß der Dichtung zu erhöhen.

Robert Schumanns Kinder-

scenen. Dreizehn Musikstücke für das Pianoforte mit Dichtungen von Albert Träger und Bildern von Alexander Fielt. (Leipzig, Adolf Titze.) Ein interessanter und in den Grenzen, in denen er möglich ist, wohlgelungener Versuch, die Gedanken der Tondichtung in Worte zu fassen und im Bilde festzuhalten Dichter und Maler haben offenbar eine besondere Befähigung für die Darstellung der Kinderwelt und so waren sie im Stande, sowohl dem Componisten nachzuempfinden, als ihn wirksam zu ergänzen, wo ihre Kunst die leistungsfähigeren Mittel dazu gewährt.

Als Erbauungsbücher führen sich ein: Vater unser, in Bildern von Paul Thumann (Leipzig, Adolf Titze) — Illustrationen zu Luthers Dichtung. Abwechselnd dem alten und dem neuen Testament entlehnt, schildern sie die Uebung der in dem Gebete erflehten Tugenden und Thatsachen der biblischen Geschichte, welche mit dem im Vaterunser ausgesprochenen frommen Gedanken in Beziehung stehen.

Die schönste Rose der Welt. Ein Märchen von Andersen. Illustrirt von Julie von Kahle. Pantographie-Ausgabe. Berlin, Raimund Mitscher Das Märchen ist einfach und schön, und ergreift durch seine Einfachheit. Die Königin liegt auf dem Sterbebette. Bringt ihr die schönste Rose der Welt — sagte der weiseste unter den Aerzten — die, welche der Ausdruck der höchsten und reinsten Liebe ist, kommt die ihr vor's Auge, bevor es bricht, so stirbt sie nicht. Und Jung und Alt brachte Rosen aller Art. Aber die rechte brachte nach langer Zeit erst der kleine Sohn der Königin. Er las ihr die Geschichte vom Kreuzestode des Erlösers vor und „Eine größere Liebe giebt es nicht," rief die Königin aus. Sie sah aus den Blättern des Buches sich die schönste Rose der Welt erheben, das Bild derjenigen, welche aus Christi Blut am Stamme des Kreuzes entsproß. Diese Erzählung ist von Julie von Kahle sinnig illustrirt und wird bei der prächtigen und geschmackvollen Ausstattung des ganzen Werkes für gläubige Gemüther ein gern gelesenes und gern gesehenes Erbauungsbuch sein.

„Scheffels Eckehardt in Bildern von J. Benczur, W. Diez, E. Grützner, J. C. Herterich, L. Hofmann-Zeitz, A. Lietzen-Meyer und G. Max. Mit begleitendem Text von Ludwig Fulda und Textillustrationen von Otto Seitz. München, Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedr. Bruckmann," wie Alles, was aus dieser Offizin hervorgeht, geschmackvoll und schön. Die Hauptgestalten und Hauptmomente der Scheffel'schen Dichtung sind in schönen Bildern festgehalten und durch Fuldas Text in geschickter Weise der Erinnerung des Lesers nahe gebracht. Die Einleitung enthält eine kurze Charakteristik des Dichters und eine Würdigung seiner Schöpfungen.

Die Jahreswende giebt uns Gelegenheit zu einer Umschau unter den periodisch erscheinenden Werken. Wir haben wiederholt der bei Friedrich Wilhelm Grunow in Leipzig erscheinenden „Deutschen Encyklopädie" gedacht. Von diesem „Neuen Universal-Lexikon für alle Gebiete des Wissens" liegen Lieferung 17 und 18 vor. Was wir über das Princip, welches dieser neuen Encyklopädie zu Grunde liegt, denken, haben wir schon früher ausgesprochen. Die Bearbeitung der einzelnen Artikel verdient volle Anerkennung. — Das vorzügliche Unternehmen „Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete (Leipzig, G. Freytag, und Prag, F. Tempsky)" ist um einige sehr schöne Bände bereichert worden. Wir heben hervor: „Die Culturgeschichte der vereinigten Staaten von Nord-Amerika von Ernst Otto Hopp, —" „Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. Von Dr. Otto Krümmel," — „Der Schall. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik. Von Dr. Adolf Elsas," — und ganz besonders „Die deutsche Sprache. Von Dr. Otto Behagel". — N. Kostomarows „Russische Geschichte in Biographien." Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von W. Henkel." (Leipzig, Franz Dunker) ist bis zur fünften Lieferung gediehen. Dieses in Rußland so geschätzte Werk kommt in der guten Uebersetzung Henkels gerade jetzt sehr zur rechten Zeit.

„Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner," ist bis zu Band XVI. fortgeschritten. Bei dem Erscheinen der ersten Lieferungen haben wir diese Ergänzung des Novellenschatzes mit Freuden begrüßt. Wir brauchen eine Auswahl, welche von so berufenen Männern getroffen wird, nicht erst zu empfehlen und gedenken nur der werthvollen kurzen Charakteristiken der Novellisten, die ab-

wechselnd von Laistner und Heyse geschrieben werden.

„Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek“ ist mit Erfolg in den dritten Jahrgang getreten. Wir begleiten dieses Unternehmen mit unserer vollen Sympathie, denn es hält, was es versprochen hat: es bietet für einen geringen Preis gute Unterhaltungslectüre. Der dritte Jahrgang umfaßt in seinen ersten 6 Heften „Die Versaillerin“, von Ernst Remin, „In Acht und Bann,“ von Miß M. E. Braddon, „Die Tochter des Meeres“, von Johanne Schjörring und „Lieutenant Bonnet“ von Hector Malot. — Ganz neu ist „Die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes“, Halle a. Saale, Otto Hendel.

Von dieser Bibliothek, die offenbar als Concurrenzunternehmen der eingeführten Reclam'schen auftritt, sind bereits 50 Bändchen erschienen. Sie enthalten außer den Klassikern, mit denen ja gewöhnlich solche Unternehmungen eröffnet zu werden pflegen, auch manches Neue, gänzlich Unbekannte, so z. B. „Haek, Deutsche Sinngedichte“ und „Genestet, Ausgewählte Gedichte“. Genestet, ein beliebter Dichter Hollands, wird uns durch die Uebersetzung Dr. Hannes zum ersten Male zugeführt. Haeks Buch ist eine gute Sammlung deutscher Sinngedichte von der Zeit Luthers bis auf die Gegenwart. Von den beiden genannten Werken sind auch besondere Ausgaben in schönen Bänden erschienen. Die Bibliothek verdient die wärmste Empfehlung. Sie bietet für den billigsten Preis gutes Papier, schönen Druck und — soweit sie bisher gediehen ist — werthvolle Werke.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Baumbach, Rudolf, Krug und Tintenfass. Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Bender, H., Zur Lösung des metaphysischen Problems. Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Werth des Transcendental-Idealismus und der atomistischen Theorie. Berlin, Ernst Siegfried Mittler.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Heft 223 bis 227. Toscanella — Vatikanisches Concil. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Brugsch, Heinrich, Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

d'Altona, Heinrich, Rauhenborn und Sohn. Schauspiel in 5 Akten. Annaberg, J. v. Groningen.

Des alten Sebastian Brand Neues Narrenschiff. Entdeckt und herausgegeben von Dr. F. Idus. Düsseldorf, Felix Bagel.

Duncker, D., Käte Grumbkow. Novelle. Berlin, Hermann Pätel.

Duruy. Victor, Geschichte des römischen Kaiserreichs. Aus dem Französischen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 43–45.

Ebers, Georg. Die Nilbraut. Roman. Drei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Ewe, Emil, Silvana. Dichtung zu M. v. Schwinds Aquarellen-Cyklus „Die sieben Raben“. Berlin, F. Schneider und Co.

Frapan, Ilse. Hamburger Novellen. Hamburg, Otto Meissner.

Fritz, S., Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Gasten, Heinrich, Gunthers Brautfahrt. Ein Lied vom Niederrhein. Pösneck, Carl Latendorf.

Gebhardt, Dr. Bruno, Adrian von Corneto. Ein Beitrag zur Geschichte der Curie und der Renaissance. Breslau, Preuss u. Jünger.

Gessmann, G., Magnetismus und Hypnotismus. Mit 46 Abbildungen und 18 Tafeln. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Historische Untersuchungen, herausgegeben von J. Jastrow. Heft I. Jastrow, J., Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Ein Ueberblick über Stand und Mittel der Forschung. — Heft 2. Altmann, W., Die Wahl Albrechts II. zum römischen Könige. Nebst einem Anhange, enthaltend Urkunden und Actenstücke. — Heft 3. Soltau, W., Prolegomena zu einer römischen Chronologie. — Heft 4. Schellhaas, Das Königslager vor Aachen und vor Frankfurt in seiner rechtsgeschichtlichen Bedeutung. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder.

Honegger, J. J., Lieder und Bilder. Der Lieder dritte Auflage, vollständig umgearbeitet. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hüttig, O., Illustrirte Zimmer-Flora. Oranienburg. Ed. Freyhoff.

Inactive Offiziere und Unteroffiziere oder die Fürsorge des Staates für Beide. Von einem alten Offizier. Rathenow, Max Babenzien.

Jensen, W., Augen der Seele. Berlin, Hermann Pätel.

Keil, Robert, Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Weimar, Alexander Huschkes Hofbuchhandlung.

Keller, Gottfried, Martin Salander. Roman. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 46—48. (Schluss des IV. Bandes). München, G. Hirths Verlag.

La Mara, Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandschriften erstmalig herausgegeben. Erster Band. Bis zu Beethoven. Zweiter Band. Von Beethoven bis zur Gegenwart. Mit den Namenszügen der Künstler. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Lenz, J. M. R., Die sizilianische Vesper. Trauerspiel. Herausgegeben von Karl Weinhold. Breslau, Wilhelm Koebner.

Loeper, G. von, Zu Goethes Gedichten. Mit Rücksicht auf die „historisch-kritische" Ausgabe, welche als Theil der Stuttgarter „Deutschen National-Literatur" erschienen ist. Berlin, Ferd. Dümmler, Gustav Hempel.

Loewe, Theodor, Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Löwenstein, Rudolf. Kindergedanken. Neue Folge des Kindergartens. Gedichte und Kinderlieder. Mit zahlreichen Original-Illustrationen von Mathilde Cöster und H. Scherenberg. Berlin, A. Hofmann u. Co.

Mauthner, Fritz, Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Meinhardt, Adalbert. Vier Novellen: Alt-Heidelberg — Georg Hansen — Die Mönche von Fontana — Der Falke. Braunschweig, George Westermann.

Mennell, Arthur, Buchholtz und Knebbchen auf dem Skatcongress. Fünfte Auflage. Leipzig, Albert Unflad.

Messerer, Th., Kleine Abenteuer aus der Kinderwelt. Geschichten für die muntere Jugend. Mit 4 prachtvollen Farbdruckbildern nach Aquarellen von F. Lipps. Stuttgart, Emil Hänselmanns Verlag.

Mestorf, J., Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein. Zum Gedächtniss des fünfzigjährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel. 765 Figuren auf 62 Tafeln in Photographie nach Handzeichnungen von Walter Prell. Hamburg, Otto Meissner.

Mirbeau, Octave, Le Calvaire. Paris, Paul Ollendorff.

Müller, Erdmann, Weihnachtserzählungen für die Jugend. Mit einem Abrisse seines Lebens von Dr. Gustav Plieninger. Mit 4 prachtvollen Farbdruckbildern nach Aquarellen von F. Lipps. Stuttgart, E. Hänselmanns Verlag.

Neuer Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Band 13, 14, 15, 16, 17, 18. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Orzeszko, Elisa, Ein Frauenschicksal. Socialer Zeitroman. Einzig autorisirte Uebersetzung von Leonhard Brixen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Paulus, Eduard, und **Stieler**, Robert. Aus Schilderungen in Wort und Bild. Stuttgart, Adolf Bonz und Co.

Pecht, Friedrich, Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Zweite Reihe. Zweite umgearbeitete und bis zur Gegenwart ergänzte Auflage. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Pichler, Luise, und **Ebner**, Theodor, In Steppen und auf Schneefeldern. Zwei patriotische Erzählungen. Mit 4 prachtvollen Farbdruckbildern nach Aquarellen von Gustav Bartsch. Stuttgart, Emil Hänselmanns Verlag.

Reichel, Eugen, Shakespeare-Literatur. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Rittershaus, Emil, Aus den Sommertagen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Ruhemann, Alfred, Joseph Victor von Scheffel. Sein Leben und Dichten. Mit Scheffels Portrait und sieben Illustrationen. Stuttgart, Adolf Bonz und Co.

Scipio, Rudolf, Jürgen Wullenweber. Eine Erzählung aus den Tagen der Hansa. Der Jugend gewidmet. Mit 4 prachtvollen Farbdruckbildern nach Aquarellen von G. Bartsch. Stuttgart, E. Hänselmanns Verlag.

Scheihorn, Emil von, Zum zwanzigjährigen Todestage des Königs Dom Pedro V. von Portugal, Herzogs zu Sachsen. München, Theodor Ackermann.

Schott, Clara, Die Heimath der Frau. Ein Brautgeschenk für Deutschlands Töchter. Zeitz, Leopold Müller.

Schumann's, Robert, Briefe. Neue Folge. Herausgegeben von F. Gustav Jansen. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Schuchardt, Julie, Geburtstags-Grüsse mit Citaten aus Rückerts und Longfellows Werken gesammelt. Zum Einschreiben für Freunde und Freundinnen. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung.

Simon, Eduard, Kaiser Wilhelm und sein Reich. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Französischen. Jena, Hermann Costenoble.

Sloët, Léon, Der Raugraf. Eine Erzählung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Spielhagen, Fr., Was will das werden? Roman in neun Büchern. Drei Bände. Leipzig, L. Staackmann.

Uhl, Friedrich, Farbenrausch. Roman. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIII. No. 8. Berlin, Dietrich Reimer.

Vocke, Dr., Die Zuckerkrankheit. Berlin-Neuwied. Heusers Verlag (Louis Heuser).

Wachs, Otto, Die Weltausstellung Englands, militairisch-politisch beleuchtet namentlich mit Bezug auf Russland. Mit 7 Karten. Kassel, Theodor Fischer.

Walling, Günther (Carl Ulrici), Von Lenz zu Herbst. Dichtungen. Zweite vielfach veränderte Auflage. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.

Wolff-Kassel, Ludwig, Pietro Aretino. Charakterlustspiel in drei Acten. Kassel, Gustav Klaunig.

Wothe, Anny, Der Hausschatz. Ein Freund und Rathgeber für die Frauenwelt. Mit dem Portrait der Verfasserin. Oranienburg, Ed. Freyhoff's Verlag.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Professor Dr. W. Koner. XXI. Band. 4. 5. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Zur Rettung des Siebengebirges. Mit fünf lithographischen Tafeln in Tondruck. Herausgegeben vom Verein zur Rettung des Siebengebirges. Bonn, A. Henry.

Zobeltitz, F. von, Karadi-nisa. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Zöller, Hugo, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 40. — Heft 119.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Februar 1887.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait von Julius Stockhausen.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

J. Stockhausen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XL. Band. — Februar 1887. — Heft 119.

(Mit einem Portrait in Radirung: Julius Stockhausen.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Dmitri.

Von

Lucian Bürger.

(Charlotte Niese.)

— Altona. —

Trotz der schlechten Zeiten gab es in der großen Zuckerfabrik in New-York immer viel zu thun, denn sie wurde alljährlich vergrößert, um der stetig anwachsenden Concurrenz die Spitze zu bieten. Daher herrschte auch überall Leben und Bewegung. An der Wasserseite — die Fabrik lag dicht am Hafen — wurden beständig die Säcke und Lastkörbe mit Rohzucker ausgeladen und in den großen Höfen hatten Bauhandwerker und Lastträger keine Zeit, die Hände in den Schoß zu legen. Dennoch war das Angebot viel größer, als die Nachfrage. An den großen Thoren der Fabrik drängten sich in den Morgenstunden die Emigranten, um Arbeit zu suchen, und finster blickten die eben angekommenen Deutschen auf ihre Landsleute im Inneren der Höfe. Diese hatten Arbeit, sahen zufrieden und wohlgenährt aus, und die Anderen hungerten. Es war eine böse Zeit. Jede neue Woche brachte schwerbeladene Dampfschiffe mit tausenden von Einwanderern, die sich, sprachen- und landesunkundig, über New-York in der Erwartung ergossen, das Geld sei von der Straße aufzusammeln, und die Arbeitgeber hatten schwere Stunden. Selbst für harte Menschen ist es nicht angenehm, Hunderte von Hungernden abzuweisen, und die wenigsten Reichen haben ein hartes Herz. Sie sind im Gegentheil weit empfindlicher gegen das Elend als die Armen, denn sie kennen dasselbe nicht und wollen es auch niemals kennen lernen.

Auch Mr. Walker, der Chef von der Zuckerfirma Walker & Sons war oft in Verzweiflung über die trostlosen Scenen, welche sich vor seiner Fabrik

abspielten, und da er ein guter Mensch war und eine freigebige Hand besaß, so theilte er mehr halbe und viertel Dollarsstücke aus, als er seinem Anschreibebuche mittheilte, und er engagirte mehr Arbeiter, als er verwenden konnte. Walker & Sons beschäftigten Alles in Allem gegen zwölfhundert Arbeiter, mehr aber konnten sie mit dem besten Willen nicht gebrauchen, und der erste Superintendent der Fabrik, ein älterer Herr, schüttelte in den letzten Tagen schon immer mißbilligend den Kopf, wenn er Mr. Walker sah, so daß dieser es vorzog, gar nicht mehr mit Mr. Johnson zu reden. Aber der Letztere ließ sich nichts gefallen, und als eines Morgens ein blutarm aussehender Mensch mit zwei Kindern auf dem Arm bei Mr. Johnson erschien, und behauptete, Mr. Walker habe ihn engagirt, begab der Superintendent sich sofort zum Fabrikherrn.

„Eben kommt da ein Kerl, dünn wie 'ne Stopfnadel, und verlangt Arbeit. Zwei Würmer krabbeln auch noch auf ihm herum und er wird wohl so viel können, wie Dmitri. Da werden wir Dmitri laufen lassen und dem Neuen seinen Platz geben müssen, denn zwei Faulpelze sind zu viel für eine Fabrik!"

Mr. Walker sah sehr verdrießlich aus. Er wußte, daß Mr. Johnson recht hatte, aber dies Gefühl war gerade äußerst ärgerlich.

„Wenn Sie den Neuen nicht gebrauchen können, so geben Sie ihm fünf Dollars," sagte er etwas ungeduldig. „Der Mann hat eben seine Frau verloren und kann kein Wort Englisch."

„Na, wenn wir allen Wittwern, die kein Englisch können, fünf Dollars geben wollten, dann müßten die Zuckerpreise wie ein Luftballon auffliegen und wir würden doch bankerott!" knurrte Mr. Johnson. „Da ist es noch besser, den blödsinnigen Dmitri gehen zu lassen; dieser Andere kann doch den Mund aufthun!"

Aber Mr. Walker schüttelte den Kopf.

„Dmitri bleibt!" sagte er, bestimmter als es sonst seine Art war, und der Superintendent ging achselzuckend davon.

Der kleine Kampf um Dmitri spielte so lange, wie dieser in der Fabrik arbeitete, und das wurden nun schon drei Jahre. Jeder vernünftige Mensch, der Dmitri kannte, würde sich auf Seite des Mr. Johnson gestellt haben, denn es gab gewiß keinen schlechteren Arbeiter, als den Mann mit dem sonderbaren Namen. Er that eigentlich gar nichts, fegte nur täglich den großen Hofplatz, wo die Zuckerfässer verladen wurden, oder er kratzte im Rohzuckerschuppen den Fußboden ab, der immer mit einer schwarzen klebrigen Masse bedeckt war. In einer Zuckerfabrik darf aber nichts verloren gehen, und aus dem, was Dmitri abkratzte, wurde eben so gut schneeweißer Zucker hergestellt, wie aus allem übrigen Rohmaterial. Jedenfalls aber war es klar, daß Dmitris Arbeit von einem zwölfjährigen Knaben hätte besorgt werden können; und daß er seine anderthalb Dollars Tagelohn sündhaft leicht verdiente. Kein Mensch begriff daher, daß Mr.

Walker diesen nutzlosen Arbeiter noch immer behielt, der dazu einen so verrückten Namen besaß, den man kaum aussprechen konnte, und der sicherlich nicht christlich war. Der Kassirer, welcher Sonnabends die Löhne auszahlte, rief auch standhaft Dimity, nicht um einen Witz zu machen, sondern weil er lispelte. Es hätte sich auch nicht verlohnt, mit Dmitri Witze zu machen, denn er verstand überhaupt nichts, und man wunderte sich, daß er dann und wann noch Spuren spärlichen Nachdenkens zeigte. Er war ein schmalbrüstiger Mensch mit einem blassen Gesicht und ausdruckslosen, hellen Augen. Sein Haar hatte eine blonde Grundfarbe, aber ganze Streifen darin waren schneeweiß und er ging mit krummen Knien und gebogenem Rücken, als wenn er lieber auf allen Vieren kröche. Wenn es heiß war, und er sein wollenes Hemd an den Aermeln in die Höhe streifte, sah man rothe Narben an den Handgelenken, und ein ehemaliger Zuchthaussträfling, welcher gleichfalls in der Fabrik arbeitete, hatte auf diese Wahrnehmung hin Dmitri verschiedene Zeichen seines kameradschaftlichen Gefühles gegeben; aber an dem Anderen war diese Annäherung gänzlich spurlos vorübergegangen. Er sprach niemals ein Wort; wenn er den Hof nicht fegte, stand er auf irgend einer Stelle und blickte theilnamlos vor sich hin, und es konnte auch geschehen, daß er mitten in der Arbeit des Bodenkratzens inne hielt und den Kopf hob, um mit abwesendem Ausdruck in die Luft zu starren. Während der Mittagspause saß er mit einem Topf voll Essen dicht am Wasser und blickte über die glitzernde Fläche des New-Yorker Hafens.

Hier, an der Fabrik, war er nicht so belebt, wie an anderen Stellen, aber man sah doch einige Schiffe und hörte aus der Entfernung das hundertstimmige Pfeifen der Fähren und Schleppdampfer. Aber Dmitri hörte weder die mancherlei Geräusche, welche in der Luft zitterten, noch sah er die schlanken Ruderböte, die blitzartig durch das Wasser schossen. Theilnahmlos und gleichgültig blickte er auf Alles um ihn her, und die anderen Fabrikarbeiter sagten von ihm, daß er sich nicht wundern würde, wenn die Erde sich vor ihm aufthäte, um alle Menschheit zu verschlingen, und ihn nur alleinübrig ließe.

Mr. Walker hatte Dmitri einmal gefunden, und das war Abends spät gewesen, als der Fabrikherr von einem Besuche bei seiner Braut heimkehrte. Die junge Dame wohnte außerhalb der Stadt auf dem Lande und ihr Verlobter mußte etwa noch eine Stunde zwischen den Feldern fahren, ehe er New-York erreichte. Da hatte er denn in halber Zerstreutheit einen Menschen überfahren, der nicht schnell genug seinem edlen Pferde aus dem Wege gekrochen war.

Solche Sachen kommen oft vor; aber sie sind für die Betheiligten meistens nicht angenehm. Auch Mr. Walker fluchte kräftig, als er vom Wagen sprang, um den von ihm angestifteten Schaden zu untersuchen; und er fühlte gleichzeitig nach seinem Taschenbuch, um sofort das Pflaster für einige Blutstropfen bei der Hand zu haben. Aber schon kniete eine weibliche Gestalt neben Dmitri und sein blutender Kopf lag in ihrem Schoße. Es

war dunkel und Mr. Walker konnte weder das Gesicht Dmitris noch das seiner Begleiterin erkennen; aber er brachte aus der Letzteren doch heraus, daß der Verunglückte auf der Arbeitsuche sei. Der Fabrikherr achtete damals gar nicht auf die Frau; er war eilig und bemerkte kaum, daß sie ein schlechtes, gebrochenes Englisch sprach. Als er merkte, daß seine Unvorsichtigkeit keinen großen Schaden angerichtet, warf er eine fünf Dollarnote in eine ihm hingehaltene Hand, nannte seinen Namen und seine Adresse, und versprach dem Manne, wenn er wieder gesund sei, Arbeit.

Wenige Tage darauf erschien Dmitri in der Fabrik und ward als Arbeiter angestellt, zum hellen Entsetzen von Mr. Johnson und von Allen, welche die Freude hatten, den Fremdling kennen zu lernen. Aber, obgleich Mr. Walker sehr gut einsah, daß er niemals einen schlechteren Arbeiter hätte bekommen können, so ließ er Dmitri seine Beschäftigung und seinen Lohn. Er empfand sogar einmal ein schwaches Interesse an ihm und als er ihn eines Tages unthätig am Wasser stehen sah, fragte er ihn, woher er denn eigentlich komme.

Der so plötzlich Angeredete richtete seine ausdruckslosen Augen auf den Fabrikherrn, und man merkte ihm an, daß er seine Gedanken zu sammeln versuchte.

„Wo sind Sie her?“ wiederholte Mr. Walker ungeduldig. Er war nicht gewohnt lange auf Antwort zu warten, und der Andere fuhr erschreckt zusammen.

„Ich glaube, es war Sibirien!“ sagte er unsicher, in einem halb fragenden Tone. Er hatte eine sehr fremdartige, ungeschickte Aussprache, und Mr. Walker wollte seine Unterhaltung eigentlich fortsetzen. Da aber kam einer der Laufjungen mit einem Telegramm aus Wallstreet und über der letzten Notirung des Zuckerpreises vergaß er seine Absicht gänzlich. Er vergaß auch sein Interesse für Dmitri, was sehr erklärlich war; denn wenn man zwölfhundert Arbeiter beschäftigt, kann man unmöglich über jeden einzelnen nachdenken, und nur, wenn Mr. Johnson ihm sagte, er solle den Arbeiter entlassen, kam er ihm wieder in nebelhafte Erinnerung. Dann schützte er ihn, weil er es für richtig hielt, und dachte nicht darüber nach, ob Mr. Johnson sich auch ärgere.

Nun war die Existenz eines schlechten Arbeiters für den Superintendenten auch kein großer Gegenstand des Verdrusses. In einem so großen Räderwerk, wie es die Zuckerfabrik war, darf hin und wieder ein schlechter Handlanger vorkommen; so lange er nur unten stehen bleibt, schadet er nichts. Daher zuckte Mr. Johnson die Achseln über Dmitri, und überließ Fritz Kullmann das Aergern. Dieser Letztere war ein junger, deutscher Arbeiter, welcher die Aufsicht im Rohzuckerschuppen führte, und der wohl hundertmal versucht hatte, mit Dmitri eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er gehörte nämlich zu den Leuten, welche den Beruf in sich fühlen, allen Menschen nach einer Bekanntschaft von fünf Minuten ihre sämmtlichen Lebensschicksale zu erzählen, und die niemals dazu kommen, an die Theilnahmlosigkeit ihrer Mitmenschen zu

glauben. Er hatte also auch Dmitri Alles erzählt, was für diesen, nach seiner Ansicht, unglaubliches Interesse haben mußte: daß er aus Hannover sei, daß seine Großmutter an der Schwindsucht gestorben, und daß er mit einer Schwester ausgewandert sei. Später folgten diesen Mittheilungen noch andere, vertraulicherer Natur.

Fritz Kullmann hatte nämlich ein warmes Herz für seine Mitmenschen, vorausgesetzt, daß sie weiblichen Geschlechtes und unter dreißig waren. Er verlobte sich sehr häufig; aber er sah immer noch zu rechter Zeit ein, daß er sein Herz nicht an ein Wesen hängen konnte. Er wäre ganz gern Mormone geworden, wenn es sich hätte machen lassen; aber er wußte doch nicht recht, was das Mormonenthum eigentlich bedeute.

Deshalb war ihm Dmitri eine höchst willkommene Bekanntschaft, denn obgleich dieser ihm noch niemals mit einem Worte geantwortet hatte, so konnte er doch seine Ansichten unumwunden aussprechen, ohne durch Widerspruch gekränkt zu werden. So verkehrte Fritz Kullmann über ein Jahr mit Dmitri, ohne sich über ihn zu ärgern. Als aber der Andere sich immer gleich blieb, in schweigender Gleichgültigkeit verharrte und niemals auch nur ein Wort über sich selbst sprach, da begann Fritz sich zu ärgern, obgleich er ja gar keinen Grund dazu hatte, denn Dmitri war immer derselbe geblieben. Aber ein Aerger über gar nichts ist häufig der allerempfindlichste und Fritz Kullmann begann sehr unfreundlich gegen Dmitri zu werden. Er sagte, der Letztere sei ein gemeiner Kerl, der anderen Leuten die Geheimnisse abhorche, und sich dann später über sie lustig mache; und obgleich Dmitri noch niemals ein Wort mit einem anderen Arbeiter gesprochen, so that Fritz Kullmann, als wenn er ganze Staatsgeheimnisse verrathen hätte. Von nun an stand Dmitri ganz allein. Sein früherer Freund behandelte ihn schlecht, wo er nur konnte, und bürdete ihm heimlich immer mehr Arbeit auf, die Dmitri dann äußerst schlecht besorgte, was Fritz Kullmann Veranlassung gab, sehr laut über Dmitris Unbrauchbarkeit zu sprechen.

Wenn Dmitri die Fähigkeit besessen hätte, nachzudenken, würde er vielleicht auf Fritz Kullmann einen großen Haß geworfen haben, weil dieser ihn ohne alle Ursache verfolgte. Aber der Andere gab niemals ein Zeichen davon, daß er eine Empfindung von Fritz Kullmanns Unfreundlichkeit besäße. Er ging seine Straße weiter wie früher und seine Augen blickten ausdruckslos wie sonst. Daß die meisten Menschen ein veränderliches Herz besitzen und aus diesem Grunde oft schlecht sind, weil es sie langweilt immer gut zu sein, schien ihn nicht zu bekümmern.

Es war an einem Sonntag Vormittag, und Fritz Kullmann kam aus der deutschen Kirche in Elisabeth-Street, wo er sich mit seiner Schwester öfters traf. Minnie Kullmann war ein flottes, deutsches Dienstmädchen, welchem das Leben in New-York sehr gut gefiel. Sie hatte schon mehr Herrschaften gehabt, als Menschen in ihrem Heimatdorfe wohnten, und ihr Bruder betrachtete diese Erfolge mit entschiedener Ehrfurcht.

Heute, als er mit Minnie die Pferdebahn bestieg, war seine erste Frage, wo sie nun sei. Nach seinen Erfahrungen blieb sie in einem Dienst niemals länger als acht Tage. Aber Minnie schüttelte ihre blonden, frischgebrannten Locken und strich ihr dünnes Seidenkleid vorsichtig über den Knieen glatt, während sie sich hinsetzte.

„Ich bin noch bei meiner Dame, die im Hoffmannhouse wohnt," sagte sie schnippisch, „die versteht gut mit mir umzugehen und hat meine Gewohnheiten bald kennen gelernt!"

Fritz warf einen bewundernden Blick in das blasse, gleichgültige Gesicht des Mädchens.

„Du bist ein Hauptkerl!" bemerkte er. „Ja, ja, Amerika ist ein schönes Land und die deutsche Sklaverei ist vorüber! Du solltest aber einmal zu Walker und Sons kommen und den Herren ihren Standpunkt klar machen; da wird man furchtbar geschunden und muß mehr arbeiten als in Deutschland!"

„Die Männer sind zum Arbeiten da!" sagte Minnie, an ihrem weißen Federhut zupfend.

„Mein Hut hat zehn Dollars gekostet," setzte sie hinzu und bog den Kopf, so daß Fritz seine ganze Pracht bewundern konnte. Kullmann erinnerte sich seiner Schwester noch sehr wohl im zerrissenen Kattunkleide, mit bloßen Füßen und mit wilden, struppigen Haaren. Deshalb war er auch jetzt voller Entzücken und sprach sich begeistert über den Hut, wie über die langen grellrothen Handschuhe aus, welche Minnie bis zum Ellenbogen reichten.

„Meine gnädige Frau wird mir wohl noch ein seidenes Kleid schenken," berichtete Minnie. „Sie ist eine vernünftige Person, sehr vornehm und reich. Ich glaube sogar, daß sie adelig ist!" setzte sie mit echt deutscher Ehrfurcht hinzu.

Fritz zuckte mit erhabener Miene die Achseln.

„In Amerika giebt's keinen Adel; hier ist Alles gleich!"

Und er blickte in demselben Augenblick voller Neid auf eine mit silbernem Geschirr überladene Equipage, welche soeben an dem Pferdebahnwagen vorüberbrauste.

„Meine Dame ist aber nicht aus Amerika," versetzte Minnie. „Sie ist in Rußland zu Hause und nur hierhergekommen, um Jemanden zu suchen. Jeden Tag kommen neue Detectives, denen sie viel Geld giebt; aber sie bringen ihr immer verkehrten Bescheid. Ich glaube nämlich," setzte das Mädchen mit mitleidigem Lächeln hinzu, „daß sie ihren Bräutigam sucht. Lieber Gott! Sie hat graue Haare und ist bald vierzig!"

Fritz mußte gleichfalls lachen. Junge Leute können niemals verstehen, daß manche Gefühle unabhängig vom Taufschein sind.

„Die arme alte Person!" meinte er. „Na, wenn sie Geld hat, wird sie immer noch irgend einen Liebhaber finden!"

Und eine leise Melancholie über die Schlechtigkeit der Welt klang aus seinen Worten. Minnie aber sah ihn verachtungsvoll an.

„Meinst Du, daß die den ersten Besten nimmt? Da bist Du aber gehörig schief gewickelt, mein Lieber! Nein, meine Gnädige hat ein treues Herz! Manchmal, wenn sie meint, allein zu sein, dann geht sie im Zimmer auf und nieder und sagt ein und dasselbe Wort wohl hundertmal vor sich hin. Ich habe schon oft im Nebenzimmer hinter der Thür gestanden und mich über sie gewundert. Immer dasselbe Wort! Es ist wahrscheinlich ein Name, aber er klingt ganz verrückt: Dagetri, ititi — ich kann nicht dahinter kommen!"

„Dmitri!" rief Fritz; und er mußte sich sein buntseidnes Taschentuch in den Mund stopfen, um nicht gar zu laut zu lachen.

Aber Minnie blickte ihn verwundert an.

„Das ist der Name; aber weshalb lachst Du denn so, und wie kommt es, daß Du ihn kennst?"

Ihr Bruder wischte sich die Lachthränen aus den Augen.

„Wenn Du wüßtest, welch verrücktes Subject Dmitri ist, Du könntest auch das Lachen nicht lassen.

Fritz schmunzelte noch immer bei dem Gedanken, daß Dmitri ein Bräutigam sein könne, nach dem man Verlangen trage; dann aber ward er plötzlich ärgerlich, denn er erinnerte sich, daß er schon lange wüthend über die Gleichgültigkeit des Fremdlings war.

„Er ist ein ganz infamer Kerl!" rief er, sich in Zorn redend. „Du glaubst garnicht, wie nett ich immer gegen ihn gewesen bin! Alles habe ich ihm erzählt: wie wir Beiden nach Amerika gekommen sind, und noch Vieles mehr! Er aber hat Alles stillschweigend angehört, und thut noch heutigen Tages, als wenn er mich gar nicht kennte. Und stolz braucht der just nicht zu sein, denn daß er aus Sibirien gekommen ist, weiß ich ganz genau, und daß er den Rücken voll Narben hat, ist auch sicher: ich habe sie selbst gesehen, als er neulich im Trockenraum arbeitete. Wenn der nicht irgendwo im Zuchthaus gesessen hat, will ich nicht Fritz Kullmann heißen!"

Minnie hörte ihrem Bruder etwas zerstreut zu. Sie wußte, daß er sich manchmal über Dinge aufregte, die eigentlich nicht aufregend waren. Daher machte sie sich in aller Bedächtigkeit einen Knoten in ihr dünnes Taschentuch, das sie von ihrer Herrin „geborgt" hatte und fragte dann Fritz, ob er schon wisse, daß im Centralpark ein großer, neuer Affe angekommen sei. Da die Geschwister nun gerade nach Centralpark fuhren, um dort einige Stunden spazieren zu gehen, so war diese Mittheilung für Fritz sehr interessant, und er vergaß darüber sogar Minnies weitere Frage, was er wohl glaube, wieviel ein imitirter Sealskinmantel koste.

Es war Herbst geworden. Der Himmel schien blauer, als im Sommer und die Ahornbäume schimmerten goldgelb und dunkelroth. In den Straßen konnte es noch sehr warm und staubig sein und in den großen Zuckerhäusern von Walker und Sons lag die schwüle Luft bleischwer auf allen Arbeitern und Angestellten. Eben läutete die Mittagsstunde und die Leute gingen in

großen Schaaren nach dem kleinen, zur Fabrik gehörenden Speisehause, wo es gutes und billiges Essen gab. Auch Dmitri hatte seinen Besen hingestellt und schlich langsam über den sonnigen Hof. Er sah unverändert blaß, alt und theilnahmlos aus, seine Kniee schienen immer eingebogener zu werden, sein Kopf lag täglich tiefer zwischen den Schultern. Er ging nicht in das Speisehaus, sondern stellte sich in die Hofthür, von der man die lange, staubige Straße übersehen konnte. Nach wenig Minuten kam eine Frau auf der anderen Seite der Häuser dahergegangen. Sie trug einen Henkeltopf in der Hand und wollte gerade quer herüber auf die Hofthür zugehen, als ein Wagen mit zwei Pferden sehr schnell an ihr vorbeifuhr und sie in eine dichte Staubwolke einhüllte. Er hielt dann vor dem Eingange der Fabrik, aber Dmitri hatte ihn gar nicht gesehen, er stand noch immer an der Hofthür, und erst, als ein Gefäß mit Kohlsuppe in seiner Hand war, nickte er unmerklich mit dem Kopfe.

Um dieselbe Zeit saß Mr. Walker in seiner kleinen Privatoffice und studirte den New-York-Herald. Er war in Hemdärmeln und hatte einen mit Zuckerstaub und Ruß bedeckten Hut auf dem Kopfe. Plötzlich öffnete sich seine Thür; ein Clerk, dessen bartloses Gesicht den Ausdruck größester Hülflosigkeit zeigte, erschien in derselben, und ihm auf dem Fuße folgte eine sehr elegante Dame.

Mr. Walker war nicht auf Damenbesuch eingerichtet; jedoch er erhob sich mit großer Gelassenheit, nahm seinen Hut ab, und erwartete eine Anrede. Die soeben Eingetretene war nicht mehr jung; aber ihr scharf geschnittenes Gesicht trug Spuren großer, wenn auch früh verblühter Schönheit und ihre dunklen Augen leuchteten feurig.

Lebhaft wandte sie sich dem Fabrikherrn zu, ihn auf französisch anredend. Mr. Walker hatte zwar nach der neuesten Methode Französisch gelernt, aber er verstand zuerst kein Wort von dem, was die Dame sagte, und daher dauerte es eine Weile, bis es ihm klar ward, was sie von ihm verlangte. Endlich aber ging ihm ein Verständniß auf und seine hübschen, klaren Augen öffneten sich weit vor Staunen.

„Aber Madame," sagte er, vorsichtig jedes Wort überlegend, ehe er es aussprach. „Ihr Mädchen hat sich einen unpassenden Scherz mit Ihnen erlaubt —"

„Nein, nein, mein Herr!" ward er hastig unterbrochen; „meine Jungfer hat mir mitgetheilt, daß sich hier ein Mann befinden soll, der Dmitri heißt, und der aus Sibirien kommt. Sie hätte es mir schon früher mittheilen müssen, da sie es vor längerer Zeit erfahren — darf ich ihn nicht sehen?"

Mr. Walker ging statt aller Antwort an die Thür, um einen kurzen Befehl hinauszurufen. Dann wandte er sich seinem Schreibpulte zu, auf das der Commis eine Karte hingelegt.

Madame Féodore Lorikoff stand auf derselben unter einer Krone und Mr. Walker schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Sie müssen sich sehr täuschen, Madame!" sagte er noch einmal, aber er bekam keine Antwort.

Madame Lorikoff sah starr auf die Thür und als dieselbe sich öffnete, preßte sie die Hände gegen ihre Brust, als wolle sie einen Schrei gewaltsam zurückdrängen.

Dmitri trat ein. Er trug in der einen Hand einen halbgeleerten Topf mit Kohlsuppe, in der anderen einen blanken Zinnlöffel, und er sah sich mit blödem Erstaunen um.

Als die in Seide gehüllte Frau auf ihn zutrat und zärtlich seinen Namen flüsterte, bewegte er sich scheu nach rückwärts, als wenn er davonlaufen wolle.

„Dmitri!“ wiederholte Frau Lorikoff. Ihre Stimme zitterte und sie setzte einige russische Worte hinzu, die sehr wohllautend klangen.

Jetzt schien Dmitri zu verstehen. Ein Zug des Erkennens glitt über sein eingefallenes Gesicht; vorsichtig legte er den Löffel in die Kohlsuppe und streckte die freigewordene Hand aus. Sie war schmutzig und klebrig; aber Madame Lorikoff ergriff sie mit einem Laute des Entzückens. Dann neigte sie sich verbindlich gegen Mr. Walker, legte liebkosend den Arm auf die gekrümmten Schultern Dmitris und führte ihn hinaus. Widerstandslos ließ dieser Alles mit sich geschehen; nur seinen Eßtopf hielt er krampfhaft fest, und das Letzte, was die erstaunten Clerks von Dmitri sahen, war, daß er vorsichtig seinen Zinnlöffel ableckte, ehe er ihn in die Tasche steckte. Madame Lorikoff mußte nämlich durch die große Fabrikoffice gehen, da Mr. Walkers Zimmer nur einen Ausgang hatte. Auch Fritz Kullmann stand gerade vor der Thür und sah Dmitri in einem Wagen fortfahren, und auf ihn machte sein Fortgehen sehr tiefen Eindruck. Er las nämlich in seinen Mußestunden Kalendergeschichten und hatte ein so romantisches Herz von dieser Beschäftigung bekommen, daß ihn in der folgenden Nacht ein Traum fortwährend verfolgte. Ihm war es immer, als wenn auch ihm eine reiche Dame erschiene, und ihn anflehte, mit ihm zu kommen, und daß diese Dame nicht mehr jung und schon ergraut war, that gar nichts zur Sache.

Am nächsten Morgen war es schon herbstlich kühl und als Mr. Walker von der Hochbahn kam, um nach der Fabrik zu gehen, ärgerte er sich, keinen Ueberzieher angezogen zu haben. Raschen Schrittes ging er die Straße entlang, an deren Ende die Zuckerhäuser lagen und blickte etwas unwillig auf, als sich ihm eine Frau in den Weg stellte. Er war es zwar gewohnt, gerade hier angebettelt zu werden, aber es gab Tage, an denen er diese kleinen Zwischenfälle nicht besonders liebte. Außerdem hatte er Eile, und machte daher eine kurz abwehrende Handbewegung, welche merkwürdiger Weise von Erfolg begleitet war. Ungehindert konnte er weiter gehen und wunderten sich selbst darüber, denn die bettelnden Frauen ließen sich sonst nicht so ohne Weiteres abschrecken. Als er gegen Abend wieder heimging, fiel sein Blick auf dieselbe Frau. Sie saß neben der Mauer, welche die Zuckerhäuser von der Straße trennte, und die abendliche Sonne warf einen rothen Schein über ihr Gesicht. Er verschönte sie nicht. Unbarmherzig zeigte er ein frühzeitig ge-

altertes Antlitz mit plumpen Zügen und kleinen, rothumrandeten Augen. Aber als sie sich bei Mr. Walkers Annäherung hastig aufrichtete und ihn hülflos flehend ansah, richtete er im Vorübergehen das Wort an sie.

„Ich kann keinen einzigen Arbeiter mehr gebrauchen!" sagte er etwas verdrießlich. „Wenn Ihr Mann auch noch so tüchtig ist, so habe ich doch keinen Platz mehr für ihn!"

„Wo ist Dmitri?" fragte die Frau, statt aller Antwort.

Es schien nicht, als wenn sie Mr. Walker verstanden hätte, und ihr Englisch klang fremdartig und unbeholfen. Der Fabrikherr blieb unwillkürlich stehen, weil er sich über alle Maßen wunderte.

„Was geht Dmitri Sie an?" fragte er kurz, und die Gefragte senkte demüthig den Kopf.

„Er ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen," sagte sie, „und er kann sich doch nicht allein helfen!"

Mr. Walker warf einen etwas schärferen Blick in das von einem schwarzen Tuch umrahmte gewöhnliche Gesicht der Frau, und dann sah er zur Erde.

„Dmitri ist gestern mit einer Dame fortgegangen, welche behauptete, seine Braut zu sein," bemerkte er, und während er unwillkürlich im Stillen ein wenig schmeichelhaftes Urtheil über das weibliche Geschlecht fällte, erwartete er jetzt mit spöttischer Resignation den wilden Schrei tödtlicher Eifersucht.

Aber derselbe ließ auf sich warten. Die Frau hatte ihn gespannt angesehen, wie um keines seiner Worte zu verlieren und nickte jetzt, als wenn sie nichts Neues erfahren.

„Dann ist sie also gekommen," sagte sie. „Wenn sie ihn wirklich suchte, mußte sie ihn auch finden. Dann wird sie gewiß für ihn sorgen!"

Sie hüllte sich in ein häßliches, gelbgraues Tuch und wandte sich zum Gehen. Ihr Gesicht hatte seinen gleichgültigen Ausdruck nicht verloren, aber es schien eine sonderbare Schlaffheit über sie gekommen zu sein und die Bewegung wurde ihr schwer.

Mr. Walker ging langsam neben ihr. Er empfand plötzlich tiefes Mitleid mit dieser Frau, obgleich sie sicherlich sehr unmoralisch war.

„Kennen Sie Dmitri schon lange?" fragte er sanft, und die Gefragte sah ihn müde an.

„Lange? Ich weiß es nicht. Ja, es mag sein, daß es lange her ist, seitdem der Pope uns zusammengab. Wir waren im Bergwerk und er konnte die harte Arbeit nicht aushalten. Sie machte seinen Kopf schwach, und wenn sie ihn schlugen, wurde es immer schlimmer. Weil ich aber stark war und Alles vertragen konnte, bat ich den Capitän, ob ich Dmitri nicht heirathen dürfe, und der lachte und sagte ohne Weiteres ja. Dmitri war Alles einerlei — der Pope kam und wir hatten einen freien Tag."

Die Worte der Frau klangen eintöniger, als das leise Murmeln des Wassers, und sie waren schlecht zu verstehen, weil ihre Aussprache ungeübt

und unbeholfen war; aber Mr. Walker konnte sie doch besser in sich aufnehmen, als das elegante Französisch der Frau Lorikoff. Er war unwillkürlich wieder stehen geblieben und sah rathlos auf die verhüllte Gestalt neben sich.

„Was hatte Dmitri denn verbrochen?" fragte er, weil ihm in diesem Augenblick keine bessere Frage einfiel.

Der Wind kam frisch vom Wasser her und die Frau griff mit beiden Händen nach ihrem Kopftuch, um es festzuhalten.

„Ich weiß nicht genau, was Dmitri gethan; es war etwas mit einer Druckerei. Er ist sehr klug und gelehrt: deshalb hat seine Braut ihn auch wohl immer gesucht —"

„Sie aber sind seine rechtmäßige Ehefrau!" rief Mr. Walker schnell. „Die Andere hat kein Recht auf Dmitri!"

Aber das müde Gesicht der Anderen veränderte sich um keinen Zug.

„Früher als Dmitri noch sprechen mochte, hat er manchmal gesagt, daß er eine Braut besitze. Sie war die Erste, Herr; und im Bergwerk sagten sie auch Alle, daß er immer wieder von mir fortgehen könnte!"

„Weshalb kamen Sie denn in's Bergwerk?" fragte Mr. Walker.

„Ich?" Die Frau sah gedankenlos vor sich hin. „Ich hatte das Haus vom Starosten angezündet, weil er mich so geschlagen. Wenn seine Frau nicht gerade krank gewesen und mit verbrannt wäre, würden sie mich nicht so weit fortgeschickt haben. Aber sie lag auf dem Ofen und konnte so schnell nicht herunter kommen, und ich kam in's Bergwerk!"

Sie hatte eintönig wie immer gesprochen, und ihre rothen verarbeiteten Hände mit den dicken Fingern und den stumpfen Nägeln hielten noch fortwährend das Kopftuch.

Mr. Walker schüttelte sich unwillkürlich; aber er konnte die Unterhaltung doch nicht abbrechen.

„Wann sind Sie denn hierher, nach Amerika, gekommen?"

„Wann?" Es schien, als wenn die Frau noch niemals darüber nachgedacht. „Ich weiß es nicht, Herr. Der kleine Feodor war sechs Jahre alt, da nahmen Iwan und Alexei uns mit, als sie aus dem Bergwerk flohen. Iwan ist mein Bruder; er hatte keine Lust, Dmitri mitzunehmen, weil er uns hindern konnte; er wollte nur dem Kleinen und mir behülflich sein; aber ohne Dmitri konnte ich doch nicht fort. Er ist auch keinem Menschen im Wege gewesen, nur als der Kleine die Kälte und den Hunger nicht mehr aushalten konnte, da wollte Dmitri auch nicht weiter. Als wir den Kleinen in die Erde legen mußten, wollte Dmitri ihn nicht aus den Armen lassen und Iwan hat ihn sehr geschlagen, damit er das Kind losließe, denn die Kosaken waren uns auf den Fersen. Aber Dmitri kehrte sich an gar nichts; ihm war Alles einerlei, auch die Kosaken, und seit der Zeit spricht er fast gar nicht mehr. Als wir endlich hierher kamen, hat er bald Arbeit in der Zuckerfabrik bekommen. Das kam, weil Sie ihn beinahe überfuhren, Herr; er war so schwach und müde und konnte nicht

mehr aus dem Wege gehen — und dann ist es uns hinterher sehr gut gegangen!"

Ihre eintönige Stimme schwieg einen Augenblick, und dann schob sie sich schwerfällig einige Schritte näher.

„Kann ich ihn nicht noch einmal sehen?" fragte sie und ein Zucken flog über ihr Gesicht. „Einmal nur, Herr. Er ist immer ganz zufrieden bei mir gewesen, und mochte es gern, wenn ich ihm die Suppe brachte!"

Sie schwieg und ihre Augen hefteten sich mit einem Ausdruck des Hungers auf das Gesicht des Fabrikherrn, als wenn sie von ihm mehr als ihre Seligkeit erwarte.

Mr. Walker wich ihrem Blicke aus.

„Was kann ich thun?" rief er, sich über seine eigene Machtlosigkeit ärgernd und deshalb unfreundlich sprechend. „Wenn Dmitri mit seiner früheren Braut morgen nach Europa geht, kann ich es nicht hindern. Was hängen Sie sich auch an einen halbverrückten Menschen, der Sie so schnell vergißt! Der Kerl ist es gar nicht werth, daß Sie sich um ihn grämen!"

„Nach Europa wollen sie?" Es schien nicht, als wenn die Frau mehr als den ersten Satz Mr. Walkers gehört hätte. „Nach Europa?" wiederholte sie. Der Wind erfaßte jetzt ihr Kopftuch und trug es flatternd fort; wilde braune Haare wehten ihr um das Gesicht, und der Straßenstaub flog in ihre Augen, aber sie schien gar nichts zu empfinden. Wir gelähmt blieb sie stehen und als Mr. Walker noch einmal das Wort an sie richtete, antwortete sie nicht. Noch einmal sprach er mit ihr; aber sie schien taub geworden zu sein, und so ging er denn achselzuckend davon. Was sollte er auch bei der häßlichen alten Frau in der dunkelnden Straße, wenn ihn daheim Licht und Sonne, Liebe und Glück erwarteten? — Mit der Dunkelheit kam der Wind immer mehr auf. Die Zuckerkähne, welche unterhalb der Fabrik im Wasser lagen, schaukelten stärker auf und nieder, die Bootketten schlugen klirrend gegeneinander, und dann und wann sprühte weißgelber Schaum weit über den Uferrand hinweg, in die schmutzige Straße.

Fritz Kullmanns Arbeitzeit in der Fabrik begann immer um sechs Uhr Morgens, und am folgenden Tage kam er früher als gewöhnlich, weil er doch nicht schlafen konnte. Bei dem grauen herbstlichen Morgenschein, wollten ihm die Träume der letzten Nächte nicht mehr in rosigem Lichte erscheinen und deshalb war er sehr übler Laune. Er fand, daß ihn das Schicksal ungerecht behandelt habe, und ihm that es ungemein leid, daß er ein Deutscher und kein Russe sei. Daher brummte er allerlei deutsche und englische Flüche in den Bart, als er den Tag und Nacht geöffneten Fabrikhof betrat, und dann wischte er plötzlich mit der schwieligen Hand über sein unzufriedenes Gesicht und starrte wortlos auf einen Menschen, der den Hof fegte. Es war Dmitri, der eben so gleichgültig und stumpfsinnig arbeitete wie alle Tage. Er trug aber nicht sein gewöhnliches Arbeitscostüm, sondern einen schwarzen, sehr feinen Anzug und einen glänzenden hohen Hut, was den

Fabrikjungen, welche ihn in hellen Haufen umstanden, ungeheuren Spaß zu machen schien. Sie warfen ihn mit Bananenschalen und lachten gellend; er aber fegte ruhig weiter.

Nachdem Fritz Kullmann seines Erstaunens Herr geworden, vergaß er allen Groll, den er gegen Dmitri fühlte, und klopfte ihm halb wohlwollend, halb respectvoll auf die Schulter.

„Well, old fellow!“ sagte er gutmüthig. „Hat die feine Dame Dich wieder laufen lassen, und warest Du doch nicht der Rechte? Na, ich konnte es mir denken — Du bist eigentlich nichts für vornehme Leute — die können doch sicherlich nichts Ordentliches mit Dir anfangen!“

Und er warf einen mitleidigen Blick auf das gelbe, faltige Gesicht des Anderen, auf seine gekrümmte Gestalt und sein dünnes Haar. Er selbst aber richtete sich selbstgefällig höher auf und strich unwillkürlich über seinen dichten, blonden Krauskopf.

Dmitri antwortete natürlich wieder kein Wort. Er sah Fritz Kullmann mit blöden Augen verständnißlos an, faßte den Stiel des Besens mit beiden schwachen Händen und fegte weiter unter dem Geschrei und Jubel der Jungens.

Dmitris Fortgang hatte wenig Aufsehen erregt, seine Rückkehr ging aber nicht unbeachtet vorüber, und als Mr. Walker einige Stunden später die Fabrik betrat, machte ihn der Superintendent sofort auf die verrückte Erscheinung des Arbeiters aufmerksam. Mr. Johnson war natürlich sehr ärgerlich über Dmitris Wiedererscheinen und ließ es an einigen starken Ausdrücken nicht fehlen, während Mr. Walker eine gewisse Befriedigung empfand und sich in der Stille vornahm, Dmitris Wochenlohn heimlich zu verdoppeln. Der Fabrikherr hatte in der letzten Nacht sehr schlecht geschlafen, nun freute er sich, daß er nicht mehr an Dmitris verlassene Frau zu denken brauchte. Er wollte nachher mit dem Arbeiter sprechen, so bald es seine Zeit erlaubte. Gegen Mittag übergab ihm ein Messenger-boy einen stark parfümirten Brief. Da Mr. Walker besser mit den Augen, als mit den Ohren Französisch verstehen konnte, so machten ihm die großen, langgestreckten Schriftzüge kein Kopfzerbrechen.

„Mein Herr!“ so las er. „Dmitri Senkoff wird vermuthlich zu Ihnen zurückgekehrt sein. Da er mir kein Zeichen gegeben, daß er sich meiner Liebe noch erinnert, lasse ich ihn gehen. — Wenn ich vorgestern in meiner Erregung Ihnen unverständlich erscheinen mußte, so wollen Sie heute meine Auseinandersetzung gütigst anhören. Ich war Dmitris Braut, die Hochzeit sollte gefeiert werden — da brach das Schicksal über ihn herein. Er hatte sich an einer Verschwörung betheiligt und kam in die sibirischen Bergwerke. Soll ich Ihnen von meinen unsäglichen Schmerzen erzählen? Soll ich Ihnen berichten, wie ich meinen feurigen, klugen, zärtlichen Dmitri fast bis zum Wahnsinn betrauerte? Ich will schweigen, denn ein großes Leid trägt sich besser allein. —

Als Dmitri nicht wiederkehrte, als alle Gnadengesuche nichts fruchteten, heirathete ich auf Wunsch meiner Eltern einen Anderen. Ich war ihm eine treue Gattin, als er aber gestorben, als ich erfahren, daß Dmitri aus Sibirien nach Amerika entflohen, da vermochte ich nicht länger jenes übermächtige Gefühl zu unterdrücken, das mich zu ihm trieb. — Ich suchte ihn mit der Liebe und Ausdauer eines Weibes — ich fand ihn . . . Wohin ist mein Traum von Glück und Seligkeit? O Gott! es ist grenzenlos schwer zu erfahren, daß Alles, was den Menschen schön macht, lange sterben kann, ehe der arme Leib selbst in die Erde gebettet wird. Dmitri ist für mich gestorben. Er kennt mich kaum, er hat seine Liebe vergessen — er ist nicht einmal eine Ruine von dem, was er gewesen! Heute, in aller Frühe, hat er das Hotel verlassen und ich gehe in den nächsten Tagen nach Europa. Darf ich Sie bitten, mit einliegender Summe Dmitri Senkoffs Leben zu erleichtern, so würden Sie mich unendlich, ja, für immer verpflichten.

Feodora Lorikoff."

Mr. Walker verschloß diesen Brief und einen Check über eine nicht unbedeutende Geldsumme sorgfältig in sein Pult; dann ging er auf den Fabrikhof. Hier hatte die Mittagglocke geläutet und überall kamen die Arbeiter aus allen Thüren um zu essen. Dmitri stand auch schon in der Hofthür und sah die Straße hinunter. Sein hoher Hut war ihm vom Kopfe gefallen und lag zertreten in einer Ecke; die Jungens hatten so lange mit ihm gespielt, bis nichts mehr an ihm war. Aber Dmitri hatte wohl keinen Augenblick mehr an den Hut gedacht, er stand unbeweglich und blickte immer nach derselben Richtung. Aber um ihn bekümmerte sich Niemand, auch die Knaben nicht, welche heute Morgen einen so netten Spaß mit ihm getrieben. Diese Letzteren standen auf der Werft, wo die große Reihe der Kähne angebunden war, und sahen mit langen Hälsen in's Wasser. Mehrere Männer hantirten bei den Böten herum, sie fischten mit Haken im Wasser herum und fluchten dabei, wie das so ihre Angewohnheit war, wenn etwas ihnen nicht sogleich gelang. Immer mehr Arbeiter sammelten sich an der Stelle und Mr. Walker, welcher eigentlich mit Dmitri sprechen wollte, vergaß seine Absicht und ging der Menschenmenge nach. Man machte ihm natürlich sogleich Platz und daher war er einer der Ersten, welcher sah, was die Leute aus dem Wasser herauszogen. Es war der Körper einer Frau und sie sah gerade so aus wie am Abend vorher: müde, gleichgültig und stumpfsinnig, nur Alles noch häßlicher und erbarmungsloser ausgeprägt. Das graue Umschlagtuch verhüllte nicht mehr die starkknochige, unschöne Gestalt, und die rothen Hände waren bläulich weiß geworden. Die Leute drängten sich immer mehr um den todten Körper, sie flüsterten leise, wie man es immer thut in der Nähe des Todes, selbst die Jungens waren still geworden, weil ihnen im Augenblick nichts einfiel, worüber sie lachen konnten. Plötzlich schlürfte ein müder Schritt langsam heran und dann stand Dmitri vor der Ertrunkenen. Mr. Walker hatte unwillkür-

lich die Arme erhoben, um ihn zurückzuhalten, aber seine Bewegung war zu spät gekommen, mit stierem Blick und weit geöffneten Munde starrte Dmitri auf das stille Gesicht. Er hatte den gebückten Oberkörper noch weiter nach vorne geneigt: dann fiel er auf die Knie und streckte die schwachen Arme hülflos aus. Sein Gesicht veränderte sich fast gar nicht, seine Augen blieben trocken, aber er stieß einen leisen jammernden Ton aus. Der klang, als wenn ein ganz kleines Kind nach seiner Mutter schreit, und durch die theilnamlose, gleichgültige Menge, welche neugierig Dmitri betrachtete, ging ein leises Zittern des Mitleids. Einige Männer hatten Thränen in den Augen, und Fritz Kullmann, der eben herbeigeeilt war, unterdrückte nur mühsam ein lautes Schluchzen; aber Dmitri bemerkte von Allem nichts. Stumpf kauerte er auf der Erde neben der Todten, manchmal strich er ganz leise über ihr aufgeschwemmtes Gesicht, das war Alles. Er sagte auch gar nichts mehr, kein Ton kam von seinen Lippen und er hörte nicht, daß Mr. Walker mit ihm sprach.

Nach einer Stunde hatten die Leute ihn gewaltsam fortgeführt. Zuerst widersetzte er sich und wollte nicht von der Stelle — aber Fritz Kullmann gab ihm auf Mr. Walkers Befehl einen eisernen Kratzer in die Hand und brachte ihn nach dem Rohzuckerschuppen. Da kauerte er sich denn ohne jegliche Aufforderung auf den Fußboden und kratzte den Zucker ab — gerade so wie sonst. Ab und an hob er allerdings den Kopf und sah wirr um sich, aber im Laufe des Tages ging auch dies vorüber.

Dmitri arbeitet noch immer in der Zuckerfabrik von Walker und Sons in New-York. Er fegt den Hof und kratzt den Zucker vom Fußboden, und er ist der schlechteste Arbeiter unter Allen. Aber es ist doch niemals davon die Rede ihn fortzuschicken; jede Unfreundlichkeit, die sich ein anderer Arbeiter gegen ihn sollte zu Schulden kommen lassen, wird scharf bestraft und Mr. Walker spricht oft mit ihm. Aber Dmitri kümmert sich um gar nichts — er hat sich nicht verändert und ist vielleicht noch theilnahmloser geworden, wenn das überhaupt möglich ist. Er spricht mit keinem Menschen ein Wort und verrichtet seine Aufgaben mechanisch. Er ißt jetzt auch im Speisehause und hat immer einen guten Appetit — aber er kommt jeden Tag zu spät zur Mahlzeit, und das rührt daher, weil er um die Mittagstunde eine lange Zeit in der Hofthür steht. Er sieht dann die Straße hinunter, gerade, als wenn er auf Jemanden wartet, und erst nach einer langen Weile kehrt er sich um, und schleicht müde in's Speisehaus. Manchmal bleibt er mitten auf dem Wege stehen, und sieht sich um, als wenn er gerufen würde. Aber kein Mensch hat seinen Namen ausgesprochen und auf sein blasses Gesicht tritt ein Ausdruck grenzenloser Hülflosigkeit, ehe er leise stöhnend weiter geht. Aber, nicht wahr? eines Tages wird er gerufen werden!

Julius Stockhausen und seine Gesangsmethode.

Von

Hans Müller.

— Berlin. —

Das älteste, ursprünglichste und eigenthümlichste Musikinstrument ist die menschliche Stimme. Sie hat in Urzeiten aus sich heraus die Kunst der Musik begründet und entwickelt, sie ist bis auf den heutigen Tag ihre treueste Dienerin geblieben, ob sie auch oftmals dem Aschenbrödel gleich bei Seite gedrängt wurde. Und so wird es in alle Ewigkeiten bleiben. Denn trotz aller Concurrenz seitens der zahlreichen übrigen Musikinstrumente wird sie sich dauernd als das schönste Instrument zu behaupten wissen, welches nicht erst belebt zu werden braucht, sondern von Natur belebt ist. Alle anderen Instrumente, ob sie gestrichen, geblasen oder geschlagen werden, erleiden im Laufe der Zeiten je nach Sitte und Gewohnheit, Mode und Geschmack oder in Folge von nationalen Eigenthümlichkeiten und technischen Erfindungen und Fortschritten die mannigfachsten Veränderungen. Allein die menschliche Stimme bleibt sich für alle Zeiten gleich; nur vorübergehend können irrige Anschauungen an ihrer richtigen künstlerischen Ausbildung und Verwendung rütteln; über ihre dauernde Bedeutung, ihre gleichmäßige Wirkungsfähigkeit im Dienste der Schönheit kann kein Zweifel bestehen. Sie hat aber mit dieser natürlichen Veranlagung gleichzeitig die hohe und edele Pflicht bekommen und übernommen, niemals ein todtes Instrument zu sein, sondern ein lebendes, sprechendes, seelenvolles und in die Seele dringendes Organ, und alle Pfuscher, welche ein solches naturgemäßes Pflichtgefühl nicht kennen oder nicht kennen wollen, begehen einen großen Frevel an einem der

besten Güter des menschlichen Daseins. Eine wahrhaft edle und gediegene Kunstleistung der menschlichen Singstimme, die sich vollauf ihrer Aufgaben und Ziele bewußt ist, gehört zu den schönsten irdischen Genüssen, welche uns zu Theil werden, gleichviel ob es sich um Einzel- oder um Gesammtwirkung handelt. Die Unmittelbarkeit dieser Sprache vom Herzen zum Herzen hat niemals ihren mächtigen Einfluß verfehlt und allemal um so nachhaltiger gesiegt, jemehr sich Wohllaut, Empfindung und Kunstfertigkeit vereinigen. Mit tiefsinniger Berechtigung erzählen uns die Sagen und Geschichten aller Völker Beispiele von der Macht der Töne, und namentlich von der Macht des Gesanges, welcher, ähnlich wie es von der Gewalt des gesprochenen Wortes, der Rede, gilt, große und bedeutungsvolle bildende und erziehende, mildernde und erhebende Erfolge ausgeübt hat.

Die Wichtigkeit einer liebevollen Pflege des Gesanges ist deshalb durchweg beobachtet worden, und wenn man sich auch nicht immer über die besten Mittel und Wege der künstlerischen Erziehung im Klaren war, so bemühte man sich doch durchgängig, den Werth einer fleißigen und gründlichen Ausbildung der Stimme zu erkennen und zu lehren, und so gelangten sowohl Natur- wie Kunstgesang zu allgemein beliebten Aeußerungen und Factoren der menschlichen Gesellschaft, die seit erdenklichen Zeiten in öffentlichen und privaten Schulen und Vereinen gehegt und gepflegt wurden. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß heutigen Tages des Guten ein wenig zu viel gethan wird. Die musikalische Erziehung hat in wahrhaft erschreckender Weise zugenommen, insbesondere in Deutschland, wo so gern Einzelstudien verallgemeinert werden. Auch sind leider nicht immer Talent, Neigung und Fähigkeit maßgebend bei der Ausbildung, sondern recht häufig persönliche Eitelkeit, falscher Ehrgeiz, Vorliebe zur Oeffentlichkeit, Stellungjägerei und Hang zur Abenteuerlichkeit. Die Musik wird bei den herrschenden Modebedürfnissen zum weitaus größten Theile als ein Handwerk angesehen, welches die Kunst zu einem reinen Brotstudium und Nahrungserwerb herabwürdigt, oder als ein Vergnügen für den Dilettantismus, welcher in seiner gewöhnlichsten und unkünstlerischesten Gestalt die ideale festliche Weihe der Kunst in den Bereich nüchterner Alltäglichkeit oder Unterhaltung herunterzuziehen bestrebt ist. Nur ein winziger Bruchtheil der Musiktreibenden fühlt sich aus tiefster, innerster Seele auf ernste, würdige Studien gedrängt, rein um der Kunst willen und mit der schönen Absicht, sich und Anderen die Gesetze ewiger Schönheit einzuprägen und den Gottesdienst der Kunst zu verbreiten, der Trost und Entschädigung, Erholung und Verklärung in allen Widerwärtigkeiten des täglichen Daseins gewähren soll.

Um so erfreulicher ist es unter diesen Umständen, daß man allgemach anfängt, als Damm gegen die überwuchernde Großfütterung des musikalischen Dilettantismus und Lehrerthums, kleine Pflegestätten und Privatschulen in's Leben zu rufen, wo ausschließlich befähigte Jünger der Kunst ihren Specialstudien obliegen, um dereinst wirkliche Künstler zu werden. Hier ist das

Specialisiren nachgerade zur Nothwendigkeit geworden, und es kann nicht ausbleiben, daß die Zeit mit schönen Erfolgen für diese Nothwendigkeit reden wird.

Unter den Schulen dieser Art, welche von Beginn an mit inniger Zuversicht und rückhaltloser Freude begrüßt werden durften, stand die am 1. October 1880 zu Frankfurt a. M. errichtete J. Stockhausensche Gesangschule obenan. Die Hoffnungen, die man von vornherein auf das junge Kunstinstitut setzte und die sich auch sofort in der freigebigen Zuwendung von Stipendien für unbemittelte Talente durch edle Gönner und Kunstfreunde äußerten, waren vollauf berechtigt und sind auch in der Folge durch mannigfache öffentliche Leistungen der kleinen Schule bethätigt worden. Wer den Sänger Stockhausen, der eine fast beispiellose Wirkung auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat und noch heute, nahezu vierzig Jahre nach dem Beginn seiner Künstlerlaufbahn, durch Tonbildung, Ansatz und Vortrag jeden Zuhörer entzückt, jemals singen gehört hat, der war sich bewußt, was der Lehrer Stockhausen seinen Schülern beibringen würde, wie er sie in den Geist seiner hohen Kunst einführen, wie er sie nach langerprobten wissenschaftlichen und künstlerischen Principien, ohne Störung durch anderweitige musikalische Ueberbürdung, unterrichten und wie er sie vor Allem mit dem Grundsatze idealer Erziehung, mit dem Respect vor der Kunst vertraut machen würde. Mit nachdrücklichem Ernst sprach sich der Gesangesmeister im Juli 1880 in einem Rundschreiben an seine Freunde über den Zweck und die Ziele seiner zu begründenden Gesangesklassen aus. Er ging von der Behauptung aus, daß es in Deutschland durchaus nicht an schönen Stimmen fehle, wohl aber an den Mitteln, dieselben während der erforderlichen drei bis vier Jahre auszubilden. Er wies auf die Schnelligkeit hin, mit welcher die singende Jugend durch untergeordnete und gewissenlose Lehrer nach kurzem, oft nur einjährigem Studium in die Oeffentlichkeit eingeführt und für eine der über achtzig Bühnen, welche Opernvorstellungen, und der über hundert und zwanzig, die Opern und Operetten geben, in Deutschland und Oesterreich engagirt werden zum Nachtheil der Gesangeskunst sowohl wie zum eigenen Schaden, da die Erfahrung lehrt, daß ungeschulte Stimmen nicht länger als zwei bis drei Jahre die Anstrengungen der Theaterlaufbahn ungestraft ertragen und alsdann ermüdet und beschädigt einem Fachkundigen, einer „Autorität", anvertraut werden müssen. „Die jungen, enttäuschten Sänger" — so sagt Stockhausen — „wollen sich die Stimme wieder ‚in Ordnung bringen lassen'. Das ist aber selten möglich nach den großen Anstrengungen der Probejahre; die Lust am Studium, die nothwendige Geduld fehlt den bereits gefeierten Helden, und so entsteht für den Betreffenden eine lange, brotlose Pause." Dem entgegen verspricht Stockhausen, sobald den jungen Leuten während voller drei bis vier Jahre der nöthige, auf wissenschaftlicher Grundlage fußende Gesangsunterricht verschafft wird, daß man in Zukunft in Concertsälen und auch im Theater geschulte Sänger und Sängerinnen zu hören bekommen soll. Das Endziel soll für alle dasselbe sein.

Die Gesangskunst, das Wissen und Können soll bei Theatersängern ebenso vollendet, so gründlich sein, wie bei Concertsängern — was ja leider bisher in den seltensten Fällen zu bemerken ist — nur das Material, die Stimmmittel müssen beim ersten größer, stärker und dauerhafter sein. „Die Methode der ‚Resultate‘, des lauten Singens, bevor nur der Ansatz frei und leicht ansprechend geworden, die Hast, mit welcher den Anfängern Lieder und Arien einstudirt werden, bevor sie ihren Ton ‚gesetzt‘ haben, mit einem Wort das fehlende ABC der Gesangeskunst prägt selbst den Leistungen vieler Theatercelebritäten den Stempel des Dilettantismus auf. Sie vergessen, daß Kunst von Können herkommt." Das sind ernste, eindringliche Worte, die wohl zu beherzigen sein dürften und die nicht genug angehenden Sängern gesagt werden müssen. „Auf einem Instrument, welches weder Klappen, noch Ventile, noch Tasten, noch greifbare Saiten und Wirbel aufzuweisen hat" — heißt es in dem Rundschreiben — „kann die Tonbildung nur im Verlaufe von circa achtzehn Monaten eine gute werden. Darin liegt ja das erstaunliche Mißverhältniß und der sträfliche Leichtsinn unserer Gesangsjünger, daß sie, deren Instrument in vielen Theilen noch ein Räthsel für die Wissenschaft selbst bleibt, nach ebenso viel Monaten, als ihre Commilitonen, die Instrumentalisten, Jahre an ihre Studien wenden, vor die Oeffentlichkeit treten wollen."

Aber nicht nur in der täglichen Praxis seiner kleinen Gesangsschule wollte Stockhausen die ihm so nothwendig erscheinende Belehrung über die Gesangskunst ertheilen und seinen Schülern den Begriff des Könnens und Wissens zum Nutzen und zur Freude Anderer auf den Lebensweg mitgeben, sodaß sie alle dilettantischen Spielereien verachten lernten und nur dem ernsten Dienst der wahren Kunst ergeben blieben. Er wollte auch in weiteren Kreisen seinen Ansichten über die beste Art und Weise der gesanglichen Ausbildung Eingang verschaffen, und so entstand seine bei C. F. Peters in Leipzig erschienene und schnell verbreitete „Gesangsmethode", welche uns nicht nur das Geheimniß der außerordentlichen Wirkung enthüllt, die Stockhausens eigene Künstlerschaft auf seine Zeitgenossen ausübte, sondern auch für alle Zukunft die Grundsätze und Bedingungen festsetzt, unter welchen dieselbe überhaupt möglich war, und dadurch seine Bedeutung dauernd vererbt. Der große Künstler schenkte hiermit seinem Volke als ewiges Vermächtniß den Kern seines innersten Wesens, und so wird auch die Nachwelt dem Sänger noch Kränze flechten können, die ihm die Mitwelt so reichlich spendete, wenn der Genuß seiner lebendigen Kunstäußerungen nicht mehr möglich sein wird.

Und nicht für sein Volk allein gilt die dankenswerthe Gabe, sie hat etwas Internationales und Universelles. Denn Stockhausen vereinigt in seiner Individualität vermöge Geburt, Erziehung und Lebensgang die Vorzüge derjenigen Völker, die als tonangebend in den musikalischen Künsten angesehen werden müssen. Hierbei kommen, da man von den Engländern gänzlich absehen muß, vor allem drei Nationen in Frage, und von diesen treiben die

Italiener die Musik aus Liebe, die Franzosen zur Gesellschaft und die Deutschen als Wissenschaft. Dieser bekannte Satz wurde von Richard Wagner dahin erweitert, daß der Italiener Sänger, der Franzose Virtuos und der Deutsche Musiker sei. „Der Deutsche hat ein Recht — sagt Wagner — ausschließlich mit ‚Musiker‘ bezeichnet zu werden, denn von ihm kann man sagen, er liebt die Musik ihrer selbst willen, nicht als Mittel zu entzücken, Geld und Ansehen zu erlangen, sondern weil sie eine göttliche, schöne Kunst ist, die er anbetet und die, wenn er sich ihr ergiebt, sein Ein und Alles wird.“

Eine eigenthümliche Verquickung von Umständen bewirkt es nun, daß gerade bei Stockhausen alle drei Eigenschaften concentrirt sind, deren tiefere Ursache unschwer zu entdecken ist, wenn man weiß, daß seine Großmutter eine Italienerin, seine Mutter eine Französin und sein Vater ein Deutscher war.

Stockhausen widmet das Werk seines Lebens dem Andenken derjenigen Frau, die zugleich seine Mutter und seine Lehrerin war, die den Sinn für Tonschönheit, für eine durchgeistigte Aussprache, für einen seelenvollen Vortrag in ihm weckte, an deren Stimme er seine Stimme bildete, deren absolut reiner Ton frühzeitig sein Ohr an absolutes Gehör gewöhnte. Mit dieser liebevollen Widmung erinnert er die Geschichte der Gesangeskunst gleichzeitig an eine ihrer liebenswürdigsten Erscheinungen. „Wer will es dem Sohne verargen, wenn er es als eine Pflicht ansieht, diese Perle des Elsasses der Vergessenheit zu entreißen?“ sagt er voll warmer Pietät zum Schlusse seiner einleitenden Worte. Und in der That darf der Name seiner Mutter mit gutem Rechte genannt werden, wenn man die besten Vertreterinnen der Tonkunst aufzählt. Margarethe Schmuck, geboren als die Tochter eines Notars in Gebweiler im Elsaß am 29. März des Jahres 1803 und herangebildet in Paris von dem italienischen Gesanglehrer Catruffo, war vor Zeiten neben ihren weltberühmten Colleginnen Sontag, Malibran und Persiani, besonders in England, als eine hochgefeierte Sängerin bekannt. Ihr eigener Lehrer entließ sie, als es sich um das erste öffentliche Auftreten handelte, mit den bezeichnenden Worten: „Madame, vous n'avez aucune raison d'avoir peur. Quand vous êtes venue au monde, le bon Dieu vous a donné un coup de pied et vous a dit: Allez chanter, mon enfant.“ Noch ein anderes Urtheil über die bescheidene Künstlerin hat uns Stockhausen aufgezeichnet. Als sie in einer Concertprobe in London das Recitativ und Rondo von Mozarts „Ch'io mi scordi di te“ mit Orchester und obligatem Clavier sang, saß der berühmte Meister J. B. Cramer am Flügel, und der seelenvolle Vortrag der Sängerin überwältigte den schon bejahrten Künstler derartig, daß er gegen Schluß des Stückes allmählich von seinem Stuhle hinunterglitt und knieend seinen Part weiter spielte. „Das sind Töne von oben,“ sagte er, als die Arie zu Ende war, „anbetungswürdige Töne.“ Den nachhaltigsten Eindruck der hohen Innigkeit dieser Sängerin hat natürlich der eigene Sohn gespürt, und es ist keine Frage, daß er ihrem Vorbild mehr ver-

dankt als allen späteren Lehrern, Garcia mit seinem Glottisschlag nicht ausgenommen. Er erzählt uns, daß noch heute in seinen Ohren der Klang dieser Engelsstimme töne, als sie ihm, da er noch kaum drei Jahre zählte, ein Bettelliedchen „C'est la petite mendiante qui vous demande un peu de pain" vorsang und beibrachte. Nie satt es zu hören, wiederholte er stets sein „encore", bis er es selbst nachsingen konnte. Und die Mutter, die sich schon im Jahre 1842 von der Öffentlichkeit zurückzog und am 6. October 1877 zu Colmar aus dem Leben geschieden ist, hat die Thatsache oftmals im engeren Kreise mit Stolz bestätigt, daß der inzwischen berühmt gewordene Sohn ihr früher die Töne und Lieder ablauschte und nachzusingen verstand, bevor er noch ihre Worte kannte und überhaupt zu sprechen vermochte.

Auch der Vater, Franz Stockhausen, hat seinen Namen achtungsvoll in die Tafeln der Musikgeschichte eingegraben. Er war an den Ufern des Rheines, im alten heiligen Köln, geboren und zeichnete sich, ursprünglich ein bekannter Harfenvirtuos, seit dem Jahre 1826 als hervorragendes Mitglied des französischen Orchesters in Paris aus. Daneben erntete er vielfache Triumphe auf größeren Kunstreisen, vor allem in Italien, England, Irland und Schottland, die er mit seiner Frau unternahm, und veröffentlichte gegen dreißig Compositionen bei Pacini in Paris, darunter Sonaten, Phantasien und Uebungsstücke für Harfe, eine Messe für vier Singstimmen, acht Harfen, Hörner und Baß, die 1819 in Paris aufgeführt wurde und wohl mit einem 1824 in Wien aufgeführten Hymnus „Der Allmacht Wunder" identisch sein dürfte. Am besten bethätigte der Vater Stockhausen seine Künstlerschaft als unermüdlicher Verfechter und Förderer des Beethoven'schen Genius, der in jenen Tagen durchaus noch nicht so allgemein einleuchtend und erleuchtend war, wie man glauben sollte, und nicht allein italienischen und französischen Künstlern unverständlich blieb, sondern auch bekanntlich echt deutsche Meister wie Haydn, Karl Maria von Weber und Spohr keineswegs von seiner ganzen Bedeutung zu überzeugen vermochte. Franz Stockhausen war, namentlich in Paris, einer der Ersten und Wenigen, die immer und immer wieder auf die ewige Schönheit der Beethoven'schen Werke aufmerksam machten, und entgegen dem kühlen Verhalten, das man fast mit Vorliebe der neudeutschen Musikströmung, die von Wien ausging, angedeihen ließ, mit größter Willenskraft der edeln Sache das Wort redete, worin ihn sein Freund Urhahn, der auch Mitglied des französischen Orchesters war, redlich unterstützte. Franz Stockhausen war es ferner, der dem Director der Pariser Concerts spirituels, welche als die Vorläufer der 1826 begründeten Concerts du conservatoire zu betrachten sind, François Antoine Habeneck (1781—1849), zuerst die Partitur der Eroica zur Durchsicht überbrachte und deren Aufführung anempfahl. Leider hatte die Aufführung nicht den gehofften Erfolg. Als das unsterbliche Werk zuerst geprobt werden sollte, konnten die einzelnen Sätze wegen einer kindischen und pietätlosen Heiterkeit und wegen allgemeinen gehässigen und kritischen Spöttelns unter den Orchester

mitgliedern nur mit Mühe zu Ende geführt werden. Sprach man doch dazumal in Paris mit einer uns heute unbegreiflichen Frivolität von dem „bête-à-foin“. Daß der vielgerühmte Maestro Cherubini, der die junge Kunstrichtung unablässig mit Geringschätzung, ja mit hochfahrendem Hohn und billigem Witz bedachte und zu unterdrücken versuchte, hierbei tonangebend war, ist eine Thatsache, die man bei aller Achtung vor den übrigen Leistungen des Künstlers nicht verschweigen darf. Aehnliche Erscheinungen sieht man sich ja zu allen Zeiten und bei allen epochemachenden künstlerischen Ereignissen wiederholen. Das Urtheil der besten Meister über neue Kunstströmungen steht nicht selten im schroffsten Gegensatz zu dem Spruche, den der Nachwuchs und die Nachwelt fällen muß.

Julius Stockhausen ward als das erste Kind des Künstlerpaares Franz und Margarethe Stockhausen zu Paris am 22. Juli 1826 geboren und bewies schon frühzeitig eine ganz außergewöhnliche natürliche musikalische Beanlagung, die sich zuerst in einer besonderen Freude am kindlichen Gesange äußerte. Vater und Mutter erkannten mit richtigem Verständniß die große Begabung und waren unablässig bemüht, die Lust und Liebe zur Musik zu hegen und zu pflegen. So erhielt Julius gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Eduard, der leider schon im zarten Alter an der Diphtheritis starb, von früher Jugend an regelmäßigen Gesangunterricht, der auch auf den Concertreisen, auf welche die Eltern gewöhnlich ihre beiden Erstlinge mitnahmen, fortgesetzt wurde. Der Vater studirte den kleinen Sängern gelegentlich ein Duett ein, das sie vor einem größeren Kreise vortragen durften, und war nicht wenig stolz auf die Fortschritte und Erfolge der strebsamen Söhne. In Dünkirchen wurden die acht- und neunjährigen Knaben sogar einmal des Abends spät aus ihren Betten geholt und mußten in einem öffentlichen Concerte ein damals beliebtes englisches Duett „Where are you going sweet sister fay“ von Sir Henry Bishop singen. Den ersten Schulunterricht genoß der ältere Julius seit 1833 in einem vortrefflichen Pensionsinstitut d'Haute-ville zu Gebweiler, wohin sich auch die Eltern im Jahre 1840 zu längerem Aufenthalte begaben, bis sie ihren Wohnsitz sechs Jahre später nach Colmar verlegten. In Gebweiler wurde auch am 30. Januar 1839 der jüngste Sohn Franz geboren, welcher, nach Erlangung des Baccalaureats in Paris und Leipzig ausgebildet, heute sowohl als Director der Straßburger Musikschule, wie als Leiter der dortigen städtischen Abonnementsconcerte eine reiche und vielseitige Thätigkeit entfaltet. Alle Kinder des Stockhausen'schen Künstlerpaares — es waren vier Söhne und zwei Töchter — erhielten zu Anfang fast ausschließlich, aber um so gründlicher ihren Unterricht durch den Vater. Julius Stockhausen kam bei heranwachsendem Alter zunächst auf das Pariser Conservatorium — man wollte ihn nicht nach dem protestantischen Leipzig schicken — und besuchte in der ersten Zeit mit großem Eifer die Gesangs- und Declamationsklassen. Nebenbei aber unterrichtete er sich auf das Fleißigste in der Orchestermusik, trieb mit Nagiller, einem Schüler Sechters, Harmonie- und Compositions-

lehre und besuchte mit regstem Interesse die Proben der musterhaften Conservatoriumsconcerte, so daß er bald die Aufmerksamkeit des trefflichen Directors derselben, François Antoine Habeneck, auf sich zog und durch diesen die Leitung der Quartettproben bei den dramatischen Uebungen der Conservatoriumszöglinge, so von Orpheus und Fidelio, übertragen erhielt. Inzwischen erkannte der junge Musiker aber von Tag zu Tag mehr seinen innersten Beruf als Sänger. Die Entwickelung seiner klangvollen Stimme und die herzlichste Freude am Gesange veranlaßten ihn, 1848 nach zweijährigen Vorstudien bei Ponchard, den Unterricht des weltberühmten Manoel Garcia, des Bruders der Maria Malibran-Garcia und der Pauline Viardot-Garcia, zu genießen, dem er 1849 nach London folgte. Daß der junge Künstler, der bald keinen Nebenbuhler in seinem Fache mehr haben sollte, sein erstes Debut an der italienischen Oper zu London begangen habe, ist ein Irrthum der Lexikographen. Stockhausen trat nie in der italienischen Oper auf, wohl zu vereinzelten Malen in Promenadeconcerten, und sang vermuthlich zum ersten Male öffentlich in Exeter Hall in Mendelssohns „Elias“, wo er ohne Probe unvermuthet einspringen mußte. Sein Triumphzug auf dem Continent begann 1851 in Basel, und sehr schnell verbreitete sich sein Ruhm durch die Welt, namentlich in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre von den Niederrheinischen Musikfesten aus, von den ersten Aufführungen der Schumann'schen Faustmusik in Köln, Elberfeld, Leipzig und Hannover her, von seinen eigens arrangirten Concerten in Wien, deren er 1854 sechs hintereinander geben mußte, von Frankfurt a. M., Weimar und Berlin aus. Nach Italien ist der Künstler, der, wie er im Französischen und Englischen ganz zu Hause ist, so auch ein musterhaftes Italienisch spricht, niemals gekommen.

Mehrfach ist Stockhausen als Bühnensänger thätig gewesen, so am Hof- und Nationaltheater in Mannheim (1852), in Karlsruhe (1853) und an der Opéra comique in Paris (1857—59), und seine Leistungen als Valdeburgo in Bellinis „Die Fremde“, als Figaro im Barbier und als Senéchal im Jean de Paris werden als mustergültige gelobt. Die größten Erfolge aber errang er schließlich doch in der höheren Sphäre des Concertsaales, als Oratorien- und Liedersänger. Seine Interpretationen von Bach'schen und Händel'schen Oratorienpartieen, seine Vorträge von Schubert'schen, Schumann-schen und Beethoven'schen Liedern sind unerreichte Kunstäußerungen geblieben. Die bekanntesten Liedercyklen sind unvergänglich mit seinem Namen verknüpft. Ein jedes seiner Concerte mußte als Ereigniß der Saison betrachtet werden, und es steht im frischen Gedächtniß aller Mitlebenden, die jemals das Glück hatten, den Meister zu hören, wie unerreichbar und nachhaltig der Eindruck dieser künstlerischen Genüsse war.

Stockhausen giebt immer nur das Beste in der besten Form. Da ist nichts von Aeußerlichkeiten, Effecthaschereien und virtuosen Künstlichkeiten, nichts von Manieren oder Unarten. Edel und rein, andächtig und zur Andacht auffordernd wird das Höchste geboten, was menschliche Kunst zu bieten

im Stande ist. Keine Persönlichkeit drängt sich uns auf, sondern ein Meisterwerk wird uns verständnißvoll vermittelt. Der Zuhörer empfängt seine Kunstäußerung wie eine weihevolle, herrliche Sprache aus einer anderen, höheren Welt. Er wird erwärmt und fortgerissen zu wahrer, herzlicher Bewunderung und Begeisterung. Erhitzung, Erstaunen und Verwunderung, wie sie die modernen Virtuosen und Tausendkünstler hervorrufen, bleiben ihm fern. Der wunderbare Schmelz der Stimme, dieses Gnadengeschenk des Himmels, das der Sangesmeister mit treuester Sorge und Dankbarkeit zu pflegen, zu entwickeln und dauernd zu bewahren wußte, die reine, klare Textaussprache, die uns mit den einfachsten, natürlichsten Mitteln sagt, was Dichter, Componist und Interpret zu sagen haben, die tiefdurchdachte und tiefempfundene Auffassung des mitzutheilenden Kunstwerkes, die sich so überzeugend, einfach und wahr giebt, daß wir uns gar nicht denken können, daß es überhaupt anders sein könnte — alles das vereinigt sich zu einer Kunstleistung, die den höchsten Forderungen der Kunst, Veredelung und Verklärung der Natur, Vertiefung und Durchgeistigung der Seelenstimmung, Ueberzeugung und Wahrheit des Ausdrucks nachkommt und dadurch den fruchtbarsten sittlichen Erfolg hervorbringt, die eigentlichste, leider so vielfach vernachlässigte Aufgabe der Kunst erfüllt. Unerreicht ist Stockhausens Gesangstechnik geblieben. Tonfarbe, Tonaccent, Intonation, Athemholen, Athemsparen, Mundstellung, Registerausgleichung, Portament, Coloratur, Declamation, Grazie, Charakteristik — alles das stand und steht dem Meister zu Gebote wie keinem Zweiten und tritt so natürlich in die Erscheinung, daß man ganz vergißt, wieviel Kunst bis zum Können nothwendig gewesen sein muß. Bei alledem äußert sich ferner ein ungewöhnliches Ebenmaß von Geistes- und Herzensbildung.

Wie allgemein Stockhausens Wirkung auf seinem Gebiete anerkannt und geschätzt wurde, beweist die Thatsache, daß man ihn trotz seiner virtuosen Fertigkeiten nach jeder Seite hin*) niemals unter die Zahl der meteorartigen Virtuosen rechnete, sondern von seinen frühesten Jahren an den Vertretern der klassischen Kunst zugesellte. Seine warme Freundschaft mit Brahms, Joachim, Frau Clara Schumann ist bekannt. Im Uebrigen war Stockhausen nicht ausschließlich Sänger. Er bewies auch in späteren Jahren des öfteren seine schon als Jüngling hervortretende Liebe und Fähigkeit als Orchester- und Chordirigent. Er leitete von 1862 bis 1867 die Philhar-

*) 1856 schrieb ein Kritiker in Frankfurt a. M. über einen Mezza-voce-Triller Stockhausens in Beethovens „Adelaide": „Dieser wundersame Triller, duftig hingehaucht, wie das melancholische Flöten der Philomele in lauer Frühlingsnacht, war für uns nicht blos ein durch die vollendetste Kunst veredeltes Nachahmen des Nachtigallenschlages, es war gewissermaßen der ätherfeine Ausdruck innerster Erregung, die Vibration eines bis zur Anbetung liebenden Herzens, der zitternde Sehnsuchtsruf eines Menschen, der seine ganze Seele legt in den Namen seines Ideals: Adelaide!"

monischen Concerte in Hamburg, er nahm eine erfolgreiche Stellung als württembergischer Kammersänger in Stuttgart ein, er war von 1874 ab Director des weltbekannten Stern'schen Gesangvereins in Berlin. Er half als Lehrer des im Jahre 1879 begründeten Dr. Hoch'schen Conservatoriums zu Frankfurt a. M. den Ruf desselben in alle Lande tragen. Er bewies sich schließlich ebenso groß wie in der Praxis als Theoretiker seiner Kunst, als Schriftsteller. Und hierüber belehrt uns mehr, als seine zahllosen dankbaren Schüler und Schülerinnen es vermögen, seine „Gesangsmethode".

Es war nicht das erste Mal, daß der berühmte Gesangesmeister die Feder in die Hand nahm und seinen Zeitgenossen Mittheilungen und Belehrungen über seine Kunst gab. Abgesehen von einer Jugendarbeit über Schumanns Faust, den er dauernd in den Concertsaal eingeführt hat, erschien bereits während seines Stuttgarter Aufenthalts in den „Signalen für die musikalische Welt" (Leipzig, Barth. Senf 1872) ein äußerst anregender und inhaltvoller Aufsatz „Das Sänger-Alphabet oder die Sprachelemente als Stimmbildungsmittel", der für Gesangsfreunde und Gesanglehrer von gleich hoher instructiver Bedeutung ist und, obwohl ihn der Verfasser selbst nur als Einleitung zu einer Gesangsschule betrachtet wissen wollte, das vorgelegte Thema im weitesten und eingehendsten Sinne erschöpft. Das „Musikalische Wochenblatt" (Leipzig, J. W. Fritsch, X. Jahrg. 1879) veröffentlichte alsdann eine Aufsehen erregende Kritik der Professor Hermann Zopff'schen populären Gesangsschule aus der Feder Stockhausens, die wiederum werthvolle Beiträge zur Theorie der Gesangskunst beibrachte, wohl zum ersten Mal die drei Grundgesetze der Akustik als Ausgangspunkt für eine rationelle Tonbildung aufstellte und auf das treffendste nachwies, daß die drei Haupttheile unseres Singapparates: Kehlkopf, Lunge und Sprechwerkzeuge, als unzertrennliche Vollstrecker dieser Gesetze zu betrachten sind. Diese Kritik war eine geradezu vernichtende für die Gesangsmethode des Leipziger Professors, deren Titel schon „höchst dilettantisch" genannt werden mußte, weil er von „guten und schlechten, gesunden und kranken Stimmen" handelt und für alle einen Rath, ein Mittelchen hat, wie der Doctor im „Liebestrank". Dabei hatte Stockhausen eine seltene Schärfe, Klarheit und Sachlichkeit der Darstellung an den Tag gelegt und nicht nur die unklaren Begriffe und das unwissenschaftliche Experimentiren eines ihm gefährlich erscheinenden Dilettanten in seinem Fache in Trümmer geschlagen, sondern auf den Trümmern positive Rathschläge und Regeln aufgebaut, die von dauerndem Werthe und überzeugender Deutlichkeit sind, so daß man hoffen mußte, daß uns der Verfasser noch weitere und größere theoretische Belehrungen ertheilen würde. Denn seine Kritik war eine Kritik in Lessing'schem Stile, nicht zersetzend und nur negativ absprechend, wie es den neueren Kritikern vielfach eigen ist, sondern reich an positiven Vorschlägen und Errungenschaften, fruchtbar an Gedanken und Principien, ein Meisterstück klarer und wissenschaftlich begründeter Logik und Disposition, dictirt von heißer Wahrheitsliebe und der festen, eigenen Ueberzeugung, die

nicht dulden kann, daß wichtige Fragen in einer Weise behandelt werden dürfen, welche durch ihre Verschwommenheit und ihre falsche Behandlung für die Menge gefährlich werden kann.

Ein Jahr später, im April 1880, erschienen ferner von Julius Stockhausen verausgabt, zwölf Canons von L. Cherubini (mit Pianoforte-Begleitung ad libitum, Mainz, B. Schotts Söhne), welchen in einer Vorrede nicht allein eine Anleitung zum Studium dieser Canons, sondern gleichzeitig Lehren von allgemeinster Bedeutung, namentlich über die Aussprache beigegeben waren. Diese Canons mit italienischem Text, die der bekannte Director des Pariser Conservatoriums angeblich seinen Schülern als Belohnung für fleißiges Solfeggiren verfaßte und deren neue Bearbeitung, auch mit deutschem Text in meisterhafter und geschmackvoller Uebertragung von Paul Heyse, Stockhausen wohl zu demselben Zweck seinen Schülern zugeeignet hat, waren eine große Seltenheit geworden, so daß ihre neue Verausgabnng zum Zwecke einer möglichst weiten Verbreitung mit Dank begrüßt werden mußte. Die Texte sind von allerliebster Anmuth und Naivetät, sie geben sich durchaus anspruchslos und sprechen doch ungemein an. Gleich das erste Liedchen, welches gewissermaßen die Einleitung zu den ferneren kleinen Liebesgesängen bildet, die die frohe Jugend nach fleißigem Gesangsstudium anstimmt, gewinnt durch seinen launischen Ton die Sympathie des Hörers. Es lautet:

Mi Mi Si Ut Sol La Si	Mi Mi Si Ut Sol La Si
Che seccatura, che seccatura!	Ach welche Plage, ach welche Plage!
Andar sempre cantando	Nur immer musiciren
E sempre solfeggiando,	Und immer solfeggiren,
Jo non ne posso più.	Ich halt es nicht mehr aus.

Die Composition ist dem Texte entsprechend einfach melodiös und harmonisch und wirkt erheiternd und anmuthend. Die Clavierbegleitung ad libitum entspricht dem Ganzen auf das Beste. Nicht weniger werthvoll als diese kleinen Compositionen Cherubinis, die sich, auf's neue eingeführt durch einen Namen vom allerbesten Klange, als Gesellschaftscanons im Laufe der Zeit wieder einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen dürften, nach den Instructionen des Meisters in der Einleitung zur Original-Ausgabe, aber — beiläufig bemerkt, — am besten mit gleichen Stimmen zu besetzen sind, also mit Sopranen oder Tenören, in einer tiefen Lage mit Alt- oder Baßstimmen, sind die Bemerkungen, die Stockhausen selbst im Vorwort, wenn auch nur kurz und andeutungsweise, giebt. Mit vollem Recht sagt uns der bekannte musikalische Pädagoge, daß Anfänger durch einstimmige Gesänge, Lieder und Arien allein selten musikalisch werden und daß es auch mit dem Chorsingen nicht gethan ist. „In Liedern unterstützt die Begleitung, in Chören die Begleitung und die Mitwirkung vieler, die uns den Ton bringen, zu sehr. Wiederholte Uebungen in mehrstimmigen Solo-Gesangsstücken, ohne Begleitung, können allein selbständige Sänger bilden." Dem Vorgange Cherubinis getreu, der die Kinder schon in frühester Jugend, ob angehende Instrumentalisten oder Vocalisten, solfeggiren ließ,

betont auch Stockhausen die bedeutende Nothwendigkeit des Solfeggirens für den gesanglichen Unterricht. Gilt doch seit Jahrhunderten, sagt er, die Verbindung von Wort und Ton, das Solfeggiren auf leichten Silben wie: ut, re, mi, fa, sol, la, si für ein unfehlbares Mittel, die Stimmen geschmeidig zu machen und das Treffen rascher zu lernen, gebunden und deutlich zu singen. Die geistige Thätigkeit wird bei Anfängern durch das Nennen jeder Note reger, als durch das gedankenlose A-Singen, Gehör, Lunge, Kehlkopf und Sprechwerkzeuge werden hier gleichzeitig geübt. Auch schützt die Abwechselung der Muskelthätigkeit vor Ermüdung, und Lehrer wissen, daß Anfänger, in der Mittellage wenigstens, länger solfeggiren als vocalisiren können. Ferner weist Stockhausen darauf hin, ein wie großer Nutzen der Tonbildung aus der Beschäftigung mit der wohlklingenden, volltönenden italienischen Sprache erwächst, und so erinnert er denn die Herren Lehrer mit Nachdruck daran, die unbeholfenen und energielosen Sprechwerkzeuge unserer deutschen Sänger an den fremden Lauten tüchtig üben zu lassen, wobei aber vor allem auf eine recht klare und reine Aussprache zu sehen ist, deren Grunderfordernisse Stockhausen in kurzen und prägnanten Sätzen darlegt.

Die ganze Serie der von Cherubinis eigener Hand in langen Jahren geschriebenen Canoni, dreiundsechzig an der Zahl, von denen Stockhausen die bei J. Frey erschienenen zwölf Nummern neu verausgabt hat, befinden sich in der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin, die den gesammten musikalischen Nachlaß Cherubinis besitzt. Stockhausen äußerte sich im Feuilleton der Frankfurter Zeitung (1882, Nr. 6 und 7) eingehend über das werthvolle und interessante Musikbuch. Er befürwortet auf das wärmste eine Veröffentlichung der für Schüler und Sänger außerordentlich lehrreichen und unterhaltenden Gesangsstücke und hält die Sammlung ebenso wie die Kammer-Duette und Terzette von Händel in seiner Eigenschaft als Lehrer für so wichtig und bedeutend, daß er sich verpflichten will, durch sie Schüler, die das Solfeggiren gründlich gelernt haben und nicht zu früh der Schule entlaufen, sowohl in der Technik der Gesangeskunst als im Vortrag auf eine hohe Stufe der Ausbildung zu bringen. Umsomehr ist es zu bedauern, daß eine Auswahl dieser trefflichen Canoni nicht in Stockhausens neue Gesangsmethode aufgenommen wurde, wie der Autor es beabsichtigt hatte. Denn schließlich ist eine Gesangsmethode, der die genügenden Vortragsbeispiele fehlen, nicht vollständig. Hoffentlich wird das bedeutsame Buch Cherubinis recht bald durch kritische und verständnißvolle Herausgabe zum Gemeingut der Gesangsschulen, Conservatorien, Gesangvereine und Musikliebhaber. Hoffentlich unterzieht sich gerade Meister Stockhausen dieser dankenswerthen Aufgabe.

Ueber die Aussprache handelte auch wieder eine im gleichen Jahre 1880 erschienene Broschüre Stockhausens „Der Buchstabe G und die sieben Regeln des Herrn H. Dorn nebst einer Vocal- und Consonanten-Tabelle (Frankfurt a. M. Alt und Neumann)". Und wieder war es eine Kritik einer nach seiner tiefsten Ueberzeugung auf Irrthümern und Fehlern beruhenden Abhandlung,

bei deren Gelegenheit Stockhausen uns beherzigenswerthe Aufschlüsse über seine eigene Gesangsmethode schenkt. Wieder wendet sich Stockhausen mit vernichtender Schärfe gegen die Behauptungen eines ihm zweifelhaft erscheinenden musikalischen und ästhetischen Apostelthums und bringt uns an Stelle dieser verurtheilten Lehren einen trefflichen, knapp und klar ausgeführten Leitfaden für Stimm- und Tonbildung, meisterhafte Bemerkungen über das Sänger-Alphabet und eine interessante Consonanten- und Vocaltabelle: „Die fünfzehn deutschen Vocalfarben. J. Stockhausens Vocaltabelle nach Dubois-Reymond d. Ae." betitelt, welche allen denen, die sich mit Gesang beschäftigen, auf das Wärmste zu empfehlen ist. Capellmeister Heinrich Dorn hatte in hohen Jahren ein Schriftchen unter dem Titel „Die Aussprache des deutschen Buchstaben G, eine Abhandlung für Sänger, Schauspieler, Redner und Sprachlehrer" drucken lassen, in der allerdings mit ziemlicher Sorglosigkeit und wenig Begründung sieben Regeln für die Aussprache des Buchstaben G aufgestellt waren, welche nicht nur eine unannehmbare complicirte Methode, sondern auch manche Verstöße über dies so ungemein wichtige Thema enthielten. Namentlich bewies der Verfasser, daß er in der Kenntniß der modernen Sprachen doch viel zu wenig zu Hause ist, um über den Buchstaben G und seine Aussprache als Fachmann reden zu können. Er behauptete, in dem italienischen G einen Zischlaut zu hören und erklärte, daß „Gironde", „Gennaro" und „Reggio" den Zischlaut hätten, also wie Schironde, Tschennaro, Retschio ausausgesprochen würden, während es doch feststehen sollte, daß, um ein naheliegendes Wort zu nehmen, „Solfeggiando" wie Solfedjando (nämlich mit d und dem französischen ji) auszusprechen ist. Ferner setzte Professor Dorn die deutschen Guttural-Nasalen ang, eng, ong, ung mit den französischen Nasallauten an, in, on, un, auf eine Stufe und lehrt, man müsse das G, wenn ihm ein n vorhergehe, nach Art der französischen Wörter bain, lundi und marin aussprechen, während doch ein Jeder, der irgendwie Gehör für das französische Idiom besitzt, weiß, daß diese Art der Aussprache eine grundfalsche ist, wie denn die von Stockhausen angeführten Reime eines Gelegenheitsdichters im „Bayreuther Tageblatt": Sedan und Lobgesang in der That komisch genug wirken. Die englische Schwestersprache hätte durch Worte wie song, wrong, long, thing u. s. w. weit besser mit der richtigen Erläuterung der ng-Aussprache gedient, als es die fremde romanische Sprache vermag. Aber Dorn verließ sich auf sein persönliches Gehör, nicht etwa „parce-que", sondern „quoi-que" er Tonkünstler ist, wie er sagte. Und in dieser Art fuhr Dorn fort, seine Lehren aufzutischen. Das von ihm selbst gegebene Beispiel verurtheilt seinen Vorschlag, wie man in Zukunft deutsch zu sprechen habe, übrigens am besten (das h nach dem g in demselben bedeutet, daß man g nicht wie Jot aussprechen soll): „Durch diese hohle Ghasse muß er kommen; es führt kein andrer Wech nach Küßnacht. — Hier vollend' ich's. — Die Ghelejenheit ist ghünstig, dort der Hollunderstrauch verbircht mich ihm; von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen: des Wejes Enge wehret den Verfoljern."

Den sieben Regeln Dorns entgegen stellte Professor Stockhausen auf Grund seiner Forschungen und Erfahrungen die Behauptung auf, daß drei statt sieben Regeln für die Aussprache des Buchstabens G genügen, eine für g im Anlaut, eine für ng und eine dritte für g im Auslaut, was nothwendig oft zur Agglomeration (Zusammensetzung) mit anderen Buchstaben führen muß, und weist mit Fug und Recht darauf hin, daß das Ohr als oberste Instanz bei Sprache und Gesang zu betrachten und zu üben ist. Ein feines Gehör — sagt er — ist für Sänger und Sprachlehrer unerläßlich. Die ersten Gehörsübungen sind aber unsere Sprachelemente: fünfzehn Vocalformen und — die fremden Consonanten wie ji, w (engl.) u. s. w. eingerechnet — etwa siebenundzwanzig Consonantenformen, im Ganzen zweiundvierzig Vocal- und Consonantansätze. Die müssen wir zuerst lernen, wenn wir correct sprechen und singen wollen. Nach einer eingehenden sachlichen, aber sehr scharfen Widerlegung der Dorn'schen Broschüre, wobei Schritt auf Schritt die wuchtigsten Hiebe fallen, gelangt Stockhausen zu seiner eigenen Methode in dem kurzen Aufsatz „Das Sänger-Alphabet“, welcher für die Theorie des Gesanges als epochemachend gelten darf und nicht nur für Sänger, Schauspieler, Redner und Sprachlehrer von größtem Werth ist, sondern auch jedem Privatmanne wichtige Aufschlüsse über seine Sprache und über die Art und Weise einer schönen, dialektfreien Aussprache giebt. Das Motto gewährt den deutlichsten Anhalt zum Reden der vier Weltsprachen, indem es besagt:

Quando si parla Italiano si deve aprire la bocca molto.
Und wenn man Deutsch spricht, kann man den Mund auch noch recht voll nehmen.
Mais quand on parle le français il faut faire la bouche en coeur.
And when you speak english you must not open the mouth at all.

Und der Aufsatz selbst enthält soviel Wissenswerthes und Bedeutsames, daß seine Lectüre jedem Theilnehmenden unerläßlich sein sollte.

Aus allen diesen leider zerstreuten Publikationen Stockhausens, denen sich noch eine sehr lesenswerthe Einleitung zum Jahresbericht der Schule 1880—1881 anschließt, ließen sich bereits für jeden aufmerksamen Leser die Grundlagen der Stockhausen'schen Gesangsmethode erkennen und construiren. Aus allen sprach der ernste, gewissenhafte und strenge Lehrer, welcher selbst als Künstler erprobt hatte, was er als Lehrer mitzutheilen sich gedrungen fühlte, und seine Belehrungen sollten in der That nicht allein für Schüler, sondern für die weitesten Kreise der gebildeten Welt gelten. Recht bezeichnend für die ganze Denkart des Meisters sind die schönen Worte im Vorwort zur G-Broschüre: „Wie ich früher leidenschaftlich gerne sang, so unterrichte ich heute und bin daher Jedem ernstlich gram, der der Jugend ein X für ein U vormacht.“ Die Wahrheit, als Resultat sorgfältigsten Studiums, fleißigster Beobachtung und eigenster Ueberzeugung, ist ihm der Grundstein, auf den sich jede Kunst und jede Lehre aufbauen muß, und wer gegen dieselbe verstößt, ob wissentlich

oder unwissentlich, fordert seinen gerechten Tadel heraus. Daß er den Kampf gegen den Irrthum mit den schärfsten Waffen aufnimmt und bis zur Vernichtung des Gegners zu Ende führt, kann und muß ihm aus vollstem Herzen gedankt werden, umsomehr da er uns allemal zum Schlusse eine schätzenswerthe Beute und werthvollen Gewinn zuführt. Die Summe seiner künstlerischen Ueberzeugung und Erfahrung ist in seiner „Gesangsmethode“ niedergelegt, und was er im Schlußwort derselben bemerkt, daß es, um ein Sänger ersten Ranges zu werden, nicht genügt, ein gutes Gehör, eine schöne Stimme und eine lebhafte Phantasie zu besitzen, daß ein kunstgemäßer Gesang nur durch unablässiges sorgfältiges Studium, durch richtige Erkenntniß der Ausübung der Gesetze der Kunstschönheit, durch bewußtes Verwerthenkönnen der Gaben je nach Bedarf der Kunstdarstellung erreicht werden kann, das läßt sich nun Schritt für Schritt, Seite für Seite aus diesem hervorragenden Werke erlernen.

Stockhausen hat — wie er uns selbst sagt — durchaus nicht den Vorsatz gehabt, in seiner „Gesangsmethode“ eine Gesangsschule im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu schreiben. Seine Absicht war vielmehr — und er nennt seine für den Kunstgesang so bedeutungsvolle Leistung mit bescheidenen Worten nur einen Versuch — „die Tonbildung und die Gesangstechnik, deren Erfordernisse sich oft in kurzen Beispielen veranschaulichen lassen, durch einfache Gesetze zu begründen“. Er verläßt damit den bisherigen, rein empirischen Standpunkt seiner Vorgänger und begründet seine Technik nach bestehenden Gesetzen der Natur. Diese Gesetze erweisen sich durch seine Untersuchungen auch wirklich so einfach und naturgemäß, daß man unwillkürlich an die Fabel vom Ei des Columbus erinnert wird. Im besten Sinne des Wortes wird gehalten, was uns der Sangesmeister verspricht. Er zeigt uns, daß die Sprachelemente selbst die ersten Gehörübungen für den Sänger bilden, daß sie über Entstehung des Tones, über Ansatz und Stimmeinsatz, über Klanggepräge und Register Aufschluß geben, daß die Vocale selbst die Bildner des schönen Tones sind; ferner, daß nur durch das Gesammtstudium der fünfzehn Vocale, nicht eines Vocales allein, wie viele meinen, ein freier, schöner, ausdrucksfähiger Ton im deutschen Gesange erreicht werden kann; endlich, daß die Stimme zunächst in einem mäßigen Umfange, in der Mittellage, ausgebildet und gelenkig werden muß, bevor man die ganze Kraft, deren sie fähig ist, zur Entwickelung bringt. Zur Grundlage seiner Untersuchungen bedient er sich der drei Grundgesetze der Akustik, welche die Höhe, die Kraft und die Färbung des Tones betreffen, denn sie sind ihm die Gesetze für die Tonbildung selber. Sie zeigen, wie er nachweist, daß ein Ton rein sein muß, daß er stark oder schwach sein kann, daß er schon im Entstehen gefärbt ist. Mit diesen Gesetzen stehen denn auch die drei Haupttheile des Stimmapparates in enger Verbindung. Sie sind, wie Stockhausen sich ausdrückt, gleichsam die Vollstrecker derselben: der Kehlkopf führt, durch das Gehör geleitet, die zur Reinheit nöthigen Spannungen aus. Die

Lunge giebt, je nachdem sie viel oder wenig Luft ausströmen läßt, den Schwingungen mehr oder weniger Amplitude (Weite), das heißt dem Tone größere oder geringere Kraft. Das Ansatzrohr ändert durch die Stellungen der Lippen, der Zunge, des Kehldeckels, durch die Entstehung der Vocale nämlich, die Formen der Schwingungen im Kehlkopf. Als Uebungsmaterial dazu hat Stockhausen die sechs Arten der Vocalisation gewählt und durch dieselbe gezeigt, wie die Lunge, der Kehlkopf und das Ansatzrohr in der Ausübung der Vocalisationsarten ebenfalls zusammen wirken, wie die Technik der Gesangskunst von der richtigen Behandlung dieser drei Theile des Stimmapparates abhängt.

Man sieht, daß der Verfasser seinen Gegenstand von Grund aus erfaßt und alle seine wissenschaftlichen, seine theoretischen wie praktischen Kenntnisse und Erfahrungen in's Feld führt, um seine siegreichen Behauptungen und Erklärungen durchzufechten. Die Behandlung mag manchem Praktiker, der den Standpunkt der ausschließlichen Erfahrung nicht verlassen und von der wissenschaftlichen, physiologischen Begründung nichts wissen will, ein wenig zu gelehrt erscheinen. Behaupten doch so viele Lehrende und Lernende auf allen künstlerischen Gebieten, daß die Kunst mit der Wissenschaft nichts zu thun habe, und schreibt man doch so gern der künstlerischen Inspiration und der individuellen Unmittelbarkeit den Hauptantheil an künstlerischer Darstellung und Wirkung zu. Auch wird Stockhausens ernste wissenschaftliche Behandlung der Gesangskunst, die allen bisherigen Gesangsschulen gegenüber nicht ausschließlich populäre, allgemein bekannte Sätze entwickelt und praktische Uebungen vorschreibt, sondern nebenbei der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze auf den Grund geht, manchem Künstler, Lehrer und Schüler fremdartig, überraschend und schwer verständlich erscheinen. Man ist ja in diesen Kreisen die Sprache der Wissenschaft so ungewohnt, — und doch können gerade die Betheiligten dem Meister Stockhausen nicht genug dankbar dafür sein, daß er endlich einmal auch die tieferen und wichtigeren Fragen des Warum erörtert und die Beweise für das Was und das Wie aus der Beantwortung dieser Fragen entwickelt. Gerade für sie war eine Arbeit wie diejenige Stockhausens, die auf die erklärenden Naturgesetze zurückgeht, zeitgemäß. Es führen allerdings viele Wege nach Rom, aber kein weiser Reisender fährt in das Blaue hinein, ein jeder sollte von vornherein wissen, warum er diesen und nicht jenen Weg gewählt hat. So wird Niemand Stockhausens Buch aus der Hand legen ohne die klare Erkenntniß, wie der Verfasser seinen Weg gefunden und verfolgt hat, warum und wie er sein Ziel erreichen mußte. Es wird Leute geben, die vielleicht andere Wege für gleichberechtigt halten, je nachdem sie andere Zwecke im Auge haben. Aber eins wird sich jeder dankbar gestehen müssen — selbst wenn er ohne Wissenschaft fertig werden zu können meint — daß das Buch denken macht und daß die reichste und vielseitigste Anregung und Lehre aus ihm zu schöpfen ist.

Unzweifelhaft ist es ein großer Gewinn für die Gesangstechnik, daß

Stockhausen als Gelehrter zu Wege ging, daß er die Beantwortung der Hauptfragen der Tonbildung bei den Physiologen, Akustikern und Laryngoskopikern (Kehlkopfspiegelforschern) sucht, daß er sich bei Donders, Grützner und Helmholtz Belehrung holte, daß er sich auf dem Laboratorium des Physiologen Professor Meißner in Göttingen mit dem Phonautographen (Töneschreibapparat) beschäftigte. Nur durch die genaueste wissenschaftliche Untersuchung der Stimmorgane konnte es möglich sein, die richtige Verwendung und Ausbildnng derselben im höheren Dienste der Gesangskunst bestätigt zu finden, wie der Sangesmeister sie selbst ein ganzes Leben hindurch an sich und seinen Schülern erprobt und erkannt hatte. Nur durch die klaren, überzeugenden Beweise der unumstößlichen Naturgesetze ist es erreichbar, den verworrenen und oberflächlichen Anschauungen unserer Tage über Gesangstechnik Einhalt zu gebieten und der Erkenntniß deutlicher Begriffe zu ihrem Recht zu verhelfen. Hier kann gar nicht wissenschaftlich genug vorgegangen werden. Wer Lehren ertheilt, muß ein Gelehrter sein, und wer lernt, muß lernen, was den Kernpunkt seiner Aufgabe ausmacht. Nicht der Glauben führt zum Können, sondern das Wissen.

Stockhausens Herleitung der Haupteigenschaften des Tones aus den drei akustischen Fundamentalgesetzen, nämlich daß 1. die Zahl der Schwingungen die Tonhöhe, 2. die Weite (amplitude) der Schwingungen die Tonstärke und 3. die Form der Schwingungen die Klangfarbe bestimmen, ist an sich so einfach und natürlich, so überzeugend und selbstverständlich, daß es mit Recht Wunder nehmen muß, wie lange es gedauert hat, bis diese Grundsätze auf die Tonbildung angewendet wurden. Wie klar verständig und verständlich ist die schon oben erwähnte Auseinandersetzung, daß diese drei Gesetze die Haupteigenschaften des Tones andeuten. Sie heißen: Reinheit, Schwingungsfähigkeit (elastische Kraft) und Färbung (Vocalbildung). Der Ton muß rein sein; er kann stark oder schwach gestaltet werden; er ist im Entstehen bereits gefärbt, weil der Stimmton „vox", sobald der Mensch sprechen oder singen will, stets einen Vocal zu Gehör bringt. Die Reinheit des Tones ist als absolut, als Nothwendigkeit — die Stärke des Tones als relativ, als Möglichkeit — die Farbe als dem Tone innewohnend, als Wirklichkeit zu bezeichnen. Hieraus ergiebt sich die Nutzanwendung dieser drei Grundgesetze auf die drei Haupttheile unseres Stimmorganes. Sie soll, wenn auch schon erwähnt, noch ein wenig näher ausgeführt werden. Der Kehlkopf vollzieht mit seinen Knorpeln, Bändern und Muskeln, durch das Ohr geleitet, die zur Tonhöhe erforderlichen Verengungen in der Stimmritze (Glottis); die Lunge, die Rippenkorbmuskeln und das Zwerchfell entlocken, je nachdem die Luft stark oder schwach herausgeblasen wird, den Stimmbändern große oder kleine Schwingungen, führen somit das zweite Gesetz der Tonstärke aus; das Ansatzrohr schließlich, die Zunge, die Lippen, das Gaumensegel und der Kehldeckel bilden durch verschiedene Stellungen die Vocale (Färbungen) und Klanggepräge. Als feste Grenzpunkte müssen Gaumen und Zähne genannt

werden. Durch die Ausführung dieser Gesetze lernt der Sänger also die Thätigkeit der drei Haupttheile unseres Apparates, der Lunge, des Kehlkopfes und des Ansatzrohres, unterscheiden, ordnen und richtig anwenden, und die Anwendung zeigt, wie Stockhausen die Gesetze selbst mit wenigen Worten richtig zusammenfassen kann. Das erste Gesetz stellt ihm Reinheit des Tones, Spannung der Kehlkopfmuskeln, ihre Beherrschung, das ist die Technik im Allgemeinen, Haltung der Stimme, Tragen und Binden des Tones, Ausführung der Verzierungen, Scalen u. s. w. dar. Das zweite Gesetz bezeichnet er mit Dynamik, Kraftmessungen, Schattirungen, Nüancirung. Das dritte Gesetz umschreibt er mit Färbung des Tones und Klanggepräge, das zweite und dritte Gesetz vereint mit einem Wort: Ausdruck.

Nachdem Stockhausen auf diese Art die Grundgesetze seiner Methode im Anschluß an die Sprachelemente festgestellt hat, kann er „mit voller Ueberzeugung", wie er sagt, seine zwölf Paragraphen niederschreiben, in denen die einleitenden Behauptungen auf das Gründlichste bewiesen werden. Es würde zu weit führen, alle diese für die praktische Ausbildung der Stimme so wichtigen Erörterungen einzeln durchzunehmen, da man zu leicht versucht wird, die treffenden und geistvollen Bemerkungen alle abzuschreiben. Auf die wichtigsten Punkte aber sei doch kurz hingewiesen. Der erste Paragraph handelt von den Sprachelementen, welche im Sänger-Alphabet aus fünfzehn Vocalen und siebenundzwanzig Consonanten bestehen und das ganze Material für die Lautansätze und die Toneinsätze in der Sprache und im Gesang ausmachen. Sie bilden die Grundlage der ersten praktischen Gehör- und Ausspracheübungen, und als Richtschnur dient der Satz: je größer die Thätigkeit im Ansatzrohr ist, um so geringer ist sie im Kehlkopf, und umgekehrt. Die Entstehung der Consonanten wird davon hergeleitet, wenn zwei Sprechwerkzeuge sich berühren, Hemmungen im Ansatzrohr verursachen, dann aber durch das Verlassen der Ansatzstelle, durch die Explosion gesprengt werden; die Entstehung der Vocale dagegen, wenn die Mund- und Schlundhöhle von allen Hemmungen der Sprechwerkzeuge frei bleiben und die ausströmende Luft durch die Berührung, der beiden Stimmbänder genügend verengt wird, um den Luftstrom in Vibration zu versetzen. Man unterscheidet bei den Vocalen: Urvocale, Haupt- und Zwischenvocale, offene und geschlossene Vocale, bei den Consonanten harte, weiche und tönende Consonanten. Hierauf baut sich Stockhausens Sänger-Alphabet auf, in welchem bei den Vokalen A als Endziel der Vocalisation (mittlere Zungenlage), I als Urvocal hoher Zungenlage und U als Urvocal tiefer Zungenlage und bei den Consonanten K, T und P als harte, tonlose Stammconsonanten angenommen werden. Die Aussprache wird im einzelnen erklärt, so daß der Lernende harte, weiche und tönende Consonanten, Zischlaute, Reiblaute, offene und geschlossene, Haupt- und Zwischenvocale, wie auch Doppellaute von einander unterscheiden und die verschiedenen Ansätze, welche in den Sprachelementen liegen, vergleichen und ihren Einfluß auf die Tonbildung erkennen kann. Der zweite Paragraph lehrt die Abstimmung des An-

satzrohrs in der Flüsterstimme auf die fünfzehn Vocale und die Einübung der siebenundzwanzig Consonanten durch die Lautirmethode. Der Stimmton ist für die Unterordnung der Vocale unentbehrlich. Das Studium sämmtlicher Vocalgebilde wird als für die Freiheit und die Schönheit des Tones unerläßliches Grundgesetz anempfohlen, da der sogenannte Mustervocal A bei den meisten Anfängern im Verlauf der Uebungen den Kehlkopf heraufzieht, wodurch schließlich ein häßliches Gaumenklanggepräge entsteht, während durch die übrigen Vocale auch die als nothwendig sich erweisende künstliche Kehlkopfstellung und freie Bewegungen der Zunge und Kinnlade bewerkstelligt werden. Der dritte Paragraph handelt von dem Vocaleinsatz, der durch den richtigen Verschluß der Stimmlippen und durch eine maßvolle Explosion erfolgt, und von dem Consonantansatz. Beides, den mittelbaren Consonantansatz und den unmittelbaren Vocaleinsatz lernt man wiederum durch das Studium der Sprachelemente von einander unterscheiden. Wie die Hemmungen, welche die ausströmende Luft im Ansatzrohr erfährt, Consonanzen erzeugen, so lassen die Verengungen in der Stimmritze bei ausströmendem Athem den Ton entstehen. Der vierte Paragraph schreibt vor, daß sich die Mundstellung im Allgemeinen nach dem erforderlichen Gesichtsausdrucke richte, und daß die stereotype lächelnde Mundstellung der alten Italiener als überwundener Standpunkt zu betrachten sei. Im fünften Paragraphen wird der Rath ertheilt, zuerst mit mäßiger Luftströmung, das heißt mit halber Stimme zu üben, da so besser eine leichte Ansprache des Tones, eine freie und reine Tonbildung sowie auch eine correcte, allgemein verständliche Textaussprache gewonnen wird. Bei den ersten Uebungen werden außerdem die Solmisationssilben einen besseren Vortheil gewähren, als die bloßen Vocale. Der sechste Paragraph weist darauf hin, daß die ersten Uebungen auch in einem mäßigen Tonumfang vorgenommen werden müssen, daß unsere moderne Scala für die ersten Versuche zu umfangreich und schwer ist, daß vielmehr das mittelalterliche Hexachord ut re mi fa sol la, „die Heimat der Stimme," wie sich Fr. Chrysander sinnig ausdrückt, für die Studien der Tonbildung und der Technik gerade umfangreich genug sei und den Vorzug besitze, daß es den verwirrenden Tritonus, die übermäßige Quarte, nicht in sich schließt. Im siebenten Paragraphen wird vor der Begleitung der auszubildenden Stimme durch ein temperirtes Clavier gewarnt, bei welchem weder Lehrer noch Schüler hört, wie gesungen wird. Die richtige Begleitung ist vielmehr eine zweite oder eine zweite mit einer dritten Singstimme. Die ersten Uebungen, als welche die drei im Hexachord befindlichen Tetrachorde: Ganzton Ganzton Halbton, Ganzton Halbton Ganzton, Halbton Ganzton Ganzton gelten, sind ganz allein zu singen, damit der Schüler die Halb- und Ganzton-Verhältnisse abmessen lernt. Eine Stimmgabel, eine Violine, eine Taste am Claviere genügen zur Angabe des ersten Tones und zur Prüfung der Reinheit. Der achte Paragraph schreibt für den Kunstgesang eine tiefere, ruhigere Stellung des Kehlkopfs vor, als die ist, die man beim Sprechen einnimmt, da das sprachliche Niveau, die natürliche Lage nicht tauglich ist und, nament-

lich in der Mittellage, nur flache, klangdünne Töne erzeugt. Im neunten Paragraphen wird auf die für die Ruhe des Kehlkopfes unentbehrlichen Zwerchfellathmungen, die für den halben Athem „mezzo respiro“ genügen, und die Flankenathmungen, die für den ganzen Athem „respiro pieno“ nothwendig sind, hingewiesen. Der zehnte Paragraph befaßt sich mit dem Register, worunter man eine Reihe von Tönen versteht, die durch einen und denselben Stimm-Mechanismus erzeugt werden. Stockhausen weist hier auf die bisher niemals genügend untersuchte Thatsache hin, daß das Falsetregister für die Tonbildung sicherlich das Wichtigste sei. Männer machen gewöhnlich nur von zwei Registern Gebrauch, von der Brust- und Mittel- (Falset-) Stimme, Weiber durchschnittlich von dreien. Was dem Manne die Bruststimme, das ist dem Weibe das Falset, resp. die Mittelstimme. Die Töne, die allen Stimmen gemeinsam sind und auch in allen Stimmen zweien Registern zugehörig sind, heißen h c[1] d[1] e[1]. Eine Tabelle über den Umfang der vier Hauptstimmgattungen mit den ihnen gemeinsamen Tönen und eine Registertabelle erläutern übersichtlich diese Bemerkungen. Der elfte Paragraph führt das Naturgesetz an, daß sich die Register kreuzen. Die zwei Hauptregister einer Stimmgattung haben viele gemeinsame Töne und lassen sich bei ruhiger Kehlkopfstellung leicht ausgleichen. Im zwölften Paragraphen schließlich ist von dem Schwellton, dem italienischen „messa di voce“ — nicht zu verwechseln mit „a mezza voce“ — die Rede, welcher durch die vollkommene Ausgleichung der Register hervorgebracht wird und in der Kunst besteht, einen Ton in einem Athem und in verschiedenen Stärkegraden zu singen, ohne seine Höhe zu verändern. Im Allgemeinen kann man, namentlich in der Mittellage der Stimmen, diesen Schwellton nur mit Hülfe zweier Register schön ausführen. Dabei lehrt die Erfahrung, daß geschlossene Vokale wie E oe O U I von zwei Registern das schwächere, offne wie A ae e ò ì ü ù das stärkere begünstigen.

Auf die zwölf Paragraphen folgt in sechs reich mit historischen, physiologischen und pädagogischen Notizen versehenen Capiteln das Uebungsmaterial der Stockhausen'schen Gesangsmethode. Ein oberflächlicher Blick genügt, um zu staunen sowohl über die Reichhaltigkeit der Uebungsstücke wie über die meisterhafte, schlagfertige und literaturkundige Auswahl der Beispiele. Zunächst gilt es, den An- und Einsatz des Tones (Solfeggio), die Haltung der Stimme (tenuta di voce), und die Schwelltöne (messa di voce) zu üben und zu lernen. „Die alten italienischen und deutschen Meister“ — sagt Stockhausen — „aus deren Schule so viele vorzügliche Sänger und Sängerinnen hervorgegangen sind, zeigen durch ihre Werke, daß sie vor allem bestrebt waren, die Stimme leicht ansprechend und gelenkig zu bilden, den Schülern einen schönen Ton beizubringen. Von Uebungen in großem Umfang, von starker Tonentwickelung auf einem Vocal, wie es heute Mode geworden, ist bei ihnen nicht die Rede. Unsere Alten sicherten im Elementarunterricht, das heißt im Solfeggio, zunächst das Setzen oder die Haltung

der Stimme. Sie nahmen dann Uebungen in einem kleinen Stimmumfange vor, wie sie die Verzierungen (Vor- und Nachschläge, Doppelschläge ꝛc.) an die Hand geben, und ließen auf den fünf Hauptvocalen und ohne Begleitung singen." So will es Stockhausen auch gehalten haben, indem er behauptet, daß die Gesetze für die Behandlung der Stimme stets dieselben gewesen seien und auch dieselben bleiben würden. Es ist hier nicht der Ort, dem Meister auch so ausführlich, wie es oben bei der Theorie geschah, auf das praktische Gebiet zu folgen. Das soll Sache derjenigen sein, die ernste Gesangsstudien machen wollen; ihnen darf man in der That den reichsten Gewinn zusichern. Wer alle diese Uebungen gewissenhaft und verständnißvoll durchgearbeitet hat, dürfte zweifellos eine hohe Stufe des Kunstgesanges erreicht haben. In den folgenden Capiteln wird das Tragen des Tones (Portamento) gelehrt, dann der gebundene Gesang (Legato) und die angehauchte Vocalisation (vocalisazione aspirata oder Note raddoppiate), die Verzierungen, ferner die Tonleitern, hiernach die gestoßene Vocalisation (vocalisazione staccata oder das Staccato) und schließlich die markirte Vocalisation (vocalisazione marcata o martellata). Ein kurzes Schlußwort führt das inhaltvolle Werk zum Ende.

Damit ist in knappen Umrissen der Inhalt der Stockhausen'schen Gesangsmethode skizzirt, deren große Bedeutung sich nach dem Auszuge wohl von selbst ergiebt. Möchte das Lebenswerk des vortrefflichen Künstlers und Lehrers, das mit so tiefem Ernst und nach durchweg neuen Gesichtspunkten bedeutungsvolle und ungelöste Kunstfragen untersucht und behandelt, den verdienten Erfolg haben und in den weitesten Kreisen die Augen darüber öffnen, was der Gesangskunst Noth thut. Immer lauter und allgemeiner wird der Ruf nach einheitlicher, gründlicher und würdiger gesanglicher Schulung und Erziehung, immer berechtigter die Klage über die verworrenen, unkünstlerischen und unfertigen Begriffe unserer Sänger und Sängerinnen in Hinsicht auf Gesangstechnik. Von einer schönen Zusammenwirkung guter Tonbildung, reiner Aussprache und künstlerischen Ausdrucks ist in den seltensten Fällen, selbst bei den gefeiertsten Lieblingen des Publikums, etwas zu verspüren. Man singt vorzugsweise wie der Schnabel gewachsen ist, und hat beinahe vergessen, daß zu einem Kunstgesang eben mehr gehört, als die Natur und die natürlichen Anlagen. Die Zeiten, wo der italienische und deutsche Kunstgesang seine Triumphe feierte, sind vorbei, und die Verwirrung des Geschmackes nimmt immer größere Dimensionen an. Wohl tritt hier und da das Verlangen nach Opernschulen auf, aber es bleibt leider bei den frommen Wünschen — und doch wie benöthigen gerade die deutschen Opernbühnen einer sorgfältigen Schulung und Ueberwachung! Um so dankbarer ist deshalb Stockhausens Gesangsmethode aufzunehmen, die hoffentlich den Anstoß und die Grundlage bilden wird zu einer neuen, frischen Blüthe des Kunstgesanges und zur Begründung eine allgemein gültigen, einheitlichen und der Kunst würdigen Handhabung der gesanglichen Ausbildung, so daß man in Zukunft wieder von den Wirkungen

und Erfolgen einer deutschen Gesangsschule reden kann. Daß gerade das Zurückgehen auf die Sprachelemente hierbei behülflich sein wird, dürfte die Zukunft vollauf bestätigen.

Da Stockhausens „Gesangsmethode„ — dies sei noch zum Schluß gesagt, — mehr für die Lehrenden als für die Lernenden bestimmt war, hat der Verfasser unlängst unter dem Titel „Gesangstechnik und Stimmbildung" (gleichfalls bei C. F. Peters) eine Ausgabe seines Uebungsmaterials im Violinschlüssel, dazu eine knappe Wiederholung des theoretischen Theiles, nebst einer Anzahl zweistimmiger Solfeggien von J. J. Fux herausgegeben, die sich als ein praktisches Handbuch für Schüler erweist. Gleichzeitig giebt er uns die werthvolle Zusage, daß er sich in einem späteren Werke über den Vortrag der Hauptstilarten: Kammer-, Kirchen- und Opernmusik, soweit sich dies schriftlich thun läßt, aussprechen würde. Möchte der thätige Mann recht bald die geeignete Muße hierfür finden.

Die Wissenschaft vom Menschen
und
das Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Von

A. Woldt.

— Berlin. —

Dem dunklen Schooße uralter Vergangenheit entspringt der Strom der Menschheit!

Aus kleinen unscheinbaren Quellen vielleicht entstammt dieses mächtige Gebilde, das befruchtend in tausend Armen gegenwärtig den ganzen Erdball umschlingt — —; fernher kommt diese Stromfluth, die uns Alle trägt und nährt; aus räthselhaften, verborgenen Tiefen schöpft sie ihre Wasser, und führt uns, die wir willenlos auf ihrem Rücken dahintreiben, in eine ungewisse schwarze Nacht der Zukunft.

Was ist unser Leben, was ist das Bestehen der ganzen Menschheit anders, als ein kurzer Sonnenblick inmitten dunkler Finsternisse, ein Meteor in der schweigenden Nacht der Ewigkeit!

Die Menschheit kann kein größeres Interesse haben, als dasjenige, Alles zu erforschen und zu ergründen, was sich auf ihren Ursprung, ihre Entwickelung, Bestimmung und Zukunft bezieht. Es muß für uns im höchsten Grade wichtig sein, zu erkunden, woher wir stammen, wie wir auf den Schauplatz unserer Thätigkeit gelangt sind, wie lange wir schon hierselbst existiren, und wie lange unser Geschlecht noch dauern wird; ob wir dermaleinst einer höheren Stufe körperlicher und geistiger Entwickelung entgegengehen werden oder ob dieselbe Form und Intelligenz, die wir heute besitzen, uns für immerdar eigenthümlich sein werden.

Die Beantwortung dieser und anderer derartiger Fragen kann jedoch nicht ohne vorhergehende, streng methodische Untersuchung der besonderen „Wissenschaft von der Menschheit“ erfolgen, einer Wissenschaft, welche, erst im Laufe der letzen Generation geschaffen, die Anthropologie und Ethnologie zu ihren Hauptzweigen zählt und besonders in den, in allen civilisirten Ländern gegründeten „Anthropologischen Gesellschaften“ ihre Pflegstätten gefunden hat.

Die Frage nach der Abstammung des Menschengeschlechtes ist eine uralte, und ebenso alt ist auch die Antwort, daß der Mensch in gewissem Sinne ein Verwandter des Affengeschlechtes sei. Die ganze alte Anatomie ist von der Untersuchung des Thierkörpers ausgegangen. Denn da man in ältester Zeit, wahrscheinlich aus religiösen Bedenken, nicht wagte, menschliche Leichen zu seciren, so zerschnitt man zur Befriedigung der Wißbegierde besonders die Körper von Affen und Hunden. Der römische Schriftsteller Celsus, dessen acht Bücher über die Medicin eine der Hauptquellen unserer Kenntniß der ärztlichen Wissenschaft des Alterthums bilden, berichtet indessen schon, daß zu einer Zeit, die etwa dreihundert Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung liegt, zwei Aerzte, Herophilos aus Chalcedon und Eratistratos aus Keos so eifrige Anatomen waren, daß sie sogar nicht davor zurückschreckten, lebende Verbrecher zu seciren. Galenus, der berühmteste Arzt des Alterthums, stellte die Reihenfolge der Thiere auf, welche ihrer Natur nach nicht wesentlich vom Menschen unterschieden sind: Affen, affenähnliche Thiere, Bären 2c., und empfahl den Medicinern das Studium der Anatomie an denjenigen Affen, welche dem Menschen am nächsten stehen.

Die alte Literatur enthält genug Aufzählungen von Fällen, in denen die Aehnlichkeit zwischen Menschen und Affen zu Verwechselungen geführt hat. So berichtet der karthagische Admiral Hanno, der um 470 vor Christi Geburt seine berühmte Fahrt an Afrikas Westküste ausführte, in seinem vielgenannten Periplus Folgendes: „Gegenüber diesem Golfe (in der Nähe des heutigen Kamerunberges) befand sich eine Insel, welche, wie eine früher von uns besuchte, einen See umschloß, in welchem wieder eine von Wilden bevölkerte Insel lag. Die Frauen, viel zahlreicher als die Männer, hatten behaarte Körper und unsere Dolmetscher nannten sie Gorillas. Wir vermochten keinen Mann zu ergreifen, denn sie flüchteten sich über Abgründe und vertheidigten sich mit Steinwürfen, aber wir ergriffen drei Frauen. Sie brachen indessen ihre Bande, bissen uns und zerfleischten uns mit Wuth. Wir tödteten sie also, und nachdem wir sie abgehäutet, brachten wir ihre Felle nach Karthago.“ Ein anderer Schriftsteller, Strabo, erzählt in seiner Beschreibung des Zuges Alexanders von Macedonien nach Indien u. A. Folgendes: „Zwischen dem Hydaspes und Akesines folgt das Land des Poros, groß und trefflich, mit nahe an dreihundert Städten und an den Esmodischen Bergen ein großer Wald. In diesem Walde erzählt man von einer unermeßlichen Menge gewisser Schwanzaffen, und gleicherweise von ihrer Größe, so daß die Mace-

donier, welche einst auf einigen kahlen Hügeln eine Menge in zugekehrter Schlachtreihe stehen sahen — denn das Thier soll sehr menschenklug sein — ein Kampfheer zu erblicken glaubten, und ihnen als Feinden entgegenrückten, bis sie von dem damals beim König Alexander anwesenden Taxiles die Wahrheit erfahrend sich beruhigten.“ Diese Schwanzaffen werden folgendermaßen beschrieben: „Sie sind größer als die größten Hunde, und weiß bis auf's Gesicht; letzteres ist schwarz; bei einigen ist es aber auch umgekehrt. Die Schwänze sind größer als zwei Ellen. Diese Affen sind übrigens sehr zahm und nicht bösartig, weder zu Angriffen noch zu Diebereien.“ An einer anderen Stelle citirt Strabo den Megasthenes, dem wir das Hauptwerk des klassischen Alterthums über Indien verdanken, und der „von gewissen steinwälzenden Schwanzaffen berichtet, die die Berghänge erklettern und auf ihre Verfolger Steine hinabwälzen“.

Sehen wir schon im Alterthum die Grenzlinie zwischen dem Menschengeschlecht und den Affen nicht immer ganz scharf gezogen, so kann es uns nicht überraschen, wenn wir bei unseren heutigen Naturvölkern gleichfalls dem Glauben einer Verwandtschaft zwischen Menschen und Affen begegnen. So nennen die Eingeborenen von Borneo einen dort lebenden Affen „Orang-Utan“, d. h. „Waldmensch“, und sprechen von ihm als von einem verwandten Wesen. So hat sich in Westafrika, in der Nähe des Gabunflusses, woselbst der Gorilla in den dichten Urwäldern lebt, bei den dortigen Negerstämmen ein ganzer Sagenkreis um diesen menschenähnlichen Affen gewoben, welcher dort „Nguyla“ genannt wird. Der Gorilla ist buchstäblich der König des afrikanischen Waldes, denn seine Wildheit, Stärke und Verwegenheit sind unübertroffen. Die Neger glauben, daß es eine Art von Gorilla giebt, die der Sitz der Geister von verstorbenen Negern sind und die von Eingeweihten an gewissen geheimnißvollen Zeichen erkannt werden. Solche Gorillas können, nach der Meinung der Neger, weder gefangen noch getödtet werden, auch besitzen sie mehr Schlauheit und Verstand, als die gewöhnlichen Thiere. Einer der Eingeborenen erzählte einem Reisenden, wie vor mehreren Jahren ein Trupp Gorillas in einem Zuckerrohrfelde gefunden wurde, das Rohr in Bündel bindend, um es fortführen zu können. Die Neger griffen sie an, wurden aber in Verwirrung gebracht, einige getödtet, andere von den Gorillas als Gefangene abgeführt; doch nach einigen Tagen kehrten sie unbeschädigt heim, nur mit der sonderbaren Ausnahme, daß ihnen die Fingernägel und Fußzehen abgerissen waren. Bei den dortigen Negerstämmen wiederholt sich auch eine andere Erzählung, daß die Gorillas auf niedrigeren Baumästen auf vorbeigehende Menschen lauern, besonders auf Weiber, die sie alsdann überfallen und berauben, denen es aber späterhin meist wieder gelingt, zu entfliehen. Wenn der Gorilla im Walde einem Neger begegnet, und letzterer erschreckt seinen Speer wegwirft, so soll sich das Thier, wie die Neger fabeln, durch diese Unterordnung so sehr besänftigen lassen, daß es, ohne dem Menschen ein Leid zuzufügen, sich in das Waldesdickicht zurückzieht. Die Neger wünschen

nichts so sehr zu einem Fetisch zu besitzen, als einen Theil des Gehirns eines Gorilla; denn nichts kann, wie sie sagen, einem Mann so großen Muth verleihen, als ein solches Mittel.

Die seit uralter Zeit in Fleisch und Blut der Menschheit übergegangene Vorstellung von einer Verwandtschaft des Herrn der Schöpfung mit dem Affengeschlecht, sowie anderer Thierformen untereinander fand mit dem Fortschreiten exacter Untersuchungen allmählich eine stärkere Unterstützung durch die Wissenschaft, und bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vertheidigte Caspar Friedrich Wolf in Halle die Lehre, daß die unendliche Mannigfaltigkeit organischer Formen sich aus einer spärlichen Anzahl ursprünglicher Typen herangebildet habe. Nachdem die Descendenztheorie durch Lamarck u. A. weiter begründet worden war, trat hundert Jahre nach Wolf der Engländer Darwin mit seiner berühmten Theorie auf und einer seiner eifrigsten Anhänger, Carl Vogt, verstieg sich bis zu dem Ausspruche, daß in der That die Neger mit den afrikanischen und die Nigritos der Sundainseln mit den asiatischen Affen eines Ursprunges seien.

Wäre es möglich gewesen, diese Behauptung streng wissenschaftlich zu beweisen, und ihre Berechtigung in jeder Beziehung darzuthun, so wäre dadurch jenes vieltausendjährige Dunkel, welches den Ursprung des Stromes der Menschheit umlagert, erhellt worden, und wir hätten uns mit einem Schlage im vollen Lichte der Wahrheit befunden. Aber die Beweisgründe Vogts waren nicht stichhaltig.

Unter denjenigen Gelehrten, welche es unternahmen, diese Behauptung zurückzuweisen, ist besonders Virchow zu nennen. Er machte darauf aufmerksam, daß Vogt einen sehr großen Mißgriff dadurch begangen hatte, daß er nicht den normalen Menschen mit dem Affen verglich, sondern die sogenannten Mikrocephalen — kleinköpfige Menschen mit angeborenem Blödsinn. Der krankhafte Zustand hindert diese Menschen, irgend eine Art von geistiger Arbeit, welche auf Selbsterhaltung gerichtet ist, zu leisten, so daß sie auf die Ernährung durch die Familie, durch die Gesellschaft angewiesen sind. Ganz abgesehen von ihrer Unfähigkeit zur Fortpflanzung, also zur thatsächlichen Herstellung einer Art oder Spielart ist ihr geistiger Zustand oder ihr Gehirn so mangelhaft, daß eine solche Art oder Spielart, auch wenn sie entstände ohne allen Kampf um das Dasein sofort zu Grunde gehen würde.

Ein thatsächlicher Beweis der Abstammung des Menschen vom Affen würde darin bestanden haben, wenn man eine ganz bestimmte Affenart als Stammvater unseres Geschlechtes nachgewiesen haben würde. Darin aber herrscht unter den Naturforschern volle Uebereinstimmung, daß keiner der bekannten Affen diese Stammart darstellt. Damit ist indessen für die Wissenschaft die Frage selbst nicht erledigt, und es wird der künftigen Entdeckung vorbehalten bleiben, diese Lücke auszufüllen.

Somit hatte denn der Darwinismus oder die Descendenzlehre die uralte Frage der Verwandtschaft des Menschen mit dem Thiergeschlecht nicht nur nicht gelöst, sondern sogar dazu beigetragen, daß die Schwierigkeiten, nachdem sie wissenschaftlich genauer festgestellt waren, für größer erkannt wurden, als es ursprünglich erschien. Das ziemlich einfache Schema des hypothetischen Stammbaums des Menschen entspricht nicht den wirklichen Thatsachen, soweit sie bis jetzt erkannt sind, und wir stehen im gegenwärtigen Augenblicke in Bezug auf die Haupt- und Cardinalfrage von der Abstammung des Menschen gerade noch so unbefriedigt da, wie jemals, und müssen es der Zukunft überlassen, hier mehr Licht zu schaffen. Wir können jeden einzelnen Knochen des Menschen von dem entsprechenden Knochen jedes menschenähnlichen Affen, jedes Affen, jedes Säugethieres durch seine specielle Formgestaltung auf das sicherste unterscheiden. Jeder Menschenknochen, wie jedes Menschenorgan ist in dem allgemeinsten Sinne „affenähnlich", oder im Allgemeinen thierähnlich, aber nirgends geht diese principielle Uebereinstimmung so weit, daß die speciell menschliche Form in irgend eine specielle Affenform überginge.

Die Forderung der Wissenschaft, daß die Vertreter des Darwinismus einen bestimmten Affen bezeichnen sollten, von welchem sie die Abstammung des Menschen herleiten, beantworteten letztere dahin, daß sie als unsere Urahnen schwarzhaarige, spitzohrige Vierhänder, die zu den Affen der alten Welt oder Schmalnasen gehören, erklärten. Da nun aber der Abstand zwischen diesen Thieren und den Menschen ein allzugroßer ist, so schob der kühnste Vorkämpfer des Darwinismus ein hypothetisches Zwischenglied, den sogenannten Affenmenschen ein. Er sagte in Bezug auf diesen: „Obwohl die vorhergehende Affenstufe dem echten Menschen bereits so nahe steht, können wir als Mittelglied dennoch den sprachlosen Urmenschen — homo primigenius alalus — betrachten. Diese Urmenschen entstehen aus den Menschenaffen durch die vollständige Angewöhnung an den aufrechten Gang und die dem entsprechende Differenzirung der Extremitäten."

Derartigen Annahmen gegenüber sah sich eine Anzahl von Forschern, welche sich nur auf dem Boden beobachteter Thatsachen bewegen, genöthigt, sich zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit zu vereinigen. Sie gründeten die deutsche anthropologische Gesellschaft, welche sich seit nunmehr sechszehn Jahren mit ihren vielen Zweigvereinen ihren Aufgaben mit großem Eifer hingiebt. Ihren Untersuchungen verdanken wir die Entwickelung der Wissenschaft vom Menschen. Wir wissen nunmehr, daß das Menschengeschlecht in Bezug auf den Bau seines Skelettes seit der Diluvialzeit keinerlei Umänderungen erfahren hat. Noch niemals sind Ueberreste von Vormenschen gefunden worden; alle Haupttypen von menschlicher Schädel- und Gesichtsbildung, welche jetzt existiren, sind bis zur Mammuthszeit zurück zu verfolgen.

Wir stehen somit bei der wissenschaftlichen Untersuchung der Frage von

dem Ursprung des Menschen vor einer breiten tiefen Kluft, über welche die anthropologische Forschung bis jetzt noch keine Brücke zu schlagen vermocht hat. Diese dunkle Kluft liegt weit jenseits der Uranfänge der Weltgeschichte, weit oberhalb des Felsenlabyrinths der Mythen und Sagen, weit oberhalb jenes Gebietes der prähistorischen Perioden, durch welches der Strom der Menschheit sich seinen Weg gebahnt hat, weit oberhalb des Metall- und Stein-Zeitalters, und reicht bis in jene ferne Epoche hinein, in welcher der Mensch mit kühnem Muth den Kampf mit den Thieren der Vorwelt, dem Höhlenbären, dem Höhlenlöwen, der Höhlenhyäne und dem Mammuth, aufnahm. Bis zu jener entfernten Stelle ist der Strom der Menschheit von den Anthropologen erforscht worden und seine Wasser fließen dort klar und stetig wie in der Gegenwart. Aber darüber hinaus ist alles Nacht, welche bis jetzt nur durch das unsichere Licht der Hypothesen zu erhellen versucht worden ist.

Wohl mag man fragen, wie weit jener äußerste Punkt des Stromes der Menschheit zurückliegt, und wir können im Allgemeinen schließen, daß dieser Uranfang für Europa in gewissem Zusammenhang mit der Glacialperiode steht. Hier aber übergiebt der Anthropologe dem Geologen Hacke und Spaten und überläßt ihm vorläufig die weitere Forschung und die Zeitbestimmung.

Es ist von manchen Seiten behauptet worden, daß, wenn unseres Ursprungs Räthsel jemals zu lösen sind, dies nur durch Erforschung derjenigen Erdschichten geschehen kann, welche von den Geologen die Neogen-Formation oder das Jungtertiär genannt werden und die zu jener Periode gehören, welche u. A. die zweite große Verbreitung der Säugethiere und die Laubhölzer geschaffen hat.

Das ohne Zweifel sehr hohe Alter des Menschengeschlechtes und die vielfachen Wanderungen und Mischungen der Menschen untereinander machen es erklärlich, daß wir heutzutage an keinem Punkte der Erdoberfläche mehr mit Sicherheit darauf rechnen können, eine menschliche Urrasse anzutreffen. Die ganze Menschheit, wie sie uns gegenwärtig entgegentritt, alle Culturvölker sowohl wie die primitivsten Naturvölker, erscheinen uns als das Product voraufgegangener Mischung, nicht aber als Urtypen. Gerade in Bezug auf die letzteren hatte man sich noch bis in die neueste Zeit hinein, in welcher ja die eigentliche wissenschaftliche Untersuchung der verschiedenen Menschenrassen an Ort und Stelle erst begonnen hat, weitgehenden Hoffnungen hinzugeben gewagt, indem man irgendwo auf entlegenen Inseln oder tief im Innern unbekannter Länder noch Repräsentanten menschlicher Urrassen aufzufinden hoffte. Aber jemehr wir diese Völkerschaften kennen lernten, um so mehr zeigten sie sich anthropologisch mit den Culturvölkern übereinstimmend.

So zeigt sich eben das Menschengeschlecht trotz mancher sonstigen Verschiedenheiten schon seit der Urzeit und durch alle Stadien der Cultur hin-

durch als ein im Großen und Ganzen einheitliches vom specifisch anthropologischen Standpunkte aus!

Während die Anthropologie den Menschen vorwiegend als Einzelperson, als Individuum in Betracht zieht, hat uns die Ethnologie gelehrt, die Menschen als Gesellschaftswesen, als Mitglieder von Stämmen oder Völkern zu betrachten. Diese Wissenschaft verfolgt das vielgliedrige Netz von Einzelarmen, in welche der Strom der Menschheit gegenwärtig bereits den ganzen Erdball eingehüllt hat; sie verfolgt mit angestrengter Aufmerksamkeit gerade die zartesten und unscheinbarsten Adern dieses Stromnetzes, welche die Entwickelung der primitiven Naturvölker repräsentiren, und beobachtet mit wachsendem Erstaunen und Bedauern, daß diese zarten schwachen Rinnsale gerade im gegenwärtigen Augenblicke von der Stromesgewalt des jetzt mächtigsten Seitenarmes, welcher unsere moderne europäische Cultur kennzeichnet, überfluthet und verschlungen werden. Erst neuerdings ist es uns klar geworden, daß wenn man die Entwickelungsgeschichte des Menschen in ihren Uranfängen kennen lernen und studiren will, daß man dann in jenen einsamen Naturvölkern, welche fern vom Weltgetriebe an entlegenen Punkten der Erdoberfläche Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende hindurch ein stilles, beschauliches, durch keine äußeren Einflüsse gestörtes oder verändertes Dasein geführt haben, die vortrefflichsten Spiegelbilder und Parallelen der früheren Entwickelung der ganzen Menschheit finden kann.

Von diesem Augenblicke wurden die verachteten Wilden, welche man seit der Zeit der großen geographischen Entdeckungen im Mittelalter überhaupt erst kennen gelernt, und in vornehmer Ueberhebung gewissermaßen nur als Dünger für die Niederlassungen der europäischen Colonialmächte betrachtet hatte, mit aufmerksameren Augen angesehen und ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche studirt, sowie die Waffen und Geräthe, Schmucksachen und Kleidungsstücke, deren sie sich bedienen, gesammelt und den öffentlichen Museen einverleibt.

Es war bereits die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts herangekommen, als sich diese Erkenntniß Bahn brach und die bis dahin vorwiegend auf dem Standpunkt griechisch-römischer Culturentwickelung stehenden europäischen Völker zu dem Bewußtsein kamen, daß man an den wilden Stämmen draußen in anderen Erdtheilen noch viel studiren könne und daß wir neun Zehntel der Welt eigentlich noch erst kennen zu lernen hätten. Es wurde klar, daß sich die strenge empirische, auf dem Boden beobachteter Thatsachen fußende Forschung auch auf die Völker und Stämme ausdehnen lassen würde, und daß somit die Ethnologie den phantasiereichen Zusammenstellungen der philosophirenden Methode fürderhin entzogen und zu einer regelrechten, auf Induction beruhenden Wissenschaft umgewandelt werden könne.

Als um die genante Zeit sich der große Aufschwung der Naturwissen-

schaften vollzog und die Jünger der letzteren in glühender Begeisterung nach einer neuen einheitlichen Weltanschauung rangen, da war es gerade die Wissenschaft von der menschlichen Seele und dem Geist, die Psychologie, welche sich am längsten gegen die inductive Methode wehrte, weil es nicht möglich war, ihr auf dem gewöhnlichen Forschungswege näher zu treten. Jedoch wurde es klar, daß jene kleinen, niedrigen, verachteten Organismen, die primitiven Völker, die Anfangsstadien der Entwickelung des Geistes und der Seele getreulich in sich bewahrten und sie, je nach den äußerlichen Bedingungen und Einflüssen, unter denen diese Zustände sich entwickelt hatten, in verschiedenen Modulationen an sich selbst zum Ausdruck brachten. Somit lag der Gedanke nahe, die Psychologie inductiv zu begründen und zu diesem Zwecke die Völker des Erdballes zu besuchen und bei ihnen alle jene Materialien zu sammeln, welche die Menschenseele überall auf Erden in Form von Vorstellungen geschaffen hat.

Ein Mann vor Allen ist es, der dieses Studium zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat: Adolf Bastian, welcher im Jahre 1851 seine erdumspannenden Reisen begann, die er mit wenig Unterbrechungen bis fast auf die Gegenwart fortgesetzt hat. Rastlos wandert er von Erdtheil zu Erdtheil, von Archipel zu Archipel, mehr als ein Menschenalter hindurch bald auf unsicherem Kiel die Meere durchfurchend, bald in endlosen Ritten durch wasserlose Wüsten, über heiße Länderstrecken oder über hohe schneebedeckte Gebirgsketten die Ursitze früherer menschlicher Cultur erstrebend, bald, als ein halber Staatsgefangener am Hofe des Despoten von Birma mit dem Studium des Buddhismus, dieser wundersamsten aller Religionsauffassungen, beschäftigt, bald wieder in der Südsee die heilige Sage der Polynesier erforschend oder an der Loango-Küste die Vorstellungen über Fetische sammelnd, überall als Retter in der Noth erscheinend, indem er uralte Culturen im letzten Momente ihres Unterganges der Vergessenheit entzieht.

Unentwegt sein hohes Ziel im Auge, so finden wir ihn noch heute, wo er an die Spitze des ersten großen selbständigen Museums, welches den Interessen der Wissenschaft von der Menschheit dient, gestellt ist, des Museums für Völkerkunde zu Berlin. Wie sehr Bastian mit jugendlicher Begeisterung noch heute, als der vielleicht am weitesten gereiste Forscher und als der unbestritten genaueste Kenner der Völker des Erdballes, seiner Lebensaufgabe angehört, davon liefert das Schlußwort eines seiner neuesten Werke einen Beweis. Er sagt: „Nachdem wir auf der Weite ethnologischer Breitung über den Globus alle Wandelungsmöglichkeiten des Menschengedankens in seinen socialen, ästhetischen, religiösen Vorstellungskreisen erschöpft haben, sind wir an die dem Irdischen gewährten Grenzen geistiger Ueberschau gelangt, und können sodann mit mathematischer Bestimmtheit weiter operiren, um bei socialen, ästhetischen, religiösen Fragestellungen — statt wie bisher, zwischen Meinen und Scheinen im Glauben zu schwanken — fortan nach unabänderlich

festen Gesetzen die Grenzlinie zwischen Richtigem und Unrichtigem zu ziehen. Und wann wird dieser durch alles Orakelwort in „Selbsterkenntniß" vorangedeutete Tag des klaren Wissens auf unserem Erdplaneten anbrechen? Ja wann? Bis jetzt ließe sich nur wie von jenem Jünglinge reden: Ihn trieb ein mächtig Hoffen und ein dunkles Zauberwort. Wandre, rief's, der Weg ist offen, immer nach dem Aufgang fort! Und als der hoffnungsvoll ersehnte Strom erreicht: Hin zu einem weiten Meere trieb ihn seiner Wellen Spiel; vor ihm liegt's in öder Leere, näher ist er nicht dem Ziel. Uns hat in der Erkenntniß harmonischer Gesetzlichkeit vor Allem die Befriedigung zu genügen, innerhalb der dem Einzelnen beschiedenen Zeitspanne mitgewirkt zu haben am Menschheitsbau des Kosmos. Und hierzu ist ein Jeder befähigt nicht nur, sondern berufen, wenn rechtschaffen und ganz denjenigen Ansprüchen entsprechend, die innerhalb seiner Sphäre, ob groß ob klein, an ihn gestellt sind." So ertönt seit Jahrzehnten sein Wort, anregend, zur Thätigkeit anfeuernd, ermuthigend; und seine That deckt sich mit dem Wort, denn seine Reisen beschreiben heißt zugleich eine Geschichte der Völkerkunde selbst schreiben.

Wir wußten es wahrlich nicht vor einem Menschenalter, daß, wie sich geologisch Erdschicht auf Erdschicht legt, und wie in unablässigem Austausch und allmählichem Uebergang die unteren theilweise das Material zur Bildung der oberen hergeben und nur noch in einzelnen ausgedehnten Regionen als Baupfeiler früherer Epochen auf uns überkommen sind, daß sich auch ethnisch die eine Cultur und Sprache, eine Religionsanschauung und Sitte auf die andere gelagert hat, indem sie die Wurzeln ihrer Kraft auf den Trümmern ihrer Vorgängerin wachsen ließ; wir ahnten damals nicht, daß an vielen Stellen unseres Erdballes, wo wir heute kaum leserliche und erkennbare Zeichen dieser oder jener Culturanschauung antreffen, in der Tiefe die kostbarsten Schätze ehemals reicher geistiger Entwickelung ruhen, welche aufzudecken und der Welt wiederzuschenken Sache der Forschung ist.

Aber, wie das Menschengeschlecht uns von vornherein einheitlich vom anthropologischen Standpunkte aus entgegentritt, so erscheint es auch ethnisch von Anfang an einheitlich, da wir überall auf Erden dieselben Gedanken und Vorstellungen antreffen.

Nach der Rückkehr von seiner zweiten großen Weltreise wurde Bastian an die Spitze der ethnologischen Abtheilung des Berliner Königlichen Museums gestellt. Fast gleichzeitig fand auch die Begründung der Berliner anthropologischen Gesellschaft statt und zugleich begann bei uns das große Werk der systematischen Erforschung des Menschen. Die Museen enthielten damals noch keine vollständigen, wissenschaftlich geordneten Sammlungen; sie besaßen vielmehr eine Reihe von Raritäten und Curiositäten, welche von fremden Völkern stammten und mehr das Auge und die Schaulust, als den Wissensdrang befriedigten. Die Museumsperiode Bastians begann mit der Aufstellung der bis dahin vorhandenen Bestände der ethnologischen Abtheilung nach Ländern und Welt-

theilen. Alsdann wurde das Hauptgewicht auf die Erwerbung wissenschaftlich-werthvoller Sammlungen gelegt. Jeder Gelehrte, jeder Reisende, welcher zu Forschungszwecken ausging, wurde theils vom Museum direct, theils von dessen Bundesgenossin, der Berliner anthropologischen Gesellschaft, mit den wissenschaftlichen Aufgaben des ethnologischen und anthropologischen Sammelns bekannt gemacht, soweit er es nicht bereits war. Zahlreiche Erwerbungen folgten, eine auf die andere.

Die neue Aera, welche mit Anfang der siebziger Jahre für Deutschland angebrochen war, zeigte ihren bedeutenden Einfluß auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Reisen. Deutschlands Aar breitete seine Schwingen über die fremden Erdtheile aus und die in plötzlicher Machtentfaltung erstandene deutsche Kriegsflotte ließ ihre Wimpel stolz auf allen Meeren wehen. Der Deutsche im Auslande fing an, die bescheidene Zurückgezogenheit, in der er sich früher hatte halten müssen, nicht mehr für durchaus nothwendig zu empfinden, er begann allmählich den mächtigen Schutz zu fühlen, welcher hinter ihm stand, und die anderen Nationen bequemten sich, im internationalen Weltverkehr den Deutschen Beachtung zu schenken. Eine große Anzahl von wissenschaftlichen Reisen wurde bereits im ersten Jahrzehnt des Bestehens des neuen Deutschen Reiches unternommen und mit so glücklichem Erfolge ausgeführt, daß die ethnologischen Sammlungen des Berliner Königlichen Museums, deren Umfang ein volles Jahrhundert hindurch stets derselbe geblieben war und etwa die Zahl von 7000 Nummern erreichte, im Laufe eines einzigen Jahrzehnts sich mehr als dreimal verdoppelte.

Nur zu früh wurde es klar, daß die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten bei Weitem nicht ausreichten, um den ganzen Segen, welcher unablässig herbeiströmte, aufzunehmen, und es wurde der Beschluß gefaßt, ein neues besonderes großes Gebäude, ein eigenes Museum für Völkerkunde in Berlin zu begründen. Während sich die Schöpfung dieses großartigen Neubaues allmählich vollzog, mehrten sich die Sammlungen von Tag zu Tag, zugleich aber fand auch ihre systematische Erweiterung nach wohldurchdachtem Plane statt. Wer erinnert sich nicht der großartigen indischen Sammlung, welche Dr. Jagor nach mehrjährigen unablässigen Bemühungen zusammenbrachte und die dem Berliner Museum einverleibt wurde? Wer gedenkt nicht der ausgezeichneten Sammlung ethnologischer Gegenstände aus der Südsee, welche S. M. S. „Gazelle“ unter Capitän zur See Freiherrn von Schleinitz von ihrer wissenschaftlichen Weltumsegelung mitbrachte? Wer gedenkt nicht der kostbaren ethnologischen Schätze, welche Männer wie Nachtigal, Schweinfurth, Hildebrandt, Pogge, Lenz, Bastian, Güßfeld, Falkenstein u. A. aus Afrika der ethnologischen Sammlung des Berliner Königlichen Museums zuführten, der schönen lehrreichen Sammlung von den Ostiaken Sibiriens, welche Dr. Finsch aus dem fernen eisigen Norden holte, wer nicht der zahlreichen Gegenstände, welche die von der Kaiserlichen

Admiralität besonders dazu ermächtigten und instruirten Offiziere unserer Marine mitgebracht haben, wer endlich nicht der vielen vortrefflichen Sammlungen, welche patriotische Landsleute von uns oft in weiter Ferne, wie Japan, China, Amerika zusammengebracht und nach Berlin gesandt haben?

Parallel mit der ethnologischen Sammlung besaß das Berliner Königliche Museum unter dem Namen „Nordische Abtheilung" eine anthropologische Sammlung, welche gleichfalls unter Bastians Direction stand und von Dr. Alb. Voß, einem unserer kenntnißreichsten und bewährtesten Anthropologen, geleitet wurde. Als in den siebziger Jahren von Seiten des Königlich Preußischen Cultusministeriums die Abtrennung beider Sammlungen vom Königlichen Museum in's Auge gefaßt wurde, war es eine natürliche Consequenz der nahen Verwandtschaft der Anthropologie und Ethnologie, daß man vor Allem die Zweitheilung zu bewahren beschloß. Vor Allem handelte es sich zunächst um die Frage, ob vielleicht ein älteres Gebäude vorhanden sei, welches umfangreich genug war, um die Sammlungen in sich aufzunehmen. Mehrfache Berechnungen, die in dieser Beziehung mit den Räumlichkeiten derartiger Gebäude angestellt wurden, u. A. des Lagerhauses in der Klosterstraße, des ehemaligen Landwirthschaftlichen Museums in der Schützenstraße, ergaben, daß die bereits vorhandenen Sammlungen bei Weitem mehr Raum beanspruchten, als disponibel war. Somit erfolgte der amtliche Beschluß, ein besonderes selbständiges Museumsgebäude zu errichten. Der ursprüngliche Plan ging dahin, dieses Museum auf den ehemaligen Platz der Königlichen Porzellanmanufactur am Halleschen Ufer zu erbauen, nachdem aber der Bauplatz neben dem Kunstgewerbe-Museum, an der Ecke der verlängerten Zimmerstraße und Königgrätzerstraße frei geworden war, weil das für diesen bestimmte Polytechnikum in Charlottenburg erbaut wurde, so wurde vom Herrn Cultusminister diese Stelle, als die bei Weitem geeignetste und wegen der Nachbarschaft des genannten Museums auch überaus günstig gelegene für das neue Museum für Völkerkunde gewählt.

Jedoch die Anlage eines derartigen Staatsinstitutes, für welches kein Vorbild bestand, weil nirgends auf Erden bis dahin ein selbständiges Museum für ethnologische Zwecke errichtet worden war, bereitete keine geringen Sorgen und Mühen. Zunächst wurde im Jahre 1876 Herr Dr. Albert Voß mit Herrn Bauinspector Merzenich beauftragt, die hauptsächlichsten einschlägigen Museen Europas zu besuchen und die dortigen Einrichtungen eingehend zu studiren. So wurden von beiden Herren die Museen in Kopenhagen, Stockholm, Christiania, London, Manchester, Liverpool, Salisbury, Brüssel und Mainz einem gründlichen Studium unterzogen. Unter Zugrundelegung aller dort gemachten Erfahrungen und im Anschluß an die architektonisch nicht gerade sehr günstigen Verhältnisse des genannten Bauplatzes wurde durch Baurath Ende ein neues Project ausgearbeitet und, nachdem dasselbe im Ministerium der öffentlichen Arbeiten festgestellt und die veranschlagten Geldmittel flüssig

gemacht worden, der Bau unter gemeinsamer Leitung des Königlichen Bauinspectors Klutmann und des Bauraths Ende und unter Aufsicht einer dazu eingesetzten Special-Commission in Angriff genommen.

Inzwischen eroberte sich die „Wissenschaft von der Menschheit" immer weitere Kreise, nicht nur der Gebildeten aller Nationen, sondern auch des Volkes. Man gewann allgemein Verständniß sowohl für die Ausgrabungen von Steinbeilen, Broncegeräthen, und Thongefäßen, als auch für die fremden Völkerrassen, deren einzelne Specimina auf Rundreisen durch Europa den Bewohnern der größeren Städte vorgeführt wurden. Von einer Anzahl deutscher Gelehrten wurde ein Buch verfaßt, welches ausführliche Anleitungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen gab, es wurden neue Methoden entdeckt, um den Aufgaben der Anthropologie und Ethnologie beim Aufenthalt in fernen Ländern bestens entsprechen zu können und es zog fast buchstäblich kaum ein einziger Reisender hinaus, welcher nicht, mit Instructionen reichlich versehen, sein Augenmerk unterwegs besonders darauf richtete, für das Museum ethnologisch zu sammeln.

Der Hauptantheil der damaligen Erwerbungen war jedoch der persönlichen Initiative Bastians selbst zuzuschreiben. Nicht nur hatte er, als er im Jahre 1873 durch seine zündenden Aufrufe die Afrikaforschung in Fluß gebracht, eine Reise nach der Loangoküste ausgeführt und dort für die ethnologische Abtheilung eine reiche Collection namentlich schöner Fetischfiguren erworben, sondern er unternahm auch während der Aufstellung des Projectes und während des Aufbaues des Museums für Völkerkunde einige selbständige Reisen für das seiner Leitung unterstehende Institut, da ja Niemand besser als er wußte, wo die ethnologischen Schätze zu haben waren.

Noch unter dem gewaltigen Eindrucke seiner zweiten großen Tour, und in gewohnter Schnelligkeit seine Rückfahrt beschleunigend, erreichte Bastian am 11. August 1880 wieder Berlin, woselbst gerade unter dem Zusammenströmen der hervorragendsten Anthropologen von fast ganz Europa der deutsche Anthropologencongreß abgehalten wurde, wo Nordenskiöld nach seiner Vegafahrt zum ersten Male erschien, wo Schliemann in Gegenwart des Kronprinzen des Deutschen Reiches und seiner Familie über seine berühmten trojanischen Funde Bericht erstattete, und wo eine prähistorische Ausstellung stattfand, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit vielleicht niemals wieder in Deutschland wird zusammengebracht werden können. Es war eine schöne große Zeit, als diese Corona von Männern tagte und in der Eröffnungsrede des Congresses der Vertreter der Staatsregierung, Excellenz von Goßler, mit den Worten schloß: „Lassen Sie mich, meine Herren, die einleitenden begrüßenden Worte schließen mit der Zuversicht, daß das Jahr 1880, welches zum ersten Male die deutsche anthropologische Gesellschaft hier vereinigt findet, nicht zu Ende gehen wird, ohne daß der Grundstein zu einem neuen Tempel ihrer Wissenschaft, zum ethnologischen Museum gelegt werde, und mit der Hoffnung,

daß, wenn der Tempel aufgerichtet ist und seine Schätze in sich aufgenommen hat, Sie in der Erinnerung an die hier froh verlebten Tage gern Ihren Schritt zu des Reiches Hauptstadt zurücklenken werden. Sie werden auch dann herzlich willkommen sein." Unmittelbar nach jener Zeit fand ein schnelles Anwachsen der ethnologischen Sammlungen des Museums statt. Aber die Zahl der Erwerbungen, welche das Staatsinstitut in allerkürzester Zeit machen mußte, trotz der großen Uneigennützigkeit aller Betheiligten, trotz des Patriotismus und der Hingebung edler Männer, war allzu groß, daß selbst der gesteigerte Ausgabeetat des Museums diese ungeheuren Massen auf einmal bewältigen konnte. Und immer mehr brach sich trotzdem die Ueberzeugung Bahn, daß noch sehr viel mehr zu thun sei, daß jede Hülfe, welche gerade zu dieser Zeit der Wissenschaft von irgend einer Seite komme, zehnfachen, hundertfachen Werth besitze, da es sich darum handle, sonst unrettbar Verlorenes noch im letzten höchsten Moment zu retten.

Dank der Erkenntniß dieser Thatsache waren wir bald in der Lage, uns neuer und hervorragender Erfolge zu erfreuen, denn es gelang der Anregung Bastians, eine Anzahl von Männern, deren sonstige Lebensstellung den anthropologisch-ethnologischen Studien fern liegt, zur Begründung eines „Hülfs-Comités zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen für das Berliner Königliche Museum" zu veranlassen. Die Herren Bankier J. Richter in Berlin, A. v. Lecoq, Emil Hecker, Wilh. Maurer, G. v. Bleichröder, v. Weisbach, M. L. Goldberger, Carl Francke, Consul C. Reiß und J. B. Dotti bildeten unter dem Vorsitz des Erstgenannten dieses Comité und schossen zunächst die Mittel vor zu der drittehalbjährigen Reise, welche Capitain J. A. Jacobsen nach British-Columbien und Alaska vom Juli 1881 bis Ende 1883 ausführte und als deren größtes Resultat das Sammeln und Erwerben von 6—7000 ethnographischen Gegenständen zu bezeichnen ist. Nach der Rückkehr von dieser, mit sehr glücklichem Erfolge ausgeführten Expedition wurde derselbe Reisende abermals auf Kosten des Hülfscomités ausgesandt und machte vom Mai 1884 bis dahin 1885 eine Tour durch Rußland, Sibirien, die Amurländer und Sachalin, wobei er abermals eine nach Umständen reiche ethnologische Sammlung erwarb, welche gegenwärtig gleichfalls in den Besitz des Museums für Völkerkunde gelangt ist. Auch noch andere Reisende, u. A. der Südamerika-Reisende Herr Rohde, sowie der beste Kenner der Südsee, J. Kubary wurden vom Comité engagirt, welches das Risiko für die Expeditionen übernahm und auch sonst in jeder Weise sich für die Erwerbung von Sammlungen für das Museum für Völkerkunde thätig erwies, ein Verhalten, welches große Anerkennung verdient, wenngleich die gebrachten Opfer später aus Staatsmitteln großentheils wieder ersetzt wurden.

Einen Beweis von Noblesse gab Dr. Heinrich Schliemann, indem er seine berühmten Funde von Hissarlik dem Deutschen Reiche für ewige Zeiten zum Geschenke und der preußischen Staatsregierung zur Aufbewahrung über-

gab und auch noch in neuester Zeit andere Funde hinzufügte. Nicht minder opferwillig erwiesen sich die Herren Dr. W. Reiß und Dr. Stübel, indem sie die von ihnen auf dem Gräberfelde von Ankon in Peru gemachten Sammlungen, welche namentlich in ausgezeichneten und wohlerhaltenen Mumien in ihrer Originalverpackung bestehen und eine ungemeine Fülle von Kleiderstoffen der seltensten Art in der schönsten Erhaltung darbieten, dem Museum übergaben, und ein mustergültiges Prachtwerk mit mehr als hundert Platten Abbildungen dazu verfaßten, dessen Herstellung die preußische Staatsregierung übernahm. Sämmtliche Reisende, insbesondere diejenigen, welche den schwarzen Erdtheil durchzogen, Dr. Pogge, Wißmann, Wolf, v. François, Paul Reichard u. A., der Südseereisende Dr. Finsch, die Erforscher des Schingustromes in Brasilien, Dr. v. d. Steinen und Dr. Claus, der Weltreisende Dr. Joest, zahlreiche Offiziere der kaiserlichen Marine, zahlreiche Deutsche im Auslande folgten diesen schönen Beispielen. Längst schon waren sämmtliche alten Räume im Königlichen Museum, soweit sie zur Verfügung standen, durch diese Hochfluth herbeiströmender ethnologischer Schätze überfüllt, seit Jahren schon mußte dem Publikum der Zutritt zur ethnographschen Abtheilung versagt werden, jede ankommende Collection fand nur so viel und so lange Platz, bis sie ausgepackt und registrirt war, dann wanderte sie wieder in die Kisten und wurde in den Kellereien aufbewahrt, bis zur Ueberführung in das neue große schöne Gebäude.

Inzwischen stieg der Neubau des Museums in der Königgrätzer Straße stolz und stattlich empor und war mit Beginn des Jahres 1886 so weit vollendet, daß es möglich war, mit den Umzugsarbeiten zu beginnen. Am 18. December 1886 fand die Einweihungsfeier des neueröffneten Museums statt.

Das Gebäude, welches zwölftausend Quadratmeter Stellfläche für Sammlungsschränke enthält, ist mit dem verhältnißmäßig geringen Kostenaufwand von zwei Millionen Mark erbaut worden und besitzt in erster Linie alle Einrichtungen, welche eine Feuersgefahr möglichst verringern können. Es ist demzufolge fast nur aus Stein, Eisen und Glas construirt, jedenfalls sind die Holztheile auf ein Minimum beschränkt; zugleich ist ein feuersicherer Abschluß der Stockwerke unter einander dadurch erzielt worden, daß die Decken der sämmtlichen Räume aus Trägerwellblech bestehen, was allerdings nicht so imponirend wirkt, wie die schönen Decken der Räume des Alten Museums im Lustgarten.

Der Grundriß des Gebäudes wird gebildet durch die im spitzen Winkel zusammenstoßenden Fronten der verlängerten Zimmerstraße und die Königgrätzerstraße. Die spitze Ecke ist in glücklicher Weise dadurch überwunden worden, daß sie in einen stattlichen Rundbau verwandelt ist, an welchen sich die Frontwände in der Flucht beider Straßen anschließen. In diesen Fronten treten uns die Formen italienischer Renaissance entgegen, welche sich im Kuppelbau zu einer reichen Architektur steigern. An das nicht den Kuppel-

bau berührende Ende jeder Façade legt sich senkrecht nach dem Innern des Gebäudes zu ein kleinerer Gebäudeflügel an. Diese beiden Flügel stoßen im stumpfen Winkel auf einander, so daß das Museum einen unregelmäßigen Hofraum umschließt.

Der Eingang befindet sich in dem prächtigen Rundbau. Man betritt durch einen Vorraum schreitend zunächst eine vierzehn Meter im Durchmesser haltende länglich runde Eintrittshalle, deren Flachkuppel ein nach den Entwürfen und Skizzen des Bildhauers und Malers Otto Lessing von Salviati und Co. in Venedig ausgeführtes großes Mosaikbild enthält: In der Mitte dieses Bildes befindet sich die Sonne; dieselbe ist umgeben von den Darstellungen der Planeten, des Thierkreises sowie von allegorischen Figuren, welche Religion, Ackerbau, Industrie, Kunst, Handel ꝛc. veranschaulichen. Von der Eintrittshalle aus gelangt man über einige Stufen in einen kleinen Glashof von vierzehn Meter Höhe, welcher dazu bestimmt ist, größere Skulpturwerke und durch ihre Höhe hervorragende ethnographische Gegenstände aufzunehmen. Die fächerförmige Gestalt dieses Lichthofes ist durch die Verhältnisse des Grundrisses bedingt. Um gleich an dieser Stelle die Beschreibung des Rundbaues zu erledigen, so sei erwähnt, daß sich oberhalb der runden Eintrittshalle die Aula befindet. Der äußere Umgang der Aula ist von einer breiten Gallerie umgeben, die zugleich als Büchermagazin benutzt wird.

Wenden wir uns jetzt noch einmal der Eintrittshalle zu. Von ihrem Mittelpunkt aus erblicken wir die Anordnung der drei Geschosse des Museums, eines Erdgeschosses, welches nur wenige Stufen höher liegt und zweier oberer Stockwerke, zu denen an den Anschlußstellen der beiden Straßenflügel die beiden, in Schmiedeeisen ausgeführten Haupttreppen emporführen. Das ganze Gebäude enthält mehr als dreißig größere und kleinere Saalräume, welche in jedem Geschoß zusammenhängend arrangirt sind, so daß man den Rundgang durch das Stockwerk ausführen kann, gleichviel von welcher Haupttreppe aus man ihn antritt.

Was die Anordnung der Säle betrifft, so besitzen fast sämmtliche Aufstellungsräume beiderseitiges Licht, sowohl nach Außen hin als nach der Hofseite des Gebäudes. Jeder Saal ist mit rothen Fußbodenfliesen, Paneelen von grünen glasirten Kacheln und gelb in der Farbe gehaltenen Wänden versehen. Die in der natürlichen Farbe des Zinks sichtbare Trägerwellblechdecke spannt sich zwischen braun angestrichenen Trägern, deren Unteransicht die Farbe des cuivre poli trägt. In Bezug auf die innere Ausstattung sind die Erfahrungen anderer Museen mit ganz besonderer Sorgfalt benutzt worden. Die Form der Schränke ist ganz neu, sie gestattet eine möglichst ungehinderte Besichtigung jedes einzelnen Gegenstandes. Das Gerippe der Schränke besteht aus Eisen, und ist mit Ausnahme der unteren und hinteren Seite mit Glasscheiben bekleidet. Die Vorderseite der Schränke trägt dreimal drei Scheiben, die jedoch nicht von gleicher Größe sind, sondern deren mittlere Horizontalreihe aus drei größeren Fenstern gebildet wird, so daß gerade die

günstigste Ansichtsstelle sich in gleicher Höhe mit dem menschlichen Auge befindet. Die Befestigung der Gegenstände der Sammlung geschieht auf einem an der Hinterwand jedes Schrankes befindlichen Drahtnetze. Eine besondere Einrichtung gestattet es, die Schränke je nach Wunsch oder Bedürfniß entweder in ihrer ganzen Tiefe zu benutzen, oder sie sowohl der Länge als auch der Quere nach in zwei Hälften zu verwenden. Es ist ferner noch im Museum eine besondere Sorte von Pultschränken mit großen Holzuntersätzen vorhanden, welche zur Aufnahme des zu Studienzwecken nöthigen Materials dienen.

Treten wir einen Rundgang durch das Gebäude an: Das von der Eingangshalle nicht zugängliche Souterrain enthält Wohnungen für die Hausbeamten, ein Laboratorium, Dienstzimmer, Anstalten für Conservirung und Präparirung der Sammlungsgegenstände, Magazine, Auspackungsräume, Werkstätten, die große Heizanlage für das ganze Museum, die Anlage für den hydraulischen Fahrstuhl, welcher bis in sämmtliche Etagen hinauf die Kisten mit Sammlungsgegenständen zu schaffen vermag. Der rings vom Gebäude umschlossene freundliche Hofraum würde eine unregelmäßig viereckige Gestalt besitzen, da sich an zwei gegenüberliegenden Kanten ein stumpfer Winkel und ein spitzer Winkel, an den beiden anderen zwei rechte Winkel befinden. Aber man hat den spitzen Winkel durch den oben erwähnten kleinen Glashof hinter der Eintrittshalle kreisbogenförmig abgeschnitten, so daß der Hof nunmehr eine fünfeckige Gestalt besitzt.

Die Vertheilung der Sammlungen ist in der Art erfolgt, daß die große Zweitheilung in ein anthropologisches und ein ethnologisches Museum beibehalten ist, so zwar, daß das Erdgeschoß fast ausschließlich anthropologische Gegenstände enthält. Der erste Saal vom Glashof links, also der Saal an der Straßenfront der verlängerten Zimmerstraße enthält die Alterthümer der Mark Brandenburg. In einem kleineren Ecksaal dahinter werden die Gold- und Silberfunde aufbewahrt, während in den sich daran anschließenden beiden größeren Sälen die prähistorischen Alterthümer des übrigen Deutschlands sowie der anderen europäischen Länder Platz finden werden. Der darauf folgende Saal enthält Gegenstände aus Japan, China ꝛc., welche durch Kunstinteresse hervorragende Bedeutung besitzen. Es schließt sich hieran der Gebäudeflügel an der Königgrätzerstraße. Derselbe enthält im Erdgeschoß zwei Säle, die das Trojanische Museum Schliemann aufgenommen haben. Die beiden oberen Stockwerke sind für die ethnologischen Sammlungen bestimmt, welche gegenwärtig bereits nahezu an hundderttausend Nummern umfassen, so daß schwerlich irgend ein Museum der Welt auf diesem Gebiete mehr besitzt. Was aber diesen Schätzen noch besonderen Werth verleiht, ist der Umstand, daß sie überwiegend aus wissenschaftlich höchst werthvollen Gegenständen bestehen. Beginnend mit dem ersten Stockwerk, finden wir in dem Flügel an der Königgrätzerstraße, also unmittelbar über dem Schliemann'schen Museum, die Sammlungen aus Nordamerika, in dem darauf folgenden Ecksaal diejenigen aus Australien und in

den übrigen Räumen die reichen Collectionen aus dem indischen Archipel und aus Afrika aufgestellt. Das zweite Stockwerk wird die bedeutenden indischen Sammlungen des Museums, speciell diejenigen des Dr. Jagor und diejenigen des verstorbenen Dr. Riebeck enthalten.

Auf diese Fülle wissenschaftlichen Materiales haben wir unsere ganze Hoffnung gesetzt bezüglich der Wissenschaft von der Menschheit. Wenn wir auch heut noch nicht berechtigt sind, ein vorgreifendes Urtheil zu fällen über die Resultate, zu denen die künftige Forschung auf Grund dieses Studienmateriales gelangen wird, so können wir doch, gestützt auf die bisherigen Arbeiten und Untersuchungen der getreuen Freundin des Museums, der anthropologischen Gesellschaft, schon einen kurzen Ueberblick wagen: in großen Zügen liegt hier die Entwickelung des Menschen nicht nur unserer Heimat, sondern des ganzen Menschengeschlechtes vor uns.

Es lebt vor unserem geistigen Auge jene Zeitperiode wieder auf, in welcher von vielen Gebirgen Europas die Gletscher herabkamen bis auf die Ebene und große Länderstrecken zwischen ihre Ausdehnungsgebiete einschlossen. Alles was bis dahin an thierischen und pflanzlichen Organismen in jenen Gefilden gelebt und sich in dem noch verhältnißmäßig warmen Klima jener Periode entwickelt hatte, wurde durch die sich allmählich aufthürmenden Gletscher, welche die Communicationswege nach Außen hin verschlossen, einem zwar langsamen, aber mit unwiderstehlicher Gewalt eintretenden Klimawechsel unterzogen, dessen Dauer vielleicht viele tausend Jahre umfaßte, dessen Wirkung aber immer nach der einen Richtung hin sich zeigte.

Auf das allmähliche Sinken der Temperatur folgte späterhin ein eben so allmähliches Wiederanwachsen derselben, da die Vergletscherung langsam und stetig wieder abnahm und der Rand der Eisfelder sich nach und nach verkleinerte und die Gipfel der Eismassen niedriger wurden. Zu dieser Zeit treffen wir bei uns in Deutschland zum ersten Male sichere Spuren des Menschen an, und zwar nicht eines thierähnlichen Menschen oder eines menschenähnlichen Thieres von niederem Rassentypus, sondern eines Menschen, der im ruhigen Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften, unter Benutzung der von ihm erfundenen Waffen und Fanggeräthe mit den Thieren der Wildniß um die Herrschaft des Landes kämpft und zur Befriedigung seines leiblichen Bedürfnisses sich durch deren Fleisch sättigt, ebenso wie an den Früchten und Beeren, die ihm die Pflanzenwelt bot. Es ist kein scheuer furchtsamer flüchtiger Wilder, dieser erste nachweisbare Mensch, sondern ein Eroberer, ein Herrscher über die umgebende Natur, der im harten Kampf um's Leben Kraft und Muth erlangt hat und mit Klugheit versehen ist, durch welche er dasjenige, was ihm an Macht abgeht, zu ersetzen versteht.

Er kennt das Kunststück, Feuer anzumachen, denn wir finden heute noch in den Resten von Kohle die Ueberbleibsel seiner Herd- und Lagerstellen; er bearbeitet auch bereits den Stein, indem er ihm eine axtähnliche oder keilähnliche Gestalt zu geben versteht. Diese Bearbeitung des Steines zu Stein-

beilen und rohen Steinäxten ist übrigens eine Erfindung, welche nicht ganz leicht zu machen gewesen ist, denn ich darf wohl daran erinnern, daß es den Anthropologen bis in die neueste Zeit hinein nicht möglich gewesen ist, trotz der vielen Tausende von Steinbeilen, die aufgefunden sind und als Vorlagen dienen konnten, diese Technik nachzuerfinden. Man glaubte immer, daß der Stein durch einen anderen Stein und auf einem dritten als Unterlage mit Schlägen bearbeitet werden müßte, deshalb nannte man die älteste Periode auch diejenige der „geschlagenen" Steine. Als vor einigen Jahren ein Trupp nordamerikanischer Indianer in Deutschland vorgeführt wurde, veranlaßte man diese Leute, in dem Glauben, sie müßten die Bearbeitung der Feuersteine verstehen, Pfeilspitzen u. A. m. herzustellen. Die guten Seelen, in der Erwartung, daß die Ausführung diese Aufgabe durch einen gewinnbringenden Absatz der Pfeilspitzen belohnt werden würde, machten sich auch daran und hämmerten mit ihren eisernen Tomahawks unverdrossen auf die Feuersteinknollen los, die ihnen körbeweis zugeschleppt wurden. Es gelang ihnen auch, Gebilde zu Stande zu bringen, die mit echten prähistorischen Pfeilspitzen so viel Aehnlichkeit besaßen, wie etwa der Gorilla mit dem Menschen. In Wahrheit hatten diese Indianer aber niemals einen Stein künstlich bearbeiten sehen. Später kamen die Feuerländer zu uns nach Europa und zeigten uns, daß sie die Sache besser verstanden, indem sie die Steine nicht schlugen, sondern die muscheligen Splitter durch starken Druck mit einem gegen die Steinkante gehaltenen harten Knochen abspalteten. Nun wußten wir mit einem Male, wie es gemacht werden mußte, und konnten es sofort nachahmen.

Es soll an dieser Stelle nicht die oft gemachte Beschreibung der Entwickelung des Menschen durch alle Stadien der Prähistorie hindurch wiederholt werden. Die Funde lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Mensch mit den Thieren der Diluvialzeit einen für ihn erfolgreichen Kampf bestanden hat, daß er seine Nahrung aus dem Thier- und Pflanzenreiche nahm, daß er allmählich Hausthiere zähmen, Wohnungen bauen, Kleidungen verfertigen lernte und daß er durch die zunehmende Cultur immer mehr verzärtelt wurde, bis in die neueste Zeit hinein, in welcher wir ihn fast mit seiner ganzen Lebensweise von seiner Cultur abhängig sehen. Es spricht für die Unverwüstlichkeit der menschlichen Rasse, wenn wir an ihr bis jetzt so gut wie gar keine Umbildung durch die Cultur wahrnehmen können,

Die ethnologischen Funde und Objecte, welche für unsere Beurtheilung der Naturvölker den vollen Werth schriftlicher Urkunden und Documente besitzen, zeigen uns, daß sich überall auf Erden die Entwickelung der primitiven Stämme in gleicher oder ähnlicher Weise vollzogen hat oder vollzieht und daß diese Entwickelung, merkwürdig genug, übereinstimmt mit derjenigen der ältesten Menschen aus der Eiszeit. Da finden wir noch heute den Gebrauch derselben Steinbeile und Pfeilspitzen, die Verwendung der Metalle zu Schmuck und Waffen, der Knochen zu Pfeilen und Speeren, zu Nadeln und Harpunen,

wie ehemals in der allerersten prähistorischen Periode. Es ist deshalb auch kein Grund vorhanden, uns unsere menschlichen Urahnen irgendwie anders vorzustellen, als die gegenwärtigen sogenannten Wilden. Wilde in dem Sinne, wie man sich dieselben noch bis vor Kurzem vorstellte, giebt es wohl überhaupt nicht mehr auf Erden; die Lebensweise jedes, auch des uncivilisirtesten Stammes bewegt sich innerhalb gewisser Rechtsbegriffe, für welche der Ausdruck Wildheit nicht richtig sein dürfte. Wollen wir die wahrhaft Wilden finden, so mögen wir sie vielmehr unter dem Verbrecherthum der Cultur suchen. Der Kannibalismus, jener nach unseren Begriffen fürchterliche Schandfleck eines sehr großen Theiles der heute lebenden Menschheit, ist durchaus kein nothwendiger oder factischer Beweis für Wildheit und Rohheit, er kann vielmehr, wie an vielen Stellen, wo er erhalten ist, in Centralafrika, in der Südsee ꝛc. als Zeichen religiöser Ceremonie und dergl. m. aufgefaßt werden und geht oft mit verhältnißmäßig hochentwickelter Cultur Hand in Hand.

Die Völkersagen, die Berichte über die Sitten und Gebräuche der primitiven Stämme und die ethnologischen Sammlungen bestätigen es, daß überall auf Erden in der menschlichen Gesellschaft eine gewisse Reihe von Gedanken und Vorstellungen übereinstimmend entstanden sind; und daß die Mehrzahl der ethnischen Verschiedenheiten durch locale Verhältnisse, unter welchen sie in Kraft treten, bedingt werden. Es hat sich gefunden, daß den ethnischen Verschiedenheiten, wenn man sie analysirt, durchgehende Elementargedanken zu Grunde liegen. Nehmen wir beispielsweise den Begriff, welcher durch das Wort „Waffe" ausgedrückt wird, zum Vergleichsobject. Die primärste Waffe ist die Wurfkeule, die wir an weit auf der Erde entfernten Punkten, beispielsweise in Südafrika, Australien und auf Fiji finden. Die fortschreitende Erfindung machte daraus den auch aus der Entfernung, aber mit mehr Sicherheit wirkenden Wurfspieß, der gleichfalls fast überall auf Erden verbreitet ist. Um den Wurf zu verstärken, gebrauchte man abermals Verbesserungen und erfand so den Bogen, als dessen Vorläufer wir das heut noch bei den Eskimos und in Australien vorkommende Wurfbrett zu betrachten haben. Jeder Gedanke, daß ein Austausch dieser Erfindungen über die ganze Erdoberfläche hin dermaleinst stattgefunden hat, ist durchaus abzuweisen; denn sonst müßte sich dieser Austausch sehr oft und noch bis in ziemlich späte Zeit hinein wiederholt haben.

Mit den Vertheidigungswaffen verhält es sich ähnlich, wie mit den Angriffswaffen: Zunächst finden wir als das ursprünglichste, über die ganze Erde verbreitete den kleinen Parirschild, welcher den Speer abzuwehren hat; später erst, wenn man sich gegen einen vergifteten Pfeil zu schützen hat, macht man hieraus den großen Schild, hinter dem sich ein ganzer Mann verbergen kann, wie dies die Kaffern gegen die Buschleute thun. Aehnliche Bedingungen, die durch die localen Verhältnisse hervorgerufen werden, haben auch die Verschiedenheiten in der Kleidung, den Nahrungsmitteln, Jagdgeräthen u. A. erzeugt. Das Feueranmachen ist auch zu erwähnen; es wird

fast bei allen Naturvölkern durch Reiben zweier Hölzer oder durch Drillen ausgeführt. Die Schwierigkeit des Feuermachens ist vielleicht Ursache gewesen, daß bei gewissen Stämmen die Einrichtung des Conservirens des Feuers besteht. Bei den Damara ist dies derartig organisirt, daß das Feuer vor dem Häuptlingszelt durch ein Mädchen, meist die Tochter des Häuptlings, glimmend unterhalten wird, und daß diese das Amt hat, das Feuer von Lagerplatz zu Lagerplatz zu tragen, wenn der Stamm weiter wandert. Wir haben hier eine ähnliche Institution wie diejenige der Vestalinnen in Rom und der Sonnenjungfrauen in Peru.

Eine von Sibirien bis nach Australien verbreitete Sitte ist das Heilen von Krankheiten dadurch, daß der Schamane oder Arzt die Krankheit aussaugt. Es liegt dieser Procedur die Auffassung der Naturvölker zu Grunde, daß Tod oder Kranksein eigentlich nichts Natürliches seien, sondern daß, wo sie sich ereignen, ein böser Zauberer von Außen her sie in den Körper des Menschen hineingebracht hat. Das Herausschaffen des Uebels geschieht demgemäß durch Saugen. Es sind dies nur einige wenige Beispiele dafür, in wie weit durch die ethnologischen Sammlungen es späterhin einmal möglich sein wird, die großen Räthsel der allmählichen Entwickelung des Menschengeschlechtes und seiner geistigen Vorstellungen der Lösung näher zu führen.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung angelangt: Wir haben den Strom der Menschheit mit Hülfe der Wissenschaft vom Menschen sowie der anthropologischen und ethnologischen Forschungen rückwärts zu verfolgen versucht, bis zu seiner entferntesten erkennbaren Stelle. Wir sehen, daß er aus einer tiefen dunklen Kluft stark und breit hervorfluthet, und daß die Sedimente, welche er ablagert — die Fundobjecte — zu allen Zeiten und an allen Stellen von gleicher ursprünglicher Beschaffenheit sind. *Einheitlich tritt uns das Menschengeschlecht entgegen!*

Welt-Kritik.

Von

Isolde Kurz.

— Florenz. —

Als Gott der Herr im Schöpfungsdrang
Sich aufschwang zur Gestaltung,
Und Werk um Werk sich ihm entrang
In mächtiger Entfaltung,
Schon neigte sich der sechste Tag,
Da holt' er aus zum großen Schlag,
Es lag die Schöpfung fertig,
Des letzten Strichs gewärtig.
Die Engel standen da zu Hauf
Und sperrten Mund und Augen auf.
Zuletzt kam auch der Satan
Und sah die große That an.
Er sah sie scheelen Angesichts,
Denn selber schaffen konnt' er nichts,
Doch wußt' er Alles besser
Und sprach wie ein Professor.
Den sah der Herr und rief ihn gleich:
„Du hellster Kopf in meinem Reich,
Schau, was ich unternommen;
Dein Urtheil soll mir frommen."
Der Satan spricht und neigt sich tief:
„Ich hielt Euch stets für productiv;
Doch habt Ihr nun mein Hoffen
Noch weitaus übertroffen.
Die Erde saust in Kugelform
So hin durch Raum und Zeiten:
Herr, dieser Einfall war enorm;
Wer wollt' Euch das bestreiten!
Dann nahmt Ihr selbst Euch zum Modell
Und formtet aus dem Thone schnell
Die staubgenährten Leiblein,
Als Männlein und als Weiblein.
Doch, wenn die Frage Euch genehm:
Was ist der Sinn von alledem?"
Der Herr sprach voll Geschäftigkeit:
„Zum Denken fehlt mir jetzt die Zeit;
Jetzt laß mich nur gewähren;
Hernach magst Du's erklären."
Und Jener drauf: „Den Weltenplan,
So wie Ihr ihn skizziret,
Schaut erst von vorn und hinten an,
Eh' Ihr ihn weiter führet.
Ich will Euch gleich mein Augenglas
Zur nähern Prüfung holen,
Auch mein ästhetisch Ellenmaß
Sei wärmstens Euch empfohlen.

Und nun betrachtets kritisch,
Synthetisch, analytisch.
Ihr habt den klassisch großen Stil,
Doch miss' ich schwer die Einheit;
Euch fehlt das strengre Kunstgefühl
Für Maß und Formenreinheit,
Ihr stürzt vom Idealen
Kopfüber zum Trivialen.
Dies Uebermaß von Phantasie,
Wer möcht' es Euch verübeln?
Ein jugendliches Kraftgenie
Befaßt sich schwer mit Grübeln.
Drum laß' ich die Aesthetik
Und spreche nur von Ethik.
Das Eine, Herr, verletzt mich tief:
Um die Moral, da steht es schief.
Hier bin ich unerbittlich:
Der Autor wirke sittlich!"

Als Gott der Herr das Wort vernahm,
Ward ihm das Ding zuwider,
Es sanken ihm vor Zorn und Gram
Die Schöpferarme nieder,
Und unter'm besten Schaffen
Thät ihm der Geist erschlaffen.
Da kocht ihm mächtig der Verdruß;
Er nahm den armen Kritikus
Und schleudert ihn kopfüber
In leeren Raum hinüber.
Doch an der jungen Schöpfungswelt
War ihm die Freude arg vergällt;
Dreht mit verdrossnen Blicken
Dem ganzen Ding den Rücken,
Schloß sich in seine Himmel ein
Und ließ fortan das Schaffen sein.

Die Welt indeß, sie weiß nicht wie,
Kreist hin durch die Aeonen;
Ein mächtiges Fragment ist sie
Voll großer Intentionen.
Daß sie nicht fertig worden,
Das drückt sie aller Orten.
Ein Wörtlein summt ihr stets in's Ohr,
Es schwebt ihr wie im Traume vor,
Daß sie zu höhern Stufen
Der Schöpfer einst berufen.
Doch wie sie sich auch quält und müht,
Ihr Urbild sondergleichen,
Wie es des Schöpfers Brust durchglüht,
Sie kann es nie erreichen.
Und heimlich immer sehnt sie sich
Nach jenem letzten Pinselstrich.

Zu seinem Vater spricht der Sohn:
„Ich kann's nicht länger tragen,
Seh' ich herab vom Weltenthron
Der Menschheit Noth und Plagen.
Wie hülflos ganz, wie arm und blind
Die Kinder Deiner Liebe sind!
Was hast Du ihnen Leben
Und weiter nichts gegeben?
Ach wie sie schrein nach Deinem Licht
Mit Beten und mit Fluchen,
Du wendest ab Dein Angesicht,
Läßt sie im Finstern suchen.
Gabst ihnen Triebe zügellos
Und zürnst, wenn sie sie stillen;
Du lenkst von Urbeginn ihr Loos
Und nennst es „freien Willen."
Du stößt in's Leben sie hinein
Umringst sie mit Beschwerden;
Dann übergiebst Du sie der Pein
Und läßt sie schuldig werden."
Der Vater lächelt, sinnt und spricht:
„Dein Sprüchlein klang so neu mir nicht.
Auch kenn ich wohl den Frommen,
Von dem Du's hergenommen.
Ich bin nicht fühllos, wie Du denkst,
Und könnt' ich helfen, that ich's längst.
In meinen Schöpferwehen,
Da hatt' ich's wohl gesehen,
Der Menschheit gottgeträumtes Bild;
Es lag in Strichen roh und wild
Erst formlos angegeben,
Doch schon genährt von Leben.
Ja, vor dem Urbild groß und reich
Erschien der Engel Antlitz bleich.
Da eben kam der Teufel
Und regte mir die Zweifel.
Er löschte meines Busens Brand
Mit Eimern Wassers, der Pedant.
Wie ward die Seele mir verzagt,
Ich wurde klein und kleiner;
Sein Sturz, von dem er immer klagt,
War schwerer nicht als meiner.
Ich stand ernüchtert und erschreckt,
Wie aus dem Wandeltraum geweckt.

Zum Teufel war das Feuer,
Und was so groß und theuer,
Das schien mir klein und jämmerlich.
Die goldene Vision entwich!
Wo ist sie hin? Vergebens
Regst Du den Quell des Lebens.
Ach, in der Elemente Heer
Ein Salzkorn minder oder mehr,
Ein Hauch, ein Nichts, ein Ungefähr,
So war die Welt vollkommen!
Doch nun, was soll ihr frommen?
Ich kann, wie mich ihr Weh durchzückt,
Den Schuh nicht weiten, der sie drückt.
Wie heißt die Kraft, o nenne sie,
Durch die sich löst in Harmonie
Das wirre Weltgetriebe?"
Da spricht der Sohn: „Die Liebe!"
Der Vater lächelt milde
Nach seinem Ebenbilde:
„Daß klüger doch zu jeder Frist
Das Küchlein als die Henne ist!
Glaubst Du, ihr Loos zu wenden,
So magst es Du vollenden.
Und daß Du gleich Dein Werk beginnst,
Sei Urlaub Dir bewilligt,
Und Alles, was Du sinnst und spinnst,
Im Voraus ist's gebilligt.
Nun geh hinab und wirke Du,
Sonst läßt der Drang Dir keine Ruh!"
Wie da die rührungsfeuchten
Gott-Sohnes-Augen leuchten!
„Ich will ertragen jede Last,
Will in den Windeln weinen,
Und sehn, wie Du gebettet hast
Die Brüder, meine kleinen.
Will dulden Leid und Ungemach,
Will sühnen, was die Welt verbrach,
Und will für sie mit Freuden
Den bittern Tod erleiden.
An meinem Beispiel allerwärts
Erwarmen soll ihr starres Herz,
Und aus Nachahmungstriebe
Erlernen sie die Liebe.
Dann beut das Lamm sich ohne Scheu
Dem Löwen selbst zum Fraße;
Das blut'ge Mahl verschmäht der Leu,
Nährt sich von Heu und Grase.
Dann wird der Böse länger nicht
Mit seinem Siege prahlen,
Dann wird der Menschheit Angesicht
Die Engel überstrahlen.
Dann wird der Platz für Groß und Klein
Und Gottes Reich auf Erden sein!"
Der Vater brummt in seinen Bart:
„Ich fürchte, Art läßt nicht von Art.
Fahr hin, Du junger Schwärmer;
Du kehrst an Hoffnung ärmer!"

Und als er nun am Kreuze hing
Wohl um die neunte Stunde,
Sein göttlich Auge überging,
Es quoll die Todeswunde.
„O Erde, meine süße Braut,
Um die ich sterbend werbe,
Daß noch mein irdisch Auge schaut
Dein reiches Friedenserbe!
Es sei mein Blut, das ich vergoß,
Das letzte, das hienieden floß!
Ihr, meine Brüder insgesammt,
Und Schwestern, mir so theuer,
Der Staub, der Eurem Staub entstammt,
Der Geist, der auf zum Vater flammt,
Sind Euer, Euer, Euer!"
Und wieder saßen sie im Glanz,
Die Allmacht auf dem Throne,
Die Liebe mit dem Dornenkranz,
Der Geist mit seinem Taubenschwanz,
Der Vater mit dem Sohne
In Einer Strahlenkrone.
Der Alte hielt den Guten warm,
Den heimgekehrten Sohn im Arm,
Dem, noch umwölkt von Erdengram,
Das Himmelslicht den Blick benahm.
„Genieß den Ruhm, den Du erwarbst,
Und freu Dich Deiner Sendung:
Hier sieh die Welt, für die Du starbst,
Im Glanze der Vollendung!"
Wie ward des Sohnes Wange bleich!
Es reut ihn fast die Mühe.
Da schwamm der alte Sauerteig
In seiner alten Brühe;
Recht wie ein Nebel, wenn er schwand,
Das Wetter läßt, wie er es fand.
Der Löwe würgte noch das Lamm,
Kein Friede war zu spüren,
Da war das Holz vom Kreuzesstamm

Nur gut, den Brand zu schüren.
Noch war der Erde bestes Theil
Um dreißig Silberlinge feil.
Da quoll auf's Neu des Heilands Blut,
Aufsprangen seine Wunden,
So übel war ihm nicht zu Muth,
Als er an's Kreuz gebunden,
Und an des Vaters Busen dicht
Barg er sein weinend Angesicht.
Der Herr, der seinen Kummer fühlt,
Spricht: „Bös hat man Dir mitgespielt,
Doch mit dem Oel der Gnade
Macht man das Krumm nicht grade.
Mein Sohn, nicht länger sei's vertuscht:
Das Werk ist hoffnungslos verpfuscht.
Willst Du die Welt vom Bösen,
Mußt sie von sich erlösen.
Und willst Du wissen, was ihr noth?
Die Arzenei, sie heißt — der Tod.
Und nun, mit meiner Macht betraut,
Fahr hin auf Sturmes Schwingen,
Und künde mit des Donners Laut
Erlösung, die wir bringen.
Entfess'le aller Ströme Lauf
Und zieh des Meeres Schleußen auf,
Dann binde in der Erde Schooß
Des Feuers dunklen Urstrom los,
Und laß die Elemente walten;
Den Menschen gieb in ihre Macht,
Wenn er als Knechte sie gehalten:
Sie haben's längst ihm zugedacht.
Laß sie mit Sprühn und Zischen
Des Lebens Spur verwischen,
Dann laß sie wüthend sich im Kampf
Eins gegen's Andre kehren,
Bis sie in Asche, Qualm und Dampf
Sich fressend selbst verzehren.
Der letzte Funke sei versprüht,
Das All verstummt und ausgeglüht,
Von aller Noth des Seins entkettet!
Auf weichen Flaum des Nichts gebettet!
Posaunenengel, schwebt heran,
Nehmt Eure Kraft zusammen,
Stimmt mir das Dies irae an
Und steckt die Welt in Flammen!"
Gesagt, gethan! Es bebt der Thron,
Wo sie dreieinig saßen,
Der Geist, der Vater und der Sohn;
So schrecklich war das Blasen.
Da hebt der Geist den Kopf empor,
Der unterm Flügel steckte,
Erstaunt, daß ihn der Weltrumor
Aus der Betrachtung schreckte.
Denn weil die Zeituhr leise tickt,
War er ein wenig eingenickt.
„Was habt Ihr mich im Schlaf gestört?
Was soll der Lärmen, Kinder?
Ich wette, wenn Ihr mich erst hört,
So urtheilt Ihr gelinder.
Ich zeig' es Euch durch Logik fein:
Was ist, das muß vernünftig sein.
Zwar mir verdarb es nie die Ruh',
Das jähe Schöpfungsfieber;
Auch sah ich mit Bedenken zu,
Wie Du Dich mühtest, Lieber.
Dies Uhrwerk, das nie richtig geht,
Nicht konnt' ich's ganz verstehen.
Doch weil, was nun so lang sich dreht,
Beweist, daß es zu Recht besteht,
So mag sich's weiter drehen.
Was heut sich auf die Köpfe stellt,
Fällt morgen auf die Füße,
Es decken sich im Lauf der Welt
Das Saure und das Süße.
Was schön und häßlich, gut und schlecht,
Es fließt aus Einem Bronnen:
Kaum unterscheidet Ihr es recht,
So ist's in Eins zerronnen.
Die Schlange beißt sich in den Schwanz
Und der zerrissne Reif wird ganz.
Das Nichts, es klingt so hübsch in's Ohr:
Könnt' ich den Sinn nur lösen!
Drum halt' ich's lieber nach wie vor
Mit den bekannten Größen.
Habt Ihr das All zerschlagen,
Müßt mit dem Nichts Euch plagen.
Hört meinen Rath geduldig an:
Ihr könnt's nicht corrigiren,
So thut, was Ihr bisher gethan;
Wozu sich echauffiren?
Das ungereimte Weltgedicht —
Nehmt's wie es ist, und krittelt nicht!

Die Geschichte der Todesstrafe.

Von

A. Brückner.

— Dorpat. —

I.

Seit Jahrzehnten ist die Discussion über die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe im Flusse. Die Acten derselben sind nicht geschlossen. Wann dieses geschehen werde, läßt sich nicht bestimmen. Ueber das zu erwartende Ergebniß lauten die Meinungen verschieden.

Mit großer Zuversicht reden Einige von der unfehlbar bevorstehenden endgültigen Beseitigung dieses Strafmittels, während Andere das Gegentheil behaupten. So bemerkt Al. von Oettingen in seiner „Moralstatistik": „Der Todesstrafe ist das Todesurtheil nicht gesprochen. Das Schaffot wird erst bei dem Untergange des Menschengeschlechts — leider Gottes — fallen können und dürfen."*) Im Gegensatze dazu prophezeiht K. Hase: „Es wird eine Zeit kommen, da man erzählen wird von der Barbarei, welche meinte Gott einen Dienst damit zu thun, daß die Gesetze Menschenblut vergossen. In ähnlichem Sinne haben sich z. B. K. T. Welcker, V. Hugo u. A. ausgesprochen. Sehr kategorisch erklärte der Justizminister Märcker in der preußischen Nationalversammlung: „Man hält es für einen zu großen Sprung, wenn wir jetzt mit einem Male die Todesstrafe gänzlich aufheben; ich bin vielmehr der Meinung, daß wir nur noch einen kleinen Schritt zu diesem Ziele zu machen haben."**)

---

*) Moralstatistik. Erlangen. 2. Auflage. S. 677.

**) Hetzel, Geschichte der Todesstrafe, Berlin, 1870, S. 306, 215.

Sollte es nicht möglich sein jetzt schon zu entscheiden, wer Recht behalten werde?

Die Erörterung von Rechtsbegriffen in dem Kampfe für oder gegen die Todesstrafe, der Hinweis auf allgemeine angeblich zu allen Zeiten geltende ethische Grundsätze, das mehr oder minder subjective Verhalten liberaler Politiker einerseits, conservativer Theologen andererseits, — alles dieses dürfte nicht dazu geeignet sein, das Maß der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, daß der Streit über die Todesstrafe in dem einen oder in dem andern Sinne seinen Abschluß finden werde. Dagegen erscheint es lehrreicher, den Gegenstand geschichtlich zu behandeln. Kann die dogmatische Debatte in dieser Frage keine objective Klarheit schaffen, so mag der Hinweis auf die lange Reihe der auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen vielleicht ein sichereres Ergebniß liefern. Eine zusammenfassende historische Betrachtung ist im Stande über das in der Zukunft zu Erwartende Auskunft zu geben, aus dem Woher auf das Wohin zu schließen, wie man wohl aus der Beobachtung der von einem Himmelskörper durchmessenen Bahn seine in Zukunft zu erwartende Bewegung ermitteln kann. Auf die Exactheit des Astronomen wird der Historiker verzichten müssen; am wenigsten wird der letztere bei der Bestimmung des Zeitmaßes, in welchem eine Veränderung auf historischem Gebiete erwartet werden kann, es an Genauigkeit mit dem Naturforscher aufnehmen dürfen. Wenn aber aus einer langen Reihe historischer Vorgänge und Entwickelungen mit genügender Wahrscheinlichkeit auf die Richtung geschlossen werden kann, in welcher muthmaßlich sich auch in der Folgezeit die Ereignisse vollziehen werden, so ist auch damit schon sehr viel gewonnen.

Es genügt nicht der Behauptung, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, dem Zweifel an einem Fortschritt in der Geschichte, der Negation der Perfectibilität der Menschheit auch auf ethischem Gebiete — ein bloßes „e pur si muove“ entgegenzusetzen. An die Stelle einer bloßen Annahme von einer Stabilität, von einem Kreislauf oder von einem Fortschritt im Leben der Menschheit muß die wissenschaftliche Begründung, die historische Beweisführung treten. Die zusammenfassende Geschichtsbetrachtung, die Massenbeobachtung, die Vergleichung der verschiedenen Entwickelungsphasen der Menschheit untereinander ist wohl im Stande, die Evidenz des Fortschritts klarzustellen.

Ein solcher vollzieht sich auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Betrachtet man die Geschichte der Todesstrafe in ihren Hauptmomenten, sowohl die Praxis derselben als auch die Discussion über dieselbe, so gelangt man zu folgenden Ergebnissen:

1) Die Geschichte der Todesstrafe ist in ihren späteren Phasen im Wesentlichen eine Geschichte der Abschaffung der Todesstrafe.

2) Der Proceß der Abschaffung der Todesstrafe ist so weit gediehen,

daß bis zu der völligen Beseitigung dieses Strafmittels nur noch ein kleiner Schritt übrig bleibt.

Betrachten wir zunächst die Geschichte der Praxis der Todesstrafe, so ergeben sich folgende Thatsachenreihen, über deren Richtung kein Zweifel bestehen kann.

II.

Der Maßstab für den Werth des Menschenlebens ändert sich mit der Culturstufe. Wir haben Mühe uns eine Vorstellung zu machen von solchen Verhältnissen, in denen Massenhinrichtungen stattfinden, ohne daß überhaupt ein Vergehen, geschweige denn ein Verbrechen vorausgegangen wäre.

Dieses ist überall da der Fall gewesen, wo Menschenopfer üblich waren, wie etwa in Mexiko zur Zeit der Eroberung dieses Landes durch die Spanier oder im Negerstaate Dahomey u. s. w. Solche Frevel führen uns in eine Welt, deren Sittlichkeit uns völlig fremd ist. Die Fortdauer derartiger Gräuel eine lange, unabsehbare Reihe von Generationen hindurch ist durch die Ungunst der Verhältnisse zu erklären, welche die Wirkung historischer Momente beschränken oder völlig hindern. Von ähnlichen Hinrichtungen, ohne daß dabei von einer eigentlichen Todesstrafe die Rede sein könnte, berichtet die älteste Geschichte der europäischen Völker, der Germanen, Slaven u. s. w.

So ist denn zu gewissen Zeiten die Tödtung von Menschen aus religiösen Opportunitätsgründen ein ständiges Institut gewesen, und dann kamen Zeiten, in denen die Möglichkeit solcher Hinrichtungen ausgeschlossen erschien.

Es giebt Mittelstufen: wenn z. B. bei den Römern für ein nach unserem Maßstabe nicht todeswürdiges Vergehen eine Vestalin lebendig begraben wurde, weil man ihr das Hereinbrechen einer epidemischen Krankheit zuschrieb*), so spielt, wie uns scheinen will, in einem solchen Falle das Schuldmoment eine geringere Rolle als der Aberglaube; es berühren sich hier Menschenopfer und Todesstrafe. Wenn manche Theologen zum Theil auch heute noch die Todesstrafe als vergeltende Sühne aufgefaßt wissen wollen, ein Standpunkt, welche Andere für überwunden halten, so entspricht ein derartiger Hinweis auf die vermeintliche göttliche Verordnung der Todesstrafe viel mehr den Menschenopfern längst vergangener Zeiten als dem modernen Rechtsbewußtsein.

Auch auf anderen Gebieten berühren sich die Massenschlächtereien auf niederen Culturstufen mit den Todesstrafen, welche auch eine höhere Civilisation gestattet.

Kannibalen halten es für unerläßlich Kriegsgefangene zu schlachten, um sie zu verzehren; sie erheben sich nur wenig über den Standpunkt des Raub-

*) Lecky, Sittengeschichte Europas, deutsche Uebersetzung. Leipzig 1878. I. 355.

thiers, welches seine Beute tödtet und verschlingt. Ein solches Verfahren mag in manchen Fällen eine Frage vom Sein oder Nichtsein lösen. Aehnlich handeln die Neger Centralafrikas, bei denen Kriege in Form von Sclavenhetzen ein ständiges Gewerbe bilden und wobei es geschieht, daß alle erwachsenen Männer der überfallenen Ortschaften in der Weise abgeschlachtet werden, daß man ihnen ein Bein abhaut und sie verbluten läßt*). Auf einer solchen Grundlage ruhen die Daseinsformen dieser Völker. Hier haben wir Hinrichtungen ohne Todesstrafe, weil das Schuldmoment fehlt. Sehr nahe verwandt mit derartigen Vorgängen erscheint auf einer unvergleichlich höheren Culturstufe folgende Episode, in welcher indessen eine leise Spur eines Schuldmoments wahrzunehmen ist. Während Sulla, nachdem er im Bürgerkriege über gleichberechtigte Gegner den Sieg erfochten hatte, im Senat eine Rede hielt, vernahm man plötzlich in der Nähe ein furchtbares Geschrei. Der Redner unterbrach sich mit der Bemerkung, er lasse nur einige Ungehorsame strafen; er bitte seine Zuhörer seinem Vortrage zu folgen. Während er sprach, wurden sechstausend Menschen niedergemetzelt**). So etwas wurde in aller Ordnung gefunden. Es war eine Maßregel der politischen Opportunität. Ob dabei die Form einer Hinrichtung gewahrt wird oder nicht, erscheint nicht von Belang. In dem folgenden Falle kann von einem Schuldmoment, also von einer eigentlichen Todesstrafe noch weniger die Rede sein als in dem soeben erwähnten, und doch gab es eine formelle öffentliche Hinrichtung. In der ersten Zeit der Regierung des Zaren Michael Feodorowitsch Romanow (1613—45) ist der Sohn der Gemahlin des ersten Pseudo-Demetrius, der Marina Mnischek, ein kleiner Knabe von wenigen Jahren, ganz formell hingerichtet worden, blos weil dem Staate die Gefahr drohte, daß dieses Kind später einmal als Prätendent auftreten werde***). Es war eine Hinrichtung ohne Todesstrafe, weil jede Möglichkeit eines Schuldmoments ausgeschlossen war, also von Strafe nicht die Rede sein konnte. In dieselbe Kategorie von soi-disant Todesstrafen ohne Schuldmoment gehört das Hinrichten der an einem Verbrechen völlig unbetheiligten Verwandten eines Mörders, Hochverräthers oder dergl., eine uns völlig unverständliche Barbarei, welche zu Zeiten indessen so regelmäßig geübt wurde, daß, als z. B. der zu Ende des neunten Jahrhunderts vor Chr. lebende König Amaziah von Juda nur die Mörder seines Vaters und nicht auch deren Kinder tödten ließ, dieses als eine Auffallen erregende Ausnahme erwähnt wurde†). Was wir unbedingt als Justizmord verurtheilen, wurde in früheren Zeiten in tausenden und zehntausenden von Fällen geübt.

---

*) Barth III, 175.

**) Ranke, Weltgeschichte II. 2. 127.

***) Solowjew, Gesch. Rußlands IX. 29.

†) 2. Könige 14, 6.

Das Schaffot, von welchem gesagt worden ist, es werde — leider Gottes — erst mit dem Untergange des Menschengeschlechts fallen können und dürfen, ist einer Macht zu vergleichen, welche über ein weites, aus vielen Provinzen zusammengesetztes Reich herrscht, und welche, nach Jahrhunderte währender Herrschaft eine Provinz nach der andern einbüßt. Die Geschichte lehrt, daß diese Provinz des Schaffots — das Hinrichten Unschuldiger — die gewaltsame, in die Form einer religiösen Feierlichkeit oder eines Quasi-Gerichtsacts gekleidete Tödtung, ohne daß ein Schuldmoment vorläge — unwiederbringlich verloren ist.

III.

Gehen wir weiter, indem wir die Frage aufwerfen: was hieß früher und was heißt jetzt ein todeswürdiges Verbrechen?

Auch hier begegnen wir in früheren Jahrhunderten und auf weiter zurückliegenden Culturstufen Gedankenreihen, welche unserem Vorstellungsvermögen gänzlich fremd sind und den Beweis liefern, daß Diejenigen irren, welche meinen, die ethischen Systeme aller Zeiten seien unveränderlich gewesen und geblieben. Manche Handlungen, welche uns nicht einmal als geringe Vergehen, geschweige denn als Verbrechen und noch weniger als todeswürdige Verbrechen erscheinen, sind mit dem Tode bestraft worden.

Es erscheint uns als absurd, wenn, wie dieses bei den Juden und Griechen stattzufinden pflegte, leblose Gegenstände, welche Schaden angerichtet hatten, über die Grenze geschafft wurden; damals galt die Verbannung dem Tode gleich. Wir finden es ähnlich abgeschmackt, daß in Rußland, zu Ende des 16. Jahrhunderts, die Glocke von Uglitsch, mit welcher bei der Ermordung des Zarewitsch Dimitrij geläutet worden war, zur Strafe nach Sibirien verbannt wurde. Man erinnere sich ferner der Hinrichtung von Thieren in alter Zeit, eine Criminalrechtspflege, welche auch noch in späterer Zeit geübt wurde. Im Jahre 1456 sind zu Oppenheim zwei Schweine, welche ein Kind gebissen hatten, lebendig begraben worden; bei ähnlicher Veranlassung fand in Frankfurt im Jahre 1533 die Hinrichtung von Schweinen statt. Bei Gelegenheit eines Criminalfalles im Jahre 1609 wurde ein Pferd verbrannt*). Diese Art Hinrichtungen werden nicht wiederkehren.

Im zweiten Buche Moses 21 V. 28 u. 29 heißt es: „Wenn ein Ochse einen Mann oder ein Weib stößt, daß er stirbt, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen; so ist der Herr des Ochsen unschuldig. Ist aber der Ochse vorher stößig gewesen und seinem Herrn ist's angesagt und er ihn nicht verwahrt hat, und tödtet darüber einen Mann oder Weib: so soll man den Ochsen steinigen und sein Herr soll sterben.“ Einer so rigorosen Criminalrechtspflege in Betreff der letzteren liegt eine

*) Kriegk, Bürgerthum im Mittelalter 203.

ähnliche Ideenassociation zu Grunde, wie der oben erwähnten in Betreff der leblosen Gegenstände oder der Thiere.

Es hat Gesetzgebungen gegeben, in denen Mittellosigkeit als todeswürdig betrachtet wurde, insofern als Jeder bei Todesstrafe den Erwerb seines Lebensunterhaltes nachweisen mußte. Dort, wo das Wehrgeld als Ausgleich bei Vergehen eine Rolle spielt, begegnen wir häufig der Bestimmung, daß der Nichtzahlungsfähige hingerichtet werden solle. In diesem Zusammenhange erscheint Armuth als ein todeswürdiges Verbrechen — eine uns unbegreifliche Rohheit, mit welcher das moderne Rechtsbewußtsein nichts gemein hat.

Es fehlt nicht an Beispielen, welche zeigen, daß verschiedene Zeiten die Frage, was überhaupt strafbar sei, oft ganz verschieden beantwortet haben. Bei den Chinesen war das Reisen in fremde Länder bei Todesstrafe verboten. Wurden Fischer durch einen Sturm an die Küsten eines anderen Reiches verschlagen, so gingen sie bei der Rückkehr in die Heimat der Hinrichtung entgegen. Wer am Sabbath arbeitet, soll sterben, heißt es 2. Mos. 35, V. 2. Bei den Römern galt es für ein Capitalverbrechen, in der Nähe einer Bildsäule des Augustus einen Sclaven zu schlagen oder zu entkleiden. Eine Frau soll hingerichtet warden sein, weil sie sich vor der Bildsäule des Domitian entkleidet hatte u. dgl. m.

IV.

Gehen wir zur Betrachtung der Handlungen über, welche zu gewissen Zeiten als todeswürdige Verbrechen galten, während sie uns, wenngleich überhaupt strafbar, so doch nicht irgendwie als Capitalverbrechen erscheinen.

Die drakonische Gesetzgebung ist sprüchwörtlich geworden. Ihr zufolge wurde Müßiggang mit dem Tode bestraft; ebenso der Gemüsediebstahl. Einer Bestimmung der solonischen Gesetzgebung zufolge sollte der Archon, welcher während seines Amtsjahrs sich öffentlich trunken zeigte, hingerichtet werden. Bei den Römern galt nächtliches Abmähen oder Abweiden fremden Getreides für todeswürdig. Die mosaische Gesetzgebung verlangte nicht blos den Tod der Kinder, welche ihre Eltern schlugen oder ihnen fluchten, sondern auch der Ungehorsam wurde mit dem Tode bedroht. Es gab eine große Anzahl von angeblichen Verbrechen, welche uns kaum als strafbare Verbrechen gelten, aber die damalige Theokratie verletzten. Todeswürdig waren z. B. der Genuß von Opferfett, die Berührung der Bundeslade durch einen Nichtleviten, die Entweihung des Tempels durch einen, der eine Leiche berührt hatte und ungereinigt in das Haus Gottes trat u. s. w.

Eine ähnliche Strenge begegnet uns im Mittelalter auf dem Gebiete der materiellen Interessen. Wanderte ein Industrieller aus Venedig aus, um im Auslande seiner Arbeit zu leben, so wurde er auf Befehl der Obrigkeit seiner Heimat ermordet. Bei Todesstrafe durfte kein Portugiese ohne Erlaubnißschein Handel treiben. Wer Safran fälschte, wurde in qualvollster

Weise hingerichtet. Falschmünzer wurden lebendig gesotten; dieselbe Strafe erlitten diejenigen, welche Münzen beschnitten, Papiere fälschten u. dergl. m. Wilddiebe schmiedete man auf Hirsche und ließ sie elendiglich umkommen. Noch im Jahre 1666 fand man einen todten Mann auf einem todten Hirsch. Oder auch man nähte Wilddiebe in Thierhäute und ließ sie von Hunden zerreißen. Baumschänder wurden in der fürchterlichsten Weise todtgequält. Vagabundiren galt hier und da wohl als ein todeswürdiges Verbrechen, wie denn der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. noch im Jahre 1725 befahl alle auf seinem Gebiete betroffenen Zigeuner zu tödten. In Gießen ward 1726 eine ganze Zigeunerbande durch Rad, Strang und Schwert hingerichtet; zwei volle Tage waren zu der Blutarbeit erforderlich. In England wurden 13 Personen zum Tode verurtheilt, weil sie über einen Monat in Gesellschaft von Zigeunern gewesen waren.

Diebstahl galt der Gesetzgebung vieler Länder zufolge Jahrhunderte lang für ein todeswürdiges Verbrechen. Hunderte von Dieben sind noch im vorigen Jahrhundert, Dutzende von Dieben im Laufe unseres Jahrhunderts in England gehenkt worden. Das fortschreitende Rechtsbewußtsein sträubte sich gegen eine solche Härte. In England haben 15 Jahre hindurch in 555 Fällen die Geschworenen allein im Londoner Gerichtshofe den Werth des gestohlenen Gegenstandes auf 39 Schilling festgesetzt, weil bei 40 Schilling die Todesstrafe verhängt wurde. Als dann das Parlament den Preis eines Menschenlebens auf 5 Pfd. Sterling erhöhte, nahmen die Geschworenen den Werth des Gestohlenen stets nur auf 4 Pfd. Sterling 19 Schilling an. Im Jahre 1777 ereignete sich in England u. A. folgender Vorfall: eine junge Frau, deren Mann unrechtmäßiger Weise zu Matrosendiensten gepreßt worden war, verarmte und war mit zwei kleinen Kindern dem Hunger preisgegeben. Da nahm sie in einem Laden etwas grobe Leinwand und verbarg sie unter ihrem Mantel, gab sie aber sofort der Ladenfrau, welche es gesehen hatte, zurück. Sie wurde des Diebstahls angeklagt; als der Richter ihr das Todesurtheil verkündete, war sie einer Wahnsinnigen gleich; als sie den Weg zum Galgen antrat, sog das jüngste Kind an ihrer Brust. Sie wurde gehenkt*). Seitdem sind kaum hundert Jahre verflossen, aber es ist als sei inzwischen eine neue Welt angebrochen.

Ehebruch galt früher für todeswürdig. Er gilt jetzt nicht mehr dafür. Die Schuldigen wurden in Indien von Hunden zerrissen, in Cochinchina den Elephanten vorgeworfen, bei den Guanchen lebendig begraben, bei den Juden gesteinigt. Alles dieses gehört einer Vergangenheit an, welche nicht wiederkehren wird.

V.

Wie bereits oben erwähnt wurde, war das mosaische Gesetz besonders hart in Betreff der theokratischen Verbrechen; Zauberei, Götzendienst, Un-

*) Dieses Beispiel wie andere entnehmen wir dem Buche Hetzels über die Geschichte der Todesstrafe.

reinigkeit eines Priesters im Heiligthum, unentschuldigte Nichttheilnahme am Passah u. s. w. wurden unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Der Glaube an Hexen, religiöse Unduldsamkeit — das sind Züge uraltester Volksjustiz nicht blos der Hebräer. Moses ließ zur Strafe für die Anbetung des goldenen Kalbes 3000 Juden durch die Leviten niederhauen. In Persien wurde im dritten Jahrhundert nach Chr. dem der Religionsfälschung überwiesenen Sektenstifter Mani bei lebendigem Leibe die Haut abgestreift. Um ihres Glaubens willen sind die Christen bei den Römern als politische Verbrecher mit dem Tode bestraft worden. Sie wurden, in Thierfelle gehüllt, von wilden Bestien zerfleischt, gekreuzigt, als Fackeln verbrannt, zum Kampf in der Arena gezwungen u. s. w. Muhammed verurtheilte alle Abtrünnigen zum Tode. Im neunten Jahrhundert sind gegen 100 000 Paulicianer gekreuzigt, enthauptet, ertränkt worden. Wir erinnern ferner an die Opfer des Albigenserkrieges, an die Gräuel der Inquisition, an die Blutthaten Albas in den Niederlanden u. s. w. Die besten Männer hielten dergleichen Frevel für durch die heiligste Pflicht gebotene Handlungen. Calvin rief in Genf 1545, es seien zwei Galgen nöthig, um 7—800 Genfer Ketzer hinzurichten. Viele Hunderte ließ während seiner Herrschaft das Consistorium foltern, verbrennen und auf andere Weise tödten. Melanchthon billigte die Verbrennung Servedes. Bodin schrieb den Tod des Königs Karls IX. der Nichtverbrennung einer Hexe zu. Carpzow sprach sich 1635 unbedingt für die Todesstrafe in allen Fällen aus, wenn Jemand den teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt habe. In der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V., welche lange Zeit der deutschen Criminalpraxis zur Grundlage diente, galten die Religionsverbrechen für die schwersten und wurden mit den martervollsten Todesstrafen bedroht.

Wir sehen, daß wir es hier mit einer der umfangreichsten Provinzen des Schaffots zu thun haben. Hier hat die Todesstrafe die größten Triumphe gefeiert. Sie gehören einer Vergangenheit an, welche völlig abgeschlossen erscheint, als völlig abgethan gelten kann. K. T. Welker dürfte Recht behalten, wenn er sagt: zu den Hexenprocessen geht kein Volk, das sie überstanden und abgethan hat, je wieder zurück. Religionsverbrechen werden nicht leicht wieder mit dem Tode bestraft werden.

VI.

Zahllose Hinrichtungen sind eine Folge solcher ständischer und politischer Gegensätze gewesen, welche die Jetztzeit nicht kennt und zu denen man in Zukunft nicht zurückkehren wird.

So galt das Leben der Sclaven nicht viel. Die Gräuel, welche sich bei den Römern auf diesem Gebiete abzuspielen pflegten, sind bekannt. Kein Wunder, daß es Empörungen gab, wie diejenige des Spartacus, welche damit

endete, daß 20 000 Sclaven gekreuzigt wurden. „So viele Feinde, wie Sclaven", war ein römisches Sprüchwort. Ein grausames, zum Schutze der Bürger erlassenes Gesetz bestimmte, daß beim Morde eines Herrn alle seine Haussclaven, die nicht gefesselt oder durch Krankheit vollständig hülflos waren, hingerichtet werden sollten. Der Volksunwille, welcher entstand, als nach der Ermordung des Pedanius der Vorschlag gemacht wurde, 400 Sclaven hinzurichten, war, wie Tacitus berichtet, vergeblich, und sie wurden alle zu Opfern eines solchen Massenjustizmordes. Flaminius ließ einen Sclaven zur Befriedigung der Neugierde eines Gastes hinrichten; Vedius Pollio fütterte seine Muränen mit Sclavenfleisch; Augustus ließ einen Sclaven hinrichten, weil dieser seine Lieblingswachtel getödtet und gegessen hatte; eine Römerin ließ einen unschuldigen Diener aus Uebermuth und Laune kreuzigen*). Aehnliche Frevel sind in Rußland an Leibeigenen begangen worden, auch anderswo, überall da, wo die Patrimonialgerichtsbarkeit bestand. Jetzt zieht sich diese Gattung Todesstrafen in weitentlegene, außerhalb der historischen Entwickelung stehende Gegenden zurück, wie denn z. B. Barth erzählt, daß ein Sultan im Sudan einen Sclaven hinrichten ließ, weil sein Sohn, in dessen Begleitung er sich befand, dumme Streiche gemacht hatte**). Platos Forderung, daß ein Sclave, wenn er auch nur in der Nothwehr einen Freien tödtet, die Strafe der Vatermöder leiden müsse, zeigt uns, daß seine Moral eine andere war als die unsere.

Politische Gegensätze haben Massenhinrichtungen zur Folge gehabt. Die größten Triumphe dieser Art erlebte das Schaffot in orientalischen Reichen und erlebt sie noch, insoweit diese Gegenden sich außerhalb der historischen Strömung befinden. Die Taipingrebellen in China hing man massenweise an den Daumen auf und verbrannte sie langsam durch ein unten angezündetes Feuer u. dergl. m.***). Bei einem Straßenkrawall, welcher 1662 in Folge einer Theuerung in Moskau stattfand, wurden über 7000 Menschen hingerichtet und gegen 15000 mit Verstümmelung, Knute und Verbannung bestraft†).

Bei den altklassischen Völkern ging es nicht viel besser her, wie aus den obenangeführten Beispielen von Sulla und Spartacus zu ersehen ist. Weil ein Grieche zur Milde rieth und hervorhob, daß die Furcht vor der Strafe nicht von Uebelthaten abhalte, wurden in Athen von allen in einem Bürger-

*) Lecky a. a. O. I. 274.

**) Barth IV. 340.

***) Ein Führer wurde 1872 dadurch getödtet, daß man Glieder und Körper mit Draht fest umwickelte und das herausquellende Fleisch abschnitt. Richthofen, China I 396—397.

†) Kotoschichin, Rußland unter Alexei Michailowitsch (russisch). Dritte Auflage. St. Petersburg 1884, S. 118.

kriege gefangenen Mitylenäern nur 1000 Lesbier — nicht mehr — hingerichtet.

Die Hinrichtung von Kriegsgefangenen kann heute nur noch bei ganz rohen oder historisch stehengebliebenen Völkern vorkommen. Hätte Kaiser Wilhelm mit Napoleon III. nach der Schlacht bei Sedan so verfahren wollen, wie Cäsar mit Vercingetorix, so wäre der französische Kaiser in dem Augenblicke, als die siegreichen deutschen Truppen den bekannten großartigen Einzug in Berlin hielten, in einem Gefängniß der deutschen Hauptstadt abgeschlachtet worden. Wir sind um ein gutes Stück weiter als die um ihrer Tugenden willen viel gepriesenen Alten. Achill, indem er bei dem Tode des Patroklus gelobt, 12 edle Jünglinge Trojas am Todtenfeuer zu schlachten, steht würdig neben den unmenschlichsten Wilden und hat nichts gemein mit modernem Heroenthum. Ebenso sorgen die Ergebnisse der modernen politischen und auch der ethischen Entwickelung dafür, daß Zeiten des Terrorismus unter Despoten, wie Caligula, Caracalla, Iwan dem Schrecklichen u. s. w. auf höheren Culturstufen nicht leicht wiederkehren können.

VII.

Eine sehr erhebliche Einbuße, welche das Schaffot erlitt, bestand in der allmählichen Beseitigung der qualificirten Todesstrafe. Der Apparat der letzteren, früher außerordentlich reich und mannigfaltig, ist erstaunlich vereinfacht. Wenn gegenwärtig noch ausnahmsweise das Schaffot Opfer fordert, so ist bei der dabei gehandhabten Technik das Bestreben demjenigen der Richter und Henker früherer Zeiten entgegengesetzt. Man ist heutzutage mit allen Mitteln bemüht, den Tod der Deliquenten völlig schmerzlos eintreten zu lassen, während die Rohheit und Härte früherer Zeit ein großes Maß von Anstrengung aufbot, die Opfer des Schaffots zu quälen.

Auch in dem letzteren Bestreben steht der Orient obenan. Wie im alten Persien die Todesart des Schindens, Eingrabens, des langsamen Zerquetschens zwischen Steinen, des Zerschneidens bei lebendigem Leibe an der Tagesordnung war, so haben auch in unseren Tagen die Chinesen und Tonkinesen wehrlose Kriegsgefangene gepfählt und auf andere Weise todtgefoltert. Der Orient ist sich darin durch alle Zeiten gleich geblieben. Ein politischer Verbrecher ist unter Artaxerxes Mnemon ein volles Jahr gemartert worden, bis sein Tod eintrat. Man erinnere sich der Strafe des hölzernen Troges im alten Persien, der Qualen, welche der Mörder des Kalifen Ali erlitt u. s. w.

Auch die Römer verstanden sich auf solche Künste, wie denn u. A. die herrlichen Amphitheater, deren Reste wir heute bewundern, nicht selten dazu gedient haben sollen, der rohen Menge den Genuß des Schauspiels neuersonnener Todesqualen an hinzurichtenden Verbrechern darzubieten. Es ist ein Zug echt römischen Raffinements, daß man die dramatische Kunst zu den schmachvollsten Henkerdiensten nöthigte, indem man etwa einen Verbrecher als

Mucius Scävola seine Hand verbrennen oder einen andern im letzten Acte einer Posse am Kreuze hängend von einem Bären zerreißen ließ u. dgl. m. Christen tödtete man im alten Rom u. A., indem man sie an Stühle von rothglühendem Eisen festband, ihnen mit eisernen Hippen die Haut abriß, sie mit geschmolzenem Blei begoß und mit allerlei tagelang sich hinschleppenden Torturen abwechselte*).

Das Mittelalter hatte ebenfalls seinen großen Apparat für die Todesstrafe. Das Rädern, Ertränken, Verbrennen, In-Oel-Sieden, An-den-Beinen-Aufhängen wurde Jahrhunderte lang schwunghaft betrieben. Wir erfahren z. B., daß das „Rädern von unten auf" bis zum 16. Jahrhundert die Regel war und erst von da ab bisweilen statt dessen die mildere Form des Räderns „von oben herab" eingetreten, daß die Strafe des Lebendig-Begrabens bei Mörderinnen durch Reißen mit glühenden Zangen, Legen auf glühende Kohlen, Pfählen u. s. w. verschärft worden sei u. dgl. m.**). Ueber die Scharfrichterbesoldung in der Mark Brandenburg im 14. Jahrhundert giebt es ein Actenstück, aus welchem wir ersehen, daß wenn er „Spiel" hatte, man ihm gab: „Vom Rade 1 Pfennig, vom Sieden 1 Pfennig, vom Pfählen 1 Pfennig, vom Brennen 1 Pfennig, vom Viertheilen 2 Pfennige, vom Blenden 5 Pfennige, die Zunge ausschneiden 5 Pfennige, vom Pfetzen mit Zangen 5 Pfennige" u. s. w. Gelegenheit zu solchem „Spiel" gab es vollauf. In Moskau gab es um die Mitte des 17. Jahrhunderts fünfzig Scharfrichter, welche stets mit Knuten, Foltern, Pfählen, Viertheilen u. s. w. beschäftigt waren. Man erinnere sich der Hinrichtung der Wiedertäufer, Johannes von Leyden und seiner Genossen, der Hinrichtungen Ravaillacs, Balthasar Gérards u. A. Als Demiens, nachdem er ein Attentat auf Ludwig XV. gemacht hatte, hingerichtet werden sollte, erging eine Anfrage an Gerichtscollegien und Aerzte bezüglich der schmerzvollsten Art des Folterns. Seine Hinrichtung währte stundenlang.

Unser Jahrhundert hat es verschmäht, eine derartige Erbschaft früherer Zeiten anzutreten. War die qualificirte Todesstrafe früher eine ganz gewöhnliche Erscheinung, so wurde sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer höchst seltenen Ausnahme. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kann man verfolgen, wie die qualificirte Todesstrafe den Rückzug antritt auf Nimmerwiederkehren. Vor fünfzig Jahren schon konnte es als eine Anomalie gelten, wenn ein Jurist, Namens Soden, „unter Umständen eine Schärfung der Todesstrafe für gerecht und nothwendig" hielt***); jetzt dürfte wohl kaum Jemand, dessen Meinung überhaupt einigermaßen Berücksichtigung verdient, für das Princip der qualificirten Todesstrafe eintreten. Der Schritt von Carpzow zu Beccaria kann in aller Zeit nicht rückgängig gemacht werden.

---

*) Lecky I. 255, 405.
**) Kriegk, 245 ff.
***) Hetzel 483.

VIII.

Betrachten wir die Aenderung im Verhältnisse des Publikums zur Technik der Todesstrafe.

Kein Zweifel, daß die Mutter der Todesstrafe die Blutrache ist. Die Sitte, daß die Angehörigen des Gemordeten Henkerdienste verrichteten, hat Jahrhunderte hindurch dem Rechtsbewußtsein einer weit zurückliegenden Culturstufe entsprochen, was dann später sich durchgreifend änderte. Gegenüber der Brutalität der Blutrache, gegenüber der Schrankenlosigkeit der elterlichen Gewalt war die Einführung der Todesstrafe von Amtswegen ein sehr großer Fortschritt. Das Talionsrecht der Privaten, welches nicht auf einer in unserem Sinne geordneten Strafrechtspflege, sondern auf dem nach unserer Anschauung völlig verwerflichen Rachegefühl beruhte, mußte beschränkt werden. Es erscheint uns tief unsittlich, daß ein Mord durch ein an die Angehörigen des Opfers gezahltes Wehrgeld ohne Rechtsspruch beigelegt werden konnte. Aber auch daß die unmittelbar Verletzten, leidenschaftlich Erregten die denkbar höchste Strafe vollzogen, gilt uns als ein Frevel. Lange Zeit hindurch war bei den Juden tumultuarisches Steinewerfen des Pöbels die übliche Form der Hinrichtung. Das gesammte Volk übernahm die Henkerrolle. Welch ein gewaltiger Spielraum für die bestialischen Instincte der Menschen, wenn, wie bei manchen alten Völkern regelmäßig geschah, die Strafvollstreckung denjenigen überlassen wird, welche sich aus freien Stücken zusammenthun, um einen Verbrecher zu steinigen! Eine derartige Criminalproceßform beruhte auf der Pflicht oder dem Rechte der Rache. Aehnliches geschah bei den Römern. Als die Christen verfolgt wurden, vollzog das Volk die schauderhaftesten Martern gewöhnlich selbst, oder sie wurden in seiner Gegenwart in der Arena vollzogen, wie Solches z. B. selbst unter dem milden und weisen Marc-Aurel u. A. in Lyon und Smyrna vorkam. Bei der diocletianischen Verfolgung wurde in Alexandrien dem Volke erlaubt die Christen nach Belieben zu martern *).

Ausnahmsweise nur haben in späterer Zeit Privatpersonen Henkerdienste gethan. Während des Mittelalters war es in manchen Städten Sitte, daß der jüngste Ehemann, in Reutlingen, daß der jüngste Rathsherr, im Kloster Heilbronn, daß eine Anzahl Laienbrüder die Scharfrichterrolle übernahmen. Noch im Jahre 1562 henkte ein Franziskanermönch in seiner Ordenstracht die Plünderer von St. Cyr und Chateaubilain **).

Es war auch eine Form der Theilnahme des Publikums am Henkeramte, wenn z. B. in Rom die Folterung und Hinrichtung gewöhnlich bis zum Carneval verschoben wurde: es war eine Volksbelustigung mehr. Eine

*) Lecky I. 405.
**) Hetzel 107.

andere derartige Form bestand darin, daß die Regierungen die Tödtung flüchtiger Verbrecher dem Patriotismus der Unterthanen überließen. So waren im Jahre 1764 in der Lombardei 65 Personen namhaft gemacht, welche von Jedermann getödtet werden konnten*).

Die verschiedenen Zeiten weisen Entgegengesetztes auf. Es ist ein weiter Weg von jenen Steinigungen bei den alten Völkern bis zu folgendem Vorgange in Florenz, im Jahre 1830, als dort die letzte Hinrichtung stattfand: viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der Trauerzug kam, waren fast leer, die Läden und Gewölbe geschlossen, die Bürger in den Kirchen, um für den Unglücklichen zu beten; nur wenige Zuschauer umstanden das Schaffot. Der Großherzog äußerte, davon erzählend, gegen Mittermaier, das Volk habe ihm eine Lehre gegeben, so daß fortan kein Todesurtheil mehr vollzogen werden könne. Es ist ein weiter Weg von der Blutrache auf weit zurückliegender Culturstufe bis heute, wo die Hinterbliebenen eines Ermordeten in der Regel weniger als Andere Neigung tragen, dem Missethäter das Leben zu entziehen, und es u. A. in England nicht selten geschieht, daß gerade sie nach erfolgter Verurtheilung Begnadigungsanträge unterzeichnen**). Es gab Zeiten, da die blutdürstige Menge sich zur Ableistung der allerhaarsträubendsten Henkerdienste drängte, und mehrere Jahrhunderte später geschah es wohl, daß derjenige, welcher mit Erfolg gegen die grausamen Todesstrafen protestirte, ein Henker war, Meister Diepolt, der Henker von Nürnberg: er erklärte (1513), daß er keinen Verbrecher mehr pfählen werde, und zwang das Gericht, auf mildere Todesstrafen zu erkennen; während in Zeiten der Barbarei das Publikum aus lauter Henkern zu bestehen scheint, mußte auf Island die Todesstrafe thatsächlich eingestellt werden, weil die Bewohner keinen Henker mehr unter sich duldeten. Wenn wir hören, daß in Martinique 1823 der Henker sich den Finger abhieb, weil er an einer Negerin, deren Unschuld eben erwiesen war, den Spruch des Gerichts nicht vollziehen wollte, — wenn wir erfahren, daß der bekannte Henker Sanson in einer Denkschrift „einem Testament der Todesstrafe, zurückgelassen von dem letzten Scharfrichter" die Todesstrafe als den letzten Rest der der Barbarei dargebrachten Menschenopfer bezeichnete, — so wirkt es um so komischer — in der That mehr komisch als Entrüstung erregend — wenn in unseren Tagen der Prediger Engel zu Sandow auf einer Pastoralconferenz ausrief: „Wenn ich nicht Prediger wäre, so möchte ich wohl Scharfrichter sein"***).

---

*) Hetzel 139.

**) S. v. Holtzendorff, Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe. Berlin, 1875. S. 131.

***) Hetzel 106, 162, 172.

In welch' entschiedener Weise das Schaffot auf dem Rückzuge begriffen ist, zeigt folgende geistreiche Ausführung Victor Hugos, welche genau den Thatsachen entspricht. Er findet es tröstlich, daß die Todesstrafe, welche mit ihrem großen Apparat von eisernen Rädern, steinernen Galgen, an Mauern und am Straßenpflaster befestigten Ringen, Schandpfählen, ständigem Handwerkszeug, vor Aller Augen aufgestellten Marterinstrumenten, welche früher alle Plätze der Stadt Paris und viele Straßen zierten, der ganze Luxus des Folterns und Hinrichtens, alles jedermann täglich in die Augen fallende Raffinement der Menschenquälerei, so gut wie gänzlich verschwunden ist, so gut wie ausgemerzt auch aus der Gesetzgebung. Von alledem ist nur eine kleine in einer Ecke des Grèveplatzes von Zeit zu Zeit in langen Zwischenpausen erscheinende Guillotine nachgeblieben, eine Maschine, welche sich ihres Daseins zu schämen scheint, möglichst verstohlen für eine kurze Stunde auftritt, als fürchte sie in flagranti ertappt zu werden, um dann, nachdem sie ihr Werk gethan, sogleich wieder zu verschwinden*).

Es hat sehr lange gedauert, bis man endlich die Wahrnehmung machte, daß, wie Livingstone († 1836) sagte, die öftere Wiederholung des Schauspiels der Hinrichtung einen blutdürstigen Hang, eine moralische Epilepsie erzeuge**), bis man auf die Idee kam, statt der öffentlichen die sogenannten Intramuranhinrichtung zu veranstalten. Während früher die zuschauende Menge selbst mit Hand anlegte, wenn es sich um die Vernichtung eines Menschenlebens von Amtswegen handelte, sollte das Publikum bei dem Schlußact des Criminalprocesses nicht zugegen sein dürfen. Es war ein Fortschritt gewesen, daß die steinigende Pöbelmasse, das Volk, welches Holz herbeischleppte, um einen Ketzer verbrennen zu helfen, sich für die Technik der Sache durch einen Henker hatte vertreten lassen müssen; es ist ein weiterer Fortschritt, daß das Publikum jetzt bei den Intramuranhinrichtungen durch Delegirte, Amtspersonen, Gemeindeälteste vertreten ist und den Delinquenten nicht sterben sieht. Früher muthete man etwa einem geschädigten Mädchen zu, die Strafe des Pfählens an dem Verbrecher vor allem Volke eigenhändig zu vollziehen; jetzt beschränkt sich die Theilnahme der Massen an den Hinrichtungen auf die Lectüre der Zeitungsberichte. Der Rückzug des Schaffots ist so weit gediehen, daß das Publikum dasselbe aus dem Gesichte verloren hat.

Daß eine Hinrichtung nicht öffentlich geschehen sollte, hätte einem Criminalrichter des 17. Jahrhunderts niemals eingeleuchtet. Man hielt es für nöthig, die liebe Schuljugend, Choräle singend, den Galgenprocessionen anzuschließen und erhoffte von den Schrecken des Schaffots eine wohlthätige pädagogische Wirkung. Jetzt zweifelt kaum Jemand an der entsittlichenden Wirkung öffentlicher Hinrichtungen. So hat man denn die Intramuranhinrichtungen

*) Notre-Dame de Paris. I. 72—73.

**) Hetzel 229.

zuerst in Amerika, dann in Deutschland, endlich, seit 1868, nach heftigem Widerstande in England eingeführt. Frankreich hat vorläufig einen die Sachlage sprechend charakterisirenden Mittelweg eingeschlagen: man hält die bevorstehende Hinrichtung geheim, richtet in aller Stille das Schaffot her und überliefert dann in früher Morgenstunde den Delinquenten dem Fallbeil*).

Mögen auch jetzt noch manche Anhänger und selbst manche Gegner der Todesstrafe die öffentliche der Intramuranhinrichtung vorziehen: es ist nicht wahrscheinlich, daß hier eine rückläufige Bewegung eintreten werde. So ergiebt sich auch auf dem Gebiete der Theilnahme des Publikums an den Wirkungen der Todesstrafe die Einbuße mehrerer Provinzen, welche dem Reiche des Schaffots unwiederbringlich verloren gegangen sind. Die von großen Menschenkennern, wie Dickens, Auerbach und Turgenjew, nach der Natur entworfenen Hinrichtungsbilder bestätigen die Auffassung, welche von Gegnern der Todesstrafe begründet worden ist, daß nämlich der Ausschluß der Oeffentlichkeit als eine Verbesserung der Strafrechtspflege angesehen werden müsse.

IX.

Wir besitzen selbstverständlich keine Statistik der Hinrichtungen für Jahrtausende oder Jahrhunderte, sondern nur einige Zahlenangaben über die neuere Zeit, aber das Wenige, was wir von früheren Zeiten wissen, reicht hin, um uns davon zu überzeugen, daß etwa während der letzten halbtausend Jahre die Opfer des Schaffots jährlich zuerst nach Tausenden zählten, dann nach Hunderten, und daß gegenwärtig die Zahl der Hinrichtungen in Europa nur mehr wenige Dutzend beträgt.

Eine fernere Wahrnehmung bei Vergleichung der einzelnen Zeiträume dieser Periode belehrt uns darüber, daß die Abnahme der Ziffer der jährlich stattfindenden Hinrichtungen mit wachsender Geschwindigkeit stattfindet, so etwa, daß eine besonders starke Verminderung vor etwa einem Jahrhundert, seit Beccaria, anhebt, und daß während der letzten Jahrzehnte, seit der Julirevolution, diese Verminderung ganz besonders auffallend geworden ist.

Selbstverständlich bleiben bei der Zusammenstellung solcher Zahlenreihen Locale, welche außerhalb der Strömung der europäischen Cultur liegen, unberücksichtigt, so etwa, daß es nicht überraschend erscheint, wenn z. B. der König Theodor von Abyssinien vor ein paar Jahrzehnten, nach der Aussage des von ihm gefangen gehaltenen Doctor Blanchat, innerhalb sechs Wochen 4000 Menschen zum Tode verurtheilte, oder daß vor Kurzem noch zu Mandalay in Birma hunderte von Menschen an einem Tage von Amtswegen niedergemetzelt wurden u. dergl. m.

Dagegen mögen folgende Angaben, welche sich auf Europa beziehen,

*) Holtzendorff 116.

einen Begriff davon geben, welche durchgreifende Veränderungen hier im Laufe der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte stattgefunden haben.

Berlin zählte zu Ende des 14. Jahrhunderts nur 6000 Einwohner. Es wurden aber dort von 1391—1448 46 Personen gehenkt, 22 enthauptet, 20 lebendig verbrannt, 17 gerädert und 9 Frauen lebendig begraben*). Wenn aber in Berlin damals im Laufe von 58 Jahren 116 Personen, d. h. 2% der Bevölkerung hingerichtet wurden, so müßte, wenn die Arbeit des Hinrichtens ebenso schwunghaft bis auf unsere Tage fortgesetzt worden wäre, bei gegenwärtigem Stande der Bevölkerung des Deutschen Reiches täglich mindestens eine Hinrichtung stattfinden, während bekanntlich in Berlin auf jedes Jahr noch nicht eine Hinrichtung vorzukommen pflegt. Das Ergebniß ist, daß vor einem halben Jahrtausend die Todesstrafe in Berlin um mehrere hundert Mal intensiver geübt wurde als gegenwärtig.

Wie energisch die Henker in Frankreich im 17. Jahrhundert arbeiteten, ist aus einem Briefe der Frau von Sévigné zu ersehen, worin sie meldet, daß alle acht Tage immer Jemand gerädert werde, und daß das Henken ihr als eine Erholung erscheine. Die Zahl der Opfer des Schaffots in England während der Regierung Heinrichs VIII. wird auf mehrere Zehntausend geschätzt; ähnlich groß war die Zahl der Hinrichtungen unter Elisabeth**).

Berücksichtigt man den Unterschied der Bevölkerungsziffer in England zwischen dem 16. Jahrhundert und jetzt, so müßten, wenn die Strafrechtspflege sich nicht radical verändert hätte, heutzutage in Großbritannien täglich 40 Menschen hingerichtet werden, während die jährlichen Opfer des Schaffots in England noch lange nicht diese Ziffer erreichen, so daß man behaupten kann, daß die Henker in England vor etwa drei Jahrhunderten, abgesehen von den damals sehr schwunghaft betriebenen Folterungen, tausend Mal mehr Arbeit verrichteten als jetzt.

Was galt in jenen Zeiten ein Menschenleben? Kam es doch in den kleinen Reichsherrschaften zuweilen vor, daß irgend ein nichtsnutziger Mensch ohne Grund einzig und allein gehenkt wurde, damit nur nicht das reichsfreiherrliche Recht des Blutbannes verjähre, wenn der Galgen über die gesetzmäßige Frist frei bleibe***).

Betrachten wir ferner die Statistik der Opfer einzelner Henker. Noch unter dem letzten Fürstbischof von Bamberg († 1805) hatte der dortige Scharfrichter es auf 1600 Hinrichtungen gebracht. Der Henker von Rouen hat von 1800—1825 nicht weniger als 231 Menschen hingerichtet†). In

*) Hetzel 107.

**) Hetzel 137.

***) Hetzel 140.

†) Hetzel 140, 172.

England wurde noch in der guten alten Zeit Georgs III. so frisch darauf los gehenkt, daß London den Namen „Galgenstadt“ vollkommen verdiente und Johnson sang: „Kaum können unsere Felder — solche Mengen sterben in Tyburn — mit Hanf die Galgen und die Flotte versorgen.“ Bei Gelegenheit einer Rundreise eines Richters in Irland wurden 98 Personen zum Tode verurtheilt und Alle bis auf eine gehängt. Der bekannte Criminalist Carpzow soll in den 46 Jahren gegen 20000 Todesurtheile gefällt haben, also jährlich 430*). Solche Ziffern zeigen, welch eine durchgreifende Veränderung sich in den letzten Zeiten vollzogen hat.

Und diese Veränderung läßt sich während unseres Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verfolgen. In England und Wales kamen 1834 bei einer Bevölkerung von 14½ Millionen Menschen 922 Todesurtheile vor. Dreißig Jahre später hätte die Zahl der Todesurtheile, bei einer Bevölkerung von 23 Millionen, wenn die Praxis der Schaffots unverändert geblieben wäre, etwa 1500 betragen müssen, während dieselbe thatsächlich nur 30 betrug. Also eine Reduction auf 1/50 in dreißig Jahren!**)

Die Betrachtung dieser Thatsachenreihen ergiebt, daß an einer Tendenz auf Beschränkung, resp. Abschaffung der Todesstrafe nicht gezweifelt werden könne. Der Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart zeigt die durchgreifendsten Aenderungen auf dem Gebiete der strafrechtlichen Praxis. Die wichtigste Erscheinung in der ganzen Geschichte der Todesstrafe ist das allmähliche Aufhören derselben. Hinrichtungen ohne Schuldmoment, Todesstrafen für ganz geringe Vergehen, für religiöse Verbrechen u. s. w. gehören der Vergangenheit an und werden nicht wiederkehren. Selbst die schwersten Verbrechen, Mord und Hochverrath, werden jetzt nur selten, ja eigentlich nur ausnahmsweise mit dem Leben gebüßt. Zählten die Opfer des Schaffots in früheren Zeiten nach vielen Tausenden, dann nach Hunderten, dann nach Dutzenden, so entsteht die Frage, ob diese Zahlenreihe nicht noch weiter eine Verkleinerung aufweisen oder gar einen völligen Abschluß finden werde? Wurden von 10000 Mördern früher 10000 hingerichtet, während jetzt von 10000 Mördern nur etwa 100 das Schaffot besteigen, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß auch dieser Procentsatz in Zukunft verschwinden werde.

*) Hetzel 137.
**) Holtzendorff 137.

Galeotto.

Drama in drei Acten und einem Vorspiel.

Nach dem Spanischen des **José Echegaray** für die deutsche Bühne bearbeitet.

Von

Paul Lindau*).

— Berlin. —

Personen:

Andreas Hennersdorf.
Julie, dessen Frau.
Albert Hennersdorf, Andreas' Bruder.
Therese, dessen Frau.
Walter, deren Sohn.
Ernst Adenau, Schriftsteller.
Die Wirthin.
Ein Arzt.
Zwei Herren.
Diener.

Ort der Handlung: Die Hauptstadt. Zeit: Die Gegenwart.

Vorspiel.

(Ein sehr elegantes Studirzimmer. Fast in der Mitte ein Arbeitstisch mit Papieren und Büchern, auf dem eine brennende Lampe steht.)

Erste Scene.

Ernst

(am Tisch. Er starrt vor sich hin, macht dann den Versuch zu schreiben, wirft nach kurzer Zeit ungeduldig die Feder bei Seite und springt auf).

Das ist es nicht, es war ganz anders! Es ist um den Verstand zu verlieren! Ich fühle es in mir ganz deutlich: es regt sich, es bewegt sich, es hat Inhalt und Licht, und sobald ich es bannen will, sobald ich ihm die feste Gestalt auf dem Papier geben will, verflüchtigt es, das Licht erlischt,

*) Das Recht, diese Bearbeitung aufzuführen, bleibt vorbehalten. P. L.

es bleibt nichts übrig . . . Dieser entsetzliche Abstand zwischen Wollen und Vollbringen! In manchen Stunden glücklicher Einsamkeit — hier in diesem Zimmer, wenn ich hier auf- und abgeschritten bin, den Kopf voll von allerlei Entwürfen, die mir etwas zu sein scheinen, mit klopfendem Herzen, mit heißer Stirn; wenn ich vor mir in nebelhaften Umrissen die sonderbaren Gestalten in ihren sonderbaren Stellungen gesehen und mit geistigem Ohre ihre kaum verständlichen Stimmen zu vernehmen glaubte, — dann habe ich mir wohl eingebildet, daß auch ich ein Dichter sei; dann habe ich, von der beständigen Angst gefoltert, daß es mir auch diesmal entwischen könnte, schnell zur Feder gegriffen und in wenigen skizzenhaften Zügen das Bild festzuhalten, die Stimmen zu bannen gesucht. O über den Fluch der Ohnmacht! Mit jedem Federstriche zertrümmerte ich das Bild der Phantasie, und was ich da niederschrieb, — es war nicht das, was ich sagen wollte, nicht das, was ich gesehen und gehört hatte: es waren Worte, Worte, nichts als Worte! Und geräth man in Verzweiflung darüber, daß auf dem Wege zwischen der Conception und der Ausführung Alles erstirbt, dann kommen die weisen Philister und wollen uns trösten und sagen uns: „Sie sind noch zu jung, noch zu stürmisch; Sie müssen sich die Hörner noch ablaufen, Sie müssen ausreifen; der Most geberdet sich noch zu absurd, aber mit den Jahren wird es doch einen guten Wein geben." (Bitter lachend.) Mit den Jahren! Wenn das Feuer erloschen und die Jugend dahin ist! Und doch, ich will's versuchen, will's immer wieder versuchen, es muß gelingen!

Zweite Scene.*

Ernst. Julie.

Julie (in Gesellschaftstoilette, über Kopf und Schultern einen Schleier, den sie während der Scene herabgleiten läßt. Sie hat geklopft und die Thür, die nicht ganz geschlossen war, etwas weiter geöffnet. Auf der Schwelle). Darf man eintreten?

Ernst (ihr entgegengehend, freudig). Ah, Julie.

Julie. Sie hatten die Thür nicht geschlossen, durch die Spalte sah ich Licht; aber Sie arbeiten, ich will also nicht stören, sondern Ihnen nur „Gute Nacht" wünschen.

Ernst. Aber ich bitte Sie! Sie stören mich leider nicht, ich habe arbeiten wollen, aber es ist mir nicht gerathen. Wo haben Sie denn Ihren Mann gelassen?

Julie. Er ist noch auf fünf Minuten mit zu seinem Bruder hinaufgegangen, — irgend eine geschäftliche Sache, die, wie es scheint, eilig und schnell zu erledigen ist; er kommt gleich. Wir wollen die Thür auflassen, damit wir ihn hören. Also Sie haben nichts fertig gebracht? Dann hätten Sie besser gethan, uns in's Theater zu begleiten.

Ernst. Habe ich so viel versäumt?

Julie. Das zwar nicht, es war gerade wie immer, nicht besser und nicht schlechter . . .

Ernst. Nun also!

Julie. Aber wenn Sie mitgekommen wären, hätten Sie mir die Mühe erspart, jedem einzelnen unserer Bekannten und Freunde, die uns in der Loge aufsuchten, über Ihr Verbleiben Rede und Antwort stehen zu müssen.

Ernst. Ueber mein Verbleiben? Ich bin doch keine so interessante Persönlichkeit.

Julie. Wir scheinen die Leute doch mehr zu interessiren, als wir glauben und wahrscheinlich auch verdienen. Es war ein unausstehliches Gefrage: „Allein, gnädige Frau?" sagte der, „wo ist denn Herr Ernst Adenau?" „Zuhause, er arbeitet." — „Herr Adenau ist doch nicht krank?" fragte ein Anderer, „Ihr liebenswürdiger unzertrennlicher Begleiter?" „Gott sei Dank, nein, er ist zuhause und arbeitet." — Und dann kam ein Dritter, der, glaube ich, witzig sein wollte: „Die Sonne ohne Schatten?" Ich setze nämlich mit gewohnter Bescheidenheit voraus, daß ich die Sonne sein soll, während Sie sich mit der bescheideneren Rolle des Schattens begnügen müssen. — Und so kam Einer nach dem Andern. Ich wurde schließlich ganz ungeduldig, und als ich dem letzten Fragenden gegenüber meine Ungeduld verrieth, lächelte er sonderbar. — Aber sprechen wir von etwas Gescheidterem als von den dummen Leuten, sprechen wir von Ihrem Drama.

Ernst. Halten Sie das für gescheidter? Und darüber soll ich sprechen? Ich kann's nicht, Julie, so gern ich's möchte! Alles ist noch ein chaotisches Durcheinander, wirr, wüste und dunkel, aber es arbeitet sich doch schon etwas heraus, und Alles, was ich höre und sehe, scheint mir in einem gewissen Zusammenhange mit der Idee meines Stückes zu stehen; eben Ihre Aeußerungen über die freundlichen Leute, die sich so theilnahmvoll nach mir erkundigen, — ich glaube, sie spielen auch eine Rolle bei mir, sogar eine Hauptrolle.

Julie. Dann haben Sie also Ihren Plan geändert?

Ernst. Wieso?

Julie. Sagten Sie uns nicht, daß Sie eine Stelle aus dem Dante, die Episode der Francesca da Rimini, Ihrem Stücke zu Grunde legen wollten? Oder habe ich Sie mißverstanden?

Ernst. Ja und nein. Jene Episode soll zwar nicht die Grundlage meines Stückes bilden, aber auch sie steht im Zusammenhange mit dessen Grundidee.

Julie. Dann habe ich mich also nicht vergeblich angestrengt. Ich muß Ihnen nämlich die Wahrheit bekennen, daß ich nach Ihrer gestrigen Aeußerung jene Stelle im Dante, auf die Sie hindeuteten, zum ersten Male gelesen habe, und ich muß auch das noch beschämendere Geständniß hinzufügen, daß ich sie nicht vollständig habe begreifen können. . . Sie lachen über meine Unbildung?

Ernst. Durchaus nicht, ich habe sogar bei der Mehrheit meiner künftigen Zuhörer, wenn ich deren jemals haben werde, vorausgesetzt, daß auch sie nicht ganz genau wissen, um was es sich handelt, und ich habe deshalb in mein Drama ein kleines Gedicht eingefügt, das jene Stelle des Dante erläutert und wiedergiebt.

Julie. Haben Sie das Gedicht zur Hand?

Ernst. Da liegt es.

Julie. Wollen Sie es vorlesen?

Ernst. Wenn es Sie nicht langweilt, gern. Ich habe es „Galeotto" genannt und als Motto die Worte des Dante gewählt: „Quel giorno più non vi leggemmo avante": „An jenem Tage lasen wir nicht weiter."

Julie. Also lesen Sie.

Ernst (liest).

Es war ein sonniger Frühlingstag,
Die Luft war lind und heiter.
Sie lasen das Buch von Lanzelot,
Dem tapferen Artusstreiter.

Der lächelnd dem Tode in's Auge geschaut,
Der kühnste unter den Rittern, —
Als er vor seiner Königin stand,
Thät er erröthen und zittern.

Der muthige, unbesiegte Held,
Nun ward er besiegt von der Minne,
Und als er vor seiner Königin stand,
Da schwanden ihm die Sinne.

Er senkte den Blick, er fand kein Wort,
Der tapferste unter den Rittern.
War ihm das Herz zum Springen voll,
Er mußte schweigen und zittern.

Doch für den blöden Lanzelot
Ein Klügerer war zur Stelle:
Der König Galeotto war's,
Ein gar gefäll'ger Geselle.

Ihm, dem Besiegten, hatte der Held
Gnade und Frieden gegeben,
Dem schüchternen, schweigsamen Lanzelot, —
Ihm dankte er Freiheit und Leben.

Deß war Galeotto eingedenk
In dieser sonnigen Stunde;
Da ward er der freundliche Mittelsmann,
Da führt' er den Mund zum Munde.

Und als sie in Lanzelots Armen lag,
Die schönste der Königinnen,
Als sie dem König die Treue brach,
Schlich Galeotto von hinnen . . .

Das war die Geschichte von Lanzelot,
Dem kühnen Artusstreiter.
Sie lasen zusammen das alte Buch —
Die Luft war lind und heiter.

Sie athmeten tief und seufzten bang.
Es schürte des Herzens Flammen
Das Buch — ihr Galeotto ward's —
Und führte die Beiden zusammen.

Und ihre Blicke suchten sich —
Die Luft war lind und heiter.
Und ihre Lippen fanden sich —
Nun lasen sie nicht weiter . . .

Julie (nach einer Pause). Nun begreife ich. Aber weshalb nennen Sie das Gedicht „Galeotto"?

Ernst. Weil dieser Galeotto in der That die Hauptperson ist, dieser gefällige Zuführer und Gelegenheitsmacher. Ohne seinen freundwilligen Beistand wäre Königin Ginevra geblieben, was sie immer war, was sie bis zur Stunde gewesen ist: eine brave treue Frau; wäre der schüchterne Lanzelot mit klopfendem Herzen davongegangen und hätte seine unglückliche Liebe in neuen Heldenthaten zu vergessen gesucht. Aber dieser Galeotto, das ist der Frevler, der die Arglosen zusammenhetzt, das Holz zusammenträgt, den zündenden Spahn daranlegt und sich dann lächelnd davon stiehlt. Galeotto, der Vermittler, das ist der Schuldige der Tragödie, die Andere mit ihrem Glück und ihrem Leben bezahlen; der Schuldige nicht blos in dieser Tragödie, der Schuldige in fast allen Trauerspielen des menschlichen Lebens.

Julie. Ich höre Schritte, ich glaube, es wird mein Mann sein.

Ernst (tritt an die offene Thür, auf den Flur mit erhobener Stimme sprechend). Wir sind hier, Ihre Frau auch.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Andreas.

Andreas (in Gesellschaftstoilette, mit Ueberrock und Hut, an der Thür, Ernst freundlich die Hand drückend). Nun, mein Junge, bist Du mit Deinem Abend zufrieden gewesen? Hast Du etwas fertig gebracht?

Ernst. Leider nein, ich habe eben schon vor Ihrer Frau mein Herz ausgeschüttet. Ich habe zwanzig Seiten angefangen und zwanzig Seiten zerrissen. Ich glaube, ich will zu hoch hinaus.

Andreas. Man will nie zu hoch hinaus, und Du weißt wahrscheinlich besser als ich, was Dein großer Lehrmeister Goethe uns lehrt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt." Nur keine Entmuthigung, mein lieber Junge! Aber auch keinen unnützen Zwang! Fühlst Du, daß es nicht geht, dann bescheide Dich; kannst Du nicht arbeiten, so suche Dich zu unterhalten. Du

hättest mitkommen sollen, es war recht hübsch im Theater, und alle Welt hat sich nach Dir erkundigt.

Ernst. Ich weiß; Julie hat mir bereits erzählt, eine wie überraschende Theilnahme alle Welt an mir nimmt.

Andreas. Du lieber Gott, das ist ganz natürlich! Die Leute sind daran gewöhnt, uns Drei zusammen zu sehen. Wir gehen zusammen spazieren, wir fahren zusammen über Land, wir besuchen gemeinsam Theater und Concerte, wir wohnen zusammen, wir Drei werden als Zusammengehörige betrachtet, und wenn Einer von uns fehlt, so fragt man danach. Ich weiß nicht, wie oft ich Unberufenen gegenüber schon habe Rechenschaft ablegen müssen über unser Verhältniß zu Dir. Daß Du nicht mein Sohn bist, obgleich Du es sein könntest — (mit komischem Seufzer Julien freundlich auf die Schulter klopfend), leider sein könntest, das wissen die Leute. „Wohl ein Bruder Ihrer jungen Frau Gemahlin?“ „Bedaure sehr.“ — „Also der Sohn eines nahen Verwandten?“ „Auch nicht, weder verwandt noch verschwägert; der Sohn eines alten lieben Freundes, der mir ein Bruder gewesen ist — nicht mehr, aber auch nicht weniger. Mein lieber junger Freund Ernst Adenau, den ich wie einen Sohn liebe und der, wie ich hoffe und glaube, auch an mir und meiner Frau mit einiger Zärtlichkeit hängt.“

Ernst. Sie sind ein prächtiger Mann, verehrtester Herr Hennersdorf . . .

Andreas. Hennersdorf, tout court!

Ernst. Also: lieber Hennersdorf! Und Ihre Herzlichkeit und Güte . . .

Andreas. Aber ich bitte Dich, laß es gut sein! Ich gebe Dir die Versicherung, Du bist mir keinen Dank schuldig; und wäre ich im Stande, Dir die größten Dienste von der Welt zu erweisen, ich würde höchstens die Zinsen der Schuld an Deinen Vater abtragen. Was ich bin und was ich habe, Deinem edlen Vater danke ich es. Und wenn Du das nicht gelten lassen, wenn Du mich durchaus als Deinen Gläubiger betrachten willst, nun, mein lieber Ernst, auch mit Dir werde ich auf meine Kosten kommen, sei ganz unbesorgt, ich bin ein guter Geschäftsmann! Ich habe zu Dir und Deinem Talente ein unbegrenztes Vertrauen; und wenn ich Dein Talent zu fördern suche, so ist das doch gewiß ein Luxus, den ich mir erlauben darf. Also sage mir nie wieder, daß Du mir Dank schuldig bist, arbeite an Deinem Stücke, es ist viel vernünftiger. Wie weit bist Du denn damit gediehen?

Ernst (seufzend). Bis zur Erkenntniß, daß es nichts werden wird.

Andreas. Wie meinst Du?

Ernst. Die Idee, die meinem Stücke zu Grunde liegt, schien mir fruchtbar zu sein und der dramatischen Entwickelung sehr wohl fähig, aber sobald ich dieser Idee eine Gestalt geben will, wird sie widersinnig und unmöglich. (Sie sitzen jetzt.) Erste Unmöglichkeit: Die Hauptperson des Dramas, die Triebfeder der Handlung, sie, die Alles belebt und die Katastrophe herbeiführt, kann auf der Bühne gar nicht erscheinen.

Julie. Weshalb nicht? Ist sie so häßlich, so widersinnig oder so schlecht?

Ernst. Nichts von alledem, nicht häßlicher als der und der, nicht schlecht, nicht gut und auch nicht gerade widersinnig, — ich wage wenigstens nicht, sie als eine solche zu bezeichnen, denn ich habe Respect vor der öffentlichen Meinung.

Andreas. Wo liegt denn also die Schwierigkeit?

Ernst. Es giebt keine Bühne, die groß genug wäre, um Raum für meine Hauptperson zu bieten.

Andreas. Gerechter Himmel, ein mythologisches Drama mit Giganten und Titanen, Ort der Handlung: Ossa oder Pelion!

Ernst. Allerdings Titanen, aber ganz moderne. Ort der Handlung: hier und in jeder anderen Stadt, überall.

Andreas. Wenn Du willst, daß ich Dich verstehen soll, mußt Du Dich schon etwas deutlicher ausdrücken. Wer ist also diese Hauptperson?

Ernst. Die Menge, die Allgemeinheit, alle Welt, die öffentliche Meinung, — wählen Sie den Namen, der Ihnen am besten gefällt.

Andreas (lächelnd den Kopf schüttelnd). Alle Welt? Da hast Du Recht: für alle Welt sind auch unsere größten Bühnen ein bischen zu klein. Für einen Anfänger hast Du Dir übrigens eine hübsche Aufgabe gestellt.

Ernst. Sie sehen also, daß ich Recht hatte, und begreifen nun, wenn ich die Feder unmuthig bei Seite werfe.

Andreas. Doch nicht! „Alle Welt“ ist für unser Begriffsvermögen freilich ein wenig zu viel; es ist für uns sogar gar nichts! Aber wenn wir aus der Menge gewisse Typen und Charaktere herausheben als Vertreter der Leidenschaften und Regungen, die alle Welt bewegen, dann begreifen wir sie, dann tritt uns das, was wir „alle Welt“ nennen, näher. Und so haben es doch alle großen Dichter gemacht. Nimm Allerweltstypen, dann wirst Du uns durch diese sagen können, was Du uns sagen willst.

Ernst. Für mein Stück aber taugt es nicht.

Andreas. Weshalb nicht?

Ernst. Weil nicht Dieser oder Jener des tausendköpfigen Ungeheuers, das man eben „alle Welt“ nennt, an meiner Handlung theilnimmt, sondern Dieser und Jener, in der That: alle Welt! Ein Wort wird gesprochen, ein Blick wird gewechselt, ein Lächeln umspielt die Lippe, und das Alles zusammen erzeugt die Handlung. Alle Welt macht das Stück, nicht der Einzelne, — die Gesammtheit! ohne Leidenschaft, ohne Bosheit, ohne Haß, ganz gleichgültig, aus Zerstreuung! Aber dieses unvorsichtige Wort, dieses verfängliche Lächeln, dieser vielsagende Blick, sie genügen, um die Katastrophe herbeizuführen; all' diese kleinen Zufälligkeiten, Gleichgültigkeiten summiren sich, und sie werden nun auf einmal riesenhafte Gehässigkeiten, boshafte Verleumdungen, die die Ehre besudeln, das Glück der Familie zu Grunde richten. Jeder Einzelne thut es harmlos, und die Summe ist Bosheit. Gebe ich all

diese zerstreuten Züge einem Einzelnen, so wird daraus der übliche Theaterbösewicht; stelle ich ihn als den Vertreter einer ganzen Gesellschaftsklasse hin, so muß man den natürlichen Rückschluß machen, daß die Gesellschaft grausam und boshaft ist. Das will ich aber gar nicht sagen, ich will im Gegentheil zeigen, daß das Harmlose, Unbedachte, Unüberlegte von Vielen zusammengehäuft das Verderben mit sich bringt.

Andreas (zu seiner Frau). Verstehst Du das?

Julie. Ungefähr.

Andreas. Dann bist Du gescheidter als ich. Eine Person, die aus hunderttausend Köpfen besteht, die nicht boshaft ist und das Boshafte vollbringt und arglos das Verderben verursacht — mir will's nicht in den Kopf hinein. Aber vielleicht verstehe ich's, wenn ich's in der Ausführung sehe. Wenn ich auch mit Deinen philosophischen Grübeleien nicht Schritt halten kann, das Menschliche werde ich in Deinem Stücke schon verstehen, und ich verspreche Dir, mich ausgezeichnet zu unterhalten, wenn eine hübsche Liebesgeschichte drin ist.

Ernst. Da kommt die zweite Schwierigkeit: in meinem Stück ist von Liebe überhaupt nicht die Rede.

Andreas. Dann schreib's lieber nicht!

Ernst. Und doch sind Liebe und Eifersucht die eigentlichen Triebfedern in meiner Handlung.

Andreas (aufstehend). Nun hör' auf! Von Liebe ist nicht die Rede, und die Liebe spielt die Hauptrolle?

Ernst. Es ist so wie ich Ihnen sage. In meinem Stücke ist kein junger Mann, der ein junges Mädchen oder eine junge Frau liebt, und doch ist die Liebe der Mittelpunkt des Ganzen.

Andreas. Um das glaubhaft zu machen, mußt Du ganz verzwickte Situationen austüfteln.

Ernst. Durchaus nicht. Die Situationen meines Dramas müssen, um wahr, so gewöhnlich und alltäglich wie möglich sein. Aeußerlich geschieht gar nichts, alle Vorgänge sind innerlich, die dramatische Entwickelung vollzieht sich innerhalb der Personen, da rückt sie langsam vor, bemächtigt sich zunächst des Gedankens, dringt dann bis in's Herz und untergräbt nach und nach den Willen.

Andreas. Wie willst Du denn das Alles zeigen? Das ist doch keine Aufgabe für den dramatischen Dichter, das ist ein philosophisches Problem.

Ernst. Und doch kann es dramatisch sein.

Andreas. Dann mußt Du den Knoten mit sonderbarer Geschicklichkeit zu schürzen und zu lösen wissen.

Ernst. Ich löse ihn gar nicht. In dem Augenblick, da er geschürzt ist, fällt der Vorhang und das Stück ist aus.

Andreas. Mit anderen Worten: es hört auf, wenn es anfangen soll.

Ernst. Ganz recht.

Andreas. Dann rathe ich Dir: schreibe lieber das andere Drama, das dann anfängt, wenn das Deinige aufhört. Wie soll denn Dein Stück heißen?

Ernst. Es hat noch keinen Titel.

Andreas. Den auch noch nicht? Mein guter Junge, Du bist wirklich ein Träumer! Ein Stück, in dem die Hauptperson nicht auftreten kann, ohne Liebeshändel, ohne Handlung, mit alltäglichen Situationen, das in dem Augenblick beginnt, wenn der Vorhang zum letzten Mal fällt, und keinen Titel hat! — Du weißt, ich habe Dich lieb und ich halte große Stücke auf Dich, aber jetzt schweifst Du auf Irrwegen. Leg' Dein Drama ruhig bei Seite, komm mit uns in den Salon und trinke eine Tasse Thee, leg' Dich zu Bett, schlafe gut, morgen früh wollen wir auf die Jagd gehen und ein paar Rebhühner schießen. Was meinst Du, Julie?

Julie. Trinken Sie mit uns eine Tasse Thee, Andreas hat Recht. Ich habe Ihnen aufmerksam zugehört, aber ich glaube wirklich, daß Sie Ihre Kräfte an Unmöglichem versuchen.

Ernst. Nein und abermals nein! Ich bin meiner Sache sicher, es ist ein Drama, und ich werde es eines Tages schreiben! Und je mehr ich darüber spreche, desto mehr lichtet es sich in meinem Gehirn, und es wird mir immer klarer, daß es das Richtige ist. Und noch heut Abend, jetzt, zu dieser Stunde setze ich mich an die Arbeit und fange noch einmal an.

Andreas. Nun dann gute Nacht, mein Junge! Möge Dir Minerva ihren Schutz verleihen, wir wollen Dich nicht mehr stören.

Julie. Gute Nacht, Ernst.

(Sie verabschieden sich mit freundlichem Händedruck.)

Vierte Scene.

Ernst

(der sie bis zur Thür begleitet hat, nach vorn kommend).

Nein, ich gebe es nicht auf, ich schreibe das Stück! Ich will die tausend zerstreuten Atome zu einem festen Körper zusammenballen, ich will zeigen, wie aus den tausend Nichtigkeiten ein fürchterliches Etwas wird, wie sich das Achselzucken des Einen, das Lächeln des Andern, der zweifelnde Laut eines Dritten, der unbedachte Blick eines Vierten und tausend andere, von Niemand beachtete Kleinigkeiten, wie sich alles das zu einer Lawine zusammenballt, die langsam herabrollend und immer anwachsend schließlich Tod und Verderben bringt. Ich will zeigen, wie sie durch ihr Geschwätz das, was eine Lüge war, zur Wahrheit machen, wie sie die unschuldsvollen Seelen vergiften, wie die Leute, die sich heute so liebenswürdig im Theater nach mir erkundigt haben, der Vortrab der Verleumdung sind, und wie die Verleumdung verhängnißvolle Thatsachen gebiert; wie sie allesammt mithelfen, unbewußt, unüberlegt, an dem großen Werke der Zertrümmerung, wie sie besudeln,

schänden und kuppeln. (Mit Nachdruck.) Ja, „Der große Kuppler“ möchte ich mein Stück nennen, wenn das Wort nicht zu anstößig wäre; denn das verwünschte Gefälligkeitsmachen ist die Hauptbeschäftigung jener Menge! (Einen Blick auf das Gedicht werfend.) Und jetzt habe ich auch den Titel: „Galeotto“, „Der große Galeotto“.

(Während er sich zum Schreiben niedersetzt, fällt der Vorhang.)

Erster Act.

(Eleganter Salon im Hause Hennersdorfs. Durch die sehr breite Thür des Hintergrundes sieht man auf einen ziemlich schmalen Gang, in dessen Mitte sich die geschlossene Thür befindet, die zum Speisezimmer führt. Vorn links vom Zuschauer ein Balkon, weiter nach hinten links eine Thür, rechts vorn und nach hinten zwei Thüren, vorn rechts und links Etablissements. Glänzende, sehr geschmackvolle und reiche Einrichtung. Es ist Nachmittags, während des Actes dunkelt es.)

Erste Scene.

Julie (am Balkon). Andreas (auf dem Sopha rechts, nachdenklich).

Julie. Dieser herrliche Sonnenuntergang, dieses wundervolle Licht, diese schönen, goldgesäumten Wolken am feurigen Himmel! Wenn, wie die Dichter sagen und wie unsere Väter glaubten, der unendliche blaue Raum ein Spiegel der Zukunft ist, wenn auf diesem flammenden Horizont in herrlicher Geheimschrift unser künftiges Schicksal verzeichnet steht, dann erwarten uns glückliche Tage, nicht wahr? (Sich umdrehend.) Nun, Andreas, Du antwortest ja nicht.

Andreas (zerstreut). Wie sagtest Du?

Julie (tritt an ihn heran). Du bist zerstreut, besorgt, wie mir scheint. Was fehlt Dir?

Andreas. Nichts Besonderes, mein Kind. Es geht mir allerdings so Manches durch den Kopf, Geschäfte aller Art . . .

Julie. Immer und ewig die leidigen Geschäfte! Weswegen plagst Du Dich so? Wir haben doch im Ueberfluß Alles, was wir brauchen. Du hast Dein Lebtag genug gearbeitet, Du solltest Dich jetzt der Früchte Deines Fleißes freuen.

Andreas (ihr die Wangen streichelnd). Du sprichst wie ein Kind. Unsereiner kann nicht so leicht aufhören, wie Du Dir das in Deiner Harmlosigkeit vorstellen magst. Und ehrlich gesagt: zum Müßigang fühle ich mich denn doch noch zu jung; nächst Dir ist mir die Arbeit doch immer noch das Liebste.

Julie. Ich will Dir ja die Arbeit nicht verleiden und bin glücklich, daß sie Dir Freude bereitet. Aber Du machst Dir auch Sorgen, schwere Sorgen, wie es scheint, denn Du bist merkwürdig schweigsam seit einiger Zeit und viel ernster als sonst. Das war es, was mich beunruhigt, deswegen

sagte ich Dir: mach' es Dir bequemer, streng' Dich nicht zu sehr an! — Weswegen bist Du traurig und kummervoll?

Andreas. Du irrst; so lange ich Dich glücklich weiß, bin ich nicht traurig und kummervoll, im Gegentheil, ich bin glücklich, glücklich durch Dich.

Julie. Also doch geschäftliche Sorgen?

Andreas. Auch das nicht. Ich habe den Besitz niemals verachtet, aber er hat auch niemals übertriebenen Werth in meinen Augen besessen; und gerade weil ich das Geld geringschätzte, ist es zu mir gekommen; ich bin ein reicher Mann und mein Besitzthum ist so gefestigt, daß es nicht mehr erschüttert werden kann. Die Zeit waghalsiger Speculationen — sie liegt hinter mir. Mit Schaudern denke ich noch jetzt daran, was ich früher tollkühn auf's Spiel gesetzt habe, daß ich — es sind nun zwanzig Jahre darüber vergangen, aber es ist mir noch so gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen — im Begriffe stand, nicht nur das von meinen Vätern und mir Erworbene zu verlieren, sondern meine kaufmännische Ehre noch dazu. Ich wäre damals rettungslos verloren gewesen, wenn nicht der alte Adenau, Ernsts Vater, mir mit Allem, was er besaß, mit seinem ganzen Credite hülfreich beigesprungen wäre. Ihm verdanke ich, daß ich aus jenem Ungewitter gerettet bin, daß nicht der leiseste Flecken an meinem Namen haftet; ihm verdanke ich Alles, was ich bin und was ich habe.

Julie. Es ehrt Dich, daß Du es nicht vergessen kannst und daß Du immer wieder und wieder davon sprichst; aber die Sache ist doch abgethan, Du hast Deine Schuld bezahlt.

Andreas. Soweit sie sich in Thalern, Silbergroschen und Pfennigen ausdrücken läßt, ja; aber die ideale Schuld werde ich niemals tilgen.

Julie. Und was Du jetzt für seinen Sohn thust? . . .

Andreas. Ist nichts als meine Pflicht und Schuldigkeit! Hätte doch der alte Adenau zu mir dasselbe Vertrauen gehabt, das ich ihm in unsern jungen Jahren entgegenbrachte! Hätte er mir seine Lage doch offenbart! Aber er war zu stolz, und der übertriebene Stolz ist das unseligste Vermächtniß an seinen Sohn. Er hat es nicht über die Lippen gebracht, mir zu sagen, daß das äußerlich so glänzende Haus innerlich durch und durch morsch war. Ich wußte zwar, daß er in den letzten Jahren starke Verluste erlitten hatte, daß er aber, als er plötzlich starb, als völlig verarmter Mann aus dem Leben schied, das hatte ich mir niemals träumen lassen. Und Ernst, der, wie wir Alle, in dem Glauben lebte, daß er, wenn nicht ein reicher, doch ein wohlhabender junger Mann sei, war von einem Tage zum andern bettelarm.

Julie. Bist Du nicht an demselben Tage, an dem Dir die traurige Sachlage bekannt wurde, nach München gefahren? Hast Du nicht von Ernst das Recht beansprucht, ihm gegenüber die freiwillige Erbschaft des Vaters anzutreten?

Andreas. Das habe ich allerdings gethan, und ich muß sagen,

Ernst hat es mir nicht leicht gemacht. Hätte ihm sein sterbender Vater auf dem Todtenbette nicht anempfohlen, zu mir das vollste Vertrauen zu haben und meinen Rath in allen Punkten zu befolgen, ich weiß nicht, ob ich ihn dazu bewogen haben würde, die Gastfreundschaft, die ich ihm mit vollem Herzen anbot, anzunehmen. Und wie das enden soll, ich weiß es nicht, — und das ist es, was mir Sorge macht.

Julie. Ich verstehe Dich nicht! . . Nimm's mir nicht übel, Du übertreibst Deine Güte. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Du für Ernst Alles thust, was Du thust, aber was willst Du mehr? Seit einem Jahre ist Ernst bei uns, er ist einer der Unsrigen geworden, wir haben ihn Beide herzlich lieb, er erwidert unsere Neigung und er ist glücklich, — so glücklich er sein kann.

Andreas. So, er ist glücklich, meinst Du? Nun, ich glaube, er ist es nicht. Ich habe es ihm schon seit Wochen angemerkt, daß seine Stellung in unserem Hause mit seinem Zartgefühl im Widerstreit steht. Er redet sich ein, daß er nur empfange und nicht gebe, und ich sehe es kommen, daß er eines Tages unter einem beliebigen Vorwande uns verlassen wird. Ich würde es tief beklagen, denn Ernst ist durch und durch unpraktisch. Deshalb grüble ich beständig nach einem Mittel, um ihn dauernd an unser Haus zu fesseln, und ich glaube, ich habe auch etwas gefunden.

Julie. Sorge Dich doch nicht um das, was etwa kommen mag! Einstweilen ist Ernst bei uns, wir leben in Frieden, in Eintracht, in herzlichster Gemüthlichkeit zusammen. Er ist klug und begabt, er wird Erfolge haben, er wird sich wahrscheinlich eines Tages verlieben und verheirathen. Wir suchen ihm eine hübsche junge Frau aus, und dann leben wir zu Vieren weiter, wie wir jetzt zu dritt leben: herrlich und in Freuden.

Andreas. Da kommt er. Er sieht nicht sehr vergnügt aus.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Ernst.

Ernst (nachdem er die Beiden begrüßt hat). Es ist mir lieb, daß ich Sie zusammen finde. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.

Julie. Etwas Unerfreuliches, wie es scheint.

Ernst. Ja. Schelten Sie mich undankbar, sagen Sie mir, daß ich Ihre Güte nicht verdiene, ich muß es ruhig über mich ergehen lassen, — aber ich fühle mich hier nicht mehr wohl.

Andreas. Ernst!

Ernst. Mißverstehen Sie mich nicht! Sie haben an mir gehandelt und handeln an mir wie ein Vater! Aber begreifen Sie doch, meine Stellung ist hier eine schiefe: ich komme doch nicht darüber hinweg, daß ich in diesem Hause wie ein Sohn, wie ein Bruder lebe und keine Berechtigung dazu habe.

Andreas. Keine Berechtigung? Und Dein Vater?

Ernst. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich habe Alles überdacht, aber mein Gefühl sträubt sich nun einmal dagegen, dieses Leben weiter zu leben. Ich fühle mich dabei unglücklich, ich gehe dabei seelisch zu Grunde. Ihre Liebe und Freundschaft erdrücken mich; die Blicke, mit denen mich die Anderen mustern, wenn wir uns zusammen irgendwo zeigen, sind mir wie Peitschenhiebe. Wenn durch Ihre Herzlichkeit mein Verhältniß in diesem Hause auch geadelt wird, in den Augen der Welt, die nicht weiß, auf welchem idealen Untergrunde sich dieses Verhältniß aufgebaut hat, wirkt es wie ein unwürdiges.

Andreas. Du siehst Gespenster. Wer würde es wagen . . . .

Ernst. Wer es wagen würde? Alle Welt! Nicht der und der Einzelne, den ich fassen könnte, — die unfaßbare Allgemeinheit, sie, die in unmerklichen Theilchen das Gift ausströmen läßt, das durch die Lüfte schwirrt und das wir Alle einathmen!

Andreas. Welche Uebertreibung!

Ernst. Glauben Sie? Nun darauf antworte ich Ihnen: Wenn man mich in Ihrer Loge sieht, oder an Ihrer Seite in Ihrem Wagen, oder hier an Ihrem Tische, dann wirft der und der die boshafte Frage auf: Der junge Herr Ernst, den man beständig mit Hennersdorf zusammensieht, ist wohl ein sehr naher Verwandter des Hauses? Nicht? — Also wohl in einer Vertrauensstellung? Auch nicht? — Nun, dann sein Geschäftstheilhaber? Auch das nicht? — Ja, was ist er dann? — Und man beantwortet diese Fragen mit einem nichtswürdigen Schweigen, das nicht blos mich beleidigt, auch Sie.

Andreas. Du träumst! Wer würde es wagen?

Ernst. Wer? Wir brauchen nicht weit zu suchen.

Andreas. Nun so nenne doch wenigstens einen einzigen Namen! (Pause.) Du schweigst. Mein junger Freund, ich wiederhole Dir, Du siehst Gespenster.

Ernst. Sie haben Fleisch und Blut und sind mit den Händen zu greifen.

Andreas. Aber so nenne doch eine einzige Person!

Ernst. Mehr als eine, wenn Sie wollen, und ich brauche gar nicht aus dem Hause herauszugehen, — hier, eine Treppe höher . . .

Andreas. Mein Bruder?

Ernst. Jawohl, auch der! Herr Albert Hennersdorf und Frau Therese, seine Frau, und Walter, sein Sohn, und alle Andern . . .

Andreas. Bekümmere Dich doch nicht um das, was die Leute schwatzen. Ich weiß, mein Bruder hat die Schwäche, sich meinen Kopf zu zerbrechen, und er denkt und sagt vielleicht mancherlei . . .

Ernst. Er wiederholt nur, was die Andern sagen.

Andreas. Aber so laß doch die Gevattern schwatzen. Auf's Gerede kommt nichts an, entscheidend ist nur die Thatsache.

Ernst. Aber das Gerede gebiert die That! Was als boshafte Lüge beginnt, endet als Wahrheit.

Andreas. Das sind Sophismen. Aber ich begreife, daß Du unter dem Klatsch leidest und ihm die Stirn bieten willst. Du sehnst Dich nach einer unabhängigen Stellung, die Dich vor den Bosheiten der Leute schützt?

Ernst (mit Wärme). Ja, danach sehne ich mich.

Andreas. Und wenn ich Dir dazu verhelfen könnte?

Ernst. Wie meinen Sie?

Andreas. Was ich Dir zu sagen habe, ist mir sehr ernsthaft gemeint. Mein Anerbieten ist kein verkapptes Almosen. Ich nähere mich den Jahren, in denen man sich nach einer Entlastung der Arbeit sehnt. Ich suche Jemand, dem ich mein Vertrauen schenke, der mir solche Arbeiten, die das Bureau nicht erledigen kann, abnehmen würde, — mit einem Worte: einen tüchtigen, mir sympathischen Secretär. Ich habe mich schon lange nach einer geeigneten Persönlichkeit umgesehen, und heute ist mir von einem Hamburger Freunde ein junger Mann empfohlen worden. Da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen: das Gute liegt ja so nahe! Diese Stelle biete ich Dir an.

Ernst. Lieber Hennersdorf . . .

Andreas. Ich biete Dir keine Sinecure, Du wirst tüchtig zu arbeiten haben, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Biedermänner, um deren Geschwätz Du Dich so sehr kümmerst, sich nun erzählten, daß ich Dich in gewissenlosester Weise ausbeute. Ja, mein Junge, Du sollst Dich auch für mich plagen. Aber Du weißt, daß Du keinen besseren Freund hast als mich. (Er reicht ihm die Hand.) Nimmst Du an?

Ernst (die Hand kräftig drückend, gerührt). Machen Sie mit mir, was Sie wollen.

Julie. Also haben wir den Widerspänstigen doch gezähmt.

Ernst. Es ist Ihnen nicht schwer geworden, liebe Freundin!

Andreas. Und nun will ich dem Hamburger Freunde schreiben, daß die Stelle schon besetzt ist. Auf Wiedersehen, Herr Secretär! (Mit wiederholtem freundlichen Händedruck ab.)

(Während des Schlusses der Scene ist es dunkler geworden, so daß beim Beg. in der folgenden die Scene beinahe finster ist.)

Dritte Scene.

Ernst. Julie. Albert. Therese.

(Die beiden Letzteren zeigen sich im Hintergrunde und bleiben da stehen. Durch die Balkonthür fällt das röthliche Licht der untergehenden Sonne und beleuchtet Ernst und Julien, während die beiden Anderen im Schatten sind.)

Ernst (gerührt, Juliens Hand ergreifend und an seine Lippen führend). Sie sind die Güte selbst!

Julie. Und Sie sind ein großes Kind. Versprechen Sie mir, daß Sie nun nicht mehr so traurigen Gedanken nachhängen.

Ernst. Ich verspreche es Ihnen.

(Albert und Therese beobachten die Beiden und machen ihre Bemerkungen mit leiser Stimme.)

Therese. Kein Licht?

Albert. Immer die Beiden zusammen . . .

Therese. Und immer in dieser Vertraulichkeit!

Ernst (laut). Ich bin leider im Ausdruck meiner Gefühle sehr unbeholfen, aber glauben Sie mir, Julie, wenn Sie jetzt in mein Herz blicken könnten, so würden Sie sehen, wie es von Zärtlichkeit und Dankbarkeit erfüllt ist.

Julie. Ich glaube es Ihnen ja; aber dann müssen Sie auch die Leute, die Sie lieb haben, nicht mit Ihrer Empfindlichkeit quälen.

Ernst. Ich will mich ja bessern. Die Stirn brennt mir!

Julie. Kommen Sie auf den Balkon und lassen Sie sich von der frischen Abendluft kühlen.

(Sie treten auf den Balkon. Albert und Therese kommen flüsternd nach vorn.)

Albert. Hast Du es gehört?

Therese. Jedes Wort.

Albert. Es ist doch zu arg, diese Schamlosigkeit!

Therese. Man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Julie ist gewiß nur unvorsichtig. Aber dieser Ernst sollte doch Verstand haben für Beide.

Albert. Nun, wenn mein Bruder blind ist, ich habe die Augen offen und werde meine Pflicht thun. (Laut.) Nun, Julie, ist das der Empfang, den man seinen nächsten Verwandten bereitet?

Julie (tritt in das Zimmer). Ah, Albert . . . und Therese! Wie freue ich mich.

Therese. Du scheinst ganz vergessen zu haben, daß wir heut bei Euch essen sollen.

Julie. Durchaus nicht. Nehmt's mir nicht übel, daß ich die Stunde verschwatzt habe. Ich will gleich Licht bestellen.

(Sie drückt auf die Klingel.)

Albert (mit Betonung). Wir haben das Licht nicht zu scheuen.

Julie. (lächelnd, leicht). Ich hoffe, wir auch nicht; ich habe mich für Euch sehr schön gemacht. (Zum Diener, der inzwischen eingetreten ist.) Bringen Sie Licht.

(Während des Folgenden werden die Lampen hereingebracht und die Bühne wird hell beleuchtet.)

Therese (zu Albert). Sie spielt die Unbefangene.

(Ernst tritt vom Balkon in das Zimmer.)

Albert. Ah, da ist ja noch Jemand! Herr Adenau. (Ernst begrüßend). Sind Sie schon lange hier?

Ernst. Ich habe mir die schöne Gegend angesehen.

Albert. Bei der Beleuchtung? Da werden Sie nicht viel gesehen haben. (Zu Theresen.) Siehst Du, wie sein Gesicht glüht, und er wendet sich jetzt verlegen ab. Es ist die höchste Zeit. (Laut.) Wo steckt denn Andreas?

Julie. Er schreibt einen Brief.

Albert. Dann werde ich ihn aufsuchen. Ich habe mit ihm noch vor Tisch ein Wörtchen zu reden. (Ab.)

Vierte Scene.

Ernst. Julie. Therese.

(Die beiden Damen setzen sich. Ernst bleibt stehen.)

Therese (zu Ernst). Ich glaube, mein Sohn Walter erwartet Sie oben.

Ernst. Er erwartet mich? Das muß doch wohl ein Irrthum sein.

Therese. Sollte ich ihn mißverstanden haben? (Leise zu Julien.) Ich habe Dir etwas zu sagen.

Julie. So sag's.

Therese. Allein, — ohne Zeugen. Schaff den Menschen bei Seite.

Julie. Ich verstehe Dich nicht, aber wenn Du meinst . . . Lieber Freund, wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Ernst. Mit tausend Freuden.

Julie. Walter hat uns Billets zu der Galavorstellung besorgen wollen. Wollen Sie ihn fragen, ob es ihm gelungen ist?

Ernst. Sehr gern.

Julie. Sie nehmen es mir doch nicht übel?

Ernst. Aber ich bitte Sie, meine verehrte Freundin. (Lächelnd, vertraulich.) Ich verstehe sehr gut, daß Sie mich los werden wollen. (Er grüßt die beiden Damen und geht ab.)

Fünfte Scene.

Julie. Therese.

Julie. Nun also . . . . was giebt's? Deine geheimnißvollen Andeutungen könnten mich beinahe beunruhigen.

Therese. Es handelt sich auch um etwas sehr Ernstes.

Julie. Um was denn?

Therese. Julie, glaubst Du, daß ich Dich lieb habe?

Julie. Ich hoffe es. Aber um mir das anzuvertrauen, hast Du doch Ernst nicht fortgeschickt. Was ist denn geschehen?

Therese. Ich hoffe, es ist noch nichts geschehen. Aber ich muß ein ernstes Wort mit Dir sprechen, denn es bedroht Euch eine Gefahr, die Ihr nicht zu ahnen scheint.

Julie. Wen?

Therese. Euch drei.

Julie. Uns drei? Drei? Wen meinst Du?

Therese. Dich, Deinen Mann und Ernst.

Julie. Nun, so sprich doch, spanne mich nicht auf die Folter!

Therese (zögernd). Mein guter Mann . . . es ist der Bruder des Deinigen — wir sind eine Familie — wir müssen zusammenhalten. . .

Julie (ungeduldig). Ja doch, aber komm doch nur zur Sache!

Therese. Morgen werde ich vielleicht Deines Rathes, Deiner Unterstützung bedürfen. heute biete ich Dir die meinige.

Julie. Aber so sprich Dich doch endlich deutlich aus! Ich verstehe Dich nicht.

Therese. Es ist eine mißliche Sache. Ich habe lange gezögert. Aber mein Mann, der die Ehre seines Bruders über Alles hochhält, theilt meine Ansicht. Nun kein Zaudern mehr, wir müssen handeln. Dieses boshafte Geschwätz, diese beständigen Stichelreden . . .

Julie (aufstehend). Du machst mich ungeduldig. Laß die Allgemeinheiten und sprich endlich deutlicher.

Therese. Nun, Du wirst doch wohl verstehen, worauf ich hinaus will.

Julie. Ganz und gar nicht.

Therese. Man macht sich über ihn lustig! Er wird eine lächerliche Figur werden, Dein Mann!

Julie. Andreas? Was soll das heißen? Du weißt sehr gut, daß er nicht mit sich spaßen läßt, und wenn ihm einer der sauberen Spötter, von denen Du sprichst, unter die Hände fiele . . .

Therese. Er würde Mühe haben, der Spötter Herr zu werden, denn alle Welt macht sich lustig über ihn.

Julie. Alle Welt? Aber weshalb denn? So sprich doch nur endlich!

Therese. Sieh, Julie, Du bist jung und unerfahren, und in Deiner völligen Harmlosigkeit begehst Du doch vielleicht die eine oder andere Unbesonnenheit, die mißdeutet werden kann. Verstehst Du mich nun?

Julie. Weniger als je.

Therese. Du kennst die Männer noch nicht. In ihrem egoistischen Leichtsinn opfern sie für eine lustige Stunde den Ruf einer Frau, die Ehre eines Gatten. Glaube Deiner treuen Freundin, glaube Deiner Dich zärtlich liebenden Verwandten: jener gewissenlose Mensch ist Deiner nicht würdig. Sei so tapfer wie Du gut bist und sorge dafür, daß Herr Adenau dies Haus verläßt.

Julie (in tiefer Entrüstung). Ah, nun begreife ich, nun begreife ich endlich! Also das war es! — Wer schändlicher ist: die Welt, die diese Verleumdungen ausbrütet, oder die Dienstfertigkeit, die sie wiederholt, — ich weiß es nicht!

Therese. Aber Julie!

Julie (in gesteigertem Affect fortfahrend). Laß mich! Wer dem Verkehr zwischen Ernst und mir etwas Böses nachsagt, ist ein Wahnsinniger oder ein Schurke. Als Freund und Sohn ist Ernst von meinem Manne bei uns aufgenommen worden, als Freund und Bruder habe ich ihn geliebt und liebe ich ihn. Nie hat ein unsauberer Hauch unsere Beziehungen gestreift. Und mein warmes Gefühl, meine schwesterliche Zuneigung, deren ich mich vor keinem Menschen zu schämen habe, deren ich mich rühmen dürfte, — gerade

sie sollen von der Niedertracht entstellt und zu Verbrechen gestempelt werden, — sie sollen mir die Ehre rauben und meinem Manne die Schande bringen! Es ist empörend! (Sie bedeckt ihre Augen in heftigster Erregung.)

Therese. Aber so beruhige Dich doch, weine nicht! Ich habe ja nie etwas Unrechtes geglaubt, ich kenne Dich ja! Aber die Anderen kennen Dich nicht, und gerade die sind es, die schwatzen. Von dem Vorwurfe der Unvorsichtigkeit kann auch ich Dich nicht freisprechen, so wenig wie Deinen Mann, so wenig wie Ernst. Liebes Kind, Du darfst nicht ungerecht sein. Du bist eine ganz junge Frau, Andreas ist beinahe ein alter Mann. Und diese Intimität mit Ernst, einem leidenschaftlichen Jüngling, einem Phantasten! Er ist immer der Dritte im Bunde! . . Ja, mein liebes Kind, die Welt ist nun einmal so geartet, daß sie für Unerklärliches Erklärungen sucht, und nicht immer die liebenswürdigsten. Es ist natürlich, es ist begreiflich, daß davon geschwatzt wird. Und es wird geschwatzt, und man stößt sich mit den Ellbogen an und kichert, wenn man auf den guten Andreas deutet.

Julie. Ich finde keine Worte! Wenn sie mich mit ihren Unsauberkeiten überschütteten, ich würde es nicht beachten, denn der Schmutz würde an meinem reinen Gewissen nicht haften; aber daß man ihn hineinzieht, daß man ihn lächerlich findet, Andreas, den edelsten, achtungswerthesten Ehrenmann — es macht mich sprachlos! Wenn er nur nichts davon erfährt!

Therese. Er muß es erfahren, und in diesem Augenblick spricht Albert mit ihm darüber.

Julie. Um Gotteswillen!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Andreas (tritt erregt aus dem Nebenzimmer, gefolgt von) Albert.

Andreas (noch auf der Schwelle). Und ein für allemal: ich will kein Wort davon wieder hören.

Julie (leidenschaftlich). Andreas! (Sie eilt ihm entgegen und umschlingt ihn zärtlich.)

Andreas. Beruhige Dich, mein liebes Kind. Seht her . . . dahin habt Ihr es glücklich schon gebracht! Sie hat geweint. (Stark.) Aber ich schwöre: wer dieser Frau noch einmal Thränen unverdienten Schmerzes entlockt, der soll es büßen, und wenn es mein leiblicher Bruder wäre!

Albert. Dein Eifer verblendet Dich, aber er wird mich in meiner Pflicht nicht beirren. Ich habe Dich gewarnt, und ich bereue es nicht.

Andreas. Du hast andere Pflichten, als den Unrath von der Straße in meinen Salon zu tragen.

Albert. Ich habe die Pflicht, die Reinheit Deines Namens zu bewachen, so gut wie Du, denn ich führe denselben Namen.

Andreas. Vergiß nicht, daß Du vor meiner Frau stehst!

Albert. Vergiß nicht, daß wir denselben Vater haben!

Julie. Ich bitte Dich, Andreas, beherrsche Dich!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Ernst. Walter.

Walter (nach flüchtigem Gruß lächelnd auf Andreas, an den sich Julie zärtlich geschmiegt hat, weisend). Das nenne ich ein eheliches Idyll! Daran kann man sich ein Muster nehmen. Im Uebrigen, liebe junge und schöne Tante, bringe ich Dir hier die versprochenen Billets.

Julie (sich zu ihm wendend, die Billets nehmend). Ich danke.

Ernst (an Andreas herantretend, leise, theilnahmvoll). Was fehlt Julien?

Andreas (kurz). Was soll ihr fehlen? . .

Ernst (wie früher). Sie sieht blaß, verstört und verweint aus . . .

Andreas (wie oben). Aber so kümmere Dich doch nicht so auffällig um meine Frau, dazu bin ich da.

Ernst (bei Seite tretend, mit schwermüthigem Lächeln). Aha, es hat schon gewirkt.

Walter (zu Julien). Du bist wirklich zu beneiden, schöne Tante, Du hast nicht nur einen Mann, der Dich vergöttert, sondern auch einen Freund, der für Dich durch's Feuer geht.

Ernst. Walter, ich bitte Sie.

Walter (lächelnd fortfahrend). Du hättest ihn nur sehen sollen, wie er sich oben geberdete, als ich in etwas unvorsichtiger Weise eine harmlose Bemerkung, die ich von Andern gehört habe, wiederholte. Es hätte nicht viel gefehlt und er wäre mir an die Kehle gesprungen und hätte mich erwürgt.

Ernst. Ich bitte Sie dringlich, lassen Sie diese Scherze, wenn Sie mich nicht erzürnen wollen, ich bin nicht zum Spaßen aufgelegt. (Sich an Andreas wendend.) Verehrter Freund, ich habe mir die Sache, die wir vorhin besprochen haben, überlegt. Schelten Sie mich nicht undankbar, ich muß es Ihnen aber sagen: ich fühle mich der Stelle, die Sie mir angeboten haben, nicht gewachsen, und zu meinem tiefsten Bedauern muß ich sie ausschlagen.

Andreas. Aber woher diese plötzliche Wandlung?

Ernst. Ich habe es mir eben überlegt. Ich bin ein unpraktischer Mensch ein Dichter, ein Schwärmer, ich kann kein Stubenhocker werden. Ich will die Welt sehen, will reisen, will mir die Ruhe erjagen. Jetzt bin ich unbrauchbar. (Zu Albert.) Habe ich nicht Recht, Herr Hennersdorf?

Albert. Ich kann Ihnen nur beipflichten.

Andreas. Was sind das für abenteuerliche Geschichten! Reisen, reisen, — das ist leicht gesagt, aber da komme ich als praktischer Geschäftsmann mit meiner Nüchternheit und frage Dich: wie willst Du denn reisen?

Ernst (mit Zuversicht). Ich werde mich schon durchschlagen, lassen Sie das meine Sorge sein. Ich fühle es, meines Bleibens ist hier nicht mehr. Und da geschieden sein muß, wollen wir den Abschied kurz machen. Theure Freundin, (sich an Julien wendend), ich zerreiße das Band, das mich an Sie gefesselt hat, nicht leichten Herzens, und wenn Sie unter meiner Selbstsucht zu leiden

16*

gehabt haben, so vergeben Sie mir. Ich werde Ihre Güte nicht vergessen.
(Er drückt ihr die Hand. Sie erwidert den Händedruck und wendet sich traurig ab.)

Ernst (zu Andreas). Nun, und Sie . . . haben Sie keinen Blick für mich, keinen Händedruck? Glauben Sie wirklich, daß ich Sie gekränkt habe?

Andreas (in plötzlicher Bewegung, in überströmendem Gefühle Ernst an sein Herz drückend). Nein, mein Herzensjunge, nein, ich glaube es nicht; verzeih mir, daß auch nur einen Augenblick . . . sprechen wir nicht mehr davon, mein Junge! Du bleibst bei uns, uns zu Liebe und der ganzen Welt zum Trotz! Ich lasse Dich nicht von mir! Widersprich nicht, Dein Vater befiehlt Dir! Du bleibst bei uns, und zwischen uns bleibt's beim Alten, nicht wahr, mein Junge? nicht wahr, Julie? ganz beim Alten! Ihr habt's gehört, Albert und Therese, und Du, Walter, der so gern wiederholt, was die andern schwatzen. Nun erzählt's den braven Leuten und sagt ihnen: wie es niedrige Verleumdung giebt, so giebt es auch eine Höhe des Vertrauens, zu der die Verleumdung nicht hinaufreicht. — Und nun zu Tisch! Ernst, biete meiner Frau den Arm! Walter, Du führst Deine Mutter. Albert, nimm mit mir fürlieb. (Zu Ernst und Julien, die sich befangen gegenüberstehen.) Nun, was zögert Ihr . . . Ich wollte, dies Haus hätte Wände von Cristall, damit alle Welt sehen könnte, wie wir das Geschwätz verachten. Ich kümmere mich den Teufel um das heimtückische Gerede, den Teufel um das Geschwätz der Narren!

(Walter hat seiner Mutter den Arm gegeben, Ernst den seinigen Julien gereicht. An der Thür bleiben Ernst und Julie einen Augenblick stehen, um das andere Paar vorangehen zu lassen.)

Julie. Bitte, ich bin die Wirthin.

Therese und Walter treten ein. Ernst und Julie folgen langsam und sprechen leise mit einander. Andreas, der Albert den Arm geboten hat, blickt ihnen nach.)

Albert (bitter lächelnd). Das hast Du gut gemacht! Sieh nur, wie sie die Köpfe zusammenstecken, wie vertraulich sie flüstern . . .

Andreas (verdrießlich, dumpf). Sie werden sich wohl etwas zu sagen haben.

(Bevor Ernst und Julie in den Speisesaal treten, wenden sie sich an der Thür noch um.)

Albert (höhnisch.) Und jetzt sehen sie sich nach Dir um!

Andreas (wie vorher). In der That . . . Weshalb nur?

Albert. Also gehen Dir endlich auch die Augen auf? Nimmst Du endlich Vernunft an?

Andreas (mit veränderter Stimme, ärgerlich). Ach laß mich! Ich nehme endlich Deinen Wahnsinn an. Dummes Zeug!

(Während sie schnell der Thür zuschreiten, fällt der Vorhang.)

Zweiter Act.

(Ein kleines, dürftiges, beinahe ärmliches Zimmer. Im Hintergrunde Thür nach dem Corridor, rechts Thür nach dem Alkoven, links Fenster. Ein einfacher Bücherständer mit einigen Büchern, links ein ziemlich großer einfacher Tisch. Auf diesem eine Photographie von Andreas im Rahmen, gegenüber ein Photographierahmen ohne Bild, beide in mäßigem Format. Auf dem Tisch eine Lampe, die nicht brennt, ein Exemplar der „Göttlichen Komödie" von Dante aufgeschlagen, verschiedene Schreibereien auf losen Blättern, darunter ein stärkeres Manuscript, Schreibzeug u. s. w. Die übrigen Möbel sind in Uebereinstimmung mit der ganzen Einrichtung höchst bescheiden.)

Erste Scene.

Andreas und Albert geführt von der Wirthin.

Andreas (zur Wirthin). Sie glauben also, daß Herr Adenau bald kommen wird?

Wirthin. Ich bin dessen ganz sicher. Der Herr hat gesagt, er werde in einer Stunde wieder hier sein, und die Stunde ist bald vorüber, und der Herr ist so pünktlich und ein so fleißiger und ruhiger Herr. Die ganze Nacht hat er wieder gearbeitet. Wir sind ganz traurig, mein Mann und ich, daß er uns morgen verlassen will.

Andreas. Also er hat Ihnen gekündigt? Es ist ihm ernst mit seiner Reise?

Wirthin. Leider ja, sein Koffer ist schon gepackt, und heute Morgen hat er einen eingeschriebenen Brief aus Hamburg bekommen, wahrscheinlich sein Billet zur Ueberfahrt. Wir haben ihm so zugeredet, hier zu bleiben, mein Mann und ich. Als ob so ein junger Mensch und ein so hübscher und kluger und fleißiger junger Mensch gleich nach Afrika zu gehen brauchte, in ganz fremde Länder, nach dem Congo, dessen Namen ich in den letzten Monaten zum ersten Male gehört habe! Als ob er nicht im Lande bleiben und sich hier redlich nähren könnte!

Albert. Nun, und was hat er Ihnen erwidert?

Wirthin. Nicht viel, er hat gelächelt und weiter nichts gesagt als: „Lassen Sie es nur gut sein, liebe Frau, es muß so sein." Herr Adenau spricht ja überhaupt nicht viel.

Andreas. Nun also, wir wollen ihn erwarten.

(Die Wirthin verabschiedet sich.)

Zweite Scene.

Andreas. Albert.

Andreas (sich umsehend). Was sagst Du zu dieser Einrichtung?

Albert. Höchst bescheiden.

Andreas. Bescheiden? Wozu die Beschönigung! Es ist das nackte Elend. Und so hat der im Ueberfluß aufgewachsene Sohn meines edelsten Freundes seit Wochen gehaust! Und nun wollen wir ihn gar von hier forttreiben — in's Ungewisse, vielleicht in's Verderben! Und das soll ich ruhig geschehen lassen? . . . Ich schäme mich meiner Schwäche, schäme mich, daß die Bosheit mit ihrem beständigen Zischeln mich in meinem Vertrauen hat

schwankend machen können. Aber jetzt habe ich mich selbst wiedergefunden, und zum Aeußersten lasse ich es nicht kommen; ich halte den unglücklichen Jüngling zurück, — wenn es sein muß, mit Gewalt! Ich wäre ehrlos, wenn ich aus schlaffer Bequemlichkeit die Augen darüber schließen wollte, wie der Sohn meines edlen Wohlthäters durch mich zu Grunde geht.

Albert. Nimm's mir nicht übel, Andreas, aber Du bauschest die Verpflichtungen Deiner Dankbarkeit zu sehr auf! Ich weiß sehr wohl, was Du dem alten Adenau schuldest; ich begreife, daß Du das Menschenmögliche thust, um diese Schuld an seinen Sohn abzutragen. Unterstütze ihn, schenke ihm die Hälfte Deines Vermögens und mehr, ich würde es ganz in der Ordnung finden . . .

Andreas (einfallend). Du weißt sehr wohl, daß sein Stolz derartige Unterstützungen entschieden von der Hand weisen würde.

Albert. Dann hast Du nicht Dich anzuklagen, sondern es nur zu bedauern, daß seine Starrköpfigkeit es Dir unmöglich macht, für ihn etwas zu thun. Aber so weit Du die Grenzen Deiner Verpflichtungen auch ziehen magst, sie haben doch ihre Grenzen. Und diese Verpflichtungen hören da auf, wo die Ehre Deines Hauses bedroht erscheint.

Andreas. Aber so sage mir doch eine einzige Thatsache, nenne mir eine einzige Handlung des armen Ernst, die geeignet wäre, meine Ehre, die mir mehr gilt als mein Leben, anzutasten!

Albert. Eine Thatsache? Die Thatsache Eures gemüthlichen Beisammenseins, das genügt! (Ungeduldige Bewegung Andreas'.) Ich will ja an die ideale Reinheit Eures Verkehrs gern glauben; aber kannst Du der Welt verbieten, ihre Glossen darüber zu machen? Und Du lebst in der Welt und lebst mit der Welt, und sie ist stärker als Du! Du bist abhängig von ihr, und ihr Urtheil wird vollstreckt, auch wenn es ein ungerechtes ist! Die Welt hat nun einmal einen Abscheu gegen das Ungewöhnliche, und wenn sie sieht, wie zu der Ehe zwischen einem älteren Manne und einer blutjungen Frau ein interessanter junger Mann als Dritter hinzutritt, der in der allervertrautesten Vertraulichkeit mit dieser jungen Frau verkehrt, dann sucht die Welt eben die gewöhnliche Erklärung, und der gute Mann spielt in ihren Augen eine lächerliche Rolle! . . . Wenn Du auch die Stirn in Falten legst und verächtlich lächelst, es ist nun einmal so, und auf unserer unvollkommenen Erde muß der Schwächere dem Stärkeren weichen. Deswegen habe ich mich darüber gefreut, daß Ernst unser Haus verlassen hat, und ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich darüber traurig wäre, wenn er sich jetzt dazu entschlossen hat, sich die Sonne Afrikas auf den Scheitel brennen zu lassen.

Andreas. Du stellst allerliebste Grundsätze auf, das muß ich sagen! Also giebt es keine Reinheit der Empfindung zwischen einem jungen Manne und einer jungen Frau? Giebt es keine Freundschaft? Und das Edle, weil es ungewöhnlich ist, soll gerade so behandelt werden dürfen, wie das Niedrige und Gemeine, weil dies eben das Gewöhnliche ist? Wahrhaftig, ich werde irre

an Gott und der Welt! (Kurze Pause. Mit leiserer Stimme.) Und das Entsetzlichste ist, daß ich mich der schändlichen Beeinflussungen selbst nicht erwehren kann. Ich sage es zwar mit erhobener Stimme und Jedermann in's Gesicht: sie lügen und verleumden, die feigen Buben! Aber eine leise Stimme mahnt in mir: und wenn sie doch nicht lögen, wenn ich nun wirklich der Verblendete wäre, wenn sie Recht hätten, die Anderen? In der Festung der Ehre ist das Vertrauen ein schlechter Commandant . . . So arbeiten die widerstrebendsten Empfindungen in mir und reiben mich auf.

Albert. Ueber Alles das wirst Du ruhiger denken, wenn Land und Meer Euch von Ernst trennen.

Andreas. Du glaubst noch immer, daß ich ihn ziehen lassen werde? Wenn nicht meine Pflicht, schon meine Klugheit würde mir gebieten, ihn zurückzuhalten.

Albert. Ich verstehe Dich nicht.

Andreas. Es ist nicht schwer zu verstehen. Seit Wochen, seitdem uns Ernst verlassen hat, bin ich beständig in gedrückter Stimmung, unwirsch, unfreundlich, traurig. Julie hat keinen freundlichen Blick mehr von mir gesehen, kein freundliches Wort mehr von mir gehört. Es muß ihr doch auffallen, sie muß sich fragen: was ist geschehen? womit habe ich diese Behandlung verdient? Und das Gefühl, daß sie unberechtigte Kränkungen zu erfahren hat, muß sie bitter gegen mich stimmen. Wir rücken uns einander ferner und ferner, mit unseren harmlosen Gesprächen ist es aus, der Klang unserer Stimmen ist ein anderer geworden; in mir herrscht ungerechter Argwohn, in ihr Trauer und Kümmerniß.

Albert. Wenn Du das erkennst, so ist es Deine Pflicht, Dich zu beherrschen.

Andreas (in schmerzlicher Erregung). Ich kann es nicht! Ich weiß, daß ich ungerecht bin, wenn ich an ihr zweifle; aber ich bin eben halb wahnsinnig! Und was ich verliere, gewinnt er! Ich bin der Eifersüchtige, der Düstere, der Quälgeist, der Tyrann, und er ist der Edle und Hochherzige, der stets Ergebene! Und die Welt hetzt und hetzt, und die Beiden hören es allerorten und zu jeder Stunde, daß sie sich lieben, und es wird ihnen so lange in's Ohr geschrieen, bis sie es selbst glauben werden.

Albert. Und wenn dem so ist, kann dem Uebel anders abgeholfen werden als eben dadurch, daß man die Beiden von einander reißt? Und Du kurzsichtiger Thor willst Dich dem widersetzen!

Andreas (in immer wachsender Erregung). Der Kurzsichtige bist Du! Ich soll ihn also in die weite Welt ziehen lassen, in ein Leben voll Qualen und Entbehrungen, — und wir wollen daheim in unserm gemüthlichen Neste bleiben? Und ich soll in Juliens Augen der undankbare Egoist sein, der eifersüchtige Narr, der seiner Bequemlichkeit ein junges Menschenleben opfert? Ich soll es ruhig mit ansehen, wenn sie traurig dasitzt, und ihre Gedanken über das Meer schweifen zu ihm, auf dessen Stirn die Undankbarkeit der Menschen die

Dornenkrone drückt, und um den die Trennung den idealen Heiligenschimmer zieht? Ich soll in ihrem Auge die Spur einer heimlichen Thräne sehen, die sie ihm nachweint, dem Verstoßenen, dem Unglücklichen, dem Geliebten? (Er hat sich auf den Sessel fallen lassen.)

Albert. Beruhige Dich, man kommt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Walter.

Albert. Du bist's? Was treibt Dich hierher?

Walter (bei Seite). Aha, sie wissen Alles. (Laut.) Vermuthlich dasselbe Geschäft. Guten Tag, Onkel. Guten Tag, Vater. Daß die Geschichte schon bis zu Euch gedrungen ist, nimmt mich eigentlich Wunder. Aber freilich, die Scene im Caféhause war zu öffentlich.

Albert. Wie meinst Du?

Walter. Ihr wißt doch . . .

Andreas (einfallend). Alles! . . . oder doch wenigstens die Hauptsache.

Walter. Ich habe es mir gleich gedacht, daß der Scandal sich mit Windeseile verbreiten würde. . .

Andreas. Alle Welt spricht davon. . .

Albert (erstaunt). Wovon? . .

Andreas (ihn durch eine Bewegung zum Schweigen auffordernd, sich dann wieder zu Walter wendend). Nur über die Einzelheiten schwanken die Angaben. Kennst Du sie, Walter? (Freundlich.) Du weißt ja sonst alles, was vorgeht und Deine Berichte bewähren sich immer. . .

Walter (geschmeichelt). Nun ja, man kommt ja unter die Leute und hört mancherlei.

Andreas (seine Ungeduld möglich beherrschend). Nun also, wie steht's?

Walter. Schlimm steht die Sache, sehr schlimm, besonders für Ernst!

Andreas. Also wirklich! Aber Du glaubst doch, daß sie sich noch beilegen läßt?

Walter. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich. Die Secundanten haben die Entscheidung auf Wunsch der beiden Gegner so beschleunigt . . .

Andreas (einfallend). Die Secundanten, natürlich, — wegen der Abreise vermuthlich? Aber wir müssen beides verhindern: Zweikampf und Abreise.

Albert (leise zu Andreas). Von welchem Zweikampf sprichst Du?

Andreas (ebenso). Schweig. (Laut.) Ich hoffe, Ernst zu einer versöhnlicheren Haltung zu bestimmen, und sein Gegner wird auch Vernunft annehmen. Ein herbes Wort kann ja zurückgenommen werden.

Walter. Ein herbes Wort? Du scheinst doch nicht genau unterrichtet zu sein. Ein Faustschlag in's Gesicht war's! Ernst hat den Baron von Sandten in's Gesicht geschlagen, vor zwanzig Zeugen, im Café.

Andreas. Weil der Baron gelogen hat.

Walter. Das mag ja sein. Aber die Beleidigung ist eine so thätliche, daß ich kein Mittel sehe, sie ungeschehen zu machen, um so weniger, als der Baron nicht mit sich spaßen läßt und schon ein halbes Dutzend mal auf der Mensur gestanden hat. Die Bedingungen sollen denn auch so stramm wie möglich sein, es geht auf Leben und Tod: Zweikampf bis zur Kampfunfähigkeit.

Andreas (sehr erregt). Jawohl, das wußte ich! Aber es muß doch noch ein Mittel geben . . .

Walter. Nach dem, was ich eben im Club gehört habe, kaum!

Andreas. Ich begreife noch immer nicht, wie sich Ernst so vom Jähzorn hat übermannen lassen . . .

Walter. Er ist eben heißblütiger als mancher Andere. Er hatte sich im Café mit einem Freunde verabredet, der am Congo einen Verwandten oder einen guten Freund hat, und der ihm einen warmen Empfehlungsbrief und einige nützliche Winke für die Reise geben wollte. Er sitzt an seinem Marmortisch allein und bekümmert sich nicht um die lustige Gesellschaft junger Leute am Nebentisch. Da hört er zufällig seinen Namen nennen und zugleich eine spöttische Bemerkung über seine geplante Reise. Er horcht auf, und da wird der Name einer Dame genannt — in gehässiger Verbindung mit dem seinigen, und es fällt eine jener wohlfeilen ehrabschneiderischen Bemerkungen, die die jugendliche Umgebung zu ungestümer Heiterkeit hinreißt. Das Blut schießt ihm in die Wange, er springt auf, er packt den jungen Baron Sandten beim Handgelenk, und mit bebender Stimme stößt er die heiseren Worte hervor: „Du lügst, elender Bube, widerrufe auf der Stelle!" Du kannst Dir den Auftritt denken. Eine fürchterliche Stille. Der Baron, bleich vor Zorn, will die Hand erheben, aber Ernst kommt ihm zuvor und schlägt ihn mit der Faust in's Gesicht. Die Andern springen herbei und trennen die Wüthenden.

Andreas. Und der Name dieser Dame war?

Walter (schweigt).

Andreas (mit donnernder Stimme). Julie! Ich habe es gewußt. (Er läßt sich auf den Stuhl fallen und bedeckt die Augen mit seinen Händen.)

Albert (leise zu Walter). Walter, was hast Du gethan! (An Andreas herantretend.) Aber so sammle Dich doch, sei gefaßt.

Andreas (aufstehend, kalt). Jawohl, ich bedarf der Ruhe. Meine Frau ist beleidigt, und ich gestehe keinem Menschen das Recht zu, für ihre Ehre einzutreten. Dazu bin ich da. Kann ich auf Dich rechnen, Albert?

Albert. Du kannst immer auf mich rechnen.

Andreas (nachdem er einige Schritte gethan hat, zu Walter streng). Jetzt verlange ich von Dir Antwort auf meine Fragen, Antwort ohne Umschweife. Auf welche Stunde ist der Zweikampf angesetzt?

Walter. Auf heut Nachmittag drei Uhr.

Andreas. Wer sind die Secundanten?

Walter. Ich kenne nur einen, den Grafen Lichtenberg.

Andreas. Sehr wohl, er ist auch mir bekannt. Du bleibst hier, bis Ernst kommt. (Sich zu Albert wendend.) Und Du begleitest mich.

Albert. Wohin?

Andreas. Zu Baron Sandten, zu wem sonst? — (Mit unheimlicher Freude.) Bis zu dieser Stunde hat sich die Verleumdung mir zu entziehen gewußt, sie war überall und nirgends, ich fühlte sie und konnte sie nicht packen. Jetzt habe ich Einen, jetzt hat sie Fleisch und Blut gewonnen! Und den Einen halte ich fest, er soll mir nicht entwischen, der Bursche! Komm!

(Andreas und Albert ab.)

Vierte Scene.

Walter (den Beiden nachsehend). Da habe ich wieder einmal etwas Schönes angerichtet! Aber die Hauptsache hat er ja gewußt; das Andere freilich scheint er erst durch mich erfahren zu haben. Meine Schuld ist es nicht. Erfahren mußte er es ja doch, und vielleicht besser rechtzeitig als zu spät . . . Eine verwünschte Geschichte . . . Ich für meine Person glaube ja nichts Böses, ich kenne Julien und ich kenne Ernst; aber die Welt sagt: man muß nicht immer gleich das Beste denken, und der Schein trügt gewöhnlich nicht! Und das muß man ihnen nachsagen: vorsichtig sind sie nicht gewesen. Und wenn ich hier etwas umherschnüffeln wollte, ich bin überzeugt, hier in diesen vier Wänden würde ich den Beweis ihrer Schuld finden, jener Schuld, die vielleicht gar nicht begangen ist! Da auf dem Tisch, da ist schon ein Schuldbeweis! Hier steht das Bild von Andreas, dort der leere Rahmen, aus dem unzweifelhaft die ausdrucksvollen Augen meiner jungen Tante früher den Dichter begeistert haben. Was ist aus dem Bilde geworden? Hat er es vernichtet? Das wäre gewiß nicht unbedenklich. Oder hat das Bild — und das ist das Wahrscheinlichere — seinen bisherigen Platz mit einem anderen vertrauteren, mit dem schönsten Platze, am Herzen, vertauscht? Hm hm! Und da Schreibereien . . . Verse . . . laß sehen. (Er liest lächelnd). Ein verfängliches Gedicht und (mit veränderter Stimme) ein Akrostichon, wie ich sehe! die Anfangsbuchstaben der Verse bilden den Namen „Julia". Ei ei! (Er liest.)

„Ja morgen soll ich von Euch gehn,
Und ohne Wiedersehn!
Lebt wohl, mir wird der Abschied schwer,
Ich Armer, ach, verlasse mehr,
Als ich hier darf gestehn."

Ei ei! Gewiß nur eine poetische Schelmerei ohne sachlichen Inhalt! Aber es giebt Angeklagte, die auf geringeres Beweismaterial hin verurtheilt worden sind . . . Und da der Dante, und immer auf derselben Seite aufgeschlagen, immer die Episode der Francesca da Rimini! Und da der Versuch einer metrischen Umschreibung dieser kurzen Tragödie:

„Und als sie in Lanzelots Armen lag,
Die schönste der Königinnen,
Als sie dem König die Treue brach,
Schlich Galeotto von hinnen.“

Galeotto! so hat er ja auch sein neues Stück genannt, von dem er sich Wunderdinge verspricht . . . Ah, da kommt er!

Fünfte Scene.

Walter. Ernst.

Ernst. Sie warten schon lange?

Walter. Die Zeit ist mir nicht lang geworden. Ich bin sogar indiscret gewesen und habe in ihren Papieren gestöbert. Sie sind ein wunderlicher Heiliger, lieber Freund; Sie stehen vor der denkbar ernstesten Entscheidung, Sie wissen, daß Sie einen gefährlichen Gegner haben, und anstatt auf dem Fechtboden sich einzupauken, setzen Sie sich an Ihr Pult und schreiben Verse.

Ernst. Sie haben Recht. Es ist lächerlich, aber ich hatte es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, mein Stück fertig zu machen. Es ist mir leider nicht gelungen, und nun wird der „Große Galeotto“ wahrscheinlich Fragment bleiben — wie sein Dichter.

Walter. Galeotto? Wie kommen Sie zu dem sonderbaren Titel? Ich las eben noch Ihr Einleitungsgedicht. Wer ist der Galeotto, der davonschleicht, während sich die Liebenden in die Arme fallen?

Ernst. Der nichtswürdige Erzkuppler, der die Arglosen zusammenführt, sie schuldig werden läßt und sich dann mit boshaftem Lächeln bei Seite stiehlt, ohne Gewissensbisse über die Strafe, die die durch ihn schuldig Gewordenen ereilt; der hämische, elende Seelenvergifter, das ist Galeotto! Und deswegen nennt Dante in großartigem Lakonismus jenes Buch vom Lanzelot, das Francesca und ihr Schwager lesen, das ihre Liebe entflammt und sie pflichtvergessen und verdammenswerth macht, — deswegen nennt er dies Buch den „Galeotto“. Und „Galeotto“ nenne ich mein Stück, weil dieselbe unheimliche, verhängnißvolle Gewalt die Katastrophe herbeiführt. Mein Galeotto ist nicht eine Person, wie im Gedichte von Lanzelot, auch nicht ein Buch, wie in der Dichtung Dantes, es ist ein Allgemeinwesen, es ist die allgegenwärtige und allmächtige Gesellschaft, die durch ihre Bosheiten und Niedrigkeiten die reinen und harmlosen Helden aneinander treibt, durch ihren schmählichen Verdacht die Reinheit vergiftet und den Keim der Schuld in das unschuldsvolle Herz streut; die so lange die Schuld der Beiden betheuert, bis die Beiden in der That Schuldige werden. Ein undurchdringlich dichter Dunstkreis wird um sie gebreitet und trennt sie von den Uebrigen; eine Sturmfluth von Verleumdungen überschwemmt sie, und in ihrem Elend schließen sich die Schuldlosen an einander an, fallen, gehen als Schuldige zu Grunde, und die Gesellschaft, die das Unheil angerichtet hat, triumphirt, —

sie hat Recht behalten! Das wollte ich der liebenswürdigen Gesellschaft sagen, und zwar von der Stätte herab, die den lautesten Widerhall findet: von der Bühne. Und hätten sie mein Stück ausgezischt — meinetwegen: ich hätte es ihnen doch wenigstens einmal gesagt, und vielleicht hätte sich doch der Eine oder der Andere etwas davon gemerkt.

Walter. Also blos Ihres Stückes halber hängen Sie am Dasein? Nun, ich sollte meinen, unser Dasein, so jämmerlich es auch sein mag, bietet auch noch andere Reize, als die Vollendung eines Dramas. Die Sonne und der gestirnte Himmel, der Frühling und das unendliche Meer — es ist doch eigentlich recht hübsch, ich würde nicht ohne ein gewisses Bedauern auf Alles das verzichten.

Ernst. Meine Philosophie ist höchst einfach: tödte ich Sandten, so gewinnt die Welt, tödtet er mich, so gewinne ich.

Walter. Die Ruhe, mit der Sie von der Sache sprechen, ist wirklich unheimlich.

Ernst. Dem Unabänderlichen gegenüber bin ich immer ruhig.

Walter. Und ist es denn wirklich unabänderlich.

Ernst. Vollkommen.

Walter. Und es bleibt bei der festgesetzten Stunde: heut Nachmittag drei Uhr?

Ernst. Jawohl.

Walter. Haben Sie denn ein geeignetes Terrain gefunden? Die Stunde ist doch unbequem.

Ernst. Wir werden nicht gestört werden. Hier über mir ist eine Wohnung frei: ein großes Atelier mit Oberlicht. Der Portier hat uns für ein paar Goldstücke den Schlüssel für heute Nachmittag zur Verfügung gestellt. Die Secundanten sind benachrichtigt, die Waffen sind besorgt . . . .

Walter. Da spricht Jemand im Vorzimmer. Die Secundanten?

Ernst (sieht nach der Uhr). Nein, es ist noch zu früh.

Walter. Eine Frauenstimme.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Die Wirthin.

Die Wirthin. Draußen fragt Jemand nach Ihnen, in einer sehr dringlichen Sache . . .

Ernst. Ich habe auch nicht viel Zeit zu verlieren. Wer ist's?

Die Wirthin (geheimnißvoll). Eine Dame.

Ernst. Seltsam.

Walter. Ist sie hübsch?

Die Wirthin. Das kann ich nicht sagen, der Vorflur ist ziemlich dunkel, und die Dame hat ihr Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt. Sie scheint sehr aufgeregt zu sein, sie sprach sehr hastig und zitternd und machte es sehr dringlich.

Ernst (zu Walter). Wer mag das sein?

Walter. Jedenfalls müssen Sie die Dame empfangen, sie hat Ihnen doch unzweifelhaft Wichtiges zu sagen. (Er nimmt seinen Hut). Ich lasse Sie also allein. (Er drückt ihm die Hand kräftig.) Und nun, lieber Ernst, glauben Sie mir, von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Glück. (Zur Wirthin.) Worauf warten Sie denn?

Die Wirthin. Auf Bescheid. Ich weiß ja gar nicht, ob der Herr die Dame empfängt.

Walter. Natürlich. Lassen Sie die Dame eintreten. Im Uebrigen ist der Herr für Niemand zu sprechen, verstehen Sie? für keinen Menschen.

Die Wirthin. Sehr wohl.

(Walter tritt noch einmal an Ernst heran, drückt ihm die Hand kräftig und ausdrucksvoll und geht ab.)

Ernst (nach einer Pause, allein). Was mag man von mir wollen?

Siebente Scene.

Ernst. Julie.

(Julie bleibt an der Schwelle stehen, Ernst wendet sich zu ihr um und verbeugt sich Julie lüftet den Schleier.)

Ernst (im höchsten Grade erstaunt). Julie! (Sich verbessernd.) Gnädige Frau!

Julie (in äußerster Erregung, kaum des Wortes mächtig). Wo ist Andreas?

Ernst (überrascht). Ihr Mann? Ich weiß es nicht.

Julie (wie oben). Ich muß ihn sprechen — und hier!

Ernst. Aber so sammeln Sie sich doch, gnädige Frau!

Julie (noch immer sehr erregt und mit schwacher Stimme). Ich muß ihn sehen . . . sogleich! Ich will ihn beschwören . . . Therese hat mir gesagt, daß er mit Albert zu Ihnen gegangen ist, daß ich ihn sicher finden würde . . .

Ernst (der an sie herangetreten ist und sie nach vorn führt). So erwarten Sie ihn hier. . .

Julie (angstvoll). Hier?

Ernst. In meinem Zimmer, gnädige Frau, und Sie wissen, daß ich das Vertrauen, durch welches Sie mich ehren, voll zu schätzen weiß. Also blicken Sie nicht so scheu und verzagt um sich, seien Sie ruhig, gnädige Frau!

Julie. Herr Adenau! Es gab eine Zeit — ach, daß sie verschwunden ist! — da trat ich sorglos und unbefangen in Ihr Zimmer, wie in das eines Bruders, da brauchte ich nicht zu zittern und zu zagen; und wenn damals die Abschiedsstunde zwischen uns geschlagen hätte, so hätte ich dem scheidenden Freunde die Hand mit Trauer und Wärme gedrückt und ihm die Stirn zum Kuß geboten, — vor Andreas, vor aller Welt! Und heute schleiche ich zu Ihnen wie ein Uebelthäter, verschleiert, und mir pocht das Herz und meine Hände zittern, ich fahre angstvoll zusammen bei dem Gedanken, daß uns ein Fremder hier überraschen könnte. Weshalb das Alles? erklären Sie mir das, Herr Adenau, Sie sind ja klüger als ich.

Ernst. Ich kann Ihnen keine Antwort darauf geben, gnädige Frau, ich stehe dieser Veränderung so rathlos und so traurig gegenüber wie Sie.

Auch ich empfinde es, daß zwischen uns ein Abgrund sich aufgethan hat, ohne unser Verschulden, und wir können nichts dazu thun, um ihn zu überbrücken. Wenn unsere Hände sich jetzt berühren würden, es wäre etwas Anderes, als es gewesen ist. Und was mich am tiefsten schmerzt, ist das Bewußtsein, dem edlen Manne, der mir nur Gutes gethan, die Ruhe geraubt zu haben, ist das Bewußtsein, daß Andere meinetwegen leiden. — auch Sie, gnädige Frau.

Julie. Sprechen Sie nicht von mir. Ja, ich habe kummervolle Tage und Nächte verbracht, es ist wahr. Es kränkt mich und schmerzt mich, daß Andreas ein so ganz Anderer geworden ist. Aber Ihnen bin ich darum niemals gram gewesen. Sie haben keine Schuld daran, und nicht Sie kann ein Vorwurf treffen, wenn der unglückliche Andreas jetzt an mir und meiner Liebe zweifelt.

Ernst. Ich fasse es nicht! Wie kann ein Mann an einem Weibe wie Sie zweifeln!

Julie. Er leidet schwer darunter, beklagen Sie ihn, beschuldigen Sie ihn nicht!

Ernst. Ich ihn beschuldigen? Sollte ich das gethan haben? Vergeben Sie mir! Der unglückliche Andreas! Daß der Zweifel an ihm nagt, ach, ich begreife es nur zu gut. Es giebt ja Leute, die an Gott im Himmel zweifeln. Wer reich ist, wahrt sein Gold und bewacht es argwöhnisch. Und wenn ich die übermenschliche Kraft besäße, Sie zu gewinnen, wahrhaftig, auch ich würde zweifeln, Julie!

(Man hört draußen Stimmen.)

Julie (entsetzt). Still, man kommt.

Ernst (nach der Uhr sehend). Unmöglich.

Julie (aufjubelnd). Andreas! Ich kenne seine Stimme . . . Sie nähern sich der Thür . . . (Sie will ihm entgegeneilen. Ernst hält sie respectvoll zurück.)

Ernst (aufhorchend). Nein, sie bleiben stehen . . .

Julie (ebenfalls horchend). Es sind Andere . . . o Gott!

Ernst (leise). Sind es Andere, sind es Zweifler — jene Thür (nach rechts deutend) führt in den Alkoven.

(Julie macht wiederum eine Bewegung der Thür zu.)

Ernst (horchend). Bleiben Sie, es ist Alles still. Die Wirthin hat den Besuch offenbar abgewiesen. (Wieder nach vorn kommend.) Wie Sie zittern!

Julie. Ich bin halb todt vor Angst! Die Zeit verrinnt . . .

Ernst. Ja die Zeit verrinnt, und ich muß daran denken, daß wir hier nicht beisammen bleiben können. Ich erwarte . . . Freunde, die ich nicht abweisen kann.

Julie. Ich weiß es.

Ernst (erstaunt). Was wissen Sie?

Julie. Therese hat mir Alles gesagt. Sie wollen sich für mich schlagen. Ich dulde es nicht!

Ernst. Man hat Sie beleidigt, beschimpft, ich habe die Beleidigung aufgenommen, und nun geht die Sache mich etwas an, nur mich.

Julie. Und uns! Und wenn ich Ihnen befehle . . .

Ernst. Ich gehorche Ihnen blindlings, verfügen Sie über mich und über Alles, was ich bin und habe, Sie sind die unbeschränkte Herrin, aber doch nur bis zu jener Grenze, wo die Ehre ihr Machtwort spricht.

Julie. Und bedenken Sie nicht, welches Aergerniß der Zweikampf hervorrufen wird? Wie er ganz dazu angethan ist, die Verleumdung zu verstärken?

Ernst. Das Aergerniß ist schon gegeben. Es giebt kein Mittel, es zu verhindern, aber es giebt ein Mittel, es zu vermindern, das ist die Züchtigung.

Julie. Und Andreas?

Ernst. Nun?

Julie. Glauben Sie, daß er es ruhig mit ansehen wird, wenn ein Anderer als Vertheidiger der Ehre seiner Frau auftritt?

Ernst. Es steht mir nicht das Recht zu, die Frau meines Freundes Andreas zu vertheidigen, und ich maße mir keine fremden Rechte an. Es handelt sich nicht um Sie, es handelt sich um eine Dame, die in meiner Gegenwart beleidigt worden ist. Ich habe die Beleidigung gehört, ich bin der Freund der Dame, ich war zur Stelle, ich habe dem Verleumder eine Lection ertheilt und mich um nichts Anderes bekümmert.

Julie (in tiefer schmerzlicher Erregung). Ach, es wird Ihnen nicht schwer werden, mich zu überzeugen, daß Sie Recht haben; mit Gründen kann ich nicht mit Ihnen kämpfen. Aber zählen denn meine Empfindungen für nichts? Ernst, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, haben Sie Mitleid mit mir! Sie sollen sich nicht schlagen, Sie sollen es nicht!

Ernst. Und ich beschwöre Sie, Julie, verwirren Sie mich nicht! Es muß sein und es wird sein: die Beschimpfung kann nicht ungesühnt bleiben. Und trete ich zurück — die Welt würde sagen: verkrieche ich mich —, nun, so wird Andreas an meine Stelle treten, — und was würden Sie dabei gewinnen? Der Ausgang des Zweikampfes ist unbestimmbar, und wenn das Glück der Waffen dem Verleumder Recht giebt, wie dann? Was ist an mir gelegen? was verlasse ich? Ich stehe allein, an meinem Sarge weint kein liebendes Weib, und die Thränen des wehmüthigen Bedauerns und des leichten Mitgefühls werden bald getrocknet sein.

Julie. Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun, wie inbrünstig ich für Sie gebetet . . . .

Ernst. Man betet für Jedermann, aber man beweint nur den Einen.

Julie (in Thränen). Sehen Sie mich mich an, und haben Sie Mitleid!

(Ernst will sich in leidenschaftlicher Bewegung ihr nähern, bleibt aber plötzlich wie gebannt stehen. Draußen Geräusch und Stimmen. Julie zeigt sprachlos nach außen. Die folgende Scene mit halber Stimme und in lebhaftem Tempo.)

Ernst (Juliens Bewegung folgend). Man ist da!

Julie (an der Thür lauschend). Man verlangt gebieterisch Einlaß!

Ernst. Jawohl. Dort (nach der Thür weisend), dort, Julie.

Julie. Wozu soll ich mich verstecken? Andreas wird Alles begreifen.

Ernst. Andreas! Und wenn es nicht Ihr Gatte wäre?

Julie. Nicht mein Gatte?

Ernst. Es sind die Anderen, schnell.

Julie (in tiefer Leidenschaft). Sie dürfen sich nicht schlagen! Sie sollen leben, Ernst!

Ernst. Mögen Sie mich hassen, verachten sollen Sie mich nicht!

Julie (fast zusammenbrechend). O Gott!

(Ernst hat Julien bis an die Thür geführt. Julie schwankt in den Alkoven. Er schließt die Thür. Draußen ist der Stimmenlärm stärker geworden.)

Achte Scene.

Ernst. Walter.

Walter (noch draußen, mit erhobener Stimme). Scheeren Sie sich zum Teufel! Ich muß ihn sprechen! (Er stürzt in heftiger Bewegung in das Zimmer.) Ernst!

Ernst. Um Gottes willen, was ist geschehen?

Walter. Das Entsetzliche! Ein Unglück! Andreas hat um das Duell gewußt, er ist Ihnen zuvorgekommen. Er hat den Baron aufgesucht und durch eine tödtliche Beleidigung gezwungen, sich mit ihm zu schlagen. Er ist zu Ihnen geeilt, man hat ihn nicht eingelassen. Ihre Secundanten haben ihm als Zeugen gedient.

Ernst (in äußerster Aufregung). Sie haben sich geschlagen?

Walter. Wie zwei Rasende . . . Da oben!

Ernst. Und er ist verwundet?

Walter. Tödtlich.

Ernst. Leiser, leiser, ich beschwöre Sie.

Walter. Da bringen sie ihn.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Andreas (tödtlich verwundet, auf den Arm seines Bruders) Albert (gestützt). Der Arzt. Zwei Herren.

Ernst (geht Andreas entgegen, sinkt auf's Knie, faßt seine Hand und küßt sie). Andreas, mein Wohlthäter, mein Freund!

Andreas (schwach). Laß es nur gut sein, mein Junge, Du hast Deine Pflicht thun wollen, ich habe die meinige gethan.

Der Arzt. Der Verwundete muß sogleich gebettet werden.

Ernst (wie abwesend). Dieser Schurke, dieser Sandten! Und nun soll er mir für zwei büßen! (Er macht einige Schritte nach hinten.)

Walter (zu den Uebrigen). Das Bett steht im Alkoven, rechts.

Ernst (bleibt plötzlich stehen). Wohin?

Albert. In jenes Zimmer.

Ernst (springt schnell vor, stellt sich vor die Thür und deckt sie). Unmöglich.

Albert. Was sagen Sie? Unmöglich? Sind Sie bei Sinnen?

Der Arzt. Jetzt gebietet der Arzt. Der Kranke muß sofort in ruhige Lage gebracht werden.

Ernst (mit erstickter Stimme). Nicht da!

Andreas. Was sagst Du mein Junge? Du weigerst mir . . . .
(Er richtet sich mühevoll auf und sieht Ernst mit durchdringenden Blicken an.)

Ernst. Und Sie zweifeln an mir? (Tritt einen Schritt vor und will Andreas die Hand reichen.)

Albert (geht währendem entschlossen auf die Thür zu und öffnet sie). Es muß sein.

(Julie erscheint auf der Schwelle.)

Ernst. Gerechter Gott!

Albert und Walter } (zugleich) Julie!
Der Arzt } Eine Dame!

Julie (leidenschaftlich und in Thränen). Nein, Du zweifelst nicht, Andreas!

Andreas (stößt sie von sich, macht sich gewaltsam frei, richtetet sich auf und stürzt mit dem Aufschrei) Julie! (bewußtlos zusammen).

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Act.

(Die Decoration des ersten Actes. Es ist Abend. Auf dem Tische und dem Kamin brennen die Lampen.)

Erste Scene.

Therese (gleich darauf) Walter.

Therese (geht unruhig und nervös im Zimmer auf und ab, horcht an der Thür hinten links und durchschreitet dann wiederum das Zimmer mehrere Male. Halblaut, in heftiger Erregung). Mein Gott, mein Gott, was soll daraus werden!

(Walter tritt aus dem Zimmer (links.)

Therese (ihm entgegeneilend) Nun?

Walter. Die Schmerzen haben für den Augenblick nachgelassen, er ist ruhiger.

Therese. Und was sagt der Arzt?

Walter. Er ist außer sich darüber, daß der Onkel seinen Befehlen getrotzt hat und nicht ruhig da geblieben ist, wo er war. Das Steigen der Treppen, die Stöße des Wagens haben die Gefahr auf's Höchste gesteigert. Er sagt, er könne nun für nichts einstehen.

Therese. Entsetzlich!

Walter. Ja, er hat gut reden, der Arzt; aber welcher Ehrenmann hätte, so lange noch ein Fünkchen Leben in ihm glimmt, in jenem Hause bleiben wollen!

Therese. Und was sagt denn Papa?

Walter. Er ist unheimlich; zum ersten Mal in meinem Leben flößt

er mir Angst ein. Ich wußte ja, daß er seinen Bruder über Alles liebt, daß mein Vater aber eines so tiefen Schmerzes, eines so finsteren Zornes fähig wäre, das hätte ich nie geglaubt. Er sitzt neben dem Bette seines Bruders und läßt dessen Hand nicht aus der seinigen. Und der Onkel liegt da, bleich, erschrecklich anzusehen, starrt aus den weit geöffneten Augen in die Leere, zupft mit der linken Hand am Betttuch, schließt dann wieder die Augen, stöhnt und stößt mit heiserer rauher Stimme zwischen den bleichen Lippen das eine Wort: „Julie" hervor; dann schweigt er wieder und bleibt starr wie eine Bildsäule; plötzlich übermannt ihn eine unbezwingliche Unruhe, er will aus dem Bett heraus, zu ihm, wie er sagt, und zu ihr, sie erwarteten ihn! Und nur mit äußerster Mühe gelingt es meinem Vater, ihn im Bette festzuhalten; und seine Finger krümmen sich, sein Haar ist zerzaust, und er blickt wild, geängstigt, wüthend um sich.

Therese. Schrecklich! Und Dein Vater?

Walter. Er sucht den Kranken zu besänftigen, zu trösten, er sagt ihm die zärtlichsten Worte; aber von Zeit zu Zeit übermannt es auch ihn, die Zornesader schwillt auf seiner Stirn, und unwillkürlich stößt er mit drohendem Ausdruck die Worte hervor: „Die Elenden!" oder: „Der Bube!" — Wo ist denn übrigens Julie?

Therese. Oben bei mir, wo soll sie sein?

Walter. Noch immer?

Therese. Soll ich sie um diese Stunde vielleicht aus dem Hause jagen? Wäre sie selbst schuldig, ich würde ihrer Verzweiflung mein Mitleid nicht versagen können. Und sie ist es nicht, Walter, ich kann's nicht glauben! Sie ist ein Kind, unvorsichtig, unklug, aber nicht schuldig.

Walter. Jawohl, ein Kind! die reine Unschuld, die mit kindlicher Anmuth und Einfalt in Zucht und Ehren ihren Mann in den Tod hetzt!

Therese. Wenn Du sie sähest, würdest Du nicht so hart urtheilen. Dein guter Freund, der Dichter, der Schwärmer, der Idealist, der saubere Ernst — er allein ist an Allem schuld! . . . Was mag aus ihm geworden sein?

Walter. Was weiß ich! Vielleicht irrt er jetzt durch die dunklen Straßen, von seinem Gewissen gepeitscht, vielleicht sitzt er zuhause beim traulichen Schimmer der Lampe und dichtet an seinem unsterblichen Meisterwerk . . . .

Zweite Scene.

Die Vorigen. Diener.

Diener. Herr Adenau!

Therese. Diese Keckheit!

Walter. Wir sind nicht zu sprechen.

Diener. Ich habe dem jungen Herrn gesagt, daß der gnädige Herr schwer erkrankt ist, daß der Arzt verboten hat, irgend Jemand vorzu-

lassen, aber der junge Herr hat mich so gedrängt, — nur auf einen Augenblick, sagte er; er hat den Wagen vor der Thür warten lassen . . .

Walter. So lassen Sie ihn eintreten . . .

(Diener ab.)

Walter (zu seiner Mutter). So werde ich ihm denn selbst die Thür weisen, wenn er es durchaus hören will.

(Therese setzt sich. Walter bleibt in der Mitte des Zimmers stehen.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Ernst.

(Ernst tritt ein. Die Beiden verharren in ihrer Stellung, ohne sich umzuwenden.)

Ernst (bitter, leise). Das ist der Empfang, den man mir heut bereitet, und weshalb? Großer Gott! (Er tritt vor.)

Walter (kalt). Herr Adenau, Sie werden begreifen . . .

Ernst (einfallend). Ich errathe, daß Sie mich aus dem Hause jagen wollen, aber ich begreife es nicht. Die Jugend hat doch sonst ein gewisses instinctives Gefühl für das, was recht ist und was nicht recht ist. Daß Sie an mir zweifeln . . . es würde mich wundern, wenn mich überhaupt noch etwas in Erstaunen versetzen könnte.

Walter (den Ton wechselnd). Nein, Ernst, wenn ich Ihre Stimme höre, wenn ich Sie sehe — ich kann es nicht glauben! Aber ich bitte Sie, (herzlich) entfernen Sie sich, mir zu Liebe; wenn Sie hier jetzt von Jemand getroffen würden, von meinem Vater — Sie würden ihn nicht wieder erkennen; der Schmerz, der Zorn machen ihn unzurechnungsfähig; es würde zu einem neuen Auftritte kommen. Ich bitte Sie, Ernst.

(Ernst bleibt starr vor sich hinblickend unbewegt.)

Walter (fortfahrend mit Wärme). Nicht umsonst haben Sie meine Jugend angerufen, ich glaube Ihnen; aber Andere glauben Ihnen nicht; die Welt denkt . . . denkt und spricht wie der Baron Sandten!

Ernst. Dem habe ich für's Erste den Mund gestopft.

Walter. Was, Sie haben ihn getroffen?

(Therese erhebt sich.)

Ernst. Er hatte mit seinen Zeugen den Saal über mir noch nicht verlassen, und als ich allein in meinem Zimmer zurückblieb, immer mit demselben entsetzlichen Bilde vor den Augen, wie sich ein tödtlich Verwundeter, auf zwei Männer gestützt, aus meinem Zimmer schleppen läßt, gefolgt von dem bleichen Weibe, besinnungslos und stumpf — da hörte ich über mir Schritte, und da dachte ich mir: am Ende findest Du ihn noch! Da sprang ich die Treppe hinauf, und da stand er; und dann stand er mir gegenüber, und blitzende Klingen schwirrten mir vor den Augen, und der Secundant fuhr mit dem Ruf: „Genug!" mit der Klinge dazwischen, und der Elende brach zusammen.

Therese. Todt?

Ernst (leise). Ich weiß es nicht.

(Pause. Therese wendet sich schaudernd ab.)

Ernst (in einem plötzlichen Ausbruch, mit großer Wärme). Haben Sie Mitleid mit mir, gnädige Frau! Andreas, mein Freund, mein Wohlthäter, sagen Sie mir, er lebt?! Er darf nicht sterben! Ich muß ihn sehen!

Therese. Unmöglich!

Walter. Ganz unmöglich!

Ernst. Ich muß ihn sehen, und er darf nicht sterben, ohne den Glauben an mich wiedergewonnen zu haben!

Therese. Um Gottes willen sprechen Sie leise!

Ernst. Sehen Sie, gnädige Frau, wenn man einen Menschen wie mich ohne Grund ächtet und mit Füßen tritt und ihn zum Verbrechen antreibt, dann kann die Sache gefährlich werden für Alle, nur nicht für mich, denn ich habe im Kampfe mit jenem ungreifbaren und unsichtbaren Wesen, das man „alle Welt" nennt, — ich habe die Ehre, die Freundschaft, die Liebe verloren; ich habe nichts mehr zu verlieren!

Walter. Ich beschwöre Sie, Ernst, fassen Sie sich. Wenn er Ihre Stimme hört!

Ernst. Wenn er sie doch hören möchte! Aber ich fürchte, sie wird schwerer zu ihm dringen, als der Widerhall des lauten Gewirrs, das jetzt auf allen Gassen und in allen Salons unserer Stadt ertönt. (Sarkastisch.) Ja, man erzählt sich saubere Geschichten, interessante Neuigkeiten: Der alte Hennersdorf hat seine Frau abgefaßt! — Und Alle lächeln. — Bei wem denn? Natürlich bei dem jungen Adenau! — Und alle lachen. — Und Adenau hat sich auf ihn gestürzt und ihm mit dem Degen einen tödtlichen Stich beigebracht. Nun verstummt das Lachen, aber das Interesse wird noch lebhafter, und nun forscht man nach Einzelheiten. — Und da erheben sich denn die Stimmen meiner Freunde und sagen: Es war kein gemeiner Meuchelmord, in ehrlichem Zweikampf hat Adenau seinen Wohlthäter niedergestochen. — Und so läuft es weiter, das wachsende Ungeheuer, das verleumderische Gerücht!! . . . Nehmt das Entehrendste, das Schändlichste, das, was am meisten besudelt und am meisten empört, streut es auf die Gasse, laßt es vom Winde weitertragen, befleckt damit Lippen und Zungen, und es wird Euch die erbaulichen Geschichten erzählen, die man sich jetzt von uns erzählt!

Therese. Still, man kommt. (Sie eilt nach dem Hintergrunde, wirft einen Blick durch die Thür und kommt schnell zurück, zu Ernst:) Entferne ihn um Gottes willen, es ist Julie.

Walter (legt um den fast willenlosen Ernst seinen Arm und führt ihn zur nahen Thür). Kommen Sie Ernst!

Ernst (wie erwachend). Wohin?

Walter. Kommen Sie nur, Sie wissen ich meine es gut mit Ihnen.

Ernst (der sich von Walter führen läßt, während er mit diesem das Zimmer verläßt, wie abwesend). Machen Sie mit mir, was Sie wollen. (Sie treten in das Zimmer rechts.)

Therese. Sie hat sich gesammelt. Jetzt will ich die volle Wahrheit erfahren.

(Julie tritt ein.)

Vierte Scene.

Therese. Julie.

(Julie tritt an die Thür und horcht, mit dem Tuch sich den Mund bedeckend, um ihr Schluchzen zu unterdrücken.)

Therese. Julie!

Julie. Ah, Du bist's! (Sie tritt zu ihr.)

Therese. Weine nicht, Thränen machen das Geschehene nicht ungeschehen.

Julie. Sag mir die Wahrheit, wie befindet er sich?

Therese. Es geht besser.

Julie. Du sagst die Wahrheit?

Therese. Ja.

Julie. Mein Leben würde ich für ihn geben. Ach, könnte ich es ungeschehen machen! (Sie setzen sich vorn.) Aber ich schwöre es Dir, Therese, ich habe mir nichts Arges gedacht. Du erzähltest mir vom Zweikampf, ich wollte ihn verhindern, verhindern um jeden Preis. Du sagtest mir, wo ich Andreas finden würde. . . Ach, daß ich ihn gefunden habe! . . So finden mußte! .

Therese. Und dachtest Du nicht auch ein wenig an Ernst?

Julie. Gewiß! und ich wäre unmenschlich, wenn ich nicht an ihn gedacht hätte. Baron Sandten ist ein stadtbekannter Raufbold.

Terese. Für's Erste ist nichts mehr von ihm zu fürchten.

Julie. Wieso?

Therese, Er ist verwundet, vielleicht todt.

Julie (unwillkürlich freudig auffahrend). Ah, Ernst hat ihn gerächt! Ich habe es nicht anders von ihm erwartet.

Therese. Was sagst Du da?

Julie. Ah, Du mißtraust mir also noch immer? Der unglückliche Ernst soll nun auf einmal ein Verstoßener in meinen Augen und es soll mir verboten sein, seinen Muth zu bewundern? Und weshalb? Weil ich aus freundschaftlicher Unbesonnenheit das Unheil angerichtet, weil Andreas uns nicht geglaubt hat. Was hat denn Ernst gethan? frage ich.

Therese. Also Du empfindest Mitleid mit ihm?

Julie. Das tiefste.

Therese. Hüte Dich, hüte Dich, das Mitleid ist ein gefährlicher Pfad, der zum Abgrunde der Liebe führt.

Julie. Und wollt Ihr uns denn Alle gewaltsam in den Abgrund stürzen?

Therese. Ich will Dir in's Gewissen reden, wie eine Mutter, wie eine Freundin.

Julie. Und deswegen zischelst Du mir immer in's Ohr: Er liebt

Dich, Du liebst ihn! (Erregt). Immer wieder und immer wieder! Und ich schwöre Dir: es ist nicht so! Aber Ihr umnebelt meine Sinne, Ihr macht mich zweifeln an mir selber und an der Wahrheit, Ihr verdreht die Wahrheit zur Lüge und werdet, Gott sei es geklagt, die Lüge noch zur Wahrheit machen!

Therese. Also gestehst Du . . .

Julie. Ich habe nichts zu gestehen. Noch bin ich bei klarem Sinn und noch sage ich Dir: ich habe für Ernst nie etwas Anderes empfunden, als die reinste freundschaftliche Zuneigung. Für sündige Liebe ist in meinem Herzen kein Raum, weil ich ihn liebe, den edlen, unglücklichen Andreas, — und von ganzem Herzen!

Therese. Das ist die Wahrheit?

Julie. Ich habe nie gelogen.

Therese. Und Ernst, Du liebst ihn wahrhaftig nicht?

Julie (leidenschaftlich). Nein, nein, und abermals nein! (Mit veränderter Stimme.) Wie würde mich sonst eine so beleidigende Frage empört haben! Aber Ihr habt mich schon so mürbe gemacht, ich muß Alles über mich ergehen lassen. Und nun mach was Du willst: mißtraue oder glaube mir, ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Wir sollen ja nun einmal durchaus Schuldige sein, ich und der arme Ernst!

Therese. Der arme Ernst? Du weißt nicht, wie schlecht er ist!

Julie. Du irrst. Er ist eine durchaus vornehme und edle Natur Er verehrt Andreas . . .

Therese. Er hintergeht ihn.

Julie. Es kann nicht sein!

Therese (mit Nachdruck). Er liebt Dich!

Julie. Es ist nicht wahr!

Therese. Es ist wahr! Und hättest Du ihn eben gesehen, hier an dieser Stelle . . .

Julie. Wie?

Therese. Ja hier, vor wenigen Minuten. Und Alles: sein Schmerz, seine Verzweiflung, sein Trotz und Muth, sein ganzes Sein und Wesen, — Alles schrie uns das eine Wort in die Ohren, das seine Lippen gewaltsam verschließen wollten: Er liebt Dich, Julie, Dich und keine Andere!

Julie (in tiefer Niedergeschlagenheit). Wenn Du die Wahrheit sprichst!

Therese. Ich sage die Wahrheit. Ich bin älter als Du, und meiner Erfahrung darfst Du trauen.

Julie. Ist denn des Jammers kein Ende! Wie ist er denn hierhergekommen?

Therese. Ich weiß nicht mehr, unter welchem Vorwande.

Julie. Und er hat sich entfernt?

Therese. Nein, er wartet dort. (Auf das Zimmer weisend.)

Julie. So befiehl ihm, daß er sich entfernt. Ich will ihn nicht wiedersehen.

Therese. Im Gegentheil, Du wirst ihn sehen, und Du selbst wirst ihm den Befehl ertheilen, daß er sich entfernt.

Julie (in starker Erregung). Ja, bei Gott, das werde ich!

Therese (tritt an die Thür, öffnet sie). Herr Adenau!

(Ernst tritt vor.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Ernst.

Therese. Meine Schwägerin hat Ihnen etwas mitzutheilen. (Zu Julien, halblaut.) Bleibe stark und fest. Du hast an mir eine Stütze!

Julie (laut). Ich bedarf keiner Stütze und kenne meine Pflicht. Ich bitte Dich, laß mich mit Herrn Adenau allein. (Bewegung Theresens. Julie stark, gebieterisch.) Genug des schmählichen Verdachts! Noch bin ich die Herrin, und noch gebietet hier mein freier Wille, noch anerkenne ich keinen andern Zwang als mein Pflichtgefühl — und Niemand soll daran zweifeln, weder Herr Adenau — noch Du! Laß uns allein!

Therese (ihr die Hand reichend). So wirst Du Deine Pflicht thun. Ich vertraue Dir. (Ab.)

Sechste Scene.

Julie. Ernst.

Julie (fest, aber nicht laut). Ich ersuche Sie, dies Haus künftig zu meiden (Bewegung Ernsts.) Ich befehle es Ihnen.

Ernst. Also Sie weisen mir die Thür? Und das ist Ihr freier Wille?

(Julie, die abgewandt ist, macht ein bejahendes Zeichen.)

Ernst. So habe ich denn zu gehorchen! Andere würden mich weniger gehorsam finden, aber von Ihnen ertrage ich Alles, auch diese Kränkung, diese äußerste Beleidigung.

Julie (immer abgewandt). Sie werden begreifen . . .

Ernst. Ich begreife Alles!

Julie (immer abgewandt, sehr erregt). Leben Sie wohl! und möge es Ihnen gut ergehen!

Ernst. Leben Sie wohl! (Er zaudert einen Augenblick. Julie bleibt abgewandt stehen. Endlich entfernt er sich. Plötzlich kehrt er um und nähert sich ihr. Julie bemerkt das, sie fährt zusammen, ohne den Kopf nach ihm zu wenden.) Könnte ich, was ich Ihnen ohne mein Verschulden Leides angethan, mit meinem Leben wieder gut machen, ich schwöre Ihnen, Julie, ich würde nicht schwanken! Alle Schatten sollten dann von Ihnen weichen, die traurige Blässe von Ihrem Antlitz sollte verschwinden, die dumpfe Verzweiflung aus Ihrem Blick, die Thräne aus Ihrem Auge!

Julie (bei Seite, indem sie sich von Ernst entfernt). Gerechter Himmel, Therese hat die Wahrheit gesagt! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen.

Ernst. Und haben Sie kein Wort des Abschiedes für mich? kein einziges?

Julie (stockend). Leben Sie wohl! Ich vergebe Ihnen Alles, was Sie gethan haben.

Ernst. Was ich gethan habe?

Julie (streng). Ja.

Ernst. Und in diesem Ton sprechen Sie zu mir? auch Sie?

Julie. Hören Sie nicht meine Stimme, verlangen Sie keine Aufklärung mehr von mir! Leben Sie wohl!

Ernst. Ist es denkbar! Auch Sie?

Julie (kalt, nach der Thür weisend). Mein letztes Wort, lassen Sie mich allein.

Ernst. Also Sie jagen mich aus dem Hause?

Julie. Mein Gatte stirbt dort, und ich, ich sterbe hier! (Sie schwankt und stützt sich auf die Lehne des Stuhles.)

Ernst (tritt eilig an sie heran, um sie zu stützen). Julie!

Julie (gewinnt ihre Kräfte wieder und weicht entsetzt zurück). Fassen Sie mich nicht an, Ihre Berührung befleckt!

Ernst. Also dahin ist es gekommen! Auch Sie schmähen mich! Und nicht eine einzige wohlfeile erlogene Phrase, um mich zu trösten und zu stärken, bringen Sie über die Lippen! Sie stoßen mich in die Einsamkeit und versagen mir das einzige Geleit, das mich aufrecht erhalten könnte: Ihre Vergebung, Ihre Achtung! Also auch in Ihren Augen bin ich der ehrvergessene Schurke, zu dem mich die Welt stempelt! Jene grausame boshafte Welt, über deren blöden Unverstand ich mich hinwegsetzen könnte! Daß aber auch Sie mich verdammen, Sie, das reinste Wesen, das die Einbildungskraft geschaffen, Sie, für die ich mit tausend Freuden in diesem wahnwitzigen Kampfe der allgemeinen Niedertracht gegen uns nicht blos mein Leben, nein, meine Seligkeit hingeben würde, — das ist zuviel, zuviel!

Julie. Ich darf jetzt nicht mit Ihnen sprechen, — später. Lassen Sie mich, haben Sie Mitleid, bedenken Sie! (Auf die Thür des Zimmers weisend, in dem Andreas liegt.)

Ernst. Wäre ich an seiner Stelle! Ein tödtlicher Stich in die Brust würde mich weniger schmerzlich treffen, als Ihre Verachtung.

Julie. Vergeben Sie mir, wenn ich Sie beleidigt habe!

Ernst. Ich vergebe Ihnen Alles; Aber sagen Sie mir die Wahrheit: glauben Sie wenigstens an meine Reinheit, an meine Treue? Antworten Sie mir, auf den Knieen beschwöre ich Sie darum! (Er kniet neben Julien nieder. In dem Augenblicke öffnet sich die Thür von Andreas Zimmer, und Albert erscheint auf der Schwelle.)

Albert (empört). Die Elenden!

Julie (schnell bei Seite tretend, tief bewegt). Albert!

Siebente Scene.

Julie. Ernst. Albert.

(Ernst hat sich erhoben und ist nach links getreten, Julie nach rechts.)

Albert (tritt an Ernst heran. Leise mit bebender Stimme). Sie sind ein Bube! (Auf die Thür weisend.) Hinaus!

Ernst. In diesem Augenblicke und an dieser Stelle habe ich keine andere Antwort als Schweigen.

Albert (der sich abgewandt hat und glaubt, daß Ernst sich entfernt). Sie haben allerdings nur zu schweigen und zu gehorchen!

Ernst. Sie haben mich nicht recht verstanden. Ich gehorche nicht, ich bleibe.

Albert (in höchster Erregung). Sie bleiben?

Ernst (stark). Jawohl! Es sei denn, daß mir die Herrin des Hauses, die allein zu gebieten hat, die Thür wiese. Ich stand im Begriff, dies Unglückshaus zu verlassen, aber Ihre Beleidigungen haben meine Füße mit Centnergewichten belastet, die mich an diese Stelle fesseln.

Albert. So werde ich Sie gewaltsam von hier vertreiben!

Ernst. Darauf wollen wir es ankommen lassen. (Er tritt ihm mit drohender Geberde einen Schritt entgegen.)

Julie (stürzt zwischen die Beiden und hält Ernst zurück). Herr Adenau! (Sich an ihren Schwager wendend, mit Würde.) Dies ist mein Haus, so lange mein Gatte lebt, und Niemand hat hier Befehle zu ertheilen als er und ich. (Sich an Ernst wendend.) Vergessen Sie, was geschehen ist. (Mit Herzlichkeit.) Und um meinetwegen, um meines Kummers willen . . .

Ernst (ergriffen). Sie wünschen es.

Julie. Ich bitte Sie darum.

(Ernst verneigt sich tief und wendet sich dem Hintergrunde zu.)

Albert (empört). Vor meinen Augen! Die Kühnheit dieser Person entrüstet mich noch mehr, als die Vermessenheit jenes Burschen. (Er tritt heftig an Julien heran. Ernst bleibt stehen und verfolgt mit immer steigender Erregung die Scene, die sich vorn abspielt.) Du wagst es, Elende, in meiner Gegenwart diesen Menschen flehentlich zu bitten? Du wagst es, noch die Stirn zu erheben? Vergißt Du, daß ich Dir verboten habe, diese Schwelle, die das Blut Deines unseligen Gatten befleckt hat, wieder zu überschreiten? (Indem er ihre Hand ergreift.) Weshalb bist Du zurückgekehrt, Elende?

Ernst (vorspringend, indem er Albert von Julien zurückstößt und sich vor sie stellt). Du beleidigst eine Frau, Memme, die Du wehrlos wähnst! Du irrst Dich, sie hat einen Vertheidiger, und hier steht er!

Albert (bebend vor Zorn). Das sollst Du mir büßen, mit Deinem Leben!

Ernst (in wildem Hohn). Mit meinem Leben? Nehmen Sie es, wenn Sie es vermögen. Aber zuvor, bei Gott im Himmel, sollen Sie diese Frau um Vergebung bitten, kniefällig! (Er will sich Albert nähern, der trotzig abgewandt steht. Julie hält ihn zurück und veranlaßt ihn durch ihre bittende Geberde, langsam zurückzutreten.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Andreas.

Andreas (noch im Nebenzimmer). Laß mich!

Therese (ebenfalls im Nebenzimmer, flehend). Um Gottes willen!

(Andreas erscheint bleich, verstört, als Sterbender auf der Schwelle seines Zimmers. Therese sucht ihn zu stützen. In dem Augenblicke steht Albert auf der einen Seite der Bühne, Ernst und Julie dicht nebeneinander auf der andern.)

Andreas. Beisammen . . . das Pärchen! Mein Ohr hat mich nicht getäuscht. Die Verräther! (Er will auf sie einstürzen, seine Kräfte versagen ihm, er schwankt.)

Albert (herbeieilend und ihn stützend). Andreas! . . . Laß sie, bedenke Dein Leben!

Andreas (zu Albert). Sie haben mich belogen und betrogen. Und sieh, wie sie da vertraulich bei einander stehen. (Ernst und Julie entfernen sich schnell von einander.) Und sie wagen nicht, sich mir zu nähern, sie wagen es nicht! (Julie macht langsam einen Schritt nach vorn und bleibt dann stehen.) Nur näher, immer näher!

Julie (mit flehendem Ausdruck, ohne sich ihm zu nähern). Geliebter Andreas!

Andreas (gebieterisch). Näher, sage ich! An meine Brust! (Julie will sich ihm in die Arme werfen. Er zwingt sie mit einem gewaltsamen Ruck zu einer knieenden Stellung.) In den Staub, Du Treulose! Jetzt könnte ich Dich zerschmettern, wie Du es tausendfach um mich verdient hast. Aber der wahre Schuldige steht da! (Auf Ernst weisend. Mit gebieterischer Geste.) Hierher!

Ernst. Ja, Sie sind schmählich belogen und teuflisch betrogen worden! Aber nicht durch mich, das schwöre ich beim Andenken meines Vaters!

Andreas. Schweig! Entweihe nicht den reinen Namen meines Freundes! Willst Du mit eherner Stirn leugnen, was alle Welt weiß?

Ernst. Alle Welt lügt, und ich sage die Wahrheit, und ich beschwöre sie bei Allem, was mir heilig ist! (Sich an Julien wendend.) Was sollen wir denn thun?

Andreas (zu Albert). Siehst Du es? Vor meinen Augen verabreden Sie sich!

Ernst. Sie sehen in der Fiebergluth Ihrer Sinne Wahngebilde!

Andreas. Ja, in der Gluth des Fiebers, das mich verzehrt. Komm näher! (Ernst tritt an ihn heran. Andreas betrachtet ihn mit durchdringenden Blicken.) Dein Auge ist nicht feucht! So habe ich Euch denn Beide vor mir! Und nun gesteht, Elende, daß Ihr Euch liebt, verbrecherisch liebt! Gesteht es!

Ernst. Es ist nicht wahr!

Andreas. Du lügst! Und ich will Dir das Brandmal Deiner Schande auf die Stirn drücken, — bald, so Gott will, mit dem Stahl, heute mit der Faust! (Mit einer letzten Anspannung seiner Kräfte richtet er sich auf und versetzt Ernst einen Schlag in's Gesicht).

Ernst (mit fürchterlichem Aufschrei). Ah! (Er springt bei Seite, macht besinnungslos zunächst mit drohenden Geberden einen Schritt auf Andreas zu, krampft dann die Hände zusammen und bleibt regungslos stehen. Auch die Andern geben ihr Entsetzen kund. Lange Pause. Andreas ist ganz zusammengebrochen. Albert und Therese stützen ihn.)

Albert. Du töbtest Dich, komm.

(Sie führen Andreas langsam nach hinten. An der Thür bleibt er stehen.)

Andreas (mit schwacher Stimme). Ich sterbe, ja, aber ich bin zufrieden. Schande über Schande! (Die Drei ab.)

Neunte Scene.

Ernst. Julie.

Ernst (der sich bis zu einem Stuhl geschleppt hat und sich auf denselben fallen läßt). Das ist Deinem Sohn geschehen, mein edler Vater! Und von ihm, Deinem treuen Freunde! Dich frage ich: was frommt es uns hienieden, unsere Pflicht zu thun und ehrenhaft zu bleiben, wenn als Lohn für Redlichkeit und Rechtschaffenheit die äußerste Schmach und Schande uns angethan wird? Gieb mir Antwort, denn ich finde sie nicht, und mein Verstand verfinstert sich!

(Julie, von tiefem Mitleid bewegt, sieht Ernst an. Er wendet sich zu ihr, erhebt sich, tritt auf sie zu und reicht ihr die beiden Hände. Sie blicken sich stumm an. Im Nebenzimmer unheimliches Geräusch, gleich darauf Ausrufe der höchsten Angst.)

Albert (im Nebenzimmer). O Gott!

Therese. Zu Hülfe!

Walter. Schnell!

Julie. Was ist das?

Ernst. Er stirbt.

(Julie will sich zur Thür wenden. Ernst hält sie zurück.)

Ernst. Wohin?

Julie. Zu ihm!

Ernst. Unmöglich!

Julie. Ich muß ihn sehen!

Zehnte Scene.

Ernst (in der Mitte des Zimmers). Julie (an der Thür von Andreas Zimmer). Albert. (erscheint auf der Schwelle und wehrt ihr den Eintritt. Ihm folgt) Walter.

Albert. Niemand überschreitet diese Schwelle! (Julie weicht zurück. Ernst tritt vor. Sich an seinen Sohn wendend.) Sorge dafür, daß diese Frau mein Haus auf der Stelle verläßt, ohne Gnade und Erbarmen. Laß Dich durch nichts rühren, weder durch ihre Thränen, noch durch die Fürbitten Deiner Mutter. Hinweg mit ihr!

Julie (verzweifelt). Ich muß ihn sehen!

Albert. Nun wohl, Du sollst ihn sehen! (Er ergreift sie an der Hand, öffnet die Thür und führt sie davor.)

Julie (taumelt zurück). Andreas! mein unglücklicher Andreas! todt! (Sie bricht zusammen.)

Ernst (in tiefster Trauer). Ja, unglücklicher Andreas! Heißgeliebter väterlicher Freund!

Albert (nach einer Pause). Genug und abermals genug! Die Heiligkeit

meines Schmerzes soll nicht durch die Gegenwart der Schuldigen entweiht werden! Walter, Du hast meinen Befehl vernommen, vollstreck ihn!

Walter (beschwichtigend).. Aber Vater!

Albert. Bist Du zu schwach, nun so will ich's selbst.

Ernst (in fürchterlicher Aufregung, tritt vor ihn hin). Halt ein! Da nebenan liegt ein Todter, hingemordet von Eurer blöden Niedertracht! Und hier ein unglückliches, unverschuldet leidendes Weib, dem der Schmerz und die Verzweiflung das Bewußtsein geraubt haben! Und weder der Hauch des Todes, noch die Umnachtung des Lebens vermag Euch zu rühren? Gewaltsam stoßt Ihr uns in den Strudel zurück! Wir widerstehen nicht länger, — Ihr sollt Recht behalten! (Mit erhobener Stimme gegen Albert, der eine Bewegung macht, als wolle er Julien anrühren.) Wage es Niemand, dieses Weib anzutasten! Von Stund ab ist sie mein! mein allein! So hat es die Welt gewollt, — nun gut, ich füge mich ihrem Willen! Sie hat uns gewaltsam an einander gehetzt, — nun gut, wir sind vereint! Komm, Julie! (Indem er sie aufrichtet und auf seinem Arm stützt.) Komm, wir sind die Ausgestoßenen, die Geächteten, und die Verurtheilung soll uns vereinen auf immerdar!

Albert. So bricht also doch die Wahrheit durch!

Walter. Der Elende!

Ernst. Eure Schmähungen erreichen mich nicht! Ja, Ihr habt jetzt Recht! Nun habt Ihr uns so, wie Ihr uns gewollt habt! Dieses Weib war rein wie der Sonne Strahl! Und kein sündiges Gefühl hat meine Brust bewegt; ich bin ihm ein treuer Freund gewesen, dem Todten, dem ich die mir angethane Schmach von Herzen vergebe, und ein treuer Freund dieser Unglücklicheren, die ich lebend in meinem Arm halte! Das schwöre ich vor demselben Gott, vor dessen Richterstuhl Jener dort die Anklage wider mich erheben wird! So ist es gewesen! Aber nun, ja, nun sind wir so schuldbeladen, wie Ihr es gewollt habt! Noch ist des Lebens Wärme aus jenem Körper nicht gewichen, und schon schlägt die Lohe der verbrecherischen Liebe in helle Flammen auf! Und nun geht auf die Gassen und schreit es in alle Winde: Ihr habt doch Recht gehabt! Triumphirt! Und fragt man Euch: wer hat das Unheil angerichtet? so betrachtet Euch nur im Spiegel, der Schuldige wird Euch aus dem Glase entgegengrinsen; und seht Euch um! Da steht er! Und da! Und überall! . . . — Ja, Ihr Alle, Ihr seid die gottverfluchten Giftmischer, die Seelenverderber und Kuppler: Ihr habt's erreicht! — Mir gehört sie an! — Komm Julie, mein unglückliches Weib, meine Geliebte! — Und der allgerechte Himmel wird urtheilen zwischen Euch und uns!

(Während er Julien, die sich willenlos auf seinen Arm stützt, davonführt, fällt der Vorhang.)

Perseus, Bronze-Statue von Benvenuto Cellini.
Aus: Kleinpaul. Florenz in Wort und Bild. Leipzig. Schmidt & Günther.

und Kunstsammlungen. Kleinpaul macht uns mit den Schätzen dieser Vergangenheit bekannt. Er giebt eine Beschreibung der hervorragenden Oertlichkeiten der Stadt und eine Darstellung alles dessen, was sie an Werken der Baukunst, der Malerei und Bild-

Geburt der Maria. Aus: Kleinpaul, Florenz in Wort und Bild. Leipzig, Schmidt & Günther.

hauerkunst aufzuweisen hat. Er führt uns zunächst die Geschichte von Florenz vor von der Begründung der ersten römischen Militärstation bis zur Erhebung Firenzes zur Hauptstadt des Königreichs Italien. Dann besucht er auf einer Wanderung durch die Stadt und um die Stadt alle hervorragenden Gebäude und verweilt besonders in den großen Sammlungen, welche die Loggia dei Lanzi und die Gallerie der Uffizien beher-

bergen. Er verfolgt dabei die Methode, zunächst die Antiken zu erklären, dann die christlichen und zum Schluß die profanen Gemälde folgen zu lassen.

Von all den hervorragenden Kunstwerken erhalten wir Abbildungen in ganz vortrefflichen Reproductionen. Welcher Reichthum an Statuen und Gemälden! Da ist der bekannte und in allen unseren Museen in Abgüssen vertretene Perseus, Menelaos und Patroklos, die mediceische Venus, der tanzende Faun, die ebenfalls in tausendfältigen Nachbildungen bekannten Ringer, der Schleifer. Aus der Niobidengruppe werden uns Theile zur Anschauung gebracht, Michel Angelos heilige Familie, Tizians sogenannte Venus, Rafaels Madonna del Cardellino und

Markgräfin Mathilde von Canossa.
Aus: Kleinpaul, Florenz in Wort und Bild. Leipzig, Schmidt & Günther.

del Pozzo, die Fornarina, Rafaels berühmtes Bild des Papstes Julius II. Correggios Madonna, Tizians Flora, Tizians Schlafender Jesus, Paolo Veroneses heilige Catherina.

Ebenso reich illustrirt, ohne überflüssigen Bilderschmuck zu bringen, ist die Geschichte von Florenz. Die Totalansicht der Stadt, ein Plan des neuen Florenz und das Wappen bilden gleichsam die Einleitung. Im Verfolg der Geschichte werden uns die Portraits der Mediceer vorgeführt, Savonarola und dessen Verbrennung (nach einem alten Bilde), Macchiavelli u. s. w.

Es liegen uns von Kleinpauls Florenz erst acht Lieferungen vor: sie gestatten aber, da Kleinpaul sich als Schilderer Roms und Neapels so trefflich bewährt hat, wohl das Urtheil, daß wir auch in Florenz ein in Hinsicht des Textes wie der Illustrationen gleich ausgezeichnetes Werk erhalten werden. A. V.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. 6. Folge, 6. Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Pünktlich um die Weihnachtszeit hat sich der neue Band des historischen Taschenbuchs eingestellt und auch diesmal wie im vergangenen Jahre durch eine Reihe von Aufsätzen aus allen Theilen der Geschichte seinen treuen Leserkreis erfreut. Nur wenige Jahrbücher sind seit dem Beginn ihres Erscheinens durch den Lauf der Jahre ihren Grundsätzen so treu geblieben wie das Taschenbuch, und wenige nur giebt es unter ihnen, welchen man ein gleich herzliches Willkommen in den Weihnachtsferien entgegenbringt. Von den Mitarbeitern des letzten Bandes begegnen uns in diesem nur zwei, Julius Asbach und S. Löwenfeld, jener seine Studie über Tacitus, dieser die Geschichte des päpstlichen Archivs fortsetzend. Der weitaus größere Theil in Löwenfelds Aufsatz beschäftigt sich mit Leo XIII. und seiner epochemachenden Fürsorge für die historischen Studien. An der Hand der päpstlichen Erlasse wird der Nachweis geliefert, daß die Erschließung des Archivs „aus der eigensten Initiative des Papstes selbst, d. h. aus der teleologischen Richtung seiner Philosophie und aus einem klaren Verständniß für das wissenschaftliche Bedürfniß der Zeit hervorgegangen ist, und daß beide Momente ihre Erklärung finden in dem Studiengang und der Laufbahn Leos XIII.“ Der Aufsatz ergänzt in gewissem Sinne das Lebensbild, welches Münz im October- und Novemberheft dieser Zeitschrift entworfen hat. — Bernhard Kugler erzählt die Geschichte Gottfrieds von Bouillon; während man den Helden des ersten Kreuzzuges früher auf's Ueberschwänglichste gefeiert hat, haben neuere Historiker ihn im Gegentheil zu einem „unbedeutenden, gutmüthigen, fast beschränkten Menschen gemacht“. Von einer Glorificirung Gottfrieds ist Kugler ebenso weit entfernt wie von dem ungünstigen Urtheil; er versucht es, die Bedeutung des Mannes in das rechte Licht zu setzen auf Grundlage der Quellen, deren Kritik er in einem umfangreichen Werke über Albert von Achen unternommen hat. — Die anderen Aufsätze sind: Horawitz, „Ueber die Colloquia des Erasmus von Rotterdam“; Häbler: „Aus dem Leben des ersten Vicekönigs von Mexiko“; Frank, „Mysticismus und Pietismus im 19. Jahrhundert“; von Below, „Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts“. L.

Die Gebärdensprache.

Die Gebärdensprache dargestellt für Schauspieler sowie für Maler und Bildhauer von Carl Michel. I. Theil. 2. Auflage (Text). II. Theil, enthaltend 94 mimische Darstellungen. Köln 1886. Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Die Vorrede des eigenartigen und hochbedeutenden Werkes ist im Juni geschrieben, und schon liegt dasselbe in zweiter Auflage vor, sicherlich ein Beweis, daß ihm wirklich einmal ein tief gefühltes Bedürfniß entgegenkam, von dessen Vorhandensein sonst nur jugendliche Schriftsteller zu träumen pflegen. Die körperliche Beredtsamkeit, wie sie der Schauspieler anwenden muß, lasse sich nicht lehren, hat man häufig genug gesagt; sie sei dem Genius eingeboren und unnachahmlich. Darum sei auch bisher kein geeignetes Lehrbuch darüber geschrieben worden. Herr Dr. Michel, der seinem Berufe nach nicht Schauspieler von Fach ist, wohl aber ein tüchtiger aus Neigung zur Kunst lehrender und wirkender Darsteller und dabei ein scharfsinniger Kopf, betont in seiner Einleitung sehr richtig den Gedanken, daß in der obigen Ansicht ein arger Fehler stecke, denn die Technik jeder Kunst — richtiger müßten wir die Mechanik sagen — sei lehrbar, sie habe mit dem Genius an sich nichts zu schaffen. Aber warum lösten die ausführlichen Anweisungen zur Erlernung der Gebärdensprache ihre Aufgabe nicht? Einzig und allein, weil die Beschreibung der nachzuahmenden Gesten nicht klar, also auch nicht nachzumachen war. Diese Unklarheit beruhte dann weiterhin darauf, daß man die verschiedenen Arten der Gesticulation nicht deutlich auseinanderhielt und bei den Einzel-

heiten die Gesammtheit der mitwirkenden Körper- und Gesichtsmuskeln außer Acht ließ. Das Streben, immer in Verbindung mit der Praxis zu bleiben, unterscheidet demnach Michels Buch von allen früheren; er hat die Deutlichkeit, wie er in einem Privatbriefe uns mitzutheilen die Güte hatte, auf doppeltem Wege erreicht, indem er einmal die Armgebärden streng schematisch ordnete, je nachdem die Handfläche nach oben oder nach unten, nach vorn und seitwärts sich bewegt, die Finger gespreizt, die Hände geballt oder am Körper anliegend gedacht werden; alsdann hat er die Beschreibungen solchen Personen, die mit der Sache unbekannt waren und die betreffenden Gebärden von ihm selbst noch nicht gesehen hatten, vorlesen lassen. „Konnten sie die Gebärden nicht richtig machen, so fehlte es irgendwo an der Beschreibung.“ Auf diesem Wege hat er seinen Zweck vollständig erreicht, und seine Arbeit wird nicht allein den im Titel angegebenen Berufsklassen von Nutzen sein, sondern auch besonders dem Lehrer, der Rhetorik und Declamation pflegen soll. Jede Gesticulation steht in der engsten Beziehung zu den Seelenaffecten und deren Aeußerungen in der zusammenhängenden Rede oder in Naturlauten; diese Beziehung sucht der Verfasser überall nachdrücklich zu betonen. Eine ganze Blüthenlese aus unsern klassischen Bühnenstücken findet auf diese Weise nebenher ihre mimische Erläuterung; es genügt hier auf den berühmten Monolog Gretchens „Ach neige, Du Schmerzensreiche“ u. s. w. (S. 120.) hinzuweisen. Die Declamation, auf deren hohe Bedeutung für Schule und Leben eine soeben erschienene tüchtige Schrift von Dr. **Walter Parow** (Berlin, H. Heyfelder) mahnend hinweist, erhält von Michel unzählige Anregungen. Vielleicht fügt er einer demnächstigen Auflage noch eine Uebersicht aller behandelten Dichterstellen bei. — Der 2. Theil enthält auf 25 Tafeln 94 außerordentlich sorgfältig in der Anstalt von Nicola Tonger in Köln hergestellte Photographieen, welche die Beschreibung wesentlich beleben und erläutern; sie beruhen zum geringeren Theile auf Darstellungen von Rossi, während die Mehrzahl von dem Herrn Verfasser selbst erfunden sind. — Was das Aeußere des Ganzen anbetrifft, so machen der herrliche Druck und das schwere Papier dem Verleger die höchste Ehre.

F. V.

Bibliographische Notizen.

Krug und Tintenfaß. Gedichte von **Rudolf Baumbach**. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Unerschöpflich scheint die Sangeslust des ersten unter den jüngeren Lyrikern zu sein, denn jedes Weihnachtsfest bringt uns ein Bändchen Lieder in der bekannten vornehmen Ausstattung und mit bisher unbekanntem, aber nicht minder vornehmem Inhalt. „Krug“ und „Tintenfaß“ sind die beiden Hausgeister des Dichters, wie er selbst bekennt, der eine giebt ihm die hohe Begeisterung, der andere ernsthafte Lehren; doch bisweilen vermischt sich auch ihr Inhalt, und dann läuft ein Tröpflein launiger Neckerei mitunter, die Niemand verletzt, weil sie aus einer ehrlichen geraden Gesinnung entsprang. Selbst die Gedichte, denen der Verfasser die Ueberschrift „Lehrhaftes“ gab, enthalten so wenig von trockener Moralpredigt, daß man unwillkürlich an den Krug im Hintergrunde denken muß. Der heitere Ton nimmt hier dem Angriff sofort seinen Stachel; man lese nur das Lied vom Dichter Lump, das als Probe angeführt werden mag:

„Nun singen wir das Lied vom Lump,
Dem Dichter nach neuestem Schnitt.
Er nahm von den Juden Geld auf Pump,
Drauf ward er Antisemit.
Er hetzte, gehüllt in des Schlafsrocks Vließ,
Todmuthig die Völker zum Streit,
Und als er sein Mädchen sitzen ließ,
Besang er die treulose Maid.“

Eine glänzende Wiederbelebung von Lessings Fabel von den drei Ringen enthält das Gedicht „Der Tisch des Saladin“; auch einzelne Geschichten von Burkhard Waldis und Rollenhagen hat Baumbach meisterhaft umgedichtet. Sein letztes Wort gilt diesmal den Freunden in der thü-

ringischen Heimat, ihnen singt er. „Das Liad vom Hütes“, d. i. dem Kartoffelkloß. Wir verzichten darauf, noch weitere Titel anzuführen, denn Baumbach will selbst gelesen sein, jede kritische Bemerkung über ihn wird zu einem nichtssagendem Lobspruche.

Horand und Hilde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Neue veränderte Ausgabe (zweites Tausend). Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die uns aus dem alten Gudrunliede liebgewordenen Gestalten führt Baumbach in dem genannten jüngsten Werke in neuer Gruppirung und in einer wundervoll unserem Empfinden angepaßten Form vor. Wie in allen seinen Dichtungen beruht auch hier die Wirkung auf einer durch die Natur des Stoffes wenn nicht gerade bedingten, so doch gestatteten Abwechselung von epischen und lyrischen Theilen. Der Sänger Horand wirbt im Namen seines Herrn, des Hegelingenherrschers, um die schöne Tochter des grimmigen Königs Hagen, und dies bisher mit äußerster Strenge gehütete Mädchen, Hilde, weiht ihre Minne dem Sänger und stirbt über seiner Leiche in derselben Stunde, in der sie — nun mit der Einwilligung ihres Vaters — die Gattin König Hettels werden sollte. Die alten Helden erscheinen in ihrer ganzen Wucht und Ursprünglichkeit, die gleiche Schätzung körperlicher und geistiger Vorzüge giebt ihnen den Charakter, der ihnen in der altdeutschen Dichtung eigen ist. Andererseits sind sie durch die Ausscheidung alles Rohen und Ungeheuerlichen uns so nahe gebracht, daß wir leicht mit dem Dichter die Entfernung der Zeit überbrücken. Der epische Theil ist schlicht und prunklos und doch von tiefster Wirkung, unter den Liedern befinden sich einzelne von höchster Vollendung. Wir glauben, fortan wird Horand und Hilde als die bedeutendste Schöpfung Baumbachs angesehen werden.

av.

Schwert und Rose. Lieder und Gedichte von Paul Freiherrn v. Roëll. Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

Mit stillem Bangen erblickt der Recensent immer einen Band moderner Lyrik, denn diese ist das Schmerzenskind der zeitgenössischen Literatur, und der Recensent ist doch auch ein Mensch, der nicht absichtlich eines andern Illusionen zerstören mag, zumal wenn sie sich bis zu Versen versteigen. Des Freiherrn von Roëll liebenswürdiges Büchlein bewahrt ihn vor einer solchen Grausamkeit, denn die darin enthaltenen Erstlingslieder haben einen großen Vorzug, sie sind wahr empfunden, aus dem Herzen geschrieben, in glatter Form. Tiefe Leidenschaft, glühende Sinnlichkeit wohnen freilich nicht in diesem Dichterherzen, das wenige davon stammt wie gewöhnlich theils von Heinrich Heine, theils von Mirza Schaffy, aber dafür reiche andere Eigenschaften: deutsche Ritterlichkeit, goldene Treue und klarer Sinn für die Aufgaben des Lebens. Der deutsche Adel kann auf diesen Sänger stolz sein; er bleibt in jedem Verse Cavalier, der für seine Standesehre mit der blanken Waffe einsteht. Für seinen Adel der Gesinnung zeugt der Dichter selbst am besten, wenn er singt:

„Wer nicht mehr glaubt an Frauen-Reinheit,
Der sei doch wenigstens so klug,
Zu bergen seines Sinn's Gemeinheit —
Daß er so denkt, ist schon genug!“

Aus treuem Herzen sind auch die den Schluß bildenden „Hohenzollernlieder“ gedichtet, darunter vier zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers. Der Dichter ist fast immer ernst und feierlich; daß ihm aber der Humor darum nicht ganz versagt blieb, beweisen seine Verse über die Schweiz:

„O Schweiz, dereinst der Freiheit Hort,
Der Feinde Schrecken und Graus —
Jetzt macht man guten Käse dort
Und plündert den Wand'rer aus!“

fr.

Rudolf Genée: „Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels in Berlin 1786—1886.“ Berlin, A. Hofmann u. Comp.

Am 5. December 1786 wurde das Döbbelinsche Theater in der Behrenstraße nach dem Friedrichstädtischen oder Gensdarmenmarkte verlegt, und hier wurden die Vorstellungen mit königlicher Unterstützung in dem ehemaligen französischen Comödienhause eröffnet; es war eine der ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelm II. Die Jubelfeier dieses Tages ist von dem Berliner königlichen Schauspielhause festlich begangen worden; ihr gilt auch die vorliegende Schrift, welche trotz ihres geringen Umfangs doch reich an werthvollen Angaben ist, die der Verfasser aus bester Quelle, aus dem Theaterarchiv, schöpfen konnte. Namentlich bieten die Abschnitte über Ifflands Direction

1796—1814 und über die neuere Zeit — letzterer schließt mit dem Tode des General-Intendanten Botho von Hülsen — viel Interessantes. Diesem Abschnitte sind noch zwei Anhänge gewidmet über die Personalveränderungen während Hülsens Leitung und ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Neuaufführungen in demselben Zeitraume. Unter der Fülle von Einzelheiten ist es schwer, einiges hervorzuheben; immerhin mag hier erwähnt werden, daß bereits 1778 Shakespeares „Macbeth" in Berlin aufgeführt wurde in einer Bearbeitung von Wernicke, sowie daß Schiller sehr ungleich von Iffland mit Honorar bedacht wurde; er erhielt z. B. für die „Braut von Messina" 103 Thaler 20 Groschen, dagegen für den „Tell" volle 331 Thaler 12 Groschen. Die beigefügten Bildnisse und Abbildungen machen Genées Buch noch werthvoller; es wird sicher sehr vielen Beifall finden, zumal da der Verfasser klar und einfach schreibt und gelehrte Nachweise seinen Lesern erspart hat.

Der Treppenwitz der Weltgeschichte von W. L. Hertslet. Dritte, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, F. Weidling.

Das Gescheite fällt dem Menschen immer erst ein, wenn es zu spät ist: erst wenn der Bittsteller die Treppe hinuntergeht, weiß er, was er eigentlich sagen wollte in der Audienz bei dem Minister X oder dem Rath Y, während er oben im Zimmer kein Wort fand. Aus derartigen Wahrnehmungen ist die Bezeichnung „Treppenwitz" entstanden. Sehr glücklich kann man sie gerade nicht nennen, aber sie ist verständlich. So lange Geschichte geschrieben worden ist, haben die Historiker sich Treppenwitze erlaubt, d. h. sie haben sich ausgemalt, wie schön und treffend dieses oder jenes Wort in dem betreffenden Momente gewesen wäre, ohne sich darum zu sorgen, daß es in Wirklichkeit doch nicht gesprochen wurde. Die dichtende Volksphantasie hat ihnen ehrlich bei ihrem Bemühen geholfen, und je unklarer an sich der Vorgang war, um so schöner und blühender der Treppenwitz. Eine Sammlung derartiger Geschichtchen ist schon oft versucht worden; Lancelottis „Impostures de l'histoire," Paris 1770, hat es sogar zu einiger Berühmtheit gebracht. Hertslet hat diesen Versuch in großem Maßstabe wieder aufgenommen. Er geht von dem ältesten Treppenwitze, der Sage von einem goldenen Zeitalter, aus und erwähnt das Bedeutendste aus allen Zeiten und Nationen. Einen großen Raum nehmen die Bibel und die Kirchenväter ein. Viel Unbedeutendes ist mit untergelaufen; wir freuen uns aber zu bemerken daß die Sammlung mit jeder Auflage werthvoller und reichhaltiger wird. Vollkommen ist sie noch nicht, wie natürlich, auch dem seligen „Büchmann" sind die Flügel erst allmählich gewachsen. Die Literaturangaben sind bei Hertslet außerordentlich zahlreich, wenngleich nicht immer die besten. Die Register sind praktisch angelegt und leidlich vollständig. Für die neue Auflage möchten wir dem Herrn Verfasser noch zwei Wünsche unterbreiten: einmal den, in seinem Anhang unter „Gesuchtes" seine Fragen bestimmter zu stellen; denn Fragen wie: „Was ist das Historische an der Sicilianischen Vesper?" „Ist zur Zeit der Schreckensherrschaft in Paris aus dem von der Guillotine fließenden Blute eisernes (sic!) Geld geprägt worden?" „Wie verhält es sich mit Schillers Schädel?" sind unklar. Der zweite Wunsch betrifft einen etwas fehlerfreieren Druck, der gerade für ein derartiges Buch unentbehrlich ist.

Londinismen — Slang und Cant — Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunft-Ausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern von Heinrich Baumann. Berlin, G. Langenscheidt.

Der ausführliche Titel des Buches zeigt schon seinen außerordentlichen Werth für Jeden, der englisch liest, an; ein derartiges Werk ist bisher schmerzlich entbehrt worden, denn das „slang" macht sich in den Londoner Zeitungen ebenso breit, wie das „Argot" in Pariser Sittenromanen oder die Sprache von Wilhelmine Buchholz in Berlin; schon bei Shakespeare hat das „slang" seine Stellung. Das „Cant" ist bei uns weniger bekannt, es ist die eigentliche geheime Gaunersprache; der Gedanke, diese mit zu berücksichtigen, war aber entschieden ein sehr richtiger. Heinrich Baumann ist ein gründlicher Kenner beider Eigenthümlichkeiten der englischen Sprache und seit Jahren als solcher in wissenschaftlichen Kreisen rühmlichst bekannt; er wird hoffentlich Gelegenheit haben, noch in

mehreren Auflagen die immer neu emporschießenden Triebe des Slang und Cant seinem Werke einzureihen.

Gloria Victis. Roman in 4 Büchern von Ossip Schubin. 2. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Der oben genannte Roman ist bei seinem Erscheinen bereits ausführlich von der Kritik besprochen worden; daß er uns nach so kurzer Zeit in zweiter Auflage vorliegt, ist ein Beweis, daß Kritik und Publikum sich in der Anerkennung desselben in Uebereinstimmung befinden.

Ossip Schubin gehört zu den wenigen schriftstellernden Frauen hinter deren Anonymität man ihr Geschlecht nicht sofort errathen würde, sie besitzt neben einer üppigen Phantasie logische Schärfe im Denken und versteht es, das behandelte Thema mit äußerster Consequenz durchzuführen

In „Gloria Victis“ schildert sie, wie die zu Reichthum gelangten Bürgerlichen sich bemühen in die Kreise des hohen Adels einzudringen, und wie die bisher streng gehütete Abgeschlossenheit aus den verschiedensten Ursachen immer mehr schwindet. Vollständig lebenswahr und der Wirklichkeit abgelauscht zeigt uns der Roman, wie die Aristokratie nur widerwillig diesem nivellirenden Zuge der Jetztzeit sich fügt und unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen bestrebt bleibt, das alte Familienwappen blank und rein zu erhalten. Der Titel „Gloria Victis“ findet in dem Buche in der Weise seine Begründung, daß das Bestreben des Adels darin besteht, selbst wo er dem Zwang der äußeren Umstände unterliegt, sich jene Ritterlichkeit zu bewahren, die von jeher als sein angeborenes Attribut galt; — diese Schilderungen sind der Verfasserin so gut gelungen, daß die Sympathie des Lesers sich vollständig dem „besiegten“ Adel zuwendet, dessen edele Handlungsweise sich wesentlich von derjenigen ehrgeiziger Emporkömmlinge unterscheidet. mz.

Lebenserinnerungen von Dr. Friedrich Oetker, Band III. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Fr. Oetker, a. o. Professor der Rechte zu Bonn. Cassel und Berlin, Theodor Fischer.

Zwischen dem Erscheinen der beiden ersten Bände der Oetker'schen Memoiren und des vorliegenden dritten Bandes liegt ein Zeitraum von zehn, beziehungsweise acht Jahren. Oetker ist inzwischen in's Grab gestiegen, und die Vollendung seines Werkes ging in die Hände seines pietätvollen und mit dem Oheim in allen Fragen der Politik übereinstimmenden Neffen über. Nicht ohne Grund heben wir die Pietät und die Uebereinstimmung der Anschauungen hervor; denn sie bilden die Grundlage, von welcher aus eine Fortsetzung der „Memoiren“ allein denkbar war. Wie reich auch das Material sein mag, welches Oetker hinterlassen hat, es war keine Selbstbiographie mehr; und sollte der Charakter einer solchen hergestellt werden, so konnte das nur von Jemandem geschehen, der sich mit den Intentionen des Verstorbenen zu identificiren im Stande war. Also nicht blos im dritten, auch noch in dem zu erwartenden vierten Bande „wird die handelnde Person das Wort erhalten“. Neue Studien und neue Kämpfe in den Jahren 1856—1867 werden hier geschildert. Wir treffen Oetker in Belgien, wo er neben wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen auch der Politik des Landes und besonders dem Sprachenstreit seine lebhafte Aufmerksamkeit zuwendet. Der zweite hessische Verfassungskampf 1859 ruft ihn in seine Heimat zurück. Es ist bekannt, welche entscheidende Rolle Oetker in diesem Kampfe gespielt hat. Den größten Theil des Buches nehmen „die letzten Jahre des Kurfürstenthums“ und seine „Einverleibung“ in den preußischen Staat ein. Namentlich für die Geschichte des Jahres 1866 enthält dieser Band ein werthvolles historisches Material. mp.

Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart Ad. Bonz & Co.

Das alte Wort, daß die Kunst ein heiteres Antlitz trage, geräth gegenüber den philosophischen, gelehrten, socialen und ähnlichen Romanen und Erzählungen immer mehr in Vergessenheit, und doch giebt es viele Leute, die nur ungern etwas Trauriges lesen, weil wenigstens ihre Einbildungskraft ihnen vorzaubern soll, wie es auf der Sonnenseite des Lebens aussieht, von der sie sonst nichts zu sehen bekommen. Ein solches Geschichtenbuch, wie es Hevesi, der hochbegabte Wiener Schriftsteller, bietet, wird allen Wünschen gerecht werden. Er scheint über einen unversieglichen Quell von Humor zu gebieten, denn dies ist binnen kurzer Zeit schon die dritte Sammlung der anmuthigsten Erzählungen, die er veröffentlicht hat, und dabei ist jede einzige neu und köstlich erfunden. Das will sehr viel sagen, denn in dem jüngst erschienenen Bande stehen 20 Erzählungen.

Einige davon zeugen von außerordentlich feiner Beobachtung, sie scheinen Schäden des gesellschaftlichen Lebens satirisch geißeln zu wollen und sind doch so harmlos schalkhaft, daß sie Niemand verletzen. Diese „Frau, die keine Zeit hat, Frau zu sein," weil sie unzähligen Wohlthätigkeitsvereinen angehören muß, ist eigentlich eine alte Bekannte, aber sie ist so herzensfrisch und macht ihren Mann am Ende so glücklich, wie dies andern „wohlthätigen Frauen" erst nach großer Mühe gelingt. Der junge Lebemann, welcher am Sylvesterabend sich zu bessern beschließt, weil seine Verschwendung ihn ruinirt, und an eben jenem Abend wieder in die lebenslustigste und leichtsinnigste Gesellschaft geräth, ist so liebenswürdig geschildert, daß man an die ernsten Folgen seines Leichtsinns gar nicht denken mag. Und überall, bei der einfachsten Geschichte, findet sich am Schluß eine köstliche launische Pointe, die geradezu verblüffend wirkt. Hierfür nur ein Beispiel: Jemand lernt auf einem Maskenball in Neapel die „berühmteste Frau" kennen, deren Name seit Jahren in allen Zeitungen geprangt hat. Wer ist sie? wird unwillkürlich jeder Leser fragen, denn seine Geduld wird auf's höchste gespannt. Wir wollen aus der Schule plaudern, denn rathen wird es schwerlich Jemand: es ist die Baronin de Bréhan, deren Name unter „Certificat Nr. 64210" seit länger als 20 Jahren zur Empfehlung der „köstlichen Revalescière Barry du Barry" dient. Das ist doch gewiß originell. Ganz eigenartig sind auch die Erzählungen, welche in Ungarn spielen, man glaubt diese Gestalten wie den angestellten Pfeifenanraucher Füschlösch Mischi oder die braune Julka leibhaftig zu sehen, um ihnen trotz ihres Zigeunerausfehens freundschaftlich die Hand zu drücken. Jedenfalls ist gerade auf diesem Gebiete eine Hauptstärke von Hevesi zu sehen, dessen echte Dichtergabe hoffentlich noch manche derartige Pußtablüthe uns bescheert.

Robert Vischer, Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Die hier vereinigten Aufsätze lassen sich dem Inhalt nach in zwei Theile sondern: während die in der zweiten Hälfte des Buches gebotenen Arbeiten (Ueber Michel Wohlgemut. Beiträge zur Geschichte der bairischen Kunst. Quellen zur Kunstgeschichte von Augsburg. Ueber die Grabcapelle der Fugger) sich auf streng historischem Gebiet halten und theilweise nichts mehr bieten wollen, als die unmittelbaren Ergebnisse archivalischer Quellenstudien, klingt in den vorangestellten Aufsätzen auch die philosophische Saite an, welche der Verfasser als ein Erbtheil vom Vater her — Friedrich Theodor Vischer, dem das Buch auch gewidmet ist — sein eigen nennen darf. Die Auseinandersetzungen über „Rafael und den Gegensatz der Stile" sind ein glänzendes Beispiel kunstkritischer Betrachtung sub specie aeterni. „Albrecht Dürer und die Grundlagen seiner Kunst" bietet eine Fülle feinster Beobachtungen über technische und stilistische Eigenthümlichkeiten des großen Meisters. Die Auffassung des byzantinischen Stils, welche der Abschnitt „Zur Kritik mittelalterlicher Kunst" darlegt, gewinnt nur an einleuchtender Kraft dadurch, daß sie in Rebers gleichzeitig erschienener „Kunstgeschichte des Mittelalters" ähnlich ausgesprochen worden ist. So bieten Vischers „Studien" fast auf jeder Seite Neues, Eigenartiges und Anregendes. ms.

Die Frithiofssage. Das Lied von Frithiof dem Kühnen für's deutsche Haus. Nach den Quellen der alten isländischen und der E. Tegner'schen Frithiofssage. Bearbeitet von Emil Engelmann. Mit 6 Lichtdruckbildern und 50 Illustrationen im Text, sowie einem Runen-Alphabet. Nach Zeichnungen von R. E. Kepler, Th. Hoffmann u. A. Stuttgart, Paul Neff.

Emil Engelmann versucht mit dieser Arbeit etwas Aehnliches, wie ihm mit dem Nibelungenliede und dem Gudrunliede glücklich gelungen ist: eine Umdichtung für das Volk. An deutschen Uebersetzungen des Tegner'schen Gedichtes fehlt es gewiß nicht. Es sind etwa 20 seit dem Jahre 1826 erschienen und unter diesen ganz vorzügliche. Nicht also in einen Wettstreit mit diesen tritt Engelmann; ihm ist es weniger um eine Uebersetzung der Worte und Verse zu thun, als um eine Uebertragung des Geistes der fremden Dichtung in die Sprache der Heimat. Engelmann verändert darum seinem Zwecke gemäß in einzelnen Gesängen das Versmaß. Er vermeidet den Hexameter und den jambischen Trimeter und setzt dafür gereimte, moderne deutsche Verse. Gewiß mit Recht: denn wenn auch die beiden griechischen Metren schon lange Eingang gefunden haben in unsere Dichtung und

durch wiederholten Gebrauch den Gebildeten kaum noch fremd klingen, so ist doch für eine Dichtung, welche in erster Linie die Volksthümlichkeit anstrebt, der Reim zweckentsprechender, als die reimlosen, klassischen Versmaße. Manches hat Engelmann auch im Anschluß an die alte Sage zu verändern gewagt, so daß man in der That von einer Umdichtung sprechen darf, und zwar von einer gelungenen. Engelmanns Arbeit wird um so leichter, meinen wir, ihren Weg machen, als die Ausstattung des Buches in Illustrationen wie in Druck eine sehr schöne, gediegene ist, ohne durch übermäßigen Prunk anspruchsvoll zu werden.

av.

Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichtchen von Ernst v. Wolzogen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

„Zwar ein Kleiner, doch immerhin — unterdeß — auch Einer!" bittet der Dichter in einer poetischen Epistel an Fr. Vischer von ihm selbst zu urtheilen. Nun, ein gar zu kleiner ist er unter den jüngeren Schriftstellern gewiß nicht, sondern ein äußerst talentvoller. Unter den sechs Geschichten, die er in diesem Bändchen der Oeffentlichkeit bietet, sind natürlich nicht alle gleich werthvoll, aber alle sind eigenartig erfunden, und hinter dem „Heitern" verbirgt sich in ihnen sehr viel „Weiteres", weil der Autor das menschliche Herz in seinen geheimsten Falten belauscht hat. Die Perle von allen ist wohl die Erzählung von „Veit Zisolins Galgenfrist", welche mit dem Erhenktwerden anfängt und mit demselben wenig angenehmen Gedanken schließt, und doch wie unendlich viel Humor liegt dazwischen, und wie erschütternd ist die Idee von der dämonischen Macht eines treulosen Weibes behandelt. Unendlich ergreifend ist die Herzensgeschichte aus dem 17. Jahrhundert von „Christel und Wigel", nicht minder rührend „Werthers Leiden in Sexta", eine Berliner Kindergeschichte. Das Talent des Verfassers verführt ihn vielleicht zu allzu kühner Erfindung, wenigstens dünkt es uns nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Pastor nicht weiß, was „modice" bedeutet, wie dies von Ehren-Kannepich mit der „Gloriahose" vorausgesetzt wird; auch das „Derwischlied" bietet eine über das Maß überspannte Frau, die sich dem Manne ihrer Wahl geradezu an den Hals wirft. Aber durchaus originell sind auch diese beiden Geschichten. Ein psychologisches Mustergemälde ist endlich die Geschichte aus dem Reichsland: „'s Meikatel und der Sexack"; eine ansprechendere „Dorfgeschichte" ist wohl in neuerer Zeit nicht geschrieben worden.

Jung-Wupperthal. Ein Blüthenstrauß aus der Heimat. Herausgeben von Albert Herzog. Barmen, Alb. Röder.

Im Wupperthal herrscht ein ganz besonderer Ton, wie er einem reinen und frommen Herzen wohl ansteht; da ist kein Raum für heiße Sinnlichkeit und ebensowenig für düstern Pessimismus. Aber echte, wahre Herzinnigkeit des Gefühls, die Liebe zur schönen Heimat und Lust an den Gaben des nahen Rheins sind auch Stoffe für den Dichter und gewiß nicht die schlechtesten. Aus ihnen hat Albert Herzog einen lyrischen Strauß gebunden, wobei ihm Rudolf Herzog, Albert Strauß, und B. Walter wacker geholfen. Alle vier sind jung und singen für die Jugend; sie singen Spielmannslieder und Rheinmärchen, Lenzgebete und Weihnachtsträume, sogar von den Skalden und Ossian. Aber sie wollen auch nichts weiter, als daß die Jugend sich ihrer Gaben erfreue, und bei dieser werden sie zweifelsohne vielen Beifall finden. Da der Ton dieser Viermännerlieder fast der gleiche ist, scheint ein Urtheil über die Begabung des Einzelnen schwierig; aber nächst dem Herausgeber möchten wir Arthur Strauß den Siegespreis zu erkennen.

Rohden, Wandertage eines Arztes. I. Norden und Norderney, Hermann Braams.

Der Verfasser, in der medicinischen Publicistik seit lange als origineller und geistreicher Schriftsteller wohl bekannt, ist zum ärztlichen Director des neuerrichteten Seehospizes zu Norderney ernannt worden und bereiste, ehe er sein Amt antrat, im Auftrage des „Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten" die betreffenden Institute an den verschiedenen europäischen Küsten. Die Resultate dieser Informationsreise, soweit sie das Ostseebecken und die östlichen Theile der Nordsee betraf, liegen in dem oben erwähnten Büchlein vor, dessen Lectüre nicht blos wegen des für jeden Kinderfreund hochwichtigen Inhalts, sondern eben so sehr wegen der frischen, fesselnden Schreibweise sehr zu empfehlen ist. Rohden hat ein offenes Auge, liebenswürdigen Humor, eine flinke Feder und — das Herz auf dem rechten Fleck. Wir reisen mit ihm

in seiner hastigen Weise und sehen, trotzdem wir immer ein bestimmtes Ziel im Auge haben, an und auf dem Wege allerlei Interessantes nebenher, wobei die skizzenhafte lebhafte Schilderung manchmal etwas allzu salopp Menschen und Dinge abthut. „Ein weniges Schwatzen soll mir nicht verübelt werden," bittet der Autor, und man wird ihm gern verzeihen, wenn man sich dem Genusse hingiebt, diese geschickte und hübsche Schilderung einer raschen Orientirungsreise zu lesen. Wir wünschen dem Büchlein viele Leser und der Sache, für die es interessiren will, viele Gönner und Förderer. jl.

Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingu im Jahre 1884 von Dr. med. Karl von den Steinen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Im Lande der Sonne Wanderungen in Persien von Heinrich Brugsch. Berlin.

Die Reisebeschreibungen ferner Länder haben durch Deutschlands überseeische Erwerbungen neue Liebhaber gewonnen; nächst Afrika sind auch andere Ziele erstrebt worden von namhaften Gelehrten, deren Schilderungen dann veröffentlicht wurden. Zwei ganz hervorragende Werke dieser Art sind die obengenannten Veröffentlichungen Steinens und Brugschs. Das erstgenannte ist ein Prachtwerk in Folio mit reichem Bilder- und Kartenschmuck, welches in Tagebuchform die Beobachtungen der Reisenden wiedergiebt und mit dem lebendigen Ton, wie ihn allein die persönliche Wahrnehmung verleiht, die genauesten wissenschaftlichen Angaben verbindet. Der Schingu ist ein rechter Nebenfluß des Amazonenstromes, welcher in seiner ganzen Länge und zwar von Süden her im Jahre 1884 von dem schon genannten Reisenden in Begleitung seines Vetters, des Malers Wilhelm von den Steinen, und des Physikers Dr. Otto Clauß besucht wurde. Die meisten beigedruckten Bilder sind demnach Reiseskizzen, nur einige größere Compositionen sind nachträglich von dem Düsseldorfer Johannes Gehrts hinzugefügt worden. Im Text fesseln den harmlosen Leser nicht allein die Mittheilungen über die ihm gewiß ziemlich unbekannten wilden Stämme der Bakaïri, Tumaí u. s. w., sondern noch mehr diejenigen über das Volksleben der halbeuropäischen Brasilianer, welches des Merkwürdigen viel bietet. Die größte wissenschaftliche Bedeutung haben die ethnologischen Entdeckungen Steinens, er hat mit Bestimmtheit die Heimat der „Karilen" südlich vom Amazonenstrom ermittelt und dadurch zuerst Licht in ein äußerst dunkles Gebiet der südamerikanischen Ethnologie gebracht. Es ist ihm das gelungen durch genaues Studium der Sprachverwandtschaft dieser Stämme, dessen grammatische Ausbeute in den Anhängen mitgetheilt ist. Was sonst auf der Reise gesammelt wurde, ist bereits sicher im Museum für Völkerkunde in Berlin geborgen. Wir können von dem ehrenwerthen Zeugniß deutscher Forschung und deutschen Fleißes nicht Abschied nehmen, ohne wenigstens noch der vorzüglichen Karte, die Dr. Clauß gezeichnet, anerkennend zu gedenken. — Aeußerlich einfacher ausgestattet sind Brugsch-Paschas Schilderungen aus dem „gesegneten Königreich von Iran"; sie bilden den neuesten Band der Bibliothek des „Vereins für deutsche Literatur". Der gelehrte Professor, welcher bisher meist nur „Aegyptisches" schrieb, zeigt, daß er auch auf dieser sehr ausgedehnten Linie von der Spree zum Kaspi-Meere, von dort südwärts nach Teheran, Ispahan und Schiras außerordentlich gut Bescheid weiß. Dem Berichte sind die Erfahrungen einer Reise im Herbste 1884 zu Grunde gelegt und ältere Beobachtungen, wie sie z. B. im Jahre 1860 von Brugsch bei einer Besteigung des Demawend gemacht wurden, sind geschickt hineinverwebt. Jeder gelehrte Krimskrams ist fortgeblieben, der Verfasser begnügt sich mit der einfachen schlichten Erzählungsweise eines Augenzeugen der Vorgänge. Daß er sich reiches Wissen über sein Thema außerdem angeeignet, zeigt der Abschnitt „Aus vergangenen Zeiten", in dem der reichen Sagenpoesie der Iranier gedacht wird. Die Schilderung des persischen Volkslebens, wie es in Teheran dem Reisenden entgegentrat, bildet wohl den Glanzpunkt von Brugschs Werk, wie überhaupt Alles, was staatliches sociales und religiöses Leben anbetrifft, von Anfang an der besondere Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen ist; er hat keine Sammlungen mitgebracht, aber lebhafte und tiefe Eindrücke.

H. d' Altona: Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte. Annaberg, J. van Groningen.

Moralisch mag die Geschichte sein, sehr ästhetisch ist sie eben nicht, jedoch gut erfunden und mit feinen Zügen durchge-

führt. Der Regenwurm, welcher die sicheren Wände seiner Erdhöhle verläßt und von Licht und Leben mit blutigem Kopf in das gewohnte Dunkel heimgeschickt wird, ist das Bild manches philosophischen Dichters, „der sich andern Leuten in die Nasenlöcher setzt und sie so lange mit seinen Gedichten kitzelt, bis er sie zur Verzweiflung getrieben hat!" Dafür trifft ihn auch die gerechte Strafe, er verliert sein edelstes Gut, seine beste Lebenskraft, nämlich — sein Hintertheil. Das ist grausam, aber der Prahlhans verdient es nicht anders. Der Leser würde höchstens wünschen, daß ihn sein Verhängniß bereits auf der 50., statt auf der 150. Seite ereilte; für diese lange Marter bleibt ihm der Herr Verfasser die „Explication", wie er zu sagen beliebt, schuldig.

Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Streitschrift von Eduard Daelen. Mit bisher ungedruckten Dichtungen, Illustrationen und Briefen von Wilhelm Busch. Düsseldorf, Felix Bagel.

Das eigenthümliche Schicksal, welches den beliebten Caricaturzeichner und Dichter verfolgt, alle Augenblicke zu den Todten gerechnet zu werden, läßt die Herausgabe dieser Biographie eines Lebenden durchaus angemessen erscheinen. Daelen ist sein begeisterter Anhänger und bereits mehrfach als sein begabter Nachahmer bekannt geworden, kein Wunder also, wenn er eine Lobschrift schreibt, obgleich wir ihm den heftigen Ausfall gegen den Aesthetiker F. Vischer gern geschenkt hätten. Buschs Hauptkunst, „mit möglichst Wenigem das Wesentlichste zu treffen," hat er klar erkannt, und die Menge Zeichnungen, welche namentlich das werdende Talent des Verfassers von „Max und Moritz" zur Anschauung bringen, sind werthvolle Beigaben seines Werkes. Mit Freuden ersehen wir auch aus demselben, daß der ganz in Zurückgezogenheit lebende Meister erst am 15. April 1832 geboren, also sicherlich noch nicht am Ende seines künstlerischen Schaffens angelangt ist.

Neue Gedichte von Karl Stelter. Elberfeld, Bädeker.

Der Verfasser hat diesen stattlichen Band der neuesten Erzeugnisse seiner lyrischen Muse Gustav Freytag gewidmet; er nennt bescheiden seine Lieder nur „Blätter aus Herbstestagen, wie sie der Wind dem Wandrer weht zu Füßen", doch sind es recht frische duftende Blätter. Eine große Anzahl der Lieder ist bereits componirt, und andere verdienten es zu sein. Wer jemals am Rhein gewesen, dem wird bei Stelters „rheinischen" Liedern neu die Sehnsucht erwachen, denn sie sind aus dem Herzen heraus gedichtet. Aeußerst glücklich trifft auch der Dichter den ernsten Balladenton; wir verweisen nur auf die vier Gedichte von der „Meeresbraut" oder den „Geiger von Straßburg". Für seine Macht über die Sprache bietet das formvollendete Sonett „Sphinx" und eine Reihe von Uebertragungen nach Alfred de Musset, Victor Hugo, Lamartine, Coppée, Barbier u. s. w. mannigfache Belege. Als anmuthiges Geschenk sei hiermit die Sammlung allen Liebhabern neuerer Lyrik bestens empfohlen.

fv.

Richard Wagners Parsifal illustirt von C. Ritter. Bayreuth, Heinrich Heuschmanns Verlag.

In einer handlichen Mappe sind nunmehr die Photographien nach Ritters Illustrationen zum Parsifal vereinigt, deren Erscheinen in Abtheilungen wir unseren Lesern angezeigt haben. Der Künstler hat mit Verständniß für die Grenzen, welche die Malerei von der dramatischen Kunst scheiden, ausschließlich Ruhepunkte der Handlung zur Darstellung gewählt und das war, unseres Bedünkens, die erste Bedingung des Gelingens. Man erhält, auch wenn man den Bayreuther Festspielen nicht beigewohnt hat, eine Vorstellung von der Bedeutung des Wagner'schen Werkes nach der Seite der malerischen und poetischen Wirkung. Die Photographien sind gleichmäßig schön.

av.

Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik von Alois Brandl. Berlin, Robert Oppenheim.

Der Verfasser, Vertreter der englischen Sprache und Literatur an der deutschen Universität Prag, hat sich durch mehrfache Publikationen aus dem Gebiete der englischen Sprache und Literatur einen bedeutenden Namen erworben. Das vorliegende Werk über Coleridge hatte demnach unsere Erwartungen sehr hoch gespannt. Das Buch verräth auf jeder Seite, daß der Verfasser den Stoff mit Meisterschaft beherrscht. Mit Behagen versenkt man sich in diese vortreffliche Schilderung des Philosophen, des Dichters, des Menschen. Da das Buch auf breiter

historischer und philosophischer Grundlage geschrieben ist, können wir die Einflüsse der Zeit auf den Dichter, sowie seine Entwickelungsphasen genau übersehen. Es bildet einen sehr werthvollen Beitrag zur englischen Literaturgeschichte und wird von jedem Freunde derselben mit Interesse, Nutzen und Vergnügen gelesen werden.

ss.

Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bulls von Leopold Katscher. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Buch ist seinem Inhalte nach reichhaltig und interessant. Der Verfasser ist ja auch schon als Kenner und Schilderer Englands bekannt. Indeß kann sich wohl der Leser kaum hinwegsetzen über die Nachlässigkeit und Leichtfertigkeit der Schreibart, über die zahllosen an den Haaren herbeigezogenen entstellten Citate und das Alter und die Geschmacklosigkeit der Witze. Der Verfasser scheint sich mit Vorliebe in Ausdrücken zu bewegen, die sich das literarische Bürgerrecht nicht erworben haben und hoffentlich auch nie erwerben werden.

ss.

Vier Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, George Westermann.

Mit wahrem Genuß haben wir die vier Novellen gelesen, die sich dem Besten an die Seite stellen können, was auf dem Gebiet deutscher Novellistik geleistet worden. Meinhardt ist ein Dichter und der Inhalt seiner Novellen ist ebenso poetisch, als die Form edel und abgerundet ist. Eine der vier Erzählungen ist in Versen geschrieben, aber wir möchten den in Prosa verfaßten den Vorzug geben, von denen uns alle drei in gleichem Maße angesprochen und gefesselt haben.

mz.

Atlas von Afrika. 50 colorirte Karten auf 18 Tafeln. Mit einem geographisch-statistischen Text. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Wie die meisten kartographischen Darstellungen des „dunklen Welttheils", welche in den letzten Jahren erschienen sind, so ist auch der vorliegende Atlas zur Orientirung auf dem jüngsten Felde unserer Colonialpolitik bestimmt. Seinen praktischen Zweck verräth er schon durch sein handliches Format in Großoctav, durch die knapp gehaltene Einleitung, welche das Wissenswertheste aus der physischen Geographie des Erdtheils und eine klare Uebersicht über seine Länder und Staaten mit den nöthigen statistischen und historischen Notizen enthält, und drittens durch die Auswahl der Specialkarten, in welchen man den in den Zeitungen am häufigsten genannten Gebieten in vergrößertem Maßstabe begegnet. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon häufig Gelegenheit gehabt, die Brauchbarkeit des Hartleben'schen Atlas zu erproben.

mp.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Armenische Bibliothek herausgegeben von Abgar Joannissiany. III. Bilder aus Persien und Türkisch-Armenien von Raffi. Aus dem Armenischen übersetzt von Leo Rubenli. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Arnold, Edwin, Die Leuchte Asiens oder die grosse Entsagung. Nach der 24. Auflage des Originals übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Bauer, Max (Rusticus), Berliner Vollblut und Halbblut. Residenzliche Stimmungsbilder. Berlin, A. Braun & Co.

Becker, August, Eine Stimme. Roman. 3. Bde. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Conway, Hugh, Julian Loraines Testament. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Collaw, Ary, Une Altesse impériale. Sixième édition. Paris, Alphonse Lemerre.

Elbe, A. v. d., Souverän. Roman. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Eschstruth, Nataly von, Potpourri. Dresden und Leipzig. Piersons Verlag.

Gensichen, Otto Franz, Der Mönch vom Sanct Bernhard. Eine Dichtung. Berlin, Eugen Grosser.

Gréville, Henry, Eine russische Geige. Autor. Uebersetzung von A. Godin. Augsburg und Leipzig. Gebrüder Reichel. 2 Bde.

Grosse, Julius, Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Russland. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Hebbels, Friedrich, Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Nebst einem Portrait Hebbels nach Rahl und einer Abbildung seiner Todtenmaske. Zweiter Band. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Heyse, Paul, Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Keller-Jordan, H., Aus der Gegenwart. Drei Novellen. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Kipper, Hermann, Johanna Sebus. Für weibliche Stimmen (Soli und Chor) componirt. Opus 95. Düsseldorf, L. Schwann'sche Verlagshandlung.

Kretzschmar, Hermann, Führer durch den Concertsaal. I. Abth. Sinfonie und Suite. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kühne-Harkort, H., Kleine Predigten für's Haus in Scherz und Ernst. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Kym, Hedwig, Gedichte. München, Theodor Ackermann.

Lauff, Josef, Jan van Calker. Ein Malerlied in sechs Aventüren. Leipzig, J. E. Braunsthal.

Linden, Alexander von der, Sturm auf Frauenherzen. Levy & Müller. Stuttgart.

Melville, G. J. Whyte, Sarchedon. Ein Roman aus der Zeit der Semiramis. Deutsch von Julius Voit. München und Leipzig, G. Franz. 3. Bde.

Messner, Dr., Die chronische Stuhlverstopfung (Hartleibigkeit) mit besonderer Berücksichtigung des Hämorrhoidalleidens und dessen Heilung. Gemeinverständlich dargestellt. Berlin, A. Zimmer.

Meyers, Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Sechster Band. Faidit—Gehilfe. Mit 19 Illustrationsbeilagen und 226 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Müller-Müllerbach, Ed., Der Bauernfreund. Leipzig, F. W. v. Biedermann.

— Im Dienst der „liberalen" Presse. Leipzig, F. W. v. Biedermann.

Pouvillon, Emile, Césette. Eine französische Dorfgeschichte. Deutsch von Ilse Frapan. Mit einer Einleitung von Dr. Eduard Engel. Augsburg und Leipzig, Gebrüder Reichel.

Präll, Karl, Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Roquette, Otto, Ueber den Wolken und andere Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Schasler, Dr. Max, Aesthetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst Erster Theil: Die Welt des Schönen. Zweiter Theil: Das Reich der Kunst. (Das Wissen der Gegenwart. Band LV. LVI.) Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung von Ferdinand August Louvier. Zwei Bände. Berlin, George & Fiedler.

Steiermärkisches Dichter-Buch. Herausgegeben von Karl W. Gawalowski. Graz, Franz Pechel (vorm. Ferstl).

Sydow, Clara von, Alte Gefährten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. Mit Beilagen. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Wippchens sämmtliche Berichte. Herausgegeben von Julius Stettenheim. Band V. Berlin, Hermann Paetel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 40. — Heft 120.

Nord und Süd.

März 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

März 1887.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von José Echegaray.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

José Echegaray

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XL. Band. — März 1887. — Heft 120.

(Mit einem Portrait in Radirung: José Echegaray.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Pfarrer von Positano.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Das Meer war glatt wie ein Spiegel. Auf den schroffen Kalkfelsen der Küste von Amalfi brannte die Sonne mit so intensiv weißem Lichte, daß man kaum die wenigen dunkelgrünen Vegetationsflecke unterscheiden konnte, welche hie und da zwischen den nackten Gesteinen in Klüften und Runsen sich angesiedelt hatten. Ein kleiner Dampfer näherte sich langsam der Küste. Von Zeit zu Zeit hielt er an, um feine Netze auszuwerfen, mit welchen das an der Oberfläche des stillen Wassers treibende Kleinzeug von Meerthieren gefangen wurden. Es wimmelte in großen und kleinen Gläsern von fast mikroskopischen Krebschen, Larven von Seesternen, Ringelwürmern, Seeigeln, Muscheln und Schnecken, die während einer kurzen Jugendzeit sich frei schwimmend umhertummeln, bevor sie dazu verdammt sind, langsam auf dem Boden umherzukriechen; behende, durchsichtige Pfeilwürmer schossen zwischen kleinen, glockenförmigen Quallen und nicht minder durchsichtigen Salpen umher, die sich durch das Wasser gewissermaßen hindurchschluckten.

„Ich habe genug,“ sagte Carlo, indem er das Glas, welches er gegen das Licht hielt und mit der Lupe durchforschte, unter die Schiffsbank in den Schatten stellte und das Vergrößerungsglas in die Tasche schob. „Ich habe genug, die Augen fangen an zu schmerzen. Wir haben mehr Material, als wir in einem Monate aufarbeiten könnten, wenn sich die Bestien so lange am Leben erhalten ließen. Der Auftrieb hier in der Nähe der Sireneninseln und längs der Küste von Amalfi her ist ja merkwürdig reich. Aber man muß sich zu begnügen wissen. Wie wäre es, wenn wir dem Lande zusteuerten

und Eurem Freunde, dem Pfarrer von Positano, dort oben einen Besuch abstatteten? Ich habe Durst und wie Ihr sagt, hält der Pfarrer viel auf einen guten Tropfen! Ich hätte Lust, den Mann und seinen Wein kennen zu lernen!"

„Mir schon recht," brummte Christian, der am Steuer saß. „Aber das will ich Euch sagen, wenn wir jetzt, wo die Sonne schon zu Rüste zu gehen sich anschickt, dort unten anlegen und dann auf den heißgebrannten Steintreppen zu dem Pfarrer hinauf kraxeln wollen, so können wir uns gleich dazu einrichten, droben über Nacht zu bleiben. Ich weiß schon, wie es kommen wird!"

„Ja," lachte Arnold, „wir werden erhitzt und schwitzend oben ankommen, auf der Veranda des Pfarrers Kühlung und Labung suchen und finden und die Nacht wird kommen, ehe Don Gennaro die erste seiner wunderbaren Geschichten beendet hat, die er uns mit seinem Weine aufzutischen pflegt! Ist es nicht so, alter Brummbär?"

„Ich denke wohl," sagte Christian. „Aber ich habe keine Lust, mir beim Heruntersteigen in dunkler Nacht das Genick zu brechen!"

„Gehen wir also hinauf und bleiben wir oben," entschied Arnold. „Wir werden zwar schlecht schlafen, aber der Pfarrer hat Wein, wahrscheinlich auch Macaroni, Käse und Liebesäpfel, die ja nach Padre Rocca die heilige Dreifaltigkeit symbolisiren, und ein oder zwei Hühner werden sich schon finden, denen Du den Hals abschneiden kannst, um sie uns à la Marengo zu schmoren, worin Du Meister bist!"

„Was ist's mit dem Padre Rocca?" fragte Heinrich, der noch nicht lange in dem Lande war.

„Gleich, gleich!" gab Arnold zurück. „Aber erst wollen wir wissen, wie die Wachteln fliegen, sagen sie auf Capri. Wie steht's mit dem Wetter, Luigi?" rief er dem Maschinisten zu. „Können wir die Nacht über hier in Positano beilegen oder müssen wir einen besseren Hafen suchen?"

Luigi, der eben einen Cigarrenstummel in den Mund geschoben hatte, welcher von Heinrich, dem Neuling, der die Sitten der Matrosen noch nicht kannte, unbedachtsam in's Wasser geworfen worden war, Luigi hob den Kopf und schaute prüfend über den Horizont.

„Ich glaube ja!" sagte er. „Die Kimmung ist zwar sehr blau nach Südwesten hin, ein Zeichen, daß der Sirocco im Anzuge ist, aber die Nacht über wird ihn die Tramontana noch aufhalten, und ehe er losbrechen kann, sind wir morgen schon durch die Bocca piccola im Golfe von Neapel und haben noch guten Wind zur Heimfahrt!"

Es waren vier Naturforscher, die auf dem kleinen Dampfer der zoologischen Station von Neapel eine Fahrt in den Golf von Salerno und Amalfi zur Erforschung des Thierlebens an der Oberfläche unternommen hatten.

„Abgemacht!" rief Christian und warf das Schifflein herum, das nun gerade auf die Schlucht losdampfte, zu deren beiden Seiten die Häuser von

Positano zwischen Gärten an die Felsen angeklebt sind. „In einer halben Stunde sind wir dort.“

„Da bleibt Ihnen wohl Zeit,“ wandte sich Heinrich zu Arnold, „mir Ihre Anspielung auf den Padre . . .“

„Ach ja, den Padre Rocca! Gleich, gleich! Ist übrigens bald erklärt. Sind Sie schon auf San Martino gewesen?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„So gehen Sie einmal hinauf und betrachten sich den Padre Rocca. Er war ein berühmter Volksprediger in Neapel und sitzt jetzt ausgestopft im Museum des Klosters von San Martino, wie er leibte und lebte.“

„Nicht möglich!“

„Wie ich Ihnen sage. Wenn Sie übrigens länger hier in Neapel bleiben und sich mit der Sprache des Volkes vertraut machen, so können Sie noch manche Geschichten vom Padre Rocca hören! Er war so bekannt, daß ihn König Bomba eines Tages kommen ließ, unter dem Vorwande, er solle seine Kinder unterrichten. Der Padre hatte sich aber einen großen Krebs in die Tasche gesteckt, der ihm zur Demonstration dienen sollte, zur Erläuterung einiger Sätze über den Fortschritt in der absoluten Monarchie, denn außer seinem frommen Geschäfte betrieb er auch nebenbei ein bischen praktische Revolutionspolitik. Der Krebs kroch zum großen Gaudium der königlichen Kinder immer rückwärts und die Erläuterungen des Padre wurden so spitzig und anzüglich, daß der König endlich sagte: ‚Basta, Padre! Laßt Euch Euren Krebs nächsten Freitag kochen oder braten zur Fastenspeise, aber jetzt scheert Euch damit zum Teufel und kommt nicht wieder!‘“

„Recht interessant,“ sagte Heinrich, aber das erklärt mir noch immer nicht die Dreifaltigkeit à la Rocca?“

„Achtung, Signor Christiano,“ schrie Luigi. „Backbord, per Dio, Backbord! Dort liegen Netze! Sehen Sie nicht die Korkplatten, die auf dem Wasser schwimmen?“

„Wahrhaftig,“ sagte Christian, indem er das Schiff halb herum warf. „Da hätten wir schön hineingerathen können! Voriges Jahr hatten wir uns derart in ein Netz verwickelt, daß wir stoppen und die Messer zu Hülfe nehmen mußten, um uns loszumachen. Nachher verlangten sie noch Entschädigung und schlugen den Werth ihres miserablen Stellnetzes so hoch an, daß wir ein Thunfischnetz von einigen Kilometern Länge dafür hätten herstellen können. Aber einen Umweg werden wir schon machen müssen!“

„Desto mehr Zeit bleibt uns für den Padre Rocca! Bitte, Herr Arnold.“

„Gleich, gleich! Padre Rocca schlenderte also eines Tages über den Platz vor dem Schlosse, auf dem zur Zeit des Königs Bomba immer eine Horde von Lazzaronis lungerte. ‚Predige uns Etwas, Padre!‘ ‚Laßt mich in Ruhe.‘ ‚Ich sage Dir, Padre, predige!‘ ‚Ich will nicht!‘ ‚Aber Du mußt!‘ Das Volk sammelte sich; es bildeten sich zwei Parteien, die fürchterlich gegeneinander schrieen. Die Einen wollten den Padre zwingen, die Andern wollten ihn

ziehen lassen. Ein großer Kerl mit einer Stentorstimme that sich besonders hervor. ‚Bei der heiligen Dreifaltigkeit,' brüllte er, ‚der Padre soll reden! Per la santa trinità!'

„Das ging dem Padre wider den Strich. ‚Brutta bestia!' schrie er, indem er mit geballten Fäusten auf den Kerl losfuhr, ‚wie kannst Du bei Etwas schwören, wovon Du gar nicht weißt, was es ist?' ‚Evvero!' johlten die Umstehenden, der Padre hat Recht!' ‚Recht? Wie so Recht?' rief der Padre, der nun auch in Eifer gerieth. ‚O Ihr ungesattelten Esel! Ihr wißt ja selber nicht, was die Dreifaltigkeit ist! Per Bacco! Ihr nennt Euch Christen und kennt nicht die Dreifaltigkeit! Habt gar keine Ahnung davon! Nicht wahr, jetzt steht Ihr da wie begossene Hunde und schämt Euch? Aber ich habe Mitleid mit Eurer Unwissenheit, wofür Ihr einmal im Fegefeuer braten werdet! Ich will sie Euch erklären.'

„‚Evviva il Padre! Stellt ihn auf den Eckstein, sonst können wir den Knirps nicht hören", schrieen die Fernstehenden. Zwanzig Fäuste griffen zu und schwangen den Padre auf den großen Abweisstein an der Ecke von San Carlo'.

„Da stand er nun, schaute sich mit seinen witzigen Aeuglein die Menge an, die sich um ihn drängte, nahm bedächtig eine Prise, wischte sich mit dem Aermel seiner Kutte den Schweiß von der Stirne und sagte: ‚Ihr habt mir warm gemacht! Erst muß ich mich ein wenig stärken. Du, Junge! Da hast Du einen Soldo! Geh dort hinüber und hole mir dafür Macaroni! Du, sagte er zu einem Andern, ‚gehst dort an die Ecke und holst mir für einen Soldo Käse. Er soll Dir aber Parmesan geben und keinen Caccia cavallo darunter mischen, wie der Betrüger gewöhnlich thut! Und Du,' herrschte er einen Dritten an, ‚gehst und holst mir für einen Soldo Liebesäpfelsauce! Pomi d'oro! Hörst Du?'

„Die Jungen waren bald zurück. Die Macaroni dampften. Der Padre mischte bedächtig den zerriebenen Käse und die Tomatenbrühe und aß dann sein Gericht vor allem Volke in landesüblicher Weise, indem er die Macaroni mit der Hand emporhob, und mit zurückgebogenem Kopfe in den weitgeöffneten Mund gleiten ließ. ‚So,' sagte er nach beendetem Mahle, ‚was habe ich nun gegessen?'

„‚Macaroni!' brüllte der Haufe, ‚Macaroni!'

„‚Freilich Macaroni,' schmunzelte der Padre. ‚Aber da habt Ihr die Erklärung der Dreifaltigkeit. Ich habe Nudeln, Käse und Pomi d'oro zusammengemischt und doch nur Macaroni gegessen. Drei in Einem! Geht heim und erklärt es Euren Weibern!'

„Unbändiger Jubel! Der Padre ward im Triumph über den Platz getragen von den Lazzaroni, die nun wußten, was die Dreifaltigkeit sei!"

Man näherte sich dem Lande. „Wir treffen es gut," sagte Carlo, „wenn ich nicht irre, steht dort am Ufer der Schwager des Pfarrers. He! Giuseppe!"

„Bon giorno, Signori!"

„Binde Deine Barke los und hole uns über! Du ersparst uns die Mühe, unser Boot herabzulassen! Luigi! Laß den Dampf los! Herunter mit dem Anker!“

Die Küste fällt so steil ab, daß man sich ihr auf wenige Schiffslängen nähern kann. Mit einigen Ruderschlägen war Giuseppe an Bord. Die Gesellschaft beeilt sich, in die Barke zu steigen. Man fragt erst am Lande nach dem Pfarrer. „Wie befindet sich Don Gennaro? Ist er zu Hause? Nimm unsere Bündel, wie wollen hier übernachten.“

„Das könnt Ihr, sagt Giuseppe. Aber mein Schwager ist nicht da!“

„Nun, er wird auf der Jagd oder auf dem Fischfang sein und zum Nachtessen zurückkommen. Vorwärts!“

Giuseppe zuckt die Achseln, spricht aber kein Wort und packt die leichten Nachtsäcke auf. Er berechnet mit der schlauen Findigkeit des Neapolitaners, daß die Herren auf den Gedanken kommen könnten, umzukehren und weiter zu dampfen, wenn er die Wahrheit sagen würde.

Man steigt langsam den steilen Weg zu dem bekannten Hause des Pfarrers empor. Arnold stutzt. Ueber der Thüre ein mächtiges Schild: Grand Hotel des Italiens et des Anglais! „Hat denn der Pfarrer sein eigenes Haus, das er bis jetzt bewohnte, verkauft und sich in die Pfarrwohnung zurückgezogen?“

„Es ist eine lange Geschichte,“ sagt Giuseppe. „Ich werde sie Ihnen nach Tische erzählen, denn Sie werden hungrig und durstig sein. Das Haus ist noch immer das Eigenthum meines Schwagers, aber während seiner Abwesenheit, die noch lange dauern kann, hat er mich hier als Wirth eingesetzt. Wir rechnen auf die Fremden, die jetzt in Masse kommen werden, seitdem die neue Straße von Amalfi über den Berg nach Sorrento fertig gestellt ist. Ein Engländer hat uns gesagt, das sei die schönste Straße der Welt und man würde expreß von London und Rom hierher kommen, um Positano kennen zu lernen. Wir haben uns an einen Scienzato in Neapel gewendet, der uns die Inschrift des Schildes geliefert hat. Erst wollte er zehn Lire dafür haben, dann hat er sich aber mit fünf Lire begnügt. Treten Sie ein, meine Herren! Wenn Signor Christiano so gut sein will, mir ein bischen zu helfen, so soll das Essen bald fertig sein.“

Das Grand Hotel war nur erst ziemlich dürftig bestellt. Die einzigen zwei Betten könnten zwar im Nothfall jedes zwei geduldige Schlafgenossen beherbergen; aber, meinte Giuseppe selbst, bei dem Wuchse seiner lieben Gäste möge es doch wohl besser sein, auf der Veranda einiges Stroh aufzuschütten und ein Segel darüber zu breiten. Darauf schlafe man vortrefflich in den warmen Nächten und die beiden jüngsten Herren könnten sich wohl auf diese Weise behelfen. Nächstes Jahr, nach Ausbeutung des erwarteten großen Fremdenzuges, werde man wohl so viel erübrigt haben, um einige Betten mehr aufzustellen.

Christian verschwand für einige Augenblicke mit Giuseppe. Man hörte den

verzweifelten Todesschrei einiger Hühner und sodann geräuschvolles Treiben in der Küche, wo zwei Weiber, mit alten Pappdeckeln bewaffnet, das Feuer anfachten, Giuseppe und Christian, beide mit weißen Papiermützen auf dem Kopfe und mit vorgebundenen weißen Schürzen, zwischen Pfannen und Kasserolen hantirten, während die etwa zehnjährige Giuseppina, die hoffnungsvolle Nichte des Pfarrers, den Tisch deckte und sorgsam die Gläser erst dann auf das in etwas zweifelhaften Farben schillernde Tischtuch stellte, nachdem sie einige Mal hinein gepustet und sie mit dem Finger ausgewischt hatte. Giuseppina sei ein kleiner Reinlichkeitsteufel, meinte die Mutter.

Dreifaltigkeits-Macaroni nach Padre Rocca's Recept, geschmorte Hühner mit Pomi d'oro, Salat von Liebesäpfeln — trotz dieser steten Wiederkehr der Tomaten bei jeder Schlüssel mundete das Mahl vortrefflich. Der Becher, mit Wein aus dem Garten des Pfarrers gefüllt, kreiste und die Cigarren, welche glücklicher Weise den Krallen der Duane entschlüpft waren, erhöhten die heitere Stimmung. Wein kann man überall in Italien haben, aber eine rauchbare Cigarre ist in dem Lande des Monopols ein Genuß für Götter!

„Der Moment ist günstig," sagte Arnold. „Heraus mit der Sprache, Giuseppe, was ist's mit dem Pfarrer? Du machtest vorhin, als wir Dich nach ihm fragten, ein Gesicht wie ein Thunfisch, der einen Delphin kommen sieht! Rede, aber sage die Wahrheit, wenn es Dir überhaupt noch möglich ist, was ich stark bezweifle!"

„Ihr habt Recht, Signor Arnoldo! Aber die Geschichte paßt eigentlich nicht zu der fröhlichen Stimmung, in der Ihr seid und die Euch mein Schutzpatron, der heilige Joseph, erhalten möge. Ich möchte lieber, daß Ihr uns einige Eurer schönen Lieder sänget — soll ich eine Mandoline holen lassen? Oder das Lied, womit Ihr voriges Jahr bei den Capuccini in Amalfi die Engländer verjagt habt, zu dessen Begleitung mit den Messern auf dem Tische geklappert wird und das so lustig war, daß die Gebrüder Giusti, die Wirthe, noch heute darüber lachen, trotzdem es ihnen fast Schaden gebracht hätte, denn die Engländer waren sehr wüthend, weil es am Sonntag war, wo sie meinen, jede Lustigkeit sei Unfug."

„Ein andermal, Giuseppe! Jetzt ist die Reihe an Dir!"

„Zu Befehl, Eccellenza! Aber ich muß etwas weit ausholen. Ihr und Signor Christiano, Ihr habt den Pfarrer gekannt, aber die beiden anderen Herren nicht. Ihr wißt, welcher Mensch das war, ein kühner Mann, der immer bei der Hand war, wenn es galt! Ihr wißt, er ist mein Schwager und Schwäger sind selten gut auf einander zu sprechen wegen der Erbschaftshändel; also, wenn ich es sage, muß es wohl wahr sein! Einen solchen Pfarrer bekommt Positano nicht wieder! Der beste Fischer auf dem Meere und der findigste Jäger im ganzen Gebiet des Monte Angelo! Aber das hatte er von seinem Vater, vom alten Ciccino!"

„Den haben wir nicht gekannt."

„Glaub's wohl! Er war schon längst todt, als Ihr in die Gegend kamt. Ein frommer Mann, der dem heiligen Petronio, unserm Schutzpatron, mehr Kerzen verehrt hat, als die übrige Gemeinde zusammengenommen!"

„Da muß er viel auf dem Gewissen gehabt haben!"

„Vielleicht," sagte Giuseppe, mit den Achseln zuckend. „Habt Ihr Euch den Monte Angelo recht angesehen, mit seinen Schluchten und Felsenwildnissen? Dort kannte er jeden Schlupfwinkel und weit über Salerno hinaus, in dem Apennin, hätte er Euch mit verbundenen Augen umher führen können, ohne jemals den Weg zu verfehlen."

„War er Jäger oder Schmuggler?"

„Zu Zeiten, ja! Aber sein Hauptgeschäft war Brigant. Das war zur Zeit ein einträgliches Geschäft, als die Oesterreicher und die Engländer kamen, und den König Joachino verjagten und später erschossen. Ciccino verdiente viel Geld; die Engländer, die ja alle Taschen voll Geld haben, bezahlten ihn reichlich für jeden Streich, den er ausführte. Das ging nun begreiflicher Weise nicht immer ganz glatt ab, aber Ciccino war nicht der Mann, seine Rechnung hoch auflaufen zu lassen. Er kam dann nach Positano, kaufte ein Stückchen Land oder nahm einen Antheil an dem großen Thunfischnetz der Tonnara, spendete dem Schutzheiligen einige Kerzen, oder eine Altardecke oder was sonst der Pfarrer verlangte, beichtete und ließ sich Absolution geben."

„Hat er das lange getrieben?"

„Nicht gar zu lange, denn eines Tages brachten sie den guten Ciccino auf einer Bahre, und der Professor, den man von Neapel holte, schnitt ihm ein Bein ab, dessen Knochen von einem Schusse ganz zersplittert waren. Aber um Brigant zu sein, muß man gute Beine haben. Er konnte nicht mehr selbst gehen, aber er nahm noch hier und da eine Actie, wenn seine Kameraden eine besonders wichtige Expedition planten. Indessen wurde das Geschäft auch flau nach Aufhören der Kriegswirren und so lebte er dann hier in Positano, allgemein geachtet, weil er immer ein guter Mann gewesen war, besorgte seine Gärten, beaufsichtigte seine Schafe, die um den Monte Angelo herum weideten, und wenn er hätte lesen und schreiben können, würde man ihn zum Sindaco gemacht haben. Der alte Conte Giulio, der seine schöne Villa hoch über Castellamare hat und den Ciccino gut kannte, sagte immer, es sei schade, daß er nicht lesen und schreiben könne. Positano könne keinen besseren Sindaco haben, keinen frömmeren, keinen, der die Interessen der Gemeinde besser vertreten könne."

„Wir wollen den Ruhm der Familie Deiner Frau gerne gelten lassen, Giuseppe, aber was hat das Alles mit dem geistlichen Stande des Sohnes zu thun?"

„Doch, Eccellenza, doch! Ciccino war nicht auf den Kopf gefallen. Der kleine Gennaro, sagte er sich, ist ein aufgeweckter Bursche und wäre jetzt schon im Stande, den Teufel auf freiem Felde zu fangen, wenn er auch

barfuß über spitze Steine und Dornen laufen muß, während der Teufel feste Bocksklauen hat. Er soll also lesen und schreiben lernen und ein Scienzato werden!"

„Nicht übel calculirt!" lachte Arnold.

„Ja," sagte Giuseppe, „aber Ciccino hatte noch einen Hintergedanken. Bis zum zehnten Jahre war der Junge beständig draußen. Man nannte ihn nur den Brigantino. Er kannte alle Schliche meilenweit im Umkreis, wußte, wann und wo man die Netze für die Wachteln und die übrigen kleinen Vögel, die Schlingen für die Rebhühner und die Hasen aufzustellen habe, und wenn er auf dem Lande nichts zu thun hatte, ging er auf's Meer mit den Fischern, die ihn sehr gern mitnahmen, denn er war anstellig und flink, wußte immer, woher der Wind kommen würde und sah mit seinen Luchsaugen die Thunfische, die Palamiden und die Césali eher als alle Andern. Das ist ihm auch geblieben. Sagt selbst, war man nicht sicher gute Beute heim zu bringen, wenn man mit Don Gennaro auf die Jagd oder den Fischfang ging? Erinnert Ihr Euch, Signor Cristiano, des jungen Wildschweines, das er Euch lebendig fing, als Ihr seine Mutter erschossen hattet?"

„Ich hatte später Mühe genug mit dem wilden Säuding. Wir hatten es glücklich nach Neapel durchgeschmuggelt und da ich das Thier nicht gleich schlachten konnte, hatte ich es auf das Dach meines Hauses gesetzt. Es sprang aber über die Brüstung auf die Straße, brach ein Bein, schrie, daß alle Leute zusammenliefen und darunter auch ein Beamter vom Dazio, dem ich nur mittels eines Bankzettels begreiflich machen konnte, daß es ein zahmes Schweinchen sei, das ich schon seit Monaten auf dem Dache halte. Vielleicht hätte der Beamte doch nicht nachgegeben, wenn nicht gerade Petruccio, unser Matrosenjunge, herzugekommen wäre. Der begriff sogleich, worum es sich handele, lief auf das Thier zu, umarmte es und sagte: ‚Poveretto! Was ist Dir eingefallen, daß Du von dem Dache herunter sprangst, wo Du doch so wohl warst? Hat man Dir nicht Alles gegeben, was Du wünschen konntest, weiche Kartoffeln und süße Kastanien und Eicheln, die ich in der Villa reale täglich für Dich sammelte? Jetzt wird Dein Herr Dich elend schlachten und verspeisen müssen!' Der Jammer Petruccios schnitt dem Wächter des Dazio in's Herz, er trollte sich fort und wir thaten, wie Petruccio gesagt hatte. Aber mein Lebetag sehe ich den Pfarrer vor mir, wie er mit ungeheuren Sprüngen hinter dem Frischling her durch das Gestrüpp flog und die Sutane um ihn herum flatterte, wie ein vom Sturme losgerissenes Segel."

„Seht Ihr," sagte Giuseppe, „Positano wird lange warten können, bis es einen solchen Pfarrer wieder bekommt. Aber ich wollte Euch von seinem Vater Ciccino sprechen. Als der Brigantino etwa zehn Jahre alt war, nahm ihn der Vater einmal bei Seite und sagte, indem er ihn am Ohre zupfte: ‚Weißt Du, warum ich Dir in der Taufe den Namen Gennaro habe geben lassen? Ich will Dir es sagen. San Gennaro ist der Schutzheilige von

Neapel, wohin er sein Blut gegeben hat, das zur Beglaubigung seines Märtyrerthums alle Jahre einmal flüssig wird.'

„,Das weiß ich schon lange, Vater,' sagte der Brigantino.

„,Nun, dann weißt Du auch, daß San Gennaro einer der mächtigsten Heiligen im ganzen Himmel ist, der ein ganz anderes Wörtchen zu sagen hat, als ein armer Schlucker von Dorf=Heiligen, wie unserer von Positano. Ist nicht Neapel die erste Stadt der Welt? Deshalb habe ich ihm auch immer ein Gelübde gethan, wenn wir eine Unternehmung vorhatten.'

„,San Gennaro hat aber doch nicht verhindert, daß sie Euch ein Bein abschossen,' sagte der naseweise Junge.

„,Das ist gerade der Beweis,' fuhr der Alte auf. ‚Die spitzbübischen Franzosen überfielen uns, und ehe ich nur einen Stoßseufzer an San Gennaro loslassen konnte, lag ich schon am Boden. Aber darum handelt es sich nicht. Ich frage Dich, ob Du weißt, warum ich Dir seinen Namen habe geben lassen?'

„,Mein Pathe hat mir nichts davon gesagt.'

„,Natürlich! Aber Du bist ein gescheiter Junge, Du wirst es begreifen. Wir waren einmal in großer Gefahr und da gelobte ich dem Heiligen, wenn er mich glücklich errette, wolle ich ihm den nächsten Buben, den Deine Mutter haben werde, weihen und ihn zum Geistlichen erziehen lassen, damit er für die Sünden seiner Eltern und Geschwister beten könne. Du wirst also studiren müssen. Es dünkt mich, es sei hohe Zeit.'

„Der Brigantino riß sich die Haare, wälzte sich auf der Erde und heulte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ciccino aber verstand keinen Spaß; wenn er einmal etwas gesagt hatte, so blieb es gesagt. Er packte den sich sträubenden Bengel und schleppte ihn ohne Weiteres am Ohre zum Schulmeister. ‚Compadre,' sagte er, ‚da habt Ihr ihn, wie ich Euch heute Morgen gesagt habe. Spart die Ruthe nicht, wenn er nicht gut thun will, und wenn er es gar zu arg treibt, so kommt nur getrost zu mir. Ich werde ihm dann ein Pflaster von ungebrannter Asche auflegen, das ihm alle bösen Gedanken aus dem Leibe ziehen soll, wie ein Blasenpflaster die bösen Säfte.'

„So jung er war, wußte der Brigantino doch heraus zu rechnen, daß es vortheilhafter für ihn sei, ohne Prügel zu lernen, als lernen zu müssen mit Prügeln. Er warf sich also in's Zeug und bald konnte der Schulmeister dem Ciccino melden, sein Sohn könne bei ihm nichts weiter lernen. Dann gab ihm der Pfarrer einigen Unterricht, lehrte ihn das Brevier lesen und die Messe bedienen und rieth dann dem Vater, ihn in das Seminar nach Salerno zu bringen.

„Was soll ich noch weiter erzählen? Ihr wißt ja Alle, wie es den Jungen geht, die geistlich studiren! Von Salerno schickten sie ihn nach Neapel, denn Ciccino meinte auch, daß er unmittelbar unter den Augen seines Schutzpatrons schneller vorwärts kommen werde. Er hatte einen alten Kameraden in Neapel, der sich ebenfalls vom Geschäfte zurückgezogen und

bei der Camorra eine Anstellung erhalten hatte, von der er sehr vergnüglich leben konnte. Der nahm unsern Gennaro, den man jetzt gar nicht mehr den Brigantino nannte, weil er sich so ganz verändert hatte, in Kost und Logis und hatte seine Freude an dem Jungen, der ihm wacker an die Hand ging. Dafür nahm er ihn öfter auf seinen Ausflügen mit, wenn ihm seine Oberen Urlaub gaben. Freilich geschah das selten, denn Sonntags, wenn der Camorrist Feiertag machte, hatte Gennaro, wie alle Pfaffen, gerade am meisten zu thun.

„Eines Tages hatte der Camorrist einen Auftrag nach Ischia und er nahm seinen Gennaro mit nach Casamicciola und Lacco, wo gerade das Fest der heiligen Restituta, der Schutzpatronin, gefeiert und auf dem Platze des Klosters getanzt wurde. Die Mädchen waren im besten Putz und eine unter ihnen, Graziella, stach dem guten Gennaro, der jetzt in dem Alter war, so in die Augen, daß er den Rock abwarf und sie zu einer Tarantella aufforderte.

„Was wollt Ihr? Die Graziella war ein hübsches Mädchen, flink und geschmeidig wie ein Wiesel, und Gennaro ein Bursche, nach dem sich eine Duchessa alle zehn Finger abgeleckt haben würde! Das war eine Tarantella, wie sie noch niemals in Lacco getanzt worden war! Das ganze Städtchen stand bewundernd im Kreise umher und klatschte Beifall, die Nonnen trippelten mit den Füßen und sogar der Curate kam herbei, nahm eine Prise über die andere, stampfte vor Entzücken mit den Fersen und versicherte, im Paradiese könnte die Tarantella nicht besser getanzt werden, selbst wenn die heilige Cäcilia die Musik machen und die heilige Barbara ein Feuerwerk dazu losbrennen wollte.

„Nun, jetzt wißt Ihr, was kommen mußte. Gennaro war bis über die Ohren verliebt und die Graziella trällerte den ganzen Tag die Melodie der Tarantella, daß die Wände gellten und die Hühner Reißaus nahmen. Dem Gennaro aber ließ es keine Ruhe; er wäre nach Ischia hinübergeschwommen, wenn ihn die Pfaffen nicht festgehalten hätten und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, auf irgend eine Weise nach Ischia zu kommen.

„Ihr wißt, oben auf dem Epomeo, dem höchsten Berge von Ischia, ist eine Behausung mit einer kleinen Capelle in dem Felsen ausgehauen, die dem heiligen Nicola gewidmet ist und von einem Eremiten gepflegt wird, der zugleich die Aufgabe hat, die Fremden zu bewirthen, welche eine sonderbare Neugierde dort hinauf führt. Gott allein kann wissen, was sie dort oben suchen. Die Schafe wollen nicht einmal hinauf, so spärlich ist der Graswuchs auf dem nackten Gestein. Aber sie klettern oder reiten von Casamicciola aus hinauf, manchmal in hellen Haufen, wenn gerade Badesaison ist, und ich habe mir sagen lassen, es sei neben der Capelle sogar ein Stall für die Esel in den Felsen gehauen. Der Eremit aber hat da oben noch Manches zu thun. Der heilige Nicola hat zwar eine Quelle springen lassen, aber er

muß in dem Augenblicke, wo er sie hervorbrechen ließ, etwas verwirrt im Kopfe gewesen sein, sonst hätte er sie nicht eine gute Viertelstunde unter der Einsiedelei hervorsprudeln lassen. Der Eremit muß also das Wasser für Menschen und Vieh heraufschleppen und es gehört ein starker Mann dazu, um dort oben zu einsiedeln.

„Nun kam Botschaft nach Neapel, der Eremit sei krank, man möge Jemanden zur Aushülfe schicken. Gennaro, das könnt Ihr Euch denken, war gleich bereit und da er stark von Gliedern war und seine Oberen ihm gern einen Gefallen thaten, so schickten sie ihn. Hätten sie freilich gewußt, weshalb Gennaro sich so bereitwillig zeigte, so hätten sie ihn vielleicht zurück behalten. Aber der alte Camorrist hatte nichts verrathen, und sie dachten, Gennaro wolle dort oben durch die Pflege des alten Eremiten ein gottgefälliges Werk vollbringen, sich in beschauliche Betrachtungen vertiefen und so sich für die Weihe zum Priester vorbereiten.

„Gennaro hatte sich bald in seine neue Lage gefunden. Er pflegte den Alten, so gut es eben gehen wollte, und spähte Stunden lang nach Lacco hinunter, ob er nicht seine Graziella sehen könne, wenn sie im Garten arbeitete oder Wäsche ausbreitete. Dabei verfehlte er nicht zu bemerken, daß rings um den Epomeo tiefe Schluchten und Runsen seien, mit mancherlei Strauchwerk und auch einigen Bäumen bewachsen, wo Hasen, Tauben, Rebhühner und kleinere Vögel willkommene Zuflucht fanden, und er schloß daraus, daß auch die Zugvögel, Wachteln, Schnepfen, Ortolane und Drosseln nicht verfehlen würden, auf ihren Reisen im Frühling und Herbst dort einzufallen und sich auszuruhen. Auch beobachtete er von seiner hohen Warte herab den Zug der Winde und der Strömungen im Meere um die Insel herum und spähte den Fischerbooten nach, die an der Küste bei Tag und bei Nacht, wo ihre Fackeln und Pechpfannen zu ihm heraufleuchteten, auf den Fang gingen. Die alten Leidenschaften erwachten in ihm und bald wußten die Leute von Casamicciola, Lacco, Forio und den andern kleinen Orten um den Epomeo herum, daß Niemand so geschickt Netze zu stellen, Schlingen zu legen, Sprenkel und Dohnen zu setzen wisse, als der barmherzige Bruder auf dem Epomeo, wie er auch im Treffen der schlafenden Fische mit dem Dreizack, im Auswerfen von Zugnetzen und Legen von Grundangeln seinen Meister suche. Und da er liebenswürdig und ein heiterer Geselle war, so kamen viele junge Leute herauf und lösten ihn abwechselnd in der Pflege des alten Eremiten ab, denn sie wußten wohl, daß Gennaro ihnen gern dafür ein Glas guten Weines spendete und seine Beute mit ihnen theilte.

„Das Beste aber trug er seiner Graziella zu und der alte Schuster, ihr Vater, sah nun gute Tage, denn Fische und Wildpret gingen auf seinem Tische nicht aus. Aber auch Graziella sah gute Tage. Sie war eine geschickte Strohflechterin, machte die niedlichsten Körbchen, Schächtelchen und andere Nippsachen und hatte viel Geschmack in Auswahl der Formen und der Farben. Bisher aber hatte sie diese Dinge nur an die Wirthe in Casamicciola

liefern können, wobei sie blutwenig verdiente, denn dieses Diebsgesindel steckte einen unverhältnißmäßigen Gewinn bei dem Verkaufe an die Badegäste in die Tasche. Jetzt nahmen die Dinge ein anderes Gesicht an. Gennaro verschaffte ihr durch seine Freunde in Neapel schön gefärbtes Stroh, so daß sie darin allen ihren Concurrentinnen über war, und wenn die Fremden oben durch die, wie sie sagten, herrliche Aussicht, die freundliche Aufnahme und durch den feurigen Wein von Ischia, der ja alle anderen Weine des ganzen Königreiches weit übertrifft, in guter Laune waren, verkaufte Gennaro ihnen die von Graziella gefertigten Nippsachen, wofür sie gern einen guten Preis zahlten, ohne weiter zu handeln.

„So ging es vielleicht ein Jährchen fort, bis der alte Eremit das Zeitliche gesegnete. Der Himmel habe ihn selig! Er wußte nicht wie alt er war; aber die bejahrtesten Greise aus der Umgegend hatten ihn schon als Kinder dort oben gesehen. Es hieß, er sei aus der Fremde gekommen, habe einen Mord auf dem Gewissen gehabt und sich zur Buße bei dem heiligen Nicola angesiedelt. Aber er starb selbst im Geruche der Heiligkeit und Gennaro hat mir oft erzählt, er sei nach dem Tode so ausgetrocknet gewesen, wie eine Mumie aus Egypten, steif wie ein Stück Holz und federleicht, so daß sie gar keine Bahre gebraucht hätten, um ihn hinunter in das Kloster der heiligen Restituta zu tragen, wo er begraben liegt.

„Nun ward Gennaro sein Nachfolger. Er hatte es nicht besser gewünscht und richtete sich so ein, als ob er sein ganzes Leben auf dem Epomeo zubringen und ebenso alt dort werden sollte wie sein Vorgänger. Er schaffte sich also einen Vice-Eremiten an, einen flinken, kleinen Burschen, der die Klause hüten mußte, wenn er der Jagd nachging. Da er hauptsächlich von den Fremden leben mußte, richtete er sich nach deren Gewohnheiten. Morgens konnte er seinen Schlingen, Netzen und Sprenkeln nachgehen, denn die Fremden, das wußte er wohl, kamen nicht vor zehn oder elf Uhr auf die Höhe. Dann empfing und bewirthete er sie und da er besseren Wein gab als der schändliche Eremit vom Vesuv, der seinen Krätzer für Lacrymae Christi ausgiebt und sündliches Geld dafür fordert, so hatte er viel Zuspruch und hätte können ein reicher Mann werden, während Graziella sich ebenfalls durch ihn eine schöne Mitgift verdiente. Jeden Samstag Abend ging er hinunter nach Lacco, brachte ihr den Erlös für die verkaufte Waare, blieb die Nacht über bei ihr, hörte am Morgen früh andächtig die Messe und stieg dann hinauf, um die Gäste zu empfangen, die am Sonntage sich zahlreich einstellten.

„Die Graziella aber war ein honettes Mädchen, das auch den Kopf auf dem rechten Flecke hatte. ‚Höre, Gennaro,‘ sagte sie, ‚so kann das nicht weiter gehen. Als Eremit kannst Du nicht heirathen und ich will keine alte Jungfer werden. Ich liebe Dich sehr, Gennaro, und möchte auch gerne ein Kind von Dir haben; aber ein Eremiten-Kind, das geht nicht! Laß Dich also zum Priester weihen. Ein Kind von einem Priester zu haben, ist keine Schande, und ein Mädchen, welches das Glück hat, ein solches zu bekommen,

kann sich überall sehen lassen und findet sofort einen Freier, weil man wohl weiß, daß der Priester seine Geliebte ausstatten und für sein Pathenkind Sorge tragen wird. Also gehe, lieber Gennaro und laß Dich zum Priester weihen!'

„Was sollte Gennaro machen? Er steckte zwischen Thür und Angel, denn als geweihter Priester konnte er nicht mehr Eremit bleiben und doch liebte er Graziella zu sehr, als daß er sie hätte verlassen mögen. Aber er sah ein, daß das Mädchen recht hatte, und so entschloß er sich denn gegen Weihnachten, nach Neapel zu gehen und seine Oberen zu bitten, ihn zu weihen. Er kam zurück mit der Zusage, daß es geschehen solle, und mit einigen schönen Aalen, die er für das Fest gekauft hatte, denn wo ließe sich der Neapolitaner finden, der nicht Capitone zu Weihnachten äße? Er verzehrte sie also mit der Geliebten, einigen Freundinnen derselben und ihren Liebhabern und trotz der inneren Trauer, die unserem Gennaro fast das Herz abdrücken wollte, ward man doch schließlich fröhlich, spielte die Mandoline, sang und tanzte vor der Krippe des Jesuskindleins, die man sehr schön herausgeputzt hatte und grämte sich wenig ob der Zukunft.

„Ich brauche jetzt nicht viel Worte zu machen. Was wollt Ihr? Zu Ostern wurde Gennaro geweiht und nun geschah Alles, wie Graziella es gesagt hatte. Es dauerte einige Zeit, ehe man einen anderen passenden Eremiten fand, dann heirathete Graziella einen braven Winzer und bald nach der Hochzeit war Gennaro Pathe eines Jungen, der ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war und seinen Namen erhielt, wie das der Brauch ist. Dann wurde endlich Don Gennaro, wie er jetzt von Rechts wegen genannt wurde, seines Amtes als Eremit entbunden und hie und da im Lande als Helfer und Vicar herumgeschickt, bis endlich unerwarteter Weise die Pfarrei in seinem Geburtsorte Positano frei ward. Da machten sich der alte Ciccino mit dem Sindaco und einigen angesehenen Bürgern auf den Weg zu dem Erzbischof nach Neapel und als dieser den in Ehren ergrauten Greis sah, der kaum noch die Wegsteuer hatte und der ihn bat, ihm seinen Sohn als Stütze für seine alten Tage nach Positano zu ernennen, umarmte er den Ciccino und sagte ihm: ‚Du sollst Deinen Sohn haben!' Darauf küßte ihm der Ciccino den Ring, der Erzbischof gab der Deputation seinen Segen zum Abschied und die Sache war abgemacht."

„Giuseppe," sagte Arnold, „Du fängst an langweilig zu werden! Solche Geschichten kann man alle Tage hören! Per Bacco! Komm' zur Sache! Dein ganzes Geprepel von Graziella mit ihrem Bambino, dem Ciccino und der übrigen sauberen Gesellschaft, der Du auch anzugehören die Ehre hast, giebt uns nicht den mindesten Aufschluß über das Ausreißen Deines Schwagers."

„Doch, Signor Arnoldo, doch! Ich mußte Euch das Alles erzählen, weil es mit seiner Abreise zusammenhängt. Denn, seht Ihr, seit Gennaro den Jungen hatte, war er in einem Punkte ganz umgewandelt. Gewiß ging er noch, wie früher, wenn es ihm seine Amtsgeschäfte erlaubten, auf die Jagd und den Fischfang, aber wenn er früher das Geld nicht sehr geachtet

hatte, so ritt ihn nun der Teufel der Habsucht zum Schaden seiner Neffen und Nichten, die doch auch einige Ansprüche an den Oheim hatten. Aber Nichts! Er schrappte zusammen, wo er konnte, las Messen über Messen. wenn sie ihm Etwas einbrachten, verkaufte sein Wild und seine Fische, statt den Tisch seiner Verwandten damit von Zeit zu Zeit aufzubessern, und hing Alles seinem Pathenkinde an, das er in die Schulen nach Neapel schickte und später auf die Universität senden wollte. Advokat sollte der kleine Gennaro werden, ein berühmter Redner, Deputirter und Minister, wie Crispi, und sich einen Palast bauen auf dem Corso Vittorio Emmanuele und mit dem König auf Du und Du stehen.

„Das war Don Gennaros Traum, dessen Erfüllung er mit Anspannung aller Kräfte anstrebte, und da er ein schlauer, findiger Kopf war, so machte er tausend Pläne, die alle auf dasselbe Ziel hinausliefen. Die Hälfte der großen Tonnara, die dort an den Inseln im Meere liegt, gehört ihm und er hat mit dem Ankaufe der Actien ein gutes Geschäft gemacht, denn da er die Züge der Thunfische studirt hatte, gelang es ihm, seine Mittheilhaber zu überzeugen, daß sie anders gestellt werden müsse, was den Fang geradezu verdoppelte. Dann reifte in seinem Kopfe der Plan, daß eine Straße von Amalfi nach Sorrento über Positano gebaut werden müsse. Wenn das geschieht, sagte er mir einmal, so wird Positano alle anderen Orte, Castellamare mit seinem Quisisana, Amalfi mit seinen Capuccini, Cava und Sorrento mit seinem todten Tasso in den Schatten stellen! Die Fremden werden in Schwärmen kommen wie Wachteln und sich von uns nicht den Hals, sondern die Tasche umdrehen lassen. Du begreifst das nicht? Geh! Dir fehlt nur der Packsattel auf den Rücken!

„Da er nun oft nach Neapel ging, um die Studien seines Pathenkindes zu überwachen und dort von seiner Eremitenzeit her viele gute Freunde hatte, so bohrte er unablässig an der Sache und als er gute Aussicht auf ihre Verwirklichung hatte, kaufte er in der Stille Land an, wo die Straße durchgehen mußte, baute sich dieses Haus, das er zum Hotel bestimmte, und speculirte so weiter und weiter. Als die Straße gebaut wurde, strich er schon einen schönen Gewinnst ein, so daß er vergnüglich hätte leben können.

„Aber der Teufel ritt ihn mehr und mehr.

„Nun begab es sich vor einem Jahre, daß ein Mann, der längst verschollen war, aus der Fremde zurückkam und seltsame Mähr mitbrachte. Weit über dem Meere, sagte er, sei ein Mann gestorben, der aus hiesiger Gegend stammte. Der habe dort ein großes Vermögen, mehre Millionen, erworben, habe ohne directe Erben das Zeitliche gesegnet und seine hiesigen Verwandten zu Erben eingesetzt. Einige derselben müßten hier in der Gegend sein, und er sei gekommen, um dieselben aufzusuchen."

„Wie heißt das Millionen-Land?" fragte Christian.

„Ich glaube Quattre male," antwortete Giuseppe. Es ist irgendwo in der Bibel, haben sie mir erzählt, von vier Reitern die Rede, die seien mit

Krieg, Pestilenz, Hunger und Durst ausgeritten und hätten einen Ort gesucht, wo sie sich niederlassen könnten. Als sie ihn gefunden, hätten sie ihn Quattro male, die vier Unglücke, genannt."

„Ah so, Guatemala," lachte Christian.

„Möglich," antwortete Giuseppe. „Aber so viel ist gewiß, daß Don Gennaro gar geheimnißvoll mit dem Fremden that, Tag und Nacht Schriften und Kirchenbücher studirte und mit ihm im Lande herumreiste, um die Erben zu suchen. Sie sollen sie auch gefunden und mit ihnen Contracte abgeschlossen haben, wonach ihnen die Erben die Hälfte der Summe abtreten, wenn sie ihnen die andere Hälfte zurückbrächten.

„So ist es denn gekommen," seufzte Giuseppe. „Mein Schwager hat Alles zu Gelde gemacht, seinen ganzen Besitzstand verkauft, seinem Pathensohn eine Rente gesichert, von der er studiren kann, und ist vor einigen Monaten mit dem Fremden und der Assunta nach dem Unglücksorte abgereist."

„Mit der Assunta?"

„Ja! Ein recht flinkes und nettes Mädchen, das den Pfarrer auf der Reise gut pflegen wird."

„Habt Ihr Nachrichten von ihm?"

„Ja, er hat einmal geschrieben, von dem Schiffe aus und den Brief einem andern Schiffe mitgegeben, das sie begegneten. Es stehe Alles gut; die Millionen seien sicher. Sein Nachfolger hat uns den Brief gelesen. Aber ich weiß doch nicht, ob Alles gut gehen wird. Es sei dort Alles drunter und drüber, sagen die Leute, und Mord und Todtschlag so gang und gäbe, daß man um einen Ermordeten die Hand nicht umdrehe. Um Don Gennaro habe ich zwar keine Angst, der weiß sich seiner Haut zu wehren. Aber was soll aus ihm und uns werden, wenn er die Millionen nicht bekommt? Das Morden könnte man ihnen ja noch hingehen lassen, wenn sie wirklich so stolze und jähzornige Leute sind, wie man sagt; aber man behauptet, sie seien auch Räuber und Diebe und der Regierung sei gar nicht zu trauen; die stecke ein, was sie nur irgend finden könne. Wenn sie auf gewöhnlichem Wege einen Schatz nicht fassen könne, so machten sie eine Revolution, schössen ein paar Leute auf der Straße todt und raubten und plünderten bei dieser Gelegenheit. Das Aergste aber sei dort die Camorra. Die begnüge sich nicht, wie in Neapel, mit einem bestimmten Procentsatze, der ihr ja auch von Gottes- und Rechtswegen zukömmt — wie sollte sie sonst denn ihre Leute bezahlen? — sondern sie ziehe so viel von allen Zahlungen ab, daß den Empfängern nur gerade so viel übrig bleibe, als nöthig sei, um die Steuer zu bezahlen."

Giuseppe fügte noch viele weise Bemerkungen über die Bewohner des Fabellandes Quattro male bei, die wir hier nicht wiederholen wollen, und glaubte schließlich, seine ehrenwerthen Gäste auffordern zu sollen, nach ihrer Rückkunft dem heiligen Gennaro eine Kerze zu weihen, damit dieser Fürsprecher im Himmel werkthätig für seinen Schutzbefohlenen über dem Meere eintrete. Die Leute in Quattro male seien ja auch Christen, also könne der Heilige

dort schon etwas thun! Er wisse sehr wohl, daß die Heiligen bei den Heiden ganz machtlos seien.

Die Freunde gingen zur Ruhe und schliefen, wie man auf harten Betten in Zimmern schlafen kann, die trotz Oeffnung der Fenster vom Dunste der kleinen, rauchenden Handlampen erfüllt waren, die noch aus der römischen Kunstperiode stammen. Früh Morgens trat Christian splitternackt in Arnolds Zimmer, der sich erstaunt die Augen rieb.

„Betrachte doch einmal meinen Rücken," sagte Christian.

Arnold musterte den Nackten von oben bis unten.

„Ich sehe nichts!"

„Es sind so seltsame Flecken auf meinem Betttuche," erklärte Christian, „daß ich glaubte, ich müße irgendwo am Rücken geschunden sein. Komm und sieh selbst!"

Es waren gelbrothe Flecken in der Nähe des Kopfkissens. Während die Freunde darüber debattirten, trat Giuseppe herein.

„Was ist das?" herrschte ihn Christian an.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte Giuseppe die Hände faltend und den Kopf beugend. „Ich hatte nicht Betttücher genug und da ich glaubte, das Tischtuch sei ganz rein — die Herren aßen ja mit so viel Anstand — habe ich es in meiner Noth benutzt. Nun, hat doch Einer der Herren etwas Sauce von Pomi d'oro verschüttet."

„Im Grand Hôtel des Italiens et des Anglais!" lachte Carlo. „Ländlich, sittlich!"

Don José Echegaray.

Von

Johannes Fastenrath.

— Köln. —

Am 19. März 1881 wurde im Teatro Espanol zu Madrid die gewaltige Tragödie: Der große Galeoto von D. José Echegaray unter dem fast einmüthigen Beifall der Kritik und des Publikums aufgeführt. Das für den Wohllaut und die blitzenden Funken der Sprache empfängliche, für lyrischen Schwung und die Pracht calderonianischer Bilder begeisterte Publikum berauschte sich wie immer an den Versen, die einen so wesentlichen Bestandtheil der spanischen Dramatik im Gegensatz zu der der anderen Länder bilden, und die Kritik, die sonst so oft die außerordentlichen Erfolge dieses genialsten Schülers sowohl des Lope, des Calderon und Rojas, wie des alten Dumas, Victor Hugos und der neueren Franzosen, mit bitterem Tadel begleitet, weil Echegaray den dramatischen Knoten allzukünstlich verschlungen, jubelte wie noch nie dem Dichter zu, der in seinem Drama ein großes sociales Problem behandelt, ein verhängnißvolles allgemeinmenschliches Laster, die Hydra der Verleumdung, mit der gewaltigen Energie der griechischen Tragödie gegeißelt. Kaum vermochte durch den Chor der Lobredner die Stimme des Kritikers Peregrin Garcia Cadena durchzudringen, der zwar die glänzende Form der Dichtung, die Schönheit des Dialogs anerkannte, aber die pessimistische Thesis des Moralisten, daß die Ungerechtigkeit der Meinung wie eine unentrinnbare Fatalität die Tugend in ihre Netze einschließe und sie auf die Bahn des Schlechten fortreiße, als falsch verwarf und die Personen des Stückes als personificirte Prämissen eines Vernunftschlusses bezeichnete, den ein Geist geschmiedet, der mit seinen mächtigen Schwingen sich zu erheben vermöchte, wenn er nicht an die Spitzfindigkeit der Beweisführung angekettet erschiene. Die spanische Welt aber hat in diesem

Drama keine Fälschung der Wahrheit, keinen Trugschluß gesehen, sondern „El gran Galeoto“ ward alsbald eine sprichwörtliche Redensart der spanischen Sprache zur Bezeichnung des öffentlichen Geredes und der Verleumdung, und die Madrider Blätter der verschiedensten Richtung eröffneten sofort eine Subscription, deren Ertrag zum schönsten Geschenk für den Verfasser des „Galeoto“, zu einer neuen Ausgabe seiner ausgewählten dramatischen Werke bestimmt wurde.

Kein spanischer Dichter der Gegenwart hat so große Triumphe aufzuweisen, keiner so tiefe scenische Wirkungen erzielt wie Echegaray, dessen Dramen, bald von staunenswerthem Realismus, bald von großartiger Romantik, selbst den Landmann der Pampas von Südamerika mit heiligem Schauer erfüllen.

Echegaray ist ein Vulcan, jedes seiner Dramen ist eine Eruption. Seine tragische Muse trägt den Dolch im Gewande und hat den „Tod auf den Lippen“. Seine hervorragendste Eigenschaft ist die Phantasie, die selbst in ihren Verirrungen nicht der Größe ermangelt; selbst das Unwahrscheinliche und Falsche gewinnt unter seinen Händen einen solchen Zauber, daß man es für wahr hält, gleich den falschen Diamanten, die durch die Kunst, mit der sie geschliffen, für echt gelten. Alle seine Werke haben etwas Neues, noch nicht Dagewesenes; aber sein größter Fehler ist die Sucht nach dem Effect um jeden Preis: für ihn ist das Schöne nur das Außergewöhnliche, das Großartige, das Phantastische; nicht wie Shakespeare weiß er das Wahre dem Poetischen und Außergewöhnlichen zu vereinen; er bebt nicht vor der grausigsten Situation zurück, wenn er mit ihr den Zuschauer blendet; seine Sucht nach Effekt stürzt ihn, der vielleicht auch die realistischen und idealistischen Tendenzen, gleich einem Ayala, einem Tamayo und einem Garcia Gutiérrez in der zweiten Periode seines Schaffens, mit einander versöhnen wollte, in die Ungeheuerlichkeiten der übertriebensten Romantik. Er ersinnt eine oder mehrere ergreifende Situationen und um diese läßt er das Drama sich entwickeln, für sie schafft er es, statt daß sie aus dem Drama entspringen. In der Katastrophe häuft er Entsetzen auf Entsetzen und vereint die melodramatischen Züge der Romantiker mit den physiologischen Einzelheiten der Realisten. Einzelne seiner Stücke, wie Galeoto, Wahnsinn oder Heiligkeit, Die letzte Nacht, Wie es anfängt und wie es endet, Fröhliches Leben und trauriger Tod, erinnern an das realistische französische Theater; andere dagegen, wie Die Frau des Rächers, Im Griffe des Schwertes, gehören ganz der Romantik an. Selbst inmitten dieser Dramen stoßen wir neben realistischen Gestalten auf eine durchaus falsche Figur. Die untergeordneten Personen sind meist realistisch, die übrigen dagegen romantisch, denn Romantiker ist er, wenn er den Effect sucht oder wenn ihn sein Genius fortreißt. Ja keiner ist Romantiker wie er, der fruchtbare, wie im Fieber schaffende Dichter des Extravaganten und Krassen, des Düstern und Gräßlichen, der Dichter der Mantel- und Degentragödien und der dramatischen Legenden früherer Jahrhunderte, der ein Fatalist wie Victor Hugo und der Herzog

von Rivas, ein Feind von jedwedem Fanatismus und jeder Theokratie und im Punkte der Ehre von der rauhen, unnachsichtigen Strenge Calderons, die selbst das Entschuldbarste nicht verzeiht, in der Bestrafung des Vergehens zur Grausamkeit wird und die Schmach nur mit Blut wäscht. In seinen Dramen werden niemals, wie in denen der Franzosen, Hetären mit der Krone der Heldinnen geschmückt. Als „der Troubadour der Bühne", „der José Zorrilla des Theaters", wie ihn der Kritiker D. Luis Alfonso nennt, trägt er vorzugsweise das romantische Costüm der entschwundenen Rittertage. Mit Ausnahme der Dramen Galeoto, Wahnsinn oder Heiligkeit, Von schlechter Race und Fröhliches Leben und trauriger Tod, die in der Gegenwart spielen, haben fast alle seine Stücke als Werke eines Romantikers den Hauch des Mittelalters, und das ritterliche Spanien ist der Boden, dem sie entsprossen. Nur das Drama: „Ein Wunder in Aegypten" hat die Localfarbe des Landes der Pharaonen. Selbst seine Schwäche wird ihm beim spanischen Volke zur Stärke, denn dies liebt das, was die Kritik tadeln muß, die Blumen der Rhetorik, die bei ihm wie bei Calderon überwuchern. Jedes seiner Dramen hat einen symbolischen Gedanken, fast jedes stellt einen Conflict zwischen zwei Pflichten dar, der Dichter personificirt in seinen Personen eine Theorie oder eine Leidenschaft. Aber der exceptionelle Charakter der Personen und Ereignisse, die er auf die Bühne bringt, thut der moralischen Idee seiner Werke Abbruch, und nicht minder die übermenschliche Steigerung der Leidenschaften und die Unwahrscheinlichkeit der Zwischenfälle. So sucht er z. B. in dem Drama Wahnsinn oder Heiligkeit zu beweisen, daß die heroische Erfüllung der Pflicht von der Welt als Wahnsinn angesehen wird; aber die Don Quijotische Uebertreibung der Tugend des Helden, dessen Entschluß, Worte und Thaten die eines Verrückten sind, und ein Nebenumstand der in die bis zum dritten Act natürlich und logisch durchgeführte Handlung eintritt, vernichtet den moralischen Gedanken des Stückes und läßt den Helden in der That als wahnsinnig erscheinen, und statt dessen, was der Autor beabsichtigt, beweist sein Drama nur, daß die Tugend, wenn sie nicht Vernunft und Klugheit begleiten, zur Narrheit wird.

Echegaray hat sowohl Komödien wie Dramen verfaßt. Komödien sind die dreiactigen Stücke: Einem Ideal nachjagen, Denk' schlecht und wirst Du Recht haben? und die einactigen El libro talonario, Eine Sonne die aufgeht und eine Sonne die untergeht und Friedensbogen. Aber die Komödie ist nicht Echegarays eigentliches Feld, er muß dies seinem um 14 Jahre jüngeren Bruder Miguel überlassen. Die Einbildungskraft Josés verlangt das tragische Drama, nur der Schmerz und die Trauer ziehen ihn an, er ist der Dichter des Bitteren, selbst die Anmuth trägt bei ihm einen Stachel.

Die eigenthümliche Mischung von Realismus und Romantik, die bei Echegaray sich findet, hat man in Spanien nach dem berühmten Kritiker M. de la Revilla neo-romanticismo, Neuromantik, genannt.

Das Theater Echegaray's, in welchem der Genius der spanischen Race lebt, in andern Ländern heimisch zu machen ist schwer, scheint doch selbst in Spanien die romantische Schule von 1835, an die er wieder anknüpft, ein Traum, denn das psychologische Drama ist das Drama der Gegenwart, und auch früher haben die geistvollen Komödien der Spanier, die eines Alarcon, Tirso und Moreto bei andern Völkern leichter Eingang gefunden als die heroischen, sentimentalen und mystischen Dramen. Frankreich, das vordem beim spanischen Theater so viele Anleihen gemacht, hat Echegaray noch nicht die Pforten seiner Bühne geöffnet: vergebens hat Mme. Ratazzi (Senora de Rute) den Galeoto in Prosa übersetzt und in ihren Matinées espagnoles veröffentlicht; vergebens hat Puerta Wahnsinn oder Heiligkeit für die Comédie française übertragen, denn so viele Aenderungen wurden vom Uebersetzer verlangt, daß er auf die Aufführung verzichtete. Und in Italien, wo die Ristori im Fechter von Ravenna, der Echegaray'schen Bearbeitung in einem Act des Trauerspiels von Halm auftrat, hat der Galeoto, durch den italienischen Uebersetzer des Schmuckes seiner schönen Redondilien beraubt, nur geringen Beifall gefunden. Desto größer muß die Genugthuung des mit dem „Erfolg" vertrauten deutschen Dramaturgen Paul Lindau sein, der sich und Echegaray am 21. December vorigen Jahres im Hoftheater von Meiningen mit der freien Bearbeitung des Galeoto reichen Applaus verschaffte. Der deutsche Bearbeiter hat wohl daran gethan, den Schauplatz dieses ganz modernen Stücks, das überall spielen kann, nach Deutschland zu verlegen; er hat, der deutschen Bühnenpraxis entsprechend, kernige Prosa dem Vers vorgezogen und der Idee des spanischen Dichters zu ihrem Recht verholfen; er hat selbst die Wirkung noch gesteigert, indem er viele langgedehnte Scenen des Originals kürzte, und während der Prolog des Spaniers den Zuschauer ganz im Unklaren darüber läßt, was der Titel: „Galeoto" sagen will, macht der deutsche Bearbeiter den Zuhörer sofort damit bekannt. Sein dramatischer Instinct wies ihn gerade auf dieses Stück, während den Schreiber dieser Zeilen seine Vorliebe für das Spanisch-Poetische schon vor Jahren bewog, die beiden Dramen Im Schooße des Todes und Die Frau des Rächers, die im vollsten Licht der Romantik erglänzen, ohne jedwede Aenderung im Versmaß des Originals zu übertragen. Beide haben, obgleich ein kunstliebender deutscher Fürst sie hochstellt und obgleich eine deutsche Dichterin, Nahida Remy, begeistert für sie in die Schranken trat, in Deutschland noch nicht den Glanz der Bühne gesehen. Dasselbe ist mit der vom Schauspieler Salomon angefertigten vortrefflichen und wortgetreuen Uebersetzung des auch im Spanischen in Prosa geschriebenen Dramas Wahnsinn oder Heiligkeit der Fall. Jetzt mag sich Echegaray mit Meiningen trösten, und ich freue mich hier über den mir persönlich befreundeten Dichter berichten zu können, der — mirabile dictu — unter einem Arm ein Bündel geschätzter wissenschaftlicher Arbeiten, physikalischer und mathematischer Bücher trägt und unter dem andern an dreißig dramatische Werke hält, mit denen er in 12 Jahren die spanische Bühne bereichert.

Seltsam! Wie die nordischen Länder für den düstern melancholischen Ibsen, so schwärmt der sonnige Süden für den finstern Echegaray; aber noch mehr als der spanische Dichter scheint sich der scandinavische Poet dem Grausigen zugewandt zu haben, doch der Spanier, der uns erschreckt, blendet uns auch durch das farbenreichste Feuerwerk. Wenn Echegaray, in dessen Dramen Die Frau des Rächers und Im Griffe des Schwertes wie in Wahnsinn oder Heiligkeit die Personen durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen von Umständen zu einer unvermeidlichen Katastrophe getrieben werden, mit irgend einem spanischen Dichter dieses Jahrhunderts zu vergleichen, so ist es mit dem berühmten Verfasser der Schicksalstragödie Don Alvaro, mit D. Angel Saavedra, Herzog von Rivas. Die kühne Dichtung desselben umfaßt den Geist und den Glauben, die Gefühle und Sitten der spanischen Nation mit all' ihren großen Fehlern, aber auch mit all' ihren schönen charakteristischen Zügen und ihren ritterlichen Tugenden. Mit seinem romantischen Drama hat er in Spanien dem von Frankreich zu Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführten Klassicismus den Todesstoß gegeben, und man hat ihn mit Recht eine neue Incarnation der Größe Lopescher und Calderonianischer Dramen im 19. Jahrhundert genannt. Eine diesem Schöpfer der neuen literarischen Bewegung in Spanien, dem Wiederhersteller der Romantik verwandte Erscheinung ist jedenfalls auch der Schöpfer des Neuromanticismus auf der spanischen Bühne, José Echegaray.

Angel Saavedra, der für die liberalen Ideen sein Leben auf's Spiel setzte, und in langer Verbannung von Andalusien nach Gibraltar, von Gibraltar nach Malta und von da nach Frankreich gelangte, wo er, um sich und seiner Familie den Unterhalt zu verschaffen, zuerst zur Palette des Malers griff, kam in Frankreich mit den großen literarischen Neuerern unseres Jahrhunderts zusammen und erstieg den spanischen Parnaß mit seinem großartigen Don Alvaro, den er kurz nach der Julirevolution von 1830, vor der Cholera fliehend, in Tours begann, und der am 22. März 1835 nach der Rückkehr des Dichters in sein Vaterland im Teatro del Principe zu Madrid aufgeführt wurde, nachdem der Verfasser das ursprüngliche Manuscript verändert und in 14 Tagen den größten Theil der Scenen in Verse gebracht hatte. Er wurde das Haupt der romantischen Schule in Spanien. Als aber die Quellen der Romantik wieder zu versiegen begannen, als Adelardo López de Ayala, der selbst der spanischen Bühne die herrlichen Stücke El tejado de vidrio, El tanto por ciento und Consuelo geschenkt, in denen allgemein menschliche Thesen behandelt werden, den Verfall des spanischen Theaters beklagte; als Manuel Tamajo y Baus, der Verfasser der Bola de nieve und des Drama nuovo, verstummt war, da erschien plötzlich der als Dichter unbekannte Exminister, Ingenieur und Mathematiker José Echegaray mit der Größe seiner wunderbaren Begabung, mit dem Reichthum seiner mächtig lodernden orientalischen Einbildungskraft, um über die spanischen Gemüther von Neuem das Scepter Lopes zu schwingen. Wie

Angel Saavedra hatte auch er unter französischem Einfluß gestanden: ein halbjähriger Aufenthalt in Paris gab ihm bei seinen nichts weniger als glänzenden Verhältnissen den schon lange gehegten Gedanken ein, als dramatischer Schriftsteller sein Heil zu versuchen, und aus der Hauptstadt Frankreichs ging er als der Dichter hervor, den bald in Spanien der Donner des Beifalls begrüßte.

Aber ehe wir seine Siegeslaufbahn verfolgen, wollen wir die Geschichte des spanischen Dramas im Fluge an uns vorüberziehen lassen.

Eines der größten Theater, die je dagewesen, ist unstreitig das altspanische. Der Vater desselben, der Schöpfer des romantischen Dramas ist Lope, der sich am Ende des 16. Jahrhunderts, als Spanien noch fast ebenso an die Wunder des Schwertes, wie an die Wunder Gottes glaubte, zum ruhmreichen Hüter der Erbschaft des christlichen Mittelalters machte und die innersten Gefühle, die mystisch-heroischen Gedanken desselben zum Ideal einer dramatischen Schule erhob. Mochte Cervantes immerhin im 48. Capitel des ersten Theils des Don Quijote es der Dramatik Lopes als Todsünde anrechnen, daß sie, ohne sich um die dramatische Tradition der Vorschriften des Aristoteles und Seneca zu kümmern, die Einheit der Zeit und des Ortes nicht wahrt und in einer Fabel Hohe und Niedere, Heroisches und Komisches vermengt, Lope, der selbst seine neue Kunst eine barbarische nannte und weder die kritische Tragweite noch den poetischen Werth noch den nationalen und bleibenden Charakter seiner Schöpfung ermaß, hat gesiegt. Das fahrende Ritterthum, das Cervantes, der Hohepriester des Realismus, im Romane verspottet, verpflanzte Lope auf die Bühne, und mit dem Lachen, das der Don Quijote erregte, vermischte sich zum Entsetzen des Cervantes der unerhörte Beifall, den täglich die neuen Komödien auf dem spanischen Theater errangen. In seiner gehaltvollen Vorrede zu den Autores dramáticos contemporáneos sagt Don Antonio Cánovas del Castillo treffend: „Die Dramatik des Lope ist gegenüber der griechisch-römischen, was der griechisch-römischen Architektur gegenüber die gothische ist."

Mag in vis comica und in der Schöpfung menschlicher Typen Moreto den Lope übertreffen, mag Rojas größere tragische Inspiration besitzen, mögen ihm Alarcón und Tirso in der Wahrheit der Beobachtung und in der Anmuth und Reinheit des Stils überlegen sein, und mag er Calderon nicht in der wundervollen Entwickelung moralischer Typen erreichen, ungeschmälert bleibt ihm der Ruhm, in dem System, das er ohne Reflexion und Studium gefunden, dem spanischen Drama für Jahrhunderte die Form gegeben zu haben und in der Erfindung und in der Schilderung weiblicher Charaktere wie im Dialog der Erste unter den spanischen Dramatikern zu sein.

Man hat die Dramen des altspanischen Theaters in Degen- und Mantelstücke, Liebes- und Intriguenstücke, Hirtenschauspiele, heroische, tragische, mythologische, philosophische und Heiligendramen eingetheilt; aber Lopes Neuerung, ein eigentliches System ist in den ritterlichen Komödien, den Degen- und Mantel-

stücken und in den Dramen mit religiöser Grundlage enthalten, die aus dem Geist der Kreuzfahrer und dem achtjahrhundertlangen Kampf der Spanier mit den Mauren hervorgegangen.

Als edle Erbin der Ritterromane verewigte die spanische Dramatik das Ideal von Ehre und Liebe, und die angeborene Neigung zum Ritterlichen, welche die Zuschauer der Stücke Lopes besaßen, wurde durch das Theater zur Gewohnheit und Leidenschaft. Als aber Calderon, der, treu dem alten Ideal, mehr sich selbst als die Cavaliere seiner Zeit geschildert, die Augen geschlossen, trat der beklagenswerthe Verfall Spaniens auch in Moral und Gesellschaft, in den Sitten hervor. Dennoch überlebte Lopes dramatisches System in seinen Triumphen den Nationalgeist aus den Tagen der Größe: das alte Spanien, das wie eine wehmüthige Erinnerung in Calderons Werken nachklingt, ging unter, aber nicht Lopes Dramatik. Denn die Poetik des Luzán von 1737, der die Dauer der dramatischen Handlung selbst nicht auf einen Tag, sondern auf drei oder vier Stunden beschränken wollte, hat weder bei Lebzeiten des Autors noch später die spanische Bühne beherrscht. Vicente Garcia de la Huerta, der selbst eine klassische Tragödie, Raquel, geschrieben, in der die Einheiten nach den ästhetischen Vorschriften der französischen Schule beobachtet sind, trat trotzdem aus Liebe zur vaterländischen Bühne 1785 heftig gegen die Franzosen und die Spanier, die ihnen folgten, auf, während der als Dialektiker gewandte Juan Pablo Forner der Schule der Racine und Molière sich annahm. Aber das spanische Volk zog immer, wie der größte spanische Kritiker seiner Zeit, der Abbé Estala, 1793 sagte, „die Unregelmäßigkeiten und Fehler eines Calderon, Moreto, Solis, Rojas und unzähliger anderen Ignoranten, die das große Geheimniß der Einheiten nicht kannten, den Komödien oder Tragödien des Pseudoklassicismus vor", und das Beispiel Estalas lehrt, daß auch die Kritik vorwiegend auf Seiten der altspanischen Dramatik stand. Selbst der Dichter des *Pelayo*, Quintana, war derselben nicht feind, und auch Ramón de la Cruz erhob sich gegen die Tyrannei der Franzosen. Wie aber mußten die Gegner der nationalen Kunst frohlocken, als in einer Zeit der Revolutionen durch königliche Verordnung vom 14. Januar 1800 Dramen wie *Das Leben ein Traum* und *Der standhafte Prinz* und Komödien wie *Ueber allen Zauber Liebe* als anstoßerregend verboten wurden!

In Cadiz aber begann der Deutsche Böhl von Faber (Vater der nachmals unter dem Pseudonym Fernan Caballero so berühmten spanischen Romanschriftstellerin und Schildererin andalusischen Volkslebens), durch die Kritik des altspanischen Theaters von August Wilhelm und Friedrich Schlegel vom Jahre 1808 angeregt, seine wirksame Propaganda zu Gunsten des altspanischen Theaters, dem ein ganzes Jahrhundert lang die Dichter gefehlt, und er erwarb sich in Polemiken gegen den Spanier Antonio Alcalá Galiano Anspruch auf die Dankbarkeit der Landsleute Calderons. Und Martinez de la Rosa, der in den Anmerkungen zu seiner Poetik Calderon angegriffen, bekehrte sich in Frankreich zum Romanticismus und schrieb dort die *Verschwörung von*

Venedig. Aber erst mit dem Don Alvaro des Herzogs von Rivas, den kein Geringerer als Alcalá Galiano, der frühere Gegner des Böhl von Faber, auf die Bühne gebracht, war der Sieg der nationalen Kunst, des romantischen Dramas entschieden. Leandro Moratin hat mit Erfolg die klassische Komödie der Franzosen nachgeahmt, indem er zuerst die Typen des neuen Spaniens und des neuen Europa auf die Bühne brachte und so die Richtung einschlug, auf der ihm seine unmittelbaren Schüler Gorostiza und Bretón de los Herreros folgten. Aber den Sieg hat des Lope Schule, die mit der Majestät und Größe der epischen Dichtung und den Blumen der Lyrik geschmückte, im stolzen Gewand bezaubernder Verse einherschreitende, von Heldenthum und chimärischer Liebe erfüllte nationale Poesie davongetragen; gesiegt hat sie mit dem düsteren Don Alvaro des Herzogs von Rivas, mit dem echtritterlichen Troubadour des Garcia Gutiérrez, mit den Liebenden von Teruel des Hartzenbusch, mit dem Don Juan Tenorio des Zorrilla, mit den historischen Dramen von Gil de Zárate und Nunez de Arce und den Ritterstücken Echegarays; aber sie hat erst gesiegt, nachdem auch die französische Dramatik der Dumas und Victor Hugo von den Vorschriften Boileaus abgefallen. Daher sagt Cánovas des Castillo mit Recht: „Lopes System wurde in der Theorie durch die deutschen Kritiker rehabilitirt, aber von Victor Hugo praktisch angewandt, und deshalb verdient auch er, dessen mächtigem Beispiel die spanischen Dichter folgten, den Dank Spaniens."

Lope hat gesiegt, denn auch heute hat das durch seinen Unabhängigkeitskampf zur Leidenschaft entflammte Spanien seinen historischen Charakter, seine romantische Inspiration nicht verloren. Echegaray aber hat mit seinen großartigen Schöpfungen der Schule Lopes neues Leben eingehaucht.

Wer sollte in diesem leichtzugänglichen, liebenswürdigen, aber nervösen Mann, um dessen Lippen immer ein freundliches Lächeln spielt und dessen Augen beständig funkeln, den Autor so düsterer Tragödien mit den Geistesblitzen eines Shakespeare vermuthen? Nicht länger aber darf ich den Leser auf die Lebensgeschichte des großen Dichters warten lassen, der in Calderon seinen poetischen Meister und in Prim seinen politischen Chef verehrt.

Echegaray entstammt väterlicher- und mütterlicherseits, wenn auch sein Vater ein geborener Zarogozaner war, einer baskischen Familie, und nach dem spanischen Gebrauch, den Namen der Mutter dem des Vaters anzuschließen, heißt er mit seinem vollen Namen José Echegaray y Eizaguirre. Geboren am Grünen Donnerstag im März 1833 in Madrid in der calle del Nino, kam er schon als Kind nach Murcia, wo sein Vater am Institut Professor der griechischen Sprache war. Der Sohn empfing dort den ersten Unterricht und wurde dann 5 Jahre lang einer der fleißigsten Schüler der Escuela de Ingenieros de caminos, canales y puertos in Madrid. An dieser Schule, der er eines Tages entlief, um der ersten Aufführung eines Stückes von Ayala beizuwohnen, da er von Jugend an das Theater liebte, war er

von 1854 bis 1868 als Professor thätig. Aber dies genügte seinem rastlosen Geist nicht, er wandte sich der Nationalökonomie zu und machte sich in den Meetings von 1858 und 1859 durch seine feurige Beredtsamkeit zu Gunsten des Freihandels bekannt. In den Cortes aber erregte seine gewaltige Rede Aufsehen, in der er vom quemadero von Madrid sprach, jener Stätte, auf der die Angeklagten in einem Autodafé lebendig verbrannt wurden. Jene Rede ließ schon den zukünftigen Dichter der Tragödien ahnen. Nach der Septemberrevolution von 1868 wurde er auf Veranlassung seines Freundes, des Handelsministers Figuerola, mit der Generaldirection der öffentlichen Arbeiten betraut und war dann zwei Jahre lang Unterrichtsminister. Unter dem König Amadeo, den er in Cartagena empfangen, ging er vom Unterrichtsministerium zum Handelsministerium über. Aber bald nach dem Sturze des Königthums in Spanien zog er nach Paris, Frau und Kind in Madrid zurücklassend, und begann dort seinen ersten dramatischen Versuch mit der einactigen Komödie in Versen El libro talonario. Noch einmal indeß lächelte ihm in Madrid die Politik: er trat als Handelsminister in das Ministerium vom 3. Januar 1874. Aber die Wandlungen des politischen Lebens nahmen ihm die Illusionen und zwangen ihn schon nach drei Monaten zum Rücktritt, und für immer entsagte er jetzt der Politik, um in der Lösung mathematischer Probleme Erholung von seinen schriftstellerischen Arbeiten zu finden. Diese aber stellte er seit 1874 ganz in den Dienst der dramatischen Muse, die in Spanien nach einem Dichter der Leidenschaft, nach einem Erlöser aus den Fesseln der Frivolität wie aus den Banden des Ultramontanismus sich sehnte. Einen solchen hat das Volksgefühl in Echegaray erkannt.

Sein Erstlingswerk: El libro talonario wurde als die Komödie eines Jorge Hayaseca — dies ist das Anagramm von José Echegaray — am 18. Februar 1874 im Teatro de Apolo in Madrid beifällig aufgenommen. Aber er, der nur als Hayaseca, d. h. dürre Buche, sich angekündigt, zeigte sich bald als grünende Eiche, die mächtig dem brausenden Sturm trotzt. In den Bädern von Alhama de Aragon fand der Dichter neue Kraft, dort begann er eins seiner besten romantischen Dramen: Die Frau des Rächers. Mit diesem Stücke, das am 14. November 1874 mit großem Erfolg im Teatro Espanol aufgeführt wurde, gab er der dramatischen Poesie in Spanien einen Aufschwung, den er durch eine stattliche Reihe schnell aufeinander folgender Dramen voll Leben und Gluth noch zu steigern wußte. Welch' schöne Schöpfung voll Poesie und Zärtlichkeit ist Aurora, die Frau des Rächers, welch' edle Gestalt von sittlicher Hoheit ist Carlos, der Rächer, und wie wahr gezeichnet ist sein Knappe Parreno!

Es sei mir gestattet, aus der Frau des Rächers ein paar Stellen anzuführen: Fernando, der Arzt, der Aurora liebt, hat, um sie wieder sehend zu machen, im Orient, der des Lichtes Quelle, für sie das Licht gesucht. Er spricht:

Dort voll Kräuter wunderbar
Sind die Wälder ohne Grenzen;
Und von Lichtern, die erglänzen
In den Sphären licht und klar,
Sagt man, sei'n die Steine hell,
Die dort farbenreich zu schauen,
Und die Blumen auf den Auen
Und der wilden Thiere Fell.
Und dort gegen ird'sche Noth
Gäb' es manchen Wundersaft,
Der dem Augenstern giebt Kraft
Und gebietet selbst dem Tod!
Ich hab' es erforscht, entdeckt,
Das Geheimniß heft'gen Dranges;
Bis zum Indus, bis zum Ganges
Hat mein Wandern sich erstreckt.
Reich belohnt ward meine Gluth,
Heißem Flehn mußt' es gelingen,
Aus dem Orient zu bringen
Neues Licht für sie, mein Gut!

Carlos da Quirós sucht den Fernando zu bewegen, seiner Liebe zu Aurora zu entsagen. Er, der jugendliche Kriegsheld, spricht zuerst in mildem Ton:

Nicht beleid'gen möcht' ich Dich,
Reizen nicht den Zorn, den grimmen . . .
Doch wie kann ich mild Dich stimmen,
Wenn nicht überreden? Sprich!
Ist den Lippen unbedacht
Nach Soldatenart, der rohen,
Ein verletzend Wort entflohen,
Alles, was Dich zornig macht,
Ich bereu's! Dich rühr' mein Schmerz,
Bruder, und nicht stolz mich schilt,
Denn ich such' nur Worte mild,
Die besänftigen Dein Herz!
Meinen Stolz, sieh' ihn sich hier
Wider seinen Willen neigen,
Aus der Brust mein Blut sieh' steigen,
Steigen in das Antlitz mir!
Carlos de Quirós, der ich
Schreck Italiens und von Flandern;
Ich, der größer als die Andern,
Um Verzeihung bitt' ich Dich!

(Dann mit dem Ton der Ueberredung):

Deiner edlen Seele Loh'n,
Deines Geistes hohe Kraft
Hat erforscht der Wissenschaft
Wunderbare Region!
Der Natur erhab'ne Kreise,
Astrolab und Alchymie,

Weltweisheit, Theologie,
Alles kennst Du, Du bist weise!
Was ist Dir der Lieb' Gewalt?
Schaust sie als Verirrung an:
Laune, Ueberdruß und Wahn,
Ist sie Dir des Leid's Gestalt!
Dir beut, wenn im Kampfgetümmel
Ich Dich jetzt besiegen werde,
Trost mit Wundern noch die Erde,
Trost mit Wundern reich der Himmel!
Aber was werd' ich dann sein?
Nur ein rauher Kriegesmann.
Was von Allem blieb mir dann?
Dieses Weibes Lieb' allein!

Aber Fernando antwortet ironisch:

Ist auch nicht so groß mein Wissen,
Wär's doch keinen Heller werth,
Wenn, der Wissen ganz entbehrt,
Heute mir den Sieg entrissen.
Alchymien und Astrolabe
Geb' ich tausende sogleich
Und geb' Erd' und Himmelreich
Nur für Eines Kusses Gabe!

Der Dichter liebt es, seine Dramen mit dem Titel derselben zu schließen. So läßt er denn auch in diesem Drama Aurora die Worte sagen, indem sie mit tragischer Geberde auf den Leichnam des geliebten Carlos zeigt:

Rache mehr noch wollet Ihr!
Er war mein . . . bleibt's ewiglich,
Der gerächt den Vater mein;
Mutter, und vor Gott werd' sein
Treu des Rächers Gattin ich!

Der stürmische Applaus, den das tragische Drama Im Griffe des Schwertes am 12. October 1875 im Apollotheater fand, entschädigte den Dichter für den zweifelhaften Erfolg seines Dramas Die letzte Nacht. Das wunderbar glänzende Colorit und die außerordentliche dramatische Kraft, die schöne Gestalt der Laura und die wahrhaft große des Fernando in dem Drama Im Griffe des Schwertes mußte das Publikum elektrisiren; die Mutter des Helden, Violante, aber erscheint bald als der Typus einer Egoistin, bald als liebende Mutter. Fernando stößt sich das Schwert in die Brust, dessen Griff ein schreckliches Geheimniß, den Beweis der Entehrung seiner Mutter, bewahrt, und der Sterbende bittet, daß er die Hand am Schwert begraben werde, und deutet so der Mutter an, daß er ihr Geheimniß mit in's Grab nimmt. Der Sturm der Tragik durchbraust das Stück, aber der Strahl des Genies erhellt es wie mit Rembrandt'schem Lichtglanz. Wie kraftvoll ist die kurze Phrase, die Fernando ausspricht, als er seine Geliebte in einer strafbaren Zusammenkunft mit dem Grafen zu überraschen glaubt, statt ihrer seine Mutter findet und so deren frühere Entehrung entdeckt:

Laura! . . . Unmöglich —
Meine Mutter!!
Werdet blind, ihr Augen!

Ein Sturmwind wie dieses Stück, dem Antonio Vico in der Rolle des Fernando sein mächtiges Feuer verlieh, läßt sich nicht analysiren.

Einen seiner größten Siege aber feierte der Dichter am 22. Januar 1877 im Teatro Espanol mit dem Drama Wahnsinn oder Heiligkeit. In demselben sind aber die beiden Narrenwärter, mit denen Avendano am Schlusse des Stückes Leib gegen Leib ringt und die ihn in's Irrenhaus abführen, von einem widerlichen Realismus. Echegaray, der das Tragische sucht, verfällt hier in's Grausige.

Mit fast gleich stürmischem Beifall wie das eben erwähnte Drama, welches der Gemahl der italienischen Schauspielerin Pezzana in's Italienische übersetzte, wurde am 12. April 1879 auf dem Teatro Espanol das Drama Im Schooße des Todes gegeben, dessen dritter Act allein schon eine der gewaltigsten Tragödien ist, die in demselben Mollton ausklingt wie Im Griffe des Schwertes. Vortrefflich ist der König Pedro III. von Aragon gezeichnet, das Drama selbst aber ist eine Erfindung des Dichters.

Auch eine Trilogie hat Echegaray geschrieben, von der der erste Theil, das tragische Drama Wie es anfängt und wie es endet, am meisten gefallen. Der moralische Gedanke derselben ist der, daß die Sünde den, der sich ihr ergiebt, immer zu tragischen Folgen führt; aber die Lehre wird dadurch entkräftet, daß die Katastrophe nicht die Folge eines freien Actes der Personen ist. Der zweite Theil der Trilogie heißt Was nicht gesagt werden kann; auch er erlangte Beifall, aber der dritte, Los dos curiosos impertinentes, hat ganz mißfallen. Dagegen erwarben sich die Gunst des Publikums und zum Theil auch der Kritik die Dramen Für solche Schuld solche Strafe (am 27. April 1877 im Teatro Espanol aufgeführt, aber schon zehn Jahre vorher in einem Act unter dem Titel: Die natürliche Tochter verfaßt), Am Pfeiler und am Kreuz (am 26. Februar 1878 im Teatro Espanol aufgeführt), Den Tod auf den Lippen (in demselben Theater am 30. November 1880 zum ersten Male gegeben), Harald der Normanne (am 3. December 1881 aufgeführt) und Der Conflict zwischen zwei Pflichten (am 14. December 1882 gegeben). Die Gewissensscrupel, die den Lorenzo in Wahnsinn oder Heiligkeit dahin bringen, daß man ihn, um ihn nicht als Heiligen verehren zu müssen, in's Irrenhaus abführen läßt, und die den Carlos von Quirós in Der Frau des Rächers bewegen, sich lieber den Dolch in die Brust zu stoßen, als seinem Wort, den Tod des Vaters Aurorens zu rächen, untreu zu werden, dieselben Gewissensscrupel finden sich auch im Conflict zwischen zwei Pflichten, in welchem Raimundo, um einen, der nicht schuldig ist, zu retten, erschreckliche Katastrophen über sich und die, die er liebt, herbeiführt.

Auch die Tragik des Dramas Den Tod auf den Lippen bringt einen mächtigen Eindruck hervor: es geißelt die calvinische Intoleranz und ist die sympathische Rolle dem Katholiken, dem unglücklichen Arzt Miguel Servet zugetheilt. Aber der unparteiische Dichter verurtheilt den Fanatismus überall wo er ihn findet: deshalb bezieht sich auf die Katholiken das Drama Am Pfeiler und am Kreuz und auf den heidnischen Fanatismus die tragische Studie in Versen, die Echegaray Ein Wunder in Aegypten betitelt und die am 24. März 1883 im Teatro Espanol zur Aufführung kam. In einer Zeit, in der sich die spanischen Bühnendichter dem Ultra-Naturalismus der Franzosen ergaben, mußte ein Drama, wie das eben genannte, das einer ganz andern Richtung angehört, ein archäologisches Drama, welches die erloschene Civilisation eines großen Volkes heraufbeschwört und eine besondere Bildung beim Zuschauer voraussetzt, als ein Wagniß gelten. Aber auch hier hat sich wieder das Genie Echegarays glänzend bewährt, und auf seinen Sesostris läßt sich das Epigramm nicht anwenden, welches Racine auf den Sesostris des Longepierre machte:

Ce fameux conquérant, ce vaillant Sésostris,
Qui jadis en Egypte, au gré des destinées,
Véquit de si longues années,
N'a vécu qu'un jour à Paris.

Selten hat die fruchtbare Muse des Dichters sicherer gezeichnete Charaktere hervorgebracht als den Helden seiner Tragödie, den Pharao Ramses II. Wenn Echegaray die Personen seiner Dramen, die einzig als menschliche Wesen erscheinen sollten, gar oft zu Symbolen von Ideen oder nicht immer wahren Principien macht, so muß dagegen der Gestalt des Pharao große menschliche Wahrheit zuerkannt werden. Aber auch in diesem Stück, das ebenso durch Worte zartesten Gefühls und tiefe Sentenzen wie durch seine malerischen Beschreibungen und seine anziehenden, durchaus nicht pedantisch gelehrten Hinweisungen auf die Sitten und Gebräuche eines entlegenen Zeitalters uns fesselt, fehlt es nicht an einer wichtigen, die gesellschaftliche Ordnung berührenden Idee, und zwar ist es hier der Kampf zwischen der kaiserlichen und der priesterlichen Herrschaft, zwischen dem Pharao Ramses und dem Hohenpriester Ameni, aber es beeinträchtigt die Wirkung der dramatischen Dichtung, daß die Einheit nicht gewahrt, sondern die Aufmerksamkeit des Zuschauers durch zwei gleich wesentliche Gegenstände getheilt wird, nämlich durch den Kampf zwischen Kaiserthum und Priesterthum und die Liebe der reizenden Nefthis zum tapfern Agir.

Während Echegaray in dem Drama Die Pest von Otranto, das am 12. December 1884 im Teatro Espanol aufgeführt wurde, uns in die Zeit der Kreuzzüge versetzt, in der der Held seines Stücks zwischen Pest und Feuergluthen seine Hochzeit feiert, führt er uns in dem ungemein wirkungsvollen realistischen Drama in Versen Fröhliches Leben und trauriger Tod, das mit außerordentlichem Beifall im Teatro Espanol am 7. März

1885 zum ersten Mal gegeben wurde, in die Gegenwart zurück. Er schildert in Ricardo einen Don Juan, der im ersten Act von stürmischer Lebenslust, in den folgenden aber Trauer, Schmerz, Verzweiflung, Reue und Thränen zeigt und sterbend mit letzter Kraft sich aufrafft, um die Ehre seiner Tochter vor dem Verführer zu schützen: er stirbt, nachdem er ihn erwürgt.

Am 4. März 1886 folgte das Drama in Prosa Von schlechter Race. Wären die beiden ersten Acte dem dritten ebenbürtig, so würde es eines der besten Dramen des Dichters sein; aber sie sind nur eine Art Vorspiel, das nur einer einzigen Scene bedurft hätte. Erschütternde Scenen enthält der dritte Act: ein Vater hält die Frau seines Sohnes, weil sie von schlechter Familie ist, für die Ehebrecherin, während seine eigene Frau die Schuldige ist. Den Irrthum des Vaters theilt die Welt. Das unschuldige Opfer, die Gattin des Sohnes, duldet Erniedrigungen aller Art; die Schuldige aber läßt sie feige in dieser traurigen Lage. Der Sohn will dem Vater, der ihm das Leben gegeben, wohl seine Ehre opfern, aber darf er ihm auch die seines Weibes opfern, das ihm bald ein Kind gebären wird? Welch' schreckliche Situation! Endlich erfährt der Vater seine grausame Ungerechtigkeit und stürzt sich weinend in die Arme des Sohnes.

Gleich diesem Drama ist auch die dramatische Studie Der Bandit Lisandro in Prosa geschrieben. Der Dichter hat einen Banditen, eine Art Sigismundo, aus den Wäldern geholt, um ihn zum Spielzeug eines Feudalherrn aus dem Mittelalter werden zu lassen. Aber die Liebe erweckt in demselben das Gewissen. In den ersten beiden Acten schreitet die Handlung nur langsam voran, doch ist der Charakter des Banditen in seiner Großartigkeit glänzend gezeichnet.

Heute, am 15. Januar 1887, wird das dreißigste Drama Echegarays in Madrid aufgeführt. Es hat den Titel: Die beiden Fanatismen. Alle Erzeugnisse der Phantasie Echegarays tragen dasselbe Gepräge des Seltsam-Phantastischen, Extremen und Staunenerregenden. Wohl hat ihre Sprache meist das, was die Spanier Gongorismus, d. h. Ueberbürdung mit Bildern nach Art des Luis Góngora, aber die Schönheit und Poesie kann keiner ihr absprechen. Noch ehe man wußte, daß Echegaray ein Poet sei, erkannte der berühmte Ramon de Campoamor mit dem Blicke des Genies an den Versen des Erstlingswerks dieses Dichters: „Das kann nur von Echegaray sein!“ Und so war es.

Der Verfasser des Galeoto ist der spanischen Bühne mehr als ein glänzendes Meteor geworden. Jedes Jahr mehrt die Zahl seiner Dramen und seiner Triumphe, und in Eugenio Sellés, dem Autor des Gordischen Knoten, und Leopoldo Cano, dem Dichter der Passionsblume, blickt er auf reichbegabte Schüler.

Seit 1883 gehört der gefeierte Dramatiker der spanischen Akademie an. Auf hohem Stockwerk, wie es einem Sohn der Musen geziemt, wohnt er in Madrid in der Calle de la Princesa 13. Er lebt ganz der Erziehung seines

Sohnes, dem Ateneo von Madrid, der Mathematik und der dramatischen Literatur. Der letzteren widmet er täglich zwei Abendstunden.

Als ich ihm die Aufführung eines seiner Stücke in Deutschland in Aussicht stellte, schrieb er mir folgende Zeilen, die einen Beweis geben von der Bescheidenheit des großen Poeten und seiner Hochachtung für Deutschland: „Mit welcher Spannung und Aufregung ich das Resultat erwarte, werden Sie ahnen, wie Sie auch ahnen werden, daß ich nicht ohne Zagen und Mißtrauen dem deutschen Publikum mich vorstelle. Denn ich achte es, ja ich achte es sehr; weil ich seinen Werth kenne und weiß, daß es alle Fragen und Probleme vertieft: weil ich die Höhe kenne, zu der es sich in seinen Kritiken erhebt, flößt es mir als Richter beinahe Furcht ein. Und dann, wie verschieden ist der Geschmack des einen Volks und des anderen! Dem einen gefallen die Einzelheiten, die Entwickelungen, die episodischen Scenen, die Ausmalung der Charaktere, die langsame Handlung, kurz das Analytische; das andere Volk dagegen ermüden die Einzelheiten, die Episoden werden ihm unerträglich, es sucht Handlung, Bewegung, große Situationen, die höchsten Momente, in denen sich das Drama condensirt, mit einem Wort das Synthetische. Und dies ist es nicht allein: eine Handlung, die für Alle Interesse hat, die Etwas enthält, was über das Veränderliche des Geschmackes, der Zeiten und der Rassen hinausgeht, was immer lebenskräftig und immer menschlich ist, wie schwer ist das, mein Freund! Und selbst ohne so hohe Ideale zu erstreben, selbst in bescheidenen Grenzen, welche Schwierigkeiten bleiben noch immer!"

Zur Literatur des deutsch-französischen Krieges.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Der Krieg von 1870—71 hat zwar schon alsbald nach seinem Ende mannigfache Darstellungen gefunden, in erster Linie das klassische Werk des großen Generalstabes, dann die Schriften von W. v. Rüstow, v. Glasenapp, Borbstädt u. A.; allein auch an Nachzüglern aus späterer Zeit, selbst noch aus den allerletzten Jahren, fehlt es nicht. Wenn diese neuesten Schilderungen meist nur einzelne Bilder aus dem Kriege, kein Gesammtbild jener gewaltigen Ereignisse bieten, so ist auch das immerhin willkommen, doppelt willkommen dann, wenn die Verfasser solcher Schriften aus eigenen Erlebnissen und nach persönlichen Beobachtungen berichten. So, wenn die „Kriegsfahrten eines Truppenarztes vom X. Armeecorps, 2. hannoverschen Dragoner-Regiment Nr. 16", von Dr. Georg Hantel*), uns auf die einzelnen Schlachtfelder bei Mars-la-Tour, bei St. Privat, an der Loire, an der Sarthe u. s. w. führen, mitten in den Pulverdampf und Lärmen des Kampfes hinein, und uns hier die furchtbaren Nachtseiten des männermordenden Krieges, theils während des Gefechtes selbst, theils nach demselben, gleichsam aus erster Hand sehen und miterleben lassen, die Leiden der Verwundeten und die grausige Ernte, die der Tod hält. Und doch liegt selbst darin oft etwas Erhebendes. Am Abend nach der Schlacht bei St. Privat führt den Verfasser sein Beruf über das Schlachtfeld. Er kommt an den Ort, wo der heftigste Kampf gewüthet.

„Hier war es," erzählt er, „wo unsere Garden, im Verein mit den Sachsen, gegen die von starken steinernen Gartenmauern umgebenen massiven Gebäude

*) Elbing, Reinhold Kühn jun., Neumann-Hartmann'sche Verlagsbuchhandlung. 1885.

von St. Privat, deren jedes von dem Feinde in eine kleine Festung umgewandelt war, ihren heldenmüthigen Sturmangriff ausgeführt hatten. Noch klang mir ihr brausendes „Hurrah!" im Ohr. Nun traten mir im ganzen Umfange die enormen Verluste entgegen, welche diesen Siegesruf begleitet hatten. Die Tapfern lagen reihenweise um unseren Lagerplatz hingestreckt und bewahrten noch im Tode die tactische Ordnung, in welcher jenes „Hurrah!" vor dem tödtlichen Blei auf ihren Lippen erstorben war."

Das Wesen des Sanitätsdienstes tritt uns hier, in diesen speciellen Darstellungen einzelner Fälle, anschaulicher entgegen, als in den mehr allgemein gehaltenen Kriegsberichten. Wir sehen das ärztliche Personal, bald im Anschluß an die Truppe, zu der es gehört, bald auch wohl durch das Hin- und Herwogen der Schlacht zeitweilig von dieser getrennt, seinen Dienst verrichten, schon während des Gefechts den Verwundeten, so weit möglich, Hülfe bringend, nach dem Ausgange des Kampfes, meist im Dunkel der Nacht, emsig das Schlachtfeld nach solchen absuchend, und in der Art, wie dabei auch dem Feinde das Leben erhalten oder der Tod erleichtert wird, erkennen wir mit Befriedigung einen wesentlich humanen Fortschritt der heutigen Kriegführung.

Auf einen andern Schauplatz als das vorige führt uns das Schriftchen: „Vor 15 Jahren. 150 Tage vor Paris. Erinnerungen aus dem großen Hauptquartier." Von H. R.*). Der Verfasser (ein Berichterstatter für Zeitungen, wie man sieht) hat weniger die deutsche Seite des grandiosen Bildes, welches die Belagerung einer Stadt wie Paris bietet, als vielmehr die entgegengesetzte, die französische, im Auge, das Thun und Treiben der Belagerten, die wiederholten, aber immer mißglückten Versuche zur Sprengung des eisernen Gürtels, mit welchem die deutschen Heere die „Weltstadt" umspannt hatten, die dabei vorgekommenen mannigfachen Kundgebungen des französischen oder speciell Pariser Geistes, die Selbsttäuschungen und Enttäuschungen, zwischen denen diese vielbewegliche Bevölkerung hin- und hergeworfen ward, das Uebermaß großer Worte und den Mangel an entsprechenden Thaten, die Eifersüchteleien zwischen Linie, National- und Mobilgarden, die bereits zu Tage tretenden einzelnen Erhebungen der unteren Schichten u. dergl. m.

„Die Franzosen," sagt der Verfasser im Vorwort, „sind heut eine formidable Kriegsmacht geworden, eine andere, als sie im letzten Kriege waren. Aber, wie man sich aus ihrem Revanchegeschrei und überhaupt der Art ihres Benehmens gegen uns täglich überzeugen kann, in ihrem Wesen sind sie die Alten geblieben: dieselben Illusionen, derselbe Dünkel, dieselbe Geringschätzung des Feindes, dasselbe Bramarbasiren! So lange das so fortdauert, kann Deutschland ruhig sein: die französische Selbsttäuschung und Selbstüberhebung ist sein bester Bundesgenosse, wie sie das schon vor 15 Jahren war."

Eine einzige Scene vom deutschen Belagerungsheere sei hier angeführt, die

*) Mit einem Plane von Paris und Umgebung. Leipzig, Krüger'sche Buchhandlung. 3. Auflage. 1886.

der Verfasser ebenso lebendig als ergreifend schildert, nämlich wie am Christabend, inmitten kriegerischen Tumultes, unter den weithin Verderben speienden Kanonen der Forts von Paris, die deutschen Truppen, vom obersten Kriegsherrn, dem König Wilhelm an, bis hinab zu den einfachen Landwehrleuten, in gut deutscher Weise, nach heimischer Sitte, ihr Weihnachten feiern, wie sie die aus Deutschland angelangten Liebesgaben unter einem angezündeten Christbaum ordnen, und wie sie dann mit frommem Gesang die heilige Feier begehen. Das machte, wie er erzählt, auf die Franzosen, wo immer diese es mit ansahen, einen tiefen Eindruck.

„So wunderbar es klingen mag, es bleibt dennoch wahr, daß den Franzosen die deutsche Tapferkeit weniger auffällig erschien, als jene Seite des deutschen Charakters, die wir mit dem Wort: ‚Gemüth‘ zu bezeichnen pflegen. Als am Weihnachtsabend preußische Landwehrmänner in einem Hause in Lagny einen Weihnachtsbaum aufstellten und wehmüthigen Blickes nach den angezündeten Wachskerzen schauten, während von den naheliegenden Pariser Forts der Kanonendonner herüberrollte, sahen sich die anwesenden Franzosen wie verdutzt an, weil sie sich durchaus nicht erklären konnten, daß dieselben Männer, von denen sie in so zahlreichen Schlachten besiegt worden waren, durch den Anblick eines Tannenbaumes zu Thränen gerührt wurden. Ihr Erstaunen aber wurde nicht geringer, als später aus dem Munde eben dieser Männer das Lied erscholl: ‚Stille Nacht, heilige Nacht!‘“

Der Verfasser sagt weiterhin: „Das Gemüth der deutschen Soldaten hat überhaupt auf die Franzosen Eindruck gemacht. Ich habe nicht blos am heiligen Abend aus dem Munde eines Franzosen gehört: ‚Das also sind die „Barbaren“ Victor Hugos?‘ Jede französische Stadt, welche deutsche Truppen in ihren Mauern gesehen hat, weiß hiervon zu erzählen. So theilten mir Einwohner von Chateaudun mit, daß dieselben Soldaten, welche auf den Befehl ihrer Vorgesetzten eine Anzahl Häuser der Stadt in Brand gesteckt hätten (wahrscheinlich, weil aus diesen Häusern auf die deutschen Truppen geschossen worden war), den unglücklichen Bewohnern derselben bei der Rettung ihrer Habseligkeiten behülflich gewesen seien.“

Auch eine recht traurige Geschichte erzählt bei der gleichen Gelegenheit der Verfasser. In Montereau war der heilige Abend auch so fröhlich-wehmüthig begangen worden. Aber noch eine Sendung Weihnachtsgaben war von Melun her angekündigt. Eine Feldpostexpedition von drei Wagen, unter Begleitung von sechs Landwehrmännern, ging daher am ersten Feiertage dorthin ab. Sie ward von Franctireurs unterwegs überfallen, man fand sowohl die deutschen Landwehrleute als die französischen Fuhrleute von Kugeln und Stichen durchbohrt, die Wagen ausgeplündert, selbst die Leichen ihrer Kleidungsstücke und Habseligkeiten beraubt! „In Montereau,“ sagt der Verfasser, „war mehr noch, als der deutsche Soldat, der französische Einwohner empört über diesen feigen Meuchel- und Raubmord am heiligen Weihnachtsfeste.“

Ein anderes kleines Schriftchen „Aus den Kriegstagen von 1870“ von

Georg Friedländer*) ist dem Schriftsteller Theodor Fontane gewidmet und erinnert so an des letzteren interessante (schon 1871 erschienene) Schrift: „Kriegsgefangen“, eine Schilderung seiner ziemlich langen Gefangenschaft in Frankreich, die er sich dadurch zugezogen, daß er, im Eifer der Nachforschung nach Spuren der „Jungfrau von Orleans“ in St. Remy und Vaucouleurs, sich allzu kühn aus dem schützenden Bereich der deutschen Heere hinausgewagt hatte und Franctireurs in die Hände gefallen war. Die Friedländer'sche Schrift enthält nur einen kurzen Abriß der Erlebnisse und Beobachtungen eines preußischen Offiziers, der erst die Einbringung französischer Gefangener in Spandau, dann die Freuden und Leiden des Führers einer „Ersatzreservetruppe“, weiterhin aber seine Beförderung zur activen Armee, seine Theilnahme an den Kämpfen vor Metz, an der Belagerung dieser Stadt, endlich an den Gefechten an der Loire schildert. Besonders Neues findet sich darin nicht. Auch das „Kriegstagebuch eines Truppenoffiziers“, von Hermann Vogt, Oberst-Lieutenant a. D.**), bietet dessen wenig; doch mag es immerhin, mit seinen genauen Schilderungen der Märsche, der Gefechte und der sonstigen Erlebnisse des Truppencorps, zu dem der Verfasser gehörte, den nächstbetheiligten Kameraden desselben, den Offizieren und Mannschaften dieses Corps, Interesse gewähren.

Als einen ganz merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Krieges von 1870/71 geben sich die „Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen Generalstabsoffiziers aus den Unglückstagen von Metz und Sedan. Aus den hinterlassenen Papieren des Baron de la Belle-Croix“.***) Fast möchte man hier an eine Mystification glauben oder doch an eine ähnliche Verschmelzung von Dichtung und Wahrheit, wie etwa in Bleibtreus Dies irae (wo auch allerhand frappante angebliche „Enthüllungen“ über die Motive der strategischen Fehlgriffe der Franzosen bei Sedan unter der Firma authentischer Berichte gemacht werden) — wäre nur nicht der Name de la Belle-Croix wirklich der Name eines höheren französischen Offiziers im letzten Kriege (der unseres Wissens sogar selbst als Militärschriftsteller aufgetreten ist) und böte nicht der Name der wohlangesehenen Verlagshandlung Bürgschaft gegen eine solche absichtliche Täuschung.

Aber freilich, unverständlich bleibt es, wie ein Franzose, noch dazu ein höherer Offizier, dazu gekommen sei, die Schwächen seiner eigenen Nation, die furchtbaren Schäden der französischen Kriegführung und Militärverwaltung im Kriege von 1870/71, den auf's äußerste getriebenen Leichtsinn vieler Offiziere inmitten der ernstesten Katastrophen des Heeres und des Vaterlandes, endlich die Intrigue, als deren Opfer Napolen III., mit ihm aber auch in gewisser Hinsicht Frankreich selbst hier erscheint, mit solcher Rückhaltlosigkeit bloßzulegen?

---

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1886.

**) Berlin, Eisenschmidt. 1886.

***) Hannover, Helwing'sche Buchhandlung, 3. Auflage. 1885.

Selbst angenommen, Baron de la Belle-Croix habe das Alles nur für sich, zum eigenen Gebrauche, notirt, sollte er dann nicht — sowohl in patriotischer Scham, als wegen der möglichen schlimmen Folgen einer Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen für sein Vaterland — Alles gethan haben, um einer solchen Veröffentlichung vorzubeugen? Wie ist, so fragt man sich verwundert, der (ungenannte) deutsche Uebersetzer und Herausgeber in den Besitz des „Nachlasses" eines französischen Offiziers gelangt? Darüber erfahren wir leider nichts.

Nach der hier gegebenen Darstellung wäre der „französische Generalstabsoffizier" (also der Baron de la Belle-Croix) aus dem Hauptquartier Mac Mahons vor Chalons (bei welchem sich der Kaiser befand) an den in Metz eingeschlossenen Marschall Bazaine mit einer Depesche entsandt worden, worin dem letzteren angezeigt wurde, Mac Mahon werde sich über die Maas rückwärts wenden, um Bazaines Durchbruch nach dem Norden zu unterstützen. Der Offizier gelangt glücklich durch die deutschen Linien hindurch (was etwas sehr romantisch geschildert wird) und übergiebt seine Depesche. Marschall Bazaine ist darüber auf's Höchste betroffen. Er hatte allerdings am 19. August dem Kaiser gemeldet, er habe die Absicht, nach dem Norden durchzubrechen, allein Tags darauf hatte er in einer zweiten Depesche die Unmöglichkeit eines Durchbruchs berichtet. Es stellt sich nun später heraus, daß diese zweite Depesche, obschon im Hauptquartier Mac Mahons richtig angelangt und in dem „kaiserlichen Neuigkeitsbureau" als eingegangen verzeichnet, dem Kaiser unterschlagen worden war, — wahrscheinlich, wie angedeutet wird, um den Kaiser von einer Rückkehr nach Paris abzuhalten. Lieber ließ man ihn mit der letzten noch freien Armee in die Mausefalle bei Sedan hineingehen!

Was der „französische Generalstabsoffizier" nach seinen, sowohl auf diesem Wege nach Metz und in Metz selbst, wie später auf dem Wege von da nach Sedan (wohin er sich ebenfalls durchschleicht), gemachten Beobachtungen über den gänzlichen Mangel an Ordnung und Disciplin bei den auf dem Marsche befindlichen französischen Truppen, über die gänzliche Unzureichendheit des Verpflegungswesens und das infolge dessen vorgekommene Plündern der Soldaten im eigenen Lande, über die greuliche Verwirrung im Fuhr- und Transportwesen u. dgl. m. erzählt, übersteigt alle Begriffe. Es mag ja mit Alledem wirklich bei den Franzosen schlecht bestellt gewesen sein (wie das auch deutsche Beobachter dieser Zustände bezeugen), aber immer wieder fragt man sich: Sollte denn wirklich ein Franzose, auch wenn er vielleicht ein Unzufriedener ist, Derartiges so offen eingestehen und aller Welt verkündigen?

Unter allen den neuesten Aufzeichnungen aus dem Kriegsjahre 1870/71 ragt an Bedeutung eine hervor, der wir daher eine etwas eingehendere Betrachtung widmen wollen. Sie führt den anspruchslosen Titel: „Erlebtes aus dem Kriege 1870/71", von J. Hartmann, königlich preußischem General-Lieutenant z. D.*) Ihr Verfasser ist uns bereits von früher her wohlbe-

*) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 2. Auflage. 1885.

kannt und werth, sowohl als guter Erzähler wie durch die warm patriotische und hohe Gesinnung, die er in einer kritischen Zeit und unter Umständen bethätigt hat, welche so manche seiner damaligen Schicksalsgenossen in ganz anderer Haltung fanden. Es ist nämlich dieser „königlich preußische General-Lieutenant z. D." Hartmann kein Anderer, als der (damals nicht genannte, auch nicht bekannt gewordene) Verfasser der im Jahre 1884 erschienenen „Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848/71",*) eines Buches, welches eine so günstige Aufnahme beim deutschen Publikum fand, daß es bald in zweiter Auflage erschien. Hartmann ist von Geburt Hannoveraner; er diente in der königlich hannoverschen Armee, als jene Katastrophe von 1866 eintrat, welche das Königreich Hannover aus der Reihe der selbständigen Staaten strich. Abweichend von der Mehrzahl seiner Landsleute, fühlte sich Hartmann selbst in diesem, für einen Hannoveraner und vollends für einen hannoverschen Offizier offenbar sehr peinlichen Momente doch vor Allem als Deutscher und handelte nach diesem Gefühle. Statt müssig zu klagen um den Untergang eines Staatswesens, von dem er sich gestehen mußte, daß es durch die Schuld seiner Leiter diesem Schicksal verfallen sei, statt unversöhnlich zu grollen mit der neuen Ordnung der Dinge, von welcher er mit seinem klaren Verstande einsah, daß sie die nothwendige Folge eines unbestreitbaren Bedürfnisses der Nation gewesen, stellte Hartmann sich ohne Bedenken und Zaudern in den Dienst des an der Spitze dieser neuen Ordnung stehenden Staates Preußen, ward ein preußischer und damit zugleich im vollsten Sinne „deutscher Offizier". Rasch arbeitete er sich in die neue Stellung ein und ward schon vor dem Kriege von 1870 zum großen Generalstabe nach Berlin commandirt. In dieser Stellung finden wir ihn am Anfange seines „Erlebten". Als Artilleriestabsoffizier ward er zur dritten Armee, die unter dem Kronprinzen von Preußen stand, commandirt. In dieser Eigenschaft dem Hauptquartier des Kronprinzen beigesellt, ward er öfters in ehrenvollster Weise mit besonderen Aufträgen versehen, die ihn mehr oder weniger direct in wichtige Actionen verflochten. Die Beobachtungen, die er dabei anzustellen Gelegenheit hatte, spricht er offen und freimüthig aus; seine Bemerkungen machen immer den Eindruck, daß man es hier mit einem ebensowohl von Natur glücklich veranlagten, als durch wissenschaftliche und praktische Studien zur Beherrschung eines weiteren Gesichtsfeldes herangebildeten Manne zu thun hat.

Zunächst giebt er uns ein ebenso anschauliches als anmuthendes Bild von dem kronprinzlichen Hauptquartier selbst. „An der Tafel des Kronprinzen sah und hörte man, wie zahlreich unser Hauptquartier war. An Offizieren allein zählte es etwa sechzig. Der Dienst bei dem Obercommando einer Armee erfordert viele Personen; andere kamen aus diesem und jenem Grunde hinzu. Die süddeutschen Staaten hatten ihre besonderen Vertreter

*) Ebenda, 2 Bände.

geschickt, und von den deutschen Fürsten, welche keine active Dienststellung im Heere einnahmen, auf dem Schauplatze des nationalen Krieges aber nicht fehlen wollten, trafen die meisten bei dem Kronprinzen ein. Die Herrschaften gaben sich auf das Liebenswürdigste à la guerre comme à la guerre! Ueber Alle ragte unser Kronprinz hervor. Seine große, kräftige Gestalt, seine edlen Gesichtszüge, sein einfaches, ruhig ernstes und doch hohes und freundliches Wesen flößten, wohin er kam, sofort Vertrauen ein. Wenige Tage genügten, die fremd Zusammengekommenen in ein angenehmes Verhältniß zu bringen, Nord- und Süddeutsche mehr zu verbinden. Daß man sich vor vier Jahren feindlich gegenübergestanden, war vergessen. Die französischen Friedensstörer hatten die Mainlinie weggeschafft und unsere Nation geeinigt. Die Zuversicht wuchs von Tage zu Tage. Weil der Feind nicht kam, verlangte man vorwärts, um ihn aufzusuchen."

In einem Bivouak bei Lußheim trifft Hartmann mehrere baierische Artillerieoffiziere, die er früher kennen gelernt hatte, als er noch hannoverscher Offizier war. „Sie vermieden, von 1866 zu sprechen; auch über die preußische Führung äußerten sie sich nicht; wohl aber drückten sie gern ihre Freude aus, mit den norddeutschen Kameraden wetteifern und an deren Seite für Deutschland eintreten zu können." Den baierischen General von der Tann hatte Hartmann, als junger Offizier, im schleswig-holsteinischen Kriege von 1848 kennen gelernt. Als er ihn daran erinnerte, sagte der damals noch jugendliche, nun aber schon in höheren Jahren stehende wackere Haudegen: „Die Jugend hätte ich gern wieder, aber jene Zeiten nicht!" Der andere Commandirende der Baiern, General von Hartmann, war der älteste Soldat in der ganzen Armee. Ein geborener Rheinpfälzer, hatte er 1814 als französischer Offizier gegen die Deutschen kämpfen müssen; jetzt, 56 Jahre später, kämpfte er als deutscher General gegen die Franzosen!

Der Verfasser entrollt nun vor unseren Blicken ein lebendiges Gemälde der Schlachten von Weißenburg und Wörth. Wir sehen die Hauptmomente der blutigen Entwickelung, von sachkundiger Hand klar auseinandergelegt, zugleich in ihren menschlich traurigen Folgen mit warmfühlendem Herzen geschildert, und so gewinnt die Darstellung ein doppeltes Interesse. Auch das ist — für den Laien wenigstens — interessant, zu sehen, wie sich bei einem solchen Schlachtendrama das Obercommando, gleichsam der Regisseur, verhält. Der Verfasser, im Gefolge des Kronprinzen, führt uns auf eine Höhe unweit Wörth. „Wir ritten sehr schnell," erzählt er. „Es war ein sonnenheißer Tag. Unterwegs erhielt der Kronprinz Meldungen. Sie klangen nicht günstig. Er überblickte die Lage genau, behielt seinen Gleichmuth, sah ruhig, ja heiter aus und schickte kurz und bestimmt seine Befehle an die entfernten Theile der Armee. Um 1 Uhr stieg er vom Pferde, setzte sich auf einen Grabenrand, der General von Blumenthal neben ihn, und so beobachteten sie, schweigend oder leise unter sich sprechend, die an und jenseits der Sauer wogende Schlacht. Etwas zurück die Offiziere des Stabes, der Befehle gewärtig, die der Kron-

prinz einige Male persönlich und, wenn es ihm zweckmäßig schien, auch scharf aussprach. In größerer Entfernung das zahlreiche Gefolge. Jeder betrachtete gespannt das wichtige Ereigniß, welches sich auf einem tactisch interessanten, landschaftlich schönen Boden in der Breite einer halben Meile vor unseren Augen vollzog. Der Eine betrachtete es mit ernstem Nachdenken, ein Anderer mit natürlicher Zuversicht, ein Dritter auch wohl zaghaft und beklommen, denn man sah, wie unsere Braven rangen, um sich zu behaupten."

An heiteren Episoden fehlt es nicht gänzlich. „Auf dem Wege, der von feindlichen Geschossen oft erreicht ward, stand ein kleiner Mann, sorglos und aufmerksam die kriegerische Handlung betrachtend. Er fiel mir auf; ich sah mich nach ihm um und erkannte den Schlachtenmaler Bleibtreu aus Berlin, welchem gestattet war, unser Hauptquartier zu begleiten. Er warf mir einen vergnügten Gruß zu. Gleich darauf, am Eingange von Wörth, traf ich noch einen Mann, der für seinen bürgerlichen Beruf Notizen in der Schlacht, freilich von einem höheren Standpunkte aus, sammeln wollte. Unsere Soldaten hatten ihn vom Kirchthurm heruntergeholt. Er war Berichterstatter einer Pariser Zeitung, Gaulois oder Figaro. In diesem Augenblick, als er in die niedrigen, von mancherlei Wurfgeschossen gefährdeten Regionen herabgestiegen war, zeigte er sich recht bescheiden; am anderen Tage, nach guter Behandlung, als der Kronprinz ihn vorführen ließ, hatte er seine Dreistigkeit wieder gefunden und renommirte in Pariser Art."

Von düsterem Ernste dagegen ist das Bild nach der Wörther Schlacht, das der Verfasser vor uns aufrollt.

„Der Kronprinz ertheilt die letzten Befehle für die Verfolgung und begiebt sich dann in schnellem Ritt nach dem Kampfplatz. Vorbei an Todten und Sterbenden, an Haufen gefangener Franzosen. Einige Offiziere darunter wenden den Blick traurig ab; andere dagegen sind begierig, ihren hohen Besieger zu sehen, und grüßen respectvoll. Des Kronprinzen hehre Gestalt auf edlem Pferde wird ihnen unvergeßlich sein. Siegesfreude und wehmüthiger Ernst lagen auf seinem Gesicht, unermüdliche Hohenzollernkraft und Pflichttreue in seiner Erscheinung. Er sucht alle deutschen Truppentheile auf; sie rufen ihm frohlockend zu; er beglückwünscht sie, dankt ihnen, fragt nach ihren Thaten, nach ihren Verlusten. Da stehen französische Geschütze, wie man sieht, auf der Stelle, wo sie erobert wurden, denn um sie herum liegen ihre Vertheidiger; dort deutsche Soldaten verschiedener Regimenter und Corps, wie der Kampf in den letzten Stunden sie durcheinander gebracht hat, stolz um den Adler oder die Turkofahne, die sie genommen; hier die Artillerieabtheilung, welche dem schwankenden Gefecht entschlossen die günstige Wendung gegeben. Der Kronprinz erfreut sie durch sein Lob. Hier ein stark gelichtetes Bataillon, welches ihn mit Hochs empfängt. Verwundete Franzosen daneben auf der blutigen Erde, von der Scene ergriffen, ahmen den Ruf in schwachen Tönen nach und versuchen mit ihren Käppis zu winken. Zuaven und Turkos in der malerischen Kleidung werden von deutschen Soldaten mit neugieriger

Scheu bewacht. Brennende Gebäude flammen aufwärts, und darüber schimmert der blasse Mond. Die Verwirrung einer Schlacht erstreckt sich weithin. In den Bivouaks auf blutgetränktem Boden sammeln und ordnen sich die Sieger — Truppentheile, welche der Kampf aus ihrem Verbande gerissen, suchen ihre Corps, einzelne Soldaten ihre Fahne, herrenlose Pferde jagen umher. Die Feuersbrunst in den Ortschaften ist nicht sobald erstickt und leuchtet in die einbrechende Nacht. Krankenträger forschen noch nach Verwundeten, den Klagetönen lauschend. Mancher wird nicht gefunden, und Andere brauchen nicht mehr weggetragen zu werden."

Ueber die Haltung des Gegners urtheilt der Verfasser unbefangen. Er rühmt die Tapferkeit der Franzosen. „Allein auf ihren zähen Widerstand und ihre kühnen Angriffe folgte die der Nation eigene Haltlosigkeit, welche der Disciplin zuletzt ein schnelles Ende und aus dem Rückzuge ein zügelloses Wegeilen machte. Nicht minder charakteristisch war die Art, wie ihre Reitermassen verfuhren. Von dem Augenblick fortgerissen, opferten sie sich, die Bodenhemmnisse vor ihren Pferden nicht beachtend, ebenso todesmuthig wie unüberlegt. Unter den Gefangenen machten die Offiziere im Allgemeinen einen günstigen Eindruck. Man hörte von ihnen kein Wort der Klage. Sie gaben ihren letzten Sou, und was man ihnen zu ihrer eignen Erquickung reichte, den mitgefangenen Soldaten. Diese waren meist kleine Leute mit nichtssagenden Gesichtern. Nur die ausgesuchten Gestalten der Kürassiere in der Uniform der altnapoleonischen Zeit und die theils schönen, theils abscheulichen Köpfe der Afrikaner zogen die Aufmerksamkeit auf sich."

Als der Verfasser einem gefangenen französischen Oberst in einem Eisenbahncoupé auf dessen Bitte ein Glas Wasser gereicht hatte und nun die Wagen entlang, in denen gefangene Turkos saßen, weiter ging, rief ihm jener warnend nach: „Gehen Sie nicht so nahe an die Turkos, mein Kamerad! Der eine und andere hat sein Messer verborgen und hat gewiß Lust, Sie zu erstechen."

An solchen individuellen Zügen ist das Hartmann'sche Buch reich. Wir haben ein paar derselben hier herausgehoben, weil man in den eigentlich kriegsgeschichtlichen Werken solche gewöhnlich nicht findet. Was dem Buche mit diesen letzteren gemein ist, die Schilderung strategischer Operationen u. dgl., übergehen wir. Nicht übergehen aber können wir ein Gesammturtheil über die deutsche Kriegführung von ebenso competenter wie unparteiischer Seite, welches Hartmann mittheilt. „Der bekannte militärische Berichterstatter der Times, Mr. Russell, der auf keinem Kriegstheater fehlte und welchem diesmal der Aufenthalt bei uns gestattet worden, war angelangt. Er hatte seine Landsleute gegen die Russen in der Krim, gegen die Sipoys in Indien, die Nordamerikaner gegen einander, die Oestreicher gegen die Preußen 1866 kämpfen sehen, und sprach im Tone des Erstaunens und der Bewunderung aus, daß seine merkwürdigsten Erinnerungen verschwänden vor der Großartigkeit der deutschen Kraftäußerung, vor unserer schnellen Kriegsbereitschaft und vor dieser rapiden Geschichtsentwickelung."

Die weitaus interessanteste Partie des Hartmann'schen Buches ist diejenige, welche sich mit den Operationen des Generals von Werder, erst gegen Straßburg, dann vor Belfort und an der Lisaine (Isel), beschäftigt. Dieser hochwichtige Abschnitt der kriegerischen Ereignisse von 1870/71 ist bisher weder so eingehend, noch so anschaulich, lebendig und auch dem Laien verständlich geschildert worden. Die Figur Werders, des tapferen Vertheidigers unserer Südwestgrenze gegen den von den Franzosen geplanten Einfall nach Deutschland im Rücken der deutschen Armeen, tritt uns hier in voller Beleuchtung entgegen, und zwar sowohl in seiner Eigenschaft als Mensch, wie als Soldat. Nach beiden Richtungen theilt der Verfasser, der dem General in jener kritischen Zeit immer nahe gestanden, charakteristische Züge von ihm mit.

Hartmann fand den General von Werder, als er kam, sich bei ihm zu melden, in einem Bauernhause des Dorfes Mundolsheim, drei Viertelstunden nördlich von Straßburg, umgeben von seinen höheren Offizieren. „Diese verdeckten die kleinere Gestalt des Generals, der, auf beide Arme gestützt, sich über einen Plan von Straßburg beugte und erst, als die Thür hinter mir geschlossen wurde, schnell, gerade aufgerichtet, ein paar Schritte machte. Er sah unzufrieden aus. Meine Meldung nahm er freundlich entgegen, und als ich mich zurückziehen wollte, sagte er: ‚Bleiben Sie nur gleich hier!' und stellte sich mit einer raschen Wendung wieder an den Tisch. Er hatte das Bombardement an diesem Morgen einstellen und den Gouverneur von Straßburg, General Uhrich, abermals zur Uebergabe auffordern lassen. Man erwartete abermals eine ablehnende Antwort. Man hatte das Bombardement in der Hoffnung begonnen, durch dasselbe schneller als durch den förmlichen Angriff die 40 000 Mann deutscher Truppen, welche Straßburg festhielt, für andere Aufgaben frei zu machen, und man fühlte sich zu diesem Verfahren um so mehr berechtigt, als die französische Artillerie das offene Kehl bombardirte. Da man das Innere der belagerten Stadt hinreichend kannte, so hatte man den Batterien die Gebäude bezeichnen können, welche verschont, und diejenigen, welche, als der Vertheidigung dienend, wie Kasernen, Magazine, Mühlen, hauptsächlich beschossen werden sollten. Daß trotzdem viele andere Häuser getroffen wurden, war unvermeidlich, und in der letzten Nacht war das Dach des Münsters in Feuer aufgegangen. Dieses Mißgeschick verdroß den General, dessen Gemüth überhaupt einem Verfahren widerstrebte, welches um so grausamer erschien, je länger es währte. So wenig er eine blutige Feldschlacht scheute, dieses nichts entscheidende Vernichten war ihm peinlich. Die Meinungen seiner Offiziere waren getheilt. ‚Was sagen Sie dazu?' fragte plötzlich General von Werder mich. Ich antwortete, daß die Feuersbrünste, die in Toul und Pfalzburg nicht zum Ziele geführt hätten, es hier, wo sie sich auf eine große Fläche vertheilten, nach meiner Ueberzeugung noch weniger vermögen würden. Es freute mich, daß der Oberbefehlshaber entschied: der förmliche Angriff solle sobald wie möglich beginnen. Nur die Beschießung der militärischen Anlagen sollte fortgesetzt werden, um die Vertheidigungsarbeiten des Gegners zu stören."

Hat der Verfasser uns hier den General von Werder als weichherzig- und edelfühlenden Menschen gezeigt, so lehrt er ihn uns gleich darauf als unerschrockenen, sein Leben furchtlos, fast verwegen im Dienste wagenden Soldaten kennen. Zugleich erhalten wir ein recht anschauliches Bild von der Art, wie der Angriff auf eine Festung vorbereitet wird.

„In der Nacht zum 30. August," so erzählt Hartmann, „sollte der förmliche Angriff auf die Festung mit dem Bau der ersten Parallele eröffnet werden — ein wichtiger Anfang, dessen Gelingen eine Gewähr weiteren Fortschritts ist. Der längs der Angriffsfront, nahe an der Festung, ausgehobene Laufgraben, mit tüchtigen Schützen besetzt, von Infanterieabtheilungen bewacht, schränkt den Gegner ein und sichert die Batterien, welche dahinter erbaut werden, um die Artillerie auf den Wällen zum Schweigen zu bringen.

Als es dunkel wurde, fuhr der Oberbefehlshaber nach Schiltigheim. Er hatte mich zu seiner Begleitung befohlen. Wir kamen an den Mannschaften der Belagerungsartillerie vorbei, die bei den Fuhrwerken mit ihrem Baumaterial batterieweise geordnet standen. Dann trafen wir die Colonnen von Infanteristen, die unter der Führung von Ingenieur-Offizieren und nach der Anleitung von Pionieren die Grabenarbeit ausführen sollten; sie waren mit dem Schanzzeug versehen und erwarteten den Befehl zum Abmarsch. An andern Orten fanden wir zur Deckung des Unternehmens bestimmte Truppen, voran Schützen, die über die Linie der Parallele hinausgehen und sich dort niederlegen sollten, dahinter die Reserven, welche bestimmt waren, den zu erwartenden Ausfällen entgegenzutreten.

Der General von Werder wollte in der Nähe sein, so lange der Ausgang ungewiß war. Die Nacht war sternklar und still. Kein Schuß fiel, keine Leuchtkugel ward aus der Festung geworfen. Man durfte annehmen, daß der Feind vollständig überrascht worden sei und Alles gut verlaufen werde.

Nun ging der General über das freie Feld, ich neben ihm. Oft blieb er stehen und horchte. Endlich kam ein schwach klingendes, scharrendes Geräusch an unsere Ohren, und gleich darauf waren wir an einer Batteriebaustelle, wo die Kanoniere gruben, ihre Vorgesetzten die nöthigen Befehle flüsterten, die Brustwehr schon anwuchs.

Noch ein paar hundert Schritte weiter belehrte uns ein ähnliches, kaum hörbares Geräusch, daß wir uns an der ersten Parallele befanden. Ebenso emsig wie leise hoben die Leute die Erde aus und warfen sie vor sich. Der General ging weiter, der Festung zu. Da lagen die vorgeschobenen Posten lautlos auf der Erde, das Gewehr schußfertig. Ich bückte mich zu einem hinunter und frug ganz leise, ob er etwas vom Feinde gehört habe. Seine Antwort bestand in einem Zeichen, einer Mahnung zur Vorsicht, einer Andeutung, daß es vor uns nicht geheuer sei.

Als ich mich aufrichtete, war mein General nicht mehr zu sehen. Dies brachte mich in große Angst. Ich fragte den nächsten Posten, er hatte den Oberbefehlshaber erkannt und wies nach vorwärts. Ich eilte der Richtung

nach und hatte das Glück, den Gesuchten zu finden. ‚Da kommen wir an die Festung,‘ flüsterte ich. Er wandte sich, das eine Bein, wie er in solchen Momenten zu thun pflegte, herumwerfend. Schweigend gingen wir bis an die Parallele, wo ich nun die Bemerkung mir erlaubte: ‚Excellenz bringen uns in Gefahr, Sie zu verlieren.‘ Er antwortete mit der schwenkenden Bewegung seines Armes, die ich schon kannte, und welche gewöhnlich der Ausruf begleitete: ‚Da kehre ich mich gar nicht dran!‘ Aber hier durfte er nicht rufen. Und jetzt, wer weiß durch welchen Umstand veranlaßt, fielen die ersten Schüsse von den Wällen — nur einige Gewehrschüsse, dann war es wieder still.

Um 3 Uhr Morgens war die 3600 Schritte lange Parallele zu der vorläufig erforderlichen Breite und Tiefe ausgehoben, und als es am 30. August tagte, beantworteten 88 Belagerungsgeschütze das Feuer des überraschten Feindes."

Ein anderes Mal ritt General von Werder mit wenigen Offizieren aus, um die Lage der zu erbauenden Batterien an Ort und Stelle zu besichtigen. Sie stiegen von den Pferden und schlichen durch allerhand Gehöfte, die von den französischen Geschützen eingeäschert waren, bis auf Gewehrschußweite an das nächste Festungswerk heran. „Nun kam der General, welcher seinen ersten Feldzug 1842/43 im Kaukasus gemacht hatte, in die Gewohnheit des kleinen Krieges. Die Mütze in der Hand, gebückt, spähend, ging er immer vorwärts, und wir freuten uns, daß endlich die Ueberschwemmung seinem Drange Halt gebot."

Auch beim Feinde kamen Beispiele von Todesverachtung vor, dort freilich zum Theil wohl als die Wirkung eines an der Sache des Vaterlandes verzweifelnden Patriotismus. So erzählt Hartmann folgenden ergreifenden Vorgang, der sich zutrug, als der Fall Straßburgs so gut wie gewiß war.

„Ueber die Brustwehr der (bereits genommenen) Lünette 52 hinwegblickend, sah ich auf dem Walle gegenüber einen französischen Offizier erscheinen, der sich unseren Schützen als Ziel offen darbot. Er stand nicht etwa beobachtend da, sondern regungslos, herausfordernd, als verlange er den Tod. Er mußte sich tief unglücklich fühlen. Ich rief den Infanteristen zu: ‚Schießt nicht!‘ Zu spät! Er stürzte getroffen in den Graben hinab."

Am 27. September 1870 capitulirte Straßburg. Hartmann theilt ein Gespräch mit, das General von Werder mit dem Maire der Stadt, Dr. Küß, führte.

„Ist die Noth groß?" fragte der General.

„Ich habe 10 000 Obdachlose; 4—500 Häuser sind zerstört," antwortete Dr. Küß.

„Wie viel Menschen sind verwundet?"

„Von den bürgerlichen Einwohnern mögen es gegen 2000 sein, von der Garnison wohl mehr."

„War Hungersnoth in der Stadt?"

„Sie fing an; es mußten viele Pferde geschlachtet werden."

„Ist der Münster stark beschädigt?"

„Das kann man nicht sagen: das Gewölbe hat das Feuer des Dachstuhls von der Kirche abgehalten; das Innere hat nicht gelitten.“

„Konnte man die Bibliothek nicht retten?“

„Man hat es unbegreiflicher Weise versäumt. Das Werthvollste hätte in kurzer Zeit gesichert werden können. Die kaiserliche Regierung versäumte ja Alles!“

„Und doch,“ rief General von Werder aus, „haben die Straßburger mir die abscheulichsten Vorwürfe gemacht. Aus meinem Namen haben sie ‚Mörder‘ gemacht. Und so dummes Zeug steht in Ihren Zeitungen. Wer hat den Krieg veranlaßt?“

„Die katholische Geistlichkeit, Excellenz,“ antwortete enschieden der Maire. „Sie wollte die Ketzerei erst in Deutschland, dann bei uns unterdrücken.“

Eine kleine Episode, zwar unkriegerischen Charakters, aber menschlich nicht ohne Interesse, erzählt Hartmann aus dem eroberten Straßburg.

„An einem hellen Tage bestieg ich die Plattform des Münsters. Ein Thurmwart empfing mich, ein alter Mann, wohl siebenzigjährig. Er zeigte mir die ganz unbedeutenden Beschädigungen am Thurm. Die sichtbarste war das schiefgebogene Kreuz auf der Spitze. Die Thurmseite, wo die Namen berühmter Deutscher stehen, war gar nicht getroffen. Goethes Namen fand ich gleich. Es war unseren Artilleristen verboten, den Münster zu beschießen. Nur einmal, nach dem Brande des Dachstuhles, sind ein paar Shrapnels hierher gerichtet worden, um die Beobachter auf dem Thurme zu warnen.

Der alte Mann hatte mich auf Manches aufmerksam gemacht. Er besaß ein scharfes Auge und ein gesundes Urtheil. Ich fragte ihn, wie lange er schon diesen höchsten Posten im Lande einnehme. Da erzählte er in glaubhafter Weise das Folgende. Er war ein Danziger Kind und hieß Grabowski. Als er jung und, wie er sagte, wild war, gefiel ihm Deutschland nicht; er hatte gehört, in Frankreich lebe man freier und besser, und wanderte aus. Aber in Straßburg ward es ihm leid; hier schalt man ihn einen Deutschen, in Kehl einen Franzosen. Er war froh, daß er den Menschen entgehen konnte, indem er als Thürmer auf den Münster zog, wo er lange ein stilles Leben führte, bis er noch in seinen alten Tagen das größte und merkwürdigste Schauspiel erleben und dabei lebhaft empfinden sollte, daß sein Herz für Deutschland schlage; denn er hatte während der Belagerung (die wohl kein Anderer so aufmerksam beobachtete, wie er) sich jedes Mal gefreut, wenn wir einen Schritt näher rückten.“

Unter dem Datum der Einnahme Straßburgs (den 27. September 1870) erhielt General von Werder seine Beförderung zum General der Infanterie und zum commandirenden General des aus preußischen und badischen Truppen combinirten XIV. Armeecorps, bald darauf aber die Anweisung, mit seinem Corps einerseits die linke Flanke der Armee des Prinzen Friedrich Carl, welche nach der (nahebevorstehenden) Uebergabe von Metz gegen die Loire operiren würde, andererseits das Elsaß zu decken, Dijon zu besetzen und Belfort zu belagern.

Damit tritt die Erzählung Hartmanns in ihre jedenfalls wichtigste und

interessanteste Phase ein, die Operationen des XIV. Armeecorps unter Werder vor Belfort und an der Lisaine gegen die, ihm an Stärke weit überlegenen, feindlichen Kräfte der Corps Bourbakis, Crémers und Garibaldis.

Anfänglich hatte man es nur mit der Division Crémer und dem Garibaldi'schen Freicorps zu thun, mit denen man leicht fertig wurde; allein nach der Schlacht bei Orleans, in welcher die Franzosen zurückgeworfen worden waren, hatte General Bourbaki aus den südwärts ausgewichenen Heerestheilen eine neue Armee gebildet, welche, wie man erfuhr, sich gegen den Osten zu bewegte. Damit waren nicht nur die Verbindungen des deutschen Heeres an der Loire gefährdet, sondern möglicherweise auch das Belagerungscorps vor Belfort, ja selbst das südwestliche deutsche Grenzland bedroht. Die Stärke des Bourbaki'schen Corps ward auf mindestens 60 000 Mann angegeben, und noch mehr Zuzug sollte erwartet werden. Garibaldi hatte 15 000 Mann; ohngefähr ebensoviel mochte die Division Crémer betragen. Spätere Nachrichten ergaben, daß mindestens 4 französische Armeecorps im Anmarsch waren, also weit mehr als 100 000 Mann in Allem. Einer solchen Uebermacht stand das XIV. Armeecorps mit wenig über 40 000 Mann (32 Bataillone, 24 Schwadronen, 120 Geschütze) gegenüber!

Allerdings war General von Manteuffel mit einer neugebildeten „Südarmee" im raschen Anmarsch; allein noch trennte ihn vom XIV. Armeecorps das breite, im Winter fast unwegsame Plateau von Langres; es kam darauf an, ob inzwischen das XIV. Armeecorps den zu erwartenden Massenangriff des ihm an Zahl so sehr überlegenen Gegners würde aushalten können.

Und es hielt ihn aus! Ja, mehr als dies, es drängte in dreitägigem Gefechte (mit einem Gesammtverlust von nur 16—1800 Mann — „wenig im Verhältniß zu der Zahl der Feinde") die vier französischen Armeecorps zurück, hielt sie zugleich so lange fest, bis Manteuffel herankam und die ganze Bourbaki'sche Armee zum Uebertritt auf Schweizer Gebiet zwang, wo die noch übrigen etwa 80 000 Mann entwaffnet wurden.

Durch welche geschickte Manöver der Armeeleitung, d. h. des Generals von Werder, durch welche Tapferkeit und Zähigkeit der Truppen es gelang, ein solches, in der Kriegsgeschichte wohl seltenes, unter den hier obwaltenden Umständen doppelt wichtiges Resultat herbeizuführen, das muß in dem Hartmann'schen Werke selbst nachgelesen werden; eine Wiederholung der dort gegebenen speciellen Schilderungen von den verschiedenen Einzelkämpfen und ihrem gegenseitigen Ineinandergreifen würde viel zu weitläufig sein.

Man kann es dem Verfasser nachempfinden, wenn er von der gleichsam aufathmenden Freude erzählt, welche alle Theilnehmer an diesem denkwürdigen Feldzuge nach dessen so glücklicher Beendigung beseelte. „Der General von Werder saß mit seinem Generalstabschef und noch einigen Offizieren bei einer höchst einfachen Abendkost. Es war begreiflich, daß er müde aussah. Ein Telegramm kam. Es war von unserem Kaiser und in sehr warmen Worten abgefaßt. Seine Majestät verlieh ihm als Anerkennung der wichtigen Dienste,

welche er und sein Corps in dreitägiger Schlacht, eine Festung im Rücken, Deutschland geleistet, eine hohe Auszeichnung. Wir gratulirten. Er war bewegt. ‚Gott sei Dank, daß Alles gut gegangen!' sprach er leise."

Allmählich trafen auch die Freudenbezeugungen ein, welche aus allen Kreisen der Nation dem Sieger an der Lisaine dargebracht wurden: eigenhändige Briefe höchster Personen, Siegeskränze, von Frauenhand gewunden, Gedichte, Ankündigungen von Bürgerdiplomen, Stiftungen, Ehrendegen und Schildern. Die Universität Freiburg machte ihn zum Ehrendoctor und schickte das Diplom viro forti gnavo prudenti, patriae defensori etc. „General von Werder äußerte sich hierüber, zuweilen mit einem hübschen Lächeln, in seiner natürlichen Weise zugleich beglückt und ablehnend; lieber hätte er Alles seinen Truppen zugewendet. ‚Die haben es ja gemacht!' sagte er mir einmal, als wir zusammen ritten, worauf ich entgegnete: ‚Die haben aber nicht die schwere Verantwortung getragen, und Ew. Excellenz haben sie geleitet. Wäre die Sache schlecht verlaufen, so bliebe mit ihr der Name des Befehlshabers traurig verbunden. Sollte man ihm in dem glücklichen Falle nicht die verdienten Ehren geben?'"

In Nancy sammelten sich um den Kaiser — bei dessen Rückreise nach Deutschland nach gesichertem Frieden — seine vornehmsten Generale. Hartmann erzählt: „Sie stellten sich nach der Anciennetät. Der General von Werder war etwa der vierte. Der Kaiser (mit dem Eisenbahnzug angelangt) trat, elastisch sich bewegend, kräftig, glücklich aussehend, mitten unter sie. Mit dem ersten Blick erkannte er den Sieger an der Lisaine, ging sogleich auf ihn zu, umarmte, küßte ihn. ‚Mein lieber Werder, wie soll ich Ihnen danken?' Aus diesen Worten klang der natürliche, herzliche Ausdruck der Genugthuung, daß feindliche Schaaren vom deutschen Boden fern gehalten worden waren. General von Werder stand tief ergriffen da."

In Straßburg, dieser von ihrem Corps zurückeroberten, nun wieder deutschen Stadt, feierten die Offiziere des XIV. Armeecorps den Geburtstag des Kaisers!

„Von der Plattform des Münsters erklangen deutsche Choräle; von den Wällen donnerten die Kanonen; in St. Thomas hörten wir des Feldpredigers Frommel ergreifende Predigt. Uns aber wurde der von dem köstlichsten Wetter begünstigte Tag noch dadurch verschönt, daß General von Werder die höchste kriegerische Auszeichnung, das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, erhielt."

Nach solchen „Erlebnissen", erst so gefahrvollen, dann so freudigen, sah der Verfasser Berlin wieder — „zum ersten Male als die Hauptstadt eines Deutschen Reiches!" Und er schließt seine Aufzeichnungen mit dem patriotischen Gebet:

„Gott schenke Deutschland immer einen solchen Kaiser und ein solches Heer!"

Rafael Santi's Freundeskreis in Rom.

Von

Marco Minghetti †*).

Um das Jahr 1516 und 1517 war Rafael bereits so hochgeehrt, daß er, wie Vasari sagt, mehr wie ein Fürst als wie ein Künstler lebte und nicht blos aufrichtige Verehrer seines unvergleichlichen Talents, sondern auch Freunde in allen Ständen Roms hatte. Insbesondere hatte er zu einigen hohen Würdenträgern der Kirche innige Beziehungen. Unter diesen steht an erster Stelle der Cardinal Divizio da Bibbiena von Santa Maria in Portico. Er war ein Gelehrter, feiner Diplomat, Mitarbeiter des Papstes an vielen Geschäften und Verfasser der Volkskomödie La Calandra, die man im Vatican aufführte. Rafael hatte bereits am Hofe Guidobaldos in Urbino mit ihm verkehrt; dann traf er ihn in Rom wieder und befreundete sich derart mit ihm, daß der Cardinal ihm seine Nichte Maria zur Frau geben wollte. Schon war die Sache eingeleitet, aber es kam nicht zur Hochzeit. Wir wissen, daß Rafael auf mancher Freske der Stanzen, so auf der „Die Niederlage der Sarazenen bei Ostia" unter den Cardinälen auch Bibbiena darstellte, und wiewol das Gemälde arg gelitten hat, kann man ihn doch noch erkennen. Wir haben aber überdies zwei Bildnisse des Cardinals: das eine zu Madrid, das andere im Palazzo Pitti. Sind beide von demselben Maler, oder ist das eine das Original und das andere die Copie? Prüft man sie aufmerksam und vergleicht sie beide mit den Gemälden Rafaels, und nimmt besondere Rücksicht auf die Art, wie dieser, auch in den Einzelheiten, lebende Personen darstellte, so muß man schließen, daß das Madrider Bildniß des Cardinals Bibbiena den ganzen Geist Rafaels athmet; und so sehr ist es dem im Palazzo Pitti

*) Aus dem Italienischen übersetzt von Sigmund Münz.

überlegen, daß die hervorragendsten Kenner darin übereinstimmen, jenes sei das Original und dieses eine, allerdings sehr werthvolle, Copie. Rafael malte ihm auch das Badezimmer aus im Vatican, nahe den Loggien. Die Malerei war wunderbar fein und stellte Venus und Cupido dar, wie man dies noch auf Stichen sehen kann. Seit lange aber ist der Eintritt Jedermann verboten, und man zweifelt sogar an dem Vorhandensein der Gemälde.

Ein anderer naher Freund Rafaels war der Cardinal Baldassare Turrini da Pescia, oder, wie man ihn gewöhnlich nach seinem Amte nannte, der Cardinal Datario. Diesen und den päpstlichen Cardinal-Kämmerling Giovanni Battista Branconio dell' Aquila ernannte Rafael zu seinen Testamentsvollstreckern; auch der letztere war sein Freund, und er hatte ihm den Plan zu seinem Palaste im Borgo Nuovo gemacht. Man darf unter seinen Freunden den Prälaten Tommaso Inghirami von Volterra, mit dem Beinamen Fedro, einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, nicht übergehen. Er war Bibliothekar der Vaticana, und starb 46 Jahre alt in Folge eines Sturzes vom Pferde. Erasmus schrieb von ihm, er hätte für den Cicero des Jahrhunderts gegolten; wenn er auch nicht die Zeit hatte, die vielen Schriften, die er bereits im Geiste entworfen, zu vollenden, so nimmt er doch einen bedeutenden Platz ein in der Literaturgeschichte. Rafael malte sein Bildniß voller Leben in Halbfigur: mitten im Schreiben hält er inne und blickt gen Himmel, als ob er von dort eine Eingebung erwarte, um dann fortzufahren. Von diesem Bildnisse giebt es zwei Exemplare wie von dem des Bibbiena: das eine allbekannte im Palaste Pitti, und ein anderes im Besitze seiner Nachkommen zu Volterra. Trotz der vielen Veränderungen, die das Bild erlitten, scheint doch das Exemplar des Hauses Inghirami das Original zu sein.

Beschützer und Freunde Rafaels waren auch der Cardinal de' Pucci, der Bischof von Troia Pandolfini, und der Cardinal Grimani. Der Erstgenannte erhielt von ihm das Bild „Die heilige Cäcilia", dem Zweiten machte er den Bauplan zu seinem Palaste in Florenz; der Letztgenannte, ein Venetianer, ein Sammler von Handschriften und Alterthümern, bekam von Rafael den Carton zur „Bekehrung Pauli", welcher Carton seither verloren gegangen ist. Sigismondo von der vornehmen Familie dei Conti, Prälat und hervorragender Schriftsteller, bestellte die „Madonna von Foligno" bei ihm.

Noch müssen wir von den beiden allmächtigen Cardinälen Giulio de' Medici und Raffaello Riario sprechen, deren Name innig verknüpft ist mit der Geschichte jener Zeit. Beide waren Förderer der Künste und Wissenschaften.

Der Cardinal Giulio de' Medici war, so lange Leo X. lebte, die Seele aller Unternehmungen des Papstes. Noch jung, machte er doch sichtlich Anspruch auf die Nachfolge seines Vetters in der Papstherrschaft; und es gelang ihm ja, wenn auch erst später. Glanzliebend, damals noch kein Verschwender, im Rufe von Scharfsinn und Klugheit, förderte er hochherzig die Kunst und ihm verdanken wir Rafaels Transfiguration.

Raffaello Riario war, nicht älter als 17 Jahre, im Jahre 1477

zum Cardinal befördert worden. Bald darauf hatte ihn Sixtus IV. mit der geheimen Weisung nach Florenz geschickt, den Erzbischof Salviati und die Pazzi in ihrer Verschwörung gegen die Mediceer zu unterstützen. Er war gerade im Dom, als Giuliano im Augenblicke, da die Hostie in die Höhe gehoben wurde, von vielen Dolchstichen getroffen zu Boden fiel und Lorenzo sich nur mit Mühe zu retten vermochte. Beim Anblicke des Mörders erhoben sich die Florentiner, die in der Kirche waren, in wildem Tumulte gegen die Verschworenen, und sie hielten auch den Cardinal Riario zurück, der sich in der Nähe des Hochaltars befand, dort wo die Missethat geschah. Man wollte ihn auch — und man rief es laut — sofort am Balkon des Palastes der Signoria aufhängen, wie man es später mit dem Cardinal Salviati und Francesco de' Pazzi machte. Nur seine Jugend bewahrte ihn vor dem Aeußersten; er wurde manchen Monat im Gefängnisse gehalten, und erst der Kirchenbann Sixtus' IV. setzte ihn in Freiheit. Aber dieses Ereigniß hatte bei ihm eine Neigung zur Melancholie und eine gewisse Bläſſe im Antlitz zur Folge. Nach Rom zurückgekehrt, hatte er Glück. Er wurde allmächtig im Heiligen Collegium, er wurde Kanzler der Kirche. Aber da ihm Cesare Borgia feindlich gesinnt war, fand er sich in seinem Dasein derart bedroht, daß er von Rom fliehen mußte; erst nach dem Tode Alexanders VI. wagte er zurückzukehren. Er gelangte zu seinem alten Ansehen und übte einen großen Einfluß auf die Wahl Pius' III. und Julius' II. Er hoffte auch vorübergehend, auf diesen letztern zu folgen, aber er sah alle seine Erwartungen getäuscht, und da richtete er die Stimmen seiner Anhänger auf Giovanni de' Medici, in der Hoffnung, auf diese Weise den alten Familienzwist zu beseitigen. Dies glückte ihm jedoch nicht, denn Leo X. haßte ihn, und anläßlich der Verschwörung Petruccis hielt er ihn als Betheiligten in der Engelsburg gefangen. Die Gunst, deren sich Riario allgemein erfreute, und die Rathschläge Frankreichs und Spaniens brachten Leo dahin, ihn zu begnadigen, unter der Bedingung, daß er ihn knieend um Verzeihung einer Schuld bäte, die er nie begangen, daß er eine ungeheure Geldsumme bezahlte und für den Fall seines Todes seinen Palast dem Fiscus hinterließ. Als der greise Cardinal, in der Absicht, sich im Vatican zu demüthigen, die Engelsburg verließ, da drängte sich das Volk auf die Straßen und begrüßte ihn beifällig. Er flüchtete nach Neapel, wo er im Jahre 1521 starb. Er war ein Beschützer der Künste und Wissenschaften. Im Hofraume seines ersten Palastes führte man lateinische Dramen auf; und Bramante baute ihm dann einen zweiten prächtigern, den der Cancelleria. Unter seinen Schützlingen war auch Rafael, der für ihn die Madonna mit dem Fische malte.

Damals lebte auch in Rom ein Prälat, Johann Goritz, Luxemburger von Geburt, ein jovialer Mann, der eine gewisse Leidenschaft für Rom, das römische Alterthum und die Literatur hatte. Alle gebildeten Deutschen, die nach Rom kamen, schaarten sich um ihn, und er ließ ihnen Allen die freundlichste Behandlung widerfahren. Die Römer wiederum sahen ihn wie einen Erzrömer

an, und liebten ihn mehr als einen Mitbürger. Die Humanisten nannten ihn Corycius senex und feierten ihn mit Poesien. Andrea Sansovino machte für ihn eine Gruppe, die heilige Anna und die Madonna, sitzend dargestellt, ein Meisterwerk der Sculptur, das in die Kirche Sant' Agostino kam. Darauf trug er Rafael auf, der ihm wie einem Freunde gefällig war, auf einen der Pilaster, die das Gewölbe der Kirche tragen, den Propheten Jesaias zu malen. Ich kann diese Freske nicht beschreiben, denn wenn auch erhalten, ist sie doch so beschädigt und übermalt, daß man sie kaum noch erkennt. Der gute Corycius überlebte Rafael und sah die schreckliche Verwüstung Roms; seine eigenen Landsleute raubten ihn aus. Er flüchtete nach Verona, wo er kurz darauf, nachdem er sein geliebtes Rom und die schönen Jugendtage beweint, trostlos starb.

Das Bildniß des jungen Bindo Altoviti, das sich jetzt in München befindet, und die Madonna dell' Impannata, die er für Bindo malte, erinnern an diesen Freund des Künstlers. Bindo war jünger als Rafael, und wie mit diesem so überhaupt mit den berühmtesten Künstlern seiner Zeit befreundet. Er war als Bankier und Kaufmann nach Rom gekommen, und bald wurde er einer der Reichsten seiner Zeit. Er war ein Anhänger der Demokratie und darum ein Gegner des Hauses Medici. Er unterstützte die bedrohte florentinische Republik, er förderte die Verbannten gegenüber Alessandro und Cosimo, er half Pietro Strozzi bei der Vertheidigung Sienas, und nicht mit Geld allein, sondern auch seinen Sohn ließ er unter seiner Fahne kämpfen. Der Herzog Alessandro haßte ihn wohl, wagte aber doch nicht ihn zu verfolgen, und Cosimo, der ihn zuerst milde behandelte, confiscirte nach der Einnahme von Siena seine toskanischen Güter und sogar die Mitgift seiner Frau. Bindo jedoch, trotz Confiscationen noch immer sehr reich, verließ Rom nicht mehr. Er war auch der Gönner des Sansovino, Benedetto da Rovezzano, Cecchino Salviati, Benvenuto Cellini, Santi di Tito und Vasari. Alle diese Meister arbeiteten sehr werthvolle Kunstwerke für ihn. Er starb im Jahre 1552 und wurde in dem Grabe beigesetzt, das er sich selber in der Trinità-Kirche am Pincio ausersehen hatte.

Heiterer, klüger, gewandter und noch weit reicher als er war Agostino Chigi, der, im Jahre 1485 mit 20 Jahren nach Rom gekommen, bald der erste Bankier der Stadt wurde. Er hatte Banken und Agenturen auf einigen Hauptplätzen Europas und auch Asiens, so daß man seinen Namen in allen Häfen des Mittelmeers und des Schwarzen Meers kannte. Wenn ihm der Sultan schrieb, richtete er den Brief: An den großen Kaufmann der Christenheit. Er ließ sich auch in industrielle Unternehmungen ein, ich denke da an die Salinen der apostolischen Kammer, an die Salinen von Neapel und an die Alaungruben. Mehr als hundert Schiffe durchkreuzten auf seine Rechnung die Meere. Bei ihm borgten Herrscher und Private. Wenn sich einmal die kleinern Bankiers gegen ihn verschworen und ihn auf die Weise in Verlegenheit zu bringen hofften, daß sie viele Wechsel auf seine Bank sammelten und sie ihm gleichzeitig vorwiesen, da zeigte er sich nicht nur nicht irgendwie

verlegen, vielmehr bot er sich einfach an, in Gold oder Silber zu zahlen, oder wie immer es ihnen gefiele.

Aber wenn er als Kaufmann Reichthümer aufhäufte, so sagt doch sein Urenkel und Biograph mit Recht, daß er ein König im Geben war. Denn er verstand es, von seinem Reichthume einen so hochherzigen Gebrauch zu machen, daß Päpste und Cardinäle, Künstler und Gelehrte sich um seine Freundschaft bewarben. Seine Villa auf der Longara, die ihm Peruzzi baute, Sodoma und Sebastiano del Piombo und dann Rafael und dessen Schüler ausmalten, enthielt das Werthvollste an Büchern und Alterthümern. Dort empfing er zu edlen Gelagen die Würdenträger der Kirche und den Papst selbst, noch häufiger die Gelehrten und Künstler; dort fand sich noch manchmal die römische Akademie zusammen. Er starb wenige Tage nach Rafael, von Allen beweint. Von seiner Vornehmheit und Prachtliebe erzählt die Geschichte. Er wurde in der Capelle beigesetzt, zu der Rafael den Plan gemacht und die er auch gebaut hatte.

Nun möchte ich noch von den literarischen Freunden Rafaels sprechen; man darf wohl annehmen, daß alle Jene, die in Rom lebten oder sich einige Zeit dort aufhielten, bestrebt waren, ihn kennen zu lernen. Ich will aber nur von seinen intimsten und bekanntesten Freunden sprechen.

Marco Fabio Calvo, einer der angesehensten Humanisten seiner Zeit, war Rafael so zugethan, daß dieser ihn in sein Haus nahm, und ihn dringend bat, ihm den Vitruv zu übersetzen, damit er ihn aufmerksam studiren könne. Es ist eine Freude zu sehen, welche Liebe Rafael zu dem sittenstrengen Greise hegte, der ganz in seine Studien vertieft war, wenig Mittel und noch weniger Bedürfnisse hatte. Er war ein Abbild der alten Stoiker oder gar eine Art Diogenes.

Unter den Humanisten und Archäologen, die mit Rafael befreundet waren, nenne ich noch Andrea Fulvio, einen der ersten Illustratoren des antiken Rom. Pietro Bembo, viele Jahre später unter Paul III. Cardinal, hatte Rafael zuerst in Urbino kennen gelernt; dann sah er ihn in Rom wieder, als er unter Julius II. dahin kam; aber enger befreundet wurde er mit ihm, als Leo X. bei seiner Thronbesteigung ihn zum Secretär ernannte. Venetianer von Geburt, von adligem Geschlechte, von würdevoller Erscheinung, ein ausgezeichneter Latinist, setzte er gleichzeitig alle Mühe daran, den Gebrauch der guten italienischen Sprache wieder aufkommen zu lassen. Aus seinen Briefen ersehen wir, wie häufig er Rafael sah, wie er Ausflüge mit diesem unternahm, unter andern einen in Gemeinschaft mit Navagero, Beaziano und Castiglione nach Tivoli; wenn Bibbiena abwesend war, da machte er den Vermittler zwischen dem Cardinal und dem Künstler. Rafael machte ein Bildniß in Kreide von ihm, als Bembo noch in Urbino war, dann wünschte dieser ein solches in Farbe zu bekommen, und inzwischen gab ihm Rafael die Bildnisse seiner Freunde Andrea Navagero und Agostino Beaziano, beide berühmte Literaten jener Zeit.

Der erstere war ein venetianischer Patrizier, und so streng ging er mit seinen eigenen Versen in's Gericht, daß er den größern Theil derselben, un-

befriedigt den Flammen übergab; so ist uns nur wenig von ihm erhalten. Er starb im Jahre 1529 zu Blois, wo er als Gesandter der Republik Venedig zu Franz I. gegangen war.

Und auch Beaziano, von Treviso gebürtig, war Dichter. Leo X. schätzte ihn sehr und verwendete ihn mehrfach; aber nach dem Tode des Papstes verließ er Rom und zog sich nach seiner Heimat zurück. Das Bildniß Bembos ist verloren gegangen, und Manche nahmen dies auch in Betreff des Bildnisses der beiden Venetianer an. Aber wer das Bild in der Galerie Doria zu Rom, das unter dem Namen „Bildnisse Baldos und Bartolos" bekannt ist, genau betrachtet und ein Kenner Rafaels ist, sieht ohne Mühe die Zeichnung und das Colorit des Urbinaten darin. Gewiß sind es nicht die beiden Rechtsgelehrten des 14ten Jahrhunderts; man braucht das Bild nur anzusehen, um das Costüm ganz der Zeit Rafaels entsprechend zu finden. Das beweist wohl hinlänglich, mit wie wenig Vorsicht man im vorigen Jahrhundert die Gemälde taufte. Jene Beiden können demnach nicht Baldo und Bartolo sein; aber vergleichen wir den Mann, der eine Art Baret nach Art der Künstler jener Zeit trägt und gewisse männliche Züge verräth, ein zugleich strenges und schlaues Gesicht hat, mit dem Bildniß der Berliner Galerie, das ein venetianischer Maler im Jahre 1526 gemalt hat und worauf die Worte stehen: Andreas Navagerus, so kann man in Betreff der Identität der Person nicht im Zweifel sein. Wenn aber der Eine Navagerus ist, so entsteht wie von selbst die Vermuthung, daß der Andere Beaziano sei. Von diesem sagen die Biographen, daß er sehr gutmüthig war und, da er in Leos X. Gunst stand, jedenfalls jovial sein mußte; daher denn jener sanfte und feine Ausdruck, den wir hier wahrnehmen. Endlich sieht man noch im Prado zu Madrid zwei Bildnisse auf zwei neben einander befindlichen Bildern, die unter dem Namen Navagero und Beaziano bekannt und eine genaue Wiederholung jener Bildnisse sind, von denen wir oben sprachen. Manche wollen Rafael für den Schöpfer derselben halten. Der einzige Einwand, den man macht, um das Bild in der Galerie Doria Rafael abzusprechen, ist der, daß der Anonymus Morelli von einer Tafel spreche, während wir es hier mit einem Gemälde auf Leinwand zu thun haben. Aber es trifft sich nicht selten, daß man die Worte Tafel und Leinwand durcheinanderwirft; und andererseits sehe ich die Hand des göttlichen Urbinaten so deutlich, daß mich die Wahrheit des Pinsels wohl mehr als der Irrthum im Worte überzeugt.

Unbekannt, wohin es gekommen, und vielleicht für immer verloren ist das Bildniß Antonio Tebaldeos, Dichters und Freundes Rafaels, der auch aus Ferrara war. Wir wissen ebenfalls durch Bembo, daß jener bei Leo X. sehr gut angeschrieben und mit den römischen Literaten befreundet war; derselbe Bembo fügt hinzu, daß er ihn sehr liebe, und er nennt ihn den guten Tebaldeo. Durch die Plünderung Roms sehr verarmt, wurde er im Hause Colonna aus Barmherzigkeit aufgenommen, und Bembo unterstützte

ihn. Auch zwei andere Männer aus Ferrara Ariosto und Calcagnini knüpften in Rom freundschaftliche Beziehungen zu Rafael an. Aber sein innigster Freund war Baldassare Castiglione aus Mantua, den er bereits in Urbino kennen gelernt hatte, als er noch an jenem Hofe lebte und mit dem er in Rom stets verkehrte. Ich könnte zu ausführlich werden, wollte ich hier von Castiglione, dem Edelmann, Cavalier, Literaten und Diplomaten sprechen. Rafael hat, wie es scheint, zwei Bildnisse für ihn gemalt, deren eines uns im Louvre erhalten ist, seinen richtigen Namen trägt: Bildniß Baldassare Castigliones, und glänzend ausgestattet ist. Rembrandt und Rubens haben es mit eigener Hand copirt. Da sehen wir ihn in reichem Gewande, mit einem fürstlichen Sammtbaret bekleidet — — edle Züge — Vollbart. Aus den Zeugnissen der Zeitgenossen ersehen wir, daß sie häufig zusammen waren. Sie führten auch einen lebhaften Briefwechsel. Welchen Schmerz Baldassare ob des frühen Todes Rafaels empfand, geht mehr als aus seinen Versen aus folgenden Worten hervor, die jener am 29. Juli 1520 an seine Mutter schrieb: „Ich befinde mich wohl, aber kaum glaube ich mehr in Rom zu sein, denn mein armer Rafael ist nicht mehr hier. Gott habe ihn selig."

Ich sprach von den Gelehrten. Nun muß ich von den Künstlern sprechen. Ich berührte schon anderwärts, wie sehr ihm Sodoma und Baldassare Peruzzi zugethan waren, auch dann noch, als er an ihrer Stelle die Stanzen im Vatican ausmalte. Von Neid hatte er wenig oder nichts zu leiden, denn seine Größe an sich bewahrte ihn davor. Ueberdies förderte er alle Künstler, denen er begegnete. Er that es, da es ihm Natur und Neigung gebot. Aber hier führe ich lieber eine Stelle bei Vasari an, die ihn besser als alles charakterisirt: „Unter seinen ausgezeichneten Eigenschaften ist eine besonders bewundernswerth. Der Himmel gab ihm die Kraft, einen den uns Malern eigenthümlichen Eigenschaften ganz entgegengesetzten Erfolg zu erzielen. Das ist, daß unsere Künstler, ich meine nicht die kleinen allein, sondern auch die großen, wenn sie mit Rafael zusammen arbeiteten, derartig einträchtig wurden, daß alle schlechte Stimmung schwand, und jeder niedrige Gedanke aufhörte, sobald sie ihn sahen. Nie waren sie so einig, wie in seiner Zeit. Und das geschah, weil er sie durch den Adel seiner Seele und seine Kunst besiegte, noch mehr allerdings durch den Genius seiner guten Natur. So edel und so liebenswürdig war er, daß ihn nicht nur die Menschen, sondern fast auch die Thiere ehrten. Man erzählt, daß, so oft ein ihm bekannter oder auch nicht bekannter Maler ihn um eine Zeichnung, deren er bedurfte, bat, er seine Arbeit im Stiche ließ, um ihm zu helfen. Und immer beschäftigte er unendlich viele Maler, wobei er ihnen half und sie mit einer Liebe unterwies, die man nicht so sehr Künstlern, wie vielmehr den eigenen Kindern zollt. So kam es denn, daß man ihn nie zu Hofe gehen sah, ohne daß ihn fünfzig Maler vom Hause aus begleiteten, alle tüchtig und gut, die ihm Gesellschaft leisteten, um ihm Ehre zu erweisen. Er lebte im Ganzen nicht wie ein Maler,

sondern wie ein Fürst. Wahrlich, Malerkunst, Du mochtest Dich damals glücklich preisen, denn Du hattest einen Künstler, der Dich durch sein Thun und Lassen zu den Sternen erhob.“ — Ich kann nicht schließen, ohne die zwei größten Künstler zu erwähnen, von denen der eine sich nur kurze Zeit, der andere lange in Rom aufhielt, ich meine Leonardo da Vinci und Michelangelo.

Leonardo kam im Jahre 1513 mit seinem Beschützer Giuliano de' Medici nach Rom. Es begleiteten ihn Boltraffio, Marco d'Oggionno, Salaino, Farfoia (Cesare da Sesto) und Francesco Melzi, seine Schüler. Es war bei Gelegenheit der Thronbesteigung Leos X. Wir wissen nicht genau, wie lange er in Rom blieb. Aber gewiß blieb er längere Zeit. Man darf annehmen, daß er zu Rafael Beziehungen hatte, denn dieser hatte ja das Bildniß Giulianos de' Medici gemalt. Und mit mehr als Wahrscheinlichkeit geht es aus den Beziehungen Sodomas zu Rafael hervor. Sodoma war ein Schüler Leonardos zu Mailand gewesen, ehe er nach Florenz kam. Dann aber sahen wir ihn als Freund Rafaels in Rom; und ich meine, daß dieser des Freundes Bildniß neben seinem eigenen auf der Schule von Athen dargestellt habe. Ich glaube, daß wir, wenn wir die uns erhaltenen Zeichnungen Rafaels, Sodomas und Leonardos aus jener Epoche mit einander vergleichen, ohne Schwierigkeit manchen Verbindungsring zwischen diesen drei Malern entdecken. Es möchte sich dann wohl bestätigen, was mir ohnehin immer sehr wahrscheinlich erschien, daß während des Aufenthalts Leonardo's da Vinci zu Rom die beiden großen Künstler nicht nur persönlich mit einander verkehrten, sondern vielmehr freundschaftliche und künstlerische Beziehungen zu einander hatten.

Was Michelangelo betrifft, so war er bereits in Rom, als Rafael dort ankam; dann verließ er wieder Rom, um bald darauf zurückzukehren und die Decke der Sixtina auszumalen. Aber es ist erwiesen, daß zwischen den beiden Künstlern nie ein innigeres persönliches Verhältniß bestand. Der Grund dafür liegt wohl in ihren verschiedenen, fast entgegengesetzten Naturen: Michelangelo — ein strenger, mürrischer Denker; Rafael — eine liebenswürdige, freundliche Natur. Dazu drängten sich noch, wie dies zu geschehen pflegt, Neider und Nebenbuhler an sie heran, und namentlich stellten sie dem Buonarroti jeden Triumph des jungen Meisters so hin, als ob jenes Größe darunter litte. Unter diesen Neidern steht obenan Sebastiano del Piombo, von dem uns Briefe erhalten sind, aus denen wir ersehen, wie mißgünstig er dem Rafael gesinnt war, und wie er dessen Ruhm auf jede Weise zu verdunkeln suchte. Er glaubte, diesen im Colorit zu übertreffen, er rühmte sich, von Giorgione dessen weiche und lebendige Farbe angenommen zu haben, aber er fühlte selbst, wie sehr er Rafael in der Zeichnung nachstehe. So brachte er denn Michelangelo dazu, daß dieser ihm die Zeichnung zu einem „Christus an der Säule“ lieferte, den man jetzt in S. Pietro in Montorio sieht, zu dem er selber das Colorit steuerte. Er hoffte dadurch, daß er seine Kunst mit der Kunst Michelangelos

zusammenthat, Rafael aus dem Felde zu schlagen. Ein unglücklicher Versuch, denn dieses Gemälde steht nicht nur weit hinter den Bildern Rafaels zurück, nicht nur hinter den von Michelangelo vollständig ausgeführten Gemälden, sondern sogar hinter denen des Sebastiano, in dessen völlig selbständigen Werken sich doch Frische und Empfindung äußert. Aber gleichwohl begegnen wir keiner Spur von Feindseligkeit von Seiten Michelangelos gegen Rafael, ich will gar nicht von Feindseligkeit von Seiten Rafaels gegen Michelangelo sprechen, denn zu vornehm war die Natur Rafaels, als daß er solcher Niedrigkeit fähig gewesen wäre. Auch Condivi, der sich einmal mit Michelangelo über dessen Verhältniß zu Rafael unterhielt, versichert uns, daß jener diesen sehr schätzte und rühmte; nur hörte er ihn einmal sagen: „Rafael ist nicht so sehr von Natur Künstler wie vielmehr auf Grund langen Studiums.“ Die Legende erzählt, Michelangelo hätte einmal, von Händlern über den Preis eines Rafael'schen Bildes, das diesen zu theuer schien, befragt, barsch geantwortet, das Angebot sei doch tief unter dem wahren Werthe des Bildes. Dieses Gerücht entspringt jedenfalls, wenn es auch nicht wahr wäre, einer allgemeinen Ueberzeugung, die begründet sein muß. Es erfüllt uns darum mit Genugthuung, daß Michelangelo, wenn er schon nicht Rafael besonders zugethan war, ihn doch auch nicht in Wort oder That herabsetzte oder beleidigte. So bleibt denn auch nach dieser Richtung hin die Achtung, die jeglicher Italiener Rafael zollt, ungeschmälert. Diese drei großen Meister, deren Einer schon hinlänglich eine Nation ehrte und den Ruhm vieler Jahrhunderte ausmachte, waren viel mehr einander unähnlich als unter einander verschieden. Leonardo war von Natur mit so vielen und so seltenen Gaben ausgestattet, daß er, auf welchem Gebiete immer er sich bethätigte, überall Spuren seines Schöpfergeistes zurückließ; aber der Umfang seines Wirkens kam der innern Kraft desselben nicht zu Statten. Zuletzt widmete er sich mehr der Wissenschaft als der Kunst, und wenn er auch in dieser Wunderwerke schuf, so ist er in jener als Vorläufer Galileis und Bacos anzusehen, insoferne die Definition und Verbreitung der Erfahrungsmethode in Betracht kommt. Michelangelo, streng und groß als Mensch und Künstler, übte auf seine Zeit und auf die spätern Generationen einen so großen Einfluß, daß es die Künstler als ihren Lebensberuf ansahen, ihn nachzuahmen. Er hatte einmal verkündet, daß seine Nachahmer Dummköpfe werden müßten, und in der That verfiel die Kunst nach seinem Tode. Rafael, anmuthig, maßvoll, harmonisch, nicht von dem Sehergeiste Leonardos, nicht von der Erhabenheit Michelangelos, trägt doch im Wettstreite um die Schönheit die Palme der Vollendung davon.

Carina Bionda.

Von

Willy Kastner.

— Altenburg. —

„Grato m'è il sonno e più l'esser di sasso,
Mentre che il danno e la vergogna dura;
Non veder, non sentir m'è gran ventura:
Però non mi destar, deh! parla basso!"
Michel Angelo Buonarotti.

Es war am Lac Leman. — Das Ende der Saison
Ging schon wie ein vergess'ner letzter Sommergast
Mit Schweigen durch die Gärten von Montreux. Im Wald
Wo nach dem reichen Schwarm der eleganten Welt
Noch hie und da ein einsam-frohes Paar erschien,
Fiel leise buntes Laub in's Moos, und zitternd trug
Die letzte Sommerstunde in den Waldesgrund
Des fern verklingenden Concertes Melodien.

Zu jenen späten Gästen zählte auch ein Mann,
In dessen dunkles Aug' so manche Frau geblickt
Mit Ueberraschung, Neugier oder Mitgefühl,
Wenn durch die Menge an der Seite seiner Frau
Er wie ein Träumender dahinschritt. Selten sah
Man sie in längerem Gespräche, und ihr Kind,
Ein Mädchen, blond, mit Veilchenaugen, senkte trüb
Den Blick, wenn sein Geplauder ohne Antwort blieb.

Er war ein Florentiner, wie es hieß; bekannt,
Doch nur in engerm Zirkel, als ein Mann der Kunst.
Man rühmte ihn, er sei berühmt gewesen. Jetzt,
Wenn auch noch in der Jahre Blüthe, habe er

Dem dornigen Beruf entsagt, um stilles Glück
Im Kreise nächster Lebenspflicht zu finden. Reich,
Geliebt von seiner Frau, im Vaterland geehrt,
Genüge ihm das Anschau'n seiner innern Welt. —

Die heitern Gäste schieden, um den Lüstreglanz,
Den amüsanten Schnee der lauten Residenz
Nicht zu entbehren. — Unter Wenigen allein
Verweilten sie. Sie mußten weilen; denn sein Weib —
„Carina Bionda" nannt' er sie mit Zärtlichkeit,
Wiewohl sie ihren Namen „Käthchen" besser fand, —
Sein Weib war nicht genesen in der milden Luft.
Sie war so klein, so fein und sanft, ja märchenhaft,
Wie eine Lilie, die in deutschen Wäldern blüht. —
Ein frischer Wandrer, kam er in ihr Heimatsthal,
Ein guter Zufall zeigt' ihm sie, und — schnell gefreit —
War er mit der Trophäe aus dem nord'schen Land
Zum Süd, dem wärmer pulsenden, zurückgekehrt.
Was hinter ihnen lag, das fragte Niemand. — Doch
Zur Sühne nun des jugendlichen Uebermuths
Befahl er sich, ihr treu zu bleiben, und er war's.

Wenn sie allein, geschah es oft, daß er zum Trost
Der Zarten, die mit jedem Tage schwächer ward,
Sich heiter gab, daß ihr bei seinem Kosewort
Die Augen wieder leuchteten. — „Doch warum nennst
Du mich Carina?" fragte sie. „Es klingt so fremd,
Wie Deine Knabenzeit, Dein Vaterland mir ist.
Nicht? ‚Meine liebe Blonde' heißt es wohl auf Deutsch?
Da fällt mir ein, was ich Dir sagen wollte: — Einst —
Nein, gestern war es — nicht? — Ja, gestern — sieh,
Da ging am Fenster eine schöne Frau vorbei,
Die ich den Sommer über nie im Bad bemerkt.
Sie sah mich an, und als sie zögernd weiterschritt,
Entschlüpften ihr die leisen Worte: ‚Armes Kind!'
Nicht wahr, Ettore, ich will mein Gesicht nicht mehr
Den Leuten zeigen, bis zu jenem letzten Tag,
Wo ich gesund und Deines Herbstes Rose bin."

Nachmittag war's. — Im dumpfen Schlafgemache, wo
Die Kranke ruhte, schwebte mattes Dämmerlicht.
Die einz'ge Kunde von der Bäume bunter Pracht
Schrieb ihr die Sonne auf den Fenstervorhang hin;
Kein Andrer als ihr Kind gab ihr Gesellschaft, gern
Des Spiels entbehrend in dem freien Licht des Tags:
Am Bett der Mutter saß sie still und hülfbereit.

Doch er, dem dieses Bild die Seele preßte, er
Saß stumm gedankenvoll in der Veranda Grün

Und sah auf die verlass'nen Wege ernst hinaus.
Der Kunst entfremdet, wagte er es heute nicht,
Sich in der Leidensstunde ihr zu nahen. Herb
Durchzog ihn der Gedanke an den Schaffensmuth
Vergang'ner Tage, wo das warme Ideal
Ihm vorgeleuchtet durch die Wand'rung seiner Nacht.
Heut sah er sich als einen Mann, gereift, — enttäuscht,
Und seine Pflicht die Sorge für ein krankes Weib,
Das ihn geliebt, doch das ihn nie verstanden. Fern
Ging sein Gedanke willenlos zurück in's Land
Der Jugend, und er sah die Vaterstadt Florenz,
Der Studienjahre lust'ge Regung, sah — doch nein!
Kommt denn Vergang'nes leiblich ihm zurück? Er sieht
Im Schatten der Allee ein schlankes Weib. Bestürzt
Gewahrt er die Erscheinung. Sie kommt nah. Das ist
Die edle Form in dunklem Kleid, die stolze Brust
In glatter Seide Fesseln, ihres schwarzen Haars
Bezaubernde Schattirung auf dem weißen Hals.
Jetzt ist sie nah; sie will vorüber; nein, sie weilt.
Sie hebt den Blick vom Boden, und ihr dunkles Aug'
Flammt aus der Blässe ihrer Züge schmachtend auf.
Mit dumpfem Schrei steht sie gebannt vor ihm; dann schnell
Und ohne Rücksicht zu ihm eilend, ruft sie aus:
„Du bist's, Ettore! Wie ich Dich gesucht, gesucht
Mit heißer Sehnsucht lange Jahre durch! Du bist's!
Nun zeige mir Dein Glück, wie eine Braut den Schmuck
Zu ihrem Fest der Sonne zeigt und jubelnd ruft:
Sieh, das ist Mein! Ich hab's erreicht! Und das ist Mein!"

Er starrt sie an mit überraschtem Frageblick.
Dann endlich flüstert er ihr zu: „Carina! Still!
Ich bitte Dich, wo kommst Du her?" „Nun, aus Florenz,
Wo viele Jahre mich um Dich betrogen. Doch
Dein letztes Bild, das ich zu Rom gesehn, verrieth
Mir den verlor'nen Weg zu Dir: Ich folgte dreist
Den Spuren Deiner Wandrung; denn es ist nicht nur
Die tolle Laune einer Frau, die mich bewegt,
In einer Sendung bin ich hier . . ." „Was immer auch
Du wollest," fällt Ettore ein, „kehr um! Ich bin
Ein Andrer. Dort durch vieler Zimmer Flucht, da liegt
Mein krankes Weib. Es ist zu spät. Geh fort!"
„Dein Weib?"
„Zu spät! An ihrem Bette wacht mein Kind."
„Dein Kind?
Und wo ist Deine Kunst? Wo bist Du selber? Oh!
Die ganze sel'ge Zeit von einst: Erinn'rung, Glück,
Du weisest sie mit einem Worte ab: Geh fort!"
„Doch sie ist krank, dem Tode nah."
„Oh Gott! Dein Weib!

Was ist sie für ein Weib?"
„Ein blondes, deutsches Kind."
„Und ohne Furcht sagst Du mir dies? Und ohne Schmerz?
Sieh, mein Ettore, nicht um Deiner Gattin Dich
Zu stehlen, komm' ich; doch umsonst auch komm' ich nicht.
Ich seh's auf Deiner Stirn: Du liebst sie kaum. Nun denn:
Du sollst mir eine Stunde schenken, edler Freund,
Nur eine Stunde der Erinn'rung, die mir zeigt,
Wie unsrer Jugend muthige Verheißung sich
An Dir erfüllt. Du weißt, Dein Glück war mein Beruf!"

Sie sah ihm tief in's Aug'. Derselbe Feuerblick
Von einst durchglühte seine Seele, und er sprach:
„Du wolltest stets mein Glück. Ich weiß es. Dankbarkeit
Verknüpft mein Loos mit Deinem. — Oh, Carina, sieh,
Mit altem Zauber trat vorhin der frohe Traum
Des Glückes von Florenz vor meinen Geist. Ich sah
Mich dort, wie ich den vollen Schatz des Ideals
Mit leichtem Tritt in die Mansarde trug. Wie groß
Erschien mir meine Zukunft, wenn ich sie entzückt
Vom kleinen Fenster hoch herab in Fernen sah:
Im weißen Nebel, der den Berg umkleidete,
Im Sonnenlicht, das diese Wolken siegend brach,
Im Duft des Mondes, der mir leisen Blumengruß
Herübersandte aus den Gärten dieser Welt.
Denn sieh: ich hatte Dich! — Glaubst Du, daß ich vergaß,
Wie Du mich fandest; wie Du dann mich fördernd trugst
Zu immer schönerer Entfaltung meines Selbst?
Es liegt ein stilles Dörfchen am tyrrhen'schen Strand,
Und in dem Dörfchen lebte ich verachtet, arm,
Des Dorfes Brutus. — Einsam oft zur Abendzeit
Sah ich hinüber nach dem See, worin Dein Haus
Sich schimmernd spiegelte. Da ward ich reich beschenkt
In meiner eig'nen Märchenwelt, die malend ich
Mit ungeübter Hand in Bildern mir erschuf.
Da sahst Du mich, und ich gefiel Dir. Gütig gabst
Du mir Belehrung, gabst mir Bücher, führtest mich
Dann nach Florenz, nach Rom, zum heil'gen Vatican,
Wo ich die Meister fromm bewunderte. Du gabst
Die Achtung vor dem eignen Geiste mir zurück.
Ich sehe noch Dein Haus: Kastanien blühten rings —
Oh, gold'ne Stunden in dem düstern Laubengang,
Wo prachtvoll lebten unter Deiner Blumen Flor
Die marmornen Gedichte des Praxiteles.
Und dann Dein Stübchen! — Ja, Du warst mein Sein, mein All.
In meinem Irrthum gabst Du Rath, im Fortschritt Lob;
Den Blick, den ich in Leben und in Kunst gewann,
Hat Deine Freundschaft mir erschlossen. Theures Herz,

Wie liebt' ich Deine kleinen Hände, wenn sie mir
Des Künstlers Wege wiesen an dem Marmorbild!"

„Und weißt Du noch?" fährt dann Carina plaudernd fort,
Und malt in süßen Tönen das Idyll von einst:
Den Ausflug auf das Land, die Kahnfahrt und das Fest
Der Bauern, wo sie tanzten, zwanglos und vergnügt,
Und dann die Abende zur Regenzeit, wenn er
Beim Lampenschein so sorglos schwatzend bei ihr saß,
Bewundernd ihrer Frauenarbeit brave Kunst,
Und endlich, wie er eines Tages Abschied nahm,
Sein Glück zu suchen in der weiten Welt, — sein ‚Glück'."

Sie schwiegen. Stille herrschte rings. — Die Kette nur
Von ihrem Armband klirrte, als sie seine Hand
Verstohlen suchte. — Da, — von dem entleg'nen Zimmer her
Ein schwacher Ton, und zitternd dringt es an sein Ohr:
„Ettore!" Ihn durchzuckt's. Er lauscht beklemmt. Er stößt
Die Hand zurück: „Fort! Fort! Sie ruft mich! Geh!
Unzeit'ge Rührung! Laß die reine Musenzeit
Nicht zum Verhängniß für mich werden! Scheiden wir!
Ich bitte Dich! Es ist zu spät! . . . Es ist zu spät!"

Und sich gewaltsam trennend von der schönen Brust,
Will er hinweg; doch sie mit ihrem weichen Arm
Des Mannes starren Nacken schnell in Fesseln legt,
Und ihres Mundes Athem streift die Lippe ihm,
Wie sie die schnellen gluthenvollen Worte spricht:
„Oh, einen einzigen Moment, Ettore, sei
So groß, wie ich Dich mir geträumt. Ist's wahr, daß Du
Dein Ideal verließest um ein blondes Weib,
Alltäglich, ohne Geist, das nicht den Flug verstand
Der Mannesseele, das mit weichen Thränen Dir
Das selt'ne Feuer des Prometheus ausgelöscht?
Wach auf und höre mich: In dieser Stunde folgst
Du mir, wo ich Dich führe. Komm, und frage nicht!"

Und machtlos folgt er. Blendend schaut der volle Tag
Ihm in's Gesicht, und er erröthet; doch — er folgt.
Sie eilen auf entleg'nem Pfad zu ihrem Ziel:
Ein Landhaus abseits von dem Weg. Sie treten ein.
Das ist Carinas Wohnung! Ja, derselbe Reiz,
Der einst ihr eignes Haus im Heimatsland geschmückt,
Verleiht nun auch dem fremden Raum Vertraulichkeit,
Und rechte Ordnung spricht: die Frau ist hier kein Gast.
Wie er nun um sich schaut, sieht er die Staffelei,
Dieselbe, die er einst besaß, und dort . . . Ja, es
Ist wahr! Dort auf der Staffelei dasselbe Bild,
In das er seiner Seele ganzen Ernst gelegt

Vor Jahren. Wo sein Bestes einst Gestalt gewann.
Zwar unvollendet blieb's: des Zweifels Lähmung nahm
Ihm damals aus der Hand den Pinsel; doch er trug
Zu dem Juwel aus seiner besten Schöpferzeit
Noch immerdar die keusche Liebe in der Brust.
Und dieses ihm so treulich nun zurückgebracht
Durch sie, durch sie! — Von warmer Rührung übermannt
Dankt er mit stummem Blick der Freundin, und sie spricht:
„Lebst Du und achtest Du des Ruhmes Klang für Nichts?
Daß Du's erreichst, was Deiner Jugend Streben war,
Geb' ich mich Dir. Noch bin ich schön. Dein Bild verlangt
Die reinen Formen einer schönen Frau. Sieh her!
‚Das Glück' nennst Du Dein Bild: des Glückes Geist erscheint
In meinem Auge nun. Den seltenen Moment,
Den Monde Dir nicht brachten, bringen Jahre Dir.
Wohlan! Sei muthig! Sei ein Künstler und ein Mann!"

Und ihres Körpers edle Formen bietet sie ihm dar,
Und der Begeist'rung lang' entbehrte keusche Gluth
Durchbebt sein Herz mit göttlicher Belebung: Nun
Ist er wie einst der jugendfrische Schöpfergeist.
Gestaltung fügt sich glücklich dem Modell: Es wölbt
Der Grotte Felsen sich und schließt die finstre Nacht
In seine starren Arme. Doch daraus hervor
Tritt nun ein Weib in holder Schönheit. Rings das Land
Erwacht im Schimmer ros'gen Sonnenlichts; es blüht
Die Matte, die den nackten Fuß der Nymphe trägt;
Die Welle strebt, sich diesem schönen Fuß zu nah'n,
Und wie zum Dufte ferner Berge sie den Blick —
Den selt'nen, wundervollen Räthselblick — erhebt,
Den Blick, den aus der Freundin Aug' der Künstler trinkt,
— Das Höchste, was er schuf! — da — „War es eben nicht,"
Fragt er sich stockend, „als ob sie ‚Ettore' rief?"
Doch weiter schafft er, und der Tag verbleicht. Er muß
Vor der Vollendung unterbrechen. In das Kleid
Hüllt nun Carina wieder stumm der Glieder Pracht.

So sank die Nacht umher, und seinem Auge nah
Durchschimmerte ihr weißer Hals die Dunkelheit
Und ihrer halb entblößten Arme Schnee. Wie sie
Sich nun an seine Seite setzte, sinkend, leicht —
Umströmte ihn die Wollust des Odeurs, das einst
Ihn in Florenz so manche schöne Nacht berauscht.
Und von der Staffelei steht ernst der Maler auf:
„Nein! Gieb zuerst mir jene Zeit zurück, wo ich
Die Hand an meine Arbeit legte ohne Schuld!
Von meiner Pflicht, die mir das Leben auferlegt,
Rufst Du mit einem heißen Blick mich fort. Zu spät!

Ich kann — ich kann Dich nicht wie damals sehn, nicht mehr
Mit jener sel'gen Inbrunst mein und aller Kunst. —
Viel schuld' ich Dir: Hier hast Du meine Dankbarkeit:
Was ich Dir schulde, zahl ich Dir mit — meiner Schuld!
Gieb mir die Hand, Carina, und versprich mir dies:
Kehr heim! Vergiß mich, frage nie nach mir. Die Welt
Reißt mit Gesetzen mich von Deinem Busen fort.
Wir scheiden, und wir sehn uns nie mehr. — Lebe wohl!"
— Ein Schrei, ein wildes Schluchzen tönt ihm bebend nach.

Und hastig, wie verfolgt, verläßt er sie und eilt
Zurück zu seiner Gattin Haus. Der Thau der Nacht
Befeuchtet perlend seinen Bart. Fast athemlos
Tritt er herein, doch leise. — Oh, das holde Bild!
Mit einer Ahnung sanften Lächelns ruht sein Weib
Auf weißen Kissen, schlummernd. — Wie so schön und gut
Ist doch sein Weib! Wie goldig scheint ihr reiches Haar
Beim unstät matten Licht der Kerze! — Stille herrscht.
Die Tochter schlummert neben ihrer Mutter Bett
In holdem Frieden. — Sanft berührt er nun den Arm,
Die kleinen Hände seiner Frau. — Sie sind so kalt —
So starr, gefühllos. — Graun durchbebt ihn. — Wie? Was ist's?
Ist das die Krankheit? — Ja, was sonst? — Er küßt gerührt
Die Lippen. — Fürchterliche Ahnung! — Sollte sie? — Doch nein!
Sie athmet ja, nicht wahr? — Das ist ihr Hauch: Sie lebt! ——
In seinen Armen hält er sie in langem Kuß.

„Bist Du's Ettore? — Wie ich Dich, gesucht ersehnt
Mit banger Sorge all die lange Zeit! Wo warst
Du denn?" „Hast Du vielleicht — vorhin — nach mir — gefragt?"
„Ich hätte gern, auf Deinen Arm gestützt, zuletzt
Noch einmal diese schöne Welt gesehn. — Sei still!
Ich liebe Dich. Doch — es ist kalter Herbst, nicht wahr?
Mich fröstelt. — Sag, warst Du mit mir zufrieden? Wie?
Ich fühl's, mein Guter, doch ich kann ja nichts dafür,
Daß ich Dich nun verlassen muß. — Die Welt ist schön.
Mein Gott, zu schön! — Denk an Dein Kind! Leb wohl, — — mein Mann!"

Auf seine Locken sinkt die kleine Hand. — „O, bleib!"
Ruft er erschüttert, und er schlingt um sie den Arm.
Es ist umsonst. — Er weiß, daß sie gestorben ist.
Und ob er wieder zärtlich zweifelt, bangend fragt:
Gemeißelt starr bleibt ihm die Antwort: Sie ist todt. —
Mit bangem Schweigen feiert er sein Elend. Dann, sein Kind
Erweckend, spricht er thränenlos und fest: „Mein Kind,
Geh schlafen nun und laß die Nacht mich wachen. Geh!"

Er bleibt allein. Er sieht sich wie nach Rettung um.
Das namenlose Weh gönnt seinem Munde nur

Noch dumpfe Laute ohne Sinn. Er weint und schwankt,
Und vor dem Angesichte seiner blonden Frau
Bricht er zusammen. Leise klirret der Krystall
Des Leuchters auf dem Tische neben ihrem Bett.

* * *

Umrauscht von Bäumen liegt das unbekannte Grab
Carina Biondas, und mit seinem Kind allein
Ist er. Die Kleine fragt betrübt: „Warum ist denn
Die Mutter todt, mein Vater?“ Und ihm bebt die Hand,
Mit der er durch den welken Park die Tochter führt.
Und sie spricht weiter: „Wo, mein Vater, ist die Frau
Mit schwarzen Augen, die der Mutter Grab geschmückt
Noch jüngst mit frischen Blumen?“ „Still! Ich . . . weiß es nicht.
In . . . meinem Vaterlande,“ sagt er tonlos schnell.
Und endlich fragt die Kleine: „Wo, mein Vater, sind
Die vielen Jahre, die so schnell Dich grau gemacht?“
„In . . . meiner Jugend!“ spricht er sinnend; dann: „Mein Kind,
Du meine liebe Kleine, ach, wie sühnt ein Mann
Des Lebens Schuld? Verstehst Du, was das sagen will?
Was soll Dein Vater thun, daß Du ihn liebst?“

Und ihre blauen Augen schlägt sie lächelnd auf:
„Mir ist, als hättest Du mich heut' zum ersten Mal
So recht von Herzen gern. Willst Du mich lieben? Ja?

„Oh, daß ich Dich an diesem Herz noch halten darf!
Noch darf! Sühn' ich durch Dich mein Leben? — Ja, die Kunst
Ist heilig, wie die Kindheit. Komm, ich liebe — Dich!“

Jule.

Erzählung

von

Elise Orzeszko*).

— Grodno. —

In einer der stillsten und entferntesten Straßen der Stadt Grodno sieht man einen großen Hof, den einst eine hohe Mauer, welche jetzt in Trümmern liegt, umgab. Im Hintergrunde steht die Hauptwand eines großen Gebäudes. Die eintönige Oberfläche dieses alten, verlassenen Baues unterbrechen lange Reihen scheibenloser Fenster, aus denen Dunkelheit und Verödung schauen. Zuweilen bemerkt man in den höheren Stockwerken oder auch ganz unten, fast in den Kellerräumen, durch glanzlose Scheiben ein mattes Licht durchschimmern, welches allein vermuthen läßt, daß vielleicht ein großes Elend hier endlich eine Zufluchtsstätte gefunden hat. Hin und wieder ruht das Auge auf Epheuzweigen, welche sich an den Dachgesimsen herabwinden, mitunter erblickt man auch in einer Mauerspalte eine wilde Levkoje, in vollster Blüthe prangend. Das große Gebäude mit allen umliegenden Nebenbauten war einst das Besitzthum eines reichen und vornehmen Geschlechtes, aber unglückliche politische Verhältnisse brachten es in die Hände der Regierung, die keine andere Verwendung dafür fand, als in seinen Räumen Armen für eine geringe Entschädigung eine armselige Wohnung zu gewähren. Wie arm, wie elend mußten die Menschen sein, welche weder die Verödung noch die Trümmer dieser Ruine abschreckten! Der Reichthum, der hier einst geherrscht, hatte Spuren hinterlassen, welche selbst Jahrzehnte nicht hatten zerstören können. In den vier Ecken des Hofes stehen mächtige Linden, deren ausgebreitete Zweige ein Dickicht von emporwucherndem

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von A. Erlich.

Unkraut beschatten; zwischen den riesigen Meerrettig- und Rhabarberblättern sieht man zuweilen eine kleine Hyazinthe oder eine verkümmerte Aster; dornige Disteln beugen sich unter der Wucht eines verwilderten Flieders oder eines Hagebuttenzweiges, der eben in prachtvoller Blüthe steht. Dichtes Gras bedeckt den ganzen Hof, der wahrscheinlich nie gepflastert worden war; Sonnenstrahlen dringen durch die seit langen Jahren stets geöffnete Hausthüre in den tiefen Flur und beleuchten flimmernd die verschossenen Farben alter Wandgemälde und verstümmelte Bildsäulen, welche mit Spinngeweben ganz bedeckt sind. Im Gegensatze zu diesen verfallenen Ueberresten machen die hölzernen Bauten, die dem großen Gebäude gegenüberstehen, einen viel angenehmeren Eindruck. Die Fenster dieser Wohnungen, die einst den vornehmen Bewohnern des Schlosses als Speicher gedient, gehen auf die enge, lautlose Gasse. Ihre hölzernen Wände sind niedrig und durch die Zeit geschwärzt, sie verschwinden fast vor der sie überragenden Höhe der alterthümlichen Dächer, die, oben zugespitzt, sich unten sehr breit an die Mauern lehnen. Aus dem Schatten dieser bemoosten, weit hervorstehenden Dachgesimse treten sehr bescheidene Fenster, die ungleichmäßig bald tiefer, bald höher in die morschen Wände eingesetzt sind. Ohne das mindeste Ebenmaß in Länge und Breite bestehen sie größtentheils aus kleineren und größeren Scheiben. Die Fensterrahmen sind zuweilen neu und gut, anderen wieder sieht man es an, daß zu ihrer Anfertigung verwittertes und morsches Holz gedient hat. Sie geben auch den besten Maßstab für die Wohlhabenheit der Menschen, die hinter ihnen ein kümmerliches Dasein führen. Ganz dicht an dem engen Trottoir, dessen Steine fast vertikal stehen, befindet sich eine kleine Victualienhandlung. Ihre Besitzerin ist eine alte gebeugte Jüdin, die niemals ohne eine alterthümliche, bunte Kopfbedeckung gesehen wird. Hinter den ziemlich großen, aber sehr schmutzigen Fensterscheiben stehen schon jahrelang Reihen harten Käses, gelbe Bretzeln und Flaschen in allen möglichen Größen, die mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt sind. Hier verweilen stundenlang Dienstboten, die ohne Stellung sind, Handwerker, die immer elend und arbeitslos, ihre Familien in dumpfen, dunklen Kammern unterbringen, selbst aber fast jede Nacht das schweigende Straßenecho durch ihre unsicheren Schritte und ihr trunkenes Geschrei wachrufen. In die elendsten Winkel verkriechen sich die Straßenbettler, welche jeden Abend ihre gemeinen, schreienden Zwistigkeiten um den tagsüber eroberten Groschen auf dem großen Hofe erschallen lassen. Am Morgen hört man sie wieder in heiseren Tönen in Begleitung der schallenden Stöße ihrer Krücken und Wanderstäbe Andachtslieder singen, die nur in der Ferne inmitten des Lärmes belebterer Straßen verhallen. Hier, wo die große Linde ihre mächtigen Zweige auf das schwarze Dachgesims niederhängen läßt, hört man oft schwache Musik, welche aus einem alten Clavier mit klimpernden Saiten tönt. Dort, ein wenig weiter, schallt das unheimliche, immer gleichmäßige Getöse einer Mangel, die ohne Unterbrechung Morgens wie Abends ihre steinerfüllten Laden kreisen läßt. Zuweilen

hört dieser Lärm auf Augenblicke auf, dann dringt aus einem kleinen Nebenbau, dessen weiße, niedrige Wände von üppigem, schmutzig grünem Unkraut bis zur Hälfte bedeckt sind, das stille und heimliche Gesumme einer Nähmaschine. Ueber ihre Arbeit gebeugt, sitzt dort eine Frau mit abgemagertem Antlitze und verblaßten Augen. Von ihren Lippen ertönt kein frohes oder wehmüthiges Lied, wie so oft unrichtiger Weise von nähenden Frauen erzählt wird; denn sie blickt oft unruhig aus dem Fenster, in dessen unmittelbarer Nähe sie sitzt, und ruft mit einer aus müder Brust herausgestoßenen, erregten und fast kreischenden Stimme einige verzärtelte Kindernamen. Die Besitzer dieser Namen sind kleine Geschöpfe, die barfuß und mit wirrem Haar in Gesellschaft vieler ihnen ähnlichen Wesen den großen Hof mit ihrem Geschrei und mit dem Getrampel ihrer kleinen, im Eifer des Haschens rasch auftretenden Füße erfüllen. Eigenthümlich ist es, daß, trotzdem die Bewohner dieses Hauses oft wechseln, man dennoch immer dieselben zu sehen wähnt. Wenn Jemand sich Jahrzehnte lang jeden Monat oder jede Woche, ja jeden Tag die Mühe nehmen würde, einen Blick auf den Hof zu werfen, so würde er staunen, immer denselben Anblick zu haben und denselben Lärm zu hören. Dienstboten, die ohne Stellung waren, zerstreuen sich von hier aus nach verschiedenen Gegenden, um eine Zeitlang schöne Häuser zu bewohnen, die ihre minder glücklichen Gefährten verlassen und an ihrer Statt in das alte Gebäude ziehen mußten. Zuweilen räumen auch Bettler und Bettelweiber den Platz, um in ein wohlhabenderes Kirchspiel zu wandern, andere wiederum legen sich zur ewigen Ruhe in die bescheidensten Winkel des Friedhofes. Die Genossen aber, welche sie zur letzten Stätte geleitet, treten mit ihren Krücken und Wanderstäben das Pflaster weiter, auf welchem auch die Verblichenen einst mühsam dahingegangen sind. Oft wird auch eine ärmliche Kinderbahre aus dem Thorweg getragen, und hinter der kleinen Leiche schreiten mit gebeugtem Haupte und thränenschweren Augen dieselben frechen Männer, welche durch ihr unanständiges, trunkenes Gebahren die Nachtruhe der Straßenbewohner stören. Die Zahl der kleinen Wesen, welche sich auf dem Hofe tummeln, wird darum nicht geringer. Im kleinen Nebenbau, dessen Wände von überwucherndem Unkraut fast ganz verdeckt sind, sitzt statt der Nähterin mit verblaßtem Antlitz und verweinten Augen eine von der Feuersgluth roth angehauchte Wäscherin mit bloßen, immer nassen Armen, welche auch fortwährend mit heftiger Stimme ihre Kinder ruft. Mit einem Worte: es bleibt hier Alles beim Alten trotz des ewigen Wechsels. Die Mangel mit ihrem dumpfen Getöse steht seit Jahrzehnten an demselben Platze, und dieselbe alte gebeugte Jüdin wiegt hinter dem mit hartem Käse, Flaschen und Bretzeln geschmückten Fenster ihr Haupt, das stets derselbe verschossene Kopfputz bedeckt. Die Besitzerinnen der Mangel wechselten oft, und auch die alte Jüdin hatte Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen, welche ihr im Geschäfte halfen, verschwinden sehen, sie selbst aber saß seit langen Jahren an derselben Stelle und erzählte gern Jedem, der es hören wollte, von den Geschicken

der vielen Menschen, die über den großen Hof geschritten waren. Ihr selber kamen diese Menschenmassen wie Schatten vor, die, einander unähnlich, doch denselben Eindruck hinterließen.

Eine Bettlerin, die eines Morgens sich sehr früh vom Lager erhoben hatte, fand in dem zerbröckelten, röthlichen Thorweg ein neugeborenes Kind, das, in ein dickes Tuch gewickelt, auf der Erde lag. Es war ein Herbstmorgen, und ein leichter grauer Nebel befeuchtete das Tuch. Aber die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen darauf, erwärmten das kleine unbewegliche Wesen und trockneten seine Umhüllung. Gleich darauf ließ sich auf dem Hofe ein eigenthümliches Geräusch hören; in der Mitte stand die Bettlerin, hielt in erhobenen, mit Fetzen bedeckten Armen den Findling und zeigte ihn den Bewohnern des Hauses, welche sie neugierig umdrängten. Man besah und bestaunte das Kind; viele schienen empört und ballten die Fäuste, andere zuckten mit den Achseln, legten ihre Stirn in tiefe Falten, schauten in die Höhe und gaben sich alle Mühe, zu errathen, wem wohl das kleine Wesen gehöre. Einer ließ ein freches, grausames Gelächter erschallen, aber ein anderer wischte mit der rauhen Handfläche eine Thräne von dem müden Auge.

Durch den großen Lärm in ihrem Schlaf gestört, trat die alte Jüdin aus ihrem Laden, betrachtete das Kind genau und wiegte mit verwunderter und zugleich mitleidiger Geberde den Kopf. Dann wandte sie sich zu den herumstehenden Menschen, wies mit ihrem gelben, gerunzelten Finger auf den Säugling und fragte: „Was werdet ihr damit anfangen?" Diese Frage griff zuerst in die Sache praktisch ein. Eine Stunde lang wurde nun berathen, ohne zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Eine männliche Stimme behauptete, es wäre wohl das beste, den Findling unter den Schutz der Polizei zu stellen, die schon wissen werde, was sie mit ihm anzufangen hätte, aber dieser Vorschlag wurde mit solch keifenden Worten beantwortet, daß, obgleich eine große Zahl der Zuschauer derselben Ansicht war, sich diese dennoch keinen Augenblick behaupten konnte.

„Armes Ding!" „Kleiner Wurm!" „Diese niederträchtige Mutter!" „Spitzbube von einem Vater!" „Sind es nur Spitzbuben, die solche Thaten sich zu Schulden kommen lassen?" „Hatte sie denn keine Scham!"

Solcher Art waren die Ausrufe, welche man vernahm, aber alle vereinigten sich schließlich in der Frage: „Was sollen wir damit anfangen?" Die Waschfrau, welche den kleinen Nebenbau bewohnte, antwortete darauf: „Mag es doch hier aufwachsen!" Diese Worte blieben lange unbeantwortet, bis endlich die Besitzerin der Mangel, welche für die wohlhabendste Person dieser Gesellschaft galt, alle aufmerksam mit ihren kleinen Augen, welche unstät in ihrem feisten Gesichte hin- und herirrten, prüfte und dabei bemerkte, es könne ja hier aufwachsen, aber unter wessen Schutze werde es stehen? Ein allgemeines Schweigen folgte, einige Personen zogen es vor, sich zu entfernen, und schritten eiligst ihren Wohnungen zu, andere blieben

mit gesenkten Armen und hoffnungslosen Blicken stehen. „Was macht ihr so viel Gerede?" sagte da die alte Jüdin, „unter wessen Schutze? Wir alle wollen uns des Findlings annehmen!" Kaum hatte sie ihre Rede beendigt, als auch ein ältlicher Mann in einem langen abgetragenen Rocke aus dem Zuschauerkreise heraustrat, seine Schafspelzmütze abnahm und sie der Reihe nach bei allen mit bittender Geberde herumreichte. Es war ein Riemer, eine von den Existenzen, welche sich niemals aus tiefem Elende herausarbeiten können. Sein rothes, aufgedunsenes Gesicht sprach nicht sehr zu Gunsten seiner Nüchternheit, aber in diesem Augenblicke hatte es einen schönen Ausdruck der Rührung, vor dem alles Häßliche verschwand. Er schien großes Mitleid für den armen Wurm zu empfinden, seufzte oft und winkte ermuthigend mit seinen rothen, zwinkernden Augen, sagte auch oft: „Wir können ja gar nicht anders handeln." Die Zuschauer wiederholten im Chore seine Worte. Eine kleine Greisin, mit einem unzureichenden, wattirten Mäntelchen und einer Kapuze bekleidet, die nur spärlich ihr graues Haar bedeckte, näherte sich dem Kinde, betrachtete es aufmerksam durch ihre Brille und warf als die erste ein kleines silbernes Geldstück in die dargereichte Mütze. Darauf zog sie aus einem Körbchen, das an ihrem Arme hing und mit kleinen, wollenen und baumwollenen Handarbeiten vollgepackt war, ein zerrissenes Taschentuch hervor, wischte sich damit die feuchten Augen ab und trippelte dann zur Stadt, wo sie, von Haus zu Haus wandernd, die mühselige Arbeit ihrer alten Hände um ein Spottgeld verkaufte. Jetzt fiel manches Geldstück in die Mütze des Riemers. Die feiste Besitzerin der Mangel warf mit großartiger Geberde einen Papierrubel hinein und entfernte sich mit stolzer Haltung und langsamen Schritten, begierig auf die Ausrufe des Staunens und der Bewunderung horchend, welche ihre Freigebigkeit hervorrief. Alle gingen nun ihren Behausungen zu, sobald sie sich an der Sammlung theils aus wahrer Herzensgüte, theils auch aus Eitelkeit betheiligt hatten. Zuletzt blieben nur noch drei Personen inmitten des Hofes stehen. Dies waren: die Bettlerin, welche noch immer den Säugling in ihren Armen hielt, der Riemer, die Mütze mit dem gesammelten Gelde in der Hand haltend, und eine Frau mit bloßen Füßen und Armen, welche nur spärlich mit einem kurzen Rocke und hellem Kopftuche bekleidet war. Einige Schritte weiter sah man noch die alte Jüdin stehen, welche auf dem Wege nach ihrem Laden begriffen war, aber immer wieder umkehrte und unverständliche Worte vor sich hermurmelte.

„Bitte, nehmen Sie mir doch den Wurm ab, die Arme schmerzen mich vom langen Halten, und ich muß mich sogleich zur Kirche aufmachen; es ist schon die höchste Zeit zur heiligen Messe." Mit diesen Worten reichte das Bettelweib der ihr gegenüberstehenden Wäscherin den Findling hin. „Sie nähren ja Ihr Kind," fuhr es fort, „da können Sie sich auch dieses annehmen." Die Frau mit den bloßen Füßen nickte zustimmend und nahm der Bettlerin das kleine Wesen ab. Sogleich schüttete der Riemer das in seiner Mütze

befindliche Geld in ihre aufgehaltene Schürze, und die alte Jüdin flüsterte, an sie herantretend, ihr folgende Worte in's Ohr: „Behalten Sie nur das Kind, ich verpflichte mich, Ihnen jeden Monat bei den Hausbewohnern so viel zu sammeln, als Sie eben bekommen haben, ich kann das schon zustande bringen, denn jeder von ihnen braucht mich, und keiner will es mit mir verderben." Hierauf wandte sie sich zum Riemer und fragte ihn: „Wäre Ihnen jetzt ein Schnäpschen gefällig?" Dieser machte eine unwillige Handbewegung, hatte aber nicht die Kraft, der unseligen Versuchung zu widerstehen, sondern folgte der alten Jüdin seiner Gewohnheit gemäß in die sich eben öffnende Thüre ihres Ladens. Das Getöse der Mangel begann in diesem Augenblicke, die klimpernden Saiten des alten Claviers klangen schrill durch die Luft, schreiende Kinder stürzten aus allen Wohnungen heraus, Bettler und Bettlerinnen sangen mit heiserer Stimme ihre Andachtslieder und suchten ihren Weg unter den lauten Stößen ihrer Wanderstäbe. Leise, aber tief aufseufzend stand an einem schwachen Herdfeuer die Frau des Riemers, der eben sein erstes, aber leider nicht letztes Glas Branntwein trank. Mit einem Worte: der Hof bot heute den gewöhnlichen, seit Jahrzehnten nicht veränderten Anblick.

Die ersten Arme, die Jule empfangen und den Menschen gezeigt hatten, waren die einer schmutzigen, zerlumpten Bettlerin, das erste Bild, auf welches sie ihre Augen verständnißvoll richtete, war eine niedrige Kammer mit grauen Wänden und einem großen, glühenden Herdfeuer. Schwere Dunstwolken stiegen aus einer Waschbütte, welche in der Mitte des Zimmers aufgestellt war, in die Höhe, um sich auf der Decke zu lagern. Ueber diese Waschbütte gebückt, stand das uns schon bekannte Weib mit den bloßen Füßen und dem unzureichenden Rocke. Oft wischte sie sich mit den groben Hemdärmeln, welche bis zum Ellenbogen aufgeschlagen waren, helle Schweißtropfen von dem glühenden Gesichte, steckte aber immer wieder eiligst die Arme in das schäumende Seifenwasser. Zuweilen sah man sie in der rothen Flamme Bügeleisen heiß machen, oft auch schleppte sie einen Kessel kochenden Wassers, dessen Last ihr manchen Seufzer entrang, an die Waschbütte, um ihn dort auszuleeren. Zu den Füßen des hart arbeitenden Weibes kroch ein kleines Kind herum, während ein Mädchen und ein Knabe mit großem Lärm aus und ein liefen. Das Gesicht dieses letzteren, welches an sich düster war, hatte dennoch einen Ausdruck der Kraft und des Muthes; so oft er in die Stube lief, warf er stürmisch die Arme um den Nacken der Mutter und drückte heiße Küsse auf ihre glühenden Wangen, das Mädchen hingegen schien nur Sinn für den Säugling zu haben, denn sobald sie in's Zimmer trat, nahm sie das kleine Wesen bei der Hand und tanzte und sang zu seiner Unterhaltung. Wenn die Kinder sich auf dem Hofe tummelten, dann herrschte tiefe Stille in diesem Raum, und man hörte nur das Plätschern des Wassers, das Knistern der Flamme, zuweilen auch ein leises, fast unterdrücktes Stöhnen oder ein ungeduldiges Murren. Mitunter ließ die Wäscherin ihre Arbeit ruhen, richtete sich aus der gebückten Stellung auf, stützte das müde Haupt

auf die Hand und blickte mit verglasten, starren Augen in die Ferne. War es ihre lichtere Jugendzeit, die an ihrem geistigen Auge vorüberzog? Oder dachte sie an die schwere Gegenwart? Vielleicht schaute sie auch mit hellsehendem Auge in die Zukunft ihrer Kinder? Wer in solchen Augenblicken die Stube betreten hätte, würde wohl in dem entlegensten Winkel hinter einem großen Kehrbesen ein kleines Kind bemerkt haben. Die dürren, stechenden Reise dieses Kehrbesens drangen in das Haar des armen Wesens ein und verwirrten es bei jeder Bewegung der Kleinen, diese schien das jedoch gar nicht zu beachten, sondern blickte fortwährend durch die Zweige auf die breite, prasselnde Flamme, der unzählige Funken entsprühten, auf die sich goldig röthenden Bügeleisen, welche im Feuer standen, auf die schäumenden Ströme Seifenwassers, die, aus der Waschbütte herausquellend, sich über den ganzen Boden ergossen, auch auf das Bügelbrett, an dessen einem Ende schneeweiß gebügelte Wäsche aufgehäuft lag. Im dämmerigen Hintergrunde des Zimmers lockte auch ein halbgeöffneter Schrank die Blicke des Kindes an sich. Glühende, knisternde Feuerflammen begrüßte sie mit einem leisen, unbeweglichen Lächeln. Goldige Funken, die lärmend in die Höhe sprühten, glühende Kohlenreste, die zuweilen aus der Ofenthüre bis in die Mitte der Stube fielen, riefen ein unüberwindliches, aber leises Lächeln auf ihre Lippen. Reichten die Feuerstrahlen bis in den Winkel, in welchem sie niedergekauert saß, und beleuchteten sie ihr nußbraunes Gesichtchen und ihre tief schwarzen Augensterne, dann warf sie heitere, schelmische Blicke durch die Aeste des Besens dem Zimmer zu. Wenn aber die Flamme erlosch und die Dämmerung ihre schwarzen Fittiche ausbreitete, dann kroch sie womöglich noch tiefer in den Winkel, und man sah von dem Kinde nichts weiter als zwei dürre, nackte Beinchen, die lang ausgestreckt auf der rauhen Diele lagen.

In der Mittagszeit stürzten lärmend der Bube und das Mädchen in die Stube, hingen sich mit heiterem Gekicher an die Rockfalten der Mutter, die eben das ärmliche Mittagsmahl vom Herde hob, setzten sich dann alle auf die Diele und langten eifrig aus der gemeinschaftlichen Schüssel zu. Gleich darauf hörte man gewöhnlich aus der Ecke, wo der Kehrbesen stand, ein schwaches Geräusch dringen. Dürre, nackte Füßchen, denen mit vielen Wunden, Narben und blauen Flecken bedeckte Händchen halfen, setzten sich in Bewegung und krochen auf den Platz hin, wo das Essen stand. Kaum aber hatte die arme Kleine das Ziel ihrer mühseligen Wanderung erreicht und das Händchen nach dem Löffel, den die Waschfrau für sie hingelegt hatte, gestreckt, als der große Bube ihr mit dem seinigen einige feste Hiebe auf Kopf, Gesicht oder Rücken versetzte und mit großer Genugthuung ob dieser Heldenthat hell auflachte. Das arme Kind verkroch sich mit der Geschmeidigkeit der Katze unter die zunächststehende Bank. Oft nahm sich das Weib der Kleinen an und rief mit ärgerlicher Stimme:

„So laß' sie doch in Ruhe essen!“ Mitunter aber ließ die brave Frau die Unart ihres Sohnes stillschweigend geschehen; dies trat jedoch nur dann

ein, wenn sie sinnend in's Feuer oder in die Tiefe ihrer Waschbütte blickte. Das Mädchen hielt den kleinen Bruder in ihrem Arm und flößte ihm unter heiteren Scherzen und zärtlichen Liebkosungen einige Löffel der sorgsam abgekühlten Suppe in's Mündchen. Zuweilen nahm sie auch eine Kartoffel aus der Schüssel und warf sie unter die Bank, wo das zusammengekauerte Kind sie schnell vom Boden hob und gierig aß. Der Junge beugte sich dann mit spottenden Blicken nieder und rief laut: „Na, Jule, fang!"

In der Dämmerungsstunde gab die Wäscherin ihren Kindern ein Stück harten Brotes, vergaß aber dabei niemals die arme Jule. Wenn sie eben keine dringende Arbeit hatte, nähte und flickte sie bei einem bescheidenen Talglichte zerlumpte und verschossene Kleidungsstücke. Die Kinder schliefen gewöhnlich um diese Zeit, wurden aber oft durch ein heftiges Rücken des Stuhles, auf welchem ihre Mutter saß, geweckt. Von der Straße nämlich klang oft ein mit trunkener, unsicherer Stimme gebrülltes Lied in die Stube hinein; dann fiel der Aermsten die Arbeit aus den zitternden Händen; sie stand mit vorgebeugtem Kopfe und starrem Blicke und lauschte dem Echo, das aus der Ferne zu ihr drang. Dieser gemeine Gesang, welcher mitunter von frechem Hohngelächter unterbrochen wurde, kündigte die nahe Ankunft des „Versorgers der Familie" an. Dieser, ein Koch von Profession, hätte in der Stadt stets eine Beschäftigung finden können. Trotzdem mußte das arme Weib sich und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit ernähren; denn ihr Mann hatte sie verlassen und ließ sich nur selten bei ihr sehen. Doch erkannte sie seine Stimme schon lange bevor seine schweren Schritte auf dem Hofe widerhallten, und suchte mit spähenden Blicken nach einem sicheren Schlupfwinkel, in dem sie einige in Lumpen gewickelte Geldstücke verbarg. Gleich darauf wurde es sehr laut in der kleinen Stube, eine tiefe, rauhe Männerstimme versuchte eine schrille, weibliche zu übertönen, welcher sich bald Kindergeschrei und lautes Schluchzen beigesellten. Jule erwachte sogleich und erzitterte am ganzen Leibe; mit weit geöffneten, furchtsamen Augen schaute sie durch das dürre Geäst des Kehrbesens auf die schauerlichen Vorgänge. Sie sah, wie ein großer, starker Mann unbarmherzig mit geballten Fäusten auf den Rücken des armen Weibes schlug, welches ihre ganze Kraft aufbot, um sich zu wehren, wie er seine Frau so lange am Haar zerrte, bis sie, vor Schmerz und Wuth sich windend, auf dem Boden lag. Dann sah sie noch, wie der Bube seiner Mutter zu Hülfe eilte, sich über ihren Körper warf und mit frechem Antlitz und haßglühenden Augen den Vater anblickte. Dann flohen wohl die anderen Kinder, fast zu Tode geängstigt, aus dem Bette der Mutter, das sie mit ihr theilten. Gewöhnlich fand dieser zärtliche Gatte und Vater das, was er zu holen gekommen war, entriß der Aermsten das Geld, welches sie so sorgsam unter einem Balken der Zimmerdecke oder in der Tiefe des Bodens versteckt hatte, und entfernte sich, die Thüre heftig zuschlagend. Das Weib war zu erschöpft, um sich zu erheben, es bemühte sich nur, aus der liegenden Stellung zu einer sitzenden

zu gelangen, um dann das Haupt in den rothen Händen zu bergen und laut und schmerzlich zu weinen. Sein Jammern wurde immer leiser, so leise, daß man den heißen Thränenstrom auf den zerlumpten Rock, der die zitternden Kniee barg, herniederträufeln hörte. Dies alles spielte sich vor den Augen des im dunkeln Winkel niedergekauerten Kindes ab, welches alles beobachtete und sich dann immer dichter an die kalten Wände anschmiegte, oder mit zitternden Aermchen und verstörten Blicken den dürren Kehrbesen umfing. Einst geschah es, daß während eines solchen Auftrittes die Augen des Mannes sich auf diesen dunkeln Winkel richteten — die Kleine bemerkte es und verging vor Angst. Der Blick dieser runden, schwarzen, inmitten eines rothen Gesichts schauerlich leuchtenden Augen war wirklich furchterregend, um so mehr aber mußte das arme Mädchen erschrecken, da es hörte, wie er von seiner Frau das Geld verlangte, welches ihr die Leute für den Unterhalt des Findlings zahlten, und auch vernahm, wie das Weib erwiderte, daß sie schon lange Zeit keinen Groschen erhalten habe, da die Menschen, welche einst das Geld gegeben, längst ausgezogen seien und die neuen Bewohner des Hauses nichts davon hören wollten. Nach diesen Worten lenkte der große Mann seine Schritte nach dem dunkeln Winkel. Von furchtbarer Angst beherrscht, schloß die Kleine die Augen, fühlte aber, wie er sie am Saume ihres rauhen Hemdchens ergriff, einige Augenblicke trug und endlich auf der Schwelle der Wohnung auf die Erde hinwarf. Dann aber hörte und fühlte sie nichts, bewußtlos, wie im tiefen Schlafe, lag sie vor der Thüre. Als sie die Augen öffnete, herrschte große Stille um sie her; ihre Füßchen versanken im nassen Grase; feuchtes, kaltes Unkraut berührte ihren Nacken

Das arme Kind fing an heftig zu zittern und schien beängstigende Furcht zu empfinden. Was aber verursachte eigentlich diese große Angst? Die Kleine wußte es wohl selbst nicht. Vielleicht fürchtete sie die rauhe menschliche Stimme, die immer noch in ihren Ohren dröhnte, oder die schweren Regenwolken, die über ihrem Köpfchen am Firmamente hinsegelten, vielleicht auch das feuchte Unkraut, welches glattem, kühlem Gewürm gleich auf ihrem bloßen Körper sich bewegte, oder die breiten Zweige, der mächtigen Linden, welche in der Dunkelheit wie schwarze Gespenster sich rauschend bewegten und murmelnd düstere Gespräche mit einander führten. Inmitten dieser Finsterniß und schauerlichen Umgebung fielen plötzlich die Blicke der armen Kleinen auf einen Lichtschimmer, der schwach und zitternd aus einem kleinen Fenster drang. Sie erhob sich langsam, besann sich einige Augenblicke, dann — sie fürchtete sich nämlich sehr — machte sie sich mit zögernden Schritten, schwankend durch das hohe, feuchte Unkraut, auf den Weg, dem matten Lichtscheine zu.

Im entferntesten Winkel des Hofes befand sich eine Kammer, die niedriger und dürftiger war als diejenige, welche die Wäscherin mit ihren Kindern bewohnte, aber trotzdem einen ganz anderen Anblick bot. Dort

waren die Wände und die Zimmerdecke von fortwährend aufsteigenden Dünsten förmlich geschwärzt, hier hatte die Zeit keine Spuren an den Wänden hinterlassen, hier hatten diese ihre gelblich weiße Farbe behalten und schienen sehr geschont und sorgsam gereinigt zu werden. Dort war die Luft heiß und dumpfig von dem immer glühenden Herdfeuer, hier fühlte man eine durchdringende Kälte und große Feuchtigkeit, da der kleine halbzerfallene Ofen nie geheizt wurde. In dieser kleinen Kammer standen nur wenige Möbelstücke: eine alte Lagerstätte mit so spärlichem Bettzeuge, daß man dessen kaum ansichtig wurde, dann eine hölzerne Kiste, welche mit einem zerfetzten Teppiche bedeckt war, und eine kleine mit rauchendem Cylinder versehene Lampe. In dieser so ärmlich ausgestatteten Stube saß auf der hölzernen Kiste eine kleine zusammengeschrumpfte Greisin, welche bei dem Lichte der Lampe damit beschäftigt war, ein Netz zu verfertigen. Sie war von kleiner, zierlicher Gestalt mit gewölbtem Rücken und abgemagertem Körper; ein alter wattirter, viel zu kurzer Schlafrock bildete ihre ganze Kleidung. Ihr Kopf war unbedeckt und die grauen, dünnen Haare fielen in wirren Strähnen auf Stirn und Nacken herab. Tief gebeugt über ihre Arbeit, zog sie ihre Nadel flink aus und ein und murmelte dabei fortwährend unverständliche Worte, bei denen sich aber wunderbarer Weise viel weniger ihr eingefallener, fahler Mund bewegte als die Stirn, deren unzählige Falten sich immerfort hoben und senkten, sich näherten und wieder auseinandergingen, überhaupt ein so lebhaftes Spiel trieben, daß man glauben konnte, sie erzählten einem unsichtbaren Wesen eine lange, seltsame Geschichte.

Plötzlich erhob die greise Arbeiterin ihren Kopf und blinzelte mit ihren hinter der Brille röthlich leuchtenden Augenlidern. An der niedrigen Zimmerthür ließ sich nämlich ein leises Geräusch hören, verstummte aber gleich darauf, um bald auf's neue vernehmbar zu werden. „Alle guten Geister loben Gott, den Meister!“ rief die Alte, erhielt aber keine Antwort. Sie erhob die Hand und wollte das heilige Kreuzeszeichen machen, als das Geräusch bei der Thüre lauter wurde und man sogar ein leises Stöhnen und Schluchzen deutlich hören konnte. Sie stand auf, schritt bis zur Schwelle und fragte laut: „Wer ist denn da draußen?“ „Jule,“ antwortete eine schwache Stimme. Diese schwachen Töne, die keine Worte, sondern fast nur Seufzer waren, drangen Dank der tiefen nächtlichen Stille an das Ohr der Alten. Sie machte eine unwillige, ärgerliche Handbewegung, nahm die Lampe und schritt, leise keifend, zur Thüre. „Daß diese Bälger mich auch niemals in Ruhe lassen können! Der Schlingel warf mir bei Tage einen Stein durch's Fenster, und jetzt stört mich diese mitten in der Nacht!“ Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre und sagte mit erregter Stimme:

„Warum treibst Du Dich in der Nacht herum?“

Ihre Rede abbrechend, blickte sie auf das Kind, welches unbeweglich auf der Schwelle stand. Die nackten zitternden Beinchen schauten aus dem viel zu kurzen Hemde bis an die Knie heraus, dichte Regentropfen lagen auf

ihrem Haar und benetzten ihr Antlitz. Die Alte zog schweigend das Mädchen in die Stube und fragte, indem sie die Thüre schloß:

„Warum kommst Du zu so später Stunde zu mir?"

Lange dauerte es, ehe von den Lippen der Kleinen die geflüsterten Laute erklangen:

„Sie haben mich hinausgeworfen!"

„So," sagte mit erstaunter Stimme die alte Frau, setzte sich wieder auf die Kiste, beobachtete aber mit noch immer prüfenden Blicken das arme Kind.

„Man hat Dich hinausgeworfen, und wer von ihnen hat es eigentlich gethan?"

„Der Herr," antwortete die Kleine.

„Der Herr? Damit ist wohl jener freche Trunkenbold Jakob gemeint, der so oft unsere Nachtruhe stört? Hat er denn seine Frau wieder mißhandelt?"

„Ja, es war ganz so, wie immer," sagte die Kleine und schluchzte heftig.

„Nein, das ist doch unerhört! Daß er zum Verbrecher werden wird, das ist mehr als sicher, und Dich hat er so mir nichts Dir nichts hinausgeworfen, hat sich weder an die Kälte, noch an die Dunkelheit, noch an den strömenden Regen gekehrt! — Woher ist es aber Dir eingefallen, zu mir zu kommen, gewiß weil ich Dir vorgestern eine Brotrinde gegeben habe? — Willst Du jetzt ein paar Tropfen Milch trinken?"

Lauter und entschiedener erwiderte das Kind: „Ja."

Die Alte bückte sich unter den Tisch, langte einen kleinen, mit Milch gefüllten Topf hervor, dem ein Stück Papier als Deckel diente, und reichte ihn der Kleinen mit folgenden Worten hin:

„Trink' die Hälfte davon und laß mir die andere zum Frühstück. Na, beruhige Dich, es wird auch etwas für Dich übrig bleiben." Das Kind trank mit gierigen Zügen, kaum aber hatte es die ihm bestimmte Hälfte ausgetrunken, als auch die Alte das Töpfchen seinen Händen entzog, um es wieder unter den Tisch zu stellen.

„Warum zitterst Du so heftig, wie im Fieber?" fragte sie, „hast Du denn nichts mehr anzuziehen, als dieses armselige Hemd?"

„Nein," erwiderte stumpf die Kleine.

„Bei mir kannst du auch auf nichts rechnen, ich habe nichts zu vergeben, trage selbst meinen letzten Lumpen. Den alten Lappen da kannst Du nehmen."

Dies sagend nahm sie von ihrem Bette ein großes, zerfetztes Tuch, wickelte das kleine Mädchen hinein, führte sie dann in den Winkel, der zwischen dem Ofen und der Wand sich befand, und sagte mit gütiger Stimme: „Jetzt setz' dich ruhig hin, oder was am besten wäre, lege dich hin und schlafe. Nun hast Du mir mein warmes Tuch genommen, das habe ich von der ganzen Geschichte, Gott weiß, was mir diese Nacht als Decke dienen wird.

Dieser Morgenrock vielleicht? Na, schlafe ruhig und mach' Dir keine unnöthigen Sorgen. Der Jakob wird Dich hier nicht aufsuchen." Jule setzte sich recht behaglich in den Winkel, konnte aber trotz großer Ermüdung nicht einschlafen, sondern starrte lange auf ihre neue Beschützerin, die, auf der hölzernen Kiste sitzend, eifrig mit dem Netze beschäftigt war und dabei fortwährend mit sich selbst sprach. „Ich will noch ein kleines Stückchen weiter arbeiten, es ist noch früh, die Thurmuhr hat noch nicht elf geschlagen, und bis zu dieser Stunde muß ich unbedingt an meiner Arbeit sitzen. Die Wollstickereien muß ich beim Tageslicht besorgen, weil sie die Augen viel mehr anstrengen. Ach, meine Augen, meine Augen! Sie lassen mich im Stiche!" Bei diesem Gedanken seufzte sie laut auf und blickte auf das in der Ecke sitzende Kind.

„Armer Wurm! Dieser Lümmel Jakob wird noch vor das Criminalgericht kommen, und sein Bube wird ein ihm ähnlicher Verbrecher werden, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der freche Bengel wagt es mir Steine in's Fenster zu werfen; wenn so etwas mir vor dreißig Jahren begegnet wäre, dann hätte ich meinen Dienstboten befohlen, ihn zu fangen und gut durchzuhauen. Dienstboten! Die hatte ich einst, aber das ist schon lange her! Wer hätte es gedacht!" Bei dieser schmerzlichen Erinnerung hoben sich ihre tief eingefurchten Runzeln, als ob sie sich über etwas wunderten, und die grauen, dünnen Haarsträhne fielen noch wehmütiger auf die gelbe Stirn. Da ließ sich aus der Ferne, gewiß aus dem Mittelpunkte der Stadt, der Schall der Kirchenuhr hören. Die Alte streckte ihre dünnen, blassen Finger in die Höhe und zählte an ihnen die Glockenschläge, welche die elfte Stunde verkündeten und allmählich verhallten. Im selben Augenblicke stand sie auf, legte ihre Arbeit weg und murmelte wieder vor sich hin: „Einst saß ich bis ein oder zwei Uhr nach Mitternacht auf und unterhielt mich in meinen Sälen mit Gästen. Ja, ich hatte Säle, aber das war vor langen Jahren. Wer hätte es gedacht!" Sie nahm ihre Brille ab und sprach, mit den Augen zwinkernd: „Ja, wenn ich noch so gute Augen hätte wie einst, würde ich einen schönen Teppich sticken in derselben Art etwa wie denjenigen, der in meinem Salon lag. Ich könnte schönes Geld dafür bekommen, aber das, was mich an dieser Arbeit hindert, sind meine Augen, die mir zuweilen den Dienst versagen und mich vielleicht bald im Stiche lassen werden." Bei dieser Aeußerung bewegten sich nicht nur ihre unzähligen Stirnfalten, sondern der ganze Kopf zitterte heftig, als ob er über etwas Entsetzliches, Schaudererregendes erschrocken wäre. Sie rüstete sich nun zur Nachtruhe, löschte die Lampe aus, sprach mit leiser Stimme das wunderschöne Gebet: „Wer sich in Gottes Hut begiebt . . ." und legte ihre alten, müden Glieder auf das spärliche Stroh, murmelte aber noch lange: „Wer hätte es gedacht!" Wer hätte es gedacht! Das in dem Winkel liegende Kind schlief unruhig und rief oft im Schlummer aus: „Hinausgeworfen, hinausgeworfen!"

Kaum hatte Jule am andern Tage die Augen aufgeschlagen, als sie ein silberhelles Lachen durch die Räume erklingen ließ. Warum sie eigentlich

lachte? Ja, was veranlaßt denn die kleinen Vögel, den anbrechenden Morgen mit frohem Gezwitscher zu begrüßen? Was läßt die goldig schimmernden Fliegen oder Mücken, die an Sonnenstrahlen zu hängen scheinen, so heiter summen? Ein Lichtstrahl der aufgehenden Sonne fiel in die Stube und huschte flimmernd über das weiße Haar der kleinen Greisin, die eben mit andächtig gefalteten Händen und erhobenem Blick, der durch das kleine Fenster den Himmel suchte, das Vaterunser betete. Kaum hatte sie ihre Andacht beendet, als sie das frohe Lachen der Kleinen vernahm, sie wandte sich der Kammer zu und sagte: „Nun, Du bist ja schon aufgewacht! Hast Du gut geschlafen und warm gelegen?"

Jule fand es so behaglich in dem dicken Tuche, mit dem sie fest umwickelt war, daß sie noch eine Weile liegen blieb, unbeweglich wie eine kleine Mumie; die blitzenden Augen und der lächelnde Mund waren das einzige Lebenszeichen. Bald erhob sie sich jedoch und lief mit dem ihr nachschleppenden Tuche, welches nur noch ihren Rücken bedeckte, auf die alte Frau zu, die ihr das Milchtöpfchen mit der Ermahnung reichte, ja nicht alles auszutrinken, sondern auch für sie etwas übrig zu lassen. Die Kleine trank mit gierigen Zügen, und man sah es ihr an, daß sie selten etwas Wohlschmeckendes genossen hatte.

„Jetzt bin ich an der Reihe," sagte die Alte, indem sie ihr die Milch abnahm, „siehst Du, das ist alles, was ich zum Frühstück esse. Ich werde es gewissenhaft mit Dir theilen und hoffe zuversichtlich, daß es Dir wohl bekommen wird. — Einst hatte ich Morgens zwischen Thee, Kaffee und Chokolade die Wahl, das ist aber schon lange her; wer hätte es gedacht! — Doch man muß sich in sein Loos fügen, denn das irdische Glück ist sehr schwankend, oft stürzt es die Menschen von lichter Höhe in dunkle Nacht. Ich war auf der Höhe und fiel in die Tiefe, wo ich bis zu meinem letzten Tage verbleiben werde. Vielleicht wird es aber Dir gelingen, Dich auf die sonnige Höhe des Glückes zu schwingen. Du bist ja noch jung und hast ein langes Leben vor Dir. Heute bist Du zwar ebenso arm wie ich und hast nur ein einziges, viel zu kurzes Hemd, Deine Kniee schauen heraus, so sehr bist Du ausgewachsen, das ist unanständig, ich werde wohl bei Bekannten um ein altes Kleidchen für Dich bitten müssen."

Während dieser oft unterbrochenen Rede kleidete sie sich an, legte ihr armseliges Mäntelchen um und band eine zerlöcherte Musselinhaube um ihren Kopf.

„Ich kann das für Dich auswirken," sprach sie weiter, „da ich viele Herrschaften kenne, die mir meine Handarbeiten abkaufen, denn ich wandere ja den ganzen lieben Tag von Haus zu Haus, obgleich mir das Treppensteigen sehr sauer wird. Und doch ziehe ich die hochgebauten Häuser den einstöckigen vor, da in den letzteren mich sehr oft abscheuliche Hunde anfallen, an meinen Kleidern zerren, ja einer mich unlängst in's Bein gebissen hat. Die Geschwulst, die dieser Biß verursachte, war so schlimm, daß ich eine

ganze Woche zu Hause bleiben mußte. Wenn es nur die Hunde wären, aber oft vertreiben und beschimpfen mich Dienstboten, sie nennen mich Bettlerin. Wer hätte es gedacht!“

Sie hob ihre rothen Augenlider und blickte mit ihren mattblauen Augen in die Ferne. „Bettelweib nennen sie mich! Warum denn dies abscheuliche Schimpfwort? Verdiene ich etwa meinen Lebensunterhalt nicht auf ehrliche Weise? Sind meine Arbeiten nicht viel schöner als die, welche in den Schaufenstern der großen Läden liegen? Ich arbeite fleißig und werde so fortfahren, so lange es mir meine Augen erlauben. Freilich — wenn die mich im Stiche lassen! . . .“ Ihr Haupt zitterte wieder so heftig, als ob es einen unsäglichen Schreck empfänge, und die tiefen Stirnfalten bewegten sich rasch nach verschiedenen Richtungen. Sie nahm vom Boden das alte Tuch, das von den Schultern des Kindes herabgeglitten war, hüllte sich darein und setzte eine kleine Kapuze auf den Kopf. „Jetzt,“ sagte sie zur Kleinen, „mußt Du auf den Hof gehen; denn ich gehe aus und verschließe mein Zimmer, gegen Abend kannst Du wiederkommen, dann werde ich Dir ein wenig von meiner Milch geben und erlauben, die Nacht bei mir zuzubringen. Ich kann Dir kein Mittagsmahl anbieten, da ich nicht zu Hause esse; es ist ganz unmöglich, in diesem zerfallenen Ofen ein Feuer anzumachen. Deshalb gehe ich zu einer Bekannten, die einen Kochherd besitzt, jede von uns giebt ein paar Pfennige, und dann wird ein Topf mit Kartoffeln oder Graupen gekocht. Nur wenn sich zu viel Arbeit aufhäuft, gehe ich nicht aus, sondern esse zu Hause einige in Wasser aufgeweichte Bretzeln. Wer hätte es gedacht! — Doch es ist schon spät, ich muß gehen, lauf' jetzt auf den Hof, aber komme Abends zurück, vielleicht werde ich an meinem Mittagsessen ein paar Bissen für Dich absparen.“ Beide verließen das Stübchen, die Greisin trippelte aus dem Thorwege, das Kind blieb auf dem Hofe stehen, an eine Mauer sich anlehnend. Das glückliche Lächeln war von seinem Gesichtchen verschwunden; denn der Tag war kalt und windig und die herbstliche Sonne leuchtete zwar hell, konnte aber die arme Kleine nicht erwärmen. Sie zitterte und bebte vor Kälte und lief bald im Sturmschritt nach dem Nebenbaue, in dem sich das Zimmer der Wäscherin befand. Dort blieb sie an der Thüre der Wohnung stehen und regte sich eine zeitlang nicht, bis sie endlich ihr dürres Aermchen nach der Klinke streckte, aber immer wieder ängstlich zurückzog. In diesem Augenblicke erschien in der geöffneten Thüre die Wäscherin, die gewiß Wasser holen wollte, da ein dicker Stock auf ihren Schultern ruhte, an dessen beiden Enden zwei leere Eimer hingen. Ihr Antlitz trug noch deutliche Spuren des nächtlichen Auftrittes, es war geschwollen, zerkratzt und stellenweise mit blauen Flecken bedeckt, ihr durch die grausame Männerhand verwirrtes Haar hing unordentlich auf ein Hemd hinunter, dessen Aermel sehr von der nächtlichen Schlägerei gelitten hatten. Als ihr Auge auf das an der Schwelle stehende Kind fiel, rief sie ärgerlich: „Bist Du wieder hier? Quäle ich mich denn nicht genug? Mußt Du mir

auch noch zur Last fallen! Bist Du denn mein eigenes Kind, daß ich im Schweiße meines Angesichtes für Dich arbeiten muß, um dann noch Höllenqualen dafür zu erleiden? Packe Dich fort von hier und tritt mir nie wieder vor die Augen!" Sie stieß das Kind unsanft von der Thüre weg und rief mit lauter Stimme in's Zimmer: „Anton, daß Du mir nicht den Findling hineinlässest!" Anton ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern eilte barfuß und in kurzer Jacke aus der Wohnung, schien sich auf die Kleine stürzen zu wollen und rief ihr zu: „Packe Dich!" Jule zog sich ängstlich einige Schritte zurück, während er sich ihr wieder näherte und seine Worte wiederholte. Dies dauerte so lange, bis der blonde Kopf eines achtjährigen Mädchens im Fenster erschien, und die Schwester den Knaben laut aufforderte, ihr beim Anmachen des Feuers zu helfen, da sie befürchtete, allein bis zur Rückkehr der Mutter damit nicht fertig zu werden. Der Bube lief eiligst, dieser Aufforderung Folge leistend, in die Stube, und die Kleine blieb da stehen, wohin sie die Angst vor dem bösen Knaben getrieben hatte. Keine Spur von Schmerz oder Wehmuth war an ihrem Gesicht zu bemerken, in ihren weitgeöffneten Augen spiegelte sich nur großes Staunen und ohnmächtige, zurückgehaltene Wuth. So fand sie die wiederkehrende Wäscherin, betrachtete sie eine kurze Weile, murmelte einige unverständliche Worte und schritt dann in ihre Wohnung, aus welcher sie bald mit einem großen Stücke Schwarzbrot herauskam. Sie reichte es dem Kinde und sagte mit unfreundlicher Stimme: „Nimm dies, es wird wohl auf den ganzen Tag langen; ich will Dir von Zeit zu Zeit Brot schenken, aber Gott sei Dir gnädig, wenn Du wieder meine Wohnung betrittst. Du würdest schreckliche Hiebe bekommen, und dann würde ich Dich in die dornigen Disteln werfen." Jule blieb solange regungslos auf derselben Stelle stehen, bis die Thüre, hinter der die Wäscherin verschwand, geräuschvoll geöffnet wurde, und die Kinder lärmend auf den Hof stürzten, dann lief auch sie, so schnell es ihre kleinen Füße vermochten, in den tiefen Flur des großen Baues, über dem soeben das dröhnende Getöse der Mangel erscholl.

Einige Monate später begrüßte die an der Schwelle ihres Ladens stehende Jüdin die kleine Greisin, die von ihrer täglichen Wanderung in die Stadt zurückkehrte, und fragte neugierig, ob die Frau Räthin jetzt den Findling in ihren Schutz genommen habe. Die Alte erwiderte mit den traurigen Worten:

„Sie meinen wohl, liebe Frau, daß ich selber Kummer und Sorge genug habe?"

„Da haben Sie wieder Recht, Frau Räthin, in Ihrem Unglück bedürfen Sie selber des Schutzes! Aber das Kind hat bei Ihnen wenigstens ein bischen Nahrung und ein ruhiges Nachtlager."

„Das ist eine elende Ernährung, die ich ihm bieten kann; wenn ich selber was habe, dann theile ich es mit ihm, ich erlaube ihm auch, in meiner

Kammer zu schlafen, wenn es gar zu kalt auf dem Hofe ist, olgleich es in meiner Stube nicht viel wärmer ist. Wer hätte es gedacht! Wer hätte es gedacht!"

Nach diesen Worten trippelte sie auf den Hof und murmelte immerfort vor sich hin:

„Ich soll die Kleine beschützen! Kann ich denn Jemandem eine Wohlthat erweisen? Bin ich denn noch wohlhabend wie ehedem? Ja, damals konnte ich mich armer Mädchen annehmen, sie ernähren und erziehen, ja sie sogar schön putzen! Jetzt sind sie in die weite Welt geflogen und haben ihre Wohlthäterin ganz vergessen! Wer hätte es gedacht! Für dieses Kind zu sorgen, ist eine viel zu schwere Last für mich, die ich weder ihre Mutter noch Großmutter bin!"

Trotz dieser unwilligen Rede bemühte sie sich sehr, ein in Papier eingewickeltes Stück Fleisch und einige Kartoffeln, die sie in der Hand hielt, beim Oeffnen der Thüre nicht fallen zu lassen. Sie flüsterte wieder vor sich hin:

„Das ist der für das Kind bestimmte Theil. Aber wo treibt sich denn das Mädchen ewig herum?" und sich aus dem Fenster beugend, rief sie mit schriller, zitternder Stimme:

„Jule, Jule, wo steckst Du denn?"

Diesem Rufe folgend, huschte das Kind in die kleine, weiße Kammer und machte sich gierig an das mitgebrachte Essen. Die Alte setzte sich unterdeß wie gewöhnlich auf die alte Kiste und begann, verschiedene Wollen, die sie ihrem Sacke entnahm, zu ordnen. Bald aber wandte sie sich zu der Kleinen und sagte:

„Setz' Dich hierher zu meinen Füßen und stricke ein wenig."

Die Alte legte in die Kinderhände Stricknadeln und einen Knäuel Baumwolle und fing das Mädchen an eifrig zu unterweisen.

„Den Faden mußt Du auf dem Finger halten, Deine Stricknadeln darunter, so wie jetzt, und nun hast Du auch eine Masche gemacht — jetzt immer weiter."

Stöhnend richtete sie sich in die Höhe, beschäftigte sich wieder mit dem Ordnen ihrer Wollen und sprach, auf die Kleine niederblickend:

„Gern will ich Dich das lehren, was mir nicht zu viel Schwierigkeiten macht, zu stricken und ordentlich zu beten. Das Uebrige muß ich anderen Menschen überlassen; mit Deiner Erziehung beginne ich nur, ich fange überhaupt alles für Dich an; auch an dem Tage, wo Du in unserem Thorweg liegend gefunden wurdest, war ich die erste, welche in die Mütze des für Dich sammelnden Riemers ein Geldstück warf."

Das Kind folgte diesen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit, heftete neugierig ihre Augen auf das Antlitz der Alten und fragte:

„Wer hatte mich denn dorthin geworfen?"

Die kleine Greisin bewegte sich unruhig auf ihrem Sitze, und in ihrem Gesichte spiegelte sich ein sichtliches Erschrecken über diese Frage.

„Wer es gethan hat, das weiß wohl nur der liebe Gott," sprach sie mit sehr erregter Stimme, „vielleicht war es der große Vogel, der alle kleinen Kinder in die Welt bringt."

Jule saß tief sinnend, erhob aber nach einer Weile ihre Blicke zu der Alten und fragte wieder:

„Warum hat mich denn dieser große Vogel nicht zur Frau Wäscherin, zum Herrn Riemer oder zu einer andern Herrschaft getragen, sondern mich so ohne weiteres in einen Thorweg hingeworfen?"

„Willst Du wohl aufhören so albern zu fragen!" sagte die Greisin und arbeitete immer emsiger. „Kinder brauchen nicht Alles zu wissen; es ist besser Du strickst und ich will Dir das Glaubensbekenntniß vorsagen. Ich glaube an Gott, den Vater . . . nun wiederhole dies!"

Die Kleine sprach leise:

„Ich glaube an Gott den Vater," aber ohne das mindeste Verständniß, da ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Nadel gerichtet war, welche durchaus nicht durch eine zu fest gestrickte Masche schlüpfen wollte!

„Den Allmächtigen," fuhr die Alte fort; leise, fast wie ein Echo, erscholl auch dieses von den Kinderlippen.

„Du hast wohl das Wort gar nicht begriffen?" fragte die Greisin. „Wir nennen Gott allmächtig, weil er Alles vermag. Hast Du mich verstanden?"

Jule hatte wieder ihren Strickstrumpf fallen lassen und schaute gespannt auf ihre Lehrerin. Sie schien über etwas, das ihr räthselhaft war, nachzudenken und wandte sich dann mit der schwer zu beantwortenden Frage an ihre Beschützerin:

„Warum hat denn Gott, da er ja allmächtig ist, diesem großen Vogel nicht befohlen, mich zur Frau Wäscherin oder zum Herrn Schreiner zu bringen. Ihre Kinder haben es doch viel besser als ich."

Die kleine Greisin wiegte verwundert ihr Haupt und schien über die Fragen der Kleinen, welche bis auf den Grund der Dinge gingen, sehr erstaunt; sie begann mit langsamen, ernsten Worten dem Kinde zu erzählen, daß Gottes Macht unendlich groß, daß seine Güte unerschöpflich und sein Mitleid grenzenlos sei, und behauptete in überzeugendem Tone, der Schöpfer habe es gewiß mit ihr sehr gut gemeint, aber sie sei unglücklicher Weise in die Hände schlechter Menschen gefallen.

Das Kind lauschte begierig auf die erklärenden Worte, schien aber noch viele Zweifel zu hegen; denn plötzlich rief es zürnend aus:

„Jetzt aber weiß ich es sicher, es war gar kein Vogel, es waren Menschen, die mich dort vor's Hofthor hingeworfen haben."

Diese Worte versetzten die Alte in große Aufregung, sie drohte mit ihrer Häkelnadel und rief:

„Diese ewigen Fragen, wie, wer, warum, können einen rasend machen! Wenn es Dir auch schlecht im Leben geht, so geschieht es in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen, und in den Willen Gottes müssen wir uns Alle fügen; merke Dir das und sage mir sofort, ob Du Dich darein fügst!"

„Ich füge mich," antwortete Jule mit verschüchterter Stimme.

„So muß es auch sein," fuhr die Alte etwas ruhiger fort. „Du siehst ja, daß auch mein Leben schwer genug ist, und doch murre und frage ich nicht, obgleich sich mein Alter so ganz anders gestaltet hat als meine Jugend. Wer hätte es gedacht! Ich hatte liebe Eltern, ein schönes Vermögen gehörte mir, und ein trefflicher Mann reichte mir die Hand; er bekleidete eine sehr hohe Stellung als königlicher Rath, und wir lebten in dieser Stadt so glücklich wie ein Königspaar. Nur eins hatte uns der allmächtige Schöpfer versagt, wir bekamen keine Kinder. Dann — ja dann starb mein Mann, das Vermögen verschwand und mit ihm zerstoben alle Verwandte und Freunde. — Jetzt ist mir die Welt zur Wüste geworden, meine Augen und Hände sind meine Ernährer. Wer hätte es gedacht! Ich bitte den lieben Gott nur um eins: das Augenlicht möge er mir bewahren, aber ich fühle es doch, daß die Augen mich allmählich im Stiche lassen. Wenn Du gut wirst beten können, dann bitte ihn auch darum, daß er mir nicht die Sehkraft entzieht."

„Ich will es thun," erwiderte die Kleine.

Unterdeß war die Dämmerung angebrochen, die Alte zündete die Lampe an und sprach:

„Wie gut mir jetzt eine Tasse Thee bekommen würde! Meine Glieder erstarren, und nach der salzigen Mittagssuppe empfinde ich einen brennenden Durst; ich habe aber nicht die Mittel, mir solches wohlthuende Getränk zu verschaffen. Wer hätte es gedacht! Lege jetzt Dein Strickzeug bei Seite; denn von Deinem Platze aus kannst Du nicht mehr gut sehen. Komm' an meine Seite, wir wollen das Vaterunser weiter lernen. Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," sagte die Alte.

„Wie wir vergeben," wiederholte das Kind, brach aber plötzlich ab, um schüchtern zu sagen:

„Ich vergebe nicht!"

„Wem vergiebst Du nicht?" fragte erstaunt die Greisin.

„Ich werde Anton nicht vergeben," sagte Jule unwirsch, und ihre Augen sprühten zornige Blitze.

„Solche Hartnäckigkeit ist bei einem Kinde sehr häßlich," sprach die Alte. „Du solltest Dich sehr schämen! Anton ist zwar ein arger Spitzbube, aber Du mußt ihm vergeben, weil der liebe Gott es so befohlen hat. Du mußt ihm vergeben und zwar gleich! Hörst Du es?"

Die Kleine schwieg eine Weile, rief aber dann heftig:

„Ich werde ihm aber nicht vergeben, ich kann ihm nicht vergeben. Gott soll mich mit Krankheit und Erblindung strafen, wenn ich ihm je ver-

gebe! Ich will nur groß und stark werden, um mich zu rächen und ihn so stark zu hauen, wie es der Herr Jakob mit seiner Frau macht. Gott möge ihm nie vergeben, sondern der Teufel hole den Schuft!"

Dabei ballte sie die kleinen Fäuste, ihre Augen glühten in leidenschaftlichem Hasse und häßliche Flüche und Schimpfwörter entquollen ihrem Munde, welche sie den Bewohnern des großen Hofes abgelauscht hatte.

Die alte Frau unterbrach die Fluth dieser Schmähworte und sagte mit drohender Stimme: „Schweig' augenblicklich oder verlaß mich, wenn Du so schlecht bist."

Jule erhob sich vom Boden und schritt langsam zur Thür; als sie schon auf der Schwelle stand, rief die Greisin:

„Wenn Du ihm vergiebst, werde ich Dir erlauben, bei mir zu bleiben, und Dir auch etwas Milch geben."

Trotzig blieb das Kind auf seinem Platze, ja streckte schon die Hand nach der Thürklinke aus, aber die Alte ließ es nicht geschehen, sondern rief es an ihre Seite. Mit düsterer Miene kam es auf seine Beschützerin zu. Diese richtete prüfende Blicke auf das Mädchen, legte ihre gerunzelte Hand auf sein Haupt und sagte mit bittender Stimme:

„Vergieb ihm, thue es mir zu Liebe, die ich vor dem lieben Gott für Dein Seelenheil verantwortlich bin; er wird mir für Deine Sünden zürnen. Als Du einst ganz erstarrt, hungrig, von grausamen Menschen zur Nachtzeit weggejagt, bei mir eine Zufluchtsstätte suchtest, da stand mein Entschluß fest, mich Deiner anzunehmen, weil Du eben so verlassen warst als ich. Du bist mir eine schwere Last, ich theile jeden Bissen mit Dir und habe Dir sogar den letzten warmen Lumpen, der mir zur Bettdecke diente, abgegeben und werde deshalb meinen Schlafrock sehr schnell verbrauchen, da ich ihn jetzt Tag und Nacht benutzen muß. Du schuldest mir Dankbarkeit für so große Opfer und mußt dem Jungen auf meine Bitte hin vergeben. Nun, wirst Du ihm jetzt vergeben?"

Bei den letzten Worten legte sie ihre Hand auf die düstere Stirn des Kindes, welche sie zärtlich streichelte, und fragte noch einmal mit bittendem Tone: „Wirst Du Anton vergeben?"

„Ja," erwiderte gerührt die Kleine und küßte zärtlich die sie streichelnde Hand.

„So ist es recht, liebes Kind, jetzt setz' Dich wieder zu meinen Füßen hin; ich will Dir vieles vom lieben Gott erzählen, wie er die Welt geschaffen, die Menschen und alles andere. Ich bin sorgfältig erzogen worden und habe von allem ein Bischen gelernt, ich war einst gesprächig und sehr heiter und meine Bekannten priesen mich deshalb als eine gebildete, liebenswürdige Dame. Wo sind sie jetzt, diese Freunde?" Sie seufzte tief auf und sagte wie gewöhnlich: „Wer hätte es gedacht!"

In langsamer, feierlicher Rede, welche aber oft durch verschiedene Bemerkungen unterbrochen wurde, erzählte sie dem Kinde, das indeß sanft ent-

schlummerte und dessen Köpfchen in ihrem Schoße ruhte, biblische Geschichten. Als aus der Ferne schallende Glockenschläge die elfte Stunde verkündeten, erwachte Jule. Sorgfältig in das große Tuch eingewickelt, wurde die Kleine, welche ganz verschlafen war, von der Greisin in den Winkel geführt, welcher sich zwischen der zerbröckelnden Wand und dem zerfallenen Ofen befand.

Auf diese Weise lebten und unterstützten sich gemeinschaftlich einige Jahre lang zwei hülflose Wesen. Nach Ablauf dieser Zeit fand doch eine große Veränderung in den Gewohnheiten der alten Räthin statt; ihre Wanderungen in die Stadt wurden immer seltener, und auch ihr Lehrmeisteramt wurde bald aufgegeben. Je langsamer sie die Netz- oder Häkelnadel handhabte, desto heftiger zitterte ihr Kopf und desto ungestümer verzogen sich die tiefen Stirnfalten. Unsäglich schwer wurde es ihr, die Farben der bei ihrer Arbeit zu verwendenden Wollen zu unterscheiden, und sie flüsterte oft bei dieser so anstrengenden Beschäftigung: „Sie lassen mich im Stich! Sie lassen mich schon bald im Stich!"

In der That verwechselte sie jetzt oft die Knäuel und mußte zuweilen ihre ganzen Tagesarbeit auftrennen. Dann wischte sie mit zärtlich sorgsamen Bewegungen ihrer Finger Thränen von den blutigen Augenlidern und sagte gewöhnlich:

„Bitte Gott, liebes Kind, daß er mir das Augenlicht erhalte! Der Schöpfer liebt die Gebete der Unschuldigen."

Noch immer saß sie wie in besseren Tagen auf der hölzernen Kiste, bis die elfte Stunde geschlagen hatte. Aber statt so fleißig zu arbeiten wie früher, ließ sie ihre Hände ruhig im Schoße liegen, und ihre Blicke schweiften in die weite Ferne. Regungslos, mit stummen Lippen, saß sie stundenlang und ließ ihren unzähligen Stirnrunzeln freies Spiel, die immer tiefer sich herabsenkten und endlich wie eine schwere, unbewegliche Wolke sich über ihrem kleinen, dürren Gesichte lagerten. Die Milch, die sie früher alle Tage genossen hatte, wurde jetzt ein seltener Labetrunk, auch die Mittagsmahle, welche sie bei einer Bekannten in besserer Zeit verzehrt hatte, fielen jetzt sehr oft aus und wurden durch zwei in Wasser getunkte Bretzeln ersetzt, welche Jule im Auftrage ihrer Beschützerin bei der Jüdin kaufte, von der sie auch fast immer eine dritte als Zugabe erhielt.

Einmal hörte Jule, wie die Alte düster vor sich hinmurmelte: „Schon bald naht die schreckliche Stunde," überlegte sich aber den Sinn dieser Worte gar nicht, da sie durch das plötzliche Verschwinden des Bettgestelles und des einzigen Kopfkissens sehr beunruhigt war. Staunend blickte sie auf einen kleinen Haufen Stroh, das am Kopfende des auf bloßer Erde liegenden Lagers sich befand. Rasch nach einander verschwanden auch das wattirte Mäntelchen und der hinkende Tisch, der immer am Fenster gestanden hatte. Es blieb nichts weiter in der kleinen Stube als das elende Lager der Alten ein großes, schwarzes Kreuz, das über der Stelle hing, wo die Greisin schlief, und die bloße hölzerne Kiste, die der alten Frau noch immer zum Sitze

diente. Ohne jede Beschäftigung saß diese auf ihr tagelang, blinzelte mit den geschwollenen Augenlidern und wiederholte fortwährend: „Wer hätte es gedacht! Wer hätte es gedacht!"

Eines Tages, als Jule beim ersten Morgengrauen erwachte, hörte sie, wie die Greisin mit eigenthümlich lauter und aufgeregter Stimme rief: „Allmächtiger! warum hast Du mir dies nicht erspart? Warum hast Du mich diesen schrecklichen Augenblick erleben lassen? Eine Stunde später, als helle Sonnenstrahlen durch das kleine Fenster in die Kammer drangen, schlüpfte Jule hinaus und sah, wie das greise Haupt der alten Frau regungslos mit geschlossenen Augenlidern, auf dem armseligen Kissen lag. Der Herbsttag neigte sich rasch, Jule kam in der Dämmerung nach stundenlangem Herumlaufen auf dem Hofe auf die Wohnung ihrer Beschützerin zu und wollte wie gewöhnlich die Thüre geräuschlos aufmachen, mit leisen Schritten hineingehen und sich dann zu den Füßen der Greisin setzen. Regungslos, tief erschrocken blieb sie an der Schwelle stehen; in der sonst so stillen Stube waltete jetzt ein betäubender Lärm: rohes Gelächter, heisere Stimmen tönten aus der Mitte des Zimmers. An einem runden Tisch saßen drei Männer und warfen bei dem matten Schimmer eines Talglichtes einander schmutzige, zerlumpte Karten zu. Dichte Rauchwolken, die ihren Cigarren entstiegen, verdunkelten so sehr die Stube, daß man nichts außer dem großen schwarzen Kreuze sah, das, gleichsam ein Vermächtniß der Greisin, ein Zeuge ihrer so großen Qualen, hängen geblieben war. Jule blieb lange unbeweglich auf der Schwelle stehen, dann entfernte sie sich thränenden Auges und ging mit langsamen Schritten auf die Victualienhandlung zu. An der Thür des Ladens blieb sie stehen und fragte mit schluchzender Stimme: „Wo ist meine Frau Räthin?"

„Die Räthin," antwortete die Jüdin in mitleidigem Tone, „Gott weiß wo sie hingegangen ist! Auf einen Stock gestützt ist sie zur Stadt gewandert. Hat sie denn keinen Abschied von Dir genommen?"

Stumm und mit verzweifelter Miene horchte die Kleine auf diese trostlosen Worte, faßte sich aber nach einer Weile und fragte wieder: „Wird sie denn nie mehr zurückkommen?"

„Was hätte sie denn hier zu holen? Da sie ihre Miethe nicht entrichten konnte, hat man ihre Kammer an drei Lakaien, die jetzt ohne Dienst sind, vermiethet. Diese Hallunken spielen den ganzen Tag Karten und trinken meinen Branntwein, ich werde doch nur Schaden dabei haben, da sie mir bis jetzt noch nichts bezahlt haben und auch sicher die ganze Zeche schuldig bleiben werden."

Noch länger hätte sie in dieser Weise geklagt, wenn ihr Redefluß nicht durch einen markerschütternden Schrei unterbrochen worden wäre. Das Kind das bis zu diesem Augenblicke unbeweglich an der Thüre gestanden hatte, zerrte plötzlich, von wilder Verzweiflung ergriffen, an seinem wirren Haare, schrie durchdringend und weinte heiße Thränen. Die alte Jüdin suchte die

Kleine durch Liebkosungen zu trösten und mit einer Bretzel zu beruhigen, was ihr aber nicht gelang. Denn plötzlich stieß sie die liebkosende Hand zurück, warf ungestüm die Bretzel zur Erde und lief dann in den Hof, in welchem sich noch lange ihr Jammern und Schluchzen hören ließ. Diese wehmüthigen Töne drangen aus dem entlegensten Winkel des Hofes. Kein Stern, kein Lichtschimmer beleuchtete das verzweifelte Antlitz der kleinen Kindergestalt, welche sich dort an die kalte Wand dicht anschmiegte. Zum dritten Male in ihrem kurzen Lebenslaufe war das arme Wesen auf den Schutz der feuchten Erde, des regenschweren Himmels und des heulenden Windes angewiesen. Von nun an konnte man Jule jeden Morgen aus dem tiefen Flur des alten Baues schreiten sehen, wo sie sich zwischen alten, zertrümmerten Geräthschaften, Kehrrichtshaufen und unzähligen Spinngeweben eine Schlafstätte ausgesucht hatte. Ihre Wahl war auf einen großen zerfallenen und zerfetzten Großvaterstuhl gefallen, an welchem nur noch zwei hohe Armlehnen und ein Häufchen Roßhaar, in dem Mäuse nisteten, geblieben waren. Bei grimmiger Kälte legte sie sich fast zusammengerollt zwischen diese morschen Lehnen und glaubte in einer etwas engen Wiege zu liegen. Ueber ihren Körper sprangen Mäuse aus dem Roßhaare und umkreisten mit unheimlich pfeifenden Lauten den alten Lehnstuhl, dann neigte sie sich aus ihrer eigenthümlichen Wiege, da dieser Lärm ihr gar keine Angst einflößte und blickte so gespannt, als ob ihre Augen die dichte Dunkelheit durchdringen könnten, auf die kleinen Thiere, welche geräuschvoll einen Papierfetzen herbeischleppten oder auch laut an einem Knochen nagten. An wärmeren, lichten Nächten zog sie es vor, auf der Diele zu schlafen, und zwar lagerte sie sich am liebsten auf einem breiten, schimmernden Mondscheinstreifen. Die zerfallenen Bildsäulen gewährten ihr dann viel mehr Zerstreuung als die lärmenden Mäuse, welche ihre sogenannte Wiege umkreisten. Sie betrachtete diese Trümmer mit großer Aufmerksamkeit, streichelte wohl auch mit ihrem Händchen einen Kopf, dem zwar die Nase abhanden gekommen war, der aber beim Mondschein doch so schön glänzte. Das Köpfchen auf die Hand gestützt, blickte sie so lange in die unbeweglichen Augen, bis sie von tiefem Schlaf umfangen auf einen zerbröckelten Arm oder auf die scharfe Kante eines zertrümmerten Busens hinfiel. Eine Zeit lang erschien sie jeden Morgen auf dem Hofe, um sich einem Vogel gleich, der mit ausgebreiteten Flügeln und glückseligem Gezwitscher seinen Brüdern nachfliegt, jauchzend mit weitausgestreckten Aermchen in den Haufen der spielenden Kinder zu stürzen. Ihre Heiterkeit war von sehr kurzer Zeit, die Aermchen, die sich so muthwillig erhoben hatten, sanken nur zu bald verwundeten Flügeln gleich herab. Der größte Theil dieser Kinder nämlich war gegen Jule sehr feindlich gestimmt, und sehr oft konnte ihr Anna, das blonde Töchterchen der Wäscherin, keine Hülfe leisten, trotzdem sie ihre Freundin mit eigenem Körper schützte und ganz entschieden erklärte, daß sie nur mit ihr Pferdchen spielen werde. Sie war auch gutmüthig genug, der armen Kleinen das Herbeischleppen von Sand und Steinen zu erlauben, die eben zu einem großen

Bau, den die Kinder in der Nähe der Pumpe errichteten, zusammengetragen wurden. Ihr Bruder Anton widersetzte sich diesem heftig und sagte ganz unverschämt, daß er mit dem Findling nicht spielen werde. Ihm stimmte auch die langbeinige, schmutzige Schneiderstochter bei und drohte sogar, falls der Findling zu ihren Spielen zugelassen würde, den Hof sammt ihrer Puppe zu verlassen und sich andern Kindern anzuschließen. Diese Puppe war ein aus bunten Kattunfetzen geformter Klumpen, den der Schneider zur großen Freude seiner Tochter verfertigt hatte. So häßlich dieses Ungethüm auch war, wurde es doch von den Kindern vergöttert, und die Drohung ihrer Besitzerin erfüllte all die kleinen Herzen mit großem Schrecken. Es wäre ja auch zu arg gewesen, die Puppe jetzt zu verlieren, wo eben mit großer Mühe ein Haus, in dem sie wohnen sollte, vollendet war, jetzt wo schon zwei kleine Mädchen von drei Knaben geschirrt und an Leitseilen gehalten, zu immer größerer Eile mit lauten Zurufen und Peitschenknallen getrieben wurden, um ihr einen Besuch abzustatten.

Nach einer solchen Drohung wagte auch Anna kein Wort mehr, da diese häßliche Puppe ihrem Herzen, das kleine Brüderchen ausgenommen, am nächsten stand. Auf diese Weise verlor Jule das einzige ihr freundlich gesinnte Wesen; Anna entfernte sich dann gewöhnlich, trotzdem sich in ihren Blicken Trauer und Mitleid mit dem armen Kinde spiegelten. Alsdann drangen alle auf sie ein, schlugen und kniffen sie unbarmherzig, beschimpften, verspotteten und umdrängten sie so heftig, bis sie gewaltsam aus ihrem Kreise herausgestoßen wurde. So lange ihr diese grausamen Angriffe neu waren, weinte sie schmerzlich über die Mißhandlungen, welche sie erlitt, später aber versagten ihr die Thränen, und sie flüchtete sich mit unheimlich blitzenden Augen und erregten, vor sich hingemurmelten Worten auf die andere Seite des Hofes. Mit der Zeit hörten auch ihre unglücklichen und für sie so schmerzlichen Versuche, in die Gesellschaft der spielenden Kinder aufgenommen zu werden, ganz auf. Sie vermied dieselben so viel wie möglich, zog es sogar vor, einen weiten Umweg zu machen, als in ihre Nähe zu kommen und warf aus der Ferne düstere Blicke auf den lärmenden Haufen.

Und doch war dies alles nutzlos; denn sobald Anton mit seinen Gefährten sie von Weitem erblickte, liefen sie mit stürmischen Schritten auf sie zu und ängstigten das arme Kind zu Tode; indem sie Miene machten, sich auf die Kleine zu stürzen, um sie tüchtig durchzuhauen. Der liebste Zeitvertreib dieser jungen Ungeheuer an winterlichen Tagen war das Schneeballwerfen, als Ziel diente ihnen natürlich Jule. Das so grausam verfolgte Wesen bemühte sich immer mehr, leise und fast unsichtbar an den Mauern des alten Baues dahinzugleiten. Im Sommer verdeckten sie vor den Augen der wilden Kinderschaar lange, vom Dache herabhängende Zweige und hochaufgeschossenes Unkraut, im Winter kamen ihr wieder hochaufgethürmte Schneehaufen zu Hülfe. Rasch und leise durch den Hof schlüpfend, stieg sie die alten, morschen Treppen des Gebäudes hinauf, sie war sehr hungrig und hoffte

hier ein paar Bissen zu erhalten. Langsam glitt sie in den großen Saal, dessen rauhe Diele und geschwärzte Zimmerdecke einen sehr traurigen Anblick bot. Inmitten dieses Raumes stand eine große Mangel, deren steinerfüllte Laden dröhnend von zwei Frauen hin- und hergeschoben wurden. Auf den Tischen, welche an die Wände gerückt waren, legten andere die eben gemangelte Wäsche zusammen, packten sie dann in Körbe und entfernten sich, um andern Frauen, die es ebenso eilig wie sie hatten, Platz zu machen. Die behäbige Besitzerin der Mangel kam oft in den großen Saal und hielt mit stolzen Blicken auf Ordnung; sie ertheilte den arbeitenden Frauen Rathschläge, spendete Lobsprüche, aber sprach auch oft tadelnde Worte aus. Hin- und hergehend, bemerkte sie auch gewöhnlich Jule, die an der Thür saß und mit immer gleicher Neugier auf die rollenden Laden sah. Wenn sie bei guter, heiterer Stimmung war, so streichelte sie zuweilen mit ihrer fetten Hand das Köpfchen des Kindes und beschenkte es mit einer Schnitte Brotes oder einem Stücke Käse, das auf ihren Befehl von dem Dienstmädchen aus der Küche gebracht wurde.

Selten, aber doch manchmal beglückte sie das arme Geschöpf mit einem kleinen Pfefferkuchen, den sie aus ihrer Kleidertasche hervorbrachte. So glückliche Tage waren äußerst selten; denn oft schien ihr der Gewinn, den die Mangel gebracht hatte, viel zu gering, mißmuthig schritt sie dann durch den Saal, schimpfte und tadelte alles, was ihr in den Weg kam. In solchen Augenblicken war ihr die Anwesenheit des Kindes im höchsten Grade zuwider, und sie verfehlte nie, das unglückliche Wesen herauszuweisen und mit ungerechten Vorwürfen zu überhäufen.

„Ich möchte wohl wissen, warum ich ganz allein Dich ernähren soll. Als Dich das Bettelweib im Thorwege fand, versprachen alle Bewohner des Hauses zu Deinem Lebensunterhalte beizusteuern, und jetzt denkt keiner von ihnen mehr daran. Du gehst zu keinem andern, nur mir drängst Du Dich immer auf. Ich bin wahrlich nicht reich, obwohl ich viel wohlhabender bin als dieser verhungerte Pöbel, der Dich mir zur Last legt. Ich habe Nichten, für die ich sorgen muß und denen ich eine feine, kostspielige Erziehung geben will; außerdem hatte ich in der letzten Zeit große Verluste, eine von meinen Kühen ist gefallen, ich habe ohne Dich Sorgen genug, packe Dich augenblicklich fort, ich gebe Dir nichts mehr!"

Der Armen blieb nach solchen Worten nichts anderes übrig, als sich eiligst zu entfernen. Sie verließ den alten Bau und ging weiter in den Hof, dorthin, wo die heiseren Töne eines klimpernden Claviers sich hören ließen. Bei einem kleinen Fenster, das von herabhängenden Lindenzweigen dicht beschattet war, blieb sie stehen und blickte, sich mit beiden Händchen auf das Fenstergesims stützend, in ein enges Stübchen. Vor einem Clavier, dessen Holzfarbe schon längst verblaßt war, saß ein hochgewachsener Mann, der oft und heftig hustete. Er hatte die Stellung eines ausübenden Künstlers, der mit der Zeit wahrscheinlich berühmt geworden wäre, aufgeben müssen,

um Musiklehrer zu werden. Trotzdem er auch in diesem Wirkungskreise sehr viel Anerkennung fand, konnte er sich, durch langwierige Krankheit gehindert, nicht viel verdienen. Jetzt hatte er nur noch wenige Stunden, für die er eine sehr geringes Entgelt erhielt. Sein eingefallenes Antlitz und das fieberhafte Feuer, das in seinen Augen brannte, gaben ihm den Anschein, als ob er viel älter wäre, als er wirklich war. Stundenlang spielte er auf seinem lieben Clavier und begann zuweilen auch ein Lied zu singen. Ein solcher Versuch gelang ihm leider nie, da ein schrecklicher Hustenanfall, der immer dazwischen kam, ihn daran hinderte. Die Töne, die unter seinen dünnen, blassen Fingern hervorschallten, wurden immer leiser, bis sie mit einem kaum hörbaren Gesumme in der Luft verhallten. Sobald aber das Köpfchen der Kleinen am Fenster erschien, wandte er sich ihr zu und fragte mit gütiger Stimme:

„Da bist Du ja wieder einmal! Was willst Du denn eigentlich von mir?“

„Ja, da bin ich!“ erwiderte traurig das Kind.

„Was hast Du mir denn zu sagen?“ fragte der Musiklehrer.

Fast schien es, als ob Jule nichts Wichtiges zu erzählen hätte; denn sie griff schweigend nach den herabhängenden Lindenzweigen und schwang sich mit Hülfe dieser auf das Fensterbrett, auf das sie sich in aller Ruhe setzte.

„Du fliegst ja wie ein Vögelchen in mein Fenster hinein,“ sagte fröhlich der einsame Mann und begann seinem geliebten Vögelchen heitere Tanzweisen, schöne Walzermelodien und großartige, geräuschvolle Quadrillenmusik vorzutragen. Jule hörte gespannt auf sein Spiel und ließ sich oft dazu hinreißen die Töne mit leisem Gesang zu begleiten. Ihr dünnes Stimmchen vermischte sich mit den schrillen, schwachen Clavierklängen, dies schien den Musiker sehr zu belustigen; denn oft rief er ihr zu:

„Singe, singe nur immer weiter.“

Auch Jule schien dies großes Vergnügen zu bereiten, immer lauter sang sie, hob ihren Kopf und blickte begeistert in die Höhe, wo durch breite Baumzweige die bläuliche Helle des Firmaments durchschimmerte. Plötzlich verstummte sie und rief nüchtern werdend: „Ich habe so großen Hunger!“

Der junge Mann erhob sich sofort und reichte ihr einige Brustbonbons, fand auch mitunter in den sorgsam durchsuchten, zerfetzten und bestaubten Noten eine alte Semmel oder ein vertrocknetes Stück kalten Fleisches. Die Kleine nahm alles mit dankbarem Herzen an und biß ebenso beherzt in die alten Lebensmittel wie in die wohlschmeckenden Bonbons, während er in Gedanken und mit fieberglühenden Augen auf das arme Geschöpf blickte. Woran konnte er wohl denken, wenn seine blassen Finger durch das wirre Haar des Kindes glitten? Dachte er wehmüthig an den heißen Ehrgeiz, der ihn in seiner Jugend beseelt hatte, oder an die fröhlichen Gefährten, mit denen er von Ruhm und Reichthum geschwärmt? Zog vielleicht die Gestalt des Mädchens, das er einst verzehrend geliebt, an seinem Auge vorüber? Stimmte

ihn seine große Einsamkeit so wehmüthig oder sein unsägliches Elend und der finstere Gedanke, daß weder Gattin noch Kind ihm die letzten, vielleicht schon so nahen Augenblicke versüßen würden? Er wußte nur zu wohl, daß im günstigsten Falle nur aus einer Regenwolke Thränentropfen auf sein einsames Grab fallen würden und daß der so heiß ersehnte Lorbeer nie auf seiner Gruft sprießen würde.

Dieses schmerzliche Brüten unterbrach immer ein heftiger Hustenanfall, mürrisch befahl er dann dem Kinde von dem Fenster herabzusteigen, da er es der eindringenden Kälte wegen schließen müsse.

Gleich darauf entfernte sich das Kind und begab sich nach einem anderen Theile des Hofes, wo inmitten einer schmutzigen, niedrigen Mauer zwei mit hell blitzenden Scheiben versehene Fenster sichtbar wurden, in denen verschiedene grüne Blattgewächse standen. Hinter diesen Fenstern lag eine geräumige, luftige Stube, die von der Arbeit eines Schreiners und einer knisternden Flamme mit heiterem Geräusche erfüllt wurde. An der Werkstatt, deren Rad fortwährend blitzschnell kreiste, stand ein ältlicher, kräftiger Mann, dessen reinliche Kleider von einer großen, weißen Schürze geschützt wurden. Am Fenster saß emsig nähend ein blühendes, junges Mädchen, dessen goldene Zöpfe auf ein buntes Busentuch herabfielen. An den Wänden sah man Rahmen in allen möglichen Größen, ferner standen in allen Ecken der Stube Beine von Möbeln und Schirmstöcke. Durch eine Thüre, die aus dem Zimmer in die Küche führte, fiel von dort ein röthliches Licht auf die gegenüberliegende Wand und beleuchtete flimmernd in Goldpapier gefaßte Heiligenbilder, die in großer Anzahl über einer breiten Bettstelle hingen. Vater und Tochter arbeiteten fleißig und still, aus der Küche aber drang eine rauhe und breite Frauenstimme, zu der sich auch dünne Kinderstimmen gesellten.

Als Jule auf die Bank, welche unter dem Fenster stand, geklettert war und sich dorthin setzte, sah das blonde Mädchen sie und rief freudig bewegt:

„Die Waise sitzt bei unserem Fenster, Väterchen!“

Die Schreinersleute waren die einzigen, welche mit ihr menschlich umgingen und sie nicht Findling nannten. Der arbeitende Mann mußte wohl den freudigen Ausruf seiner Tochter erwidert haben, aber das geräuschvolle Kreisen des Rades hatte seine Worte übertönt. In Folge dieses Ausrufes kam auch aus der Küche eine behäbige, gesund aussehende Frau mit zwei kleinen Kindern; eines von diesen hielt sie auf dem Arm, das andere trippelte neben ihr, an den Rockfalten sich haltend.

„Barmherziger Gott!“ rief die Schreinersfrau aus. „Das arme Ding hat es wirklich nicht viel besser als ein herrenloser Hund! Käthe, lauf' und bring' ihm einen Napf Milch!“

Sogleich sprang Käthe von ihrem Stuhle, der auf einem Tritte stand, auf und brachte der Kleinen ein Schüsselchen mit saurer Milch; im Winter aber reichte sie ihr einen Schnitt Brotes mit Käse durch das angelehnte

Fenster. Jule verzehrte mit wahrem Heißhunger alles, was ihr angeboten wurde, entfernte sich aber nicht vom Fenster, sondern schaute durch die breit verzweigten Blätter der Blumentöpfe, die im Fenster standen, in das Innere der Wohnung. Dabei legte sie auf das Händchen, das auf einen hervorstehenden Balken gestützt war, ihren Kopf und blickte mit großer Neugier auf alles, was drinnen vorging. Und doch war nichts Besonderes dort zu sehen. Das kreisende Rad und die kleinen Heiligenbilder waren ihr schon so vertraut, daß sie diese Gegenstände kaum eines Blickes würdigte. Fast schien es, als ob die gemüthliche Ordnung, die im Gegensatze zu dem Elend und dem betäubenden Lärm in andern Wohnungen hier herrschte, solche Anziehungskraft auf sie ausübte. Einem natürlichen Triebe folgend, blieb sie so lange wie möglich an dieser Stätte, welche sie so anheimelte. Verschiedene Gedanken kreuzten dann ihren Sinn; einmal rief sie ganz plötzlich aus: „Wenn doch der große Vogel so gut gewesen wäre, mich zu dem Herrn Schreiner und seiner Frau zu tragen, statt mich in dem häßlichen Thorwege hinzuwerfen!"

Die ihr zunächst stehende Schreinersfrau lachte laut auf und sagte mit belustigtem, aber auch vorwurfsvollen Tone: „Um Gottes Willen, schwatz' doch nicht solches Zeug! Hat er mir vielleicht nicht genug Kinder gebracht? Ich kann wahrlich kein einziges mehr gebrauchen."

Bei diesen Worten machte sie eine Bewegung, als ob sie das auf ihrem Arme sitzende Kind zum Fenster hinauswerfen wollte, drückte es aber dann um so inniger an sich und küßte es zärtlich.

Jule, die immer noch auf demselben Platze saß, sagte wieder mit altklugem, ungläubigem Tone: „Es war gar nicht der große Vogel, der mich dort hingeworfen hat, das weiß ich ganz sicher!"

„Wer hätte es denn sonst gethan?" fragte die Schreinersfrau mit heiterer Stimme, aus der jedoch ein gewisser Ernst hervorklang.

„Die Mutter!" antwortete ganz gleichgültig die Kleine. Leider wußte sie also schon, daß auch sie gleich andern Kindern eine Mutter gehabt habe. Die dicke, ewig lachende Magd der Mangelbesitzerin hatte es ihr nämlich mitgetheilt; als sie, neugierig geworden, gern erfahren wollte, ob sie ebenso wie die andern einen Vater besessen habe, antwortete die Magd bejahend, was die Kleine zu der Frage veranlaßte, wo er wohl zu finden sei. Die dumme Person sagte kurz: „Hasche den Wind im Felde!" lief schnell in den Saal hinein und konnte sich ob dieses Witzwortes vor Lachen kaum halten. Jule hatte sich diese Worte wohl gemerkt und sagte im weitern Verlauf ihres Gespräches mit der Schreinersfrau:

„Ich hatte auch einen Vater!"

„Wo ist er denn?" tönte es von den Lippen des jüngsten Kindes.

„Hasche den Wind im Felde!" sagte Jule steif und ernst. Als sie diese Worte zum ersten Male hörte, hatte sie sich gleich ein eigenthümliches Bild entworfen. Da sie weder Felder noch Wiesen kannte, stellte sie sich diesen

unglücklichen Vater als einen durch den großen Hof fliegenden Mann vor. An stürmischen Tagen wähnte sie diese fliegende Gestalt fortwährend zu sehen, schaute stundenlang in den rasenden Sturm und glaubte, daß die sie so nahe umkreisende Gestalt sie doch noch vom Boden erheben und zärtlich in ihre Arme schließen würde, wie es der Schreiner und sogar der Koch, wenn er nüchtern war, so oft mit ihren Kindern thaten. Der noch immer fleißig arbeitende Schreiner hatte das ganze Gespräch wahrscheinlich gehört; denn er wandte sich zu seiner Frau und Tochter und sagte mitleidsvoll: „Nehmt Euch dieses unglücklichsten Geschöpfes um Gottes Barmherzigkeit willen an, es ist zerlumpt und verhungert, gebt ihm doch ein warmes Kleidungsstück und einen guten Bissen!"

Seine letzten Worte wurden durch das geräuschvolle Gesumme des Rades, das laut ächzend zu kreisen begann und immer lauter erdröhnte, als ob es über etwas erbost und empört wäre, übertönt.

„Komm' in's Zimmer, Kleine!" sagte, das Gebot ihres Mannes befolgend, die Schreinersfrau.

Jule ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern lief eilig in die reine, gemüthliche Stube, in der sie glückselig den Rest des Tages verbrachte. In der Nacht theilte sie Käthe's Lager; es war zwar nur ein Strohsack, auf welchem sie beide schliefen, aber er war sauber und an seinem Kopfende lag ein weiß überzogenes Kopfkissen. Hier waren alle so mild und gut gegen sie, man hatte sie so reich mit einem warmen Röckchen beschenkt und gab ihr auch Milch zum Frühstück, — und doch hieß sie Niemand bleiben, als sie traurig Abschied nahm. Die armen Leute waren auch mit so viel Kindern gesegnet, daß es kaum für die eigenen langen wollte. Außer den drei Kindern, welche sich noch im elterlichen Hause befanden, hatten sie zwei Buben zu einem Meister in die Lehre gegeben, und ein sechstes Kind sollte bald das Licht der Welt erblicken. Der Schreiner war zwar der fleißigste und anständigste Bewohner des Hauses, aber die Thatsache, daß er in diesem verfallenen Bau wohnte, sprach nur zu klar für seine Armuth.

Von Fenster zu Fenster wandernd, fristete Jule auf diese Weise durch die Gaben der Bewohner des alten Gebäudes ein elendes Leben. Am schlimmsten ging es ihr, wenn die Nächte grimmig kalt wurden. Erstarrt saß sie dann in dem tiefen Flur und litt schreckliche Schmerzen. Bei solchem Frost machte sie sich gewöhnlich auf den Weg, um einen wärmeren Ort zu finden. Manchmal ging sie in den großen Saal und brachte die Nacht unter der Mangel zu, öfters klopfte sie an das Fenster des schwindsüchtigen Musikers, welcher sich dann hustend vom Lager erhob, seine Thür öffnete und sie in einen Winkel hinter dem kaum warmen Ofen wies, mitunter schlich sie auch in den dunklen Gang, wo sich die Wohnung der alten Jüdin befand. Am glücklichsten fühlte sie sich aber, wenn Käthchen, die Schreinerstochter, sie in das warme Zimmer rief, weil wie sie sagte, ihre Eltern befürchteten, die Kleine würde erfrieren.

In einer der kältesten Nächte geschah es einst, daß Jule nirgends unterkommen konnte. Der Saal, in welchem sich die Mangel befand, war, ohne daß sie es gemerkt hatte, geschlossen worden, auch die Thüre des Musikers wurde trotz ihres lauten Klopfens nicht geöffnet; vielleicht hatte er ihr heftiges Pochen nicht gehört oder war zu schwach, sich vom Lager zu erheben. Sie ging dann an das Fenster des Schreiners, konnte es aber nicht erreichen, da die Bank, die gewöhnlich darunter stand, des hohen Schnees wegen weggestellt war.

So ging sie, durch den tiefen Schnee watend, von Wohnung zu Wohnung und zitterte und bebte am ganzen Leibe. Schließlich kam sie an die Thüre der Stube, welche die Wäscherin bewohnte, und aller Grausamkeiten, welche sie dort erlitten hatte, vergessend, klopfte sie heftig an die Thür, ja rüttelte sogar, von großer Ungeduld erfaßt, an der Klinke.

„Wer ist da?" fragte die Wäscherin aus dem Zimmer.

„Jule!"

„Barmherziger Gott!" rief ungestüm die Frau. „Das Kind muß sich ja den Tod holen bei dieser Kälte. Anna steh auf und laß sie herein!"

Gleich nachher öffnete sich die Thüre der dunklen Stube, der in einem Winkel liegende Knabe rief aber zornig aus: „Mutter, Du wirst Dir wieder eine gute Suppe einbrocken, wenn er vielleicht kommt und den Findling hier findet.

Die Wäscherin erwiderte keine Silbe, nur Anna nahm sich des unglücklichen Kindes an und sagte, es wäre am besten, wenn er schliefe, sie würde Jule so gut verbergen, daß der Vater sie unmöglich werde entdecken können.

„Ich möchte wohl wissen, wie Du das machen willst, hinter dem Kehrbesen ist jetzt für sie, die so sehr gewachsen ist, nicht genügend Platz," erwiderte er spottend.

Anna würdigte ihn diesmal keiner Antwort, sondern nahm die Kleine schweigend an der Hand und führte sie zu ihrem Strohsacke, auf welchem sich beide niederlegten. Tiefe Stille herrschte in der Stube, als das Mädchen mit lauter Stimme die Mutter rief.

„Was willst Du denn wieder?" fragte ärgerlich die verschlafene Frau.

„Ich will alle schmutzige Wäsche sammeln und sie ganz nahe an mein Bett legen; wenn dann der Vater kommt, werfe ich den ganzen Haufen auf Jule, auf diese Weise wird er sie nicht sehen."

Die Wäscherin erwiderte einige unverständliche Worte, Anna erhob sich aber und sammelte die in der Stube liegende Wäsche, um sie im Augenblicke der Gefahr bei der Hand zu haben. Diese Sicherheitsmaßregeln waren jedoch glücklicherweise unnütz, da Jakob in dieser Nacht seine Familie mit seinem Besuche nicht beglückte. Am Morgen erwachten die beiden Mädchen gleichzeitig, lächelten freudig dem klaren, schneeigen Tag entgegen und küßten sich zärtlich. Eigenthümlich war der Anblick, den beide boten. Das blonde

Haar der um eine Kopfeslänge größeren Anna fiel auf die Schultern der Waise und vermischte sich malerisch mit ihren dunklen Locken. Eine Stunde später verließ schon die Kleine die Wohnung der Wäscherin, mit zwei heißen Kartoffeln versehen, welche ihr jedoch von dem vorübereilenden Anton aus der Hand gerissen und in den Schnee geworfen wurden. Verblüfft blieb das arme Wesen stehen, drohte mit geballten Fäustchen dem davonlaufenden Jungen nach und suchte dann emsig nach den verlorenen Leckerbissen.

Oft geschah es, daß die meisten Bewohner des alten Baues, welche mit Arbeit überhäuft und mit drückenden Sorgen überbürdet waren, ihr mürrisch aus dem Wege gingen; andere wieder, die sich vielleicht krank fühlten oder auch nur verstimmt waren, sahen sie mit unverhehltem Mißmuthe an. In solchen Fällen zog sie sich schüchtern in einen einsamen Winkel zurück oder ging zu der alten Jüdin und setzte sich schweigend auf die Schwelle des Ladens. Die Jüdin war die einzige, welche sie immer gleichmäßig behandelte; sie überhäufte zwar Jule nicht mit Zärtlichkeiten, erwies ihr aber viel Gutes. Sie gab ihr immer ein Brötchen oder eine Bretzel, ließ sie, wenn es draußen recht kalt war, auch in den Laden eintreten. Ihre Güte ging so weit, daß sie die Kleine unterwies, wie sie sich die erfrorenen Füßchen an dem mit glühenden Kohlen gefüllten Topf, der ihr zu Füßen stand, zu wärmen hätte.

Eines Abendes sah Jule, welche die grimmige Kälte in den Laden getrieben hatte, Anton und zwei seiner Gefährten hereintreten. Die Knaben, von denen keiner über dreizehn Jahre zählte, waren sehr lustig und laut. Der zerlumpteste von ihnen geberdete sich am frechsten und gab sich den Anschein, als ob er der siegreiche Anführer seiner Kameraden wäre. Er näherte sich dem mit vielen Flaschen und kalten Eßwaaren überfüllten Tisch und befahl herrisch:

„Kleine! Für Jeden ein Viertel Schnaps."

Die alte Jüdin hatte nämlich vor einigen Augenblicken den Laden verlassen, und ihre vierzehnjährige, fast idiotisch aussehende Enkelin saß hinter dem Ladentisch. Diese erhob sich, diesem Befehle Folge leistend, sofort und reichte diesen erwachsenen Kunden drei mit Schnaps gefüllte Gläser. Glühende Röthe ergoß sich über ihre Gesichter, als sie den Branntwein ausgetrunken hatten, Anton schien das Höllengetränk gar nicht hinunterwürgen zu können; denn er hustete heftig und spuckte den größten Theil wieder aus.

„Kleine! Gieb noch Jedem ein Viertel!" schrie fast schon unzurechnungsfähig der Anführer und warf ein Geldstück auf den Ladentisch.

„Ich trinke nicht mehr," sagte Anton, „da sich die Mutter sonst zu Tode über mich grämt."

„Ach was! Trink' nur weiter!"

Mit rohem Gelächter begannen sie wieder zu trinken, es schien ihnen aber gar nicht zu schmecken, nach jedem Schlucke schüttelten sie sich und machten jämmerliche Gesichter, hörten jedoch nicht auf, da sie der Ehrgeiz trieb, es den Aelteren gleichzumachen.

„Kleine! Noch ein Viertel!“ erscholl es bald wieder.

Schwankend und lallend verließen sie darauf den Laden, den soeben die alte Jüdin betrat. Sie erblickte die hinausgehenden Knaben und rief entrüstet:

„Wie konntest Du nur diesen Jungen Schnaps verkaufen? Hast Du denn nicht oft genug gesehen, daß ich solche Buben immer abweise? Du bist doch wirklich zu dumm, keinen Augenblick kann man sich auf Dich verlassen.“

„Warum sollte ich ihnen keinen Branntwein geben? Wenn sie hier keinen bekommen hätten, wären sie in eine Schänke gegangen, und wir wären um den Verdienst gekommen,“ sagte ärgerlich das Mädchen.

Bald darauf verließ Jule den Laden und wollte auf den Hof gehen, blieb aber erstaunt stehen, da sie einen Menschen unbeweglich auf der Erde liegen sah. Bei genauerer Betrachtung erkannte sie Anton und prallte, da er ihr große Furcht einflößte, heftig zurück. Der betrunkene Knabe lag festschlafend und langausgestreckt, mit entblößter Brust und beschmutztem Anzuge auf dem kalten, feuchten Boden. Sie näherte sich ihm, von seinem bewußtlosen, ihr mit keiner Gefahr drohenden Zustande überzeugt, und sprach leise mit befriedigtem Tone:

„Na, der ist aber voll! Wie gut könnte ich ihn jetzt durchhauen!“

Durch den Gedanken an die Rache, die sie nehmen wollte, heiter gestimmt, lachte sie hell auf und flüsterte, immer auf den regungslos Liegenden schauend:

„Jetzt wirst Du auch einmal fühlen, wie wehe es thut, gehauen zu werden. Du behandelst mich schlechter als einen Hund und schimpfst mich einen Findling. Warte, alle blauen Flecke, welche mir von Deinen Mißhandlungen geblieben sind, will ich Dir jetzt zurückzahlen, ich will Dich schlagen, kratzen und kneifen, solange ich nur Kraft habe.“

Erregt, mit blitzenden Augen und bebendem Munde stand sie vor ihrem Feinde und wollte schon mit den geballten Fäustchen zu einem Schlage ausholen, als ihr plötzlich etwas einzufallen schien.

„Ich muß vergeben,“ tönte es wie ein Hauch von ihren Lippen. „Meine Räthin hat ja so sehr darum gebeten!“

Sie schwieg eine Zeit lang und kämpfte sehr ernstlich mit sich selbst, endlich sagte sie ganz entschieden:

„Ich muß durchaus Wort halten und ihm vergeben, da ich es ja meiner Frau Räthin fest versprochen habe. Und doch möchte ich ihn gar zu gern tüchtig durchhauen, aber ich darf wirklich nicht. Ich will ihm vergeben und es meiner alten Beschützerin, sobald ich sie nur sehe, gleich erzählen. Wie wird sich die Gute freuen!“

Sie beugte sich noch mehr über den regungslosen Knaben und schien über etwas nachzusinnen. Plötzlich richtete sie sich von ihrer gebeugten Stellung auf und sprach mit entschiedener Stimme:

„Ein Vaterunser werde ich auch noch für ihn beten, daß er sich bessert und seiner Mutter keinen Gram bereitet."

Eigenthümlich sah es aus, wie das verlassene Wesen in der Dunkelheit bei dem bewußtlosen Jungen kniete und mit andächtig gefalteten Händen flüsterte: „Vater unser, der Du bist im Himmel, Dein Reich komme . . ."

Jule hatte inzwischen das siebente Jahr erreicht, war aber schwach entwickelt und klein. Ihr rabenschwarzes Haar war das einzige, was an ihr gedieh, immer üppiger ringelte es sich um ihr schmales, blasses Gesichtchen, das zwei kohlschwarze, große Augen beleuchteten. Sie trug jetzt einen ziemlich langen, aber ihre bloßen Füße nicht völlig verdeckenden alten Rock und eine verschossene, geflickte Jacke, die, vorn auseinandergehend, ein unsauberes Hemd sehen ließ. Trotzdem sie so schmutzig und verkommen aussah, lenkte sie die Aufmerksamkeit vieler Fremden auf sich. Ihr wundervolles Haar und die schönen, so sinnend blickenden Augen fielen Jedem auf. Oft wollten Vorübergehende wissen, wem wohl das auf der Schwelle des Ladens niedergekauerte Kind gehöre.

Die alte Jüdin antwortete kurz und bündig: „Allen!"

„Wie ist denn das möglich?" fragten wieder die Neugierigen.

„Es gehört Niemandem," erwiderte mürrisch die Alte.

„Das ist ja reiner Unsinn! Es soll Allen, und doch wieder Niemandem gehören! Das ist ja ganz räthselhaft."

Die Jüdin lächelte bei solchen Worten eigenthümlich listig, aber auch traurig und antwortete mit ernster Stimme:

„Da es Niemandem gehört, so muß es wohl Allen gehören; da es aber Allen gehört, so kann es keinem gehören."

Die Fragenden zuckten die Achseln, über diese unverständlichen Worte erstaunt, welche ihnen erst von der idiotischen Enkelin der Alten erklärt wurden.

„Es ist ein Findling," sagte sie mit verächtlicher Geberde.

Jule hörte diesen Gesprächen immer aufmerksam zu, wunderte sich aber sehr, daß die Leute, welche so eifrig nach ihr fragten, verständnißvoll mit dem Kopfe nickend, sich entfernten, sobald sie die erklärenden Worte des Judenmädchens gehört hatten. Eines Tages kam es doch anders . . .

An einem klaren, kalten Herbsttage kam eine mittelgroße, schlanke Frau, welche einen schon sehr schadhaften Tuchmantel und ein ärmliches Hütchen trug, in die Victualienhandlung. Die großen blauen Augen, und die hellen, über der Stirn sich ringelnde Löckchen konnten sie nicht jung erscheinen lassen, da in ihr Antlitz deutliche Spuren großer Lebensmüdigkeit und quälender Sorge eingegraben waren. Die Jüdin begrüßte sie mit den lauten, herzlichen Worten:

„Da ist ja unsere neue Nachbarin, willkommen bei uns! Möge es Ihnen hier mit Gottes Hülfe gut gehen!"

Das blasse Weib dankte für die guten Wünsche und forderte ein Pfund

Zucker, ein kleines Quantum Thee und ein wenig Lampenöl. Die Alte bereitete die geforderten Sachen und sprach dabei weiter:

„Wollen Sie lange hier wohnen?"

„So lange es nur irgend möglich ist."

„Haben Sie denn auch schon Beschäftigung gefunden?" fragte wieder theilnehmend die Jüdin.

„Ich habe schon einige Stunden erhalten, da aber diese für meinen Lebensunterhalt unzureichend sind, so bitte ich Sie inständig, sich meiner zu erinnern, wenn Jemand von Ihren Bekannten Unterricht nehmen will."

„Das brauchen Sie mir nicht zu wiederholen; was ich einmal versprochen habe, das vergesse ich nicht. Wie sind Sie denn mit den Möbeln zufrieden, die ich Ihnen empfohlen habe?"

„Sie sind sehr gut und entsprechen ganz meinem Bedürfnisse."

„Ich muß Ihnen aber doch sagen, daß es viel klüger wäre, sie zu kaufen, für baares Geld kann man sie sehr billig bekommen."

„Da haben Sie vollkommen Recht, liebe Frau, aber woher soll ich denn so viel Geld nehmen? Vielleicht wird es später möglich sein, aber jetzt kann gar nicht die Rede davon sein."

„Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen so gute Zeiten, aber ich kann leider daran nicht glauben, da gar zu viele Lehrerinnen hier ansässig sind."

Außer dem jugendlich lockigen Haar zeichnete sich die Lehrerin durch eine sanfte, wohltönende Stimme aus. Während sie mit der Jüdin sprach, konnte sie es nicht unterlassen, sich fast jeden Augenblick nach Jule, die sich auf der Schwelle niedergekauert hatte, umzuwenden, und fragte endlich mit schüchterner Stimme:

„Wem gehört dieses Kind?"

Die Alte antwortete gewohnheitsmäßig:

„Allen."

„Wieso Allen?"

„Weil es Niemandem gehört."

Das dumme Judenmädchen, welches eben Lampenöl in ein blechernes Geschirr goß, fühlte sich wie immer verpflichtet, die Worte der Großmutter zu erklären und sagte:

„Es ist ein Findling."

„Ein Findling!" wie ein schriller Schrei ertönte dieses Wort von den Lippen der Lehrerin, und eine glühende Röthe ergoß sich augenblicklich über ihr sonst so blasses Antlitz. Einige Minuten lang kämpfte sie mit einer heftigen Erregung, beherrschte sich aber dann und fragte mit fast gleichgültiger Stimme:

„Ist es schon lange her, als das Kind gefunden wurde? Können Sie sich vielleicht erinnern, liebe Frau, wann dies geschah."

„Das weiß ich noch ganz gut. Es wurde in demselben Jahr und Monat an einem Herbstmorgen gefunden, als sich meine älteste Enkelin verheirathete, und das ist schon sieben Jahre her."

Die Frau horchte begierig auf jedes Wort und fragte, das Gefäß mit dem Lampenöl schon in der Hand haltend: „Wer hat denn das Kind gefunden?"

„Eine Bettlerin, welche hier gewohnt hat, aber jetzt schon gestorben ist."

„Wie heißt denn das arme Ding?"

„Jule."

„Warum wurde ihr gerade dieser Name gegeben?"

„Das Weib, welches sie aufgelesen, hieß so und gab ihr bei der Taufe den eigenen Namen."

Jetzt hatte die blasse Lehrerin die geforderte Waare erhalten, blieb aber trotzdem noch stehen und fragte mit scheinbar gleichgültigem Tone:

„Nimmt sich Jemand ihrer an?"

„Wer sollte es wohl thun? Alle Bewohner des Hauses haben kaum genug, ihre eigenen Kinder zu ernähren. Sie schlägt sich aber doch durch!"

Sinnend folgte die Frau diesen Worten, ihre Augen blickten mechanisch auf die Hauptwand des Ladens, an der sich in buntes Papier gewickelte Cigarren aufthürmten. Nach einer Weile verabschiedete sie sich mit einem freundlichen Gruße von der Jüdin und verließ den Laden. Ohne Jule anzusehen, schritt sie an der Kleinen vorbei, welche ihr auch keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, da die Gespräche, welche von ihr handelten, für sie nichts Neues mehr waren. Sie saß still da und bemühte sich eifrig, ihre erstarrten fast blauen Füßchen mit dem zerlumpten Rocke zu bedecken. Einige Zeit später begab sich die Kleine auf den Hof und bemerkte staunend, daß eine große Anzahl von Kindern sich vor dem alten Baue versammelt hatte, um neugierig in die Höhe zu sehen. Auch sie blieb, aber ein gutes Stück weiter, stehen und schaute hinauf. Entzückt und verwundert blickte sie auf ein Fenster in einem der obersten Stockwerke, dessen Scheiben erst neulich eingesetzt worden waren. Ein weißes, unten ausgezacktes Rouleaux, das ein leiser Wind im geöffneten Fenster bewegte, und ein Käfig mit einem Kanarienvogel, der inmitten des hellen Rahmens hing, erweckten die große Bewunderung der Kinder. Verzückt stand Jule so lange im Anschauen versenkt, bis alle Andern sich zerstreut hatten. Das blasse Weib schien diesen Augenblick nur erwartet zu haben, um am Fenster zu erscheinen und Jule mit sprechendem Blicke heraufzuwinken. Das Kind konnte anfangs diesen Wink gar nicht verstehen, war auch nicht sicher, ob er ihm gelte. Die Lehrerin merkte ihr Schwanken und winkte ihr noch ungeduldiger ein zweites Mal zu. Jetzt lief Jule, so schnell sie es vermochte, hinauf, da ihr nur sehr selten die Freude zu Theil wurde, von Jemandem zum Kommen aufgefordert zu werden. Weil sie alle Räumlichkeiten des alten Baues genau kannte, fand sie ihren Weg sehr leicht und stieg, an dem großen Saal vorübereilend, in ein höheres Stockwerk, das ganz unbewohnt war. Hier öffnete sie schüchtern eine morsche, weit abstehende Thüre und sah, wie das blasse Weib, das Hut und Mantel abgelegt hatte und ein ärmliches schwarzes Kleid anhatte, sie schon an der Schwelle erwartete. Flammend roth waren ihre sonst so blassen Wangen, ungestüm hob

sie das Kind in ihre Arme und eilte mit der süßen Last stürmisch in's Zimmer. Dieser Augenblick mußte ihre Kräfte verdoppelt haben, da ihre zierlichen Körperformen und die an ihr so sichtbare Erschöpfung dieser Anstrengung nicht gewachsen schienen. Das Kind noch in den Armen haltend, ließ sie sich auf ein Sopha nieder, küßte, herzte und benetzte es mit heißen Thränen. Ihr blonder Zopf, der um den Kopf gewunden war, glitt hernieder und verdeckte so völlig das Kindergesichtchen, daß Jule beim besten Willen nichts weiter sehen konnte als die großen blauen, thränenschweren Augen der sie liebkosenden Frau. Sie begriff nichts von alledem; obgleich sie von leidenschaftlichen Umarmungen fast erdrückt wurde, war doch keine Spur von Rührung an ihr zu bemerken. Das Ungewöhnliche befremdete sie nur, da es ja zum ersten Male in ihrem Leben geschah, daß sie geliebkost wurde. Nach einiger Zeit beruhigte sich die Lehrerin wieder, setzte die Kleine neben sich hin und beobachtete sie prüfend, konnte aber nichts aus ihren Zügen herauslesen als grenzenlose Verwunderung.

„Gieb mir einen Kuß!" scholl es von ihren bleichen, bebenden Lippen. Jule küßte ihr darauf schweigend die Hand. „Wie abgemagert Du bist!" sagte mit leisem, wehmüthigen Tone die arme Frau und betastete ihre Brust, ihre Hände und Füße. „Thut Dir etwas wehe?"

„Ja," antwortete Jule einsilbig.

„Was denn?"

Als Antwort zeigte die Kleine ihre erfrorenen Füßchen und ihr Aermchen, das arg gekniffen und geschlagen worden war. Sie erklärte auch mit kurzen Worten den Ursprung jedes dieser schmerzlichen Male.

„Die Brandwunde," erzählte sie, „rühre noch von ihrer frühesten Kindheit her, als einmal ein glühendes Bügeleisen auf sie herabgefallen war, die blauen Flecke wieder habe sie den Mißhandlungen des verhaßten Anton zu verdanken, und die Zerquetschung stamme von einem Ziegel, der gestern in dem alten Flure auf sie niedergestürzt war.

„Ja," wiederholte sie, „das war erst gestern oder morgen."

Das siebenjährige Kind konnte also nicht einmal den Sinn dieser Worte unterscheiden. Mit verzweifelter Geberde drückte die Lehrerin die Hand an Stirn und Busen und fragte wieder mit düsterer Stimme:

„Hast Du heute schon was genossen?"

„Ja."

„Was war es denn?"

„Die alte Jüdin hat mir eine Bretzel gegeben."

„Möchtest Du vielleicht noch etwas essen?"

„Ja, ich will," sagte Jule laut und deutlich. Es schien fast, als ob das Bedürfniß nach Nahrung das einzige Gefühl war, das sich in ihr naturgemäß entwickelte. Die Frau erhob sich und nahm aus einem kleinen Schranke ein Stück Brot, das sie der Kleinen reichte. Jule begann zu essen und sah sich dabei in der kleinen Stube um. Die einfachen, aber sauberen

Geräthschaften und der Käfig mit dem singenden Vogel schienen ihr sehr zu gefallen und sie heiter anzuregen. In unbefangenem Geplauder erzählte sie dem blassen Weibe, das sie über ihr vergangenes Leben befragte, von der Wäscherin, bei der sie in frühester Kindheit — sie schien sich schon für erwachsen zu halten — gewohnt habe, von dem betrunkenen Jakob, der sie mitten in der Nacht hinausgeworfen und von Allem, was darauf folgte. Die gute alte Räthin, welche, von ihren Augen im Stiche gelassen, verschwunden war, wurde ebenso wenig vergessen, wie die Schreinerfamilie und ihre Freundin Anna. Erbost gedachte sie auch des grausamen Anton, besann sich aber und sagte mit gutmüthigem Tone:

„Ich habe ihm vergeben, da es die Räthin so sehr gewünscht, und habe ihm keinen einzigen Schlag versetzt, als er betrunken auf der Erde lag."

Bei diesen Worten umfing wieder die aufmerksam zuhörende Frau stürmisch die Kleine, vergrub ihre Lippen in Julens dichtes Haar und flüsterte kaum hörbar:

„Könntest Du nur immer Allen vergeben!"

Im höchsten Grade erregt, erhob sie sich von ihrem Sitz, schritt einige Male durch das Zimmer und setzte sich dann wieder, scheinbar völlig beruhigt. Selbstbeherrschung war ihr wohl nichts Neues, da sie so schnell Meisterin über ihre Gefühle geworden war. Zärtlich zog sie Jule an sich und sagte mit ernster Stimme:

„So lange ich hier bleibe, will ich mich Deiner gern annehmen, meine Kleine. Bist Du es auch zufrieden?"

Das Kind erwiderte keine Silbe, sondern küßte mehr ungläubig und erstaunt als dankbar und gerührt die Hand ihrer neuesten Beschützerin.

„Du mußt mir aber auch versprechen," fuhr diese fort, „niemals den Leuten zu wiederholen, was wir mit einander gesprochen haben. Verstehst Du auch, was ich meine?"

Jule nickte verständnißvoll mit dem Kopfe, und die Lehrerin sprach weiter:

„Ich bitte Dich auch sehr darum, Niemandem zu erzählen, daß ich Dich küsse und herze. Gott bewahre Dich, daß Du für Dich unverständliche Worte, welche ich zu Dir spreche oder vor mich hinsage, Anderen wiederholest, ebenso wenig, daß ich Dich liebes Kind nenne."

Hier schwieg sie plötzlich, fast schien ihr die Stimme versagen zu wollen, doch bald begann sie von Neuem, ernst, fast streng auf das Kind blickend:

„Du mußt mir blindlings gehorchen. Wenn Du Alles, was zwischen uns vorgeht, erzählen wolltest, würdest Du mir und Dir selber großen Schaden zufügen. Sage mir noch einmal, wirst Du gehorchen?"

„Ja," erwiderte Jule, die aufmerksam, aber verwundert zuhörte.

„Als Belohnung für Deinen Gehorsam sollst Du auch ein wollenes Kleidchen und warme Schuhe bekommen. Ich will Dich ernähren und Dich viel Schönes lehren. Kannst Du denn auch beten?"

„Ja, das hat mich meine alte Räthin gelehrt."

„Vergelte es ihr, großer Gott, beschütze und beglücke sie für dieses christliche Liebeswerk!" flüsterte leise, mit bebenden Lippen die Frau.

„Kannst Du vielleicht auch schon ein wenig Handarbeiten?"

„Ich konnte, als ich noch bei der Räthin war, stricken, aber das werde ich wohl schon ganz vergessen haben."

„Das schadet nichts, liebes Kind, Du wirst es von mir wieder erlernen und noch viele schöne Arbeiten dazu. Nun will ich Dir sagen, daß ich Johanna heiße und daß Du mich ‚Fräulein Johanna' nennen sollst."

„Fräulein Johanna," wiederholte mechanisch das Kind.

„So ist es recht, und noch einmal bitte ich Dich, das, was Du mir versprochen hast, nicht zu vergessen. Doch jetzt muß ich ausgehen, da ich alle Tage verschiedenen Kindern, die in der Stadt wohnen, Unterricht ertheile. Es wäre am Besten, Du bliebest während meiner Abwesenheit in der Stube, anstatt Dich auf dem Hofe herumzutreiben und Dich allen aufzudrängen. Du brauchst keine Angst zu haben, kein Fremder darf hier eintreten und auch ein Dieb wird in meine Stube nicht eindringen, da er hier doch nichts zu holen hätte. Wenn Dir die Zeit lang werden sollte, so sieh Dir mal meinen Kanarienvogel an, ich gewann ihn von vornherein so lieb, daß ihn mir die Schülerin, welche ich jetzt eben verlassen habe, schenkte. Du kannst ja auch bis zu meiner Rückkehr schlafen."

Während dieser Worte zog sie ihren abgetragenen Mantel an und setzte ihren mit verblaßten Blumen geschmückten Hut auf. Diese zerknitterten, farblosen Blumen paßten genau zu ihrem Antlitz, dessen Ausdruck infolge ihrer Erregung erschöpft war und sie jetzt noch älter erscheinen ließ. Sie entfernte sich darauf, und Jule näherte sich dem Kanarienvogel, der sie mit schönen Tönen, welchen sie gespannt zuhörte, begrüßte. In seinen Anblick vertieft, begann sie bald seine Triller mit ihrem dünnen Stimmchen zu begleiten und sang so lange, bis sie, ermüdet oder vielleicht gelangweilt, sich vom Käfig entfernte. Schüchtern schritt sie jetzt im Zimmer herum, blickte in alle Winkel und Ecken und besah dann die Möbelstücke. Trotzdem diese sehr einfach waren, erregten doch einige ihre große Bewunderung. Das ärmliche, kleine Sopha besonders zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, sie betastete es von allen Seiten, rührte auch die Bücher an, die auf dem Tische lagen, und versuchte seine Schubladen hervorzuziehen, was ihr auch zu ihrer großen Freude gelang. Nachdem sie alles erschöpft hatte, was in der ärmlichen Stube zu ihrer Unterhaltung dienen konnte, setzte sie sich auf die Diele dem hellblinkenden Samovar gegenüber und schlummerte sanft ein. Sie schlief so lange, bis die Thüre geöffnet wurde und Johanna freudig hereineilte, schon von weitem die Arme nach der Kleinen ausstreckend. Jule erwachte sogleich beim Erscheinen ihrer Beschützerin, blieb aber theilnahmslos sitzen.

„Willst Du mir denn keinen Kuß geben, daß Du mir nicht entgegenläufst? Bist Du nicht zufrieden, daß ich zurückgekehrt bin?"

Diese Worte klangen trotz großer Zärtlichkeit doch fast vorwurfsvoll. Das Kind näherte sich ihr langsam und küßte schüchtern ihre Hand. Johanna seufzte tief auf und flüsterte: „Wie gleichgültig, wie lieblos sie ist!" Sie zündete bald ihre kleine Lampe an und rief das Kind zu sich, um ihm zu zeigen, wie es mit dem Samovar umzugehen hätte, schien aber selbst nicht viel davon zu verstehen. Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt hatten, hielt Johanna Jule noch lange auf dem Schooße, ließ sie aber dann hinuntergleiten und sprach wieder in ernstem Tone:

„Die Nacht kannst Du leider nicht bei mir verbringen, die Leute würden sonst sagen, daß ich Dich wie mein eigenes Kind behandle, und allerlei für mich unangenehme Schlüsse ziehen. Den ganzen Tag dagegen kannst Du bei mir bleiben, aber Du mußt Allen erzählen, daß ich Dich zur Nachtzeit hinaustreibe, weil .... weil es mir zu unbequem wäre, zu Zweien in der engen Stube zu schlafen. Wo wirst Du denn eigentlich übernachten?"

Sie besann sich lange, nahm dann die Lampe und durchsuchte genau alle Räumlichkeiten des Stockwerkes, in welchem sie wohnte. Endlich fand sie in einer Stube, in welche der heulende Wind durch die leere Fensteröffnung drang, einen durch eine herausstehende Wand geschützten Winkel. Dort breitete sie das Lager des Kindes aus. Es bestand aus einem dürftigen Strohsacke, einem ihr gehörigen Kopfkissen und einem alten, aber warmen Tuche, welches die Decke ersetzen sollte.

„An frostigen Tagen werde ich Dich in's Zimmer nehmen, aber solange diese noch nicht eintreten, kannst Du ganz wohlgemuth hier schlafen. Gott bewahre Dich jedoch, jemals ein Wort von Allem diesen den Leuten zu sagen!"

Erst nach Verlauf eines Monats änderte sich das Benehmen der kleinen Jule gegen ihre Beschützerin. Immer flog sie jetzt der Zurückkehrenden jubelnd entgegen, umarmte sie stürmisch, ja warf sich oft zu ihren Füßen, die sie leidenschaftlich küßte. Diese erst so spät durchbrechende Zärtlichkeit, welche unglücklicher Verhältnisse halber so lange nicht erweckt worden, war der beste Beweis für die unendliche Liebesfähigkeit dieses Kindes. Es war eine von den Naturen, welche sich in heißer Leidenschaft verzehren, welche aber auch die trostvolle Fähigkeit besitzen, wenn sie Schmerz und Gram erfahren, an dem Herzen geliebter Menschen Thränen zu vergießen. Der erste Glücksstrahl, der in dies so traurige Leben fiel, war Julens Aufenthalt bei der Lehrerin. Ihr Gesichtchen umschwebte jetzt fortwährend ein freudiges Lächeln, ihre Backen rundeten sich zusehends, und die ihr angeborene Schüchternheit war ganz verschwunden. Lange Zeit hindurch zeigte sie sich gar nicht auf dem Hofe und besuchte auch keinen ihrer alten Bekannten. Das Zimmer Johannas und das sehr geräumige, leer stehende Stockwerk boten ihr so viel Zerstreuung und Spielraum, daß sie sich nach Niemandem sehnte. Am Anfange des Winters ging sie doch einmal hinunter und blieb auf der Schwelle des Flures stehen. Sie trug damals ein einfaches, aber warmes Kleidchen, reine

Strümpfe und feste, ordentliche Stiefel. Johannas liebende Hand hatte sogar ein hübsches, buntes Band in ihre schwarzen Locken gewunden. Die auf dem Hofe herumlaufenden Kinder bemerkten sie sogleich und näherten sich ihr, hoch erstaunt über die große Veränderung, welche an ihr zu sehen war. Ihre alte Freundin Anna schien am meisten das bunte Band zu bewundern, sie verschlang es fast mit den Augen und konnte sich die Freude nicht versagen, es mit den Fingern anzurühren; die Tochter des Schneiders, welche noch immer barfuß lief, wandte keinen Blick von den Stiefeln, die ihr am besten von dem ganzen Putze zu gefallen schienen, nur Anton blieb ganz ungerührt und verspottete sie, wie es seine Art ihr gegenüber war.

„Seht mal!“ rief er laut, „was für ein vornehmes Fräulein aus ihr geworden ist! Wer hat Dir denn dies Alles gegeben? War es vielleicht Dein zärtliches Mütterchen, das Dich nach mühevollem Suchen endlich aufgefunden hat, oder kommt dies Alles von Deinem Vater, den der Wind gewiß vom Felde hierher geweht hat?“

Jule hörte diese Worte mit verdüsterter Stirn und zornigen Blicken an, schwieg aber und beschäftigte sich die ganze Zeit damit, das bunte Band aus dem Haar zu winden, um es dann Anna hinzureichen. Diese ergriff es freudig, jubelte laut auf und begann sich sogleich damit zu putzen. Diese Freundschaft, die zwischen den beiden Mädchen herrschte, schien Anton nichts weniger als zu behagen. Wüthend schnitt er grimmige Gesichter und begann wieder in frecher Weise das arme Kind zu verhöhnen.

„Na, das ist aber eine gnädige Prinzessin, sie vertheilt ja sogar Geschenke und erinnert sich gewiß der Zeit nicht mehr, wo sie einem Hunde gleich die von uns ihr zugeworfenen Kartoffeln, unter der Bank liegend, verschlang.“

Dieser Hohn regte sie heftig auf, immer fester ballten sich ihre Händchen, und es schien, als ob sie sich auf den Unverschämten stürzen würde; sie unterließ dies wohlweislich, beugte sich aber aus der Hausthüre heraus und öffnete so weit wie möglich ihr Mündchen, um dem bösen Jungen ihre lang ausgestreckte Zunge zu zeigen. Sie hatte nicht vermocht, sich diese Rache zu versagen, war aber nach der Ausübung derselben sehr erschrocken, sie lief unverwandt die Treppe hinauf und stürzte in das Zimmer der Lehrerin. Anton und die andern Kinder wären ihr wohl sehr gern nachgelaufen, wenn sie sich getraut hätten, in die Stube Johannas einzudringen. Die Bewohner des Hauses aber betrachteten die Letztere als ein Wesen von ganz anderer und viel höherer Art, als sie selbst waren. Was eigentlich diese Hochachtung hervorgerufen, wäre wohl sehr schwer zu sagen. War es vielleicht der Hut, der ihren Anzug von der Tracht der anderen Frauen unterschied, oder der im saubern Fenster hängende Käfig mit dem Kanarienvogel, waren es ihre geistigen Fähigkeiten, was die Leute veranlaßte, mit anerkennender Stimme zu bemerken, daß sie wohl ganz außerordentlich klug und gebildet sein müsse, da sie ja Unterricht ertheile? Was die hohe Bildung

dieses armen Weibes anbetraf, so hätte die alte Jüdin manches erzählen können, was sie aus dem eigenen Munde der Lehrerin vernommen. Als diese nämlich vor einiger Zeit in den Laden kam, fragte sie traurig, fast verzweifelt:

„Haben Sie immer noch nichts für mich, liebe Frau?"

Die Jüdin schüttelte verneinend den Kopf und sagte ernst und langsam:

„Ich habe bei vielen angefragt und mich sehr bemüht, etwas für Sie ausfindig zu machen, aber es giebt hier mehr Lehrerinnen als Kinder, die des Unterrichtes bedürfen. Reichen denn die Stunden, welche Sie schon haben, zu Ihrem Lebensunterhalte nicht aus?"

„Nur spärlich, liebe Frau, man zahlt so jämmerlich für die Stunden, welche ich gebe, daß ich mich dafür kaum satt essen kann."

„Warum lassen Sie sich denn so schlecht bezahlen?" fragte erstaunt die Alte. „Ich kenne viele Lehrerinnen, die sich mit ihrem Verdienste ein bequemes und sorgenfreies Leben schaffen."

Johanna schaute sinnend auf die bunten Cigarrenpäckchen, die sich an der gegenüberliegenden Wand hoch aufthürmten, und erwiderte sehr niedergeschlagen:

„Das Traurigste ist eben, daß ich nur eine sehr mangelhafte Bildung besitze und immer nur die Anfangsgründe lehren kann, wofür man doch gewöhnlich nur schlecht zahlt."

Die Jüdin stimmte diesen Worten traurig bei und sagte: „Ja, da ist jeder Rath theuer."

Als Johanna an diesem Tage in ihre Wohnung zurückkehrte, umarmte sie nicht so wie immer die Kleine, sondern wehrte sie, die ihr stürmisch entgegeneilte, unsanft ab, setzte sich dann auf das kleine Sopha und zupfte ungeduldig an dem Stoffe ihres abgenutzten Morgenrockes. Jule, die über das veränderte Wesen ihrer Beschützerin sehr erschrocken und bekümmert war, näherte sich ihr wieder, doch wieder stieß Johanna sie zurück und murmelte düster vor sich hin:

„Zu meinem und Deinem eigenen Unheil bist Du auf die Welt gekommen."

Diesen ganzen Abend verblieb sie schweigend und regungslos, das arme Kind aber verkroch sich in einen Winkel und schluchzte laut und schmerzlich. — Als Jule am andern Morgen die Augen öffnete, erblickte sie die an ihrem Lager stehende Lehrerin, welche sie zärtlich küßte und freundlich aufforderte, sich ein wenig zu eilen, da es schon hohe Zeit sei, das Zimmer aufzuräumen. Jeden Morgen zeigte sie ihr nämlich, wie man das Feuer im Ofen anmache, wie das Bett gemacht und der Thee zum Frühstück bereitet würde. Die Kleine schien sich die größte Mühe zu geben, dies alles gut und schnell zu verrichten, sie ermüdete aber oft bei dieser Arbeit, für die ihre Kräfte noch nicht ausreichten. Johanna bemerkte dies wohl, und ihre

Augen blickten in solchen Augenblicken ungemein traurig und mitleidsvoll auf die arme Jule, zuweilen sagte sie auch bitter:

„Ich möchte Dich doch wenigstens zu einem anständigen Dienstmädchen heranbilden.“

Während der langen Winterabende lehrte sie das Kind lesen und nähen. Zuweilen versetzten sie diese gemüthlichen Stunden in eine sehr gute Stimmung, dann war sie sanft gegen die Kleine und überhäufte sie mit leidenschaftlichen Zärtlichkeiten, oft aber fand das gerade Gegentheil statt, sie war dann streng, ungeduldig und heftig erregt. Ein fremder Zuschauer hätte sie manchmal für irrsinnig gehalten, so raste sie durch das Zimmer, schlug das arme Kind heftig und küßte es dann wieder ungestüm. Für den kleinsten Fehler wurde es streng gezüchtigt, aber bald fuhr sie mit den kalten Händen beschwichtigend über das Gesicht und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. So heftige Ausbrüche ihres Mißmuthes und Zornes dauerten jedoch nie lange, sie faßte sich nach schwerem, innerem Kampfe, kreuzte die Arme über der Brust und schien plötzlich so thatkräftig, als ob sie an einem Vorsatze trotz großer Leiden und fast unbesiegbarer Hindernisse festhalten wollte. — Im Anfange des Frühjahres geschah es auch einmal, daß die Lehrerin die Schreinersfamilie aufsuchte. Lange stand sie muthlos vor der Thüre, entschloß sich aber schließlich doch einzutreten. Der Schreiner, der sie von seiner Werkstätte erblickte, verließ sogleich seine Arbeit, um sie herzlich zu begrüßen, seine Frau aber war über diesen Besuch so bestürzt, daß sie einige Augenblicke die Lehrerin unverwandt anstarrte, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Endlich beruhigte sie sich insoweit, als sie ihrer Käthe befahl, schnell einen Stuhl herbeizubringen. Johanna setzte sich, war aber nicht weniger eingeschüchtert als die Schreinersfrau.

„Ich wollte mit so freundlichen Nachbarn bekannt werden und habe mir darum erlaubt, Sie aufzusuchen.“

Dies alles wurde mühevoll und unsicher hervorgestoßen, die Aermste mußte doch durch irgend etwas ihren Besuch begründen.

Die Schreinersfrau versicherte darauf, daß sie das Fräulein längst kenne und von ihrem Fenster aus oft gesehen habe, wie es zur Stadt gegangen sei. „Ich habe auch oft darüber nachgedacht,“ fuhr sie fort, „warum Sie wohl das Kind niemals mitnehmen, es wäre wirklich gut, wenn es auch einmal etwas von der Welt zu sähen bekäme.“

Johanna erröthete heftig und fragte mit gut gespielter Verwunderung: „Was für ein Kind meinen Sie eigentlich?“

„Ich meine die Waise, die Sie unter Ihren Schutz genommen haben.“

„Das verhält sich ja ganz anders,“ erklärte die Lehrerin, „wenn ich ihr machmal begegne und sie über Hunger klagen höre, dann erbarme ich mich ihrer und gebe ihr etwas zu essen, aber sonst thue ich nichts für sie, da sie mir ja völlig fremd und ganz gleichgültig ist. Sie kommt zwar sehr häufig

zu mir, und ich verbiete es ihr auch nicht, da sie mäuschenstill ist und mich gar nicht stört. Das ist aber auch alles Gute, was ich ihr erweise."

Die Schreinersleute blickten einander staunend an und konnten gar nicht begreifen, warum die Lehrerin sich dieses wahrhaft christlichen Werkes zu schämen schien.

„Das thut mir aber sehr leid," sagte bedauernd der Mann, „wir waren schon so glücklich in dem Glauben, daß dieser arme Wurm endlich eine beständige Zufluchtsstätte für seine Kindheit gefunden habe. Wenn Jule erwachsen ist, kann sie sich viel leichter durchschlagen, aber was kann sie in ihrem jetzigen Alter anders beginnen als zu betteln oder auch im schlimmsten Falle zu stehlen?"

Ein leises Beben durchschauerte bei diesen Worten die Gestalt Johannas, welche unsicher zu erwidern versuchte:

„Sicherlich werde ich sie nicht von mir treiben, solange ich hier bleibe, ich will sie ernähren und auch etwas Tüchtiges lehren, ich thue dies sehr gern, trotzdem sie mich in Wahrheit wenig angeht. Mitleid muß man ja mit ihr fühlen, und darum erlaube ich mir die Frage, ob Sie, meine Herrschaften, im Falle meiner Abreise sich ihrer annehmen und sie mit Ihren eigenen Kindern auferziehen würden."

Durch diese gleichgültig gesprochenen Worte drangen doch flehende Töne. Der Schreiner sagte nach kurzer Besinnung:

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, muß ich bekennen, daß ich schon oft daran gedacht und die Sache mit meiner Frau besprochen habe. Ich bin aber ein armer Mann, der sechs eigene Kinder ernähren und erziehen muß. Wenn ich mich entschließen würde, Jule in's Haus zu nehmen, müßte sie ebenso kräftig essen und ebenso ordentlich angezogen sein wie meine eignen, ich würde es auch für meine Pflicht halten, sie etwas lernen zu lassen, und dies Alles ist sehr kostspielig. Meine Ueberzeugung sagt mir, daß es niemals gut thut, dem Einen mit dem Schaden des Andern zu helfen, und ich müßte die Geldmittel, welche ich auf sie wenden würde, meinen Kindern entziehen. Dann ziehen wir auch aus, an das entgegengesetzte Ende der Stadt, wir werden dann nicht immer ihr Elend vor Augen haben und sie leichter vergessen."

Die Lehrerin hörte diesen Worten mit starren Augen zu, sprach noch eine Weile über gleichgültige Dinge und verabschiedete sich dann höflich. Diesen ganzen Abend verbrachte sie in Thränen.

Als sie mitten im Sommer einmal nach Hause zurückkehrte, glitt sie, ein Blumensträußchen in der Hand haltend, an den alten Mauern hin bis an das Fenster des schwindsüchtigen Musikers, wo sie ihre Gabe niederlegte. Dieser Aermste hatte einen so schlimmen Winter durchgemacht, daß er sich seine einzige Freude, das Clavierspielen, hatte versagen müssen. Jetzt, von der Sommerluft etwas gekräftigt, saß er wieder an seinem lieben Instrumente,

hörte aber dennoch das von außen dringende Geräusch und fragte, ohne sich im Spielen stören zu lassen:

„Bist Du es, mein Vögelchen?"

Als keine Antwort erfolgte, wandte er seinen Kopf dem Fenster zu und erhob sich eilig, da er die Lehrerin erblickte.

„Wie unendlich gütig sind Sie, mir so schöne Blumen zu bringen, und was für eine geschmackvolle Auswahl, fast lauter Lieblinge von mir!"

„Nicht mir, sondern der kleinen Waise müssen Sie danken, welche sie Ihnen schickt."

„Wie gedeiht denn das gute, hübsche, unglückliche Mädchen?"

„Wenn Sie Jule einmal sehen möchten, so will ich sie Ihnen hierherschicken," sagte verbindlich Johanna. Der Musiker schien etwas erwidern, sich vielleicht für ihr liebenswürdiges Anerbieten bedanken zu wollen, konnte aber kein Wort herausbringen, da sich plötzlich ein heftiger Hustenanfall eingestellt hatte. Die Lehrerin fand es für passend, sich sogleich zu entfernen, und flüsterte, während sie die Stiegen zu ihrer Wohnung hinaufging:

„Auf den kann man also auch nicht rechnen, da es sehr bald mit ihm vorbei sein wird."

Langsam und traurig verging der Sommer für die Arme, um einem rauhen Herbste Platz zu machen. Die Bewohner fragten jetzt einander oft, ob die Lehrerin krank wäre, da sie so langsam dahinschritte und so erschöpft aussehe. Ach, es war kein physischer Schmerz, welcher sie so sehr angriff, es war die ewig nagende Sorge, welche sie vielleicht mehr als jede andere mitnahm, da ihre Natur sehr schwach war. Oft ging sie jetzt ohne einen andern Zweck in die Victualienhandlung, als um sich ein wenig Muth und Trost bei der alten Jüdin zu holen.

„Sie können gar nicht begreifen, was für ein Unglück es für mich ist, daß ich keine Stunden mehr bekomme. Ich versuche schon Alles, nehme auch Näharbeiten an und kann trotzdem nicht auskommen."

Die Jüdin ermuthigte sie und sagte, sie dürfe die Hoffnung auf bessere Tage nicht verlieren.

„Das Aergste ist, daß ich mich an so dürftige, elende Verhältnisse nur schwer gewöhnen kann. Seit dem Tode meines Vaters, bei welchem ich es so gut hatte, fand ich immer eine Anstellung in reichen Häusern, wo für Bequemlichkeit und gute Nahrung trefflich gesorgt wurde."

Die Alte blickte prüfend auf die Klagende und sagte bedeutungsvoll: „Ich kann Ihnen doch nur rathen, in diesem Elende auszuharren, da ich überzeugt bin, daß es noch viel schmerzlichere Leiden giebt als Hunger und Kälte."

„Viel, viel schmerzlichere," flüsterte trostlos die Lehrerin. Sinnend stützte sie sich mit beiden Händen auf den Ladentisch und begann nach einiger Zeit von Neuem: „Ich werde wohl nicht länger als bis zum Frühjahre hier bleiben, denn ich denke mich nach einer Stellung umzusehen."

„So? Das kann ich Ihnen aber nicht rathen."

„Warum denn nicht, liebe Frau?"

„Das können Sie sich, liebes Fräulein, am besten sagen!"

„Warum sollte ich denn nicht mein Leben so angenehm als möglich gestalten? Den Winter werde ich noch hier verbringen, ja das beabsichtige ich entschieden, da mir große Kälte schädlich ist."

„Da müssen Sie eben den Winter in unserem kalten Baue nicht erwarten, sondern sich gleich nach einem warmen Zimmer umsehen."

„Nein, nein," rief fast trotzig die verwirrte und fassungslose Johanna aus, „ich habe es mir fest vorgenommen, wenigstens noch den Winter hier zu bleiben. Vielleicht tritt mit Gottes Hülfe ein Umschwung in meinen Verhältnissen ein, dann will ich sehr gern diesen Ort nicht verlassen."

Außer der quälenden Sorge, die aus ihren Gesichtszügen so deutlich sprach, lagerte sich noch in der letzten Zeit der Schatten eines düsteren Schreckens auf ihr Antlitz. Niemals schaute sie jetzt den Menschen offen in die Augen, sondern senkte ihre Augenlieder, sobald Jemand sie ansprach, oder blickte auf Gegenstände, die sich in der entgegengesetzten Richtung befanden. Ihre kleine Wirthschaft vernachlässigte sie immer mehr und man sah es ihr schnell genug an, daß sie einerseits im höchsten Grade unpraktisch war und andererseits sehr kostspielige Bedürfnisse hatte. Trotz dieser verschwenderischen Neigung trug sie sich so einfach, daß sie jeder, auch der unschuldigsten eitlen Regung entsagt zu haben schien. Sie trug noch immer dasselbe schwarze Kleid, das sie an dem Tage, wo sie in das alte Gebäude zog, angehabt hatte, und noch immer denselben ärmlichen Hut, dessen Blumen schon damals verblaßt und zerknittert waren, und der jetzt einem schmutzigen Fetzen glich. Dies war um so auffallender, als sie für Blumen und verschiedene Leckerbissen immer etwas Geld hatte. Oft kam sie nämlich aus der Stadt, mit Blumensträußen und Kuchen beladen, sie hatte sich auch einen zweiten Kanarienvogel gekauft, und schöne Blattpflanzen schmückten ihr Fenster. Sie gehörte zu jenen unglücklichen Frauen, die unselbständig und hülflos, ihr Lebelang Kinder bleiben und fast dieselben Eigenschaften und Fehler wie die Kleinen besitzen. Einen ganz anderen Anblick aber bot sie, wenn sie in der nächtlichen Stille die Lampe in der Hand haltend, die leeren, dunkeln Räume, in welche der Wind schauernd blies, durchschritt, und an dem Lager der Kleinen angelangt, die Lampe auf den Boden stellte und vor dem schlummernden Mädchen, ganz im Anschauen vertieft, stehen blieb. In solchen Augenblicken war nichts Kindliches mehr an ihr, dann spiegelten sich in ihren Blicken die qualvollen Leiden, welche sie erfahren und welche den Stempel der Lebenserfahrung auf ihr Antlitz drückten. Mit weit geöffneten, verglasten Augen, beide Hände tief im Haar vergraben, stand sie da und schien das lebendige Bild der Verzweiflung zu sein. Zuweilen hallte es leise von ihren Lippen: „Allmächtiger Gott, warum hast Du mir ein fühlendes Herz gegeben?" oder sie flüsterte fast bewußtlos: „Mein Gewissen, mein unseliges Gewissen, wird es mir denn niemals Ruhe gönnen?" Oft auch betrachtete sie bei dem bescheidenen Lichte der kleinen

Lampe vergilbte Briefe und längst verwelkte Blumensträußchen; bei diesem Anblick brach sie fast immer in ein leises, aber sehr schmerzliches Weinen aus.

Als sie während dieser kalten Tage einmal der feisten Mangelbesitzerin auf der Treppe begegnete, begrüßte sie diese und fragte höflich, ob es ihr nicht genehm wäre, ihre beiden Kanarienvögel zu kaufen.

Die stolze Frau, welche von ihrer Würde als wohlhabendste Person des ganzen Hauses durchdrungen war, erwiderte, dies sei wohl möglich, doch müsse sie hierüber erst mit ihren Nichten sprechen. „Wenn diese Lust haben, die Vögel zu besitzen, so werde ich sie Ihnen abkaufen, da ich es niemals über mich gewinnen kann, den lieben Kindern etwas abzuschlagen. Gott sei Dank, ich habe ja auch Geld genug, um ihre Wünsche zu erfüllen."

Die jungen Mädchen wünschten natürlich nichts sehnlicher als die hübschen, schön trillernden Vögel zu besitzen, und so wurde gleich die Magd der Mangelbesitzerin heraufgeschickt, um sie nach sofortiger Entrichtung der Kaufsumme zu holen. Schwer, unendlich schwer fiel es der armen Jule, sich von den gefiederten Freunden zu trennen, sie versuchte die Vöglein durch die Gitterstäbe des Käfigs zu küssen, da ihr aber dies nicht gelingen wollte, lief sie in einen Winkel und begann heftig zu weinen.

„Spare Deine Thränen," sagte ihre Beschützerin, bald wirst Du vielleicht einen viel schmerzlicheren Verlust beweinen müssen."

Gleich nachdem sie die Vögel verkauft hatte, sagte sie auch dem Mädchen, welches ihr Essen aus einer nahen Wirthschaft brachte, daß sie seiner Dienste nicht mehr bedürfe, da sie der Billigkeit wegen ihr Mittagsmahl sich selbst zu Hause bereiten werde. Diese guten Vorsätze konnte sie leider nicht verwirklichen; da sie nämlich vieles verkehrt angriff und dann leicht ungeduldig wurde, verbrannte sie sich jeden Augenblick die Finger und brachte es nie so weit, die Speisen genießbar zu machen. Da also dieser Versuch gescheitert war, kaufte sie in der Stadt ganz fertige Lebensmittel, welche sie oft nicht bezahlen konnte und gerieth dadurch in Schulden. Sie merkte auch gar nicht, daß sie auf diese Weise viel mehr Geld ausgab, als sie das warme, kräftige Mittagsessen gekostet hatte. Es war nur zu sichtbar, das arme Wesen konnte seine so schwer erworbenen Groschen nicht nützlich verwenden, auch besaß es die unglückliche Schwachheit, ihrem Gaumen die besten Leckerbissen zu gönnen.

An einem der ersten Frühlingstage ging Johanna, die sich schon seit langer Zeit bei der alten Jüdin nicht gezeigt hatte, wieder in den Laden. Die Jüdin schien sie herzlich begrüßen zu wollen, brachte aber nur die mit sichtbarem Erschrecken gesprochenen Worte hervor:

„Um Gottes willen, wie elend sehen sie aus! Wie ist es möglich, sich in kurzer Zeit so sehr zu verändern!"

In der That war eine große Veränderung in der letzten Zeit mit der Lehrerin vorgegangen. Ihre Gesichtsfarbe war ganz gelb, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, überhaupt sah sie viel älter aus und war fast häßlich

geworden. Nur ihr blondes, weiches, sich so muthwillig ringelndes Haar und ihr kleiner Mund, der einen reizend jugendlichen Eindruck machte, waren unverändert geblieben.

„Ich komme wieder einmal, um mir bei Ihnen Rath zu holen. Man hat mir nämlich eine feste Stellung in einem wohlhabenden und angesehenen Hause angeboten, die ich, scheint mir, nicht ausschlagen darf."

Die Jüdin betrachtete die Sprechende prüfend und wiegte ihren Kopf wie sie es gewöhnlich that, wenn sie über etwas Wichtiges nachdachte, sagte aber sogleich:

„Was wird dann aus dem Kinde werden?"

Johanna hatte in diesem Augenblicke nicht die nöthige Selbstbeherrschung, um ihre gewöhnliche Antwort: „Was geht denn mich das fremde Kind an?" zu geben, sie stützte sich mit beiden Händen auf den Ladentisch, da sie sichtbar wankte, blickte verzweifelnd auf die Alte und wiederholte mit tonloser Stimme:

„Was wird dann aus dem Kinde werden?"

„Warum suchen Sie denn nicht, liebes Fräulein, eine dauernde Zufluchtsstätte für das arme Wesen zu finden?"

„Wo und bei wem? Ich kenne ja Niemanden! Bei allen Bewohnern dieses Hauses habe ich schon angefragt, aber ohne Erfolg. Ich kann ja nirgends auf meiner Bitte dringend bestehen, da sich sonst die Leute Gott weiß was für abscheulische Gedanken machen würden. Ich habe auch schon daran gedacht, die Kleine in die Kinderschule abzugeben, welche von wohlthätigen Frauen erhalten wird, aber diese ist schon überfüllt, und selbst wenn ein Platz frei wäre, so würde ihn doch jemand Anderes erhalten. Ich bin ja arm, verlassen und schutzlos, was kann ich Unglückliche für sie thun?" Bei diesen Worten erhob sie ihre Stimme, welche stöhnend klang.

Die Jüdin blickte spähend auf den Boden und sagte leise, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie mit der Lehrerin allein war:

„Warum soll eigentlich Er dies Alles nicht erfahren? Vielleicht würde Er sie aus dieser Lage befreien."

„Was meinen Sie damit? Wem soll ich mein Unglück mittheilen?" Um die eingesunkenen Lippen der alten Jüdin spielte ein mitleidsvolles, aber auch spöttisches und verächtliches Lächeln.

„Wenn Sie das wirklich nicht wissen, so ist es besser, daß ich schweige. Da Sie aber mich um Rath gefragt haben, so will ich Ihnen noch Eins sagen. Die Scham ist eine Tugend, wenn sie uns von der Sünde abhält, aber sie wird zum großen Fehler, wenn wir aus sogenannter falscher Scham Andere unsere Sünden büßen lassen. Gottesfurcht ist auch eine gute Eigenschaft, aber Menschen fürchten ist eine große Feigheit. Wenn man sich sein Leben lang schämt und fürchtet, kann man ja seinem Nächsten nichts Gutes erweisen."

Johanna erblaßte und erzitterte am ganzen Leibe, erhob aber dennoch

zornig die Augen und fuhr heftig auf. „Ich verstehe den Sinn Ihrer Worte ganz und gar nicht, liebe Frau."

Denselben Abend kam ein ärmlich gekleideter Jude in das Zimmer der Lehrerin und forderte anfangs mit leisen, höflichen Worten eine Summe Geldes zurück, welche sie ihm schuldete, wurde aber im weiteren Verlaufe des Gespräches so frech und zudringlich, daß Johanna, fieberhaft erregt, ihn flehend um längeren Aufschub bat, und da er darauf nicht eingehen wollte, sich verpflichtete, ihn in den nächsten Tagen zu befriedigen. Früh Morgens kam am folgenden Tage auch eine gemein aussehende Frau in die Stube der Lehrerin, und es wiederholte sich derselbe Auftritt wie mit dem Juden. Das Weib, das sich unverschämt auf das kleine Sopha gesetzt hatte, schimpfte mit lauter Stimme und warf wüthende Blicke auf die geängstigte Johanna. Diese brauchte einige Zeit, um sich nach diesem peinlichen Besuche zu beruhigen und über ihre schreckliche Lage nachzudenken. Dann erhob sie sich und ging energisch auf die Victualienhandlung zu. Sie schien einen Entschluß gefaßt zu haben, den sie kaltblütig und muthig ausführen wollte. Unglücklicherweise konnten die bebenden Lippen und die thränenschweren Augen Niemanden auch nur einen Augenblick lang über ihre Stimmung täuschen. In solchem Zustande trat sie in den Laden und sagte, noch auf der Schwelle stehend, in entschiedenem Tone:

„Möchten Sie wohl so gefällig sein und mir mittheilen, wieviel ich Ihnen für genommene Waare schuldig bin?"

Die Jüdin machte sich sogleich daran, ihr eine kleine Rechnung zu schreiben, welche sie ihr auch hinreichte.

„Ich werde sie Ihnen noch heute Abend bezahlen," sagte viel lauter als gewöhnlich die Lehrerin.

„Haben Sie denn eine Stellung angenommen?"

„Ja, und ich gehe jetzt, mit den Herrschaften die endgültige Abmachung zu schließen; höchst wahrscheinlich werde ich schon morgen mit ihnen auf ihr Landgut reisen."

„Weit weg von hier?"

„O ja, ungefähr zwanzig Meilen."

Die Jüdin sagte kein Wort mehr, und doch blieb Johanna im Laden, trotzdem sie die Rechnung längst erhalten hatte. Nach einiger Zeit begann sie zu der Alten von neuem zu reden.

„Ich mußte mein jährliches Gehalt schon im Voraus fordern, da ich Schulden zu bezahlen habe und mir auch viele Sachen anschaffen muß; in einem so reichen und vornehmen Hause kann man nur sehr anständig gekleidet gehen. Aber ich hoffe, etwas von der Summe erübrigen zu können, und will, wenn Sie damit einverstanden sind, dies Geld bei Ihnen für die Kleine niederlegen."

Die Alte erwiderte mit unwilliger Handbewegung und gereizter Stimme:

„Ach, was soll ihr denn das bischen Geld helfen? So lange es langt, kann sie bei mir essen, aber was soll aus ihr dann werden?“

„Ich kann ja jetzt nichts mehr für sie thun und gehe in der Hoffnung, bald mit einem ersparten Groschen wiederzukommen; unterdeß glaube ich zuversichtlich, daß Sie, die Sie selbst Kinder und Enkel haben, die arme Waise vor dem Verderben schützen werden.“

Andächtig, wie im heißen Gebete richteten sich Johannas verweinte Augen auf das Antlitz der Alten.

„Ich kann beim besten Willen sehr wenig für sie thun, da ich eine Jüdin, kein christliches Kind in mein Haus aufnehmen darf.“

„Ich fordere gar nicht so viel, ich bitte nur, daß Sie die Kleine vor dem Verhungern schützen und ihr zuweilen ein gutes Wort, oder auch einen Verweis zutheil werden lassen.“

„Beruhigen Sie sich, liebes Fräulein, ich will es schon machen,“ sagte gutmüthig die Jüdin, von dem wahren, tiefen Schmerze der Lehrerin gerührt.

Jetzt ging diese zur Stadt, wo sie viel länger als sonst blieb und woher sie erst mit einbrechender Dämmerung zurückkehrte. Jule schien sie ungeduldig erwartet zu haben und lief, sobald sie ihrer ansichtig wurde, stürmisch mit weit ausgebreiteten Aermchen und silberhellen Freudelauten ihr entgegen. Sie bemächtigte sich ihrer Hände, küßte sie leidenschaftlich und bewies durch die Art ihres Entgegenkommens sehr klar, daß ihr Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Liebe keine unverständlichen Begriffe mehr waren.

Heiter plaudernd führte Jule ihre Beschützerin zum kleinen Sopha; ob die sinnende Frau ihr zuhörte, war schwer zu sagen. Ihr regungsloses Haupt zeichnete sich auf dem dämmerigen Hintergrunde wie ein von Künstlerhand gemeißelter Kopf ab. Tiefe Stille herrschte in der dunklen Stube, da ließ sich die helle Kinderstimme mit der bescheidenen Frage hören, ob sie die Lampe anzünden dürfe, da sie es schon so gut verstehe.

Statt aller Antwort fühlte die Kleine, wie die Arme der Lehrerin sie umschlangen und emporhoben, bis sie, fast ohne zu wissen wie es geschah, sich auf ihrem Schooße sitzend fand.

„Jule!“ scholl es leise durch das Zimmer.

„Wollen Sie etwas von mir?“

„Nur daß Du mir aufmerksam zuhörst; denn ich muß etwas Wichtiges und Ernstes mit Dir besprechen.“

Durch die schattenreiche Dämmerung blitzten plötzlich die dunkeln Augen des Kindes, die erstaunt auf das Antlitz des blassen Weibes blickten.

„Ich will Dir von Deiner Mutter erzählen.“

„Von meiner Mutter?“ fragte ganz befremdet die Kleine.

Ein unterdrücktes, schmerzliches Schluchzen verhinderte anfangs die Arme zu sprechen, dann sagte sie düster:

„Deine Mutter ist nicht schlecht, wohl aber tief unglücklich, sie hat gewiß ein ebenso liebendes Herz und peinliches Gewissen wie die meisten Frauen.

Die Unglückliche sündigte einst schwer, zur Strafe wurde eine Last auf sie gewälzt, welche ihre Kräfte überstieg. Diese konnte sie nicht länger tragen und warf sie unsinniger Weise ab. Du mußt immer daran denken, daß Deine Mutter weder schlecht noch gleichgültig gegen Dich ist, sondern daß nur ihre allzugroße Schwäche alles Unglück verursacht hat. Vergiß dieses nie und laß keinen Haß gegen sie in Deinem Herzen keimen. Du mußt sie immer herzlich bedauern und, wenn Menschen schlecht von ihr sprechen, Dir sagen, daß die Aermste stets die besten Absichten gehegt, doch leider nicht genug Kraft und Ausdauer besessen habe, um sie zu verwirklichen."

Die Kleine hörte gespannt der Lehrerin zu, trotzdem ihr Vieles unverständlich war. Diese traurigen, von schweren Seufzern oft unterbrochenen Worte stimmten sie ernst und feierlich. Im Zimmer wurde es jetzt so still, daß die schweren Athemzüge des unglücklichen Weibes deutlich vernehmbar waren. Das Kind brach dieses düstere Schweigen und fragte:

„Wo ist denn meine Mutter?"

Ein leises, mit dem Aufgebot aller Kräfte nicht ganz unterdrücktes Schluchzen wurde von der Seite hörbar, wo das blasse Weib saß. Langsam, noch immer mit den Thränen kämpfend, sagte sie:

„Deine Mutter lebt in einem Lande, das ewig in Dunkelheit getaucht ist; denn es wird weder von dem schönen Stern der Hoffnung erleuchtet, noch von der hellen Flamme der Liebe erwärmt, welche dort nicht um zu trösten, sondern um Qualen zu bereiten brennt. Dieses Land ist finster wie die schwärzeste Nacht; Viele flüchten gern aus diesem Elend in's Grab, aber Deine Mutter war wohl zu schwach dazu oder ihr Herz sträubte sich vielleicht dagegen, Dich durch diese Flucht auf ewig zu verlassen. Der Gedanke an Dich läßt sie dort verweilen, in jenem düsteren Lande, wo die Scham, das Herzeleid, der Schrecken und das Elend ihre einzigen Gefährten sind."

Schaudernd wandte die Kleine ihr Gesichtchen dem blassen Weibe zu und fragte mit weinerlicher Stimme:

„Warum ist sie denn in dieses schreckliche, düstere Land gegangen?"

Die Antwort auf diese Frage war dem Kinde ganz unverständlich. Die Lehrerin lächelte nämlich eigenthümlich, fast irrsinnig, und flüsterte:

„Weil sie zu heiß geliebt hatte!"

Jetzt schwiegen Beide eine Zeit lang.

„Wo ist denn mein Vater? Bitte, bitte, sagen Sie es mir!" sagte dringend das Kind.

Der Kopf des armen Weibes sank noch tiefer und der verzweifelte Ausruf: „Allmächtiger Gott!" entfuhr ihren Lippen. Dann richtete sie sich ein wenig auf und sagte mit weichem wehmüthigem Tone:

„Gott wird ihm wohl vergeben, verzeihe auch Du!"

Ihr Antlitz dicht an das Kindergesichtchen schmiegend, bat sie weiter:

„Deiner Mutter mußt Du auch vergeben, ihr, welche vor allen Anderen

unglücklich war. Du darfst auch nie vergessen, daß ich Dich angehalten habe, gegen alle Menschen freundlich und artig zu sein und Dir niemals fremdes Gut anzueignen. Denke daran, daß jede Deiner schlechten Handlungen das Mutterherz schmerzlich verwundet, und daß dieser Gram die Finsterniß, welche sie umgiebt, noch dichter macht! Nun aber komm' mit mir, da wir beten müssen."

Sie führte die Kleine zum Fenster hin. Die Nacht war finster und regnerisch, nur das düstere Rauschen der Linden ließ sich draußen hören. Das Zimmer war nicht minder dunkel, und nur mit Mühe konnte man die beiden knieenden Gestalten unterscheiden.

„Falte Deine Hände, erhebe Deine Blicke zu dem Himmel, der sich ganz sicher, obgleich Du ihn nicht sehen kannst, hinter diesen dunklen Wolken befindet, und bete das Vaterunser!"

Leise, fast unhörbar wiederholte die Kleine:

„Vater unser!"

„Sprich es mir lauter und deutlicher nach: Vater unser, der Du bist im Himmel!"

„Vater unser, der Du bist im Himmel," sagte das Kind gehorsam.

„Bete nicht weiter, beuge Dich zur Erde und rufe, flehe mir nach: ‚Erbarme Dich unser'."

Von dem eigenthümlichen Klange ihrer Stimme gerührt, begann Jule leise zu schluchzen. Dann tönte durch die dichte Dunkelheit ein lautes, jammerndes Schluchzen, aus dem die Worte: „Erbarme Dich unser" flehend hervorklangen. Oft wiederholt, verhallten sie erst in immer leiser werdendem Gewimmer.

Einige Tage später stand Jule in dem tiefen Flur mit herabgesenkten Armen und trostlosem Blicke. Obgeich sie ebenso ordentlich wie früher gekleidet war, bewies doch ihr verwirrtes Haar und ihr plötzlich eingesunkenes Gesichtchen, daß ein großer Schmerz dies kleine Herz durchwühle. Heute wurde sie zum ersten Male wieder gesehen, seitdem man den dürftigen Hausrath ihrer Beschützerin herausgetragen, da diese heimlich und auf Nimmerwiedersehen den alten Bau verlassen hatte. Die einzige, welche während dieser qualvollen Tage mit Jule zusammenkam, war die alte Jüdin, die täglich mehrmals nach ihr sah und stets etwas zum Essen mitbrachte. Verstört und verwundert kehrte sie immer in ihren Laden zurück. Als Jemand nach dem Kinde fragte, erwiderte sie: „Das ist ein merkwürdiges Wesen! Ich muß gestehen, daß ich niemals in meinem Leben etwas Aehnliches gesehen habe. Die arme Kleine sitzt in einem Winkel des leeren Zimmers, ißt und spricht nichts, sondern küßt fortwährend die Diele, auf welcher die Lehrerin geschritten ist. Ich habe ihr vorgeschlagen, doch hinunterzukommen und mit meinen Enkelinnen zu spielen, da sah sie mich wie irrsinnig an und antwortete kein Wort. Ja, was kann ich da mit ihr machen?"

Nach zwei Tagen kam Jule doch hinunter und vertiefte sich in die Be-

trachtung der hellen Sonnenstrahlen, die über den Rasen goldig hinhuschten, der zwitschernden Vögel und der spielenden Kinder. Da kam ein altes kleines Weibchen, das doch nur eine Bettlerin sein konnte, und schritt in den Thorweg. Mit Hülfe eines dicken Stockes suchte sie sich den sichersten Weg, da die blutig leuchtenden Augen ihr den Dienst versagten. Ein alter Mantel ohne Aermel, der vorne sehr geflickt und hinten schmutzig und farblos war, bildete ihr wichtigstes Kleidungsstück. Leinene Lumpen, die um ihre Beine gewickelt waren, und niedrige, zerlöcherte Schuhe schützten nur unzureichend ihre Füße. Sie ging langsam und vorsichtig, mit ihrem Stocke überallhin tastend, in den Hof und schien Jemanden zu suchen. Jule neigte sich, sobald sie die Bettlerin erblickte, ungestüm heraus, sprang von der hohen Schwelle des Flures in den Hof und lief stürmisch zu der alten Frau. Dann rief sie jubelnd aus: „Meine gute Frau Räthin!“ und küßte ihr zärtlich die Hände.

„Wer ist denn das? Bist Du es vielleicht, Jule?“

„Ja, ich bin es.“

Die Bettlerin suchte tastend, wie es alle Blinden zu thun pflegen, nach dem Kopfe des Kindes, auf welchen sie ihre gelbe runzlige Hand legte.

„Da bist Du ja, liebes Kind, Du hast mich auch sogleich erkannt und freust Dich so herzlich, mich wiederzusehen, das ist gut von Dir. Ich habe mich schon mehrere Male nach Dir erkundigt, und man hat mich, Gott sei es gedankt, stets damit beruhigt, daß Du bei einer Dame bist, welche es sehr gut mit Dir meint. Führe mich doch zu ihr, liebe Kleine, vielleicht wird sie gestatten, daß ich mich manchmal bei Euch erwärme, und wird mir auch einen Löffel Suppe von Zeit zu Zeit geben. Wer hätte es gedacht! Nun komm und führe mich zu Deiner Wohlthäterin!“

Eine Zeit lang stand das Kind schweigend und mit düsterem Blicke da, endlich antwortete es tonlos: „Sie ist schon weg!“

„Wo ist sie denn geblieben? Als ich vor einigen Tagen hier vorbeikam, muß sie noch dagewesen sein, sonst hätte die gute Jüdin doch davon etwas erwähnt!“

„Ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist!“

„Das ist also wirlich wahr, und was willst Du denn jetzt anfangen?“

Die Bettlerin erhielt auf ihre Frage keine Antwort, welche sie jedoch leicht aus den unheimlich glühenden Augen der Kleinen hätte herauslesen können, wenn sie nicht blind gewesen wäre.

„Das ist so mein Loos,“ sagte Jule mit einem feierlichen Ernst, der von ihrer kindlichen Gestalt nur zu sehr abstach, „meine Mutter hat mich verlassen, Sie haben es auch gethan, und jetzt ist Fräulein Johanna verschwunden; es ist einmal so: wer mich nicht wegjagt, der verläßt mich plötzlich.“

„Du darfst nicht verzweifeln, liebes Kind, sondern mußt Dich ruhig in den göttlichen Willen fügen. Das beste Beispiel, wie plötzlich sich Alles im

Leben ändert, und wie tief man sinken kann, hast Du an mir. Jetzt bin ich eine elende Bettlerin! Wer hätte es gedacht! Das große Unglück, das mich traf, und die dadurch veranlaßte Noth zwang mich, Dich zu verlassen, da ich nicht mehr im Stande war, Dir etwas Gutes zu erweisen. Heute bedaure ich Dich auch aus tiefstem Herzen, und doch nimmt mir die Blindheit jede Möglichkeit, Dir zu helfen. Meine Augen haben mich im Stiche gelassen! Ich bin ja so hülflos, daß ich den Weg vor mir nicht sehe! Lebe wohl, liebes Kind, und Gott schütze Dich!"

Nachdem sie den Kinderkopf noch einmal zärtlich gestreichelt hatte, wollte sie sich schon entfernen, als Jule mit beiden Händchen nach dem Saume ihres Mantels griff und ihn krampfhaft festhielt.

„Lassen Sie mich nicht allein, liebe Frau Räthin, nehmen Sie mich aus Barmherzigkeit mit!"

„Wie kann ich Dich denn mitnehmen? Du müßtest ja dann auch betteln, und das wäre sehr unrecht. Ich thue es zwar, aber erst am Abende meines Lebens; daß Du aber in so zarter Kindheit schon diesen Weg wandeln solltest, wäre ganz unverantwortlich! Ich kann es nicht zugeben, da ich eine große Sünde begehen würde, wenn ich Dein Seelenheil auf's Spiel setzte."

Dann machte sie sich auf den Weg. Deutlich konnte man sehen wie schwer es ihr wurde, der großen Versuchung zu widerstehen, ein menschliches Wesen um sich zu haben. Jule ließ sie aber nicht gewähren, sondern klammerte sich immer heftiger an ihren Mantel und küßte immer flehender ihre Hände.

„Ich will Ihnen lieber bis an's Ende der Welt folgen, als hier allein bleiben. Anton wird mich sonst wieder grausam schlagen, und ich werde gewiß verhungern. Ich möchte Sie auch so gern führen, da ich immer befürchten muß, Sie könnten sich verirren oder auch arg fallen!"

Von der fürsorglichen Liebe des Kindes sehr gerührt, weinte die Blinde und sagte:

„Du bist gewiß die Einzige, die um mich besorgt ist, und die über einen Unfall, welcher mir zustoßen könnte, Herzensangst empfindet. Du hast mich nicht vergessen und scheinst mir zugethan zu sein. Diese Dankbarkeit spricht sehr für Dein gutes Herz und beglückt mich so, daß ich Dich dennoch mitnehmen werde; das wird wohl das Beste sein. Wenn Du eine alte Blinde an der Hand führst, wirst Du den Vorübergehenden ein solches Mitleid einflößen, daß sie uns gern ein Almosen geben werden. Jetzt komm' aber und führe mich vorsichtig. Du bist eine viel sicherere Stütze als der schwere Stock, der mir bisher den Weg geebnet hat! Ja, ein menschliches Wesen bei sich zu haben, ist ein unschätzbares Glück!"

Sie verließen alsdann den Hof, blieben aber vor der Victualienhandlnng stehen, in welche Jule hineinlief und, ehrerbietig die Hand der Jüdin küssend sich mit dankbaren Worten von ihr verabschiedete. Die Jüdin schien nach einem Blicke, welchen sie auf die Bettlerin warf, alles zu begreifen, sie

schüttelte bedächtig den Kopf und näherte sich der Greisin, welcher sie einiges Papiergeld in die Hand drückte. „Nehmen Sie dieses Geld, da es Jule gehört, die Lehrerin hat es nämlich für ihren Schützling hinterlassen.“

„Das nehme ich mit Freuden an,“ sagte erfreut die Alte, „da wir damit eine Zeit lang leben können, ohne betteln zu müssen. Wer hätte es gedacht!“

Die Jüdin blieb vor ihrem Laden stehen und blickte ihnen nach, besann sich aber plötzlich und rief laut nach: „Hör' einmal, Jule, Du mußt von Zeit zu Zeit hierherkommen und Dich erkundigen, ob Deine frühere Beschützerin nicht etwas für Dich geschickt hat.“

„Gut, ich komme ganz gewiß!“ scholl es heiter aus der Ferne. Der neue Lebensweg, welchen die Kleine jetzt einschlug, weckte große Neugier und rosige Hoffnungen in ihrem Inneren. Begierig und erstaunt schaute sie auf das lärmende Leben der Stadt, welche sie heute zum ersten Male betrat. Täglich konnte man jetzt die blinde Bettlerin mit einem neunjährigen Mädchen, welches sie führte, auf den Plätzen und Straßen der Stadt sehen. Das Kind war am Anfange dieser Wanderungen sauber und ordentlich gekleidet, dies dauerte aber unglücklicher Weise nur kurze Zeit, dann sah es ebenso verkommen und zerlumpt aus wie die Bettlerin, welcher es das Geleite gab. Am häufigsten wurde dieses so ungleiche Paar in den Thorwegen großer Häuser gesehen. Die Höfe schienen sie absichtlich zu meiden — vielleicht aus Furcht vor bösen Hunden oder frechen Dienstboten. An den Thüren der Kirchen hielten sie sich auch niemals auf; die Alte ging an diesen fast ängstlich vorüber und hielt es auch für ihre Pflicht, ihr Verfahren dem Kinde gegenüber zu rechtfertigen.

„Wir werden niemals an den Kirchthüren sitzen; denn die Weiber, welche diese Plätze in Beschlag genommen haben, sind unanständig und frech, ich gehe ihnen deshalb soviel wie möglich aus dem Wege, da ich stets fürchte, sie möchten mich anfallen und mißhandeln. Am geeignetsten sind für uns die Thorwege, da wir dort ein wenig vor den Blicken der Menschen geborgen sind. Die meisten Leute werden denken, daß wir dort auf Jemanden warten, unterdessen gehen doch viele vorbei, und wenn Du Jemanden bemerkst, der wohlhabend aussieht, so gieb mir rasch ein Zeichen! Gott behüte Dich aber, daß Du je bittend die Hand ausstreckst, das ist meine Sache.“

In die Thorwege, welche sie sich zum Aufenthaltsorte ausgewählt hatten, gingen so viele Menschen, daß Jule oft Gelegenheit hatte, ihre Beschützerin am Mantel zu zupfen und ihr rasch zuzuflüstern: „Da kommt Jemand!“ Die kleine Greisin versuchte dann ihre Hand auszustrecken, welche aber stets wieder krampfhaft niedersank; etwas Unwiderstehliches schien sie an dieser Geberde zu hindern, und sie mußte sich damit begnügen, dem Vorübergehenden einen in alten Zeiten gebräuchlichen Knix zu machen und den Kopf bittend zu bewegen, oft flüsterte sie dabei geheimnißvoll: „Wer hätte es gedacht! Wer hätte es gedacht!“ Zuweilen standen sie vor den Schaufenstern großer Läden, die Alte drückte sich dann ganz dicht an die Mauer, um Niemandem im Wege zu stehen, das Mädchen aber sah mit befremdeten, entzückten, aber

auch begehrlichen Blicken auf die ausgestellten Waaren. Nicht nur vor großartigen Läden mußte die Greisin der Kleinen zu Liebe stehen bleiben, sondern auch an fast allen Brotbuden, die an vielen Straßenecken errichtet waren.

„Was für prachtvolle Brötchen und Bretzeln sind hier zu haben! Sie sind wirklich viel schöner als diejenigen, welche unsere gute Jüdin verkauft."

Mitunter flüsterte sie auch mit wichtigem Tone der Alten in's Ohr:

„Wenn Sie nur sehen könnten, was für wunderschöne Birnen hier liegen!"

„Daß Du mir aber nichts anzurühren wagst," rief diese heftig. „Sag' einmal, hast Du schon etwas genommen. Wenn Dir Dein irdisches Glück und Dein Seelenheil werth sind, so handle nie gegen das siebente Gebot, welches heißt: Du sollst nicht stehlen; vergiß nie diese Worte, sonst wirst Du in's Gefängniß geschleppt und auch nach Deinem Tode Höllenqualen erleiden."

Jule zwang sich zum Gehorsam, konnte aber oft nicht verhindern, daß ihr zitterndes Händchen sich den guten Sachen entgegenstreckte, um freilich rasch und heftig niederzusinken. Zuweilen rührte dieser Anblick die schmutzigen Jüdinnen, welche bei den Waaren saßen, und ab und zu reichte ihr wohl eine von ihnen eine harte Semmel oder einen halb verfaulten Apfel. Das Kind bedankte sich dann leise und biß gleich in den geschenkten Leckerbissen, vergaß aber niemals diesen mit ihrer „Frau Räthin" zu theilen.

Ohne Unterbrechung im Regen wie im Sonnenschein wanderten sie beide durch die Stadt und ruhten gern auf dem Pflaster einsamer Straßen aus. Dort konnte man hören, wie die blinde Greisin der gespannt zuhörenden Kleinen von ihrer Vergangenheit, von dem genossenen Glücke und befreundeten Menschen erzählte. Hin und wieder benutzte sie solche ruhige Augenblicke, um ihrem Schützling viele nützliche Rathschläge für die Zukunft zu ertheilen und ihn über wichtige Dinge zu belehren.

„Jetzt bitte ich Gott nur um eine einzige Gnade, mich so lange ich Dir nützen kann, leben zu lassen, da Du verlassen zu Grunde gehen könntest. Mit zwölf Jahren bist Du geborgen, dann kannst Du natürlich ohne jede Vergütung, aber doch für freie Kost und Wohnung einen anständigen Dienst bekommen. Dein Loos beunruhigt mich jetzt, wo Du aus der ersten Kindheit noch nicht herausgewachsen bist; wenn Du erst groß und stark bist, dann wirst Du leicht ein gutes Auskommen haben. Ich möchte wenigstens so lange leben, bis Du das zwölfte Jahr erreicht hast, aber ich glaube nicht, daß mein Wunsch erfüllt wird. Der feuchte Keller, in dem wir übernachten, wirkt sehr schädlich auf meine rheumatischen Leiden ein, und meine alten Knochen wollen nicht mehr zusammenhalten.

Diese alten armen Knochen hielten es nicht so lange aus, wie die Alte so heiß gewünscht hatte. Man sah die Blinde nicht mehr auf den Straßen, das Mädchen, das sie immer geführt hatte, wanderte jetzt einsam umher, obgleich sie aus der ersten Kindheit noch nicht herausgewachsen war. Es fehlten der Kleinen noch anderthalb Jahre bis zu diesem reifen Lebensalter. Sie war klein und noch immer schwach entwickelt, groß waren allein ihre rothen,

verwundeten Füße, die seit langer Zeit keine Schuhe getragen hatten, und vielleicht deshalb in solchem Abstande zu ihrer zierlichen Gestalt standen, weil das zerlöcherte Röckchen nur bis zu den Knieen reichte, die mageren Beine aber bloß ließ. Außer diesem Röckchen trug sie noch eine schmutzige, lose Jacke und ein zerfetztes Tuch, mit welchem sie den Kopf bedeckte. Dieses glitt aber, von dem prachtvollen, sich dicht ringelnden Haare niedergedrückt, oft auf ihren Rücken. Die ärmlich gekleidete schmückten allein ihre zarten, regelmäßigen Züge, die eigenthümlich bräunliche Gesichtsfarbe und die wunderbaren, wie Edelsteine blitzenden Augensterne. Leise und langsam wanderte sie in der Stadt herum und blieb wie früher gerne vor Schaufenstern oder großen Thorwegen stehen. Oft sah man sie jetzt auch vor ärmlichen, niedrigen Häusern, gespannt auf die kleinen Fenster, welche grüne Blattpflanzen schmückten, schauend. Wenn sie in diesen Anblick vertieft war, erheiterte sich zuweilen der Ausdruck ihres Gesichtes, oft aber seufzte sie auch schmerzlich. In ihrem ganzen Wesen ließen sich überhaupt viele Gegensätze bemerken. Ihre Augen waren gewöhnlich verschleiert und ausdruckslos, konnten aber auch mißtrauisch und ängstlich blicken. Ihr Mündchen dagegen besaß einen kindlichen Liebreiz, der aber mitunter einem herben, leidenden Zuge weichen mußte. Das heftige Wesen, das sie vor allen andern auszeichnete, verschwand oft gänzlich. In solchen Augenblicken der Umwandlung war sie nur ein schüchternes, schwaches Kind.

Im Winter hob sie die erstarrten Händchen bis zum Munde, um sie mit ihrem Athem zu erwärmen; so ging sie traurig in der grimmigen Kälte dahin. Wo sie die Nächte zubrachte, welcher Art die Menschen waren, die ihren Umgang bildeten, konnte Niemand sagen, da sich eben Niemand darum kümmerte. Diejenigen, welche sie zuweilen mit einem Stücke Brotes oder mit einem Geldstück beschenkten, sahen manchmal, daß sie bei einbrechender Dämmerung in eine enge, schmutzige Gasse ging. Einer der Vorübergehenden hatte sogar in jenem Winkel ein kleines, mit schmutzig grünen Scheiben versehenes Fenster erblickt.

Dort, in einer dumpfen, leeren Kammer saß Jule auf einem Häufchen Streu, an der Seite eines hinkenden Bettlers. Er war eben im Begriffe, seine wunden Beine in schmutzige, leinene Fetzen zu wickeln, und erzählte dabei etwas dem Kinde, das aufmerksam zuhörte und neugierig in sein rothes, mit einem grauen Barte umrahmtes Gesicht blickte.

Eines Morgens fand man auch das unglückliche Mädchen in einer Ecke des städtischen Friedhofes. Sie lag lang ausgestreckt neben einem kleinen Grabe, auf welchem das Gras kaum zu keimen begann. Der Aufseher des Kirchhofes erklärte, das Grab sei dasjenige der blinden Bettlerin, die unlängst aus den Straßen der Stadt verschwunden war.

Zuweilen flüchtete Jule beim Anbruch der Nacht in den alten Bau, in welchem sie ihre ersten Jahre zugebracht hatte. Dort legte sie sich gewöhnlich in den tiefen Flur oder suchte in dem leeren Zimmer, das einst Johanna bewohnt hatte, eine Schlafstätte. An sonnigen Tagen schien sie ihr Elend

ganz vergessen zu haben und spielte mit Gassenkindern, welche sie weder verspotteten noch verachteten, da sie ja ihresgleichen war. Ihr Lauf war dann so ungestüm, ihr Geschrei und Lachen so laut, daß man sie für fieberhaft aufgeregt halten mußte. Augenblicke so wilder, ungezügelter Lust schienen ihr alles Traurige, das sie erlebt hatte, reichlich zu vergelten. Trotz dieser ungestümen Wildheit war sie doch ganz anders geartet als ihre Spielgefährten. Das tiefe Leid, das an ihrem Herzen nagte, verlieh ihrem Wesen einen wehmüthigen Zug, vor dem alles Rohe schwand. Hatte Johanna den Keim zarter Triebe in ihre Seele gelegt, oder hatten dies die Lehren der greisen Bettlerin vermocht?

Wahrscheinlich war dieser vornehme Zug eines vernachlässigten Kindes das Erbtheil des unbekannten Vaters, dessen Blut, mithin auch eine Fehler, Neigungen und Tugenden in ihr Innerstes gedrungen waren. Einige Familien, welche ihr von Zeit zu Zeit ein Almosen gaben, erlaubten ihr auch zuweilen in der Küche vor Kälte und Regen Schutz zu suchen. Oft wurde sie dort zu einer nützlichen Beschäftigung angehalten und war an solchen Tagen stets bereit, die Stiegen zu kehren, die Diele zu waschen oder den Thee zu bereiten.

„Bitte, lassen Sie mich es thun, ich verstehe es ganz gut!"

Mit diesen Worten machte sie sich an die Arbeit, welcher ihre Kräfte meistens nicht gewachsen waren, und mühte sich so lange ab, bis die sie beaufsichtigenden Mägde ihr den Kehrbesen oder das nasse Tuch, mit welchem sie über die Diele strich, ungeduldig aus der Hand rissen, und je nachdem sie gestimmt waren, die Kleine entweder in die warme Küche schickten oder auch unbarmherzig wegjagten. Geschah das erstere, so versuchte sie sich wieder durch das Putzen der Kasserollen und des Samovars nützlich zu machen; dies war das einzige, was sie tadellos verrichtete. Anfänglich hatte sie der Samovar an die schöne Zeit, welche sie mit Johanna verlebt, so lebhaft erinnert, daß sie fast stets laut und schmerzlich weinte. Schließlich hatte sie sich die Herzen aller ihr bekannten Dienstmädchen erobert. Oft legten diese, wenn die Hausfrau durch ihre häufige Anwesenheit in der Küche beunruhigt war, ein gutes Wort für die Waise ein und versicherten, daß sie stets redlich sei und niemals auch nur das Geringste anrühre. Oft streichelten die Frauen, wenn sie eben in der Küche waren, ihr schwarzgelocktes Köpfchen und richteten viele Fragen über ihre Vergangenheit an sie. Fast immer antwortete sie höflich, aber kurz, selten gab sie mürrische und unwillige Antworten. Sie entgegnete fast stets auf die Frage, wem sie wohl angehöre, „Allen" oder auch „Niemandem", Worte, welche die alte Jüdin so oft gebraucht hatte. Ueber ihre Eltern verweigerte sie jede Auskunft und schwieg hartnäckig. Die kühlen Liebkosungen, die ihr mitunter zu Theil wurden waren ihr gleichgültig. Es schien, als ob sie keinen Glauben an weichere Regungen des menschlichen Herzens besaß und deshalb weder selbst diese empfinden noch Anderen zutrauen konnte.

Nach Ablauf eines Jahres verschwand plötzlich die kleine Bettlerin. Sie ließ sich weder auf den Straßen noch bei den wohlthätigen Familien, welche sie unterstützt hatten, blicken. Anfangs beachtete Niemand ihr plötzliches Verschwinden, nach einiger Zeit aber lenkte sich die Aufmerksamkeit einiger menschenfreundlicher Seelen auf Jule. Man begann zu suchen und sich nach allen Richtungen zu erkundigen, die Hausfrauen, die einst ihr Köpfchen gestreichelt hatten, sahen prüfend auf die Haufen der lärmenden Gassenkinder und die Dienstboten fragten bei allen Bekannten nach. Auch auf dem großen Hofe des alten Baues suchte Jemand nach ihr, da man gehört hatte, daß sie sich dort öfters aufhielt.

Die alte Jüdin wußte ebenso wenig wie alle andern, wo sich das arme Geschöpf befand, und erzähle jedem, der zu ihr kam, um den Aufenthaltsort der Kleinen zu erfragen, die traurige Lebensgeschichte des Mädchens, das unter ihren Augen aufgewachsen war. Die gute Seele war sehr beunruhigt und versprach einigen Bettlern und Bettelweibern eine gute Belohnung, wenn sie ihr Nachricht von Jule brächten. Doch alle Nachforschungen blieben erfolglos.

Sie befand sich nicht unter den spielenden Gassenkindern, sie war auch weder auf dem großen Hofe noch auf dem Friedhofe zu finden, es schien fast als ob die Erde sie verschlungen hätte.

Vielleicht war sie an einem frostigen Abende in einer entlegenen Gegend, an einen Gartenzaun gelehnt, eingeschlummert, um nie wieder zu erwachen, dann wurde möglicherweise ihre kleine Leiche von fremden, gleichgültigen Händen aufgehoben und ohne Sang und Klang in die kalte Grube gelegt. Dies vermutheten viele, ohne fest daran zu glauben. Denn Menschen, mit denen das Schicksal so grausam umgeht, besitzen fast immer ein sehr zähes Leben, da ihre physischen Kräfte durch steten Kampf gestählt werden. Im Gegensatze zu diesen stehen die Grundsätze, die sich nur spärlich bilden können. Vielleicht hatte die arme Jule trotz der guten Lehren, die ihr die alte Räthin gegeben hatte, einer großen Versuchung nicht widerstehen können? Vielleicht hatten gleißnerische Worte sie dazu vermocht, gegen das siebente Gebot zu handeln? Sie hatte zwar daran gedacht, daß diese Sünde grausam bestraft würde, da die Räthin es ihr so oft wiederholt hatte: „Du wirst in's Gefängniß geschleppt und auch nach Deinem Tode Höllenqualen erleiden," aber vielleicht hatte sie an diese Drohung nicht recht glauben können und deshalb ihr Händchen nach fremdem Eigenthum ausgestreckt. Die schreckliche Drohung war möglicherweise wahr geworden! Die ehernen Pforten des Stadtgefängnisses hatten sich vielleicht dröhnend hinter der Kleinen geschlossen! Möglich war es auch, daß eine verbrecherische Hand sich ihrer bemächtigt hatte, daß ihre aufkeimende Schönheit ihr Verderben geworden war, und daß sie, in der Schule des Lasters aufgewachsen, den Weg vieler Menschen noch kreuzen würde. Am tröstlichsten war für diejenigen, welche das Verschwinden des Kindes schmerzte, der Gedanke, daß eine in ihr Dorf zurückkehrende

Bäuerin die Kleine mitgenommen habe. Sie würde dann gewiß zum Hüten der Gänse oder der Lämmer gebraucht und fühlte sich vielleicht glücklich inmitten der schönen, duftenden Felder. Und doch, mußte die Sehnsucht nach dem Mutterherzen und einem eigenen Heim hier nicht heftiger als in der Stadt werden, hier, wo sie auf der Schwelle ihrer eigenen Hütten sitzende Frauen sah, welche ihre Kinder herzten und liebkosten?

Jule wäre wohl bald von den Bewohnern der Stadt vergessen worden, wenn die alte Jüdin nicht so oft und gern ihre traurige Lebensgeschichte erzählt hätte. Diejenigen, welchen ihre Erzählung galt, sagten dann düster:

„Das ist aber eine sehr traurige Geschichte."

Nach solchen Worten wiegte die Jüdin ihren mit einem verschossenen Putze bedeckten Kopf und sprach weiter:

„Ich könnte noch manche andere traurige Geschichte erzählen, welche die Bewohner des alten Hauses erlebt haben, aber ich will lieber davon schweigen, da die Leute sie nicht gern hören."

Nur kurze Zeit war seit dem plötzlichen Verschwinden der armen Jule vergangen, als eines Tages ein abgemagertes blasses Weib in die Victualienhandlung hineinstürzte. Es war sehr einfach gekleidet, fiel aber durch seine blonden, sich jugendlich über einem verblühten Antlitz ringelnden Locken auf. Die Frau schien es sehr eilig zu haben, da sie, ohne die Anwesenden zu beachten, die alte Jüdin bei der Hand ergriff und mit leiser Stimme hastig fragte:

„Wo ist sie? Wie geht es ihr? Lebt sie noch?"

Die Jüdin erwiderte ebenso leise Worte, welche das arme Weib anfangs sehr zu beunruhigen schienen, dann aber auf's Tiefste erschreckten. Als die Alte geendigt hatte, erschallte ein markerschütternder Schrei von den Lippen der Unglücklichen. Sie schluchzte laut auf und bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz, welches heiße Thränen benetzten. Nach diesem kurzen, aber so leidenschaftlichen Ausbruche ihres Schmerzes wandte sie sich dem Ausgange zu.

„Das ist unmöglich, ich werde sie suchen und gewiß auffinden."

Darauf blieb sie plötzlich auf der Schwelle ganz niedergeschlagen stehen und sprach tonlos:

„Ich darf sie ja nicht suchen, darf nicht nach ihr forschen, da sonst die Leute Alles errathen würden."

Die Aermste bemerkte es gar nicht, daß das Schreckliche, was sie befürchtete, schon eingetreten war. Die Anwesenden erriethen bei dem Anblicke ihres Schmerzes, ihrer Thränen und der schweren Zweifel, die sich ihrer bemächtigt hatten, leicht, daß sie die Mutter der unglücklichen Jule vor sich sahen, nie aber verrieth die leiseste Spur, wer ihr Vater war.

Das dynamo-elektrische Princip in seiner hygienischen und culturellen Bedeutung.

Von

Heinrich Albrecht.

— Berlin. —

Es war im Januar 1867, als Dr. Werner Siemens das von ihm entdeckte Princip der dynamo-elektrischen Maschine der königlichen Akademie der Wissenschaften mittheilte. Heute, nach wenig mehr als zwanzig Jahren, beginnt dieser Erfindungsgedanke auf vielen Gebieten unseres Culturlebens Umwälzungen hervorzurufen, wie wenige der gewaltigen Errungenschaften der Technik, welche unser Jahrhundert gezeitigt hat, in gleich kurzer Zeit es vermochten. Schlag auf Schlag folgen sich seit einem Decennium die Erfindungen, welche, auf jenem Princip beruhend, seiner Nutzanwendung für die täglich sich mehrenden Anforderungen der Jetztzeit neue Bahnen eröffnen. Es giebt bereits Gebiete, auf denen es, alle Nebenbuhler verdrängend, nur noch wenige Phasen zu durchlaufen haben wird, um die Alleinherrschaft für sich zu erringen. Daher dürfte es auch von allgemeinerem Interesse sein und in den Rahmen dieser Zeitschrift passen, dem Siegeszuge dieser deutschen Erfindung auf diejenigen Gebiete zu folgen, auf denen ihr bereits heute der Sieg gesichert zu sein scheint, und dabei die Consequenzen in's Auge zu fassen, welche ihre weitere Durchbildung für unser gesammtes culturelles Leben in Aussicht stellt.

Zunächst wollen wir versuchen, in kurzen Zügen eine schematische Darstellung des Principes zu geben, um das es sich hier handelt. Ein Stück Eisen, das von einem Magneten angezogen wird, wird selbst magnetisch; dabei braucht dasselbe den Magneten nicht zu berühren, schon wenn es demselben genähert wird, erhält es Magnetismus. Umgiebt man ein Stück Eisen mit einer Spirale von Kupferdraht und macht das Eisen alsdann magnetisch, so entsteht in dem Kupferdraht ein elektrischer Strom. Umgekehrt wird, wenn man durch die das Eisen umgebende Kupferspirale einen elektrischen Strom

leitet, das Eisen magnetisch. Ein so magnetisirtes Eisen nennt man einen Elektromagneten. Nähern wir nun unser Stück Eisen mit der umgebenden Kupferdrahtspirale, einem Magneten, so wird das Eisen magnetisch, und in dem Draht entsteht in Folge dessen ein elektrischer Strom. Um aber größere Strommengen zu erhalten, wie sie z. B. für die Lichterzeugung und andere Zwecke gebraucht werden, muß das Stück Eisen in kurzen Zeiträumen häufig dem Magneten genähert werden. Dies geschieht, indem man es mit einem zweiten Eisenstück verbindet, beide auf eine Axe setzt und sie vor den Polen des Magneten mit großer Schnelligkeit rotiren läßt. Nun können wir aber den Magneten durch einen Elektromagneten ersetzen, indem wir den Strom, bevor er anderen Zwecken dient, um ein Stück Eisen von der Form eines Magneten leiten. Hiermit ist das Princip der dynamo-elektrischen Maschine gegeben. Die Leitung, welche die beiden Drahtenden verbindet, wird von dem durch den erläuterten Proceß erzeugten elektrischen Strom durchflossen.

Dies das von Werner Siemens gefundene Princip, auf welchem mit mehr oder minder erheblichen Modificationen in den constructiven Einzelheiten alle dynamo-elektrischen Maschinen beruhen. Wir werden nun, wenn wir dazu übergehen, die Möglichkeit der Ausnutzung dieses sogenannten elektro-dynamischen Princips für die Praxis in's Auge zu fassen, naturgemäß in erster Linie auf das Gebiet der Beleuchtung geführt. Hier hat dasselbe seine erste Verwendung und seine weitestgehende technische Durchbildung gefunden.

Neben der Luft, in der wir athmen, ist das Licht, das uns zu unseren Lebensverrichtungen leuchtet, einer der unmittelbarsten und wesentlichsten Factoren, die Leben und Gesundheit des Menschen bedingen. Im primitivsten Zustande menschlichen Lebens hört mit dem Erlöschen des natürlichen Tageslichtes jede Arbeitsthätigkeit auf. Aber dieser Verzicht auf jede künstliche Beleuchtung dauert nicht lange. Der brennende Kienspahn zieht in die enge Hütte ein, aber mit diesem ersten Versuch einer künstlichen Beleuchtung fast alle ihre Nachtheile, in erster Linie der die Athemluft vergiftende brenzliche Qualm. Dann folgt die Thranlampe und weiterhin die Unschlittkerze, die noch unseren Großeltern zu allen ihren Verrichtungen leuchtete, und es ist erstaunlich, daß eine geistig so fortgeschrittene Zeit, die einen Goethe hervorbringen konnte, sich noch mit einem so unvollkommenen Beleuchtungsmittel begnügte. Welche Errungenschaft stellt dem gegenüber die Oellampe mit Zugglas dar, welches aus der düster brennenden, russenden Flamme eine weiße, reinliche Lichtquelle machte! Aber auch sie mußte wieder der Petroleumlampe Platz machen, und neben dieser trat für andere Bedürfnisse das Leuchtgas in sein Recht. Je vollkommener die Mittel der künstlichen Beleuchtung, desto größer wurde das Lichtbedürfniß der Menschen. Kaum begann der Gedanke Gestalt zu gewinnen, die Elektricität für die Beleuchtung nutzbar zu machen, da entspann sich von Neuem der Kampf des Besseren gegen das Gute.

Auf welche Seite sich in diesem Kampfe der Sieg neigen wird, ist heute wohl nur noch eine Frage der Zeit. Schon haben die Gasgesellschaften auf-

gehört, die elektrische Beleuchtung freier Plätze, der Innenräume der Wohnungen, der gewerblichen Anlagen und Geschäftslocalitäten, kurz aller, selbst entlegener Räume, in welche bisher Gasröhren gedrungen sind, als eine Unmöglichkeit oder eine finanzielle Verirrung zu bekämpfen. Verwaltungen großer Gemeinwesen haben umfangreiche Erhebungen angestellt und sind mehr oder minder vorgeschritten auf dem Wege, die Einführung elektrischer Beleuchtung in's Werk zu setzen. Versicherungsanstalten haben Normen für die Bedingungen der Versicherung elektrisch beleuchteter Gebäude aufgestellt. Staatsbehörden sind energisch thätig, die Vortheile elektrischen Lichtes öffentlichen Bauwerken, Kliniken, Unterrichtsanstalten, Bibliotheken, Museen möglichst bald anzueignen. In großen Theatern und Concert-Etablissements brennt elektrisches Licht. Der Eisenbahnbetrieb zieht große Vortheile aus seiner Benutzung. Die Privatindustrie hat mit Erfolg den Versuch unternommen, nach dem Vorbilde der Gasgesellschaften, elektrisches Licht im Großen zu produciren, um es an die einzelnen Verbrauchsorte abzugeben. Kurz es tritt schon heute überall thatsächlich zu Tage, ein wie gewaltiger Factor das elektrische Licht in unserem Culturleben geworden ist.

Dieser Thatsache gegenüber ist es an der Zeit, sich definitiv für den Werth oder Unwerth der einen oder anderen Beleuchtungsmethode zu entscheiden. Wissenschaft und Praxis haben denn auch bereits nach dieser Richtung ihre Erwägungen angestellt. Vor Allem ist es die Gesundheitspflege, welche hier ein so entscheidendes Wort mitzusprechen hat, daß es von Wichtigkeit ist zu erfahren, wie sie sich dieser Frage gegenüberstellt. Nun hat das elektrische Glühlicht eine so specifisch hygienische Eigenschaft, nämlich die, aus der umgebenden Atmosphäre Sauerstoff nicht zu entnehmen und keine Verbrennungsproducte in dieselbe einzuführen, daß wir bei der Betrachtung des hygienischen Werthes der elektrischen Beleuchtung am natürlichsten von dem Glühlichtsystem ausgehen.

Das Princip der elektrischen Glühlichtbeleuchtung beruht kurz auf Folgendem: Gestaltet man den Leitungsdraht, welcher von dem durch die dynamo-elektrische Maschine erzeugten Strom durchflossen wird, an einer beliebigen Stelle recht dünn, so setzt er an dieser Stelle dem Durchfließen des Stromes einen beträchtlichen Widerstand entgegen. In Folge dessen wird der dünne Draht erwärmt und geräth in's Glühen. Findet dieses Glühen in freier Luft statt, so wird der Draht alsbald abschmelzen oder verbrennen. Deshalb schließt man ihn in ein Glasgefäß ein, welches so luftleer gemacht wird, wie nur irgend möglich. Als Substanz des glühenden Drahtes wählt man aus vegetabilischen Fasern hergestellte Kohle, da diese dem elektrischen Strom einen noch größeren Widerstand entgegensetzt als Kupfer, und infolge dessen stärker in's Glühen geräth.

Alle künstlichen Lichtquellen mit Ausnahme des elektrischen Glühlichtes bedürfen zu ihrer Unterhaltung desjenigen Bestandtheiles der Luft, den der Mensch für die Athmung gebraucht, des Sauerstoffs, und führen der Luft

Bestandtheile zu, die im höchsten Grade schädigend auf unsere Gesundheit einwirken, in erster Linie Kohlensäure und Wasserstoff. Die Menge dieser Bestandtheile ist eine keineswegs unbeträchtliche, denn man kann etwa annehmen, daß ein gewöhnlicher Gasbrenner viermal soviel Sauerstoff verbraucht und Kohlensäure liefert, wie ein Mensch beim Athmungsproceß. Dazu kommt der weitere Uebelstand aller künstlichen Beleuchtungsarten, namentlich der Gasbeleuchtung, die umgebende Luft und damit den Raum, in dem sie zur Verwendung kommen, in hohem Grade zu erwärmen. Wir brauchen nur einen beliebigen mit vielen Menschen angefüllten Raum zu betreten, der durch eine beträchtliche Zahl von Gasflammen erleuchtet wird, um uns von den Folgen dieser Thatsache zu überzeugen. Die anwesenden Menschen und die künstliche Beleuchtung wirken zusammen, um die Athmungsluft für den Athmungsproceß völlig untauglich zu machen und die Hitze bis zum unerträglichen zu steigern. Aber wir brauchen gar nicht einmal zu einem so drastischen Beispiel zu greifen. Auch der Einzelne, der in einem durch Gas erhellten Raume zu arbeiten gezwungen ist, wird dadurch schweren gesundheitlichen Nachtheilen ausgesetzt. Durch die heiße Flamme, der sich das Auge nähern muß, wird die Bindehaut-Feuchtigkeit rascher als zulässig verdunstet, es tritt zunächst das Gefühl von Trockenheit im Auge und in seinem Gefolge Kopfschmerz und andere schwerere Schädigungen ein. Namentlich die erste der beiden hervorgehobenen Unzuträglichkeiten, die Verschlechterung der Athmungsluft durch die künstliche Beleuchtung, hat schon vor längerer Zeit zu der Aufstellung der Forderung geführt, nur solche Lichtquellen in Räumen, in welchen sich Menschen dauernd aufhalten, zu benutzen, bei denen die Verbrennungsproducte überhaupt nicht im Zimmer bleiben. Auch die Gastechniker sind dieser Forderung nähergetreten, und das Siemens'sche Regenerativsystem erfüllt nicht nur die Bedingung, die Verbrennungsgase abzuführen, sondern es verwendet noch darüber hinaus die erhitzte Verbrennungsluft zu einer ausgiebigen Ventilation des Zimmers. Aber die directe strahlende Wärme bleibt bei diesem besten aller bekannten Systeme der Gasbeleuchtung bestehen.

Betrachten wir nun nach diesen Gesichtspunkten die elektrische Glühlichtbeleuchtung. Wie wir oben angedeutet haben, beruht dieselbe auf dem Princip des in der Glaskugel glühenden Kohlenfadens, der die Fernhaltung des Sauerstoffs verlangt und keine Kohlensäure und andere Bestandtheile an die Luft abgiebt. Weiter aber ist die Erwärmung der den Kohlenfaden einschließenden Glaskugel infolge der in ihr herrschenden Luftleere so minimal, daß man eine Stunden lang brennende Glühlampe ruhig mit der Hand berühren kann. In der That haben auch unter andern die Versuche Pettenkofers im Münchener Residenztheater zur Evidenz ergeben, daß gegenüber der Gasbeleuchtung bei elektrischer Glühlichtbeleuchtung die Temperatur geschlossener Räume verhältnißmäßig wenig erhitzt wird. Diese Temperaturherabsetzung, die von dem Theater- und Concertbesucher als eine Wohlthat empfunden wird, ist für denjenigen, der bei Licht zu arbeiten gezwungen ist, eine dringend

empfundene Forderung. Zwar geht demgegenüber der Glühlichtbeleuchtung der Vorzug, gleichzeitig die Ventilation des Raumes zu bewirken, ab. Aber es wird sich überhaupt empfehlen, die Ventilationseinrichtungen aller von Menschen zum Aufenthalt benutzten Räume unabhängig von der Beleuchtung herzustellen, weil sich die Zeit, während welcher ein Raum ventilirt werden muß, im Allgemeinen nicht mit derjenigen deckt, während welcher die künstliche Beleuchtung in Function tritt.

Die elektrische Glühlichtbeleuchtung hat noch einen weiteren in die Augen springenden Vorzug. Der erhitzte Kohlenfaden kommt nicht in directe Berührung mit umgebenden entzündlichen Körpern und kann mithin nicht, wie eine offene Flamme, Feuersgefahr herbeiführen; ja die Lampe kann inmitten entzündlicher oder explosibler Gase brennen. Tritt aber selbst durch Zerspringen der Glaskugel die Möglichkeit einer directen Berührung des glühenden Kohlenfadens mit einem entzündlichen Körper ein, so ist jedenfalls die Dauer der Berührung eine außerordentlich kurze, da der Kohlenfaden, von der Atmosphäre berührt, nach wenigen Augenblicken durchbrennt und dadurch sofort infolge der Unterbrechung des elektrischen Stromes erlischt. Daß diese letztere Eigenschaft dazu angethan ist, der Glühlichtbeleuchtung die von Feuersgefahr zumeist bedrohten Bauwerke, wie die Lager leicht verbrennlicher Waaren, gewisse gewerbliche Betriebsstätten und insbesondere die Theater zu eröffnen, liegt auf der Hand. Die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo die Bühnentechniker kein Verständniß mehr dafür haben werden, wie Jemand mit klarem Bewußtsein die Verantwortlichkeit für die Sicherheit von Tausenden in einem mittelst offener, inmitten der entzündlichsten Stoffe angebrachter Flammen beleuchteten Theater zu tragen vermochte.

Es soll hier der gegen die elektrische Beleuchtung erhobene Einwand nicht übergangen werden, daß durch die Fortleitung des elektrischen Stromes sowohl Feuersgefahr als auch durch die unmittelbare Stromeswirkung auf den menschlichen Organismus infolge Berührung der Stromleitungen Gefährdung von Menschenleben herbeigeführt werden kann. Wird nämlich der den Leitungsdraht durchfließende Strom zu stark, so wird der Draht glühend und kann, wenn er nicht genügend isolirt ist, umgebende brennbare Körper entzünden. Die Technik hat aber längst Abhülfe gegen diese Eventualität geschaffen. Man schaltet in gewissen Abständen Stücken Bleidraht in die Leitung ein. Lange bevor nun eine gefahrdrohende Erhitzung der Leitung eintritt, schmilzt der Bleidraht ab, und der Strom wird dadurch selbstthätig unterbrochen. Oder aber dadurch tritt eine directe Gefährdung von Menschenleben ein, daß beide von der Maschine zur Lampe führenden Drähte an nicht isolirten Stellen berührt werden, wodurch der Strom durch den Körper geleitet würde und bei genügender Stärke den Tod des Berührenden herbeiführen könnte. Auch dieser Gefahr läßt sich durch geeignete Maßnahmen leicht vorbeugen. Jedenfalls aber fallen diese beiden der elektrischen Stromleitung anhaftenden Gefahren gar nicht in's Gewicht gegenüber den Gefährdungen, welche durch

die Leitungsrohre einer Gasleitung bedingt werden. Wir brauchen hier nicht näher einzugehen auf die häufigen Fälle von Leuchtgasvergiftung infolge des Ausströmens von Gas aus undichten Leitungsrohren in den Boden. M. von Pettenkofer hat dieser Frage im Heft 82 dieser Zeitschrift eine besondere Abhandlung gewidmet. Gefahren aber, wie sie durch Fahrlässigkeit eines Einzelnen, z. B. durch das Offenstehenlassen eines Gashahns entstehen können, sind bei der elektrischen Beleuchtung ganz ausgeschlossen.

Zwar haften der elektrischen Beleuchtung, wie sie uns heute im Allgemeinen geboten wird, noch einzelne entschiedene Mängel an, unter denen das lästige Zucken obenan steht. Die Netzhaut unseres Auges ist sehr empfindlich gegen Lichtunterschiede, und zwar um so mehr, je bedeutender und rascher dieselben sind. Dies empfinden wir bei der offenen, flackernden Gasflamme auf das Unangenehmste, und das elektrische Licht — Glühlicht wie Bogenlicht — ist häufig nicht frei von dem genannten Uebelstande. Aber dieser Vorwurf, der dem elektrischen Licht namentlich auch von augenärztlicher Seite gemacht wird, ist eigentlich an die Adresse unserer Dampfmaschinen-Industrie zu richten, die ja in der elektrischen Beleuchtungs Industrie ein großes Gebiet des Absatzes für sich erwarten darf und sich deshalb bald genug dazu verstehen wird, Maschinen zu construiren, deren gleichmäßiger Gang eine größere Constanz des elektrischen Lichtes garantirt.

Alle die oben angedeuteten Vorzüge geben in der That der elektrischen Glühlichtbeleuchtung ein so eminentes Uebergewicht über alle früheren Beleuchtungssysteme, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn seine Einführung allgemein als ein großer Fortschritt empfunden worden ist. Für ein Reihe von Verwendungsarten wird es zweifellos das eroberte Feld behaupten. Aber wer, ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Beleuchtungsart zu richten, in einen mittelst elektrischen Glühlichtes erleuchteten Wohnraum tritt oder auf der Straße an einem in solcher Weise erleuchteten Schaufenster vorübergeht, wird weder in Helligkeit noch Farbe einen auffälligen Unterschied zwischen dieser und der gewohnten Gasbeleuchtung finden. Die genaue Farbenunterscheidung geht im elektrischen Glühlicht, wie im Kerzen-, Oel-, Petroleum-, Gaslichte verloren. Künste und Kunstgewerbe, welche sich mit künstlicher Farbengebung beschäftigen, müssen mit dem Erlöschen des Tageslichtes nach wie vor ruhen. Der Genuß der Besichtigung farbiger Kunstgebilde, welche fast ausnahmlos bei uns für Betrachtung im Tageslicht geschaffen sind, ist bei elektrischem Glühlicht zweifelhaft. Abendtoiletten der Frauen, Schminken, auf Gas berechnete Theaterdecorationen behalten auch nach der Erfindung des elektrischen Glühlichtes ihre Bedeutung. Wer von der elektrischen Glühlichtbeleuchtung mehr Licht beansprucht, als das ihm von der einzelnen Glühlampe gewährte, wird deren zwei oder mehrere anzünden müssen, sowie man in diesem Falle mehr Kerzen und mehr Gasflammen anzündet. Kurz die höhere eigentlich c u l t u r e l l e Aufgabe der Beleuchtungstechnik, die Schaffung eines künstlichen, dem diffusen

Tageslicht nach Farbe, Intensität, Schattenbildung ähnlichen Lichtes ist durch die Erfindung des elektrischen Glühlichtes ihrer Lösung nicht näher gebracht.

Und doch ist der Lichthunger, der mit der Erfindung der elektrischen Beleuchtung einmal im Publikum erregt worden ist, ein immer größerer geworden. Vielleicht hat dazu ein instinctives Erkennen dessen, was uns wirklich zuträglich ist, beigetragen. Denn eine Gefahr, daß die künstliche Beleuchtung für das menschliche Auge zu hell wird, ist nicht vorhanden. Wohl aber kann eine ungenügende Beleuchtung, namentlich dadurch, daß sie das Auge zu anhaltendem Nahesehen zwingt, ein die Kurzsichtigkeit im höchsten Grade begünstigendes Moment sein. Einer unserer hervorragendsten Augenärzte, Professor Herrmann Cohn in Breslau, hat dies auf der Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege 1883, welche sich mit der Beleuchtungsfrage eingehend beschäftigte, auf das Nachdrücklichste hervorgehoben. Von diesem Gesichtspunkte aus gelangen wir dazu, das elektrische Licht, wie es uns der Volta'sche Lichtbogen bietet, etwas näher in's Auge zu fassen.

Die im Princip bereits 1813 von Humphrey Davy entdeckte, durch die Erfindung der von Hefner-Alteneck'schen Differentiallampe für die Praxis verwerthbar gemachte Erscheinung des elektrischen Bogenlichtes beruht auf Folgendem: Unterbricht man den Draht, welcher von dem durch die dynamo-elektrische Maschine erzeugten Strom durchflossen wird, an einer Stelle, so ist der Strom im Stande, falls die Unterbrechung keine zu große ist, den kleinen Zwischenraum in Gestalt eines Funkens zu überspringen. Bringt man an der betreffenden Stelle an den beiden Enden des Drahtes zwei Kohlenspitzen an, läßt diese sich zuerst berühren, sodaß der Strom hindurchfließt, und zieht sie dann auf 2 bis 3 Millimeter auseinander, so entsteht zwischen ihnen durch Ueberspringen des Funkens der höchst intensive galvanische Flammenbogen, wie er zur Beleuchtung benutzt wird. Die Kohlen brennen in der Luft allmählich ab, und ihre Entfernung wird mit der Zeit so groß, daß der Strom dieselbe nicht mehr zu überspringen vermag. Die Kohlenspitzen müssen daher in dem Maße einander wieder genähert werden, wie sie abbrennen. Dies geschieht durch besondere Regulirungsvorrichtungen.

In dem elektrischen Bogenlicht haben wir ein Beleuchtungsmittel, das nicht nur in seiner Farbenzusammensetzung sich dem Tageslicht mehr als jedes andere künstliche Licht nähert, sondern das uns auch in den Stand setzt, durch keine andere Methode zu erzeugende Helligkeitsgrade zu erzielen. Lampen von 10 000, 20 000, 40 000 Normalkerzen Helligkeit (eine gewöhnliche Gasflamme repräsentirt etwa 20 Normalkerzen) sind bereits in Thätigkeit gesetzt worden, ja auf der Pariser Elektricitäts-Ausstellung wurde eine Lampe von angeblich 150 000 Kerzen Lichtstärke gezeigt.

Es ist gegen das Bogenlicht der Einwand erhoben worden, daß durch sein intensives Licht das Auge geblendet werde. Dieser Einwand kann nur zutreffen, wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß man direct in das Licht hineinsieht. Auf Straßen und freien Plätzen kann man die elektrischen

Lampen hoch genug anbringen und das Licht durch geeignete Reflectoren nach unten werfen, als daß das Auge gezwungen wäre, direct in die Lampe hineinzusehen. In geschlossenen Räumen wird man, ebenso wie man Vorkehrungen trifft, um nicht in eine offene Petroleum- oder Gasflamme hineinsehen zu müssen, für eine hinreichende Abblendung des Lichtes durch Milchglaskuppeln oder ähnliche Mittel Sorge tragen. Aber auch für die Beleuchtung geschlossener Räume ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, die Beleuchtung so zu gestalten, daß man die Lichtquelle nicht direct sieht. Beispielsweise ist der Sitzungssaal des Reichstages auf diese Weise mit sehr gutem Erfolg indirect beleuchtet. Es liegt hier eine neue Aufgabe für den Architekten vor, die Bauart der Häuser und die Anordnung der einzelnen Räume so zu gestalten, daß letztere der Einführung dieses, auf eine künstliche Diffusion angewiesenen Lichtes kein Hinderniß bietet. Gelingt es, nach dieser Richtung eine praktische Lösung zu finden, so werden sich dem elektrischen Bogenlicht infolge seiner in die Augen springenden Eigenschaften bald genug auch die Innenräume der Wohnungen, von denen es bis jetzt fast gänzlich ausgeschlossen war, öffnen.

Wir haben in dem Vorstehenden in gedrängter Kürze ein Bild zu geben versucht von der Bedeutung, welche die Verwerthung des dynamo-elektrischen Princips für die künstliche Beleuchtung und damit für ein wichtiges Gebiet unseres Culturlebens bereits heute gewonnen hat. Das ganze Gewicht des errungenen Fortschrittes tritt uns klar vor Augen, wenn wir nunmehr noch einmal die drei Etappen recapituliren, auf denen wir zu dem heute Bestehenden gelangt sind. In erster Linie der Verzicht auf alle künstliche Beleuchtung — weiterhin ein spärlicher Ersatz des Tageslichtes durch ungenügende und direct gesundheitsschädigende Beleuchtungsmittel — endlich, Dank der Einführung der elektrischen Beleuchtung, ein dem Tageslicht in seiner Farbenzusammensetzung sich näherndes Licht, das uns in den Stand setzt, nunmehr alle Verrichtungen, auch diejenigen, bei denen die künstliche Farbengebung in Betracht kommt, unabhängig von der Tagesbeleuchtung vorzunehmen. Es leuchtet ein, daß damit eine vollständige Verschiebung in allen unseren Daseinsverhältnissen gegeben ist. Auf die Einzelheiten, wie sie hieraus für die allerwichtigsten Gebiete unseres Culturlebens resultiren, konnten wir selbstverständlich in dem engen Rahmen dieser Darstellung nicht eingehen. Ebenso konnten wir nur nebenbei andeuten, wie eine so große Umwälzung auf einem Gebiete auch andere wichtige Zweige der Technik berührt, wie z. B. dem Dampfmaschinenbau ganz neue Absatzgebiete sich erschließen, und weitgehende neue Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden. Es konnte nur im Vorübergehen darauf hingewiesen werden, wie der Architektur neue Aufgaben gestellt sind, an deren Lösung sie bald heranzutreten haben wird, und wie die darstellende Kunst mit diesem wichtigen Factor in Zukunft rechnen muß.

Aber dies ist nur eine Seite der uns hier interessirenden Frage, wenn

auch diejenige, welche heute am meisten in den Vordergrund tritt, weil sie ihrer endgültigen Lösung dem augenblicklichen Stande der Technik nach am nächsten gerückt ist. Mehr in der Stille und verborgen vor den Augen des großen Publikums vollzieht sich eine fernere Wandelung, deren Tragweite ungleich weitgehender sein dürfte.

Wir haben oben gesehen, wie es unter Zugrundelegung des dynamo-elektrischen Princips möglich wurde, die von einer Kraftmaschine erzeugte Arbeit vermittelst einer dynamo-elektrischen Maschine in einen elektrischen Strom umzuwandeln, der continuirlich eine Leitung durchfließt. Nun läßt sich aber auch dieser, nach einer beliebigen Stelle geleitete Strom genau auf dem umgekehrten Wege durch eine ebensolche Maschine wieder in Arbeit umsetzen. Freilich geht bei diesem Proceß, in erster Linie durch den Widerstand, welchen der Strom in der Leitung erfährt, ein Theil der ursprünglich aufgewendeten Arbeit verloren, allein ein solcher Kraftverlust entsteht auch bei jeder anderen Art der Kraftübertragung, und derselbe beträgt im gegebenen Falle, wie praktische Versuche ergeben haben, kaum mehr als 50 Procent, ein Effect, bei dem die Technik voraussichtlich nicht stehen bleibt, und der sich durch geeignete Vervollkommnungen noch erhöhen lassen wird. Die Länge der Leitung spielt dabei natürlich eine wichtige Rolle, aber daß es thatsächlich möglich ist, eine Kraft auf große Entfernung zu übertragen, dafür hat der Franzose Deprez schon auf der Münchener Elektricitäts-Ausstellung den Beweis geliefert, indem es ihm gelang, eine Kraft von 10 Pferdestärken von dem Städtchen Miesbach nach dem 57 Kilometer entfernten Ausstellungspalast in München mittelst eines gewöhnlichen Telegraphendrahtes zu übertragen, wobei der Motor in Miesbach ungefähr 16 Pferdestärken leistete. Auch auf der Berliner Hygiene-Ausstellung hatten Siemens und Halske eine dynamo-elektrische Maschine aufgestellt, welche, von einem Gasmotor betrieben, den in ihr erzeugten Strom durch Leitungsdrähte nach verschiedenen Punkten des Ausstellungsterrains sandte, wo elektro-dynamische Maschinen gänzlich unabhängig von einander eine Dreschmaschine, eine chemische Waschmaschine, und mehrere Apparate betrieben, wie sie im Eisenbahndienst zur Controle der Fahrgeschwindigkeit verwandt werden.

Wenn wir diese Resultate in's Auge fassen, so scheint damit die Aufgabe, Arbeit von einer Centralstelle aus auf dem Wege der *elektrischen Kraftübertragung* ihrem Verbrauchsorte zuzuführen, wenigstens theoretisch gelöst. Wir dürfen es daher nicht mehr als eine Utopie betrachten, wenn Dr. William Siemens in einem Vortrage, den er vor einigen Jahren vor der Society of Arts in London hielt, bereits unter Zugrundelegung einer Rentabilitätsrechnung an einem Beispiel die praktische Durchführung dieses Gedankens klarlegte. Dr. William Siemens wies auf die Möglichkeit hin, solche Centralanlagen für bestimmte Bezirke anzulegen. Von denselben aus würde zunächst die Beleuchtung des betreffenden Bezirkes zu bewerkstelligen sein. Da die elektrische Beleuchtung aber nur für den Abend functionirt, so würden die Maschinen den ganzen Tag über disponibel sein und dazu ver-

wandt werden können, eine Anzahl von Motoren für industrielle und andere Zwecke zu treiben.

Wir wollen hier ganz absehen von einigen Verwendungsarten, welche das Princip der elektrischen Kraftübertragung bereits gefunden hat. Es sei nur andeutungsweise die bekannte Thatsache erwähnt, daß bereits im Jahre 1879 auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung von Siemens und Halske eine durch eine dynamo-elektrische Maschine betriebene Eisenbahn im Betriebe vorgeführt wurde. Daß es sich hier um einen auch praktisch durchführbaren Gedanken handelt, beweist die Thatsache, daß eine auf demselben Princip beruhende, 7 Kilometer lange Bahnlinie zwischen dem Bahnhofe Lichterfelde und der Kadettenanstalt in Großlichterfelde schon seit Jahren in ungestörtem Betriebe sich befindet. Der Gedanke, Eisenbahnen und Schiffe durch Elektricität zu betreiben, hat aber namentlich dadurch neuerdings greifbarere Gestalt gewonnen, daß man das Princip, Arbeit durch Accumulatoren aufzuspeichern, auf den vorliegenden Fall übertrug. Seitdem sind z. B. auf den Berliner Straßenbahnen ausgedehnte Versuche mit Wagen angestellt, die auf diese Weise betrieben werden, und wie es den Anschein hat, sind diese Versuche nicht ungünstig ausgefallen. Die Besucher der vorjährigen Naturforscher-Versammlung hatten ferner Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, in welcher Weise es möglich ist, die Elektricität als Motor für Schiffe auszunutzen. Der Natur der Sache nach lag es ebenfalls nahe, das Gesetz der elektrischen Kraftübertragung für den Bergwerksbetrieb nutzbar zu machen. In der That wurde dasselbe auch bereits 1882 zuerst für die Zwecke unterirdischer Wetterführung praktisch verwerthet, und ebenso dürfte es bald der Kraftübertragung mittelst comprimirter Luft zum Treiben von Gesteinsbohrmaschinen lebhafte Concurrenz machen. Zum Betriebe von Fahrstühlen wird die elektrische Kraftübertragung ebenfalls bereits verwandt.

Ein anderer Gesichtspunkt ist es jedoch, auf den wir hier ein weit größeres Gewicht legen zu sollen glauben, handelt es sich doch um eine eingreifende Umwandlung auf einem wichtigen Gebiete unseres socialen Lebens, welche die weitere Durchführung des Gesetzes der elektrischen Kraftübertragung hervorzubringen berufen sein dürfte. Als seiner Zeit die Dampfmaschinen im Sturmesflug die Welt eroberten und fast den ganzen industriellen Betrieb unter ihre Herrschaft zwangen, war das Handwerk bis in das innerste Leben getroffen. Die Anfangs noch selbständig gebliebenen Gewerke wurden im weiteren Verlauf durch die sich häufenden Erfindungen immer neuer Maschinen ebenfalls in Fabrikbetriebe verwandelt und damit in die Unterthänigkeit der Großindustrie hineingezogen, so daß die Zahl der Handwerksbetriebe, die bis heute eine volle Unabhängigkeit bewahrt haben, eine verschwindend geringe ist. Wie sehr der Kleinbetrieb ringt sich von diesem Drucke zu befreien, dafür sprechen die zahlreichen Versuche, durch immer weitere Verbesserungen an den Kleinmotoren, besonders den Gasmaschinen, Heißluftmaschinen und kleineren Wassermotoren billige Arbeitskraft zu gewinnen. Zu zehntausenden sind solche

Kleinmotoren bereits im Betriebe, und das Bedürfniß nach weiteren Vervollkommnungen derselben thut sich darin kund, daß man bereits eigene Specialausstellungen derartiger Maschinen veranstaltet hat.

Wenn es nun durch die praktische Verwerthung des Princips der elektrischen Kraftübertragung möglich würde, daß auch der Handwerker sein Handwerk mittelst eines Kleinmotors betreiben und damit die Concurrenz mit der Großindustrie allmählich aufnehmen könnte, so würde sich damit abermals eine gewaltige Umwälzung auf dem industriellen Gebiete vollziehen. Die kleinen Kaliber der elektrischen Kraftmaschinen, wie sie heute bereits angefertigt werden, sind bei geringem Volumen und Gewicht sehr kräftig, arbeiten geräuschlos, sind in der Behandlung einfach und haben große Geschwindigkeiten. Sie erhalten den die Kraft erzeugenden Strom auf beliebige Entfernungen durch Leitungsdrähte zugeführt, welche sich bei ihrer Biegsamkeit in die entlegensten Winkel der Wohnräume führen lassen. Endlich bedürfen sie weder der Heizvorrichtungen, noch der umständlichen Gas- und Wasserzuführung oder der noch umständlicheren Abführung von Verbrennungsproducten. Sie verursachen weder Wärme noch Geruch und können von kostspieligen polizeilichen Beschränkungen nicht betroffen werden.

Hierzu kommt, daß in der elektrischen Kraftübertragung ein Mittel gefunden sein dürfte, die in der Natur gegebenen großen und bisher ungenügend ausgenutzten Kräfte, namentlich Wasserkräfte, zu verwerthen und von dem Orte, an welchen sie gebunden sind, nach entfernten Verwendungsstellen zu leiten. Der Blick richtet sich bei dieser Betrachtung unwillkürlich auf die vielen in Deutschland mühsam gegen die Großindustrie ringenden industriellen Gebirgsdörfer, in welchen die Benutzung der Wasserkraft dem unbemittelten Manne wegen der Kostspieligkeit der Anlage oder weil nicht er, sondern der besser situirte Nachbar an dem Wasserlauf sein Besitzthum hat, nicht zugänglich ist, und wo die Handarbeit fast stets in dem ungleichen Kampfe mit der Maschinenarbeit sich bis zum Erliegen und bis zur Verarmung abmüht. Wenn es gelänge, auf dem oben angedeuteten Wege eine billige Maschinenkraft dem Kleinbetriebe zur Verfügung zu stellen, so würde damit für die Erwerbsverhältnisse dieser Ortschaften zweifellos ein gewaltiger Umschwung herbeigeführt werden. Und in der That besitzen wir bereits innerhalb unseres deutschen Vaterlandes ein Beispiel, welches den Beweis liefert, daß die Verwerthung solcher Naturkräfte zur Gewinnung eines elektrischen Stromes praktisch durchführbar ist. Im October vorigen Jahres feierte das Städtchen Darkehmen die Vollendung eines Werkes, wie es vorläufig auf unserem Continente noch einzig dasteht. Darkehmen liegt zu beiden Seiten eines Thales, welches die Angerapp gerissen hat, und gewährt mit seiner Umgebung den Anblick eines Stückchens ostpreußischen Gebirgslandes inmitten einer großen, aller landschaftlichen Schönheiten baaren Ebene. Der Quell des landschaftlichen Reizes der Umgebung, die Angerapp mit ihrem starken Gefäll, die selbst zur heißen Sommerszeit Wasser im Ueberfluß in ihrem Bette hinabführt, bietet der

Stadt die stetig wirkende Kraft, die, vermittelst einer Dynamomaschine in elektrischen Strom umgewandelt, die ganze Stadt mit elektrischem Licht versieht.

Die weitere technische Ausbildung dieses Princips mag es gewesen sein, die Werner Siemens im Auge hatte, als er in seinem vielgenannten Vortrage auf der letzten Naturforscher-Versammlung zu den nachstehenden Ausführungen gelangte: „Für die scheinbar gewichtigste Klage der Gegner unserer gegenwärtigen socialen Entwickelung, die Behauptung, daß durch sie die große Mehrzahl der Menschen zur Arbeitsleistung in großen Fabriken verdammt würde, und daß bei der fortschreitenden Arbeitstheilung für freie Arbeit des Einzelnen kein Raum bleibe, —auch hierfür trägt der natürliche Gang der Entwickelung des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Heilmittel in sich. Die Nothwendigkeit großer Fabriken zur billigen Herstellung von Verbrauchsgegenständen ist wesentlich durch die gegenwärtig noch geringe Entwickelung der Maschinentechnik bedingt. Große Maschinen geben die mechanische Arbeitsleistung bisher noch viel billiger als kleine, und die Aufstellung der Letzteren in den Wohnungen der Arbeiter stößt außerdem noch immer auf große Schwierigkeiten. Es wird aber unfehlbar der Technik gelingen, dies Hinderniß der Rückkehr zur concurrenzfähigen Handarbeit zu beseitigen, und zwar durch die Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft, dieser Grundlage aller Industrie, in die kleineren Werkstätten und die Wohnungen der Arbeiter. Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Capitalisten, in denen „Sclaven der Arbeit" ihr kärgliches Dasein fristen, ist daher das Endziel der Entwickelung des Zeitalters der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch die allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Capitalbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden."

Wir können es dem Leser überlassen, sich aus diesen Betrachtungen selbst seine Consequenzen zu ziehen. Was uns anbetrifft, so sind wir weit entfernt, das heute nach dieser Richtung Gewonnene in seiner Bedeutung zu überschätzen. Noch mancher Meilenstein muß zurückgelegt werden, ehe das angedeutete Ziel erreicht ist. Noch mancher Vervollkommnung im Einzelnen bedarf das in der Theorie festgestellte Princip, um für die Praxis nach der erstrebten Richtung verwerthbar zu werden. Aber wenn wir uns andererseits vergegenwärtigen, daß der geniale Erfindungsgedanke unseres Landsmannes Werner Siemens nicht zwanzig Jahre gebraucht hat, um bereits auf so wichtigen Gebieten gänzliche Umgestaltungen hervorzurufen, wenn wir dazu nehmen, daß heute der Erfindungsgeist von Tausenden sich müht, auf der nunmehr gesicherten Basis die noch nicht gelösten Probleme ihrer Lösung näher zu bringen, so dürfen wir wohl nicht mehr zweifeln, daß es in absehbarer Zeit gelingen wird, die Ziele zu erreichen, die wir in dem Vorstehenden anzudeuten versucht haben.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Allgemeine Weltgeschichte, von Th. Flathe, G. F. Hertzberg, Ferd. Justi, J. von Pflugk-Harttung, M. Philippson. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. I. Band: Justi, Geschichte der orientalischen Völker im Alterthum. II. Band: Hertzberg, Geschichte der Griechen im Alterthum. III. Band: Hertzberg Geschichte der Römer im Alterthum.

In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts hat sich auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft eine Umwälzung vollzogen, welche im Wesentlichen auf drei Momente zurückzuführen ist. Niebuhr hatte im Gegensatz zur compilirenden Art seiner Vorgänger sich nicht damit begnügt, die Berichte der römischen Historiker auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern durch Vergleichung ihre Beziehungen zu einander und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit festzustellen versucht. Ganz allmählich, im Verlaufe seiner Arbeiten wurde es ihm klar, daß jede historische Ueberlieferung auf der Fortpflanzung historischer Quellen beruht, und daß es vor Allem darauf ankomme, die einzelnen Stadien dieser Fortpflanzung festzustellen. Auf diesem Wege ist er zu Grundsätzen gelangt, welche ihn zum Begründer der modernen historischen Methode erhoben haben. Und nachdem seine Methode von Pertz auf die Schriftsteller des Mittelalters, von Ranke auf die der neueren Zeit angewendet war und in glänzender Weise ihre Probe bestanden hatte, begann auf dem weiten Felde der Geschichte eine bienenartige Thätigkeit und förderte zahlreiche Einzeluntersuchungen zu Tage.

Wie aber stand es um die Zeiten, aus denen uns keine schriftlichen Denkmäler erhalten sind? In dieses Dunkel leuchtete — und das ist das zweite der oben erwähnten Momente — die durch die epochemachenden Arbeiten Franz Bopps und der Gebrüder Grimm hochentwickelte Sprachwissenschaft hinein und brachte über die Verwandtschaft der Völker, ihren Ursprung, ihre Verfassung, ihre Religion, ihre Lebensweise in der prähistorischen Zeit die wichtigsten Aufschlüsse. Die Philologie bewährte sich als die treueste Schwester der historischen Wissenschaft.

Es mag Manchem im ersten Augenblick als gesucht erscheinen, wenn ich als drittes Moment noch die großen Fortschritte auf technischem Gebiete hervorhebe. Aber man findet bei einigem Nachdenken, daß es sich in der That so verhält. Die große Erleichterung des Verkehrs seit Erfindung der Eisenbahnen führte zahlreiche Gelehrte an die ältesten Stätten menschlicher Cultur, nach Aegypten, Indien, Assyrien und Griechenland. Wer den Schauplatz sah, auf dem sich die ältere Geschichte abgespielt hat, wer

sich in das Studium der noch vorhandenen Ueberreste der Tempel, der Obelisken, der Pyramiden vertiefte und mit der Tradition gleichsam in einen persönlichen Verkehr trat, der mußte naturgemäß ein tieferes Verständniß der Geschichte dieser Völker gewinnen. Das gesteigerte Interesse an den Dingen lenkte den Forscherblick in die Tiefen der

Stück eines Backsteins aus dem Sündfluthbericht als Keilschrift-Probe. London. Brit. Museum.
Aus: Allgemeine Weltgeschichte I. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Erde. Jeder Gebildete weiß, daß die Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten einen früher ungeahnten Umfang gewonnen und ein überaus großes, noch lange nicht verarbeitetes Material der Wissenschaft zugeführt haben. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen gingen die Versuche, die Denkmäler der Vergangenheit in Abgüssen oder Abbildungen zu reproduciren. Die Künste der Vervielfältigung sind erst an der Größe ihrer Aufgaben zu ihrer jetzigen Höhe emporgewachsen. Die genaueste Beschreibung

einer Landschaft, eines Bildwerkes, einer Handschrift ist unzureichend im Vergleich zur einfachen, farblosen Darstellung durch die Photographie; an die Stelle der unklaren Vorstellungen tritt durch das Bild eine deutliche Anschauung des Gegenstandes. Es ist noch nicht lange her, daß man Geschichtswerke mit Illustrationen mit berechtigtem Spott in die Reihe der Bilderbücher gestellt hat; denn selbst die Hand des größten Malers zeigt uns Ereignisse und Personen nicht wie sie in Wirklichkeit gewesen sind, sondern wie sie in der Phantasie des Künstlers sich darstellen. Heute erfüllt das Bild einen anderen Zweck. Es ist der lebendige Commentar zu dem todten Worte. Das bloße Anschauen der Bilder in dem uns vorliegenden Werke gleicht einer Wanderung durch einen unendlichen Saal, in welchem die hervorragendsten Momente der Vergangenheit ihre treuen, unverwüstlichen Spuren hinterlassen haben.

Ausgerüstet mit einer zuverlässigen Methode, unterstützt durch die Philologie und die vervielfältigende Kunst, hat die historische Wissenschaft die einzelnen Theile ihres großen Gebietes auf's Erfolgreichste angebaut. Die Literatur hat sich selbst für engbegrenzte Zeiträume so vermehrt, daß es sogar dem Fachmanne schwer wird, von vielen Büchern mehr als den Titel zu kennen. Die Zahl der Gelehrten, welche einen nicht blos oberflächlichen Ueberblick über die Weltgeschichte besitzen, ist heut zu Tage an den Fingern abzuzählen und zwar an den Fingern einer Hand. Die Weltgeschichte ist parcellirt. Die unatürliche Eintheilung derselben in Alte Zeit, Mittelalter und Neuzeit wird noch überboten durch die Beschränkung der großen Mehrzahl der Forscher auf wenige Jahrhunderte. Ueber den Vortheilen, die unleugbar aus einer solchen Beschränkung hervorgehen, vergißt man die Gefahr, den großen Zusammenhang der menschlichen Entwickelung aus den Augen zu verlieren.

Aus diesem Grunde kann jeder Versuch, die Universalgeschichte darzustellen, von vornherein der wärmsten Sympathien sicher sein. Gerade in den letzten Jahren sind mehrfache Versuche dieser Art gemacht worden. Der einfachste bestand darin, daß man die großen Werke von Schlosser und Becker verbessert und ergänzt hat, ohne allzu peinliche Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Forschung. Georg Weber war der Einzige, der in seiner „Weltgeschichte" den übergroßen Stoff selbständig zu verarbeiten bestrebt war; aber auch er konnte seine zweite Auflage nur durch „Mitwirkung von Fachgelehrten" auf der Höhe der Zeit erhalten. Eine ganz andere Tendenz verfolgte Rankes leider unvollendet gebliebenes Werk. Ranke hatte, wie kein anderer neben ihm, die Arbeiten der historischen Wissenschaft auf den verschiedenartigsten Gebieten verfolgt und ihre Resultate sich zu eigen gemacht. Aber aus der Masse des Erforschten wollte er nur Dasjenige hervorheben, was von Generation zu Generation sich vererbt hat und so zu sagen sich zum eisernen Fonds der Menschheit umgestaltet hat.

Am bezeichnendsten jedoch für die Richtung unserer historischen Studien ist ein anderer Versuch, durch eine Reihe unabhängig von einander arbeitender Gelehrten die Weltgeschichte in Einzeldarstellungen vorzuführen, zur Belehrung für die große Masse der Gebildeten, zur Orientirung für die Historiker von Fach. Mehr als fünfzehn Gelehrte haben in der Oncken-Grote'schen Sammlung die Bearbeitung einzelner Theile der Geschichte übernommen. Eine stattliche Reihe von Bänden ist bereits erschienen, über welche einer der hervorragendsten Mitarbeiter, Felix Dahn, in dieser Zeitschrift eingehend berichtet hat.

Noch ist dieses Unternehmen nicht vollendet und schon tritt die rastlos thätige Verlagsbuchhandlung mit einer neuen „Allgemeinen Weltgeschichte" vor das Publikum, wie bei jener das Princip der Arbeitstheilung und die Ausstattung mit culturhistorischen Abbildungen und Karten durchführend. Das Werk ist auf acht starke Bände berechnet und, dem verkleinerten Umfang entsprechend, fünf Gelehrten zur Ausarbeitung übertragen. In das Alterthum theilen sich Ferd. Justi (Marburg) und Hertzberg (Halle), jener die Geschichte der orientalischen Völker, dieser die Geschichte der Griechen und Römer behandelnd. Das ganze Mittelalter, d. h. die Zeit von der Gründung germanischer Reiche auf römischem Boden bis zur Reformation, hat Pflugk-Harttung (Basel), die neuere Zeit Martin Philippson (Brüssel), die neueste Theodor Flathe (Meißen) übernommen.

Vor uns liegen die drei ersten, das Alterthum umfassenden Bände. Es ist kein geringer Vorzug, daß schon die äußere Form derselben den besten Eindruck hervorbringt. Man hat seine wahre Freude an diesen schönen, klaren Buchstaben auf dem

Porträtstatuen des Ra-hotep und der Nefert (Bulaq).

Kopf des Ra-hotep.

Kopf der Nefert.

Aus: Allgemeine Weltgeschichte I. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Aus dem ausgegrabenen Pompeji, Haus des Cornelius Rufus.
Aus: Allgemeine Weltgeschichte III. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Relief vom Triumphbogen des Titus in Rom.
Aus: Allgemeine Weltgeschichte III. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

auf. Keller hat es versucht, diese Lücke auszufüllen, und schon der Versuch ist der höchsten Anerkennung werth, selbst wenn er nur theilweise geglückt ist. Keller bemüht sich, den Zusammenhang herzustellen zwischen Luther und der deutschen Theologie des vierzehnten Jahrhunderts, als deren Hauptvertreter Meister Eckart und Tauler zu betrachten sind, und zwischen der deutschen Theologie und den Waldensern; das heißt mit anderen Worten: es besteht ein Zusammenhang zwischen den Reformern des 16ten und des 12. Jahrhunderts; und die Träger desselben sind jene „Brüdergemeinden", die man einfach Ketzer oder Secten nennt, und die mit ihnen engverbundenen Bruderschaften der „Bauhütten". Von den zahlreichen Argumenten, welche Keller für seine Hypothese beigebracht hat, will ich nur das erwähnen, welches sich auf den sogenannten Codex Teplensis stützt. Es befindet sich in dieser Handschrift eine deutsche, von den Waldensern gemachte Uebersetzung des neuen Testaments, welche die Grundlage aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienenen deutschen Bibeln bis 1522 geblieben ist und nachweislich auch Luthers Uebersetzung stark beeinflußt hat. Seit dem Erscheinen des Keller'schen Buches hat sich eine ganz respectable Literatur gerade um diese Frage gebildet*). Die wissenschaftliche Kritik hat dem Verfasser zum Vorwurfe gemacht, daß er der Combination und der Hypothese einen zu weiten Spielraum eingeräumt habe und zu keiner Sicherheit in seinen Ergebnissen gelangt sei. Aber das Verdienst eines Buches besteht ja nicht blos in den Resultaten, sondern auch in den Anregungen, die es bietet. Und an solchen ist das Werk von Keller ungemein reich.

Die Einführung der Reformation in Nürnberg 1517—1528. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Friedr. Roth. Würzburg, A. Stubers Verlagsbuchhandlung.

Die hervorragende Stellung, welche Nürnberg, das geistige Centrum des fränkischen Kreises, im Zeitalter der Reformation eingenommen hat, legte dem Verfasser den Gedanken nahe, eine eingehende und für einen größeren Leserkreis berechnete Darstellung derjenigen Periode zu geben, in welcher die neue Lehre ihren siegreichen Einzug in die Stadt gehalten hat. Obwohl die Quellen zur Geschichte dieser Tage außerordentlich reichlich fließen, — neben den Sammelwerken älterer und neuerer Zeit ein reiches archivalisches Material im Nürnberger Kreisarchiv — fehlte bisher eine auf der Höhe der Wissenschaft und der Höhe des Gegenstandes sich haltende Erzählung. Der Verfasser beginnt mit den geistigen Zuständen Nürnbergs beim Auftreten Luthers; dann schildert er die Beziehungen zwischen den Augustinern seiner Stadt mit ihren Ordensbrüdern in Wittenberg, die Anfänge der reformatorischen Bewegung und ihre Entwickelung unter dem Einfluß der beiden Nürnberger Reichstage. Auch bei den politischen und socialen Bewegungen der Folgezeit war Nürnberg in ganz hervorragender Weise betheiligt. Daß das Kunstleben trotzdem nicht still gestanden, sondern im Gegentheil sich gerade damals auf's herrlichste entfaltet hat, beweist allein der Name Albrecht Dürers. Im letzten Abschnitt zeigt der Verfasser, wie der Speyerer Reichstagsabschied die gesetzliche Grundlage für die Entwickelung von Territorialkirchen gegeben und dadurch die schon früher vollzogene Umwandelung des Kirchenwesens in Nürnberg nachträglich legitimirt hat. L.

Friedrich Stoltzes Dialektdichtungen.

Gedichte in Frankfurter Mundart. Von Friedrich Stoltze. Erster Band: Achte Auflage. Zweiter Band: Dritte Auflage. Novellen und Erzählungen. Neue Auflage. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Seit es gelungen ist, für die Ausgabe Stoltze'scher Werke eine bessere und billigere Form zu finden, ist der Frankfurter Dichter ungemein rasch über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannt geworden. Die frühere Ausgabe in drei Bänden war zu überladen und zu theuer, als daß sie eine große Verbreitung finden konnte, und so er-

*) Inzwischen ging uns von demselben Verfasser zu: „Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen", Leipzig, S. Hirzel, worüber wir demnächst berichten werden.

ging es dem populären Herausgeber der „Frankfurter Latern“ fast ganz wie den alten Rhapsoden: ihre Lieder lebten nur in der Tradition und gingen ungeschrieben und ungedruckt blos von Mund zu Mund. Es sind jetzt drei Jahre her, da veranstaltete die Keller'sche Verlagshandlung eine Auswahl der beliebtesten Gedichte und Schwänke Stoltzes in einem handlichen Bande zum billigen Preis von 3 Mk., und diese Ausgabe ist seither acht Mal aufgelegt worden. Das Jahr darauf folgte ein zweiter Band, der bereits drei Auflagen erlebte, und im vorigen Jahre erschien ein Band größerer Novellen und Erzählungen, der gleichfalls reißenden Absatz fand. Friedrich Stoltze ist durch diese Ausgaben für weitere Kreise sozusagen erst entdeckt worden, und das literarische Publikum Deutschlands, das nach seinen Werken griff, nahm mit freudigem Erstaunen wahr, daß in Frankfurt ein Dichter lebt von ursprünglicher Frische und Gestaltungskraft, von hohem poetischem Schwung und von einem Humor, der keck als der fränkische Bruder des plattdeutschen Fritz Reuter sich sehen lassen darf. Einige Schriftsteller niederen Ranges kennen freilich Stoltze schon lange sehr gut, aber sie behandeln diese Bekanntschaft aus gewissen Gründen streng wie ein Geheimniß. So zieht jetzt noch ein berühmter Improvisator in der Welt herum und „improvisirt“ Stoltze'sche Gedichte, und die Reichshauptstadt ergötzte sich Jahre lang an der Burleske „Hirsch in der Tanzstunde“, die einen Stoltze'schen Schwank, ohne diese Herkunft zu verrathen, fast wörtlich auf die Bühne brachte.

Friedrich Stoltzes Poesie erwächst aus zwei Hauptwurzeln; die eine ist local-patriotischer, die andere lyrisch-politischer Natur. Der Frankfurter Dichter ist mit seiner Vaterstadt innig verwachsen; er besingt ihre Schicksale, feiert ihre populären Persönlichkeiten, erzählt und dramatisirt die localen Schwänke, Alles im Frankfurter Dialekt. Dieser Dialekt erweist sich unter Stoltzes Feder als merkwürdig ideenreich und anpassungsfähig. Er ist eine Unterart des fränkischen Idioms und hält so die Mitte zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen, weshalb die Frankfurter Redeweise sowohl in Baiern, Schwaben und Alemannien als auch bis weit nach Norddeutschland hinein ohne Schwierigkeit verstanden wird. Die Geschmeidigkeit und der Ideenreichthum dieses Dialekts hängen offenbar mit dem Umstand zusammen, daß Frankfurt von jeher, ohne seine Eigenart einzubüßen, ein Mittelpunkt der Gesellschaftlichkeit, der Politik, des Handels und Verkehrs sowie eifriger literarischer und wissenschaftlicher Bestrebungen gewesen ist; er ist außerdem durch eine Schule localer Dichter und Schriftsteller wie Malß, Wilhelm Sauerwein, Valentin Rausch u. A. sorgsam gepflegt und sogar theatralisch durch bedeutende Schauspieler wie Hassel, Diehl u. A. höchst wirksam verwerthet worden. Stoltze beherrscht nun diesen Dialekt nach allen Richtungen, er fixirt ihn, bildet ihn weiter und bereichert ihn, so daß er mit vollem Rechte als das lebendige Idiotikon des Frankfurter Dialekts angesehen werden kann. Stoltzes Schriften sind daher nicht blos eine Fundgrube für den localen Historiker, sondern auch ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik, Geschichte und Literatur der deutschen Dialekt-Dichtung.

Aber Stoltze ist mehr als blos ein localer Humorist. Wohl heißt es in dem Refrain eines seiner launigen Gedichte:

Un es will mer net in mein Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfurt sei!

Allein der Dichter schaut auch weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus; er ist ein deutscher Patriot, der sein Vaterland ebenso heiß liebt, wie die Freiheit, er ist ein glühender Verehrer alles Schönen und Erhabenen, ein unerbittlicher Hasser alles Schlechten und Gemeinen, wo es sich auch finde. Daher ist auch das Locale bei ihm tief angelegt, es gebietet über einen weiten Horizont und erhebt sich über einen Hintergrund von allgemein menschlichem Interesse. Charakteristisch hierfür ist die populäre Localfigur des „Hampelmann“, die von Stoltze aus etwas beschränkter Spießbürgerlichkeit heraus zu allgemeinerer Bildung entwickelt worden ist. Frankfurt selbst, in welchem seit einem halben Jahrhundert so Vieles und darunter wahrhaft Weltbewegendes sich abgespielt hat, lieferte dem Dichter reichen Stoff, zum Preise in Liedern und Epen nicht blos, sondern auch zum Spott und Zorn in flammenden Oden und beißenden Epigrammen. Stoltze erlebte und schilderte schon die Flucht der Polen und die Demagogenhetze in den dreißiger Jahren, dann kamen die ereignißreichen Jahre 1848 und 1849 mit dem Frankfurter Parlament, der Reichsverweserschaft und der politischen

Reaction, später die Erhebung des deutschen Nationalgefühls in der Schillerfeier und in dem ersten Schützenfeste, ferner der Fürstentag, das Jahr 1866 mit dem Bruderkrieg und dem Verlust der Selbständigkeit Frankfurts, 1867 der Dombrand und endlich der Krieg von 1870 — lauter Ereignisse, die ihren Wiederhall in der Seele des Dichters fanden. Stoltzes Leben selbst war ein unaufhörlicher zäher Kampf gegen Rückschritt aller Art, Polizeiwillkür, Kleinstaaterei und andere Zöpfe des hohen Bundestags sowohl wie der lieben Vaterstadt und der nicht immer freundlich gesinnten Grenznachbarn, und oft genug hat der Dichter dabei Gesundheit, Freiheit und Existenz auf's Spiel gesetzt. Die Schilderungen dieses Kampfes — man sehe z. B. nur „Die Flucht von Königstein" — kann man trotz ihres Ernstes nicht lesen, ohne herzlich zu lachen. Als patriotischer und politischer Dichter, als culturhistorischer Erzähler und Novellist streift Stoltze vielfach das Dialekt-Gewand ab und schreibt in einem Hochdeutsch, dessen poetische Kraft an Freiligrath und Herwegh erinnert und dessen Prosa so reich, lauter und erquickend fließt wie die besten Quellen der deutschen Literatur.

Der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht, aus den Werken Stoltzes die Beweise für unsere Ausführungen zu liefern. In einer Beziehung ist uns das nicht unlieb, denn wir wären in großer Verlegenheit, wenn wir unter den zahlreichen Gedichten und Erzählungen voll unerschöpflichen Humors, orginalen Witzes und herzerfreuender Gemüthlichkeit eine knappe und doch charakteristische Auswahl treffen müßten. Der Leser möge also selbst die Bände, oder auch nur einen derselben, in die Hand nehmen, er wird seine Mühe reichlich belohnt finden. Friedrig Stoltze hat jüngst in voller geistiger Frische die Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres und kurz zuvor das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner „Latern" gefeiert; möge die jetzige Ausgabe seiner Werke noch manche Fortsetzung erhalten und möge die Zeit noch recht ferne sein, wo seinem Schaffen der große Schlußpunkt gesetzt wird. O. H.

Bibliographische Notizen.

Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Otto Dammer. Verlag von Otto Weisert in Stuttgart.

Werner Siemens hat in seiner viel citirten Rede auf der letzten Naturforscher-Versammlung unser Zeitalter das naturwissenschaftliche genannt. Der Richtung, welche mit diesem Ausspruch zutreffend gekennzeichnet ist, schließt sich eine immer mehr anwachsende Hochfluth in unserer populär-wissenschaftlichen Literatur an. Unter den nennenswertheren Erscheinungen, welche diese Richtung gezeitigt hat, wollen wir an dem oben genannten Sammelwerk nicht vorübergehen, ohne demselben einige empfehlende Worte zu widmen. Der Herausgeber ist auf wissenschaftlichem Gebiete namentlich durch sein „Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen" bestens bekannt, und sein Name bietet die Garantie, daß ein von ihm in's Leben gerufenes Unternehmen auf zuverlässigem Fundamente ruht. Er will im Verein mit seinen Mitarbeitern in einem in größerem Stil angelegten Sammelwerke eine für weitere Kreise verständliche Uebersicht über das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften: Chemie, Physik, Astronomie, Mineralogie und Geologie, physikalische Geographie, Meteorlogie, Botanik, Zoologie, Anthropologie im weitesten Sinne 2c. geben. Das Gesammtwerk soll 60—70 wöchentlich erscheinende Lieferungen von je 4—5 Bogen umfassen. Die einzelnen Disciplinen sollen in sich abgeschlossene Bände bilden. Die uns vorliegenden ersten Lieferungen beginnen mit dem Abschnitt Physiologie, der in Dr. S. Rahmer in Greifswald einen sachverständigen Bearbeiter gefunden hat. Die allgemein verständlich gehaltene Darstellung basirt auf den neuesten Forschungsresultaten und erscheint uns geeignet, auch dem Laien das für so mannigfache Fragen des täglichen Lebens, für eine zweckmäßige Ernährung, für hygienische Maßnahmen u. s. w. erforderliche Verständniß der Vorgänge im menschlichen Körper näher zu bringen. Wir behalten uns vor, nach Erscheinen weiterer Lieferungen auf das Werk zurückzukommen. cht.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik . . . gegründet von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von Dr. Aug. Krohn und Dr. Rich. Falckenberg. Neue Folge. Beigabeheft des 89. Bandes. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Wir haben seinerzeit von der Umgestaltung berichtet, welche diese altbewährte philosopische Zeitschrift im Jahre 1885 erfahren hat. Die dabei ausgesprochenen Erwartungen sind in Erfüllung gegangen. Die seitdem erschienenen Hefte zeigen neues, frisches Leben, und wenn es so scheinen will, als ob die ursprüngliche Tendenz, welche im Jahre 1837 eine Reihe von Philosophen und protestantischen Theologen zur Gründung der „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie“ zusammenführte, und die auch bei der Regeneration im Jahre 1847 zu einer „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ noch mehr oder weniger im Vordergrunde stand, nun mehr ganz verlassen sei und ganz andere Bahnen eingeschlagen worden seien, so erkennt eine unbefangene Ueberlegung doch sofort, daß das nicht die Folge einer wetterwendischen Anbequemung an den veränderungssüchtigen Zeitgeschmack ist, sondern davon, daß andere Zeiten die Wahrheit in andere Formen fassen und ihr durch andere Methoden gerecht zu werden suchen. — Das vorliegende Beigabeheft zum 89. Bande enthält außer einer Fülle von Recensionen, woraus besonders die Besprechung von Werken neuerer italienischer Literatur durch C. Hermann hervorgehoben sei, Abhandlungen von Max Schasler, Ed. v. Hartmann und K. Chr. Planck nebst einer Orientirung in des 1880 verstorbenen Planck eigenartigem „Realismus“ durch M. Diez. Das Heft ist selbständig in sich abgeschlossen, giebt aber auch so ein Bild von der Vielseitigkeit und der durch dieselbe nicht beeinträchtigten Gediegenheit der Zeitschrift, welche, als stimmführend anerkannt, einer Empfehlung nicht weiter bedarf. mk.

Sternatlas von Hermann J. Klein. Leipzig, Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Freunden der Himmelsbeobachtung wird der Sternatlas eine willkommene Unterstützung für eingehendere Studien auf dem Gebiete der Sternkunde bieten. Derselbe soll in zehn monatlichen Lieferungen erscheinen und auf 18 Karten sämmtliche Sterne 1.—6,5. Größe zwischen dem Nordpol und 34. Grad südlicher Declination, alle Nebelflecken und Sternhaufen, welche in Ferngläsern mittlerer Größe sichtbar sind, sowie Specialkarten besonders interessanter Stern-Objecte zur Darstellung bringen. Ein ausführlicher erläuternder Text kommt dem Verständniß der Karten zu Hülfe. Die beiden ersten uns vorliegenden Lieferungen zeichnen sich durch exacte und elegante Ausführung der Karten aus und lassen erkennen, daß das Werk in seiner Gesammtheit nicht nur für diejenigen, welche sich dilettirend mit der Himmelskunde beschäftigen, sondern auch höheren Ansprüchen gegenüber von wirklichem Werthe sein wird. cht.

Festschrift zur fünfhundertjährigen Stiftungsfeier der Universität Heidelberg, veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Mit Beiträgen von K. Hartfelder, G. Weber, W. Oncken, C. Lemcke, W. Wundt, H. Holtzmann und A. v. Kirchenheim. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Zu den schönsten Gaben, welche die Heidelberger Universität zu ihrem fünfhundertsten Geburtstage erhielt, gehört die von dem historisch-philosophischen Vereine, der sogen. Montagsgesellschaft, dargebrachte Festschrift. Die oben genannten Männer, hervorragende Mitglieder des Vereins, haben eine Reihe von Abhandlungen geliefert, von denen einige in directer Beziehung zur Universität stehen, andere ein Bild von dem regen, geistigen Leben der Stadt gewähren. Allen aber ist der Vorzug gemeinsam, daß sie den behandelten Gegenstand durch eine klare und gefällige Form dem Verständniß der Gebildeten nahe bringen. Karl Hartfelder erzählt, wie in den stillen Zellen der Heidelberger Mönche die ganze Entwickelung des deutschen Humanismus sich wiederspiegelt; wie seine Anhänger der früheren Zeit in vollkommenem Frieden mit der Kirche leben, wie allmählich ein Indifferentismus gegenüber den religiösen Fragen platzgreift und die Begeisterung eines Johannes von Dalberg, Konrad Celtis u. A. nur durch das klassische Alterthum erweckt werden kann; wie schließlich das Band zwischen Humanismus und Scholastik durch Erasmus gelöst wird und der Weg in das Lager Luthers geöffnet ist. Georg Weber, der bekannte Historiker, schildert „Deutsche Fürsten und Kleinstaaten vor hundert Jahren“; man wird unter vielem andern mit großem Interesse darin

lesen, wie im Anfang der siebziger Jahre die Zarin Katharina für ihren Sohn, den Großfürsten Paul, an den deutschen Fürstenhöfen eine Braut suchte; wie in den kleinen Residenzen Zeit, Kraft und Geld nach berühmten französischen Mustern vergeudet wurde und wie sich dennoch ein hochbedeutendes, geistiges Leben allenthalben entwickelte. Wilhelm Oncken erinnert an die ernsten Tage des Jahres 1866, als es sich für die badische Regierung darum handelte, für oder gegen Preußen Stellung zu nehmen. Im Heidelberger Professorenkreise kam damals der Gegensatz der Großdeutschen und Gothaer in Wort und Schrift zum heftigsten Ausdruck. Es folgen zwei Vorträge: Lemcke König Ludwig I. von Baiern, und Wilhelm Wundt Ueber die physikalischen Axiome. Holtzmann behandelt „Das Problem der Geschichte der Auslegung". Wer es sich nicht verdrießen läßt, den schwierigen Auseinandersetzungen des Verfassers mit ernstem Nachdenken zu folgen, dem werden sich als Lohn manche neue Gesichtspunkte über den Ursprung und die ersten Entwickelungsstadien des Christenthums eröffnen. Denn höchst bedeutsam ist der Nachweis, daß die in Palästina heimische Methode, den verborgenen Sinn des Schriftworts zu finden, die „theologische" Existenz der neuen Religion gesichert hat. „Die Universitätsbotenanstalten des Mittelalters" von Kirchenheim geben einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Postwesens. Das räthselhafte Wort auf der vorletzten Seite: tgwidagiariis findet eine leichte Lösung, wenn man es sich paläographisch vergegenwärtigt. Das t ist nichts anderes als ein durchstrichenes l, welches „vel" bedeutet, und das w ist ein doppeltes u; es ist also ohne Zweifel zu verbessern: pedagiariis vel guuidagiariis (von guida).

Eine Stimme. Roman von August Becker. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Becker wählt für diesen Roman eine ganz eigenartige Form. In einer Sommerfrische, die er Grünthal nennt und die wir auf der Landkarte wohl vergeblich suchen würden, treffen eine Menge Personen durch Zufall zusammen, welche vorher schon in theils naher, theils entfernterer Beziehung zu einander gestanden haben und hier bereiten sich Ereignisse vor, deren Keime weit, weit zurückdatiren, und deren viel verschlungene Fäden den Kern des Romans bilden. Wir Leser werden nur Zeugen der hier zum Abschluß gelangenden Handlung, diese selbst erfahren wir aus Erzählungen, welche eine der Hauptpersonen Major von Straff der anderen, Professor Schaller, macht und welche reichlich die Hälfte des dreibändigen Werkes ausmachen. Durch äußerliche Zufälligkeiten wird der Major in seinen Mittheilungen dem Professor gegenüber mehrmals unterbrochen und durch diese Unterbrechungen an unrechter Stelle ergeben sich Mißverständnisse, die zu den schwerwiegendsten Conflicten führen. Derartige Zufälligkeiten als Ursache solch schwerer Seelenkämpfe hinzustellen, ist bedenklich. Der Leser wird bei der Schilderung derselben das Gefühl nicht los, daß nur ein unvollendet gebliebner Satz an allem Unheil Schuld ist.

Vieles in dem Buche erscheint uns all zu romanhaft, so das Geheimniß, in welches sich die Heldin „Fräulein Lonny" hüllt. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit desselben, ist uns dessen Nothwendigkeit nicht genügend einleuchtend, auch macht sich der Verfasser die Motivirung für ihr schwermüthiges, resignirtes Wesen all zu leicht, ein Sturm in einem Glase Wasser war es, den diese junge Menschenseele erlebt hat, und deshalb der Vorsatz, von diesem Leben fernerhin weder etwas zu erwarten oder auch nur anzunehmen. Glücklicherweise werden diese Vorsätze zu nichte gemacht durch die Vorgänge, die sich in Grünthal abspielen. Trotz dieser offenbaren Mängel versteht Becker nicht nur zu fesseln, sondern die Spannung geradezu in Athem zu erhalten, einzelne der Handlung eingefügte Episoden heiteren Charakters, wie diejenigen aus dem Garnisonleben des Majors, sind ganz köstlich erfunden, und die Idee, welche dem Roman zu Grunde liegt, wenn auch nicht durchaus neu — Jordan hat sie bereits zum Gegenstand eines reizenden Lustspiels gemacht — doch äußerst geschickt verwerthet. mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Avenarius, Ferdinand, Die Kinder von Wohldorf. Dresden, Ls. Ehlermann.
Barthel, G. Emil, Sächsisch-thüringisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung von Adolf Brieger und Kurt von Rohrscheidt herausgegeben. Neue Folge. Halle a. d. Saale, Otto Hendel.
Brand, Silvia, König Zeit und Königin Ewigkeit. Ein Märchen für grosse und kleine Kinder. Dresden, Conrad Weiske.
Breidenbach, E. v., Sibyllas Traum und Anderes.
Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 228—231: Vatke—Währung. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.
Buchwald, Hans, Herzensräthsel. Novellen.
Bunge, G., Die Alkoholfrage. Ein Vortrag. Leipzig, F. C. W. Vogel.
Clasen, Lorenz, Erlebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers. Leipzig, Eugen Peterson.
Cypria. Episches Gedicht in fünf Gesängen. Von einem „Epigonen“. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. Erster Jahrgang. Viertes Heft. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
Dörr, Julius, Bärbchen. Eine kleinstädtische Geschichte in fünf Versbündeln. Prenzlau, A. Miecks Verlagshandlung.
Ebeling, Friedr. W., August von Sachsen. (1553 bis 1586.) Eine Charakterstudie. Berlin, J. J. Heines Verlag.
Engberg, A. v. R. (Frau von Gottberg), Was zum Ziele führt. Roman.
Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang. Band 7. Pariser Ehen von Edmond About. 8. Hanna Warners Herz von Florence Marryat. 9. 10. Eine Tochter der Philister von Hjalmar Hjorth Boyesen.
Fastenrath, Joh., Die zwölf Alfonsos von Castilien. Historischer Romanzen-Cyclus. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.
Ferdinand, Friedrich, Offenherzigkeiten aus der Armee. Berlin, Walther & Apolant.
Foerster, Wilhelm, Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (II. Folge.) Berlin, Georg Reimer.
Fulda, Ludwig, Neue Jugend. Novelle in Versen. Frankfurt a./M., C. Koenitzers Verlag.
Glaser, Dr. K., Pârvatîs Hochzeit, ein indisches Schauspiel. Zum ersten Male in's Deutsche übersetzt. (Jahresbericht über das k. k. Gymnasium in Triest 1886.) Triest.
Heines, Heinrich, sämmtliche Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und Verzeichnissen sämmtlicher Lesarten. Von Dr. Ernst Elster. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1. Lieferung.
Held, Franz, Gorgonenhäupter. Ein realistischer Romancero. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Hinrichsen, Adolf, De Evers. Zweite Auflage.
Jahn, Hermann, Wegewart. Gedichte. Beerfelden, Meinhards Verlag.
Keyserling-Rautenberg, Cécile Gräfin, Wahres und Erträumtes.
Kirchhoff, Theodor, Californische Culturbilder. Cassel, Theodor Fischer.
Köhler, Heinrich, Joseph Bärenfuss. Eine Märchenerzählung für die Jugend. Leipzig, Eugen Peterson.
Kym, Hedwig, Gedichte. München, Theodor Ackermann.
Löwenberg, J., Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. Mit 8 in den Text gedruckten Karten. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.
Mackay, John Henry, Schatten. Novellistische Studien. Leipzig, Eugen Peterson.
Nordryck, C., Gedichte. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
Olcott, Henry S., Ein buddhistischer Katechismus nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens bearbeitet. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).
Pröll, Karl, Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Reich, Eduard, Der Epileptismus aus dem Gesichtspunkte der Medicin, Straf-Rechtspflege und Staatskunst betrachtet. Berlin, A. Zimmer.
Reyer, Dr. E., Die Eisenindustrie der Vereinigten Staaten. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift „Stahl und Eisen“. 1887. No. 1.
Roberts, Alex. Baron von, Unmusikalisch und Anderes. Zweite vermehrte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
Reuling, Wilhelm, Distichen. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts. Politisches und Unpolitisches. Leipzig, Veit & Comp.
Rolhfs, Gerhard, Quid novi ex Africa? Cassel, Theodor Fischer.
Russisches Novellenbuch. Eine Sammlung russischer Erzählungen. Uebersetzt von Constantin Jürgens. Erster Band. Mitau, Victor Felsko. Leipzig, Carl Cnobloch.
Salzburg nebst Ausflügen nach Reichenhall, Berchtesgaden und Königssee. Von R. von Freisauff. Mit 31 Ansichten und einem Plan von Salzburg. Zürich, Cäsar Schmidt. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt No. 30—32.)
Schlögl, Friedrich, Wien. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt, No. 33—37.) Zürich, Cäsar Schmidt.
Schneegans, August, Sicilien. Bilder aus der Natur, Geschichte und Leben. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Scholz, Dr. Friedrich, Die Diätetik des Geistes. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.
Waldemar, H., Försters Trude. Novelle. Stuttgart, Rudolf Glaser & Co.
Waldmüller, Robert (Duboc), Das Geheimniss. Doppel-Novelle. Berlin und Rostock, Verlag der Albumstiftung. (Carl Hinstorffs Verlag.)
Walter, Hermann, Verschollene Dichter. Biographisch-kritische Aphorismen. Als Manuscript gedruckt. Berlin, Georg Nauck.
Warnecke, F., Das Künstlerwappen. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte. Mit Handzeichnungen von E. Doepler d. J., O. Hupp, H. Lossow, F. Stuck etc. Berlin, Reinhold Kühn.
Warnow, Franz, Trinitas. I. Phoebus. II. Jus. III. Jupiter. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1887er. Frische Füllung. 1887er.

Täglicher Versand

Quellen
und
..n Wärmegrade.

del . . . 58^{30} R.
lbrunn . 44^{50} R.
onbrunn. . 44^{60} R.
..sienbrunn . 48^{30} R.
..runn . . 49^{30} R.
ktbrunn . 39^{00} R.
... Kronquelle 28^{90} R.
..enquelle . 47^{60} R.
..er Karls-Qu. 34^{70} R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, **32** *Pf.* } ***die Gefässe mit einbegriffen.***
Die halbe Flasche oder Krug, **25** *Pf.* }

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Nord und SÃ¼d.
Sine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
vierzigster Band.

V r e S l g u.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des qo. Bandes.

Jsnusr. — Februar. — März.

M7.

Inhalt des 40, Bandes,

5887.
7 alt.
Sei,.
Adalbert Reinhardt in Hamburg.
Im Nonnengarten. Novellen I,
j)aul kindenberg in Berlin.
Gustav von Moser 27
Anton Memminger in lvürzburg.
vie Wege nach dem Orient und Indien HO
Johannes Trojan in Berlin.
vas Ringlein 6(1
ZNoriz Karriere in München.
Bettina von Arnim 65
)osef tvillomitzer in Prag.
Ein Schauspiel für Götter. Novellette
Bibliographie 12«
Bilder,Atlas zur Geschichte der deutschen National.kiteralur, (Mit Zllustrali«»en,>
Bücher, — pädagogische Literatur, — philosopliie, — Kunstwerke und Künstler,
Bibliographische Notizen >>2^
rzierzu ein Portrait von G. v. Moser.
Radirung von k. Kühn in München.
,No»d und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in heften mit je einer Aunftdeilage.
— preis pro iZZxarlal (Z Hefte, S Mark.
Alle Buchhandlungen und poslanstalien nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Sord und Süd" bezüglichen
Sendungen sind an die Sedscrion nach Brcßlsu. 5iebenh»fenerftrafze 2/z, ohne
Angab« eines Personennamens zu richten.
Beilagen zu diesem Hefte
„«„
Ae»»«r, Geis., in Stuttgart, (Secker s Weltgeschichte,!
^liede,I>Ind, A, in Leipzig. (Neuigkeiten für die Festzeit,!
V»k»l»»»D»tt für und ZSIfs«rchast. vorm, Kriedr ZlruAm»n» in München,

^) m 2^ onnengarte n.
von
Adalbert Mcinhgrdr.
— Mamburg. —
Hausen keine Zcounen mehr dort. Im Grnnde genommen ist's
auch kein Gerten, sondern nnr ein schmaler Fnßw.'g zwischen zwei
Hecken, dem man den Namen gegeben hat, Ob einst vor Zeiten,
in altersgrauer Vergangenheit, da die Stadt noch katholisch war. der ganze
Bezirk, den jetzt dieser Weg durchschneidet — von der Hauptstraße droben
bis an den Fluß, — ein Ganzes gebildet, ob er zn einem Kloster gehört
hat, danach mag mau in den Chroniken forschen. Wer aber ans dem Staub
und Geräusch der stadtisch bebauten, lebhaften Straße, dnrch den Hochgewölbren
Thorweg des stattlichen Vorderhauses hindurch, in diese grüne Stille tritt,
und nun im Schatten der alten Linden, zwischen den blühenden W,'ißdor,^
Hecken bis zum Wasser hinunter wandert, der glaubt sich plötzlich, auch hente
noch, in ferne Zeiten, weit fort, in ländliche Einsamkeit, iu klösterlich träum-
haften Friede» versetzt.
Neber die Hecken hängen aus den großen benachbarten Garten zn beiden
Seiten Zweite herüber, Fruchtbäume strecken ihre blüthenbeladene» Aestc iu
deu Nonnengarten hinein, daß seine Bewohner sich an der heiteren Pracht
erfreuen, die ihnen freilich nicht gehört. Zur Linken steht eine kurze Reihe
von altmodisch niedrige» Häusern. Sie sind einander völlig gleich, sie haben
alle die grün gestrichene Thür in der Mitte, ein Stockwerk nur, und darüber,
unter dem verschnörkelten Giebel des schrägen, schindelgedecktc» Daches ein
einzelnes rundes Gnckfensterchen. Vor hundert Jahren oder »och früher
soll, so heißt es, Herr Dietrich Mönkman», einer der Bewohner des Vorder-

Hauses, dic Wohnungen hier zur Sommerfrische für seine Kinder und Ander
wandten errichtet haben. Doch bis auf einen alten Mann ist sein Stamm er-
loschen, es lebt Niemand mehr, der den Namen weiter forterbt. Die hcnte hier
wohnen, sind von mannigfacher Herkunft, von verschiedenem Stand nnd Blut.
Aber, ist es ein alter Zauber des stillen Ortes, ist's eine Folge ihres nahen
Beisammeulebens, sie suhlen sich noch als wären sie eine einzige Familie, in
Freud nnd Leid aufeinander angewiesen. Meist sind es Leute, minder mit
irdischen Glüc^Äs/ii ö>S m>t Kindern gesegnet; alleinstehende Frauen, welche
das au^rc^en^e Stadttreibeii. fliehen; Gelehrte, dic zu ihrer Arbeit der Ruhe
b^ur^/ir.'..:Wrr''iZch.-i^.'.dc.n' Nvnneiigarten zurückzieht, vernimmt von der
Welt draußen nur so viel er will.

Und das ist es, was dem Leben hier seine Eigenart, was ihm seinen
Reiz verleiht: in diese heimlich,' Abgeschiedenheit dringt kein Hufschlag, kein
störendes Knarren von Wagenrädern, kein unschöner Lärm; aber ein paar
Schritte weiter, nur hinauf durch de» alten Thorweg und das geschäftig be-
wegte Treiben der großen Stadt wälzt sich hastend vorüber. Steht aber
sonst die Stadt in dem Rufe, nüchterne Menschen zu erziehen, dic im Feilschen
und Blühen um Geld und um Gut ihren Lebenszweck erblicken, so geht aus
dem kleinen Nonnengarten ein anderes Geschlecht hervor. Die hier Kinder
waren, fühlen einen höheren Ehrgeiz: die Poesie ihrer Jngendhcimat hat
ihnen allen ein Etwas in s Gemüth gepflanzt, das sie nie ganz verlieren
können; ihr Denken nnd Wollen bewahrt einen Zug zum Idealen. Wie
weit das Leben sie auch hinausführt, treffe» sie jemals wieder zusammen,
- wo immer es >ci, sie fühlen sich zu einander gehörig, sie grüßen sich
sroh als Svielgenossc», als Binder aus dem Nonnengarten.

Denn, was ihr Schicksal ihnen anch brachte, ob Ersvlg. ob Berzagen,
ob ihr Streben reich gekrönt ward, oder mißglückte, — Eines haben sie vor
vielen, vielen anderen Menschenkindern voraus, haben sie mit einander ge-
mein: die Erinnerung an eine sonnige Jugend! Unter den alten,
mächtigen Linden durften sie spielen, wie sie wollten: vom großen Vorder-
hause an, bis hinunter zum Wasser waren sie unumschränkte Gebieter; Alle
einander gleich und vertraut, ohne Unterschied von Rang nnd von Stand,
allmächtig wie Fürsten, frei wie die Zigeuner, und lustig, fröhlich, übermüthig.
wie eben nur Kinder, sorglose Kinder in einem Kindhcitsparadies. Ganz so
gut kann es Keinem von ihnen im Leben mehr werden. — sie kehrt nicht
wieder, nichts führt sie zurück jene selige Zeit, da sie jnng waren im Nonnen-
garten !

I.

Es ist Sonntag, die Sonne scheint und über die noch kahlen Zweige
spannt sich ein lachend blauer Himmel niit leichten, lichtweißen, schnellzieheuden
Wölkchen. In der frischen Morgenfrühe kommen alle Kinder ans den

Häusern, treffen hier vor den Thiiren zusammen. Heute ist keine Schule!
Endlich sind sie den engen Wänden, der trennenden Zimmerhaft entflohen;
der lange strenge Winter ist vorüber. Da und dort liegt iiiiter der Hecke,
mahnend an seine überwundene Herrschaft, noch ein Häuflein graugewordenen
Schnees; doch er schmilzt sichtbarlich zusammen, bis Mittag werden die
warmen Strahlen der Aprilsonne auch diesen letzten Nest vertilgen. Hier,
neben dem Schnee stecken aus dem feuchtschwarzen Erdreich schon die ersten
duftend blauen Veilchen ihre Köpfe scheu hervor. Mit Jubel begrüßt die
Schaar der Mädchen den lieblichen Fund; sie streiten sich darum; eine Jede
behauptet, daß sie zuerst die Blumen entdeckt hat, sie allein sie pflücken darf.
Und auch bei den Knaben zeigt sich die Freude wieder im Freien ihre
Glieder tummeln zu dürfen, zuerst in Kampflust. Zwei kleine Bürschlein
erproben im Ringen die lange nicht geübten Kräfte. Jetzt ist der Eine
droben und jetzt der Andere. Die Genossen stehen umher, rufen Beifall,
fällen ihr Urthcil. fachen den Muth der Kämpfenden an. Es gilt zu
beweisen, wer in diesem Jahre im Nonnengarten der Stärkste sei.
Ter Kreis der Zuschauer hat sich erweitert: neugierig drängen sich jetzt
auch die hübsch?« Mädchcngesichter herzu; selbst zwei stattlich.' Secundaner.
die sonst dergleichen Kinderspielen längst entsagten, bleiben in ihrem Spazier-
gang stehen,
„Du Erwin." sagt der blonde Rudolf, der größere von Beiden, „weißt
Tu noch, wie wir zwei miteinander rangen, als wir so jung waren wie
diese hier? Damals, als ich die kleine Käthe beim Spielen gestoßen hatte
und Tu. zornentbrannt, mich darauf Deine Fäuste spüren ließest. Weißt
Du es noch?"
Der Anden' nickt nur. Das schmale, bräunlich dunkle Gesicht mit den
seingeschnittenen Zügen wendet sich von dem Kampfspiel fort, dort hinüber,
wo zwischen den Anderen die Käthe steht. Sie hat die Veilchen für sich
erobert, bindet sie jetzt zum Strauße und blickt nur einmal flüchtig in die
Höhe. Die dunklen Wimpern senken sich wieder auf die Wangen, verbergen
den Schalk, der hinter den Lidern ihr heimlich lacht. Sie ist dreizehn Jahre
alt. Aber schon mit dreizehn Jahren weiß solch ein Frauenzimmerchen —
mag es auch thun als ob es nichts sähe — sehr genau, wenn man es an
schaut.
Erwin hat Rudolfs Arm fahren lassen. Er steht neben ihr: „Sind die
Veilchen für mich?"
So schnell dreht sie den Kopf herum, daß die lange», goldbraunen Zöpfe
fliegen. „Für Dich?" fragt sie erstaunt, mit unschuldiger Miene; „wie kommst
Du darauf?"
Ein kleineres blondes Mägdlein spricht dazwischen: „Soll ich Dir Veilchen
pflücken, Erwin? Ich weiß wo sie stehen, ich hole sie schnell."
Und von der anderen Seite ruft Rudolf zu gleicher Zeit: „Wo bleibst
Du nur? Hast Tu's gehört, was diese kecken Burschen da sagen? Wir hätten

wohl Streiten nnd Ringen verlernt, sie könnten weit mehr jetzt, als wir
Grüßen!"
„So?" entgegnet gleichmüthig jener, „das wollen wir sehen," Es ist ihm
just nach Kämpfen zu Sinne. Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren,
packt er den lautesten der Schreier, drückt ihm kräftig sein Knie aus die Brust
nnd knickt ihn zn Boden, bevor er nur Zeit zum Widerstand hat. Das giebt
einen Aufruhr in der Schaar, daß die Spatzen anf den Tüchern vor dem
Lärm erschrocken auseinander stieben.
Aber der junge geschlagene Held, indem er sich den Sand aus den Augen
reibt »nd von den Knien der Sonntagshose sorgsam die feuchte Erde abklopft,
erklärt sehr ruhig, es sei keine Schande, von einem Größeren besiegt zu werden.
Als den besten Kämpen im Nonnengarten könne er Erwin nicht anerkennen,
bevor er nicht auch den gleichaltrigen Rudolf bezwungen habe.
Doch Erwin lächelt überlegen- „Wir zwei kämpfen nicht."
„Weshalb? Haltet Ihr Euch zn gnt noch mitzumachen? Oder verträgt
Eure hohe Freundschaft den Wettstreit nicht?"
„Weshalb nicht, Erwin?" fragt auch Rudolf, leise des Freundes Schulter
berührend. „Laß uns ihnen den Willen thun. Was liegt denn daran? Unsere
Freundschast wird wahrlich nicht darob in's Wanken gerathen, daß beim Ringe,,
Einer den Andern besidgt."
Erwin wirft den Kopf znrück, seine Augen blitzen: „Tie meine nicht!"
„Run und meine ganz gewiß nicht," versetzt jener lachend. Und er stellt
sich dem Gegner,
Das ist denn doch ein anderes Schanspiel, als da vorhin die Jnngen
sich rauften! Diese zwei sind wohlgeschnlt. Rudolfs Gestalt ist kräftiger,
größer, aber Erwins schnelle Geschmeidigkeit hält ihm die Wage. Das
Kampfglück schwankt. Jetzt rnfen die Zuschauer dem Einen, jetzt dem Anderen
Beifall. Und jetzt stehen sie ohne zn athmen, schweigend, ganz Auge; denn
die Beiden haben einander fest umklammert, Jeder preßt den Anderen an
sich, Keiner kann ihn zu Bode» drücken. Der Kampf mnß damit ein Ende
nehmen: sie sind einander gleich an Kraft!
Aber indem ihre Arme sich lösen, da Rudolf ausathmend zurücktreten
will, wendet Erwin den Kopf. Da drüben, hinter den sich drängenden Knaben,
reckt die Käthe ihr schlankes Figürchen gewaltsam empor, um zu erspähen,
was sich begiebt. Anf den Zehenspitzen stehend schaut sie aus großen, dunklen
Augen neugierig herüber. Und da sie seinen Blick erfaßt, hebt das übermüthige
kleine Ding den Beilchrnstrauß an das Stnnipfnäslein, als ob sie den Duft
einsangen wolle. Ihre lächelnden Lippen bewegen sich, bilden ein Wort. Er
kann es nicht hören, doch er sieht es. „Dem Sieger!" sagt sie.
In derselben Secunde hat er Rudolf wieder gepackt, fast umgeworfen.
Der aber, ob des plötzlich unvorhergesehenen Angriffs in Feuer gerathen,
setzt sich mit verdoppelten Kräften zur Wehr. Bisher war es ein Wettstreit
den Zuschauern zu Liebe, nun erst wird es Ernst. Aber auch im Ernste

muß Erwin Meister bleiben. Er zum mindeste,, glaubt es. Stolz hebt er
wieder den Kops, zu ihr hinüber zu schaue» und , . , statt den Gegner zu
Fall zu bringen, kommt er selber in's Schwanken, sei» F»s; gleitet aus, er
verliert den Halt, — rücklings stürzt er zu Boden.
Ein Jubel sonder Gleichen erhebt sich, Tem heitern, für Jeden zu-
gänglichen Rudolf gönnen Alle den Tieg; vor dein stillen, hochfahrenden
Erwin fühlen sie eine geheime Zcheu. Und also umringen sie denn jenen, sie
lassen ihm nicht die Zeit, nach seinem geschlagene» Widersacher sich umzuschauen,
vier zugleich heben ihn aus ihre Schultern, ihn im Triumph durch den
Nonneiigarte» zu trage». Erwin hat sich schnell wieder erhoben. Er sieht,
wie die Käthe zu jenem hineilt: „Ta, Ludolf, de» Strauß bekommst Du
als Sieger!" Und Rudols lacht und nimmt ihre Blumen und schwingt sie hoch.
Tas sieht er. nichts weiter und will auch nichts sehen,
Tieselbe Meine, die vorhin anbot ihm Veilchen zu pflücke», kommt ihm
eilig nachgelaufen, will seine Hand hasche», will ihn trösten. Er stößt sie
zurück und stürmt in s Hau«, hastig die steile Treppe hinauf. Er hört nicht,
wie die Mutter ihm nachruft. In dem Zimnierchen, das er hoch oben unter
dem Tach allein bewohnt, riegelt er die Thür zu. Er mag den Zonuen-
schem draußen nicht sehe», die Helle schmerzt ihn. Und er will die lustigen
Ttimmen, das Lachen, das durch alle Wände, durch das geschlossene Fenster
hereinbringt, nicht höre» »och wissen. Zo sitzt er am Tisch, das Gesicht i»
die Arme gestützt. Er denkt nicht: er fühlt es in allen müde», wunden
Medeni: er unterlag, Käthe bot ihre Veilchen den, Sieger — und Rudolf,
sein Rudols, »ahm sie und lachte! ....
Toch indessen er so in wortlos dnmpfem Brüten befangen sitzt und
grübelt und sich sagt, daß er nie, nicht bis an s Ende seiner Tage dieses Leid
verwinden werde, hat der Apriltag sich verwandelt, Tie Sonne barg sich
hinter Wolken, es ist dunkel geworden und große, weiße Schlosse» schlage»
plötzlich laut prasselnd an die Scheiben, Ter Hagel wird die jungen Blüthen
drunte» vernichten, so wie ihm hent sein Hoffen vergällt ward. Arme
Veilchen! Ist es ein Trost, an ihr Schicksal zu denken? Vielleicht. —
sinnend schaut er hinaus in das Treiben von Wind und Wetter. Tann
schiebt er die lateinischen und griechischen Lerika, die auf dem Tische liege»,
zur Seite, aus einem geheimen Jache zieht er ein dünnes Büchlein sorgsam
zusammengehefteter Blätter. Und jetzt gleitet seine Feder über den Bogen:

Wie das Weiler niederfällst',
Hnt's die Knospen jcih gctroisen:
Da sie ihm den Strauß thnt reichen,
Da zerbrach mein junges Holsen,
Aber nach de», Regenschauer
Kehrt dem Laub die Sonne wkoer, —
Wenn die Lieb sich von mir wendet,
Bleiben treu mir meine Lieder! , , ,

Adalbert Meinhard! in Hamburg,
Er hebt das Haupt auf, seine Augen leuchte» cr fühlt sich wie befreit.
Ob auch andere junge Poeten schvn Aehnliches dichteten oder dachten, was thut das? Die Verse strömen ihm aus seinem Herzen, nehmen die druckende Last mit sich sort. ES klopft.
„Bist Du es, Mutter?" ruft er schnell, wirst das Löschblatt über die Seite, springt empor und schließt die Thür auf.
Doch in der Spalte erscheint nicht die Mutter mit ihrem blassen Wittweii gesicht — sondern Nndols.
Eine Seenndv' stehen die Beiden stumm einander gegenüber. Dann tritt Rudolf ein, zieht hinter sich die Thür in s Schloß und faßt deS freunde« beide Hände-
„Das kann nicht sein, was die Knaben unten behaupten, daß Tn mir zürnst, weil ich Dich besiegte ? Wir sind keine Kinder mehr. Der Ehrgeiz, im Nonnengarten als der Stärkste zu gelten, darf unmöglich uns ausein anderbringen. Und — nicht wahr, Erwin? — auch das war Verleumdung, daß Tu nm der Käthe willen mir gram sein könntest. Da," und er wirft mit verächtlichem Schwnng die halbwelkcn Beilchen ans den Schreibtisch, „da, nimm ihr Geschenk, wenn's Dich danach verlangt. Um solch ein kleines bezopftes Ding, das so viel Launen hat wie Haare aus dein runden Kövschen. werden ernste, ehrliche Freunde, wie wir es sind, sich nimmer entzweien!"
„Nein;" Erwin fühlt, wie ihm das Blnt in die Wangen steigt. Er hätte nicht so männlich handeln, dem Sicgespreis so leicht nicht entsagen können! „Du hast recht, unsere Freundschaft steht höher. Und, Nudols," sährt cr leiser sort, „Du sagst oft, daß Du Nespect vor mir hast, seit dem Tage, an den, ich Dich einmal zu Boden zwang. Von heute au, wo Du mich an Kraft wie an Grohmnth besiegtest, will ich mich Dir beugen. Schon her, so svlls sein!"
Er ist zu seinem Schreibtisch getreten, von den heiligen Blättern, die bis heute noch Niemand erblickte, auch der Freund nicht, zieht er die Hülle.
Unter die Bersc die er vorhin geschrieben, seht er den dritten:

Ist die Kunst mir Lebenssonne,
Die mich wärmt, mich froh begeistert,
Sei die Freundschafl mir der Leitstern,
Der mich mmvcirt« lenkt und meisten,

„Du bist ein Dichter!" ruft Nudolf in bewunderndem Stannen ob dieser ihm unglaublichen, noch nie dagewesenen Leistung.
Aber Erwin entgegnet bescheiden, wie cr bis heute niemals war- „Du bist ein Mann nnd das ist mehr. Doch mit Deiner Hülfe will anch icl> einer werden."
Es ist April. — früh am Tag, früh im Jahr, wie in ihrem Leben.
Aber der Bund, den die Briden jetzt in gehobener Begeisterung erncuen. wortlos, Aug' in Auge, Hand in Hand, der wird dauern, wird sich bewähren in Sommersgluthcn und Herbstesstiirmen,

I,,
Die Fenster stehen weit geöffnet. Die warme Lnft trügt den Nachtigallen
schlag und einzelne ferne, verlorene Töne vom Lärmen der Stadt bis hinein
in die Zimmer. Und doppelt wohlig fühlt man die Stille hier nntcr den
starkduftendcn Linden, wird sich ihrer erst vollbewußt durch die Mahnung
an jene andere, lautere Welt, außerhalb des Nonnengartens.
Aber jetzt wird es auch hier lebendig. Tie Nachmittagsschule der
Fräulein von Tralau ist zu Ende. Frieda, der beiden altadeligen Damen
schlanke Nichte, steht an der Hausthür und entlaßt die jungen Schüler, Mit
ihren Tafeln nnter dem Arm, mit Büchern nnd Heften kommen Knaben und
Mägdelein heraus, blvndköpfig, blauäugig, lustige, frische, kleine Geschöpfe.
Einen Augenblick laug erfüllt das Lachen nnd Schwätzen der hellen Stimmchen
die sonnige Luft. Dann zerstreuen sie sich in dir Häuser, in die Gärten zu
beiden Seiten und eS wird wieder still. Frieda kehrt langsam zurück in das
Zimmer. Wie jeden Tag hilft sie der Tante die Bücher ordnen, forträumen
was die wilde Schaar durcheinander geworfen. Aber sie thut die gewohnte
Arbeit halb im Traum.
Und das Fräulein Alberta — sie ist seit vielen, vielen Jahren Lehrerin
hier — schüttelt unzufrieden den Kopf. „Was ist nur mit Dir? Tu taugst
heut zu nichts. Ich werde die Hefte selbst corrigiren!" Und mit ihrer aller
strengsten Miene — das kleine Schnurrbärtchcu über der Lippe verleiht ihrem
gutmüthigen Gesichte eine unnachahmliche Würde — geht sie liinans, ein
großes Packet von kindlichen Exercitienbüchern unter dem Arm.
Das junge Mädchen steht beschämt. Sie schleicht sich zum Fenster Ivo
die Tante Elma sitzt, heute wie immer, kniet neben ihr auf dem Schemel
nieder und legt, wie sie als Kind gethan hat, den Kopf der Blinden in den
Schooß. Mit ihren leisen, durchsichtigen Fingern fährt diese dem Mädchen
über das seidenweich glatte Haar. Es ist, als wäre in ihren Händen eine
heilende Kraft, Frieda blickt auf. „Mir fehlt nichts," sagt sie, „ich will
gleich hineingehen, um der Tante Alberta zu helfen."
Tic Blinde aber hält sie zurück. Nicht nur zu heilen und zn tristen
verstehen ihre weißen Finger, auch Unausgesprochenes, tief Geheimstes zu
errathen. „Draußen ist es über Nacht Sommer geworden," spricht sie, „des-
halb fühlst Du Dich bedrückt. Es ist nicht leicht immer Schule zu halten.
Du bist noch so jung! Laß nur Alberta wieder einmal ihr Amt versehe,,,
ihr schadet es nicht. Sie brummt wohl ein wenig, wenn sie meint, daß
Tu lässig seist; aber im Grunde, weißt Tu, Kleine, freut es sie, wenn i>
viel zu thun hat, freut es sie, daß sie ihren Berns noch ebenso gut, vielleicht
besser versteht, als ihre junge studirte Nichte. Laß sie nur heute, ruhe
Dich aus."
„Meinst Du. Tante Elma?" Das Mädchen schmiegt sich dichter an

sie, „Ja, es ist heiß. Und ich glaub' ich bin müde. Ich weiß selbst nicht
iveShalb . . ."
Tie Blinde nickt nur, Nach einer Weile, da sie an halbunterdrücktei»
Seufzen merkt, das; Frieda wach geblieben, beginnt sie wieder mit ihrer
weichen, milden Stimme! „Alle Bogel zwitschern so lnstig. Ich kann's an
ihrem Singen hören, wie wohl sie sich im Sonnenschein fühlen. Nnr Tu.
mein armes junges Böglein, bist eingefangen im engen HauS. Was uns
beide», Alberta wir mir, nun seit mehr denn zwanzig Jahren Gewohnheit
ward, für solch ein ttind erscheint es hart. Als Tn noch klein warst, dünkte
Tich der Nonncngarten ein weites Reich, um darin z» spielen. Aber daß
dies stille Häuschen ans immer Teine Heimat sein, die tägliche Mühe »m
fremde ttiuder siir jahrelangen, emsigen Fleiß Tein einziger Loh», das; das
ruhige, gleichmäßige Leben mit uns beiden Alte» hier Dein Leben sei» und
bleiben solle, und Tu nichts weiter haben wurdest was Du erhofsen, nichts
was Dn vom Morge» erwarten kannst, das bedachtest Tu nicht. Diese Aus-
sicht, dieser Gedanke will Dir jetzt Mnth und Athem benehmen."
„Elina, wie weißt Du nur immer Alles, was man fühlt im heim-
lichsten Herzen, was man selbst kaum weiß? Aber es ist nicht so, wie Du
denkst. Es soll nicht so sein. Ich bin zufrieden, daß ich unterrichten, Euch
beiden rieben helfen kann und daß ich immer bei Euch sein darf. Nur
heule, ich weis; nicht ..."
„Sieh, i?i»d," - die Blinde nimmt ihren Kiops und legt ihn zärtlich sich
an die Schulter, das; sie das Pvchcu und Hämmer,, des Blutes in den jungen
Schläfen spürt, „sieh, Du fragst mich, wie es sein mag, daß ich oft besser
und deutlicher der Menschen Gedanken erkenne als Andere; begreifst Dn's denn
nicht? Ich HM' ^cit. Tic langen Tage sitze ich hier bewegungslos und sehe
nichts, was mich zerstreut. Gesunde Augen schweifen nach rechts und links
nmher, ne ziehen das Denken mit sich fort. Mein Denken bleibt stetig.
Und jeder Ton und jedes Wort klingt stundenlang mir im Ohre nach; ich
sinne dann und sinne darüber, bis ich es ausgesonnen habe. So hente Morgen.
Dn standst neben mir am Fenster, da klangen Tritte auf dem jücs, feste Tritte,
die ich seit lange im Nonnengarlen nicht mehr gehört, die Schwester, trotz
ihrer scharfe» Ange», erkannte nnd beachtete nicht, wer vorüberging. Ich
aber , . . Was erschrickst Tu, meine Frieda? Leo Warnhvltz, der Doctor
Warnholtz, ist mir immer der liebste »»ter Deine» Jugendfreunde» gewesen.
Taß Ihr zwei so treulich zusammenhieltet, das hat mich grfrent. Du warst
sein kleiner Kamerad und er hat Dich iu alter, guter Gewohnheit noch als
solche» behandelt, auch da Du längst kein iiind mehr warst. Jetzt ist das
freilich anders geworden. Er hat ernste Pflichte» als Arzt, ist viel beschäftigt.
Lebt er auch draußen in der Welt, die Dir, weil sie Dir verschlossen ist, so
verlockend erscheint, so mag sei» Tagewerk, glaube es mir, nicht so viel leichter,
mag mühseliger sein als das Teine. Und seine Aussicht in die Zukunft ist
ungewiß; sie wird ihm häufig Sorgen schaffen. Man lobt ihn sehr-, man

spricht schon davon, daß er an dem nenen Kranken Hause vielleicht eine Stelle
erhalten solle. Aber wie langer, langer Zeit, wie ernsten Studi»mS wird eS
noch bedürfen, bis er sich einen Namen schafft, sich ei»e Häuslichkeit gründe»
kann. Er wird wohl nach Jahren erst, spät wie es sein Vater vor
ihm gethan, aus einer der Familie», in denen er Arzt ist, das Mädchen sich
wählen, welches er heimführt. Taß er ein echtes Glück mit ihr sinde, das
wollen wir ihm beide wünschen, Tu und ich. — Glaube mir, Kind, Tu bist
besser daran als er, als manche Andere, die sich unter thcilnahmlvs fremden
Menschen ihr Leben erst gestalten müsse». Tein Weg ist geebnet, ist Dir
gewiesen. Tu brauchst nicht zu sorgen und hast zwei alte, treue Seelen, die
Tich lieben. Ach Tu weißt nicht, wie viele Herzen sich einsam anälc». — Und
nun geh'. Sur den heutigeu Abend bist Tu entlasse», Deine Arbeit thut
Älbcrta. Und draußen ist'S so schön, so schon! wer mag da im Limmer
seine» trüben Gedanke» nachhänge»?"
„Tante Elina!"
„Mein Kind?" sie beugt sich vor und küßt dem Mädchen die Stirn,
„Du weißt es, was Tu uns Beiden bist. Und lebte Tein armer Vater
»och, er hätte seine Freude an Tir. Du darfst stolz sei» schon so Vieles
gelernt und erreicht zu haben. Doch, daß Tu auch jung bist, willst Du es
mehren? Wie kannst Tu'S ändern! Tie Jngend flieht nur allzuschnell.
Und das Leid, das nachher kommt, ist sehr viel bitterer, laßt sich nicht milder»,
»och überwinden, glaube es mir! Geh nur hinaus zu den Nachtigallen,
laß Tir von ihnen etwas erzählen; die haben auch allerlei junge Schmerzen,
sie mögen Tir die Teincu vertreiben. Morgen bist Tu dann wieder T»
selbst und hältst Teine Schule und liest mir am Abend vor wie sonst. Hrnt
nicht; mir steht der Sinn nicht danach."
„Tante Elina!" TaS Mädchen hat die Hände der Blinde» gefaßt
und drückt ihre weinenden Augen darauf. ,,'"h Tu, Tu! Wenn ich wäre
wie Du."
Toch Elina sagte nur. „Ich war anch einmal jung. Ich weiß, nie
Tir ist. Geh jetzt, mein Kind."
Und Frieda gehorcht ihr. So kurz sie gelebt hat, das hat sie doch mi
sich selbst schon ersahre». daß der beste ?rost siir ,na»cheS Leid das Allein-
sein ist. Mit leichten Schritten geht sie nnter den blühenden Linden an de»
Häusern vorüber. Ter Sonnenschein gaukelt in goldigen Lichtern um ihr
braunes Haar und die schlanke Gestalt. Wie sie so dahinschreitel, den Hnt
in der Hand, jung und aufrecht, ist's ein Anblick, von dem kranke Augen
gesunden konnten.
Im Wege spieleil ein paar kleine Kinder, ein Mädchen schiebt den
Puppenwagen, vor den sie einen jüngere» Buben, der eben erst lausen tan»,
gespannt hat. Wie lang ist's denn her, daß Frieda von Tralau ihnen
gleich war? Jetzt weichen die Kleinen aus ihrem Wege, das Mädchen knirt
artig vor dem Fraulein Lehrerin. Und erst da sie weiter, fliegende» Schritte?

hinabgeeilt ist. cine ganze Strecke fort, klingt wieder dos Plappeni und das Jauchzen der kleinen Stimmen fröhlich und frei. Hent' schmerzt sie auch Alles! — Ist es denn nicht hübsch, daß sie geehrt und gefürchtet wird, fast wie die Tante? Ach, sie gäbe gern all' die Achtung, die große Ehrfurcht, die ihr als Schnlmeisterin zu Theil wird, und lachte wieder mit den Anderen, mit ihre» Gespielen und Altersgenossen, die jetzt fort sind. Nur sie allein, allein von Allen blieb hier im Nonnengartcn zurück.

Drunten am Wasser steht eine alte Trauerweide, an deren Stamm hoch ein Brettchcn hängt. Sie bedarf keiner Hülfe, um den luftigen Sitz zu er- reichen, mit der Hand greift sie in die Gabelung der Acstc und reckt sich empor nnd schwingt sich hinanf. Und eS thut ihr im Herzen wohl, daß sie den knabenhaft hohen Sprung noch zu machen versteht, obwohl er sich im Grunde schlecht für eine geprüfte Lehrerin schickt. Da thront sie nun droben, die feinsprossenden Blätter umhüllen sie mit einem grünen Schleiernetz, von den vielgekräuselten Wellen blinkt es herauf und blitzt nnd zittert in tausend Lichtern: eine jede, noch so kleine Welle empfängt ihren Widerschein von dem großen Gestirn, das dort schon tief im Westen steht. Um die Pfähle des alten Landungssteges spielt gurgelnd das Wasser, daß es gar tröstlich wir leises Mahne», wie zärtlich lindes Schmeicheln klingt. Und durch die zarten, leichten Blätter, durch die Zweige der alten Weide geht ein Flüstern.

Frieda ist so allein, von der Welt abgeschlossen, kein Mensch vermochte zu erspähen, ob sie heimlich hier weinte. Aber sie weint nicht. Traumhaft still sitzt sie ans ihrem Banmthron, Hort das Raunen der Wellen, das schmelzende langgezogene Schlage» der Nachtigallen nnd Kinderstimmen vom Nonnengarten. Und sie weiß nicht zu unterscheiden, was Wirklichkeit ist, was sie heute vernimint nnd was in ihrer Erinnerung klingt, Sie kennt cS ja Alles! Jeden Ton und jeden Laut und fast jedes Blatt an dem alte» Baum. Sie war ein Kind nnd Leo hat ihr den Sitz bereitet, hat sie znerst hinausgehoben. Und sie ward größer, er kletterte zu ihr in den Baum, ritt auf deni Zweig nnd sie lasen mitsammen, sie lernte von ihm. Tann, sie war schon ein halbwüchsiges Mädchen, seine Eltern, Geschwister, Bekannte standen umher, im Nonnengarten war's, vor der Hansthür, am Abend da er von seiner Universität zum ersten Male heimgekehrt war, da hatte er sie bei beiden Händen gefaßt und geküßt.

Das Fräulein Alberta wollte ihm wehren. Aber Elmas milde Stimme sagte begütigend.- „Weshalb sollen die Zwei nicht als gute Freunde sich mit einem freundlichen Kuß begrüßen? Laß sie nnr, sie sind Nachbarskinder!" Und dann waren sie miteinander hinunter zu ihrer Weide gegangen.

Der junge Student erzählte ihr von seinen Studien, von seinen Plänen. Sic sollte Alles von ihm wissen, mit ihm erfahren: an seiner Arbeit, wie seiner Zerstreuung, an den Sorgen, wie an den Erfolgen, sollte sie ihren Antheil haben, sein guter kleiner Kamerad. So hatte er damals zu ihr gesprochen. Damals! Und jetzt?

Te» ganzen Winter, so oft sie den Doctvr Warnholtz gesehe» — und das mar nicht oft — fiihlte sie etwas wi^ eine Manrr, die sie von ihm 'iu trennen schie,i. Er verkehrte so förmlich mit ihr wie mit einer Fremden, er vermied es sie zu dutze». Einmal hat er sie sogar als Fräulein von Tralau angeredet. All' die langen Monate hindurch hat sie sich gesagt, das müsse so snn: der Herr Toctvr wohnt iu der Stadt, ist viel beschäftigt, hat Anderes zu denken . , . Oh sie ist sehr verniinftig gewesen! Bis heute. Tcnn heute, mit der Svmmerluft hat sie ein nnbezwingliches Sehnen nach dem Freund über-fallen, sie weis; selbst nicht weshalb; vielleicht, weil er am Morgen vorbeiging, nicht einmal zu ihr kam, nur von fern den Hut hob und grüßte. Und Elina, die Alles weiß und versteht, Elina meint, so werde es bleiben, in alle Zeit, so fei es recht! Hat sie denn etwas Anderes gewollt, Anderes gewünscht, bis auf diesen Morgen? Nein, niemals! Und doch . . . Wenn sie je in ihre Zukunft hinausgeträuint hat, dachte sie heimlich, was noch komme, müsse lieb und sonnig werde». Heute hat sich der Schleier gehoben. Tie Zukunft liegt jetzt deutlich vor ihr, unverhüllt, grau, freudlos und kalt. Sie mochte ihren Gedanken wehren, unwillkürlich hebt sie die Hände und drückt sie sest vor beide Augen. Aber das hilft nicht, den An blick kann sie dadnrch nicht verscheuchen: denn so wird eS werde», so wird es sein. Wenn die Tank Alberta sich zu alt und zu müde suhlt, muß sie die Schule allein weiter führen, Tafür hat sie gelernt, dafür ward sie er-logen, das ist ihr Berufe Frieda von Tralau, Lehrerin im Nvnnengarteu. Sie denkt es sich ans—und denkt's nicht zu Ende! Ganz leise glätten sich ihr die Falten von der Stirn, das Blut steigt ihr wieder empor in die Wange», die fest aufeinander gepreßten Lippen löse» sich nnd wie aufath-mendes Lächeln umzieht es de» Mund. Es war doch hübsch; unbewußt svricht sie es aus, was sie denkt; und weuu's auch vorbei ist und »immer mehr riickkehrt, es war so hllbfch — nnd ich war ihm so gut!

Turch die Zweige geht ein Flüstern, stärker als vorher. Ist sie noch allein? Es dämmert schon, jetzt bemerkt sie eS erst. Und sie kann nicht unlerscheiecn, was don die jungen Weidenblälter v^n einander theilt. Eine Hand . . ein Arm . . ein ttovf , . .

„Frieda, Frieda! Sage mir, hast Tu an dem alten Plai.', mich er wartet? Wußtest Tu, als ich heute Mvrgen durch den Nvnnengarten ging, daß ich vor der Entscheidung Tich nur von fern einmal sehen wollte? Wußtest Tu. daß Tein Anblick am Fenster mir Glück bringen müsse? Ich Hab.' die Anstellung erhalten, besitze ein Amt und brauche ei»^ Frau. Ich komme mir meine Braut zu holen. Frieda, sage, willst Tu mich?"

Tie Nachtigallen im Nonnengarten schlagen so laut, die Blätter und die Welle» rauschen. Man kann's nicht erhorchen noch erkunden, was drinnen, dicht und grün umsponnen von dem Netzwerk der Weidenzweige, zwei glucks-frohe Herzen einander gestehe».

Adalbert Meinhaidt in vamlnirg.
III.
Fran Relly tritt ans der niedrigen Thür ihres kleinen Eltenihanses. Sie zögert. Mit der Hand noch am Driicker steht sie und blickt spähend hinaus. Es ist ein nebelig grauer Herbsttag, kühl und dvch schwiil, die unbeweglich stehende Lnft von einer beängstigenden Stille, daß die Brust sich nach Athen,, »ach Frische sehnt. I» den noch dichtbelaubten Kronen der groszen Linden regt sich kein Hauch; nur von Zeit zu Zeit sinken einzeln die gelben Blätter lautlos zu Boden. Frau Ncllh steigt die beiden Stufen von der Schwelle hinab, Langsani geht sie an den Häusern vorüber, schneller erst, da sie unter dem Lindendach heraustritt. Ein weißer, seiner Sommcrsaden hat sich ihr um den Hut gesponnen, sie streift ihn hastig von Augen und Lippen; eine Dornenranke der Hecke null sich in den Saum ihres Kleides verstricken, sie knickt den lästig hemmenden Zweig, Eilenden Fußes, ohne mehr vor noch rückwärts zu schauen, schreitet sie weiter, auf ihrem weichen, jungen Gesiebte zeigt sich ein entschlossener Ausdruck, die hübschen Lippen rümpfen sich tropig, wie bei einem Kinde, Sie murmelt; Was thnt's. ob sie sich wundern, ich will hineingehen! und steht schon wieder und zögerl dvch.
Frau Rellh ist nach fünf langen Jahren zum ersten Mal wieder bei den Ihren, Da sie, fast Kind noch, die Heimat verließ, geschah rS, nm bei entfernten Perwandten als deren bescheidene Gesellschafterin einzutreten; sie ahnte nicht, wie ihr Geschick sich dort wenden würde. Jetzt ist sie selbst eine vornehme Tame, Sich in ihrer nenen Würde den alten Freunden daheim zu zeigen, war lange schon ihr Wnnsch gewesen. Nach und nach war ihr das Verlangen, den Nonnengarten wiederzusehen, zn einer so brennende», zehrenden Sehnsucht augewachsen, daß sie meinte, bevor sie einmal dort ge^ w.'sen, nicht rnhig »och froh mehr werden zu können. Ihr t^atte selbst, er ist so rücksichtsvoll, so gnt, that ihr den Borschlag hierher zn reisen, den sie ihm mit Thränen gedankt, Jetzt ist sie daheim, bald schon acht Tage! — und ist dennoch nicht froher geworden, Die Luft scheint ihr lastend, der Heckcnweg eng, das Hans so beschränkt! In der Erinnernng hatte Alles unendlich viel schöner vor ihr gestanden; vielleicht ist's, daß sie sich gewöhnt hat in reicheren, weiteren Räumen zn leben, und deshalb sich hier nicht behaglich mehr sühll. Sie macht sich Borwürfe darüber, aber sie weiß es nicht zn ändern; sie ist der Heimat fremd geworden! Zelbst ihre Stelle im Haushalt füllt die jüngere Schwester jetzt vollständig aus, die Mutter soricht nnd berathschlagt mit jener, Nelly gehört nicht mehr dazu, lind daß sie, nm der Ihren willen, um ihrer Mutter, nach dem plötzlichen Tode des Baters, die Last der großen Familie zu mindern, damals fortging, das dankt ihr jetzt Niemand. Im Gcgentheil. es will sie bedünken, als ob die Geschwister sie tadelten, weil sie eine reiche Frau geworden. Das thut ihr weh. So hat sie denn keinen Menschen mehr, dem sie sich offen anvertrauen, dem sie ihr Herz einmal ausschütten könnte. Denn ihren einstigen Freundinnen,

Adalbert Meinhaidt in vamlnirg.
III.
Fran Relly tritt ans der niedrigen Thür ihres kleinen Eltenihanses. Sie zögert. Mit der Hand noch am Driicker steht sie und blickt spähend hinaus. Es ist ein nebelig grauer Herbsttag, kühl und dvch schwiil, die unbeweglich stehende Lnft von einer beängstigenden Stille, daß die Brust sich nach Athen,, »ach Frische sehnt. I» den noch dichtbelaubten Kronen der groszen Linden regt sich kein Hauch; nur von Zeit zu Zeit sinken einzeln die gelben Blätter lautlos zu Boden. Frau Ncllh steigt die beiden Stufen von der Schwelle hinab, Langsani geht sie an den Häusern vorüber, schneller erst, da sie unter dem Lindendach heraustritt. Ein weißer, seiner Sommcrsaden hat sich ihr um den Hut gesponnen, sie streift ihn hastig von Augen und Lippen; eine Dornenranke der Hecke null sich in den Saum ihres Kleides verstricken, sie knickt den lästig hemmenden Zweig, Eilenden Fußes, ohne mehr vor noch rückwärts zu schauen, schreitet sie weiter, auf ihrem weichen, jungen Gesiebte zeigt sich ein entschlossener Ausdruck, die hübschen Lippen rümpfen sich tropig, wie bei einem Kinde, Sie murmelt; Was thnt's. ob sie sich wundern, ich will hineingehen! und steht schon wieder und zögerl dvch.

Frau Rellh ist nach fünf langen Jahren zum ersten Mal wieder bei den
Ihren, Da sie, fast Kind noch, die Heimat verließ, geschah rS, nm bei
entfernten Perwandten als deren bescheidene Gesellschafterin einzutreten; sie
ahnte nicht, wie ihr Geschick sich dort wenden würde. Jetzt ist sie selbst eine
vornehme Tame, Sich in ihrer nenen Würde den alten Freunden daheim
zu zeigen, war lange schon ihr Wnnsch gewesen. Nach und nach war ihr
das Verlangen, den Nonnengarten wiederzusehen, zn einer so brennende»,
zehrenden Sehnsucht augewachsen, daß sie meinte, bevor sie einmal dort ge^
w.'sen, nicht rnhig »och froh mehr werden zu können. Ihr t^atte selbst, er
ist so rücksichtsvoll, so gnt, that ihr den Borschlag hierher zn reisen, den sie
ihm mit Thränen gedankt, Jetzt ist sie daheim, bald schon acht Tage! —
und ist dennoch nicht froher geworden, Die Luft scheint ihr lastend, der
Heckcnweg eng, das Hans so beschränkt! In der Erinnernng hatte Alles
unendlich viel schöner vor ihr gestanden; vielleicht ist's, daß sie sich gewöhnt
hat in reicheren, weiteren Räumen zn leben, und deshalb sich hier nicht be-
haglich mehr sühll. Sie macht sich Borwürfe darüber, aber sie weiß es
nicht zn ändern; sie ist der Heimat fremd geworden! Zelbst ihre Stelle
im Haushalt füllt die jüngere Schwester jetzt vollständig aus, die Mutter
soricht nnd berathschlagt mit jener, Nelly gehört nicht mehr dazu, lind daß
sie, nm der Ihren willen, um ihrer Mutter, nach dem plötzlichen Tode des
Baters, die Last der großen Familie zu mindern, damals fortging, das dankt
ihr jetzt Niemand. Im Gcgentheil. es will sie bedünken, als ob die Ge-
schwister sie tadelten, weil sie eine reiche Frau geworden. Das thut ihr weh.
So hat sie denn keinen Menschen mehr, dem sie sich offen anvertrauen,
dem sie ihr Herz einmal ausschütten könnte. Denn ihren einstigen Freundinnen,

!(on »c »aci rte n.
welche mit Frage» sie bestürnien, »ach ihrem Lebe», nach ihrei» Mami, ob sie mit ihm glücklich, ob er nicht zu alt für sie sei? — ihnen fühlt sie sich noch weiter entrückt. Dies Fragen nnd Bespreche» verletzt sie; es macht sie verstummen , sie kann das nah? Beisammenwohnen, wo Jeder sieht, was der Nachbar thut, hört waS er spricht, ja oft fühlt was er denkt, nicht mehr ertragen. Und die lang ersehnte Heimkehr brachte ihr nichts als bittere Ent- täuschung ! Sic wünscht nur bald möglichst wieder bei ihrem Gatten zn sein, der. sie weiß es. die junge Herrin seines Hauses nngcr» entbehrt: am nächsten Morgen schv» gedenkt sie abznreiscn. Rur einen Gang will sie vor- der noch thun.
Halbwegs zwischen den rvthe» Häusern des No»»e»garte»s u»d dem Flusse ist zur Rechten in der Hecke ein niedriges Pförtchcn. grün über wachsen und selten benutzt, Tort grenzt an den Weg ein großer Park, dessen stattlich schönes Wohnhans mit seiner Front an der Hauptstraße liegt. Tie junge Frau ist stehen geblieben. Ans ihren Wangen wechselt die Farbe, wieder schaut sie sich um, aber kein Mensch ist in der Näh?. Und schüchtern, doch Kastig, wie sriiher oft die kleine Nelly das verbotene Gatter aufstieß, thnt sie es auch heute: die rostigen Angeln drehen sich knarrend in ihre» Hülsen, sie ist drinnen! Ter alte Herr Martini, der einst für einen mürrischen Sonderling galt und an seinen Nosenbeeten nicht Kinderhände leiden wollte, ist gestorben, sein Nesse weilt fern. Niemand im Nonnengarte» wußte ihr nur zn sagen, wo er sich jetzt aufhält, und Haus und Garten stehen leer. Wer sollte es der Fremden wehren, sich hier drinnen umzn- schauen? Ta sie an den vollen Spalieren mit reifen Pfirsichen mid mit Trauben, die einst ihr Entzücken bildeten, vorttberstreicht, überfällt ein be- ängstigendes Gesühl der Vereinsamung Frau Ncllhs Herz, Es sieht Alles vernachlässigt, ungepflegt nnd verödet ans. So soll ihr auch hier Enttäuschung werden.
Erst Ivo sie zwischen einer Gruppe von iLvuisereu ein kleiues, einstöckiges Gebäude blinken sieht, lenkt sie mnthiger ihre Schritte daraus zn. Tort, denkt sie. muß Alles so sein wie früher^ wie gerne winde sie einen Blick, nur einen kurzen flüchtigen Blick in das Malerhänsche» hineinthun! Schv» da ste ei» Kind war, stand das Atelier im Garten, welches sich der ver stvrbene Bruder des Herrn Martini errichtet hatte, lang unbennNt. Ter alte Handelsherr selber betrat es nie; bei seiner peinlichen Ordnungsliebe mißachtete er jedes sogenannte geniale Treibe». Er hatte es dem Nesse» verboten sich dort driniicu anfznhalten, er wollte nicht, daß Heinz seine Zeil mit künstlerischen Persuchen vergeude, zwischen Malerei »nd Geschäft seine tträste zersplittere, nnd wie fein Vater daran zn Grunde gehe, daß sei» Können für keines reichte. So hatte es stets vieler Bitten bedurft, bevor die gutmüthigc Gcirtnersfrau de» Kindern den Schlüssel anvertraute, daß sie die fremden und sellsamen Tinge i» jenen Nänmen betrachten durften.
Bei dem Gedanken, den Eintritt auch heute erbetteln z„ müsse,,, der

Frau vielleicht Gründe — weiß sie die doch selbst kaum! — augebe» zu sollffiM^
weshalb sie das Atelier sehen möchte, steigt Nelly alles Blut in s
Aber die Thür ist unverschlossen. Sie drückt sie auf, '
Eine kellerartige Feuchte schlagt ihr entgegen. Der Plötzliche LufizuAz^s-
der mit ihr von draußen hereinbringt, bewegt die bunten, alten Gewänder^
die an 5>er Treppenwaud aufgereiht hängen, das; sie ihre leeren schlotternden
Seideuärmel erheben, der jungen Fran Haar nnd Schulter streifen, Furcht»«"
sam weicht sie der unheimlichen Berührnng an«. Droben, auf dem Treppen«« ^
abiatz, steht regungslos, den Weg ihr wehrend, eine Gestalt in langem schwarzern - »
Mantel, einen großen Schlapphnt tief in die Stirn gedrückt. Frau NellH' ?»
klammert sich an das Geländer, um nicht zu sallen. so ist sie erschrocken.
Und doch kennt sie die alten Eostüme gut genug, lind doch weiß sie sehr
wohl, daß der dürre Gesell dort nicht der Geist des armen Malers, sondern
nur dessen hölzerne Gliederpuppe ist. Sonst ist sie nicht so schreckhast gewesen.
Eines Abens, bei Hellem Mondschein, hat sie selbst den Mannequin, in
weiße Züchter wohl verhüllt an das vsfeiie Fenster gestellt nnd im Bersteck
dahinter gewartet,- wer sich ob des Anblicks entsetzen würde. Im Nonnen-
garten gingen damals unter den mindern Gerüchte nm von einen, Gespenst,
das im Malerhäuschen nächtens spucke. Sie konnte lachen, sie wußte es
besser. Aber freilich, sie war nicht allein bei solchen Streichen, war hier
sonst nie allein gewesen. Heinz Martini stieg mit ihr die Treppe hinauf.
Heinz Martini hielt sie au der Hand, durch das Abenddunkel leuchteten ihr
seine Augen, klang seine junge Stimme vertraut. Da konnte sie nicht Furcht
empfinde». Wie lang, wie lang ist das jetzt her, wie nnendlich Vieles liegt
dazwischen, ilb der Jugendfreund wohl noch ihrer gedenkt? Da er fort-
ging, sprach er vvn Liebe. Armer Hein;! Er war kaum ein Jahr älter
als sie, war vvn seinem 51 heim abhängig, der ihm mit Enterbung drohte,
falls er Maler werde» würde. Und doch war das sein höchster Wunsch, er
plante stets, wie er berühmt zurückkehren werde, sie zu holen. Armer Heinz!
57b er wohl auch im Kampfe des Lebens praktisch und vernünftig geworden?
Sie will e? ihm wünschen. Und doch, und doch Wenn sie denken könnte,
daß Heinz Martini nnverändert derselbe geblieben, der er gewesen, daß es
Menschen ans Erden giebt, die ihre Iugendträume sich wahren, sie würde ihr
eigenes Leben leichter nnd freudiger tragen.
An dem Gliedermann vorüber steigt Nelly die letzten Stufen hinauf,
klopfenden Herzens hebt sie den Vorhang, der den Eingang verhüllt nnd
tritt hinein in das verlassene Atelier.
Wie sie es erhofft, ist hier noch Alles so wie vor Zeilen. Derselbe
süßlich scharfe Geruch von Farben und Firniß erfüllt den Naum: fast scheint
er ihr stärker als früher geworden. In dem eig^uthümlichen Lichte, das
durch die Scheiben des hochgelegenen, mit grauen Schleiertücher» halbvrr-
hangtcn Nordfensters einfällt, vermag sie erst allmählich die wohlbekannten
Gegenstände zu unterscheiden. Tort die Beuus, die sie als Kind so bitter

gehaßt hat, weil Heinz jene schöner nannte als sie; weiter zur Rechten,
den Ausgang in's Nebcngemach verkleidend, den alten Gobelin mit, seinen
bunten, lebensgroßen Jägern und Hunden. Und unter der Decke baumelt
noch immer an langem Strick der ausgestopfte Adler herab, der aus seinen
gelben Glasaugen jeden der eintritt, verächtlich anglotzt: „Tu! was willst
Tu hier?"
Und doch ist Eins anders. Sie bemerkt es erst seht. Dort, nahe dem
Fenster, wo der volle Lichtstrahl hintrifft, ist sie Staffelei aufgerichtet, die
>'onsl verftaM im Winkel lehnte, ein Bild steht darauf. Hat es jener
Maler gemalt, der so lange schon tvdt ist, oder . . . Schnell wie der Ge-
danke, der ihr durch den Kopf fährt, gleitet Frau Nelly über die Tcppiche
hin, die den Estrich bedecken. Sie steht vor dem Blendrahmen, sie sieht —
Ihr Bild ist es, ihr eigenes Bild, das aus großen Augen, fragend, mahnend,
seitsam ernst, ihr von der Leinwand entgegenblickt.
„So ist es wahr gewesen, Heinz! Tu hast mich geliebt, mich nicht
vergessen? . . ."
Nies sie es laut? Ist es ein Echo ihres Seufzers, was jetzt halb er-
stickt, einem erschreckten Ausruf gleich, den Raum durchzittert? Der Gobelin
in der Ecke bewegt sich. Sic wendet sich:
„Heinz!"
„Nellv ... Tu hier? — Was willst Du bei mir?"
»Ich . . . nichts. Ich dachte ... ich wußte nicht einmal, daß Tu
hier seist. Perzeih. Ich wünschte mir nur das alte Hans einmal wieder-
zusehen."
.Laß Tich nicht stören."
Wie fremd er fpricht! Seine Stimme klingt so kalt; sie hätte sie
«immer wiedererkannt. Und er sieht sie nicht an. TaS erträgt sie nicht.
Sie geht zu ihn, hin, doch sie kann nicht sprechen.
„Was willst Tu?" wiederholt er; „mit Deinen flehenden blauen Augen
mich glauben machen, Tu habest nicht schnöde mich verrathen? Ich glaube
Tir jetzt nicht und niemals wieder!"
„Heinz, oh Heinz ... wie könnt' ich denn wissen . . ."
„Daß ich Tich liebte! Taß ich nur daran dachte, nur hoffte, Tich
mein nennen zu können? Taß als höchstes Lebensziel es vor mir stand,
Tich dereinst mir erringen zu wollen? Hast Tu daran gezweifelt ? Fühltest
Tus denn nicht in jedem Pulsfchlag? Wußtest Tu eö nicht fest, wie ich
Wußte, daß Du mir gut seist? Oder täuschte ich mich etwa auch darin?
Aber weshalb ko,>ist Tu denn heute hierher! Was führte Tich in daS
Malerhaus? Soll ich Dir es sagen? Tu ahntest nicht, daß ich hier fein
könnte, aber es trieb Tich, Tich, die vcrheirathcte Frau, den Ort nur zu
sehen, die alten Wände, zwischen denen wir zwei Binder so glücklich waren!
Ist es nicht so? So leugne es doch! Sage, Tu kamst ans anderer Ursache
aus Neugier, aus Laune, sage eS doch! . , . Wenn ich glauben könnte, Tu

Adalbert Meinhard! in Hamburg,
wärest zufrieden, wenn ich nicht wüßte, daß Tu leidest wie ich, wenn ich
denken könnte, daß Du mich leichten Herzens verriethcst, ich könnte Dir
leichteren Sinnes entsagen. Aber ich kann's nicht! — Nein, weine nicht so.
Ich kann Deine Thränen nicht sehen, Nellv: heut so wenig wie damals.
Komm, sei rnhig. Ich will es auch sein, ich will Dir nicht weh thun.
Weiß ich es denn nicht, wie Dir zu Muth ist? Fühle ich nicht dasselbe wie
Tu? Das Herz ist mir leer nnd einsam geblieben. Studium, Arbeit, gute
Freunde, nichts süllte es aus. Alles ward mir zur Last, EineS Tages —
ich hatte eben meinen ersten Ersolg errungen — da litt es mich nicht mehr
auf der Akademie. Ich zog davon, hinaus in die Weite, ohne Zweck, ohne
nur zu wissen wohin. Und alles Sehen, alles Schöne ermüdete mich. So
habe ich mich denn hier vergraben, in dem alten verlassenen Bau, der nicht
mehr mein ist, in dem Niemand mich sucht, nnd male Dein Bild."
Er hat sie zn sich auf den Tivan unter dem großen Fenster gezogen,
während er spricht. So haben sie oft, wenn der Knabe spät Abends durch
die Hecke sich zu ihr stahl, auf dem Steg am Wasser bei einander gesessen,
wo ihre Gesichter, bald zerfließend, bald in ein einziges verschwimmend in den
Wellen sich spiegelten. So haben seine Augen auch damals geflammt und
geblitzt; so leidenschaftlich klang seine jnngc, tiese Stimme, so haben seine
Neben und Träume sie umsponnen, bis sie mit ihm dachte, was er dachte,
empfand, was er fühlte.
Draußen hat ein Wind sich erhoben, hat der Himmel sich umdüsterl,
Ter weite Raum des Ateliers ist von Dämmerung erfüllt, daß die weiße
Venus aus ihrer Ecke geisterhaft hervorleuchtet. Frau Nelly aber meint, es
sei hell und licht um sie her. Sie spricht nicht, rührt sich nicht, weint auch
nicht mehr. Es ist ihr so still, so friedlich zn Sinne wie einem Kinde. Hier
ist sie geborgen, hier dünkt sie sich endlich in der Heimat, nach der sie sicb
vergeblich sehnte, hier ward ihr Wohl und frei nm's Her,,. Heinz sitzt nebe»
ihr auf dem alten verblichenen Tivan, sie hört kaum was er sagt, horcht nur
auf den Mang seiner rasche» Worte. Und das Bewußtsein von dem, was ist,
von ihrem wirklichen Sei» und Leben will ihr schwinde», wie wohl ein Traum
beim Erwachen versliegt. Nnr das ist wirklich, daß sie bei ihm ist, daß seim'
wohlbekannte Stimme vertraut nnd leidenschaftlich zärtlich zu ihr spricht. Vor
diesem Klang versinkt alles Andere.
„Hörst Tu den Wind?" so fragt er flüsternd, zu ihrem Lhr hinabgcbeugt,
„hörst Tu's, wie er drunten die Bäume bewegt? So klang er mich damals,
an jenem Abend, weißt Tu es »och? da wir als Kinder feierlich schwuren, im
Leben immer beisammen zn bleiben. Tie Bänine stellen am alten Fleck, der
Herbstwind rüttelt ihre Kronen heute wie damals, lind wir, sag' es, Nell«,
sind wir zwei denn Andere geworden?" — Seine Angcn snchen die ihre».
Tief und immer tiefer wolle» sie ihr in den Grnnd der Seele tauchen.
Sie kanu nicht anders, sie erwidert den Blick.
„Ja," spricht Heinz langsam, „wir sind noch die Gleichen, Dn weißt es wie

ich. Wir gehöre», zu einander, unauflöslich, nur fester als früher. Tenn
wir haben es Bride bitter gelernt, daß wir getrennt nicht athmen können, das;
-einzeln Jeder ein Tasein führt, das nicht leben heißt. — Doch jetzt ist das
vorüber!" — Er hebt das Haupt: „Tu bist wieder da, bist b« mir, Nelly.
Ich halte Dich und lasse Dich nimmer. Demi dn bist mein! Mein Weib
und mein Lieb! Mit Dir, nur mit Dir. kann ich ein echter Künstler werden;
Dir zur Seite will ich dem alten Nonnengarten noch Ehre machen,"
.Dem Nonnengarten Ehre machen" . . . Mit blasser Lippe spricht sie
tonlos ihm seine letzten Worte nach. Ihre weitgcösfncten Augen blicken starr;
in ihren gespannten Zügen malt sich ein Entsetzen, als sei das Gespenst aus
dem M-alerhciuschen, das vielbezweifclte, jetzt ihr erschiene».
Und plötzlich richtet sie sich empor. „Ja Heinz, Tu mußt ein Künstler
werde», ein großer Künstler! Versprich es mir. Dn darfst nicht hier ver-
graben bleiben. Tu mußt hinaus in die Welt, weit sort, mußt reisen, studiren.
belobe mir, alle Teine ^raft daran zn setzen, daß einst Tein Name der
lieben, alten Kinderhcimat zu Stolz und Ehre gereichen soll."
Er sieht sie an: „Was ist Tir, Nelly?" Sie erscheint ihm Ver-
anden, größer und fremd, daß er sich ihr fcrngcrückt fühlt. „Sprich, was
Tu begehrst. Ich will nur, was Tu willst. Du sollst mich führen, mußt
mich lehren ..."
Sie schüttelt den Kops. „Gelobe es mir!"
Und er, ihre beiden Hände ergreifend: „Alles, Alles, was Du auch
forderst'. So wahr ich Dich liebe."
Zic hat sich von ihm freigemacht, ernst steht sie vor ihm. „Du wirst
es halten, Heinz, das weiß ich. Wenn wir nns jemals wiedersehen, bist Dn
ein berühmter Maler und ich werde stolz sein, daß ich Dich kannte. Ich
danke Dir. Und jetzt laß mich gehen."
„Nelly!"
„Mein Freund?"
„Das Knust Tu nicht! Tn wirst nicht fortgehen. Weshalb kamst Tu,
wenn Tu mich so einsam wie früher lassen willst? Und Tu selbst,
wie wirst Tu das Leben wieder ertragen, ohne mich? Tu darfst es nicht,
ich leide es nicht! Nelly, Nelly, geh nicht von mir! Ich kann Dich nicht
missen, bleib, o bleib!"
Sic steht sonder Antwort, Erst da er versucht sie an sich zu ziehen,
blickt sie auf zu ihm. „Heinz, Tein Wort!" Und halb von ihm abge-
wendet, daß er das Zittern ihrer Lippen, die Thränen zwischen ihren
Wimpen, nicht sehen soll, fahrt sie leiser sort: „Tn hast mir versprochen
dem Nonnengarten. der uns Beiden gleich lieb ist. Ehre zn machen. Bin
ich denn geringer als Tu? Nein. Heinz, mein Leben mag noch so still und
so klanglos verfließen, doch unserer alten, frohen Heimat Schande bringen,
da« soll es nicht. Anch Tn kannst das nicht wolle». Teshalb laß mich
gehen."

Adalbert ZNeinbardt in Hamburg. ^

Es ist finster im Nonnengarten. Der Regen fällt, der Herbstwind-
fährt durch die Kronen der Linden, daß die welken Blätter schneller und
schneller in dichten Wirbeln zu Boden stäuben. Knarrend schließt sich die
kleine Pforte in der Hecke. Mit langsamen Schritten, unsicher, tastend kehrt
Nelly zurück zu dem Haus ihrer Mutter. Ter Kampf war hart, doch ihr
blieb der Sieg. Ob sie kurz, ob sie lauge Zeit fort war, sie weiß es selbst
nicht. Wenn man ihr jetzt sagte, wie jenem Mönch von Heisterbach, das;
hundert Jahre inzwischen vergingen, es würde sie kaum Wunder nehmen.
Denn in dieser Abendstunde ist das Kind in ihr erstorben, der Jugend-
traum ward ausgeträumt. Die Frau, die morgen zu ihrem Gatten heim-
kehren wird, bringt ihm ein stilles, gefaßtes Herz mit. Es wird im Denken
wie im Fühlen fortan zwischen seinen und ihren Jahren kein so tiefer,
unüberbrückbarer Abstand mehr liegen. Die Erkenntnis;, welche in Wahrheit
das Alter von der Jugend scheidet, die Ueberzeugung, daß Entsagen Menschen-
loos sei, hat sie erlernt und den Mnth der Entsagung hat sie bewiesen, beim
Rauschen des Windes im Nonuengartcn.

IV.

„Guten Morgen, Papa Mönkmann!" rufen die Kinder zum Hause hinauf.
Sie trippeln eilig durch de» Schnee der Schule zu, es ist höchste Zeit. Die
Väter, welche in entgegengesetzter Richtung in die Stadt, ihrem Berufe nach-
gehen, grüßen und beschleunigen gleichfalls ihre Schritte, da sie droben den
Weißen Kopf des alten Herrn am Fenster erblicken. Und durch die Luft, auf
schnellen Flügeln die tanzenden, schwankenden Flocken durchkreuzend, schwirrt
es herbei von allen Seiten, was an hungernden Wintervögeln die kahlen
Baumwipfel ringshcr bewohnt. Sie alle, die Menschen, wie die Thierc
und wer nur je in seinem Nounengarten war, sie kennen das Fenster und
kennen den Alten.

Sein Nvnnengartcn! — kein Stein und kein Strauch von dem alten
Besitz gehört ihm heute mehr zu eigen, nichts als die Bücher in der Kammer
in welcher er zur Miethe wohnt; und doch spricht er so in seinen Ge-
danken. Es znckt in all' den Falten und Fältchen um den Mund des alten
Mannes, es blitzt in seinen gutmüthigcn Augen wie ein Spvttlüchcln über sich
selbst, aber er kann einmal nicht anders. Er denkt es wieder; indem er auf
die fröhlichen Grüße, das Winken der Kinder aus „seinem" Nonnengarten
dankt, freut es ihn, nicht nur, weil sie ihm gnt sind, sondern weit mehr
weil sie in ihm allen den Mvickmanns, Bätern und Ahnen, die vor ihm
waren, die gebührende Ehrfurcht erweisen. Die Spatzen nnd die Raben haben
bald ihr lärmendes Mahl beendet. Sic flattern davon und Herr Möukmann
schließt sein Fenster. Er thnt das mit gewichtigem Ernst, wie eine Pflicht.
Drunten im Erdgeschoß das HanscS pflegt die Lehrerin, Fräulein von Tralau,
sobald sie dieses Zeichen vernimmt, ihr Buch zu erheben: „Ich bitte um Rnhe,
die Stunde beginnt!" — Dietrich Mönkmann ist die Nhr vom Nonncngarten.

Wann cr sein Fenster auf- und zumacht, wann er ausgeht, wann cr heimkehrt, das hat Alles seit unvordenklichen Zeiten schon eine sv feste Regel und Ordnung, daß die Nachbarn, besser fast als nach der Thurmuhr, die Stunden daran abzählen können. Ist er doch allein in der Welt, hat nicht Weib und nicht Kind, die ihm einen Tag seines Lebens schneller als den andern vergehen machen.

Jetzt putzt er die Brille mit sorglicher Vorsicht, jetzt rückt er den Schreibtisch sich näher an's Fenster, jetzt setzt er sich, breitet einen reinen, glattringcfalzten Bogen aus und schlägt zur Linken die Bücher auf, aus welchen er Aufzüge machen will. Aber, wie einen jeden Morgen, bevor er zu arbeiten beginnt, erhebt er noch einmal den Blick zu dem kleinen Ausschnitt von Himmel und Baumen, den sein niedriges Fenster umfaßt. Was cr da draußen sieht, das giebt ihm täglich neue, täglich gute Gedanken, die ihm seine Studien begleiten. Heute schneit es. Der Himmel ist dicht und grau verhängt; die kahlen Zweige der Linden, die sonst vielzackig wie ein schwarzes Geflecht erscheinen, ragen gerade, weiß nnd groß in die trübe Luft hinaus. Leise und schonend, gleichwie die Zeit sich über alte Schmerzen breitet, hat der Schnee sein dichtes Gewand um Baum und Strauch und Zweige gelegt; er verbirgt die Unebenheiten, löscht aus, was krumm und unschön war, füllt die Lücken in der Mauer, deckt milde über die kleinlichen Schnörkel, die zackigen Tpitzchen der alten Giebel seine ruhigen, feierlichen, Weißen Hüllen. Und der Alte schaut lange der lautlosen Arbeit der emsigen Flocken zu, wie sie schwanken, wie sie sallen, wie sie jetzt vor seinem Fenster Schicht um Schicht ein rundlich weiches ttissen wölben. Er liebt den Schnee, Er fühlt ihn als zu sich gehörig: wie Andere nach Sommern, so Pflegt er sein Leben nach Winkern zu zählen. Weit, weit dahinten, in der Zeil, die tteiner mehr kennt, -als er allein, ist er einmal sehr glücklich gewesen, du ringsumher Alles weiß ivar wie heute. . . .

Sie trug an dem Tage ein dunkleS Läppchen. In dem feinen langhaarigen Pelzwerk über ihrer Stirn wie um ihren HalS hingen die Schneeflocken, daß es aussah wie weiß durchstickt. Ihre Haut aber war noch weißer, erschien als das Leuchtendste und das Reinste in dieser Umrahmung, nur die sonst stets blassen Wangen waren vom Wind und von der Kälte rosig, apselblnth zart dnrchhaucht. Da er, um die Straßenecke biegend, in allem Schnee sie so plötzlich vor sich sah und so schön und heiter blickend wie nie zuvor, verwirrte es ihn, daß er keines Wortes mächtig stehen blieb. Nicht einmal den Hut vom Kopfe zu nehmen besann er sich. Aber der Wind war höflicher als er in seiner Verlegenheit, der riß ihm recht unsanft, mit heftigem Stoß, seine Kopfbedeckung herunter und rollte sie gerade ihr vor die Füße. Und sie, mit schelmisch-fröhlicher Miene, bückte sich schnell danach, schneller als er; mit einer zierlichen Verbeugung reichte sie ihm den Hut zurück. Darüber kamen sie beide in'S Lachen.

Ter Wind blies so heftig um die Straßenecke her, daß man sich kaum

aufrecht halten konnte. Sie mußte weitergehen, quer über den Platz, er be-
gleitete sie. Er sagte, wie lieb der Schnee ihm sei, und erzählte von Kinder
streichen und mancherlei lustigen Fährlichkeiten, die er vordem im Winter be-
standen, Sie, immer mit demselben stillglücklichen Lächeln um die Lippen,
nickte dazu: „Ja, auch ich will dem Schnee immer gut sein, von heute an.'"
Da er so neben ihr einherschritt, ohne nur um Erlauvniß zu fragen,
pochte ihm denn doch sein Herz. Bei jeder Biegung, an jeder Ecke, fürchtete
er, daß sie stehen bleiben werde, ihn zu verabschieden. Sic aber schien nichts
dergleichen zu denken. Mit schnellen Füßen schritt sie immer weiter. Zuerst
durch die großen, belebten Straßen, sie schien ihren Weg sehr genau zn
kennen, dann durch eine stillere Gegend und zuletzt querfeldein. Damals
hörte in jener Richtung die Stadt bald auf; wo jetzt vielstöckige Mieths-
Häuser stehen mit endlos glänzenden Fenstcrreihcn, dehnte sich kahler Wiesen-
grund, daß Wind und Schnee mit ungehinderter Gewalt den Wanderern in-
die Gesichter schlugen. Da sie hinaustraten aus der Straße waren sie Beide
wie geblendet. Sie hatte ihre Augen schließen, sich einen Augenblick du
seinen Arm halten müssen; er nahm den Schirm, den sie vor dem Sturin
geschlossen hatte, er selbst trug keinen — und spannte ihn auf. Als er
fragte, ob sie nicht lieber umkehren wolle, schüttelte sie lächelnd den Kopf.
„O nein. Es ist so schon. Mir ist warm, Sie schützen mich ja. — Und
dann erwartet man mich auch draußen. Mein Vormund," so suhr sie ernster
sort, „ließ mich zu sich rufen, ich muß zur bestimmten Stunde bei ihm sein."
Er meinte darauf in seiner etwas linkischen Weise, es sei doch reckt
unhöflich von einem Manne, daß er eine Dame bei solchem Wetter zn sick
vcschcide.
Und sie, zustimmend, mit strahlenden Augen: „Finden Sie? Würden
Sie es nicht thnn ? UebrigenS kommt er sonst immer zu uns. Daß er
mich heute allein sprechen will, in seinem Hause, ohne die Brüder, das muß
etwas Wichtiges bedeuten nnd — so hvffe ich — etwas Gutes!"
Welche freudige Nachricht sie erwarte, wagte er nicht zu fragen. Sie^
sagte es auch nicht, sie schien mit ihren guten Gedanken vollauf beschäftigt.
Dabei drangen sie muthig vorwärts. Manchmal mußte sie ihren kleinen
Musf vor den Mnnd halten, nm athmcn zu können; ihre andere Hand hatte
er in seinen Arm gezogen und sie, ohne Ziererei, ohne ein Wort, ließ sie
dort, ging mit ihm im Schritt. Ringsnmher die endlose Weite, ringsumher
das Schneegestöber, sie zwei allein, nntcr dem Schirm, geschützt, geborgen,
dicht aneinander, er mit ihr!
Daß er nicht da schon von seiner Liebe zu ihr gesprochen, hat er später
nie begriffen. Aber als sie dahinschrittcn umsing ihn betäubend, zugleich mir
dem Schnee, ein so wonnesames, märchenhaftes Glücksgefühl, daß es ihm
Rede und Athem benahm. Seit Monaten, seitdem er sie kannte, hatte er
sich gesehnt, danach getrachtet, davon geträumt, einmal, nur einen kurzen
Moment, mit ihr allein zu fein, ohne die Knaben, ihre Brüder. Nun er

es war. und sie wie eine gute Freundin neben ihm herging, hatte er plötzlich
Alles was er ihr sagen geknüllt, so ganz vergessen, als hätte der Schnee die
beweglichen Worte fortgelöscht aus seinem Gedächtnis). Auch sie bezeigte nicht
Lust viel zu plaudern.
Einmal nur, da der Wind eine Secunde stiller geworden, wandte sie
ihr Gesicht zu ihm. »Weshalb erschraken Sic vorhin, als Sie mich an der
Ecke trafen?"
„Weil . . . weil ich eben an Sie gedacht. Fräulein Magdalene." Weiter
brachte er nichts hervor. Sie sah von ihm sort. Und in ihre Wangen hin
auf stieg eine Blutwelle, bis in die Schläfen, das feine Ohr selbst färbte
sich rosig. Aber wie ihre Augen blickten, ob giltig, ob unwillig, konnte er
nicht sehen. Es war nur ein paar Schritte weiter, da hielt sie inne.
„Hier wohnt mein Vormund," sagte sie. aus ein hohes eisernes Gitter-
thor deutend, „hier also muß ich Ihnen danken, daß Sie mich so weit be-
gleitet haben. Es war hübsch von Ihnen, Ich hoffe, Ihr Rückweg wird
nicht so schlimm sein. Guten Abend, mein lieber Freund." Mit dem lieb-
lichsten, sanften Neigen des schlanken Halses grüßt.' sie ihn, wandte sich und
schlüpfte eilig durch die verschneite Pforte hinein.
Sie hatte ihm ihren Schirm gelassen! — Er mußt.' sich an einem der
Stäbe des Gitters halten, so schwindelte ihm vor dem Gedanken, daß sie,
vielleicht, es gern sehen könnte, wenn er bliebe . . . Rein, o nein, das
war ja undenkbar. Sie hatte einfach den Schirm vergessen. Aber bleiben
wollte er doch.
Er stellte sich unter einen Bauin, etwas abseits, daß man ihn vom
Hause aus nicht bemerken konnte. Ten Regenschirm hatte er zugcspaniit.
So stand er mit verschränkten Armen und ließ sich einschneien. Er blickte
empor in die dunklen, schweren Wolke», die auf das kahle Gezweig ihm zu
Häupteu niederhingen: ihm war nicht kalt, die Oede ninhcr dünkte ihn nicht
traurig und die Zeit des Wartens nicht lang. Er hatte so Viel zu denken
und träumen!
War es denn wahr und war es denn möglich, daß sie den Weg mit ihm
gegangen, so vertraut wie mit einem Freunde? Bis heute hatte leine Miene,
kein Ton ihrer Stimme jemals es ihn nur ahnen lassen, daß sie so lächeln,
so froh blicken könne. Seit sie im Herbst desselben Jahres mit ihren vier
jüngeren Brüdern in den Nonnengarten gezogen war. seit er Magdalene dort
zum enten Mal gesehen hatte, seitdem hatte er sie lieben müssen. Sie war
eine Waise, das älteste Kind eines Mannes, der kurz zuvor sein ganzes
Vermögen eingebüßt hatte nnd unter viel häßlichem Gerede ans dem Leben
gegangen war. Dietrich Mönkmanns Vater aber — er lebte daznmal noch
mit demselben in dem großen Vorderhanse, in welchem das alte Handlungc-
gcschäst seiner Vorfahren fortgeführt wurde — sein Vater also, dem die
kaufmännische Ehre als das oberste Lebensgcsetz galt, sprach nur mit gering-
schätzender Verachtung von dem ihren. Nach dem Maßstab der Welt war

dcr junge Mönkmann Wohl dem Mädchen überlegen. Er selber aber empfand
desto tiefer den unendlich weiten Abstand zwischen ihrer verfeinert edlen,
vornehmen Art und seinem ungeschickt geraden Wesen. Er dünkte sich sc,
gering neben ihr, daß er bis hente kann? gewagt, seine Augen zu ihr zu er-
heben. Sie waren an Alter ziemlich gleich; aber während er die Jahre, seit
er erwachsen war, in derselben Umgebung, immer auf dem selten Comvtoirbvck.
schlecht und recht damit hingebracht hatte, seinem Vater zu Gefallen ein leidlich
guter Geschäftsmann zu werden, um alles Andere in der Welt, um Kunst
und Wissen sich wenig kümmernd, hatte sie in dem gleichen Zeitraum gelernt,
gelesen, gedacht und gelitten. Und Leiden reift. Es war ein Zug um ihr?
Lippen, der von bekämpften Schmerzen erzählte. Es war eine Milde in
ihrem Blick, wenn sie mit den Brüdern sprach, wie die einer Mutter, die
für ihre Kinder geduldig, thcilnahmvoll, heiter sein kann und die doch ihr
Ich, ihr eigenstes, sorgenticfes Sein, für sich behält. So hatte er sie still
verehrt und hatte geglaubt in ihren Augen nie etwas Anderes sein zu können,
als eben ein guter Genosse der Brüder. Durfte er denn mehr hoffen?
War'S nicht zu vermessen?
Dcr Schnee zog in weißen Wirbeln vorüber, vom Winde getrieben.
Und ihm, der still an den Baum gelehnt stand, ihm tanzten im Hirn tansend
neue Gedanken, holde Bilder, heiße Wünsche, stürmisch und wechselnd. Er
sah noch immer vor seinem Geiste das sonnige Lächeln, mit dem sie vorhin
ihn begrüßt, das weiche Steigen ihres Hauptes, mit dem sie von ihm Abschied
genommen; der warme Tou ihrer leicht verschleierten Stimme klang ihm im
Ohr- „Es war hübsch von Ihnen. Guten Abend, mein lieber Freund . .
Selbst den Druck der kleinen Hand meinte er auf seinem Arme »och zu spüren.
Aber indessen seine Phantasie sich also rückschauend in holdseliges
Erinnern, erwartend in köstliches Höffen verlor, blicken all' seine Sinne wach,
gespannt, aufmerksam horchend auf ihr Kommen. Tie Unterredung mit dem
Bormund dehnte sich aus. Wenn es nur Erfreuliches war, was jener ihr
mitzutheilen hatte! Ihm bangte. Ter kurze Wintertag giug schon zu Ende,
eine farblos graue Tämmerung senkte sich nieder, da klang endlich die Thür.
Langsam näherten sich schleppende Schritte. War sie es denn? In dem
trüben Lichte unterschied er die schlanke Gestalt, doch ging sie gebeugt, er
konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Schon war sie halb an ihm vorüber , . .
„Fräulein Magdalcnc," begann er. Da hob sie den Kopf. Und mit
Entsetzen in ihre entgeisterten Züge starrend: „Magdalene!" rief er, „was ist
geschehen? lim Gvtteswillen, was that mau Dir?"
Sic versuchte zu lächeln. Aber die Lippen zuckten so schmerzlich, das;
ihm darob beinah die Thräncn in die Augen kommen wollten. „Ich wußte
nicht, daß Sie hierbleiben würden. Das hätten Sie lieber nicht thuu sollen.
Ich will jetzt nach Hause, es muß wohl schon spät sein, ich . . . Leben Sie
recht wohl, Herr Mvnkmann." Das sprach sie Alles mit einer Stimme,
die wie abwesend klang, kraft- und tonlos und ohne ihn dabei anzusehen.

Sic wollte augenscheinlich allein gehen. Doch es war, als ob ihr auch dazu die Kräfte fehlten; denn da er sagte: „Ich habe denselben Weg wie Sie." fand sie nichts mehr einzuwenden. Sie gingen die gleiche Straße zurück, die sie gekommen, aber das Verhältnis; der Beiden war ein anderes geworden. Vorhin war, sie die Führende, er folgte ohne zu fragen wohin. Jetzt kannte er seinen Weg. Er leitete sie. daß ihr Fuß nicht im Schnee versinke, er lieh der Schwankenden seinen festen Arm zur Stühe; es schien fast, als sei er durch das Bewußtfein, daß sie seines Schutzes bedürfe, körperlich auch größer geworden. Tenn wie vorhin zu ihrer lächelnden Hoheit empor, so sah er jetzt nieder auf das geneigte, kummerschwere, heißgeliebte, holde Haupt. Sic sprachen kein Wort auf dem ganzen Wege.
Ter Sturmwind, der vorhin sie zusammengebracht, pfisf den Zweien ein lamcs Lied, das jeder von ihnen nach seinem Sinne sich auslegen konnte: wenn es ihr wie Verzwciflungsstöhnen schmerzlich in's Ohr drang, so klang es ihm fast wie Jubelgesang. Und als sie am Ende ihres Heimwegs, von der breiten Straße aus in den Thorweg des alten Mönkmann'schen Hauses einbogen, da wollte der übermüthige Wind noch einmal sein Spiel mit ihnen lreiben, er packte den Schirm, der sie schützen sollte, bog ihn, knickte ihn und stülpte ihn um, daß Dietrich all' seine Kräfte brauchte, ihn und zugleich seinen Hut festzuhalten. Nur daß jetzt Beide darüber nicht lachten.
Bis zu dem Hause, in welchem Magdalene wohnte, dem zweiten in der Reihe des Nonnengartens, gingen sie schweigend. Hier zog sie die Hand aus seinem Arm und wollte hinein. Er aber schüttelte den Kopf.
Er hatte sich ihrer Stimmung gefügt, er hatte kein Wort zu ihr gesprochen draußen im Sturm. Aber nun mußte sie ihm folgen, sollte ihn hören. Er ließ sie nicht los. Unter den Linden führte er sie den Weg hinab, drunten, wo ob der unuitterbrochen weißen, gleichmäßigen Tccke, welche heut Land und Wasser verhüllte, nur der alte Weidenstamm gleich einem warnenden Finger ragte, da hielt er inne, da stand er mit ihr. ES war still hier, geschützt und windlos. Er nahm ihre beiden schlanken Hände und kehrte sie zu sich und sah ihr in's Antlitz. — „Magdalene! Vorhin haben Sie mich Freund genannt. Wenn ich das sein darf, wenn Sie mir gut sind, ein wenig nur, müssen Tie mir jetzt sagen, was Ihnen ist. Ich will es wissen, aus daß ich Ihnen, als Ihr Freund, beistehen, Ihnen helfen kann."
Ihre seinen Lippen bebten. Der Mond war droben ans den Wolken hervorgekommen, daß jetzt die Beiden bei seinem Schein einander deutlich erkennen konnten. Sie hob die Augen auf zu ihm. „Ja, Sie haben ein Recht, das von mir zu begehren. Vielleicht thut's mir auch wohl, es Ihnen zu sagcu, -aber zu helfen ist nicht dabei. — Meine Ahnung war richtig, der Vormund hat mich rufen lassen, mir mitzuthcilen, wie ich gehofft, daß der Hauptgläubiger meines Vaters auf seinen Anspruch verzichten wolle. Er will «uch die Anderen veranlassen, daß sie einem Vergleich zustimmen, daß also von unserem Namen die Schande genommen werde. Und meinen Brüdern

die Mittel schaffen, um zu lernen, sich auszubilden, das Alles will derselbe
Mann. Ist es nicht gut? ist es nicht edel? So sagen Sie's doch!" — Es-
blitzte unheimlich in ihren Augen.
„Magdalenc ..."
„Sie sind bestürzt," unterbrach sie ihn, „ob so viel Großmuth'? Wio
werden Sie staunen, wenn Sie erst hören, was mir der Vormund noch
weiter enthüllte, daß dieser nämliche, hochgestellte, reiche Mann feinen Wohl-
thaten die Krone aufsetzt, indem er das Kind seines schlechten Schuldners der
unerhörten Ehre würdigt, sie zur Gattin zu begehren."
„Magdalene!" schrie er auf.
„Sie finden das nicht groß und erhaben? Sie begreifen nicht, wie dao
arme Mädchen ob dieser Nachricht verstummt und erstarrt, aller ihrer Sinne
baar ward? Sie sind glücklich, Sie wissen es nicht, wie dies verlassene Ge-
schöpf den günstigen Jnfall segnen muß, der ihr die Möglichkeit gewälirt,
ohne Schande und frei von Schulden zu leben. Sie wissen es nicht, wiV>
thöricht es ist auf Besseres zu hoffen, zu träumen, zu wünschen, was doch
nie sein kann, weil's eben zu schön ist und weil das Leben ist, wie es ist."
Er hörte kanm, was sie mit dieser tonloS harten, fremden Stimme vor
sich hinsprach. Er nahm noch einmal ihre Hände, die sie ihm entzogen
hatte. „Fräulein Magdalene", sagte er. und er zwang sich möglichst
rnhig zn sprechen; „ich beabsichtige Ihres Vaters sämmtlichc Schulden
aufzukaufen. Ihr ältester Bruder tritt in unser Haus, vou morgen ab.
Und sür die jüngeren werde ich gleichfalls Sorge tragen. Ich bin reich wie
jener, bin majorenn, seit zwei Monaten; ich kann's nnd ich will es. Meine Be^
dingung, meine einzige Bedingung, Fränlein Magdalene, ist, daß wenn Sie
einmal, künftig, wann immer es sei nnd wer immer es sei, einen Menschen
lieb haben sollten, Sic zu mir kommen, es mir zn vertrauen, auf daß ich
für ihn auch sorgen dars."
Sie sah ihn eine Secnnde lang wie geistabwesend an. „Das sieht
Ihnen ähnlich," sagte sie leise. Und dann, urplötzlich, er begriff kaum, wie
ihm geschah, hatte sie ihre Arme heftig ihm um Hals und Nacken geschlungen,
drückte sie die thränenfeuchte, kühle Wange an die seine und küßte ihn auf
beide Augen. „Dich habe ich lieb," flüsterte sie an seinem Halse leidenschaftlich,
mit halb erstickter, schluchzender Stimme; „Dich. Dich allein und Keinen sonst.
Denn Dn bist der beste, hülfreichste, liebste, gütigste Mensch, den ich je ge
kannt; selbstlos, so wie alle Anderen selbstisch. Weißt Du's denn nicht
längst schon? Begriffst Du's denn nicht, was mich vorhin so selig machte,
die Hoffnung, daß wenn jene Schande von mir genommen, wir einst ein-
ander lieben dürften? Nein, sei nicht so froh. Was nützt es denn, das-
wir Beide jetzt wissen, wie gut wir uns sind! Es kann ja doch nichts
daraus werden. Dein Vater, das Geld . . . Laß mich gehen Dietrich, —
eS wird ja doch nimmer und nimmermehr wahr."
Er aber hielt sie in seinen Armen nnd ließ sie nicht von sich. De,-

Wind schwieg still, der Schnee siel lautlos um sie her zu Boden. Er küßte
auf ihren bebenden Lippen jedes Wort des Zweifels zur Ruhe, er sah ihr in das
lhränenbleiche, vom silblernen Mondcnlicht überströmte, unsäglich schöne An-
gesicht. „Nicht wahr werden? Es ist schon wahr! Und kein Mensch, und
war's auch mein Vater, kann es mir stören, dies Glück, das über alles
Begreifen, das über Wünschen und Sehnen hinausgeht —"
Die nahe Thurmuhr schlägt. Ter Alte an seinem Schreibtisch neben
dem Fenster horcht auf und richtet sich in die Höhe. Draußen schneit es ruhig
weiter. Und ihm erfüllt das Glücksgefühl noch wärmend das Herz. Ihm
ist, als wäre es vor wenigen Stunden, gestern gewesen, daß er mit Magdalena
drunten, jung, im Schnee unter der Weide am Flußrand stand. Was zwischen
damals liegt und heute, das ist ihm versunken, der eine Abend nur lebt fort,
die Jahre seitdem erscheinen ihm als nichts mehr denn ein langer, grauer, trüber,
ereignislos stiller Wintertag. Als an jenem Abend der junge Dietrich nach
Hause gekommen, trunken, schwindelnd in seinem Glücke, da hat ihn an der Schwelle
schon die Kunde empfangen, daß sein Vater plötzlich erkrankt, vom Schlage
gerührt sei, ob einer Nachricht, die für das Haus Mvnkmann den Ruin
bedeutete. Statt der Geliebten beizustehen, mußte er jetzt seine Kräfte daran
setzen, dm eigenen Namen vor Unehre und vor Schmach zu bewahren; wo-
cr ihr hätte Helsen wollen, da wußte er kaum sich selber zu retten. Magdalene
sollte Recht behalten: es ward nichts daraus.
So blieb er denn einsam, der letzte der Mvnknianns, der um seiner
Pflicht willen der Liebe entsagt, der Hab und Gut darangegeben, des alten
Hauses Ruhm und Namen rein zn erhalten. Als die Firma wieder flecken^
los dastand, löste er sie auf. Es war ja Keiner, der nach ihm kam, Keiner,
für den cr zu erwerben begehrte, zu sorgen brauchte. Arm nnd bescheiden zog
er sich zurück und lebte seitdem mit Studien beschäftigt, von welchen sie ihm
einst gesprochen, im Nonncngarten unter dem Dache, das wenn auch nur einen
Winter lang, ihm die Liebste beherbergt hatte.
Auch heute, nachdem ihm also der Schnee den kurzen Glückstraum vor
Äugen gezaubert, erhebt sich der Alte, pünklich wie einen jeden Morgen, da
er die Thurmuhr schlagen Hort. Er nimmt Hut und Rock, bedächtig steigt
er die ausgetretenen, knarrenden Sinsen seiner steilen Treppe hinunter. Wenn
hinter ihm die Hansthür in's Schloß fällt, sagt wieder die Lehrerin zn
den Kindern: „Spielt jetzt, es ist Frühstückszeit." Und jubelnd stürzt sich die
junge Schaar, durch ihn erlöst, ihm nach in's Freie.
Tie Hände mit dem Stock ans dem Rücken, das Haupt nach oben,
mit den Augen den Wolken folgend, so wandelt er mit gleichmäßigen Schritten,
nicht schnell nnd nicht langsam, wie jeden Tag, den Weg dahin, bis zn
dem Thorbogen des alten Hauses, in welchem er geboren ward. Er blickt
voll Thcilnahme hinaus auf das Getriebe der Menschen, die dort auf der
breiten Straße in Wind und Wetter vorübcreilcn. Tann macht er Kehrt
und athmct anf in der wohlthuenden Stille unter den schnecbeladenen Linden

und schreitet weiter bis an den Fluß. Die Kinder sind ihm nachgelaufen,
sie hangen sich an seine Hände, an die Schöße seines altmodischen Rockes.
„Papa Mönkmann, nimm uns mit, wir haben Dir so viel zu erzählen!" Er
nickt und lächelt und Hort ihnen zu. Ein Menschenleben ist nicht freudenleer,
5as uoch an Wolken- und Bogelflng, an Kinderstimnicn sich ergötzt.
Drunten am Flußrand, neben der Weide, rastet er eine kurze Weile.
Wie mit kosender Hand fährt er über die knorrige Rinde des alten Baumes.
Und dann geht er heim, mit den Kleinen plaudernd, denen er Freund und
Vertrauter ist. Sie nehmen ungern Abschied von ihm. Denn sobald er
droben in der Kammer wieder an seine Arbeit zurückkehrt, wird ihre Schule
auf's Neue beginnen.
Tic alten Möukmanns vom Noimeiigarten erlöschen mit ihm; es währt
wohl nicht lange mehr, bis auch der Greis in die Grube hinabsteigt. Tann
bleibt keine Spur von seinem Wesen, als nur ein freundliches Erinnern in
Kinderhcrzen, das vor dem Ernst des wirklichen Lebens erblassen wird, wie
der Schnee vor den ersten warmen Strahlen der Sonne von der Erde fort-
fchmilzt. Nach jenen werden andere kommen, die nichts von ihm wissen.
Immer andere und immer mehr und immer ncne junge Menschen im Nonnen-
garten, die hoffen und träumen, wie er einst gethan, und von denen viele,
ach, wie viele! ihres Jugendsehucns goldige Ziele nimmer erreichen. Doch,
ob sie anch sich fügen müssen, entbehren, entsagen lernen wie er, wer ein-
mal, eine einzige Secimde lang nur, glücklich gewesen, wer ein volles, echtes
Glück, wie er cS drnntcn im Schnee am Flußrand in seinen Armen gehalten
hat, je. sei» genannt, der ist gefeit gegen Leid nud Entbehren, der hat nicht
umsonst gelebt.

Gustav von Aloser,
von
Paul Lindcnbcrg.
— Berlin, —

ie wollen die Wette aufnehmen, Kamerad?" — „Ja, es gilt, einen Korb Sect!" — „In acht Tagen und persönliche Bekanntschaft?" — ,Ja. in acht Tagen!" — »Und kein flüchtiges Zusammentreffen, kein großes Vorgestelltsein?" — „Nein, wie ich behauptet, eine richtige Bekanntschaft, wenn auch natürlich keine ganz intime — na, Sie wissen ja, was ich meine!" — „Angenommen also: Tic Herren hier sind feierlich geladen, heute m einer Woche den silberbehelmten Producten der Madame Cliquot alle Ehre zu erweisen!"

Uebermüthig lachend hatten die anderen Offiziere den Verlauf des Weit- gesvrächs verfolgt. „Na, mein lieber Kamerad," sagte seht ein älterer Haupt- mann zu dem schlanken Jägerlicutenant. der die Wette abgeschlossen, „Si? werden einen höllisch schweren Stand haben, es ist ein Blitzmädel, die Kleine, bat Race, hat Schneid', wir haben hier schon Alles versucht, sie kennen zu lernen, näher selbstverständlich, aber es war nichts. Sie wissen ja, wie diese Theaterfcstung durch verschiedentlich? Außenforts beschützt wird!"

Ja, er wußte es, der Wettende, daß man nur schwer zu der kleinen Kübschen Soubrette Vordringen konnte, er hatte auch schon mancherlei Experimente- deshalb unternommen, aber der Weg zu den Coulisseu war mit tausend Hindernissen verlegt und die ärgsten derselben bestanden in den corpulcntcu Figuren einiger Stadtverordneten und Stadträthe, die, da daS Theater unter dem Protecrorate des Magistrats stand, besonder» eifersüchtig darüber wachten^

daß kein Unberufener das Reich der Schminke und des Puders betrete. Aber rrotzalledem uud alledem, der junge Offizier hatte guten Muth und hoffte, dio in so später Nachtstunde abgeschlossene Wette zu gewinnen, wie? das wnfztc' er freilich selber noch nicht, aber zuversichtlich zupfte er an dem kleinen Schnurrbärtchen und setzte guten Muths das Glas an seine Lippen. Znni Wetter, er hatte doch nicht vergebens bei der Garde gestanden, hatte doch nicht vergebens schon so manchen Herzenssturm siegreich ausgeführt, um hier, in der Provinzialstadt, in Görlitz, wohin ihn vor kurzem das Machtwort seines ehemaligen Commandcurs verschlagen, so schnell den Rückzug blasen zu müssen! — Nein, nein, das durfte nicht geschehen, nimmermehr, so leicht konnte er nicht seinen guten Berliner Ruf verscherzen, er mußte alle Minen springen lassen, um die Wette zu gewinnen!
Das war jedoch leichter gedacht wie gethan! Ties merkte erst am nächsten Tage der Offizier, als er sich rnhigen Blutes überlegte, auf welche Weise er die W.'tte gewinnen könnte. Direct hingehen zn der Schauspielerin konnte er doch auch nicht, das wäre lächerlich gewesen, »ei». Witz mußte die Sache haben, originell mußte sie angefangen werden ^ aber wie, aber wie?! — Ruhelos in seiner Stube auf- und abschreitend, sann und grübelte er nach und überlegte immer von neuem alle Finessen der Licbcstaktik, Wie wäre e^, wenn er es machte, wie die Schwester eines seiner Berliner Kameraden, die sich einst die Husaren Uniform ihres Bruders angezogen und dadurch ein pikantes Abenteuer erlebt hatte, wenn er sich etwa als Dame costumirte und sich in dieser Verkleidung der Schauspielerin näherte? Schade wäre es freilich um den hübschen Schnurrbart, der fallen müßte; aber nein, nein, die Idee war überhaupt nicht auszuführen, er mußte etwas anderes ersinnen.
Doch der lustige Streich der Schwester seines Freundes wollte ihm nicht aus dem Kopf, wie oft hatte er schon darüber gelacht, wie oft, wenn er im Thealcr gesessen, bedauert, daß er ihn nicht einem Lustspieldichter mittheilcn konnte, er wäre wie geschaffen zu einem übermüthigeu Schwank. Halt — und er blieb dabei plötzlich stehen, wenn er diesen Schwank schriebe, wem, er selbst diesen Plan ausführte? So sehr schwer konnte es doch nicht sein, er hatte ja in Berlin das Theater oft genug besucht, mit großer Vorliebe sogar, vielleicht waren ihm die Musen hold!
Das Ganze erschien ihm wie ein kleines pikantes Abenteuer, srisch da-rauf los. wie es sich für einen flotten Jägerlieutenant ziemte. Einige Stunde,, emsigen ArbeiteuS — und das Theaterstück war fertig, und mm eingepackt und an die Directivn geschickt; wnrde es angenommen, so war sogleich die Bekanntschaft mit der Soubrette gemacht, denn für sie war die Hautrolle bestimmt, jener „weibliche Husar", wie das Stückchen betitelt worden war. und dem Autor durfte doch wahrlich nicht der Weg zu den Coulissen ver sagt werden! Wenn der Schwank überhaupt zur Aufführung gelangte, so mußte dies natürlich anonym geschehen, alx'r dem Director nannte der Brr-

süsser in dem Begleitschreiben seinen Namen: „Gustav von Moser, Seconde-Lieutenant im Schlesischeu Jäger-Bataillon No. S."
Einige bange Tage vergingen für den so plötzlich zum Lustspieldichtcr gewordenen Offizier, dann aber, eines schönen Morgens, traf die glück dringende Antwort ein: der kleine Schwank war acceptirt wordeil und sollte >um ersten Male gelegentlich des bevorstehenden Benefizes der vielumworbenen Soubrette in Scene gehen! — Bald machte denn auch der Sohn des Mars „no der Thalia die persönliche Bekanntschaft der hübschen Schauspielerin, die ihm — unbewußt — für später eine gute dramatische Lehre gab, denn als er sich bei ihr erkundigte, wie ihr das Stückchen, das sie gerade in der Hand hatte, bei der Lectüre gefallen, nieinte sie: „O ganz gut, nur an einzelnen Stellen ist es zu lang."
„Tann kürzen wir doch," meinte der Verfasser, „hier ist ein Bleistift." „Schönsten Tank," lautete die Antwort, „der würde uns zu lange aufhalten, hier, Stecknadeln sind nützlicher." Und zum großen Erschrecken des Tichters heftete sie imnier gleich mehrere Seiten zusammen, und zwar die-jenigen, die nach seiner Meinung die csfectvo listen Stellen enthielten!
Tie Wette war also gewonnen, nnd der „Weibliche Husar" wurde — es war im Jahre 1856 — mehrfach im Görlitzer Stadttheater angeführt, mit reckt gutem Erfolge, obgleich wohl ein Theil desselben auf das persöliche tiontv des Autors zu setzen war. Der schriftstellernde Lieutenant dachte 'vohl zunächst kaum selbst daran, daß er noch weiter für die Bühne schaffen würde, aber er halte doch von der süßen Frucht des Beisalls gekostet, und diese seltene Speise hinterläßt einen verlockenden Nachgeschmack, den nach einem neuen, einem größeren Gericht davon!
Gustav von Moser war ungcsähr dreißig Jahre alt, als er auf so laigewohnte Weise sein Talent zum Lustspieldichter entdeckte. Am 11. Mai 1525 als der Sohn eines Majors in Spandau geboren, also „indirekter berliner", genoß er seine Erziehung im Berliner Kadcttencorps, zu gleicher Zeit übrigens mit A. von Winterfell?. In jenen Jahren glücklicher Kadetten !mi. wo der Muth ebenso groß war wie die Spannkrast des Magens und wo die weitbuchtigen Taschen gelegentlich der Pagcndienste bei der Königin Elisabeth häufig mit hcißwillkommenen Leckereien gefüllt wurden, fand bereits Moser s erstes Zusammentreffen mit dem kürzlich verstorbenen General-Inten-danten von Hülsen statt. Als nämlich der erstcrc einst als .Kadett, mit eiuer ttuchendiite beladen, ans einer Conditorci trat, vergaß er einen vor übergehenden, hochaufgeschossenen Gardeossizier zu grüßen. „Heda, Sie, «adelt, warum haben Sie nicht gegrüßt?" „Ich bitte um Entschuldigung, ich habe Sie nicht gesehen!" „Ach was, nicht sehen, werde Sie zur Anzeige bringe,,!" Tie Anzeige geschah zwar nicht, aber der Kadett erfuhr doch den Rainen des Offiziers, der ihm einige erwartungsvoll-bange Stunden ver-ursacht hatte. Zwei Tecennien darauf konnte Moser eine kleine Revanche »ehir.rn. Als nämlich in den 60er Jahren der „Moderne Barbar" im

Paul Lindenberg in Berlin. —
„Wallner-Theater" mit vielem Glück häufig wiederholt wurde, traf Herr
von Hülsen den Dichter einst Unter den Linden. Gern, so führte er im
Laufe des Gesprächs an, hätte er den „Modernen Barbaren" im Schauspiel-
Hause zur Aufführung gebracht, aber wegen der lächerlichen Figur des Alfred
von Horst wäre es ihm beim besten Willen nicht möglich gewesen. Wenige
Wochen nun darauf wurde irgend eine größere Wohlthätigkeits-Vorstellung
im Schauspielhaus? arrangirt und auch mehrere Mitglieder des „Wallner-
Theatcrs" wirkten in derselben mit. Was aber brachten sie zum Schrecken
Herrn von Hülsen's zur Darstellung? Ten „Modernen Barbar"!
Nach Absolvirung des Kadettenhauses trat Moser als blutjunger
Lieutenant in das Garde-Jäger-Bataillon ein und genoß das großstädtische
Leben in vollen Zügen. Eine ernstere Zwischenpause bildete das wild
Jährende Jahr 1848, wo das genannte Bataillon actio eingreifen und an
mehreren Straßenkämpfen theilnehmeu mußte. Mitte der 50er Jahre wurde
Moser in das zu Görlitz garuisvnirendc Jäger-Bataillon versetzt, quittirte
aber bald nach seinem ersten Bühnen-Erfolge die militärische Laufbahn, da
er sich vermählt (mit der ebenso liebenswürdigen wie geistvollen Mathilde
von Reißwitz) und seinen Wohnsitz auf dem Gute seines Schwiegervater».
Holzkirch bei Lauban in Schlesien, genommen hatte. Wenn er aber auch
des Königs Nock ausgezogen und den Degen an die Wand gehängt hatte,
im Herzen war er doch stets ein forscher, ein flotter Soldat geblieben, das
hat er noch lange Jahre darauf bewiesen, indem er die Abbilder seiner
Kameraden auf die Bühne brachte.
Das Theater hatte es ihm doch angethan, wenn er auch vorläufig keine
Zeit fand, sich näher mit den neckenden Geistern der Lustspielmuse einzulassen,
denn mit vollem Eifer hatte er sich der Landwirthschaft gewidmet. Im
Herbst jedoch und namentlich im Winter, wenn vom Jsergebirgc her die
Stürme hernicdcrbrausten und den einsamen Gutshof umtobte», dann traten sie
ein, die Figuren des Theaters, die humoristischen Gestalten, denen der emsige
Gutsvcrwalter bereits im Leben begegnet, sie gruppirten sich um seinen Schreib^
tisch, auf dem die Wirtschaftsbücher aufgeschlagen lagen und auf dem in
schöner Reihe all' die lobcnswcrthen Werke über Bichzucht und Düngung
und Buttcrbercitung standen, sie verneigten sich mit komischer Grandezza und
rückten näher, immer näher, bis der vorwitzigste von ihnen das Ncchnnngs
buch mit langen Ziffcrreihen zuklappte und an feine Stelle einige Bogen
weißen Papieres legte, und um sich von dem Spuk zu befreien, ergriff endlich
der Bedrängte die Feder und zeichnete mit all' ihren Merkmalen die sonder-
baren Gesellen ans und in ihren Kreis mischten sich noch mancherlei andere
gute Bekannte und Bckanntinncn, von letzteren besonders kokette Wittwen und
schalkhafte Backfische, auch junge Frauen, im Liebes- und Ehcspicl wohlcr-
sahrcn. Und siehe da, ans der ganzen bunten Gesellschaft entstanden einige
kleinere einactige Lustspiele, „Moritz Schnörche", „Er soll Dein Herr sein".
„Wie denken Sic über Rußland", und „Ein moderner Barbar". Jaghaft

nur wurden sie in die weite Welt hinausgelassen, aber sie fanden ante Auf-
nahme „nd klopften nicht vergeblich an die sonst so beharrlich verschlossenen
Thören der Tirectionen. sogar in das „Wallner-Theater" zog 1859 „Moritz
Zchnörche" ein und seine Antritts-Visite fand großen Beifall.
Ein guter Anfang war gemacht, aber die Fortsetzung folgte vorläufig
nicht. 18S2 war der Schwiegervater Moser's gestorben »nd letzterer mußte
nun allein die Verwaltung des umfangreichen Güter-Complercs übernehmen
und sich jetzt ernstlich mit de» landwirthschaftlichen Verhältnissen vertraut
machen. Tie schriftstellerischen Arbeiten verschwanden mehr und mehr, der
emsige Landwirth legte die Feder ganz bei Seite uud holte sie nur zu den
nvthigen Briefen oder zur landwirthschaftlichen Buchführung hervor.
Die luftigen Kobolde aber, die sich doch noch hin und wieder einstellte»,
scheuchten vor der sorgenvollen Stirn ihres ehemaligen Lieblings zurück, sie
iahen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen war, doch gaben sie ihre Hoffnung
nicht auf, sie wußten aus Erfahrung, daß, wer erst einige Federn für die
Bühne zerschrieben, derselben doch mit Haut und Haar für die Zukunft sich
verschrieben hatte — rsvierit tmijours ä ss» prsiuisis amoiir»! Und
richtig, die Zeit kam, zwar erst nach einer sechsjährigen Periode, aber sie
Km doch, und mit größerem Muth wie je vorher widmete sich Moser der
Lustspielmuse, und er that recht daran, denn er erntete bald bessere Lor-
beeren mit seinen Bühnen- als mit feinen landwirthschaftlichen Arbeiten.
Verschiedenen Einackern: „Ein Stoff von Gerson", „Wenn man Whist
spielt", „Vernachlässigt die Frauen nicht", „Kandels Gardinenpredigten",
folgten größere Arbeiten und zwar griff hier zunächst Moser auf sein erstes
Stück „Ein weiblicher Husar" zurück, zu welchem er zwei weitere Aufzüge
Kinzuschrico und den Schwank als „Eine Iran, die in Paris war" auf eine
erfolgreiche Bühnenwandcrung schickte.
Trotz des Beifalls aber, den seine lustigen literarischen Kinder fanden,
verhehlte sich Moser nicht, daß ihm doch noch mancherlei an der vollen
Kenntniß der Bühnentechnik fehlte und daß er, da er nicht in dirceter, leb-
hafier Verbindung zum Theater stand, nur schwer und langsam die nöthige»
Erfahrungen sammeln würde. Er versprach sich daher viel vv» dem Zu-
sammenarbeiten mit erprobten Bühnenautoren und knüpfte nach dieser Richtung
hin mancherlei Verbindungen an. So zogen denn verschiedene Gäste mit
bekannten und unbekannten Namen auf dem Gutshvfe in Holzkirch ein, es
kamen Benedir, Kalifch, L'Arrvnge und noch manch' Andere, die sich gern
den idyllischen Sommeranfenthalt an einem der lieblichsten Fleckchen Schlesiens
gefallen ließen. Neben der. gemeinsamen Arbeit fehlte es nie an Zer-
streuungen, man ging auf die Jagd, fischte, ritt, machte Ausflüge zu den
herüberlugendcn dunkelbewaldeten Jsertammen und stattete auch manchen Be-
such dem benachbarten Böhmen ab. Nebenbei wurden verschiedene größere
Werke fertig. — oder auch nicht fertig!
Es sind oft kleine Lustspiele für sich, jene Erlebnisse, welche Moser

damals mit seinen Possen- und schwankbeslisseneu Güsten durchmachte, und manche Episode mag spater dem Gastgeber zu einem wirksamen Scenenvor-Wurf gedient haben.
Da kam zum Beispiel auf Mosers Einladung ein Schriftsteller zu ihm. dem Moser den Plan zu einem abendfüllenden Lustspiel unterbreitet und der von diesem als ausgezeichnet befunden worden war. Moser brannte auf die Arbeit und hoffte, dafz man mit derselben sofort am Tage nach der Ankunft des werthgeschätztcn Collegen beginnen könnte. Als er diesen Vor-satz andeutete, hieß die Antwort: „Jawohl, natürlich, sehr gern, aber erst, lieber Freund, müssen Sie andere Gardinen an diese Fenster machen lassen, bei dieser Beleuchtung kann ich unmöglich schreiben."
Tie Gardinen wurden also ab- und andere angemacht. Nnn wenigstens, dachte Moser, können wir den Federkiel schwingen. Aber leider nein, der Autor war gewöhnt, sich seinen Kaffee selbst zu kochen, wahrscheinlich um besondere Inspirationen zu empfangen, und da er in seinem Junggesellen-Heim an eine sogenannte Sturz-Maschine gewöhnt war, wurde ein derartiges Eremplar ans Berlin verschrieben. Als dieses angelangt, brannte dem Herrn Collegen die Lampe nicht hell genug, folglich erst Abänderung beim nächsten Klempner, dann standen die Möbel in seinem Zimmer schlecht, daranf gab es noch dies und das, kurz, durch immer neue Qunrgcleien und Quängcleien verstrich weit über eine Woche, ohne daß Tintenfaß und Feder je in die Versuchung gerathcn wären, ihren Beruf zu erfüllen. Endlich aber waren alle Wünsche des Gastes berücksichtigt uud es konnte nun an die Arbeit gegangen werden. Man hatte verabredet, daß der Berliner Schrift-steller nach dem von Moser entworfenen Sccnarium den ersten Act auö' arbeiten, und daß nach seiner Fertigstellung Moser ihn eventuell umändern uud verbessern sollte. Nach einigen Tagen wird Moser von dem Collegen gerusen, da ihm dieser den ersten Aufzug vorlesen null. „Aber ehrlich die Meinung sagen, ganz ehrlich," bittet jener noch vorher. Tie Lecture beginnt, der ersten Secne solgt die zweite, der zweiten die dritte. Der Autor steht immer über die Blätter hinweg fragend seinen Zuhörer an, der keine Miene verzieht. Nach einigen weiteren Sccnen sagt der Vorleser vorwurfsvoll und stirnrunzelnd: „Aber Sie lachen ja nicht, es ist doch ein Lustspiel!" „Ich kann mich doch nicht zum Lachen zwingen," meint Moser. „Na warten Sic nur, in den nächsten Scenen . . ." Die nächsten Sceuen kamen, aber den Zuhörer ließen sie vollständig kalt, fast apathisch. „Sic lachen ja noch immer nicht?!" fährt endlich der Vortragende auf, „Gefällt Ihnen denn meine Arbeit nicht?" „Aufrichtig: nein! Aber —," jedoch von einem „aber" war keine Rede mehr, der entrüstete Autor packte seine Sachen zusammen und reiste noch am selben Abend ab.
Ein anderer Mitarbeiter hatte eine besondere Passton für die Malerei. Holzkirch liegt allerliebst, von fern schaut die Schneekvppe herüber und der nahe Queis durchplätschert mit seinem silberhellen Wasser die idyllischesten

Triften und Waldungen. Tas war denn dem literarischen Farbenknndigen
gerade recht, früh bei Sonnenaufgang war er im Freien und bereicherte die
Blatter seines Skizzcnbuches, statt die auf seinem Schreibtische liegenden weiften
Bogen zu füllen, und bald nach der Mittagsmcihlzcit flog er wieder aus,
um bis Sonnenuntergang an irgend einem versteckten Fleckchen zn sitzen und
dabei Baunnchatten und Sonnenreslere abzuconterseien. Machte Mvser aber
eine leise, nicht mißzuverstehendc Andeutung, so lautete die Antwort: „Morgen,
Liebster, morgen, sehen Sie nicht die Wolken da am Himmel, es wird Regen
geben, da kann ich nicht hinaus, Sie werden erstaunt sein, wie rasch ich dann
-arbeite!" Aber leider, es kam nie der prophezeite Regen!
Ein dritter Lustsvicl-Compagnon, auf den Moser besondere Hossaungen
gesetzt, las einst in einem alten Schmöker der Gutsbiblivthek, das; in der Nälie
von Holzkirch ein großer Schah, ans dem dreiszigjährigen Kriege stammend,
vergraben wäre. Seit jenem Zeitpunkt hatte er keine Gedanken mehr sür
das gemeinsame Lustspiel, er dachte mir an die Gold- und Silberbarren,
welche ungehob^n im Schooße der Erde ruhten, und lies; denn auch mit Bitten
und Trängen nicht eher nach, bis Moser eine kleine Erpedition ausrüstete,
um den Schatz zu gewinnen. In nächtlicher Stunde machte man sich auf
den Weg und erreichte den vermeintlichen gehcimnißvvllen Punkt. Tie mitge-
nommenen Arbeiter setzten ihre Schaufeln und Hacken in Bewegung, und während
sie das Erdreich untersuchten, unterzogen Moser und seinGcsährte die Flaschen vor-
rätlie einer eingehenden Inspektion. Sie waren glücklicher wie die Arbeiter, denn
dieie fanden nichts, die literarischen Schatzgräber dagegen fanden in ihrer
animir-ten Stimmung den Stoff zu einem neuen Lustspiel, das später allerdings
'cinen VerfeNigern auch keine Schätze einbrachte.
Ter vierte Mitarbeiter „brannte" Mvser einfach durch und zwar wegen
gekränkter Eitelkeit! Er weilte im Herbst in Holzkirch, gerade zur Zeit der
Jagden: obwohl kein Jüngling mehr, galt er noch immer als ein Liebling
der Frauen und speeiell bestach sein Ertcriener, denn er verstand die große,
geheimnisvolle Kunst, ,,sich anzuziehen", so gut wie selten Einer. Er kannte
-alle Toiletteuvslffe. durch welche man der Natur zu Hülfe kommt, und er
hatte es auch nöthig, da er eigentlich durchaus nicht das war. was er so
brillant zu scheinen verstand — nämlich: ein schöner Mann! So wußte er
beispielsweise seiner Körperlänge, die einige Zoll zu wünschen übrig ließ, dnrch
abnorm hohe Absätze, welche von schlau, geschnittenen Beinkleidern maskirt
wurden, sehr erfolgreich nachzuhelfen. Also der Schriftsteller sah immer
«patent' aus und hatte sich auch — seine Mittel erlaubten ihm das — zu
den Jagden ein Coiliim mitgebracht, das bei aller praktischen Thätigkeit und
scheinbaren Anspruchslosigkeit mit rassinirtester Koketterie gebant war.
Man kann sich denken, wie kläglich die übrigen Herren der Jagdgesellschaft
mit ihren in Sturm und Wetter erprobten Anzügen neben ihm abfielen. Das
war ab.'r dem literarischen Bonvivant gerade recht, denn er wollte gefallen,
gerade diesmal gefallen, gerade einer gefallen, die er in der Residenz

nur flüchtig keimen gelernt, die er jetzt jedoch im Hause seines Gastsreundes, in welchem sie viel verkehrte, näher kennen zu lernen hoffte. Tic Dame war eine stolze, unnahbare Schönheit, aber der elegante Lustspieldichter rechnete ans den ungezwungenen Verkehr des Landlebens, nicht zum wenigsten auch auf die oft erprobte Macht seiner durch Schuster und Schneider so vortheilhaft gehobenen Persönlichkeit. Und der Schneider hatte diesmal, wie gesagt, Wunder gethan, der Jagdanzug saß entzückend, aber der Schuster! Dieser unglückselige Kerl von einem Schuster hatte die Stiefel zn klein gemacht und nach mehreren Tagen heldenmüthig ertragener Qualen musz sich der Schriftsteller bequemen, wenigstens für die Jagd ein Paar ganz große Schuhe seines Wirthcs, der stets über mehrere Dutzend von Stiefeln verfügt, anzuziehen. Scheußlich! Die Dinger sitzen graßlich, machen ihn auch um mehr als einen Zoll kleiner, aber was soll er thun? Glücklicher Weise wird ihn die angebetete Frau von L. nicht in diesem Aufzuge sehen, denn im Wald wird er ihr doch nicht begegnen und im Hause zieht er sofort wieder die mitgebrachten Lackstiefel an. Mit diesem Trost im Herzen und den fürchterlichen Schuhen an den Füßen zieht er fröhlich in den Forst, den Fasan zu jagen, und das Glück scheint ihm hold, denn kaum im Revier, entdeckt er ein prachtvolles Exemplar dieses schmackhaften Bogels, freilich noch außer Schußweite, aber wenn er nur einige dreißig Schritte heranschleichen könnte, dann wollte er wohl — verdammt, das dürre Laub raschelt und die großen Stiefel knarren, a bah, fort damit, er streift sie ohne Mühe ab und schleicht auf den Strümpfen geräuschlos näher, legt an, schießt, trifft und sieht den Fasan, der nur angeschossen ist, auffliegen und an hundert Schritte weiterflattern, bis er in's Dickicht stürzt. Er schickt den Hund hinein, läuft selbst mit und findet nach kurzem Suchen den feisten Hahn, der unterdessen seinen letzten Flügelschlag gethan. Das fängt ja heute prächtig an, monologifirt der literarische Nimrod, während er den Fasan an die Jagdtasche knüpft und den Weg aus dem kleinen Gehölz zurücksucht, um seine Schuhe wieder anzuziehen, denn es wird ihm schon kühl, und wie lächerlich er aussieht, wenn ihn so Jemand sähe, etwa Sie, um Gotteswillen, dann lieber noch in den scheußlichen Schuhen feines Wirthcs! „Aber wo stehen denn die Dinger? — Hier war's doch ? — Oder nicht? Der Teufel, ich weiß eigentlich gar nicht — Flick, suche doch meine Stiefel, meine Stiefel — verdammte Situation!" Und Herr und Hund suchen und finden die Sticfcl nicht, und nach manchcm vergossenen Schweißtropfen nnd vielen Flüchen entschließt sich der Lustspieldichter, auf den Strümpfen nach Hause zu hinken. Glücklicher Weise ist's nicht weit, und wenn er hinten dnrch den Garten geht, begegnet er gewiß keiner menschlichen Seele. Und so scheint'S auch zu sein, denn er ist schon ungesehen bis in die kleine Allee gekommen, nnr noch wenige Schritte von der Hintertreppe entfernt, jetzt biegt er scharf um die Ecke und steht zwei Damen gegenüber, die im Gespräch auf ihn zukommen, die Frau des Hauses und — o all' ihr Götter! — sie, Frau von L. Und da giebt's keine Flucht und keine Versenkung, kurz, keine

Rettung vor der Lächerlichkeit, er mus; stillhalten, denn die Damen stehen
schon vor ihm, und die kurzsichtige Hausfrau, die den Zustand des Aermsten
nicht einmal bemerkt, stallt ihn ihrer Freundin vor, der junonisch gebauten
Frau, die jetzt mit mühsam bekämpftem übermüthigen Lächeln auf den
fassungslosen Courmacher herabblickt, der ohne Absätze und Korkeinlagcn noch
um drei Zoll kleiner erscheint als sonst. Einige Entschuldigungen, einige leere
Phrasen — und der Schriftsteller flüchtet in das Haus, um sofort seine
Sachen zu packen und noch am selben Nachmittage abzureisen. Und Mann
und Lustspiel sab man niemals wieder!
Trotz dieser humoristischen Erfahrungen mit seinen Mitarbeitern waren
jene Jahre sehr glückbringende für Moser, denn das „Stiftungsfest", welches
zum Theil nach „bekannten lebenden Mustern" gearbeitet ist, die „Sonntags-
jäger", „Der Rcgiflrator auf Reisen", „Ultimo" und so manches andere aus-
gelassene Stück trugen den Namen ihres Verfassers fast über ganz Teutsch-
land. Und von nun an trat keine Ruhepause mehr ein; der „Vcilchenfresser"
machte überall seine gern gesehene Aufwartung, der „Hypochonder" marschirtc
hinter seinem leichtfertigen Gesellen her, die „Kranke Familie" kurirte durch
ihre Komik manchen griesgrämlichen Zuschauer, die „Versucherin" erprobte
ihre Künste, „Harun al Raschid" unternahm seine pikanten Streiszüge und
der „Bibliothekar" wurde zu spiritistischen Kunststücken herangezogen. Tann,
nachdem Moser lange genng allein gearbeitet, fand er in Franz von Schvnthan
einen neuen unternehmungslustigen Genossen, mit dem ein Hauptwurf: „Krieg
im Frieden" gelang und mit dem ferner auch der „Zugvogel" und „Unsere
Frauen" vollendet wurden. Neuerdings ist Otto Girndt der literarische Gast
Moser's und mit ihm entstand die „Sternschnuppe", die von den verschiedensten
Bühnen gern willkommen geheißen wurde.
Wie mit seinen Mitarbeiten?, so machte Moser auch die sonderbarsten
Erfahrungen mit seinen Stücken. Ter „Hypochonder" zum Beispiel fand
die benallreichste Aufnahme in ganz Norddeutschland, weit weniger dagegen
im Süden unseres Vaterlandes; in Frankfurt a. M. warfen einzelne Blätter
dem Verfasser vor, „daß er als früherer preußischer Gardelieutenant in dem
Stück demokratische Einrichtungen habe lächerlich machen wollen". Als „Harnn
al Raschid" an die Bühnen versandt worden war, schrieb Director Maurice
aus Hamburg an den Antvr, daß er den Schwank gern zur Aufführung
bringen mochte, aber es müßte doch Ties und Jenes geändert werden, da
einzelne Stellen zu frivol wären. Am nächsten Tage langte ein Schreiben
aus Wien an, in welchem die Tirectivn des „Stadt-Theaters" Moser er-
suchte, einige Trollerien nnd ausgelassene Scenen in den Schwank einzu-
fügen, in seiner jetzigen Gestalt wäre er doch etwas zu monoton! Moser
that wohl das Beste, was er thun konnte: er sandte Maurices Brief an
die Tirectivn des Wien.'r Stadt-Theaters und der letzteren Brief an Maurice
bei Jedem bemerkend, er glaube hiernach die richtige Mitte eingehalten zu
haben. Ter Premiöre des „Bibliothekars" in Posen wohnte ein bekannter

Paul kiildcnberg in Berlin.
Berliner Theatcr-Director bei. „Nein," meinte er nach dein Schluß, „daS
Stück ist für meine Bühne unbrauchbar, würde kaum fünfmal gegeben werden!"
Im Berliner Schauspielhause reichten dann die Wiederholungen an die Ilster
hundert heran! Recht nnglücklich fiel einmal das persönliche Nrtheil eines
Bühnenleiters ans den Reichslanden aus. Moser faß mit ihm nnd einem
anderen Schriftsteller, dessen dramatische Werke früher unter einem Pseudonym
in die Welt gingen, in einem vornehmen Berliner Restaurant zusammen;
der Autor war dem Director jedoch nur unter seinem wirklichen Namen vor-
gestellt worden; bald nun kam das Gespräch auf die Erfolge der Saison
und der Director klagte, wie wenig einzelne Stücke, die von der Berliner:
Presse mit großem Geschrei angepriesen worden waren, bei seinem Publikum
„eingeschlagen" hätten. „So znm Beispiel," fährt er fort, „mit dem viel-
gerühmten Lustspiel: ,Der Mann voller Geist. Es fiel gänzlich ab, gänzlich
ab." Moser erschrickt, denn sein Nachbar, der ein recht sauersüßes Gesicht
machte, war ja der Verfasser des genannten Werkes, und als dieser sich
später entfernte, theilt er es dem verdutzten Director mit. „Lieber Himmel,"
sagt jener, gewissermaßen entschuldigend, „es war ja nicht das einzige schlechte
Machwerk, das wir aus Berlin bekommen. Besser wie die Posse „Drei
Monate nach Dato" war es noch immer!" „Und erinnern Sie sich nicht,
von wem dieses Stück ist?" „Nein, der Name haftet mir nicht im Ge-
dächtnis;." „Sinnen Sie nicht erst nach — es ist von mir!"
Seit einer Reihe von Jahren hat sich Gustav von Moser von der
eigenen Bewirthschaftung seines Gutes zurückgezogen nnd dieselbe einem Pächter
überlassen. Er bewohnt seitdem eine behagliche Villa in Lauban, dicht am
Fuße des Stcinberges gelegen, des hübschesten Punktes der kleinen alter-
thümlichen Stadt. Tie Aussicht von hier ans das zu unseren Füßen liegende-
Queisthal und auf die sich langhin ausstreckenden Höhenzüge des Jfer- und
Riesengcbirges ist ganz herrlich nnd mit aufrichtiger Freude weilt der Blick
auf diesem Prächtigen Stückchen Erde. Im Hintergrund ziehen sich weit
ausgedehnt die blaueu Conturen der schleichen Berge entlang, vor uns
dehnen sich in mannigfaltiger Abwechselung Wälder und Felder, Thäler und
Hügel aus und hier und da schimmern aus grünen Blätterhainen die rothen
Ziegeldächer eines Dörfleins hervor. Freundliche Spaziergänge führen von dem
Berge zn dem Moser'schen Heim hinunter, in welchem man sich vom ersten
Augenblick an behaglich und wohl aufgehoben fühlt. Tie sämmtlichen Räume
durchweht die schwer definirbare Luft der Gemüthlichkeit, der Herzlichkeit; da
ist nichts Ueberladencs und Prunkhaftes, nichts Aufdringliches und „Ori
ginelles", nirgends wird man durch Büsten, Bilder, Andenken und ähnliche
Ausschmückungen daran gemahnt, daß man sich in der Wohnung eines
Schriftstellers befindet, der bisher so mancherlei werthvolle Auszeichnungen
erfahren. Ueberall trifft man auf eine anheimelnde Vornehmheit, der richtige
Ausdruck des Moser'schen Wesens und Charakters.
Das Prädikat, welches man fast allen Moser'schen Stücken zucrtheilen

muß, daß sie nämlich liebenswürdig nnd unterhaltend find, das mufz man
^uch dem Tichter selbst voll und ganz crthcilen. Mit dem feinen tactvollcn
Wesen des vollendeten Cavaliers verbindet er die Vorzüge des begabten
Schriftstellers; er ist aus dem literarischen Markte stets aa Küt und plaudert
offen und ehrlich über die Borzüge und Schwächen seiner Bühncn-Concur-
renten. Ter Neid, den so manche, und darunter nicht unberühmte, Trama-
rcker über bessere Stücke, als wie sie bisher geschrieben haben, empfinden,
liegt ihm vollständig fern, und er motivirt seine Neidlosigkeit dadurch ganz
richtig, daß gerade durch eine größere Anzahl wirklich guter Bühnenwerke
die Theaterlust des Publikums angeregt und gepflegt wird und hierdurch
naturgemäß auch die übrigen Autoren profitiren. Hand in Hand mit dieser
Neidlosigkeit geht Moser's Bescheidenheit, er weist alle überschwänglichen Lob-
preisungen zurück, denn er kennt die Grenzen seines Talentes ganz genau
und überschätzt niemals sein Können; an sich ist Moser sicherlich ein be-
neidenswerth glücklicher Mensch, der, gewissermaßen unbewußt zum Lustspiel-
dichter geworden, dem Schicksal dankbar ist für jeden neuen, ihm zu Theil
werdenden Erfolg und der durchaus nicht hadert und sich grollend zurückzieht,
wenn einmal der Beifallssturm ausbleibt. Es giebt ja noch mehr der guten
Einfälle, der lustigen Scenen, denkt er, wenn nicht diesmal, so vielleicht das
nächste Mal!

Mit diesem Maß muß die Bühnenthätigkeit Moser's gemessen werden
und nicht von der hohen Zinne der literarhistorischen Kritik herab. Lächelnd
sagte einst Moser zu einem Schriftsteller: „Wenn Sie über mich schreiben
wollen, so vergessen Sie ja nicht, folgende Phrasen einlausen zu lassen:
Was ihm an positivem Wissen und tiefer Empfindung abgeht, ersetzt er
durch Oberflächlichkeit.' Ferner: .Tie Leichtfertigkeit, mit der er das Un-
wahrscheinliche wahrscheinlich werden läßt, scheint aus seiner Dienstzeit als
Iögeroffizier herzustammen, da die leichte Wasfe Alles möglich macht!^ Lassen
Sie sich diese Sätze nicht entgehen, sie sind wirksam nnd scheinen sich immer
zu bewähren. Ich habe das schon sehr oft in Würdigungen meiner litera-
rischen Thätigkeit gelesen!"

Moser selbst stellt an seine Werke keinen anderen Anspruch, als daß
sie erheitern, als daß sie einige Stunden angenehm verkürzen sollen; er
würde jedenfalls herzlich darüber lachen, wenn man von ihnen einen ethisch
wirkenden Nachhall verlangte.

Tie ganze Richtung, welche von Beginn an Moser's Bühnenthätigkeit
durchweht, kennzeichnet sich in dem bekannten Resultat der Zusammenarbeit
mit Roderich Benedix. Beide wollten gemeinsam ein Lustspiel schreiben: das
Stiftungsfest. Zunächst ging die Arbeit ganz gut von Statten, dann stellten
sich Differrnzrn ein, die mehr und mehr mit dem Fortgang der Handlung
zunahmen, bis endlich ein Jeder für sich ein Stück allein schrieb. Benedix
wollte ein Lustspiel in der literarischen Bedeutung des Wortes ausführen,
mit sorgsamem Scenenaufbau, mit moralischer Tendenz, mit streng geregeltem

Dialog. Moser auch ein Lustspiel, aber mit schwankhafteu Episoden, mit lustigen, wenn auch nicht immer streng motivilten Scenen, mit flotter Conversatiou — die Zuschauer sollten lachen, je mehr, desto besser, auf irgend eine Tendenz kam cs ihm nicht an. Und das Publikum entschied sich für Moser, sein „Stiftungsfest" fand jubelnde Aufnahme und steht noch heute auf dem Repertoire der Theater, Benedir' „Stiftungsfest" wurde kühl abgelehnt und verschwand sofort.

Moser legte sich Wohl damals die Frage vor, welchen Weg er einschlagen sollte: den sorgsam gepflegten und durchaus nicht leichten der Bcnedirschen Muse, der gewiß in das Convcrsationslerikon und in die Literaturgeschichten führte, oder den amüsanten, vom Tagesbeifall stets neubelebten Pfad des frohsinnigcn Schwankes, der noch einen leisen Nachschimmer von Kotzcbue und einen Beigeschmack der neuen französischen dramatischen Schule hatte und der sein Ende im lauten Beifall einer lachlustigen Menge fand. Moser's ganzes Naturell drängte dem letzteren Wege zu, noch schwankte er, „Ultimo", „Ter Elcphant" und „Hypochonder" standen noch an der Grenzscheide, dann lies; er das Schifflein mit lustigen Wimpeln in dem beifallreicheu Fahrwasser dahinsegeln.

Trotz alledem haben Benedir und Mvser so Manches gemeinsam. Beide schildern niemals brennende Tagesfragen, sociale Probleme, sie nehmen ihre Stoffe meistens aus dem alltäglichen Leben, sie zeichnen uns Figuren, die wir kennen, Handlungen und Scenen, in denen wir uns schon befunden haben oder leicht befinden können. Nun aber kommen die Abweichungen: Benedir ist stets deutsch, wen und was er uns vorführen mag, er schildert uns deutsche Sitten und Charaktere, deutsches Leben und deutschen Handel und Wandel, in seinen Vorzügen und Schwächen, stets lebenswahr und selbst in seinen Fehlern sympathisch. Moser ist Kosmopolit, vierzehn Jahr jünger wie Benedir, nahm er die neueren gesellschaftlichen Strömungen in sich auf, das Leben in den Gesellschaften und Salons, auf Bällen und im Manövcrterrain, im Spiclclub und in den vornehmen Restaurants der Hauptstadt, eben das Leben unserer Gesellschaftskreise, das von nationalen Eigentümlichkeiten gegen früher viel verloren hat und in Zukunft noch mehr verlieren wird. Auch daS Philisterthum ist Moser vertraut, er hat köstliche Typen aus demselben gezeichnet, aber sein eigentliches Steckenpferd ist es doch nicht; aus dem Leben der kleinen Stadt kehrt er stets gern zu dem der großen zurück, da fühlt er sich besonders Wohl nnd vertraut.

Ein eigentliches Vorbild hat Moser beim Beginn seiner literarischen Laufbahn nicht gehabt, dafür hat sich jedoch im Laufe der Zeit so mancher Schüler bei ihm eingefunden, der dem Meister viel abgelernt. Moser griff stets keck und forsch zu, ohne langes Ucberlegen und Besinnen, und diese Methode hat er bis heut behalten. Er arbeitet mit sorgloser Leichtigkeit, die neuerdings noch zugenommen hat; wenn ihm der erste Wurf nicht gelingt, nun, so schadet es nichts, wahrscheinlich gelingt dafür der zweite, der dritte.

Ten Dialog, die Zeichnung der Personen handhabt er mit überraschender Eleganz, eine sorgsame Berechnung auf den Ersolg verschmäht er, er vertraut weit mehr seiner glücklichen Hand, seiner richtigen Empfindung für das Humorvolle, für das Drastische, als einer fein ausgeklügelten Tiftelei. Daher erklart sich auch feine ihm häufig vorgeworfene schnelle Productionsweise, die eine Novität nach der anderen fordert und von denen so manche auftaucht, um schnell wieder zu verschwinden. Mit besonderer Liebhaberei widmet sich der Dichter den Schilderungen aus dem Soldatenleben, und auf diesem Gebiet hat er neuerdings seine größten Erfolge erzielt. Diesen Stücken — neben dem „Veilchenfresser" vor allem „Krieg im Frieden" — sprechen wir auch eine große Bedeutung zu; Moser hat in ihnen echte Typen des deutschen Offizierftandes gezeichnet, in ihrem ganzen Ton, in der ganzen Färbung vortrefflich gelungen. Freund Reif von Reislingen ist ein wahres Muftereremplar, ein liebenswürdiger Schwerenöther, ein großer Damcnheld, ein „charmanter «erl" durch und durch, daneben aber auch ein pflichtgetreiier Vinzier, ehrenhaft vom Scheitel bis zur Sohle, „schneidig" wo es nur darauf ankommt. Moser hat ganz entschieden den Weilesten, namentlich aus den unteren Ständen sich rekrutirenden Kreisen eine andere, bessere Meinung vom deutschen ilffizierstande beigebracht, wie dieselben bisher hatten; es ist ja bekannt, daß in den meisten Lustspielen und Possen vorher namentlich der „preußische Lieutenant mit affectirtem Gardeton" eine lächerliche Rolle gespielt hat.
Mit „Krieg im Frieden" ist Moser jedenfalls auf seiner Schaffeushöhe angelangt, seine Schaffensfreudigkeit hat durchaus nicht nachgelassen, möchte sie »och lange wahren und uns noch oft genug erheitern, wir wollen ihm gern dankbar für jede vergnügte Stunde sei». Ein flüchtiger Rückblick auf seine literarische Thätigkeit zeigt uns ja. wie oft Moser zur Belustigung seiner Zeitgenossen beigetragen, wie häufig er die Sorgen ihnen Vertrieben, und wer die Besten seiner Zeit lachen gemacht, der hat zwar nicht gelebt für alle Zeit, aber der hat doch wenigstens viel für seine Zeit gethan!

Die Wege nach dem Orient und Indien.

von

Anton Mcmmingcr.

— lviirzburg, —

orderasieu war die große Heerstraße, auf welcher die Volker des Ostens ihren Einzug über die ägäischc Inselwelt nach Eurupa bewerkstelligten. Aber wie die amerikanischen Einwanderer ihre Blicke unentwegt auf Europa richten, schauten die Pclasgcr und Helenen rückwärts nach den Landen, von bannen sie gekommen waren, nach den reichen Stromlandschaften am Euvhrat und Tigris und darüber hinaus nach den Gestaden des Indus und Ganges. Ter gcheimnißvolle Drang, welcher den Nordländer nach dem Süden zieht, trieb die Bewohner des östlichen Mittcl-meerbeckcns nach dem Osten. Die eigcnthümliche Gestaltung ihrer Wohnsipe, der Mangel an schiffbaren Flüssen nnd die Mhe des Meeres wiesen die Phönizier wie die Griechen auf das Meer. Die tief in's Land dringenden Buchten, die Richtung der Meeresbusen und die regelmäßige Abwechselung von Luftströmen begünstigten die Schifffahrts-Unternehmungen nach Arabien nnd Indien.

Dieses Land war von jeher ein Hauptziel der Culturvölker, welche als die Träger unserer Civilisation gelten. Selbst die alten Aegypter traten mehrere Male aus ihrer Abgeschiedenheit heraus und Diodor berichtet des Bestimmtesten, daß König Ramses der Große (1388—1322 vor Christus) bis an den Ganges vordrang. Auch versuchte er es, den Canal von Suez zu bauen, aber die Ausführung dieses Planes blieb einer späteren Zeit vor-behalten. Siebenhundert Jahre nach Namses unternahm König New eine

größere Expedition nach dcm Süden, wvbei wahrscheinlich Afrika umsegelt wurde. Er bediente sich dabei phönizischer Schiffe. Tie Phönizier waren damals die hervorragendsten und thätigsten Vermittler der Vvlkerverbindung vom indischen bis zum atlantischen Ocean. Sic hatten ihre Handelsnieder- lassungen am persischen Meerbusen wie in dem südöstlichen Winkel des Schwarzen Meeres, gerade dort wo heute die Russen die große Handelsstraße der Zukunft ausmünden lassen — in Bntum. Von da sehten sie nach dem entgegengesetzten Ufer, nach der Mündung des Bvrystcnes, des heutigen Diiieper über und gelangten zu Lande nach den Küsten der Ostsee, woher sie den kostbaren Bernstein bezogen. Ganz die nämliche Richtung verfolgt der moderne Handel Rußlands auf seiner Route von Odessa nach Riga einer- seits und über Batnm nach dem versischen Meerbusen andererseits. Ja die Phönizier bezeichneten sogar die Wege, auf denen die Europäer mit Amerika bekannt wurden; es steht fest, daß sie die kanarischen Inseln besiedelt haben und wahrscheinlich ist, daß sie auch die Iaröerinseln nnd Island, also jene Etappe gekannt haben, von denen aus Erich Rauda zweitausend Jahre sväter in Grönland landete, wie Columlms weitere fünfhundert Jahre spater über die kanarischen Inseln dm Weg nach dem mittleren Amerika entdeckte.

Trotz der erfolgreichen Ausbeute, welche die Silberbergwcrke Spaniens, die Zinngruben der britannischen Inseln und die Bernsteinlager an den Küsten der Ostsee lieferten, trotz der bestrickenden Mythen, mit welchen die Phantasie das westliche Ende der damaligen Welt ausstattete, blieb Indien das Land der Sehnsucht, der merkwürdigsten Wunder und der zahllosen Märchen. Das rothe Meer und die Karawanenstraße über Palmyra (Syrien) bildeten die Wege, auf welchen die Phönizier seit Jahrhunderten den Handel mit Indien und Arabien vermittelt hatten, bis König Salomo in Ezivn-Geber am rothen Meere selbst eine Flotte baute und gemeinschaftlich mit dem phönizischen König Hiram die aus der Bibel bekannten Fahrten nach Ophir, dem westlichen Küstenlande Indiens, unternahm.

Ueberhaupt zeigt die vergleichende Geschichtsforschung, daß der Handel schon lange vor dem uns genauer bekannten historischen Zeitalter die spätere Richtung vorschrieb. So gab es schon unter dem ältesten Culturvvlk Italiens, demjenigen der Etrurier, eine heilige Straße, welche über die Alpen nach der Nord- und Ostsee führte und den Güteraustausch unter den anwohnenden Völkerschaften vermittelte. Das Gleiche gilt, wie wir schon bemerkt haben, von den Handelswegen, die von der Nordküste des Schwarzen Meeres durch das skythische, jetzt russische Tiefland nach der Ostsee führten. Noch wichtiger waren die Karawanen- und Wasserstraßen, mittels deren vom Tanais, dem heutigen Ton, ein reger Verkehr durch die Steppenländer mit den Völkerschaften des mittleren und östlichen Asiens unterhalten wurde. Zu ihrer höchsten Be- deutung gelangten aber diese Handelsstraßen erst mit dcm Zeitpunkte, da der Jahrhunderte dauernde Kampf zwischen den rivalisircnden Griechen und

Phöniziern sich zu Gunsten der ersteren zu entscheiden begonnen. Die Griechen drängten die Phönizier aus ihren Gewässern und von ihren Gestaden zurück, sie erweiterten durch Eroberungen und Cvlonisationen ihre Machtfülle und das Absatzgebiet ihres Gcwcrbefleißes und als die Phönizier in Gemeinschaft mit ihren persischen Bundesgenossen zu einem letzten vernichtenden Schlage ausholten, gingen die Griechen als Sieger aus den Kämpfen hervor. Alexander der Große endlich eroberte Tyrus, zerstörte es und gründete an der Mündung des Nil, wo bereits seit längerer Zelt griechische Handelsfactoreien blühten, die Stadt Alexandria, welche als Emporium des indisch-europäischen Handels die reichste und blühendste Capitale Afrikas, der Mittelpunkt der Civilisativn des Alterthums wurde. Alexander vernichtete durch seine Feldzüge die Herrschaft der persischen Könige und zog mit seiner siegreichen Armee bis in das Fünfstromland Indiens hinab, freilich nm hier umzukehren und zu sterben. Die Expeditionen Alexanders brachten eine vollständige Revolution in Handel und Wandel, in der handelspolitischen und wirtschaftlichen Entwickelung Griechenlands und Vorderasicns hervor. Während dieses ungeachtet der nachfolgenden Wirrnisse und Kriege, namentlich in Folge der lebhaften Entwickclnng des Land- und Sechandcls mit dem Abendlcmdc Centralasien, Indien, Arabien und Aegypten die frühere Blüthc der griechischen Cvlonien in Klcinasien theilweise noch überragte, büßten die Handelsstädte in Griechenland, die einen mehr, die anderen minder rasch ihren alten Ruf und Rcichthum ein. Nur Korinth, wo die von Rhodus her kommenden Schiffe landeten und den Landhandel nach dem Peloponncs nnd dem nördlichen Griechenland seinen Ausgangspunkt beibehielt, und die megarensifchc Colonie Byzanz, das spätere Konstantmovel, vermochten ihre Stellung als Stapel-Plätze des Handels noch lange Zeit zu behaupten. Das Schwergewicht des Verkehrs war eben nach Asien hinüber verlegt worden. Tort auf dem ausgedehnten Räume mit seinen wechselnden Gestaltungen des Bodens, welcher die Prvducte aller Klimate erzeugte, eröffnete sich unter Alexander und dessen Nachfolgern ein weites Feld der Sveculation. Wohl waren die uralten Stätten der Cultur am Euphrat und Tigris in Trümmer zerfallen und der Wüstensand bedeckte meilenweit den fetten Marschboden des Stromlandes. Wohl war der goldgcsättigte Paktolus am Bersiegen und die Schatzkammer des sprüchwörtlich gewordenen Krösus bereits zn den antiken Mythen gelegt. Aber mit der Vernichtung des Reiches der Achämeniden sproßte neues Leben aus den Ruinen, und längs den belebten Karawanen- nnd Heerstraßen entstanden Städte, die an Zahl uud Wohlhabenheit ihrer Bewohner den mächtigen Residenzen der babylonischen und assyrischen Könige gleichkamen, die noch vor Kurzem so berühmten Handelsstädte Griechenlands aber durch den Glanz des Reichthums und die Borzüge ihrer gewerblichen Arbeit alsbald übertrafen. Diese Umwälzung vollzog sich um so schneller, als die Auswanderung aus den griechischen Städten und Landschaften sich nach Osten, statt nach dein Norden nnd Westen wandte. So erhielt die gealterte Cultur

Asiens durch diejenigen Völker eine Anfrischung, ivelche die Elemente ihrer
Eivilisation, die Grundlagen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe von
eben dorther bezogen hatten.
Wer wollte es leugnen, daß diese ganze großartige Revolution des
Vroductions-und Wirthschaftssystems hauptsächlich eine Folge der veränderten
Wege nach Centralasien und Indien war! Während vordem der Handel
nach und aus diesen Ländern aus verschiedenen Land-und Wasserstraßen sich
zersplitterte und unter der Rivalität der meerbefahrenden Nationen, welche sich
als Todseindc bis zur Vernichtung concurrirt und befehdet hatten, großen Hinder-
nissen und Störungen begegnete, stand mit einem Male neben der Wasserstraße
durch das rothe Meer nach Indien der beste und natürlichste Ueberlandsweg über
Syrien und Mesopotamien nach dem persischen Gols und den centralasiatischen
Handelsplätzen einem Volke zur ungehinderten Benützung offen, welches durch die
Hohe der Cultur, seinen Unternehmungsgeist, die technischen Kenntnisse, die
finanziellen Kräfte, die Fülle der Machtmittel und die kolonisatorischen Eigen-
schaften alle übrigen Nationen überragte. Tie griechischen Ansiedelungen
reichten schon unter Alexander von der lybifchen Wüste bis zum Indus
und sicherte» den Besitz der großen, weiten Räume einem einzigen Volke.
Und dieses Volk that fein Mögliches, um die im Lande und der Natur ge-
borgenen Schätze fruchtbar zu machen; die zahlreichen Einwanderer hoben
das Gewerbe und die Bodenvroduction, und so kam es, daß neben dem
Turchgaugshandel ein sehr bedeutender localcr Verkehr sich entwickelte.
Ter wachsende Wohlstand einer zahlreichen und thätigen Bevölkerung
begünstigte das Werden und Wachsen der großen Städte, an denen entlang
>ich die Welthandelsstraßen hinzogen. Rhodus, welches vermöge seiner
Lage dic Küsten des Festlandes nach zwei Seiten beherrschte; Antiochien,
oie Hauptstadt der Svleuziden; P.ilmara, die nachmals so berühmte
Residenz der Kaiserin Zenobia; Alerandria, die glänzende Stadt der Ptvle-
möer; Seleucia am Tigris und andere Städte und ungezählte Ortschaften
zogen den Handel nnd Verkehr von allen Seiten an und coneentrirten ihn auf
diese Richtung.
Alle diese Umstände wirkten zusammen, um die Erwartungen, welche
man in Griechenland auf die Eroberungen Alexanders gesetzt hatte, vielfach
zu enttäuschen. Namentlich war es Athen, welches seine bisherige Bedeutung
als erste Handelsstadt am ägäischen Meere, die freilich schon vorher durch
die endlosen Parteiungen im Innern und unglückliche Unternehmnngen nach
Außen einen gewaltigen Stoß erlitten, völlig einbüßte. Auch Kvrinth blieb
sv ziemlich auf seinem alten Standpunkte stehen, und selbst Byzanz ging nicht
viel vorwärts, obschon es durch seine einzige Lage, seinen vorzüglichen
Hasen die hinter und vor ihm liegenden Länder, und die von dort nach
allen Himmelsgegenden ausgehenden Handelsstraßen mehr Bedinguugen der
Prosperität besaß wie die übrigen griechischen Städte und Colonien. Aber
der Haudelsweg nach Indien und China über den arabischen und persischen

Meerbusen lag nicht in seiner Sphäre und darum vormochte es der rascherr EntWickelung vvn Alcrandria nicht zu folgen. Allerdings standen ihm zwei andere Wege nach Ccntralasien offen. Ter eine führte vom Ton nördlich uin das Kaspische Meer herum au den Oxus und die freie Tartarei, wo dev Stapelplatz der chinesischen, indischen und griechischen Waaren war. Der andere Weg fährte von Kolchis, dem Lande an der südöstlichen Ecke des fchwarzerr Meeres, deu Phasis aufwärts, dann zu Lande an das Ucspische Meer in den Amu und den Aralsee, von hier den Oz,ns und Ikarus aufwärts über Baktrien. und das heutige Herat an den Indus, Beide Haudclswegc wurden schon seit urdenklichen Zeiten bcnützt. Beweis dafür sind die Mythe von der Fahrt der Argonauten nach dem goldenen Vlies; in Kolchis und die frühe Besiedeln« g des taurischen Chcrsones, der heutigen Krim, sowie der benachbarten Küsten durch griechische Eolonisten.
Bon der Bedeutung der von Kolchis nach Indien führenden Handels-straße sprechen die volkreichen griechischen Pslanzstädtc am Nordrande KleinafienK. Aber die Handelsstraße über das perfische und rothe Meer besaß so viel,.' natürliche Vorzüge, daß der Hanpthandclszug sich um so eher dieser Route zuwandte, als die uahcn überaus fruchtbaren Stromlandc dem Aufblühen der Agricultur, dem Wachsthnni der Städte und dem Gedeihen der Industrie besonders forderlich waren. Ter Hanpthandelszug mußte darum dieser Straße sich zuwenden, zumal die dichte, in allen wirtschaftlichen Productionszweigen thätigc cousumtionsfähige, kaufkräftige und bedürfnißrciche Bevölkerung einen äußerst regen Localvcrkehr unterhielt und den Güteraustausch mit deu Nachbar-ländern schon mit Rücksicht auf den eignen Bedarf zu einem Umfang steigerte, der uns heute kaum mehr glaublich erscheint. Unter de» Nachfolgern Alexanders, den Ptolcmäern und Selcuziden, wurden jene Straßen mit einem Erfolge benutzt, mit denen nur derjenige des jetzigen Suezkanals, wetteifern kann. Das Bedürfnis machte daher die Ausführung weiterer Seehäfen, vorzüglicher Kunststraßen und eines Canals nothwendig, der von Alcrandria aus den Nil direct mit dem Rothen Meere verband und von Ptolemäns Philadelphus bis Marc Aurel den afrikanischen, arabischen und indischen Handel belebte. Gegenüber den von Natur und Uunst so bevorzugten Straßen mußte natürlich die Karawaneustraße von ttolchis nach Indien zurücktreten, wenn auch kühne Kaufleule unch wie vvr den Hochebenen, vegetationslosen Wüsteneien und schneebedeckten Gebirgsketten trotzten. Ter große Handelszng schlägt eben mit Vorliebe die Wege ein, welche ihm größere Bequemlichkeit, mehr Sicherheit und vermehrte Tausch-gelcgenhcit bieten. Zudem war der Weg aus dem Mittclmeer »ach Indien, sei es über Aegypten oder Mesopotamien, schon wegen der vorhandenen besseren Verkehrsmittel um Vieles kürzer als die nördliche Karawanenstraße.
Tie durch diese Umstände bewirkte Eonccntratwn des Welthandels trug auch das Ihrige zum Niedergange der Macht Karthagos bei und selbst als das siegreiche Rom Aegypten und Vorderasicn befetzte, blieb Alexandria die erste Handelsstadt der Welt, die Vermittlerin des Handels dreier Erdtheile und die

Die U)eac »ach dem Grient und Indien,
Bezugsquelle für das üppige Rom und alle großen Städte des Westens. Ter Verkehr, der sich in Alerandria, Rhodus und in anderen Hafcuplätzen Vorder-aiiens entwickelt hatte, hatte eine um so breitere Basis, als Byzanz und selbst Rom einen großen Thcil ihres Getreidcbedarfcs aus Aegypten und Kleinasie» deckte». Obendrein trug zur Belebung des Güteraustausches die Beseitigung der verschiedenen kleinereu Souveränitäten und die Verdrängung der mannig-saltigen Sprachen durch die zwei große» Cultursprachen, die griechische nnd lateinische bei.

Im Orient wurde das Griechenthum, trotzdem die Römer nichts zur Unterdrückung der kleineren Sprachen thaten, allenthalben heimisch. Um so leichter machte sich der Versuch, Byzauz zur Hauptstadt des oströmischen Kaiserthums zu erheben. Dieses selbst förderte durch seine Prachtentfaltung die Industrie, namentlich in Luruswaaren. Tic Stadt wurde mit herrlichen Bauwerken geschmückt und in Folge des Zuzugs aus allen Provinzen des Reiches erweitert. Der Handel mit Centralaficn, China und Indien hatte sich seit dem Zeitalter der Arsaziden, welche in Persien ein mächtiges Reich be-gründet hatten, bedeutend gehoben. Tie vorübergehenden Einfälle der Chinesen, welche zeitweise das ungeheure Land bis zum Kaspischen See unterwarfen, leisteten der Anknüpfung neuer Verbindungen zwischen den Stromländern des Hoango und Aantsekiang und dem Gebiete des Orns Vorschub, Und während die Völkerwanderung das weströmische Reich zertrümmerte, erhielt sich das oströmische Imperium. Byzanz trat an die Stelle Roms. Tie Stadt Konstantins wurde zur Hauptstadt der Christenheit und der Welt, der vorzüglichste Sitz der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, wogegen im ganzen Abcndlande die Barbaren herrschten und die alten Stätten einer hohen Cultur den Ver-wüstungen derselben preisgegeben waren. Von den rohen Händen wurden die herrlichen Werke griechischer und römischer Baumeister, Bildhauer und Maler in dem Schutt der zerstörten Städte begraben, die socialen nnd wirth-schaftlichen Verhältnisse von Grund aus geändert. Handel und Industrie durch eine rohe Natnralwirthschaft theils vcrdrängt, theils auf ein winziges Maß verringert. Tie Nachfrage nach den Producten des Mvrgenlandes ver-schwand niit dem Lurus und der Kaufkraft. Es ist sehr bezeichnend und erklärlich, daß der Verfall des oben erwähnten Canals vom Nil nach dem Rothen Meere genau in die Periode des Beginnens der Völkerwanderung, in die Zeit des Marc Aurel fällt. Tie nachfolgenden Wirren im Reiche, die beständigen Kriege und die Einfälle der Parthcr trugen ebenfalls zum Versall Alerandrias und noch mehr der Städte an den Ueberlandswcge nach dem Persischen Gols bei.

Konstantinopcl dagegen erholte sich, weil es jetzt in sich Alles vereinigte was vordem der Stadt Rom uud den bedeutenden Städten des weströmischen Reiches von Neapel bis Trier eigen gewesen war. Dazu kam, daß die Perser und Araber sich als selbständige Vermittler des Handels mit Indien aufthaten. und daß die Byzantiner durch Verpflanzung des Seidenbaues auf

Anton Mcmminger in
lviirzburg,
ihr Gebiet einen wichtigen Artikel des Handels und der Industrie, statt wie
bisher vom Auslände zu beziehen, selbst producirten und die fertigen Fabrikate
ausführten. Endlich eroberte Kaiser Justinian die von den Barbaren besetzten
Küstenländer am Nvrdrande des Schwarzen Meeres und gab so dem Handel
der Hauvtstadt mit jenen ausgedehnten Gebieten einen neuen Impuls. Da-
bei versäumten jedoch die byzantinischen Kaiser die Pflege des einheimischen
Marktes, insofern, als sie der Landwirthschaft keine Aufmersamkeit widmeten
und im Interesse der hauptstädtischen Bevölkerung, deren Wünsche nach
billigem Brote und reichlichem Vergnügen standen, billiges Getreide aus dem
Auslande importirten. Je größer und schöner Konstantinopel wurde, desto
ärmer wurden die Provinzen. Wo aber die Landwirthschaft zurückgeht, da sinkt
die nationale Kraft, das Fundament des Staates zerbröckelt. Ein solches
Reich verliert rasch seine Bedeutung und bei Gelegenheit auch feine Existenz.
Zwar behielt Konstantiiwpel seinen Rang als erste Handelsstadt noch längere
Zeit bei, aber als die Stürme der Völkerwanderung sich gelegt, die seßhaft
gewordenen Barbaren sich zu civilisiren begannen und sowohl in Italien als
in Gallien und Germanien allmählich Handel und Industrie sich wieder belebten,
als in Spanien, Sicilicn, Afrika und Asien die Araber sich festsetzten und die
landwirthschaftliche wie gewerbliche, künstlerische und wissenschaftliche Production
gleichmäßig pflegten, als der Chalif Omar dem Waarendurchzug durch Syrien
und Mesopotamien durch Anlegung vvn Straßen, Brücken und Städten —
er erneuerte auch das alte Bassora (Bagdad) wieder — und bequemere Bahnen
eröffnete, als die Ommajaden Kaschgar, Kabul und das Pauschal' eroberten
und den directen Handel mit Indien. China und den Völkern an der Wolga
und am Don auf alle Weise beförderten, als die italienischen Seestädte ihre
Lage znm orientalischen Handel benützten und statt über Konstantiiwpel über
Syrien und Mesopotamien mit Indien in Verkehr traten, und die öfteren
Kriege zwischen den Griechen und Arabern die Stellung des italienischen Zwischen-
handels verbesserten, — da konnte es bald nicht mehr fehlen, daß das nieder-
gehende Konstantinvpel unter die Vormundschaft der Italiener kam.
Die Absichten der italienischen Handelsrcpubliken wurden unterstützt durch
innere Partciungen, Unruhen in der Hauptstadt und die Schwäche der
Regierung. Die griechische Flotte gerieth in Versall, während die Macht
Venedigs und Genuas erstarkte. Der Unternehmungsgeist erlahmte vollends,
als die Kaiser mit den Vcnetianern einen Handelsvertrag abschlössen, der
diesen die völlige Zollfrciheit vvn allen ein- und auszuführenden Waa«n
garantirte. Ebenso drückend für den einheimischen Handel und das Gewerbe
war das Verbot, mit den „ungläubigen" Arabern und Sarazenen, welche
ganz Klcinasicn erobert hatten, in Verkehr zu treten. Die italienischen Städte
kümmerten sich um das Verbot nicht im Mindesten und, als der Papst das-
selbe ausdrücklich auf sie ausdehnte, wußten sie dasselbe zu ignorircn oder zu
umgehen. Bald auch gönnten sie den Griechen den Gewinn an den Fabrikaten
nicht mehr, welche sie in Konstantinopcl einkanftcn und an die Sarazenen

mr morgenländische Produete eintauschten. Sie legten in Venedig, Florenz
und anderen Orten selbst Fabriken an oder vergrößerten die bestehenden, und
,?ls trotzdem die griechischen Fabriken nicht rasch genug zu Grunde gingen,
biuten sie in Konstantinopel und Umgebung Fabriken und machten der ein-
heimischen Industrie aus deren eigenem Boden vernichtende Cvncnrrenz. Endlich
ermannte sich ein griechischer Kaiser gegen die immer unverschämter austreten-
den Händler und trieb sie mit Anwendung von Waffengewalt ans der Stadt.
Es gelang sogar, dieselbe geraume Zeit aus dem Schwarzen Meere zu ver-
drängen.
Inzwischen benutzten die oberdeutschen Städte und namentlich Wien die
günstige Gelegenheit, um sich in Konstantinopel als Käufer der orientalischen
und byzantinischen Produkte wie als Verschleiszer des deutschen und nieder-
ländischen Gewerbefleiszes festzusetzen. Tie Schifffahrt auf der Tunau war
bereits im zwölften Jahrhundert im Gange, aber erst die Kreuzzüge gaben
den eigentlichen Anstoß zur Erweiterung des deutschen Handels mit Uvnslanti
»opel und dem Orient. Bisher hatten sich die deutschen Kaufleute der
Italiener zur Permittelung bedient. Sobald sie aber einmal der Vorteile
Sirecler Beziehungen zu den Handelsplätzen am ägäische» Meer gewahr
wurden, boten sie Alles auf, um sich neben den mächtigen und gewandte,
Eoncurrrnteu aus Italien einen Anlheil an dein dortigen Markte zu sicher».
Tie «reuzzüge machten die Tonanstraße und den Weg nach «unstantinopel
geläufig. So wurde Konstantiuopcl der Stapelplatz für die Erzeugnisse der
deutschen Gewerbe sür das Morgenland und die Bezugsquelle orientalischer
Hatur- und Kunstprodncte für Mitteleuropa.
Turch die Kreuzzüge waren die Europäer mit den Handelsartikeln
Asiens genauer bekannt geworden, deren Genufz und Gebrauch allmählich das
Bedürfnis; und die Gewohnheit zeitigte. Jede Unterbrechung der Handels-
verbindungen wirkte darnm störend auf Europa zurück, zumal auch in Indien
die Hachsrage nach italienischen nnd deutschen Fabrikaten sich einbürgerte.
Tie sortwährenden Kriege mit den Micha medanern, die Fortschritte der
Sarazenen und der noch wilderen Türken, der gesteigerte Rcligivns- und
Rassenhaß veranlaßten eine Verschärfung des Verbotes des Handels mit den
Ungläubigen. Tie nächste Folge war nun, daß die rührigen und findigen
Italiener neue Wege und Auswege suchten und anch sande».
Schon früher waren die Venetianer über Konstaittinopel hinansgegange»,
hatten unmittelbaren Verkehr mit den Völkerschaften am Ton angeknüpft nnd
dort Handelsniederlagen errichtet. Tie gelungenen Unternehmungen lenkten die
Aufmerksamkeit der Venetianer auf die uralte Handelstmße nach der freien
Tat^rei in Centralasien, wo die Städte Bokhara, Balth nnd besonders
Samarkand immer noch gute Geschäfte mit Indien machten. Ann fing
Venedig an, auf jenem Wege die immer stärker gesuchten indischen Waaren
beziehen, welche es gegen eigene und besonders auch deutsche Waaren ein-
tauschte. Aus der Tatarei wurden dann die eingekauften Prvducte Indiens

auf den Zuflüssen des Kaspischen McereS verschifft, aber nicht wie vordem westlich nach den Missen des Kaukasus geschafft, sondern sie wurden die Wolga aufwärts trausportirt, dann an der Stelle/Ivo sich der Strom enn meisten dem Ton nähert, umgeladen und zu Lande nach dem Ton gebracht, weswegen i» Astrachan und Tana >dem heutigen Azow) grosze Waarenlciger entstanden. Bald bekamen die Venetianer in den Genuesern gefährliche Nebenbuhler, welche mit de» Byzantinern gemeinsame Sache machten und jene aus Konstantinopel und dem Schwarzen Meere austrieben. Genua be hauptele bis zum vierzehnten Jahrhundert in der Krim und in Konstantin-opel den Markt,

Den Venetianer». welche sich auf diese Art von dem bpzantinisch-bucharischen Handel ausgeschlossen sahen, kam eS sehr gelegen, das; die Mongolen Persien. Armenien, Syrien und sogar Bagdad besetzten. Die Stadt Tauris, wo ein mongolischer Chan sein Hoflager hielt, erhob sich seit dem dreizehnten Jahr^ hundert zu einem wichtigen Handelsplätze, Ivo selbst die arabische Bildung einen Abglanz ihres spanischen Ruhms ausstrahlte. Von da siihrtc die Handelsstraße nach Bagdad und dem Persischen Gols, Ivo ein reger Seehandel mit Indien nnterhalteu wurde, Tie indischen Wanreu wurden dann auf einem Umwege durch daS eroberte Thal des Tigris nach Ajazzo — dem alten Jssus, wo Alerandcr die grosse Schlacht gegen die Perser geschlagen — in jenen von der Insel Cypern beherrschten Winkel Kleinasiens geschafft. Auf diesem Wege traten die Venetianer iu Verkehr mit den Märkten Indiens und Centralasieus, ohne das Kirchenverbvt zn verletze», welches sich nnr auf den Handel mit ÄeM'ten und den von den Sarazenen beherrschten Theilen Asiens ausdehnte. Ans die Mongolen war das Verbot nicht ausgedehnt worden, so das? die Venetianer ungehindert mit ihnen Handel treiben durften. Aber die Zufuhr, welche die Genuesen über Tana und die Venetianer über TauriS erhielten, genügten der europäischen Nachfrage nicht entfernt. Und da bei der steigenden Cvncurreuz — der einträgliche Handel lockte auch andere Rheder nnd Kanfleute an — die Fracht denn doch für Massenartikel zu theuer kam, so beschwichtigten sie ihr Gewissen und verlegten sich auf einen schwunghafte» Schleichhandel mit den Arabern in Aegypten nud Tunis. Schliesslich kam Venedig auf den Einfall, sich gegen entsprechende Zahlung eine päpstliche DispcuS zu erwirken, wodurch es zum Hauptstapelplatz des europäische orientalischen Handels wurde und diesen Rang im 1^. nnd 1',. Jahr hunderte behauptete.

Koustantinopel selbst ging mehr und mehr zurück. Abgesehen von dem Schade», welchen die Kriege mit den Ungläubigen dem Handel nnd Wandel beibrachten, hatte die falsche Wn-thschastspolitik der Regierung den Niedergang der Landwirthschaft, der Industrie, der Flotte und des einheimischen Handels herbeigeführt. Der einträgliche Zwischenhandel, aus welchem die Griechen bislang sich bereichert, fing au zu versiegen, seitdem die italienischen Städte diese Rolle allen anderen Concurrenten streitig machten nnd selbst die Slaven

in Rußland anfingen mit den Italienern in dirccten Güteraustausch und zwar mit Umgehung Konstantinopels zu treten. Die Oberdeutschen und Oesterreicher, welche es damals an kaufmännischer Umsicht und Thatkraft den Italienern gleich thaten. fingen gleichfalls an. statt über Konstantinopel auf geradem Wege mit den Russen zu verkehren, weshalb sie in Kiew Factoreien errichteten. Für die also erlittenen Verluste konnte Konstantinopel durch seine Lage nicht entschädigt werden. Seine Bevölkerung hatte sich im Laufe der Jahrhunderte an den Glauben von der unvergleichlichen Zugkraft ihrer Stadt gewöhnt, so daß sie die Beschwerden und Gefahren des auf langwierige Transparte angewiesenen direkten Handels den thiitigen nnd unternehmenden Italienern und Deutschen überließ, sich vornehmlich auf den, durch seine glückliche Lage begünstigten Zwischenhandel verlegte, bei diesem einträglichen und bequemen, aber erschlaffenden nnd verweichlichenden Geschäfte alle Jui lianve verlor und in träger Ruhe nicht bedachte, daß auch der Handel andere Richtungen einschlagen kann.

Alle europäischen Böller traten seit den Krcuzzügen iu unmittelbaren Ber^ lehr oder bedienten sich zum Güteraustausch doch mindestens nicht mehr der Bermittelung griechischer Häuser in Koustantinopel. Tie Deutschen verkehrten mit den Italienern über die Alpen und die niederländischen Städte fungirten als Vermittler zwischen der norddeutschen Hansa und den italienischen Kauf^ mhrern. Konstantinovel sank von seiner ehemaligen Höhe vollständig herab und hauptsächlich nur der Fleiß und die Geschicklichkeit seiner Handwerker erhielten ihm noch einen Theil des alten Rnfes. bis auch dieser mit der Eroberung der Stadt durch die Türken verschwand.

Durch das Vordringen der wilden Türken waren schon vorher, ehe die Hauptstadt der griechischen Kaiser in ihre Hände gekommen war, die Handels beziehungen Europas zum Orient unterbrochen worden. Die alten Straßen, Brücken, Factoreien und Städte fingen an zu verfallen, das leidliche Ver hältniß zwischen den ttaufleuten der verschiedenen Rationen ward durch de» kriegerischen Fanatismus der Türke» gestört, nach und nach verließen selbst die Ritterorden, welche »och am ehesten im Stande waren den von ihnen betriebenen Handel zu schützen, ihre letzten Balleien in Syrien, auf Cypern nnd Rhodus-, zuletzt hatten die Türken nicht blos die Neberlandswegc nach Indien und Kvnstnntinopel in ihrer Gewalt, sondern sie geboten sogar über eine respectable Seemacht, mit deren Hülfe sie den Handelsverkehr auf den, Mittel- ländischen und Schwarzen Meere theilS beunruhigten, theils qa,i-, unmöglich machten.

Ter Verlust nneutbehrlicher Bezugsquellen und bedeutender Absatzgebiete europäischer Consnmption und Production ries allenthalben im Abendlande Besorgnisse und Krisen wach. Die Bevölkerung hatte sich vermehrt, der Wohlstand und Lurus hatten sich gesteigert, die Bedürfnisse verlangten ihre gewohnte Befriedigung, während die erhöhte Thätigkeit des Handwerkes und der Fabriken, sowie der erweiterte Handel ebenfalls nach neuen Märkten und

Ausfuhrcanälen Ausschau lnelten. Zugleich hatte der Reichthum der italienischen Handelsstädte den Neid der Spanier und Portugiesen wach gerufen, namentlich seitdem jene mit den Niederländern nnd Engländern in directe Verbindung getreten und bei ihren Fahrten in die Häfen der spanischen Halbinsel eingelaufen waren. Der Unternehmungsgeist der Spanier nnd Portugiesen, welcher durch die hundertjährigen Kriege mit den Arabern gestählt worden war, fand obendrein Nahrung in de» Großmachtsbestrcbungen ihrer Konige. Diese verkannten, daß der Drang nach Thaten, Abenteuern und Eroberungen mit dem spanischen Volksgeiste zn innig verwachsen war, als daß die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches, den Halbmond ans den Thürmcu Granadas durch das Kreuz zu ersetzen, die in Fleisch und Blnt übergegangene Lust nach Kampf mit feindlichen Völkern oder Elementen zn beschwichtigen vermochte. Das Land wnrde den thatendurstigen Mannen zn eng, deshalb griffen sie mit der alten Energie zn nautischen Unternehmungen. Neben diesen her gingen die Forschungsreisen italienischer Gelehrten und Kaufleute. Große praktische Erfolge errangen indessen vorerst nnr die Spanier und Portugiesen, von dencn die einen Amerika, die andern den Seeweg uin das Cap der guten Hoffnung nach Indien auffanden, denselben Weg, welchen vor etwa zweitausend Jahren die Phönizier vom Rothen Meere her entdeckt hatten.

Die Venetianer spürten bald die Wirkungen, welche die veränderte Richtung des Handelszuges nach und aus Indien sowie die reiche Ausbeute der afrikanischen Küstenländer in orientalischen Erzeugnissen für ihre Stellung als Handels- und Industriestaat hervorbringen sollten. Schon der directe Seeweg nach Indien allein drohte ihnen alle Bortheile zu rauben, die sie durch Vermiltelnng des indisch-europäischen Handels sich zugewendet hatten. Und diese Vorthejle waren selbst seit der Türkenherrschaft die allergrößten geblieben, da die Nachfrage nach indischen Erzeugnissen sich nahezu gleich geblieben, der Bezug jedoch sehr erschwert worden war, weil die Kaufleute vornehmlich auf den Schleichhandel angewiesen waren: wenn sie daher auch geringere Quantitäten auf die europäischen Märkte brachten, so war doch der Gewinn nicht geringer als früher, weil das kleinere Angebot und die große Nachfrage die Preise in die Höhe trieben. Das änderte sich mir einem Schlage, als die West- nnd ostafrikanische» Inseln nnd Gestade gar manche der indischen Erzeugnisse in gleicher Güte und größerer Menge lieferten, und der Seeweg nach Indien die bisherigen Verkehrswege über Aegyten nnd Borderasien entbehrlich machte. Zwar schlössen die Venetianer einen sür sie sehr günstigen Handelsvertrag mit Portugal ab, doch konnte dieser den Verfall des italienischen Großhandels nicht aufhalten. Die Portugiesen wurden die ersten Bermittler des Güteraustausches zwischen dem Orient und Occidein, sie erhielten das Monopol des Handels, in Europa wie in Asien, bestimmten die Preise der Produete und sammelten innerhalb hundert Jahren Reichtümer an, die in'o Fabelhafte gingen. Aber nicht blos ließ die Spmni'

krafr der Portugiesen mit den betäubenden Erfolgen nach, sondern auch die Furcht ihres Namens verminderte sich, als ihre Flvttenführer, Generäle und Statthalter durch Gewaltthaten und Mißbräuche aller Art die ostindische,! Fürsten nnd Völker zu gefährlichen Feinden ihres Regiments umgewandelt hatten. Tie Furcht verwandelte sich in Haß und dieser Haß war so mächtig, daß auch Spanien, an welches inzwischen Portugal als königliches Erbstück gesallen war. die Besitzungen in Asien anfgebcn mnßte.

Uebrigens wären die Borthcile, welche der dirccte Seeweg nach Indien bot, niemals so bedeutende geworden, wenn die Spanier die Entdeckung Amerikas mit der gehörigen Umsicht auszunützen verstanden hätten. Statt das Hauptaugenmci-k auf die Anpflanzung der indischen Gewürze und Handels-pflanzen zu lenken, beschränkten sie ihre Thätigkcit fast ausschließlich auf das Aufsuchen von edlen Metallen. Tie Fremden waren hiezn nicht berechtigt, weswegen das Aufblühen der Colonien hintangehalten wurde. Tie ge-wonnenen Schätze durften einzig nach Spanien verführt werden und die Eolonien nur aus Spanien ihren Bedarf an Waaren decken. Gleichwohl verarmte das Land, weil eben Regierung und Volk die Größe des National-reichthums in der Menge des vorhandenen Gcldcapitcls erblickten nnd fich der Einsicht entschlugen. daß die Erhaltung, Fortbildung der productiven Kräfte, dii.' Geschicklichkeit nnd Tüchtigkeit der arbeitenden Hände nnd Kövse, die Annehmlichkeit und Gesundheit des Landes und Klimas, die Pflege und Ver-besserung der Landwirthschaft, die Lristnngs- und Concnrrenzfähigkeit der be-stehenden Gewerbe nnd die Gründung neuer Industrien unendlich wichtiger seien als der Besitz der größten Metallschätze. Die Spanier dagegen beraubten, um Holz sür den Schiffbau zu erhalten, das Land des Schutzes und SchmnckeS seiner Walder, verminderten dadurch die Fruchtbarkeit des Bodens, die Schön-heit der Natur und die Güte des Mimas, nnd schufen auch in den Eolonien keinen Ersatz für diese dem Mutterlande zugefügten Verluste. Würden sie wenigstens die Producta Indiens in Amerika eingebürgert nnd, was ja möglich gewesen wäre, in so großer Menge erzeugt haben, daß sie mit ihrem Neber-stusse die vom Ausland gelieferten Waaren bezahlen konnten, so hätten sie das baare Geld als Capitalstock behalten können. Freilich würde anch dieser das Land nicht vor Berarmung geschützt haben, wenn die glücklichen Besitzer ihre Geldvorräthe nicht zur Hebung der Landwirthschaft nnd Industrie ver-wendet hätten, um die Bedürfnisse des eigenen Marktes und der Colonien durch die einheimische, nationale Productivn zn decken.

In Spanien trat das Grgentheil ein, weil die Staatsraison des jlönig-lhums und die Gewohnheit des Polksgeistcs die wirtschaftlichen Tugenden und die wirklich productiven Tätigkeiten verkennen oder gar verachten ließ. Tie plötzliche Goldzufuhr wiegte Regierung und Bevölkerung in schlarassischen Größenwahn ein, Ackerbau und Gewerbe wurden vcrnachläßigt, die Preise der Arbeitskraft, der Lebensmittel nnd Jndnstrieprvdncle stiegen, das bnarc Geld wanderte in das Ausland, nachdem die einheimischen Gewerbe durch die Bcr-

treibung der beste» industriellen Arbeitskräfte, der Araber, einen vernichtende.
Schlag erhalten hatten. Industrie und Handel kamen ganz in fremde Händi
und selbst der Handel mit den Colonicn wurde durch den Schleichhandel
der Niederländer. Franzosen und Briten stark beeinträchtigt. Die Bevölkerunc
ging an Zahl mit dem Sinken des Wohlstandes zurück und schließlich Harn
Spanien fast nichts mehr, keine eigene Industrie, keinen eigenen Handel, kein-
Wälder, keine Flotte und kein Geld, das Land war entvölkert, Städte nnr
Häfen verfielen, ehemals fruchtbare Gegenden waren Wüsteneien. Als endlicl
mit dem Wechsel der Dynastie eine Aenderung der Wirthschaftspolitik eintrat
war das Volk der vroductiven Thtttigkeit so entwöhnt, daß selbst die aller
größten Anstrengungen und die verständigsten Maßnahmen der Regierung fiel
nur im bescheidensten Maße belohnt sahen.
Mit der Herrschaft Spaniens über die Meere war es für einmal nnd
wohl für immer vorbei; aber der Haupthandclszug von Europa nach Indien
zog gleichwohl nicht mehr in's Mittelmeer zurück, sondern blieb an de» Ost
küsten des atlantischen OceanS. Der Gewinn aus de» großen Entdeckungen
floß nicht nach Italien, sondern »ach Westeuropa ab. Allerdings blühte die
Industrie der italienischen Städte nach einige Zeit lang fort, aber die Fortschritte
der eigenen Gewerbe in den übrigen Staaten machten allmählich die italienischen
Fabrikate in England, Deutschland nnd Frankreich entbehrlich. Zwar nah,,,
in Folge der türkischen Mißwirtschaft im Orient die Seidcncultur in Italien
ganz enorm zu, aber diese bot am wenigsten den Seestädten einen Ersatz für
die Schmälcrung des Handels, Namentlich schwer traf die Ablenkung des
europäisch-morgcnländischen Waarcnzuges Benedig, Auch die übrigen Hafen
Plätze vermochten mit der Eoncurrenz der portugiesischen nnd spanischen, später
der nördlichen Seemächte nicht gleichen Schritt zn halten.
Nach Lissabon war Antwerpen zum größten Stapelplatz des Welthandels
geworden, von wo aus Mitteleuropa nnd der europäische Norden mit den Er-
zeugnissen der Trvpenländcr versorgt wnrde». Antwerpen selbst und die
übrigen Städte Flanderns brachten auch dir Gewerbe auf die höchste Stuse
der Entwickelnng. Als aber die spanischen Herren die Einheit des Glaubens
herstellen wollte», »'änderten Tausende von Handwerkern nach England aus
und der Handel ging aus Holland, namentlich Amsterdam über. Antwerpens
Stern erbleichte um so schneller, da dessen Kanfleutc gleich den Byzantiner»
sich mehr auf den Zwischenhandel als ans den activen Handel verlegt hatte».
Tic Holländer dagegen hatten eigene Schisse, und als ihnen die Könige Spaniens
den Berkehr ihrer Unterthanen mit den Holländern untersagten, rüsteten diese
auf eigene Faust Espeditionen in die indischen Gewässer aus und arbeiteten
den Engländern, welche gleichzeitig das nämliche Ziel verfolgten, auf alle
Weise entgegen.
In diese Periode, gegen Ende des sechzehnte» Jahrhnnderts, fallen auch
die Persuche, einen neuen Serweg nach Indien und Ostasien durch das nilrd

Die ivcae »ach dem Brieiit und Indien,
liche Eismeer zu entdecke». Die Versuche mißlangen zwar, trotzdem aber
setzten die Holländer und anch die Engländer die Unternehmungen znr Auf-
findung eines anderen Seeweges nach jenen Landern fort, wobei die ersteren das
Cav Horn umschifften, die letzteren dagegen die Baffinsbai und den Lancaster-
sund im Norden Amerikas auffanden. Ueberhnupt waren die Hindernisse, welche
die Portugiesen und Spanier den Absichten anderer Nationen in Bezug auf
Indien und Amerika in den Weg legten, den Forschungsreisen sehr förderlich
und in der That waren diese zum Theil von überraschenden Erfolgen begleitet;
wir erinnern nur nn die Entdeckungen in Nordamerika, in der Südfee und
aus Australien, Ten Lvwenantheil davon zogen jedoch die Engländer, welche
eine von der spanischen ganz verschiedene Wirtschaftspolitik befolgten, Sie
zogen fremde Handwerker in s Land und schützten nicht bloö ihren Handel,
sondern auch die Industrie vor der ausländischen Concurrenz. Ten fremden
Kaufleuten und Krämern, vorab denen aus den Hansestädten, entzogen sie alle
Privilegien und warfen sie sogar zum Lande hinaus. Die Schutzzollpolitik
der Königin Elisabeth fetzte Cromwcll eifrig fort, indem er durch die Naviga-
tionsactc dem einheimischen Handel, der Schifffahrt und den mit diesen zusammen-
hängenden Gewerben vermehrten Antrieb gab. Glückliche Kriege verschafften
ihnen ausgedehnte Besitzungen in Amerika und Asien, ganz besonders in Indien;
während die Macht Spaniens sank, erhob sich England nnd anderthalb Jahr-
hunderte rastloser Thätigkeit im Innern und nach Aussen genügte, um ihnen
die Herrschaft über Indien und die Meere zu sichern.
Ten ersten großartigen Plan znr Vernichtung dieser Suprematie wagle
die erst^' französische Republik, indem sie den General Bonaparte mit einer
Armee nach Aegypten entsandte. Doch scheiterte der kühne Plan, durch die
Eroberung des Pharavnenlandcs und des angrenzenden asiatischen Gebietes
eine Position zu schaffen, von welcher aus England an seiner verwundbarsten
Stelle, i» Indien, angegriffen werden könnte. Kaiser Napoleon I. nahm
den Plan in größerem Maßstabe wieder auf, indem er einerseits die Eon
tinentalsperre verfügte, andererseits den Russen den Weg nach Indien zeigte.
Die Engländer gingen jedoch auch aus diesem Ricsenkampfe als Sieger hervor
nnd erst in den letzten dreißig Jahren machten sich die Russen nach einem
wohldurchdachten Plane daran, ihr Gebiet gegen Indien zu erweiter». Da-
neden boten sie auch ihr Möglichstes auf, um den, Handel mit den trans-
kaukasischen Ländern, mit Turkestan. Persicn, Afghanistan und China seine
alte Bedeutung wieder zu geben. Allein in dieser Hinsicht zeigte sich, daß
dem europäisch-asiatischen Großhandel keine erhebliche Concurrenz bereitet
werden könnte, so lange der Landtransport gegenüber der billigen Seefracht
keine namhaften Verbesserungen erfuhr. Wie sehr der Seeweg gegenüber
dem Landtransport im Vortheile war, das erfuhren auch die Engländer, als
sie mittelst Dampfbootfahrten einen directen Berkehr über Aegypten einrichtete»,
wobei nur die verhältnißmäßige Strecke von Alexandria nach der nördlichsten
Bucht des Rothen Meeres zu Lande zurückgelegt werden mußte. Dies

änderte sich ebensowenig, als der Handel mit der Levante einen neuen
Aufschwung nahm: die Binnenländer berührte er nur wenig.
Kaiser Napoleon III. brachte die Aenderung. Indem er die siech ge-
wordene Türkei gegen Rußland zu schuhen vorgab, suchte er selbst dort festen
Fuß zu fassen und seine weitansschanenden handelspolitischen Pläne zu fördern,
welche eben so sehr, wenn auch nicht ausgesprochen, darauf abzielten, die
Handclssuprcmatie Englands zu schmälern, als die anwachsende Macht Rußlands
zn schwächen. Treu den Lehren seines Onkels ließ er sich von der Ansicht
leiten, daß der Weg zur Weltherrschaft auf den nämlichen Straßen fiihre,
auf denen Alexander nach Aegypten und dem Pauschab gezogen, und auf
denen die Nachfolger Mnhamcds die Fahne des Propheten bis zum Pvntus
und Himalaya getragen. Napoleon III. theilte die Meinung seines großen
Vorgängers, daß der Besitz der bequemsten und kürzesten Handels- und
Heerstraße nach Indien über die Hegemonie in Europa entscheide. Des-
wegen führte er Krieg gegen Nußland, um selbst die Türkei in den Bereich
seinen Machtsphärc zu ziehen und das nordische Reich von weiteren Er-
oberungen türkischen Gebietes abzuhalten. Toch erreichte Napoleon seinen
Zweck nur zum Theil, indem er Rußland von der Donau abdrängte und
ihm den Zugang zum ägäischen Meere verwehrte. Zwanzig Jahre später
eroberte sich Rußland seinen Antheil an der Donan wieder und nur das
Bcto der europäischen Mächte vermochte es dazu, vor den Thoren Nonstanti-
nopclS den siegreichen Feldzug abzubrechen.
Kaiser Napoleon erlebte diese Wendung der Tinge nicht mehr, doch war
eS ihm noch vorbehalten, den Schacher mit ansehen zu müssen, mittelst dessen
die Engländer sein größtes Werk, den Suez-Eanal, in ihre Gewalt brachten.
Ticse großartige, schon wiederholt von hervorragenden Regeuten begonnene
Nnternchinung war unter den Auspicicn des Kaisers glücklich zu Stande
gekommen. Tie kühnsten Hoffnungen schienen in Erfüllung gehen zn wollen,
die Franzosen nnd Italiener setzten bereits auf den Eanal die versprechendsten
Erwartungen, nnd träumten von der Wiederkehr der glänzenden Zeiten Bendigs,
selbst die Oesterreicher und die Teutschen caleulirten mit den anSsichtsvollen
Rentabilitätsberechnnngeu der Tricstiner und die Franzosen träumten bereits
von der Theilung der Herrschaft auf dem Meere. Ta, ein Jahr nach der
Eröffnung des Eanals, brach das französische Kaiserreich zusammen nnd
Napoleon ging zu den nämliche» Engländern in'S Eril, welche nicht ohne
Unruhe und Besorgnis; den wachsenden Einfluß Frankreichs im Orient ver-
folgte». Wenige Jahre später brachten sie auch die meisten Actien des Eanals
Uttternchmens in ihren Besitz womit sie die nnbestrittenc Oberherrschaft über
den Eanal nnd Aegypten erhielten: die Hoffnungen der übrigen an dem Verkehr
des MittelmeereS bethciligte» Nationen nnd Staaten dagegen erfüllten sich
nur in einem untergeordnetem Maße, da England nach seinen kriegerischen
Erfolgen in Asien, nach der Niederwersnng des indischen Anfstandcs, »ach der
Temiithigung FraiikreichS »nd der Besitzergreifung des kürzesten Seewege?

nach dcn asiatischen Gewässern erst Stecht den Ansprnch erhob, der Handels-
platz der Welt, die Werkstatte für alle Länder der Erde nnd der souveräne
Gebieter über die Meere zn sein und zu bleiben.
Doch selbst die englischen Bäume wachsen nicht in den Himmel. Allent-
halben in Ost und West, in Süd und Nord sehen wir diesen alten Drang
nach der Gebnrtsstätte der Menschheit wieder mächtiger erwachen. Rußland
bahnt sich einen Weg nach dem Wunderland?. Frankreich seht sich jetzt als
Rivale in Tonkin und Madagaskar fest, flankirt also sozusagen das indische
Cvlonialreich Englands. Im Westen wird eine neue Wasserstraße — der Canal
von Panama — gegraben, um einen von England unabhängigen Handelsweg
nach Asien und den Inseln deS Stillen Meeres zu schassen. In Indien selbst
macht sich ein starker Jng nach Selbstverwaltung geltend und sogar die Türkei
sucht sich zu regenerircn nnd von dem englischen Drucke zn befreien. Bon
allen Seiten droht den Engländern Concurrenz zu entstehen. Tic Russen
arbeiten mit Macht an der Berwirklichung von Eisenbahnen, welche Nowgorod
und Moskau in directe Beziehung zn Centralasieu, China und Indien setzen.
Tie Geschichte lehrt nns znr Genüge, was diese Bestrebungen zur bedeute»
haben. Heute noch wie zu den Zeiten der Argonauten, Alexanders des Großen
und der Republik Venedig bezeichnet eine Beründerung der Wege nach dem
Orient den Anfang einer neuen Epoche im Handel wie in der Politik,
Necapitulirc» wir!
Mit den Fahrten nach Kolchis traten die Griechen in die Geschichte ein.
Auf diesem Wege vermochten sie die Concurrenz mit dcn Phöniziern aufzu-
nehmen und sie allmählich von ihren Küsten zu verdrängen.
Bon den Wanderungen nach Kolchis datirt auch die Besiedclung der
Küsten des Schwarze» Meeres nnd die Lnltur jener Länder, welche heute
von den Bulgaren besessen werden,
Ter Kampf um Trvja war der Beginn jener Kriege, welche um de»
Besitz der Meerengen nnd die Weltherrfchaft geführt Ivurdcn. Tie Darda-
nellen waren der Schlüssel zn dem Handelswege nach Centralasieu nnd Indien,
sie waren anch die Brücke, ans welcher die Völker des Ostens in Europa
und die Heere des Abendlandes in Asien einzogen, nm die Herrschaft einer
Rasse und einer Weltanschauung über die andere zu erheben.
Mit der Niederlage der Perser und der mit ihnen verbündeten
Phönizier ging der Stern Sidons nieder, nm in den Städten Griechenlands
aufzugehen.
Mit seinem in Thrazien, dem heutigen Bulgarien gebildeten Heere zog
Alexander der Große übcr dic Meerenge, zerstörte das mecrbcherrschendc
Tyrus und lenkte mit der Gründung von Alerandria den Handelszug nach
Indien vom Schwarzen Meere ab.
Griechenland wurde römische Provinz und die Legionen der Imperatoren
pflanzten ihre Adler am Phasis und Orus auf, Tamit kamen die

Karawanenstraßen durch Kolchis wieder in Aufschwung, das alte Byzauz stieg
zu neuer Blüthe, zur Hauptstadt der Welt uud der Christenheit empor.
An den Küsten des thrazischcu Chersones und des Schwarzen Meeres
wurzelte später die Macht der italienischen Handelsstädte, Ihr Schicksal war
an dasjenige Konstantiuopels geknüpft, wie der Ausgang der Kreuzzüge durch
die Haltung des byzantinischen Hofes entschieden wurde.
Die arabischen Kalifen besetzten die Straßen nach Indien n»d mit diesen
ging die Weltherrschaft zeitweise an sie über.
Dir Türken versperrten dein europäischen Handel die Wege nach dein
Orient nnd machten Earopa erzittern.
Der Sturz des vströmischen Kaiscrthums veranlaßtc die nautischen
Unternehmungen der Portugiesen. Durch die Entdeckung des Seeweges nach
Ostindien wnrde Lissabon zur ersten Handelsstadt der Welt.
Portugal kam an Spanien. Das Reich Karls V. reichte von den
östlichen bis den zu westlichen Küsten des großen Oceans,
Bald jedoch wnrde Spaniens Macht geknickt durch die großen Regenten
und Admirale Englands und seit dieser Zeit beherrscht dir englische Flagge
alle Meere. Wie lange noch?
Im kaiserlichen Archiv in St. Petersburg ist eine interessante Denkschrift
an den Czar Alexander II. aufbewahrt, welche deu General Heinrich
Antonvwitsch Leer zum Berfasser hat. Dieser mit den Verhältnissen Rußlands
und Centralasiens wohlvertraute Offizier schrieb an einer Stelle die denk-
würdigen Worte:
„Jeder staatlich organisirten Nation ist von drr Borsehung eine große
Aufgabe auf ihre» Lebensweg mitgegeben worden, Rußland hat die seinige
schon einmal erfüllt, indem es sich als Schichwehr Europas gegen den Ein-
bruch der Tataren, als ein Wall gegen eine neue Bölkerwandernng asiatischer
Barbaren, als ein Retter für die Civilisativ» Westeuropas erwies. Die
Sendung Nußlands hat aber damit ihren Abschluß nicht gefunden. Es hat
vielmehr noch den Beruf, den Völkern Asiens eine höhere (Zivilisation zu
vermitteln. Hienu liegt das politische Programm und die militärische
Aufgabe Rußlands vorgezeichnet- Defensive gegen Weste», Offensive
gegen Osten."
I» Rußland gab es freilich von jeher eine Partei, deren Blick mehr
nach dem Westen gerichtet war, als »ach dem Osten. Diese Partei erhebt
von Zeit zu Zeit ihre Stimme »nichtig gege» die „faule (Zivilisation des
Westens", um aber alsbald wieder einem mächtigere» Draiige zu weichen,
dem durch die Geschichte dietirten Drange »ach bei» Osten. Indessen wird
durch die Verfolgung dieser Richtimg auch der Zweck nach Westen hin
erreicht. Die Macht Rußlands wird durch die Fortschritte in Asien auch in
Europa erweitert.
Unter dem Czar Peter I. ösfnctc sich das russische Reich im Süden
uud Osten n»r gegen das kaspische Meer. Diese Begrenzung währte nicht

inchr lang?. Kühne Kosaken unterwarfen Sibirien und sv erreichte Rußland
im fernen Osten die Meere, die sich auf eine neue Welt öffneten. Die
Unermeßlichkeit der unergiebigen Oede reizte zu neuen Eroberungen. ES
ivurde ein erster Versuch gemacht, an die fruchtbaren Nfer des Amur hinab-
zusteigen und sich an den Thoren des nördlichen China und des benachbarten
Japan festzusetzen. Der Bersuch hatte für einmal keinen dauerndden Erfolg.
Doch Czar Peter lief; Asien nicht aus dem Auge, Unter seinen minder
kräftigen Nachfolgern wurde das begonnene Werk weniger eifrig fortgesetzt,
aber keineswegs aufgegeben. Unter der Czarin Katharine wurde es neu auf-
genommen. Georgien zwischen der asiatischen Türkei und Persien wurde dem
Reiche einverleibt. „Hier hat," ruft der französische Geschichtschreiber Henri
Martin entsetzt aus, „die Mine das Bollwerk durchbrochen, von wo aus
Asien in die Luft fliegen wird."

Unter dem Czar Alexander I, wurde mit zielbewußter Energie der erste
Angriff aus den Kaukasus unternommen und die sechzig Jahre dauernde
Belagerung des cirkassischeu Fcstungslandes begonnen, während auf der euro-
päischen Seite des Schwarzen Meeres die Grenzpfähle bis an den Pruth
und die Donau vorgerückt wurden. Weder die große französische Staats-
revolutivn, welche die Runde durch Europa machte, »och die Kriege Napoleons I.
und die bewaffneten Unternehmungen der Westmächte gegen Rußland, noch
die wiederholten Aufstände unterjochter Völker, noch die Einsprachen dieser
oder jener Mächte oder mehrerer zusammen waren im Stande, den Vor-
marsch der russischen Regimenter in Asien aufzuhalten.

Unter dem Czar Nikolaus wurde Eriwan den Persern, ein Stück von
Armenien den Türken abgenommen. Mit der Niederwerfung der Tscherkcssen
erhielt die Armee auf dem Wege nach Indien freien Rücken. Der Aroxes
wurde überschritten; 1846 wurde der Vertrag mit Persien geschlossen, welcher
die erste Strecke der Straße nach Indien in die Hände Rußlands gab. Voll
Besorguiß schrieb 1835 der englische Gesandte in Kvnstantinopel, Lord
Punsonbn an seine Regierung: „Kvnstantiuopel athmet nur im Schatten deK
Kaukasus." Aber der Kaukasus blieb den Russen. „Tie Plane Rußlands,"
schrieb 1«Z» der englische Gesandte in Persien, Sir John Mac Neill, „haben
ein weiteres, viel bedenklicheres Ziel als den Besitz der kaukasischen Provinzen,
welche bis heute nur kostspielige Anhängsel gewesen sind. Diese Erwerbungen
können nur in dem Grade Werth haben, als sie die Bahn für einen anderen
Zweck frei machen, der Rußland für alle auf dessen Erreichung verwandten
Opfer entschädigen würde." Mac Neill wies auf Indien hin, aber die Zer-
störung der russischen Flotte im Krimkriegc that den Geschicken, die sich voll-
ziehe» müssen, keinen Einhalt. Rußland hat das Amurgebiet besetzt und
lagert aus fester und breiter Basis gegenüber Japan. Es beherrscht die
Mandschurei, von wo die tatarischen Herrscher Chinas ausgegangen sind.
Es unterwarf die Kirgisen in Centralasieu und rückte nm Orus und JaxarteS
der Griechen, am Amu-Teria und Sir-Deria der Turko-Tataren vor.

Zinton Memmingcr in Wiirzbura,

Armem verschlang die Wüste, Nichts hielt den Vormarsch auf. Tie Barbaren und Halbbarbaren beugten den Nacken vor dem Sieger. Taschkend, das Handelscentrnm Mittelasiens, Samarkand, die alte Residenz Tamerlans. Aschara, das Emporium des Karawanenhandels: Chiwa, der Mittelpunkt eines fruchtbaren Landes: Merw, das letzte Bolllverk der Tcke-Turkmcnen: Herat, der Schlüssel zu Indien: Kabul, die Wacht am Hindu-Kusch: eine Stadt um die andere unterlag den Russen, eine Etappe nach der anderen fällt ihnen zu. Gleich den römischen Soldaten errichten die Sieger überallhin breite Straßen und die Spuren der Schlachtfelder werden vertilgt durch die Feldzeichen der Cultur, Ter Verkehr hebt sich, die Eisenbahn dringt vor. der Handel breitet sich ans nnd schon vor manchem Jahr konnte der ungarische Reisende Vambrry bewundernd ausrufen: „Ein Blick auf die Bazare von Bochnra, Chiwa und Karschi genügt, um den immensen Zuwachs des russischen Handels anschaulich zu machen, und es ist gar nicht übertrieben, wenn man behauptet, das; es kein Haus, kein Zelt in Mittelasien gicbt, wo nicht einer oder der andere Artikel aus Rußland zn finden wäre." Und inzwischen sind die Ingenieure an der Arbeit, nm die Eisenbahnen über den Ural nnd vom Kaukasusweg nach Mittelasien hinein vorzuschieben, nnd Hand in Hand mit dieser Thätigkcit vperirt die Armee, rastlos im Kriege wie im Frieden, der eigentlich mir ein mehr oder minder langer Waffenstillstand ist. Wenn Europa das 100jährige Jubiläum der französischen Revolution begeht, wird der russische Ingenieur den Schienenweg bis an den Indischen Oeean vollendet haben — auch eine Revolution, in ihren Folgen wohl noch bedeutender nlS die französische von 1789.

Alle russischen Politiker sind darüber einig, das; für ihr Reich von 22 Millionen Quadratkilometern niit 00 Millionen Einwohnern der Zutritt zum freien Meere eine Lebensbedingung sei. Welcher billig denkende Mann, der mit den Existenzbedingungen nnd dem Entwicklungsgänge der Volker vertraut ist, möchte den russischen. Patrioten hierin Unrecht geben? Und wohin anders sollen diese ihre Blicke richten als nach dem Persischen Golf und dem Indischen Ozean? Das nördliche Eismeer hat im Welthandel keine Bedeutung. Tas Behrings-nnd Ochotzkische Meer im Osten Asiens sind belanglos. Das Japanische Meer ist zu weit von dem Schwerpunkte des Reiches, von dessen industriellen und bevölkerten Provinze» entfernt. Tie Besitznahme des baltischen Sundes oder eines Hafens in Norwegen würde — abgesehen von der im Winter beschränkten Vcrkehrsmöglichkeit — eine» Kampf hervorrufen, dessen Chancen für Rußland nicht lockend sind. Ter Weg zur Meerenge von Konstantinopel, d^r eigentlichen Mündung aller Hanptströme Rußlands, wurde diesen, jedcs° mal durch den Einspurch europäischer Mächte verlegt. „Ter Weg Rußlands zur Eroberung Konstantinopels" — schrieb im Jahre 1868 ein angeblicher österreichischer General — „führt über Oesterreich, das mit der ganzen Wucht seiner militärischen Kraft zwischen den Karpathen nnd dem Schwarzen Meere lastet. Im Angesichte solcher Schwierigkeiten und im Angesichte eines Krieges

mit einer europäischen, Coalition wird daher Rußland seinem sehnsüchtigen
Trachten nach dem offenen Weltmeere in Zukunft der Hauptsache nach höchst
wahrscheinlich auf der asiatischen Seite Ausdruck zu geben suchen". . . Dorr
aber sind die Interessen Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs derart, daß
sie sich wohl mit denen Englands, doch nicht mit denen Rußlands kreuzen.
Nußland verrichtet auf seinem Bormarsche nach dem Indischen ^cean eine
Arbeit, die zum Wintzen aller der Staaten und Volker verrichtet wird, welche
m ihrem wirtschaftlichen Leben und Streben durch die britische Suprematie
bedruckt werden.
Weltpolitik und Welthandel sind heute für die russischen Staatsmänner
und Militärs unzertrennbare Begriffe. Eine Schutzzollpolitik, durch deren
consequente Verfolgung England seine Industrie- nnd Handelsübermacht er-
rang und endlich siegreich über die Concurrenz zum Freiheitssystem über-
gehen tonnte, giebt auch den Russen die Mittel an die Hand znr Hebung
ihrer einheimischen Industrie und des nationalen Handels. Industrie und
Handel haben das größte Interesse an d^r Erhaltung der erweiterten Grenzen.
Das militärische, politische und wirtschaftliche Interesse Helsen zusammen,
ergänzen sich und schaffen so die Unterlage sür die Weltmachtstellung des
Czarenreiches, dessen gewaltige Ausdehnung nicht mehr wie ehedem den Zu-
sammenhang gefährdet, weil eben die Anwendung der modernen Verkehrs-
mittel die großen Entfernungen zusammenzieht. Heute schon werden die
schiffbaren Flüsse Ccniralasiens mit russischen Dampfschiffen befahren, die
Eisenbahnen werden mit jedem Jahr nach der persischen und afghanischen
Grenze zu verlängert, der Krieg um Herat hat für die Russen kaum mehr
Schwierigkeiten als sür die Engländer, deren Eisenbahnen am jenseitigen Fuße
des Riesengcbirges Himalaya festsitzen. Wie die endliche Entscheidung fallen
wird? Auch darüber herrscht für diejenigen kein Zweifel, welche Mission
Rußlands aus dem Studium seiner Vergangenheit erkannt und begriffen
haben. Ter Kampf um Herat ist trotz alledem und alledem ein Kampf um
die Cultur der verkümmerten Menschheitswiege. Was Alexander der Große
wollte, wird vielleicht nnter Alexander dem Tritten zur Thak werden.

Das Ringlein.
von
Johannes Trojan
— Verlin, —
om wiistcn Zechgelage kam ei» Man»
Und warf sich auf sein Lager hin, gar bald
N?ar er von schweren Schlafes Bann umfangen,
In diesem schlafe hart' er bangen Traum:
Er war gestorben — also träumt' es ihm
Und vor ihm stand ein Engel mit der Ivage,
Mit der gewogen wird des Menschen Leben,
von der das Urtheil abhängt iibcr ihn.
Nicht siel zu seinen Gunsten aus die !?ägnng:
Tief senkte sich die Schale seiner Schuld,
Indessen hoch empor die andre schwebte,
Die der Erlösung. Als mit Schrecken so
Er schon des Richters Spruch entgegen sah.
Da nahte eine schwebende Gestalt,
Ihm wohlbekannt, denn feinem Ivcibe glich sie
An Maß der Glieder und von Angesicht.
Den Blick zu Boden senkend nahle sie
Und zog vom Finger einen kleinen Ring,
In diesem Augenblicke weht' ihn au
Rornblnmendust und Duft von mildem Mohn,
Sie aber, in die Schale der Erlösung
U?arf sie den Ring, den sie vom Finger zog.
Da gab es einen seltsam feinen Klang,
Als ob ein dünnes Stäbchen Glas zerspränge;
Die Schale zitterte, sie senkte sich
Und tief und tiefer schwebte sie herab,

Das Rittglei»,
Indessen stieg die andre mit der Schuld,
Und eine Stimme rief: Gr ist errettet!
Ans seinem Traume fuhr empor der Mann,
Mit Schweiß bedeckt die Stirne, heftig schlug
Und angsterfüllt ihm in der Brust das Herz.
Als eine Weile dann er wach gelegen,
Indessen mancherlei Gedanken ihm,
Einander kreuzend, gingen durch die Seele,
Erhob er sich, mit leisen Schritte» schlich er
Zum Zimmer hin, wo seine Gattin schlief.
Es war schon von der Morgendämmerung
Li» wenig hell geworden das Gemach,
Sie aber lag in tiefem Schlummer da.
Mit späh'nden Blicken sah er ins Gesicht
Der Schlafenden, und ein Gefühl von Schmerz
Faßt' ihn beim Anschau'n der gefchloss'nen Augen:
keis rief er sie, doch sie erwachte nicht.
Drauf, an der Schulter sie berührend, rief
Er lauter sie. Die Augen schlug sie auf,
Zusammenschreckend, und sie sprach : „Du bist es?
Ach, Mann, was willst du? warum weckst du mich
Aus meinen« Schlafe, der so wohl mir thut?"
Gr wußte nicht, was er erwidern sollte,
Und zweifelnd so und um etwas zu sagen,
Das Herz noch ganz erfüllt von seinem Traum,
Sprach er zn ihr: „Es fiel mir etwas ein —
Ich weiß es seil st nicht, wie ich kam darauf:
Das Ringle!» wollt' ich seh», daß ich dir gab,
Als ich dir »acbgelaufe» bin durchs Aorn."
Als sie das hörte, malte jäher Schreck,
Entsetzen sich in ihrem Angesicht,
Und ihre Hände ringend, rief sie aus:
„weißt du es schon? woher denn weißt du es?
Ich bilt dich, sprich, wer hat es dir gesagt,
Daß ich verloren habe diesen Ring?"
Als er sie so entsetzt sah, überlief es
Ihn selber kalt; doch schnell sich fassend sprach er:
„Beruh'ge dich! Nicht, um dich zu erschrecke»,
Aam ich hierher, und keiner sagte mir's.
Sei ruhig, kiebe! wenn dn dann es willst,
Erzähle mir, was mit den, Ring geschehn,"
Sie setzte ausrecht aus ihr kager sich
Und sprach zu ihm nach einer IVeile so.
,,V noch wie heute ist, mir jener Tag,
An dem du mir das Ringlcin hast gegeben.
Mit viel Gesellschaft waren wir vor's Thor

Johannes Trojan
in Berlin,
hinausgegangen nach dem kleinen Dorf;
Und als es gegen Abend ging zur Stadt,
Da blieben hinter allen andern wir
Allmählich mehr und mehr zurück und neben
Einander schritten ruhig wir und still,
Geheime Hwicsprach mit den Herzen haltend,
Noch waren wir einander nicht verlobt,
Rocu hatte keins von uns das !l?ort gesprochen,
Das spater uns für immer hat vereint.
Zu meiner Rechten war ein Roggenfeld,
Das eben stand in voller Aehrenpracht,
Und zwischen Halmen leuchteten hervor
Kornblumen viel und purpnrrother Mohn,
Denn um die schönste Zeit des Sommers war es,
lind als wir schweigend so des Iveges ginge»,
Auf einmal öffnete zur Seite mir
Lin Gaßlein sich, begrenzt von halmenmanern,
Li» schmaler Fußweg, führend in das Feld,
Da kam ein übermiithiger Gedanke
Mir in das herz: von deiner Seite plötzlich
Mich trennend, lief ich in das Korn hinein.
Gelaufen war ich eine gute Strecke
Und tief aufathmend stand ich still, da sah ich
Um mich nichts weiter als das halineiimcer,
Auf das die Danimruug schon sich niedersenkte,
Und eine ungeheure Angst befiel mich,
Als ob ich ganz allein sei ans der Welt,
Doch eh' ich »och nni Hilfe rufen, eis
Zch noch zurück das lvcglein laufen konnte,
lvar ich unifangen schon von deinen Armen,
Da in dein Rornseld gabst dn mir den Ring,
Und seit der süßen Stunde bin ich dein,"
Sie sprach's und schwieg, dann wieder Hub sie an:
,,Dn weißt, ein dünnes Reiflein war's von Gold,
Mit eine», kleinen roihcn Stein verziert,
Gciiug an Ivcrth für jeden außer mir.
Ich aber ließ idn ungern von der Hand
Und mußte doch ihn manches Mal entbehre»,
Iven» bei der Arbeit er im Hause »lir
Schadhaft geworden war. Der Goldschmied lachte
Zuletzt schon immer, wenn ich kam mit ihm,
Und meint', ih» herzustellen habe schon
Mir mehr gekostet als ei» neuer Ring,
Der schöner war' und starker auch an Gold —
Zch aber mccht' nicht von dem alte» lassen.
Run sage mir, wie dus erfahren hast,
Daß ich den Ring in dieser Rächt verlor,"

Das Ringlein,
„Ich habe," sprach er, ,,nichts davon erfahren
Und von dir hören will ich's eben jetzt,
wenn du es ruhig mir erzählen kannst.
Doch eines wisse: Daß, wie auch es kam,
Durch welchen Zusall auch das Ringlein dir
verloren ging, ich nicht dir zürnen werde.
Nicht zu erschrecken dich, kam ich hierher.
Weshalb ich kam, dich aus dem Schlummer weckte
Und nach dem Ringe fragt', ein ander Mal
Hörst du's von mir in einer hell'ren Stunde."
Da fing sie an, und ihre Stimme klang
Schon ruhiger, als sie vorher geklungen l
,,So höre denn, wie es geschehen ist!
Als du nach Hause kamst in dieser Nacht,
Da hatten schwere Sorgen mich beängstigt
Und große Unruh' mich gequält um Dich.
So daß mir ferne war der Schlaf geblieben,
Nach einer weile trieb es mich empor
von meinem Lager, um nach dir zu sehn
Und dir zu Helsen, wenn dir etwas fehle.
So trat ich in Dein Zimmer leisen Schritts,
Da lägest du in unruhvollcm Schlaf
Und warfest stöhnend dich auf deinem Bette,
Als ob ein banger Traum dich hielt' umfangen,
Im tiefsten Herzen jammertest du mich,
Dich aufzuwecken aber wagt' ich nicht,
Aus Angst, daß du darum mir zürnen würdest,
Daß Du erschrecken möchtest, wenn du plötzlich
Mich vor dir sähest mitten in der Nacht,
Und fürchten, daß ich schlimme Botschaft brächte.
Da siel mir ein: wenn du erwachtest nun
Aus deinem Schlaf, dann würdest dn vielleicht
Umsonst nach einem kühlen Trunk dich sehnen,
Der dir willkommen wäre nnd ein Labsal,
Den wollt' ich schöpfen aus dem Brunnen dir
Und Icis' ihn dir hinstellen an dein Lager,
von Herzen wünschend, daß du bald erwachtest.
So stieg ich denn hinab, behutsam schloß ich
Die Thüre auf, die zu dein Hofe führt,
Und trat hinaus in's Freie. Bben hoch
Am Himmelszelt verschwanden schon die Sterne,
Und leise dämmerte der Morgen auf.
Zu schöpfen trat ich an den Rand des Brunnens
Und als ich beugte mich darüber hin —
weil es so kalt um diese Stunde war
Und weil vielleicht auch in der letzten Zeit
Ein wenig magrer meine Hand geworden,

Johannes Trojan in Berlin.
Glitt von dem Finger mir der kleine Ring,
Glitt mir vom Finger und hinunter fiel er
Und ist verschwunden in des Brunnens Tiefe,
Nun aber bitt' ich, Liebst«, schilt mich ans!
Ja, nicht zu viel war' es, wenn du mich schlügest,
weil ich so unachtsam gewesen bin,
Weil ich verlor mein Kleinod, das von allem
Besitz mir war das Theuerste, den Ring,
Den einst im Kornfeld ich von dir bekam!"
So rief sie ans und jammerte aufs Neue,
Ihm aber ging, was er gehört, durchs lierz,
Und keine Worte fand er lang,.' Zeit,
Und endlich, ihre beiden Hände fassend,
Nur still zu sein und rnhig bat er sie,
Und durch einander sprach er dies und jenes:
Nicht gramen sollte sie sich um den Ring,
Den er vielleicht zurück ihr schaffen könnte.
Und wenn für immer er verloren wäre,
wenn auch die Erde ihn für sich behielte,
Sie sollt' ihn nicht vermissen an der Hand,
De» sie als Letztes für ihn hingegeben,
Ersetzen wollt' er ihn durch seine Liebe,
Gnt machend alles, was bisher geschehn,
„Ich bitt' dich, Bester, rede nicht so hart,
wenn du mich" — svrach sie — „nicht betrüben w
was ist geschehn, das gut zu machen wäre?
wenn wirklich etwas zwischen uns sich drängte —
Ich aber weiß nicht, ob es etwas war —
Ist es hinweggeräumt schon durch das wort,
Das eben du gesprochen hast zn mir.
Den Ring verschmerz' ich, wenn du's haben willst;
Ich Hab' ein bcss'res Kleinod noch als ihn,
Und mir geschenkt doch bleibt er, wenn er auch
Nicht aufzufinden ist im tiefen Brunnen,
Mein Ligen, in Verwahrung nur gegeben.
Nie will ich kränken dich mit meinem Kummer
Um den Verlust und nie erzürnen dich.
Denn eins nur will ich: daß du glücklich bist!
Du aber kannst es sein »nd wirst es werden,"
Als sie so svrach, siel in das Zimmer schon
Des Morgens lieblich Helles Licht hinein,
Und aus dem Laubwerk hohen Lindenbaiunc?
Klang eines Vogels süßes Morgenlicd,
Sie aber sprachen vieles zu einander.

Bettina von Arnim.

von
Moriz Karriere.
— München, —

^ls 1635 der Briefwechsel Goethes mit einem Kinde erschien, war
die Nation wie von einem glänzenden Meteor freudig überrascht,
Nur durch ihre geniale Persönlichkeit war Bettina von Arnim
einem kleinen Kreise bekannt geworden, für nns Andere stand plötzlich ein
Werk da. in welchem Wirklichkeit geworden, was der Romantiker von einem
Poesiewerden des Lebens oder Lebendigwerden der Poesie ahnungsvoll
gehofft und geträumt, Noch herrschte das literarische Interesse vor dem
politischen, und Goethe war der Mittelpunkt wachsender Zheilnahme: noch war
die Gocthevhilologie nicht da. man suchte seine Meisterwerke nach ihrer idealen
Bedeutung zu ersassen, Hegel und seine Schüler legten seine Gedanken au«,
Heine und Wienbarg priesen ihn als Deutschlands geistigen Befreier: nun
flocht hier die Liebe ihre duftigen Rosen in seinen unvcrwelklichen Lorbeer-
kranz, und erklang sein Preis von Mndchenlippen wie sehnsuchtsvoller
Nachtigallgciang, Mochte man manchmal mit Goethe selber fragen, ob
Bettina mehr wunderbar oder wunderlich sei, mochte der Eine seine Rnhe,
der Andere ihr mänadenhaftes Gebahren tadeln, die Einen mehr auf tiefsinnige
Gedanken, die Andern mehr auf anmuthige Gefühlsergüfse hinweisen, dem
Zauber des einzigen Buches konnte vor allem die Jugend sich nicht entziehen,
und auch das Alter sagte mit Meusebach: es werde Mühe haben, sich der
Unsterblichkeit zu entziehen.

Tann, als allmählich bekannt wurde, das? nicht Alles sactisch richtig sei.
das; ein Sonett Goethes nicht aus einem Brief Bettinas entstanden, sondern

vielmehr von derselben anfgetröscIt sei, sprach ein nüchternes Geschlecht von Fälschung und Schwindel, nnd Bettinas lichte Gestalt ward umnebelt und verdunkelt durch allerhand Anekdoten, welche sich die Leute von ihr erzählten. das Philisterthnm rächte sich damit an übermüthigen Neckereien, die es von ihr hatte erleiden müssen. Heute können wir der Dichterin nnd ihren Werke» ruhig gerecht werden. Denn diese Werke sind und bleiben eine Zierde deS deutschen Geistes und Schriftthnms; sie waren eine melodische Stimme der Zeit und bleiben Marksteine der Scelengeschichte unseres Volkes.

Anna Elisabeth Brentano Ward am 4. April 1795 zu Franksurt a. M. geboren. Ihre Großmutter war Sophie Laroche. Liebe Mama! redet Goethe die ältere Freundin in seinen Briefen an : deren schöne junge Tochter Maximiliane ward die zweite Frau des churtrierer Geheimrathes Peter Antvu Brentano, und der Dichter hat uns selbst berichtet, wie sein Verhältnis; zu ihr ihm das zu Lotte Bnss in Wetzlar wiederholte und ihm bei der Abfassung von Werthers Leiden zum zweiten Theile des Romans Motive und Farben lieh. So waren die Fäden angeknüpft, welche Bettina z» ihm leiteten. Früh war diese der Mutter, bald auch des Vaters beraubt. Sic ward im Kloster zu Fritzlar erzogen, und hat selber ja gern und reizend geschildert, wie sie sich dort im Umgang mit der Natur entwickelte. Mit malerischem Talent begabt, war sie geschickt in Handarbeiten, sie saug mit kräftiger Stimme zur Guitarre. 1801 an den Main zurückgekehrt, lebte sie bald mir ihren Geschwistern in Frankfurt, bald bei der Großmutter in Offenbach. Sie modcllirte bei einem Töpfer in Thon, sie nahm Unterricht im Generalbaß und componirte Lieder, ein Privatlehrer trug ihr Geschichte vor, was sie so köstlich in Briefen an die Gündervde schildert. Das am meisten Bildende aber war der persönliche Verkehr, die Lust, in der sie athmete. Drei altere Geschwister, alle eigenthümlich begabt, ihr am verwandtesten der Bruder Clemens, im Hause der (>>ros;mutter französische Emigranten nnd berühmte Deutsche, wie Herder, einkehrend und verkehrend, ihre ältere Schwester an Savignv verheirathet. So kam sie in ihren Mädchenjahrcn in dessen Haus nach Marburg, »ach Landshut, mit ihm nach München und Wien, und in Berührung mit hervorragenden Männern. So sah sie die Guachet, deren Leben für Goethe den Stöfs zur „Natürlichen Tochter" bot, so klang der Name Mirabcans an ihr Ohr, so sah sie Napoleons Gestirn aussteigen, so ward sie mit Achim von Arnim bekannt und stand mitten in einer aufstrebenden Jugend der Romantiker, welche aus 6er trüben (Gegenwart heraus bald nach der Vergangenheit, nach den Wurzeln des deutschen Volkothums zurück, bald in eine schönere Zukunft vvrauöblickten. Arnim widmete ihr seinen Wintergarten, sie sammelte Lieder sür des Knaben Wunderhvrn und dichtete für „Tröstemsamkeit": sie verkehrte viel mit Karoline von Günderode, und als diese sich im Schmerz getäuschter Liebe selbst den Tod gegeben (1S06), wandte sie sich Trost suchend zu Goethes Mutter. Wie diese sie geschätzt hat, das möge ein Brief bezeugen, den ich selber vom Original abgeschrieben habe.

Bettina von Arnim.

„Gutes, liebes, bestes Kind!

Tein Andenken geht über Alles und macht mich glücklicher, als es der todte Buchstabe ausdrücken kann. O erfreue mein Herz, Sinn und Gemüth und komm bald wieder zu mir. Tu bist besser, lieber, größer als die Menschen, die um mich herum grabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen. Da ist kein Fünkchen, wo man nur ein Schwefelholzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im ABC-Buch steht. Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich hörte, daß Tu in Weimar gewesen wärest; — Tu hast viel Vergnügen dort verbreitet — und bedauert man, daß Tein Aufenthalt dort so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend, sagt ein altes Sprichwort. . Was werden wir uns nicht Alles zn sagen haben!! Tarum komme bald und erfreue die, die, bis der Vorhang fallt, ist und bleibt Teine wahre Freundin

Elisabeth Goethe."

Im April 1807 besuchte sie mit ihrer Schwester Melanie von Guaita Weimar, und daselbst Wieland und Goethe. Bis 1811 stand sie im Brief-wechsel mit diesem. Goethe schrieb ihr ganz eigenhändig am I. November 1809: .Teine Briefe sind mir stets erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, da ich vielleicht so närrisch war wie Tu, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt." Und am 5. Februar dankt er für Geschenke von ihr, die wie eine Glücks-bombe in sein Hans gefallen, und fügt hinzu: „Tein lieber Brief mußte ,'.1s der schönste Schmuck des Ganzen angesehen werden. Nimm in diesen wenigen Worten meinen Tank für Deine nie versiegende Liebe. Tein immer lebendiges Andenken an das Gegenwärtige, Deine Treue für das Vergangene." Seine Mutter war im Herbst 1808 gestorben, er schickte sich an, seine Biographie zu machen; ich sah einen Jugendbrief von Bettina bei Clemens Brentano, in welchem sie freudig ihr Zusammensein mit dem großen Dichter berichtet, der sie aufgefordert habe, über sein Leben zu schreiben. Auf seinen Wunsch zeichnete sie auf, was sie nach den Erzählungen seiner Mutter aus seiner Kindheit sich erinnerte: den Freudenrus nach der Geburt des Todt-geglaubten, „Räthin, er lebt!" wie die anmuthige Eislaufgeschichte verdanken wir ihr. Den 10. Mai 1810 erbat er ein Lebenszeichen vor seiner Abreise nach Carlsbad. „Teine Briese wandern mit mir, sie sollen mir dort Tein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht, denn eigentlich kann man Tir nichts geben, weil Tu Dir Alles entweder schaffst oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein." Hennann Grimm bemerkt hierzu: „Ter Brief war mit einem kleinen Amor versiegelt. Weder von Goethe noch Von Bettina wurde damals dieses Symbol ernstlich genommen : gerade so betrachtet aber: wieviel fast väterlich zu nennende Liebe liegt in t^otthes Worten und wieviel Gleichstellendes! Wem gegenüber seit den

Zeiten der Frau von Stein gesteht Goethe: daß er nichts geben tonne? Er
erkannte den inneren Neichthnm Bettinas an und verlieh ihr das Recht, sich
ihm auf's Innigste verwandt zu fühlen. Mehr nicht. Die Leidenschaft, die
Bettinas Briefe erfüllte, spielte nicht zwischen dem wirklichen Goethe und ihr,
wie sie sich einst begegnet waren, sondern zwischen dem Goethe, den sie in
dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde nen aufbaute, nnd ihr selber auch
in nachträglicher neuer Schöpfung."
Löver hat nach den Mittheilnngcn Hermann Grimms, des Gatten von
Bettinas jüngster Tochter, die Briefe Goethes an Sophie von Laroche, auch
einige an Bettina, den Originalen getreu, veröffentlicht; Briefe von Beethoven
batte ich selber bei ihr in Händen nnd rieth zur Herausgabe. Sie wurde»
angezweifelt, es gelaug mir, einen in der Handschriftensammlung von Philipp
Nathusius aufzufinden, er entsprach dem Abdruck. „Kein schönerer Frühling,
als der heurige," schreibt er 1>>1<> nach ihrer Begegnung in Wien, er
wechselt mit Du und Sie: „Sie Heirathen oder es ist schon geschehen, und
ich habe Sie zuvor nicht einmal noch sehen können, so ströme denn alle»
Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe den Ehelichen segnet. '
Wenn sie an Goethe schreibt, soll sie ihm seine innigste Verehrung und
Bewunderung ausdrücken. „Ich bin eben im Begriff, ihm selbst zu schreiben
wegen Egnlvnt, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar blos auS Liebe zu
seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; wer kann aber auch einem großen
Dichter genug danken, drin kostbarsten Kleinod einer Nation? Nun. lebe
wohl, liebe liebe Freundin, ich küsse Dich so mit Schmerzen auf Deine Stirn,
nnd drücke damit wie mit einem Siegel all meine Gedanken für Dich auf.
Schreiben Sie bald, bald, oft Ihrem Freunde Beethoven."
Im April 1811 heirathete sie Achim von Arnim. Dieser schrieb an
Görres voll Freude, daß sie sein geworden: „Wir sind ohne irgend
Jemandes von unserer Verwandten Wissen hier in der Stadt fünf Tage
verheirathct gewesen, bis wir es selbst an Clemens und Savigny erzählt
haben. Die Schwierigkeit wirst Tu begreifen, wenn Du weißt, daß ich Zimmer
an Zimmer mit Clemens wohnte und Bettina bei Savignys. Es ging eben
wie in tausend Cvinödien: eine Kaninierjnngser vermittelte alleS. Heimlich
wurde ich Morgens auf dem Zimmer eines achtzigjährigen Predigers getraut,
kam Abends wie gewöhnlich zu Savignys, polterte die Treppe hinunter, schlug
die Hausthür zu, und schlich mich heimlich in Bettinas Zimmer zurück, das
recht fröhlich mit Rosen, Jasmin und Myrthen belaubt war. Warum?
Weil alle lauteren Hochzeiten, wie unsere unvermeidlich geworden wäre, zu
dem widrigsten Spott alles Sacraments, zu den heillosesten Zoten gehören,
wobei sich die Leute gar noch verpflichtet halten nebenbei noch einige Thränen
zu vergießen." Die Ehe war eine ganz glückliche, mit vier Söhnen und drei
Töchtern gesegnete. Arnim war eiu Edelmann im edelsten Sinne des Wortes,
ritterlich schön (Ach im Arm ihn! kalauerten die Berlinerinnen), frei und sieg-
haft kühn, eine poetische Natur wie Bettina, wenn anch nordisch neben der

kleinen, dunkeläugig«!, dunkellockigen Güttin, in deren Adern italienisch« Blut rollte. Nie sprach sie anders von ihm als mit liebender Verehrung. Jni Sommer führten sie ein idyllisches Landhausleben ans dem Gute WieverS-dors in der Mark, einige Wintermonate brachten sie gewöhnlich in Berlin zu. Hier waren Schleiermacher, Schinkel, Wilhelm von Humboldt Bettinas Freunde. Schleiermacher confirmirte ihre Söhne und stand mit ihr im Briefwechsel. Erinnerungen an ihn theilte sie mir handschriftlich mit, sie sind auch gedruckt im Jlius Pamphilius erschienen. Sie zeichnete selbst, indem sie im Anschluß an griechische Mythen Ideen symbolisirtc, und war so von Einflnß aus Schinkels Bildercntwurf für die Borhallc des Museum« in Berlin, Arnim war ein eifriger Patriot. Daß wir adlich all' ans Erden, muß der Adel Bürger werden! fang er zur Zeit der Befreiungskriegen ein Aufsatz von ihm ward die Beranlassung, daß die Staatspolizei den rheinischen Mercur von Görres nnterdrücktc. Clemens Brentano schrieb an Görres über eine Be-gegnung, die er, von der stigmatisirten Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen kommend, in Ems hatte, daß er Arnims geistige nnd moralische Ucbcrlegenheit fühle, aber über die kirchliche Richtung einer so herrlichen Seele weinen mögen er fügte über Bettina hinzu: „Ich war sehr traurig in der Nähe dieses großartigsten, reichbegabten, einfachsten, trautesten Geschöpfes. In stetem Neben. Singen, Urtheilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Mvdelliren, alles in Beschlag nehmen und mit Taschcnspielerfertigkeit sich alle und jede platte Umgebung zurcchtgewaltthätigen, um das Gemeine als Modell znm Höheren in irgend einen Act zu stellen nnd das Ungemeine sich gesellig bequem zu setzen, in diesem ohne Ruhe und doch mit geheimem und befreundetem Aug' zu entdeckenden Hintergrund des Nichtgenügenden in allem, aber zu hochgestellt und zu allgegenwärtig im menschlichen Kreis, um diese eingemauerte bessere Sehnsucht zu befreien nnd vor Gott unter Thränen darzustellen, auf daß es eine gerettete Seele werde!" Wie bezeichnend ist dieser lange verworrene Satz für beide Geschwister! Als ich 1839 von Bettina an Clemens empfohlen in München freundlich mit ihm verkehrte nnd einmal äußerte: in unscrm Altcrthum wäre sie wie Velleda verehrt, im Mittelalter aber wohl als Zauberin verbrannt worden, seufzte er: „Ordensstifterin wäre sie geworden und ewig groß!" Sehr richtig ist betont, wie sie aller Menschen und Tinge sich bemächtigt und das Niedere zum Modell für Höheres mit idealisirender Phantasie sich zurechtrückt. Als ich sie kennen lernte, war sie viel ruhiger geworden. Schlcicrmacher äußerte: Gott sei bei besonders guter Laune gewesen als er Bettina erschaffen; sie selber berichtet von dem Mnth-willen und Uebermuth, der sie getrieben zu neckendem Scherz: der hat sie im Vollgefühl ihrer Unschuld und Tüchtigkeit über so manche Grenze hinaus-geführt, welche die herkömmliche Sitte für die gewöhnlichen Menschen als wohlthätige Norm gezogen, wie ihr jZlcttcrfinn sie auf Mauern und Bäume steigen ließ. So setzte sie sich iu einer Abendgesellschaft bei Gncisenau zu dessen Füßen, legte ihren Kopf auf feine Knie und schlief ein: so war sie

bei Friedrich Heinrich Jacobi zum Thce geladen; zueilt im Zimmer, stellte
sie sich hinter den Ofenschirm, und als die Andern über ihr Ausbleiben
schmälten und sich in mancherlei Ausstellungen ergingen, trat sie hervor und
rief: Ja, ich bin eine abscheuliche Persvu, aber ich null mich bessern! Tel«
gesellige Leben ward ihr gern zum Spiele der Phantasie, und da füll sie
wenig Rücksichten gekannt haben, um sich durch Verlegenheiten anderer einen
Spaß zu machen, während sie mit frischem Humor sich aus jeder Verlegenheit
lachend befreite. „In all ihrer Launenhaftigkeit und Schroffheit eine an-
muthige Erscheinung," schrieb Rahel von ihr; „welch eine Natur «„gebändigter
Fülle!" schrieb Ranke, und machte den BerS dazu: „Natur hat nicht Moral:
v las; es sein, ist »ur das Gute viel, das Böse klein." Auch Varnhagen
konnte „bei all ihre» Launen uud Begehungen" ihr nicht zürnen: er sah ein
so ursprüngliches, echtes gcistcdlcs und reichbegabtes Menschcnlind in ihr.
daß nur die Beimischung des Verkehrten und Verwirrten abzusalleii brauche,
um den lichtvollen Engel sehe» zu lassen. So stand sie im Urthcil urtheils-
sähiger Zeitgenossen ; im Mnud gewöhnlicher Leute, die keinen Spaß verstehen
nnd keine Phantasie haben, wurden die kleinen Wunderlichkeiten, die über-
müthigen Seltsamkeiten vergröbert nnd vergrößert herumgetragen, nnd ver-
hüllten dem Blick das Götterbild in der Selenosmaskc.
Die Neuvermählten besuchten Goethe. Gegen dessen Frau erlaubte sich
Bettina eine ihrer kecken Verfehlungen in übertreibender Terbhcit, und da verstand
Goethe keinen Spaß: er brach die Beziehungen zn ihr ab; vergebens suchte sie
Arnim wieder anzuknüpfen. Tas empfanden beide schmerzlich, aber die Be-
wunderung für den Dichterfürsten ward darnm nicht geringer. Als 1820 die
Rede war, ihm in Frankfurt ein Tenkmal zusehen, zeichnete nnd modellirte
Bettina mit Hülse des Bildhauers Wigmann eine Skizze, wie sie selber an den
Dichter schreibt: „Goethe in halber Nische auf dem Thron sitzend, sein Haupt
über der Nische, welche oben nicht geschlossen, sondern abgeschnitten ist, erhaben,
wie der Mond sich über den Bergesrand heraushebt: mit nackter Brust nnd
Armen. Ter Mautel, der über den Hals zugeknöpft ist, über den Schultern
wieder zurück unter den Armen hervor im Schvoße zusammengeworfen, die
linke Hand hebt sich über der Leyer rnhcnd, die auf dem linken Knie steht;
die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, ist in derselben Art gesenkt, nnd
hält nachlässig seines Rnhms vergessend den volle» Lorbeerkranz. Sein Blick
ist nach den Wolken gerichtet, die junge Psyche steht vor ihm, wie ich damals,
sie hebt sich auf ihren Fußspitze», um in die Saiten der Leyer zugreifen, nnd
er läßt's geschehen, in Begeisterung versunken." 182« brachte sie die Skizze
zu Goethe. „Tu hast gelernt Menschen zu schonen." sagte er zn ihr, „denn
früher hast Tu das nie gekannt." Toch knüpfte sich kein Briefwechsel wieder an.
1831 starb Arnim. 1832 Goethe; Bettina fühlte sich in Leid verein-
samt auf dem Gnte und lebte mit ihrer Familie in Berlin. Nim verkehrte
sie am vertrautesten mit Schleicrmachcr. Sie schrieb darüber an Nahel:
„Mir ist wohl durch das heimatliche Tasein in seiner Familie, seine Gegen-

wart macht mich frei von allem Eigendünkel, ja von allen Pratensionen für
imd an meinen Geist, von allem Avpcllircn an mein eigenes Urtheil; dann
aber schenkt mir sein Wort jede Erleuchtung, jede Nahrung, die meiner Seele
zukommt; noch nie hat sein Mnnd etwas ausgesprochen, was nicht als tiefste
Wahrheit mich durchforscht oder als Segen mich genährt hätte; endlich elek-
lrisirt mich seine persönliche Nähe zu einer freudigen Regsamkeit aller meiner
Gräfte, und ich bin glücklich, selbst auch in dem Schmerzlichen, was Gott
über mich verhängt hat; ich fühle mich so Wohl, weil ich mich so entfernt
fühle von aller Verkehrtheit; ich fühle mich so sorgenfrei, weil ich die Natur
eines Kindes oder eines Sperlings habe, die eine höhere Macht für sich
sorgen lassen." So sah sie einen leitenden Genius in ihm, sie sandte ihm
ein Gedicht, das ick) von ihrer Hand besitze; es schließt!

Ich glaub was Teine Lipp,,' spricht,
Tcin Geist ist mir das höchste Licht.

In seiner Antwort weist er sie auf einen Höheren hin, von dem auch er
nur Zeugnis? giebt:

Glaubst Tu was meine Lippe spricht,
So weiszt Tu wohl
Wie meine Liebe Tir nicht gebricht.
Entgeht Tir meine Lehre nicht,
So weifzt T» wohl
Mein Geist sei nicht Tein höchstes Licht!

Als sie aus Goethes Nachlaß ihre Briefe an Goethe durch den Kanzler
Müller erhielt und mit de» scinigen zusammenordncte, war sie selber tief
ergriffen. Sie schrieb an Frau Görres: „Ter Briefwechsel enthält meine
Herzensangelcgenliciten mit ihm nackt und blos, wie sie Gott in mir er-
schossen hat und wie Er unter dein Beistand der Grazien sie gezähmt und
gebändigt hat. Welche Weisheit und Güte in diesem Mann gegen mein
an'iürnicndes Herz, wie schön hat er es zu leiten gewußt, wie gut hat er
im Trang übereilter Herzensergießungcn das Hohe herausgefühlt, welch'
mibigrcnztes Vertrauen in mir, ihm alles zu sagen!" Und ähnlich im
März 1834. schrieb sie an den Fürsten Pücklcr: „An meiner Correspondenz
mit Goethe Hab' ich bisher mäßig gearbeitet, ich hatte viel Unterbrechung,
Schleicrmachers Tod hatte mich sehr nntüchtig gemacht. Es ist ein Heilig-
thum. ein Schatz von wahrhaftiger Natur in ihrer uuverkümmerten Unschuld,
sie spricht sich in Allem aus wie der offene Kelch einer Blume; wer ihr
^cheimniß versteht, wird sie würdigen."

Bertieft in die Erinnerung jener Tage sah sie das Entschwundene
wie gegenwartige Wirklichkeit. Briese aus persönlichen Stimmungen und Er-
lebnissen herausgeschrieben bedürfen für andere, später Lebende stets der Er-
läuterung; statt Anmerkungen zu geben, schaltete Bettina unmittelbar ein, was
zum Verständnis, nöthig war; so wurden die Begegnungen mit Goethe
wiedererzählt, so sügte sie manches hinzu, was sie noch an Goethe hätte

schreiben wollen, können, solle», und wenn die Ergüsse über Musik, wenn
Berichte aus München und Wien auch erweitert sind, wer mochte das missen?
Sie tilgte, was sich in den späteren Briefen auf ihren Brautstand mit Arnim
bezog, sie sehte für Goethes Gattin hin nnd wieder den Herzog, nm alle
Thcilnahme künstlerisch nnf die Schreibenden selbst zn vereinigen. Andres,
was vor und nach der Zeit des Briefwechsels lag, ließ sie in der Darstellung
ihres Verkehrs mit Goethes Mutter vorangehen oder im Tagebuch nach-
folgen. So entstand aus der thatsächlichen Wirklichkeit ein künstlerisches Werk.
Wahrheit und Dichtung, wie Goethe selbst seine Lebensbeschreibung in ähn-
lichem Sinne genannt hat. 1807 hatte sie Goethe kennen gelernt, Advent
von 1807 wird im löten seiner Sonette als neue Liebesära von ihm bezeichnet.
Solche Sonette sandte er damals an mehrere Mädchen, die ihm huldigten: daß
auch Bettina unter diesen war, hat Löver dargethan: sie theilt eines der Sonette
in einer andern Lesart mit, als sich in Goethes Werken findet, und ihre
Fassung ist durch Goethes Handschrift als die ursprüngliche bezeugt. Eine
Stelle aus ihrem ersten Bries: „Mein Kind, mein artig gut Mädchen, mein
liebes Herz!" wie sie sich, au Goethes HalS und Brust geschmiegt, von itnn
angeredet glaubt und wünscht, — diese Stelle klingt ja wirklich im lOten
Sonette wieder: „Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen!" Wir
wissen jetzt, daß Herzlich die Lösung des Charadcsvnctts ist, daß Minna
Herzlieb, in der Ottilie der Wahlverwandtschaften dichterisch verklärt, Goethe?
Gemüth am tiefsten bewegte; Bettina glaubte in Abeudlicht das Wort des
Räthscls gefunden zu haben, hatte er sie doch ein freundliches Licht für
seinen Lebensabend genannt. So schrieb sie auch die andern Sonette sich zu.
und ersann Briefstellen als Motive für dieselben. In Goethes Divansliedern
fand sie Nachklänge ihrer Briefe, und ließ einen Wechselgesang Suleikas und
Hatems scheinbar daraus hervorwachsen. Eine Stelle aus Goethes Er-
läuterungen znm westöstliche» Tivan glaubte sie auf sich beziehen zu dürfen,
sie paßte ja, und che wir von Marianne Willemcr durch Theodor Creiznach
Bestimmteres erfuhren, schien es uns völlig berechtigt, an Bettina zu denken:
„Dem Dichter verstrich die Jugend: s"» Alter, seine grauen Haare schmückt
er mit der Liebe Suleikas, nicht greisenhaft zudringlich, nein ihrer Gegenliebe
gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zn schätzen, der die Jugend früh
zeitigt und das Alter verjüngt." Klein und zierlich von Gestalt nnd dabei
naiv nnd rücksichtslos war sie manchmal sür ein Kind gehalten worden, „als
sie bereits in das Blüthenaltcr der Enipfindnng eingetreten war", und so
wählte sie den Titel „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", und sagte:
Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen, — damit schlimme
Nachrede und falsche Tentnng abweisend.

Bettinas Liebe zu Goethe war nicht die vollmenschliche der Jungsran
zum Mann, die ihr ganzes Selbst hingiebt an ein ihr wahlverwandtes
Selbst, um ihre Bestimmung, die mütterliche, in der Ehe zu erreichen —
diese Liebe hat Bettina im Bund mit Arnim gefunden, sondern das Geist

und Herz durchdringende Wohlgefallen am Schiinen, das den irdischen Besitz
des Geliebten nicht begehrt, aber in seine Seele will sie aufgenommen sein,
weil ibr die Welt durch ihn aufgeht; ihre Liebe trägt von Anfang an den
Charakter der Phantasie, tsuvv würde Shakespeare sie benennen; sie ist der
platonische Aufschwung des Gemiiths zum Ewigen, der Entfaltungstrirb in
die Freiheit und in die Seligkeit, in das Göttliche, das ihr in der Lebens-
g,ttalt deö herrlichen Dichters erscheint, von der sie sich zum Ideal, zum
Grund und Ziel alles Dasein» emporschwingt. Schreibt sie doch einmal selbst:
.Ach. der Regenbogen, der eben auf der Jngelheimcr Aue seinen diamantiien
Fuß aufsetzt, und sich übers Haus hinüberschwingt auf den Johannisberg,
der ist wohl gerade wie der selige Wahn, den ich habe von Dir zu Mir.
Und der Rhein, der sein Netz ausspannt, um das Bild seiner paradiesischen
Ufer darin aufzufangen, der ist wie diese Lebensslnmmc, die von Spiegelungen
des Unerreichbaren sich nährt. Mag sie denn der Wirklichkeit auch nicht
mehr abgewinnen als den Wahn; — es wird mir eben auch den cigenthüm
lichen Geist geben und den Charakter, der mein Selbst ausspricht, wie dem
Fluß das Bild, das sich in ihm spiegelt." Und ein andermal : „Liebe sprengt
iille Riegel in neue Welten der Kunst und der Weissagung und der Poesie:
wie sie in einem erhabenen Sinne nur sich befriedigt fühlt, so kann sie auch
nur in einem erhabenen Elemente leben." — „Die Poesie, die zur reinsten
Harmonie der Schönheit verklärte Phantasie ist dies Element," so erklärte
der Philosoph Weiße aus persönlicher Bcfreundnng mit Bettina schon beim
Erscheinen des Buches; „sie bleibt allem Irdischen fremd, bei der leisesten
Berührung des irdischen Elements, etwa durch den Geliebten selbst ^ der
aber nur darum der Geliebte fein konnte, weil er solcher unhciliger Berührung
unfähig war — würde sie augenblicklich verschwunden sein. Frage also Keiner
nach der Gefahr, welche Bettina sich durch den mänadischen Taumel im Dienst
ibrer Gottheit ausfetzt. Sie selbst hat mitten im Taumel, in der Trunken-
heit der Begeisterung ein klares Bewußtsein — nicht der Gefahr, sondern
daß die Gefahr nicht Gefahr ist, sie vergleicht sich der Miguon wie sie mit
verbundenen Augen zwischen Eiern tanzt. Meine Liebe ist geschickt, ruft sie
dem Geliebten zu, verlasse Dich ganz auf ihren Instinkt, sie wird auch blind
dahintanzen und keinen Fehltritt thun. Mit diesem Bewußtsein darf sie sich
rückhaltlos dem Gott hingeben, der sie treibt; was sie auch thue und rede,
sie darf gewiß sein, daß die Umgebenden in ihren Reden und Thaten nicht
den natürlichen Menschen mit seinen irdischen Bedürfnissen vernehmen werde»,
sondern den Genius, der in irdische Worte und Handlungen Gefühle und
bedanken der Unsterblichkeit kleidet."
Sogleich der erste Brief (und er hat bei der Bcröffentlichung nur
stilistische kleine Berbesserungcn empfangen)schlägt diesen Ton an. „Ein Menschen-
kind, einsam auf einem Felde, von Stürmen umbraust, seiner selbst un-
gewiß, hin und her schwankend wie Dornen und Disteln um es her, — so
bin ich, so war ich, da ich meine» Herrn »och nicht erkannt hatte. Nim

wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit
dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durch-
dringt." Vor Freude und Sehnsucht erschauernd, träumt sie von seiner Liebe
und ruft erwachend: „Weh mir, wenn dies alles nie zur Wahrheit wird,
dann werd' ich im Leben das Herrlichste vermissen. Ach, ist der Wein nicht
die süßeste und begehrlichste unter allen himmlischen Gaben, daß, wer ihn
einmal gekostet, trunkene Begeisterung nimmer abschwören mochte!"' Und
Goethe mit der sittlichen Gediegenheit eines festen Gemüthes, wann und
theilnehmend als der Mann im reiferen Alter, der anch das Wort der Ent-
sagung sprechen gelernt, ist der scharfblickende Scher, der das Jdealische, die
Wirklichkeit Ueberfliegcnde dieser Liebe als solches zu fassen und zu verwerthen
versteht. Und wie innig und groß weiß sie sein Wesen zu erfassen!
„Bald sind's die Sterne, die mit Dir Rücksprache nehmen, bald die tiefen,
abgründlichen Felskernc; bald schreitet Dein Blick als Prophet durch Nebel
und Luftschichten, und dann nimmst Tu der Blume Farben und vermählst
sie dem Lichte; Deine Lcyer findest Du immer gestimmt, und wenn sie Dir
auch frisch entgegenprangte, würdest Du fragen: Wer hat mir diesen Kranz
gewunden? Dein Gesang würde diese Blumen bald versengen, sie würden
ihre Haupter senken, sie würden ihre Farbe verlieren, und bald würden sie
unbeachtet am Boden schleifen. Alle Gedanken, die die Liebe mir eingiebt.
alles heiße Sehnen und Wollen kann ich nur solchen Feldblumen vergleichen ;
sie thuu unbewußt über dem grünen Nasen ihre Augen auf, sie lachen eine
Weile in den blauen Himmel, dann leuchten tausend Sterne über ihnen und
umtanzcn den Mond, und verhüllen die zitternden, thräncnbclasteten Blnmen
in Nacht und betäubenden Schlummer. So bist Tu, Poete, ein vom Stcrnen-
reigen seiner Eingebung umtanzter Mond, meine Gedanken aber liegen im
Thal wie die Feldblumen, und sinken in Nacht vor Tir, und meine Begeisterung
ermattet vor Dir, und alle Gedanken schlafen unter Deinem Firmament."
Ter Briefwechsel mit Goethe hat einen Prolog in Bettinas Verkehr
mit der Iran Rath, der Mutter Aja, wie sie im Kreis der jungen Stürmer
und Dränger hieß, der von ihr begünstigten Hnimonskindcr im Jugendbunde
mit ihrem Sohn. Bettina hat das Verdienst, das Bild dieser Frau mit
voller Lebendigkeit in die Literatur eingeführt zu haben, wie es seitdem durch
die Veröffentlichung aus ihren Corresvondenzen nur bestätigt und vervoll-
ständigt worden ist. Wie prächtig verweben sich die sonnige frische Lebens-
lust, wie das feste Gottvertrauen und die Freude über den großen Sohn!
Als mütterliche Freundin steht sie Bettina zur Seite; sie in dem heiteren Sinne
bekräftigend: „Wer lacht, kann keine Todsünde thun", und in der Stunde
der Schwermut!) erklingt der tröstende Zuspruch: „Steh auf aus Deinem
Bett und nimm's und wandle! Mein Sohn hat gesagt, was einem drückt,
das muß man verarbeiten, und hat er ein ^eid gehabt, so hat er ein
ttedicht daraus gemacht." Das lebendige Bild der Frau Rath wird verklärt durch
das, was die jugendliche Freundin nach ihrem Tode dem Sohne schreibt.

Zwei Bände des Briefwechsels bieten uns von I!-<07—1811 das Leben
dieser Jahre, wie es sich im reinen, jungfräulichen Herzen begiebt und spiegelt,
dem Dichter im Festgewand der Schönheit und der Liebe dargeboten.
Blühende Bilder, fuße Empsindungen, leuchtende Gedanken verbinden sich wie
Blumen und Blätter zum Kranz für Goethe, wie die Acolsharfe vom Wind-
hauch, so ist die Seele Bettinas berührt Von der Luft jener Zeit, und
melodische Laute erklingen, absichtslos, sie erfährt sie selbst wie Eingebungen,
und oft sind es ZDssenbarungen voll tiefen Sinnes. Von Frankfurt wandern
wir an den 'Rhein und hören, wie der humoristische Niklas Bogt den
Dichter mit dem Strom, die Nebenflüsse, lauter Mädchen, mit seinen
Geliebten vergleicht: wir kommen in Savignys Haus und erleben seine Ab-
reise nach Berlin im Geleit der Landshuter Studenten, wir kommen nach
München zu Jacobi und zu Beethoven nach Wien, und eine ganze Neilie
von Gestalten tritt anschaulich vor uns hin, mit feinem Sinn für jede
Eigentümlichkeit, treu aufgefaßt und mit zarten Linien liebevoll gezeichnet,
lind dazu die prächtigen Berichte nach den Erzählungen der Mutter von des
Dichters Jugend, und so manches innig empfundene Wort über seine
Dichtungen! In politischer Beziehung ist sie mächtig ergriffen von, FreihcitS-
kamvf der Tyroler, nach deren Bergen sie von München aus hinüberschaut,
für die sie mit dem Kronprinzen, dem späteren König Ludwig l., in per-
sönliche Beziehung tritt. Ihr, der musikalischeu Natur, wird alles Gruße
zur Musik, sie sieht in den Heldenschlachten Symphonien des göttlichen
Geistes, 0er in dem Busen der Menschheit Ton geworden ist himmlischer
Freiheit. „Das freudige Sterben dieser Helden ist wie das ewige Opfern
der Töne einem hohen gemeinsamen Zweck, der mit göttlichen Kräften sich
selbst erstreitet; so scheint mir auch jede große Handlung ein musikalisches
Dasein; so mag wohl die musikalische Tendenz des Menschengeschlechts als
Orchester sich versammeln, und solche Schlachtsymphonien schlagen, Ivo dann
die genießende mitempfindende Welt, neu geschassen, von Kleinlichkeit befreit,
eine höhere Befähigung in sich gewahrt." Und so möchte sie den Wilhelm
Meister von seinen Komödiantinnen hinweg unter die Tyroler senden, dort
im handelnden Leben sich zu bewähren. Eine himmlische Wvhlthat Gottes
dünkte ihr solch eine Volkserhebung,- „er läßt abermals nnd abermals die
Seele der Freiheit wieder neugeboren werden!" So haben wir das Vorspiel
der Accorde, welche Bettina dreißig Jahre später voller anschlagen sollte:
sie schrieb in ihr Tagebuch: „Das ist mein Gelübde: Freiheit von allen
Banden, und daß ich nur dem Geist glauben will, der Schönheit offenbart
und Seligkeit prophezeit." Sie hat das Gelübde treulich gehalten.
Wie in der Liebe Sinnlichkeit und Geist in eins verschmolzen sind, so
auch in der Kunst. Kunstsinnig, schönheitötrnnken weiß Bettina manch
herrliches Wort davon zn sagen. „Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natnr,
Offenbarung des Geistes in den Sinnen." Tie Seele aller Kunst ist ihr
Musik. Tic melodische Stimmung des (^emüths, in welcher der begeisternde

Gott empfunden wird; sie ist ihr die Vcrmittelung des Unaussprechlichen.
Für das innigste Durchdrungensein von Sinn und Seele, von Denken und
Fühlen giebt es Wohl keine bezeichnendere Stelle als diese: „Alles Lernen in
der Kunst ist nur dazu, daß wir dm Grund der Selbständigkeit in uns
legen und daß es unser Errungenes bleibe. Einer sagte von Christus, daß
er nichts von Musik gewußt habe; dagegen konnte ich nichts sagen: aber
Christus spricht, auch euer Leib soll verklärt werden. Ist nun Musik nicht
die Verklärung der sinnlichen Natur? Berührt Musik nicht «nsere Sinne,
daß sie sich eingeschmolzen fühle» in den Harmonien der Töne? Die Sinuc
fließen in den Strom der Begeisterung, und das erhiiht sie. Alles, was
den Menschen geistiger Weise anspricht, geht in die Sinne über; darum fühlr
er sich durch sie auch zu Allem bewegt. Liebe und Freundschaft und
kriegerischen Muth und Sehnsucht nach der Gottheit — Alles wallt im
Blute; das Blut ist geheiligt, es entzündet den Leib, daß er mit dem Geist
dasselbe wolle. Das ist die Wirkung der Musik auf die Sinne; das ist die
Verklärung des Leibes. Tie Sinne von Christus waren eingeschmolzen in
den göttlichen Geist, sie wollten mit ihm dasselbe." Daß die Melodie sich
in uns erzeugt und im sinnlichen Wohlklang wir uns eingestimmt fühlen i»
die Weltharmvnie, das war ihr ein Symbol für den Kuß der ewigen Liebe
an das sich ihr hingebende menschliche Wesen. Solcher Worte eingedenk,
war ich nicht davon befremdet, als ich zum ersten Mal in Bettinas Zimmer
trat, daß eine Copie vvn Corregios Jo über ihrem Ruhebette hing. Das
musikalische Evangeliuni aber findet seinen Abschluß durch die Schilderung
dessen, der für Bettina der Messias im Reich der Tone war: Beethoven.
Wie im Platonischen Gastmahl die Liebesrede des Sokratcs dadurch ver-
sinulicht wird, daß Alkibiades statt des Eros den Sokrates selber als den
wahren Liebenden preist, so erscheint Beethovens Persönlichkeit mit ihren
genialen Sprüchen. Wir lasen von ihm selber, daß er gewünscht, Bettina
möge an Goethe von ihm schreiben; sie thut es, wie ein Meister der Bild-
hauerkunst das Ideal in dem Bildniß ausprägt, lebenswahr, d. h. die
Wahrheit des Lebens voll verwirklichend.

An den Brief schließt sich ein Tagebuch, das Buch der Liebe. Es ist
das künstlerisch Vollendetste, was Bettina geschrieben, das Einzelne anmuthig.
sinnig, und alles zum wohlgerundeten Ganzen zusammengeschlungen, das in
Goethes Apotheose gipfelt. Die süßesten Offenbarungen, wie die Geister der
Natur sie im Schimmer der Sterne, im Duft der Rose, ihrem reinen Herze,,
mitgctheilt, werden von der Zauberkraft der Liebe hervorgerufen und steigen
an's Licht als ein Springanell lyrischer Ergüsse, um den die Sonne ihren
farbigen Boge» spielen läßt. Die Erzählungen aus ihrem früheren Leben
dnrchwcbt sie mit feurigen Bekenntnissen über das Glück der Gegenwart, das
in jenen Ereignissen vorgebildet und gcwcissagt erscheint. „Ter verschlossene
Samen und die Blüthe, die ans ihm erwächst, sind einander nicht vergleichbar,
und doch ist sein erstes Keimen die Ahnung dieser Blüthe, und so wächst es

fort mit gesteigerter Zuversicht, bis Blüthe und Frucht seinen ersten Jnstinet
bewährt, der, wenn er verloren gehen konnte, keine Blüthcn und Früchte
tragen würde," Aber wo ist die Sonne, welche aus der Knospe die Blüthe
hervorlockt? „Was ist Liebe? Ter Wächter aus der Zinne ruft die nahe
Morgenstunde. Der regsame Geist ahnt schlummernd den Tag, er bricht ans
seiner Traumwelt hervor, nnd der junge Tag empfängt ihn mit seinem Licht,
und das ist die Gewalt der Liebe, daß Alles Wirklichkeit ist, was vorher
Traum war. und das; ein göttlicher Geist dem in der Liebe Erwachten das
^'ebeil erleuchtet, wie der junge Tag dem aus der Traumwelt Erwachten."
Tort im Kloster, „in den hängenden Gärten der Semiramis", wo sie erzogen
wird, „ein glattes, branncs, feingegliedertcs Rchchen, zahm und freundlich zu
jedem Liebkosenden, aber unbändig in seinen Neigungen," dort spiegelt sich
in ihrer kindlichen Sehnsucht, dort leuchtet ihr im Verkehr mit der Natnr
ahnungsvoll entgegen, was sie dann später in Goethes Garten als klare
Ideen aussprechen sollte. Tort schon dämmert in ihrer Seele die Wahrheit
aus: „Finde Tich, sei Dir selber tren, lern Tich verstehen, folge Deiner
Stimme, nur so kannst Du das Höchste erreichen. Du kannst nur Dir treu
sein in der Liebe; was Du schon findest, das mußt Tu lieben oder Du bist
Dir untreu."
Tie erste Liebe des >tindeS gilt den aufkeimenden Blnmen. „Dir Liebe
für die Blüthcnivelt der sinnliche» Natur erweckt die schlafenden Keime einer
inneren Blüthenwelt- indem wir die sinnliche Schönheit gewahr werde»,
erzeugt sich in uns ein geistig Ebenbild, eine himmlische Verklärung dessen,
was wir sinnlich lieben. In der Gartenlaube war ich jeden Morgen mit
der Sonne und drängte mich dem Aufbrechen ihrer röthlichc» Knospen ent-
gegen, und wie ich in den verschlossenen Kelch blickte, da liebte ich nnd betete
die Sonnenwelt in den Blüthen an, nnd mischte meine Thräne» mit dem
Honig in ihren Neichen." Tann blickt sie die Nachtigall a», Aug' i»
Nachtigcillaug', und auf der hohen Pappel, der Rosenhecke gegenüber, sitzt
sie. Vom Winde gewiegt, die Guitarre in der Hand, nm der Nachtigall etwas
vorzuspielen- „Es war schwül; nun regte» sich die Lüfte stärker und trieben
ein Heer von Wolken über uns znsammen. Die Rosenhecke wnrde hoch
gehoben vom Winde und wieder niedergebeugt, aber der Vogel saß fest; je
brausender der Sturm, je schmetternder ihr Gesang, die kleine Kehle strömte
jubelnd ihr ganzes Leben in die aufgeregte Natur, der fallende Rege»
behinderte sie nicht, die brausenden Bäume, der Tonner übertäubten nnd
schreckten sie nicht, und ich auch aus meiner schlanken Pappel wogte im
Sturmwind nieder auf die Rosenhecke, wenn sie sich hob, und streifte über
die Saiten, um den Jubel der kleinen Sängerin durch den Tact zu mäßigen."
Dann folgen ihre ersten Küsse- von dem Franzosen, dem sie das Leben
rettete, von Herder, der sie segnet, vom blinden Herzog von Aremberg.
Tann hört sie von Goethe, vernimmt den Klang seiner Verse, kommt zn
seiner Mutter, zu ihm selbst. Ihn ganz ausznsprcchen wird das Siegel

ihrer Liebe. Sic zeichnet den Entwurf zn seinein Denkmal, eine Apotheose
ihrer Begeisterung und seines Ruhmes.
Bettina hoffte durch die Herausgabe des Buches die Mittel zn erwerbt!»,
um das Denkmal ausführen zn lassen. Sie dachte dabei an England, lin
eine Nebersctzung in's Englische, und da ihr Niemand mit solcher genugthelt.
so machte sie sich selbst an die Arbeit, jahrelang, und ließ das Ganze auf
eigene Kosten 1838 drucken. „Es ist eigentlich kein rechtes Englisch, verdiente
es aber zu sein," äußerte ein Brittr. Bora» steht die Widmung: ,?o tl>«
^iiftlisli barclö. (Zsntlsmsn! Iiis n<M« c«p ok ^our inOttiklnons ton^u«?
«o otton brimmod villi iinmA'tiilit^', Iiore tille>l >vitli <^I^ but zmrs un<I
tisr^' diAUAkt. ckn not retuso to tssts if vou rglisli its spirits t« be I>«ni,?>
tdlt, tlwngll not, Iwmolmrn." Tie Warnungen erfahrener Freunde waren
vergebens gewesen; das in dem neuen Gewand doppelt wundersame Buch
sand in England wenig Anklang und Verständnis;. „Tas Monnment hat
Schulden!" sagte sie mir ein Jahr später. Aber sie verzagte nicht. Der
Bildhauer Steinhäuser in Rom führte die Statue in Marmor aus, die
Grvßherzogin von Weimar kaufte das Werk und ließ es dort aufstellen; die
etwas rücksichtslose Verwegenheit Bettinas erreichte doch ihr Ziel. Sie
arbeitete noch hochbetagt an einem großen rcliesgeschmückten Sockel; ans solchem
sah ich die Skizze in ihrem Zimmer, als ich die alte Frau zum letzten Mal
begrüßte; unter Lorbeergrbiisch stand das Ganze über dem Sarg, der ihre
irdische Hülle bergen sollte'
Was uns, die freisinnige Jugend, an dem Buch störte, das war die
Widmung an den Fürsten Pttckler. Ter war uns gar unsympathisch, und
wir- verstanden nicht, wie ihm, dem Semilasso, dem selbstbewußt selbstgefälligen
Original, dem Sprachenmenger, dem frivolen Vergnügling, die hochsinnige
Begeisterung diese Schale voll begeisternde» Weines ganz besonders kredenzen
mochte. Ich bin seitdem milder im ttrtheil und unbefangener geworden, aber
ich begreife es auch heute noch nicht, namentlich nicht nach Veröffentlichung
ihres wenig erquicklichen Briefwechsels mit Pückler. Tas; dieser mit Bettina
ein Spiel trieb, daß sie es nicht gewahrte, als er sich Sie nennen ließ und
Du schrieb, daß sie Impertinenzen wie „Gchirnsinnlichkeit" von ihm ertrug,
daß sie ihre Briefe zurückforderte, nicht erhielt nnd doch srische schrieb, das
erklärt sich doch nicht blvs aus ihrem Bestreben, mit berühmten, einflußreichen
Männern iu Verbindung zu stehen. Dies war ihr eigen, sie bedurfte, echt
weiblich, männlicher Anregung zn geistsprühendcr Unterhaltung, und sie hoffte
stets zu wirken, für humane Zwecke mächtige Kräfte in Bewegung zu setzen.
Ein anderes Moment lag darin, daß Pückler mancher ihrer Freundinnen
und Freunde, wie Schleiermachcr, nicht znsagtc, das trieb sie znm Widerspruch,
das reizte sie, mm das Positive in seinem Wesen zu betonen. Den Schlüssel
aber geben einige Stellen, in welchen sie sagt: Das Glück liegt nur in der
Möglichkeit, die Anlagen des Geistes vollkommen zu entwickeln; „dem unbe-
wußten, einfachen Lebensstrom in Ihnen wollte ich nachgehen, der mitten

zwischen den Verkehrtheiten der Selbstbeleidigung nnd Sklaverei seine Bahn
zum Licht, zum himmlischen Erzeuger, zur Freiheit sucht. Sie sind besser
als Alles, woraus Ihre Begierde gerichtet ist; warum fanden Sie nichts
Höheres? Man ist so groß als das Höchste, was man erkennt, so reich als
das Unermeßlichste, was man begehrt." Pückler musz darnach selbst bekennen:
er habe eine Art von Scelenbund, halb im Ernst, halb in frivolem Scherz
mit ihr geschlossen im Bewußtsein, zwar das Wahre und Gute anzubeten,
aber zu leicht in den Schlamm der Welt herabgezogen zu werden, ja sich
darin zu gefallen, bis ein Strahl höheren Lichtes an die verlorene Würde
mahne. Und so glaubt sie, daß in Pückler eine ideale Natur gefangen liege;
die will sie befreien, wie Blondel seinen König Richard: darum singt sie ihm
edlere Melodien vor, als er zu vcrwerthen weiß. Sie mahnt ihn, der eigenen
döheren Natur treu zu sein; er aber sieht das Schriftstellern wie eine
Komödie an, weil man ihm nichts anderes zu thun giebt, statt mit heiligem
Ernst in der Welt mit seinem Geist zu wirken, wozu sie ihn treiben
möchte, „Was lieb' ich anderes in Ihnen als die Schönheit, die in Ihnen
möglich ist?" — .,kai!O^'s pour dolnckocl clrilcl!" so hat sie in einem der Zu-
sätze zum Tagebuch im Englischen sich selbst, vielleicht in Erinnerung daran,
genannt.

Als ich vom Herbst 1837 an in Berlin studirte, kam ich mit Männern
und Frauen in Berührung, welche Frau von Arnim kannten, aber auf ihr
Verlangen es sich versagen mußten ihr neue Bekanntschaften zuzuführen ; sie
hatte sich von Neugierigen, Zudringlichen überlausen gesehen; ich Verstand es,
daß sie ihre Existenz nach außen hin abgrenzen müsse; ich hatte nicht ge-
wußt, daß Jacob und Wilhelm Grimm, die mir in Götligcn Lehrer gewesen,
mir ein Wort der Einführung hätten mitgeben können. Ich wollte indeß
im Frühling I83S Berlin nicht verlassen, ohne die hochverehrte Frau ge-
sehen und gesprochen zu haben, aus bereu Buch so manches beglückende oder
zündende Wort in meine Seele gekommen war. So war ich so frei, mir
eines TageS in einen, Sonett die Erlaubniß zu einem Besnch zn erbitten.
Bier Wochen verflossen, meine Abreise nach Italien war nah, da erhielt ich
ein Blatt: Ich möge am folgenden Morgen kommen, um zu hören, warn»,
sie erst heute mich zu ihr einlade.. Sie hatte gerade die VermögcnSangelegcn-
heiten der Familie mit Rechtskundigen zu ordnen gehabt. Sie reichte mir
freundlich die Hand, und rasch war eine so angeregte Gesprächsstunde ver-
flossen, wie ich noch keine ähnliche erlebt hatte. Die rheinfränkische Mundart
heimelte mich an, wenn sie erzählte; sobald sie tiefere Gedanken aussprach,
redete sie schriftdcntsch dazwischen. Wie ich meiner philosophischen Stndien
und Strebungen gedachte, sagte sie plötzlich: Da will ich Ihnen ein Motto
für Ihre Philosophie geben: „Jeder wird als der größte Held geboren."
Ueberrascht reichte ich ihr die Hand: sie hatte ein Wort gefunden für das
Zähren und Ringen in meinem Drange, über die Einseitigkeiten der älteren
Systeme hinaus zu gehen, die Monade von Leibolz, die Eigenthüinlichkeit

von Schleiermacher mit der Substanz Spinozas, der Idee Hegels zu ver-
binden, in der Snbjectivitcit des Unendlichen nnd seiner Offenbarung im End-
lichen zu finden, in der Einzelpersönlichkcit des Menschen die Menschheit, die
allgemeine Vernunft in besonderer Spitze zu erfassen. Daß Jeder ein
Original sei, daß er die Aufgabe habe dies geltend zu machen, daß er in
seiner Art etwas thun könne, was Niemand so oder besser vermöge, daß
aber dazu Muth, Heldenthum gehöre, daß in Jedem ein Gottcsgedanke waltet
und gestaltet sein wolle, das ward nun in raschem Hin und Her oder zwischen
Thür und Angel von uns besprochen. Als ich von ihr weggegangen,
kam mir die übrige Welt Berlins recht nüchtern vor, ich schwelgte in der
Erinnerung. Als ich nach einigen Tagen wieder in ihr Zimmer trat, sand
ich sie in ein Buch schreibend; Papiere lagen um sie her. Sie wolle einen
Briefwechsel mit der Günderode herausgeben, ich möge sogleich eine Stelle
hören: „Musik bringt Alles in Einklang, sie donnert durch die hellsternige
Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt sie hin und grüßt mit jeder
Well' die Blume, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken
vom Windsturm dahingejagt kommen, dann werden sie gleich von ihrem
Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritt,
sein leuchtender Blitz, vom Donner durch die schwarze Nacht geschnellt, die er
mit schallenden Schwingen durchrast, das ist Alles ein Hymnus mit der
Mnsik!" An solche Musik gemahnten auch ihre Reden; dichterische Schön-
heiten blitzten auf neben sinnigen Betrachtungen und belustigenden Einfälle»:
kein Mann, so viele ich kennen lernte und später in ihrem Hause oder in
Gesellschaft mit ihr sah, konnte ihr die Wage halten, zumal sie von dem
Borrecht der Frauen Gebrauch machte und rasch auf etwas anderes über-
sprang, wenn man in der Debatte sie in die Enge getrieben glanbte. Und
das war das Siegreiche, Freudige in ihr, daß sie stets nach den höchste»
Ideen emporsah, von den gewöhnlichen Anlässen des Gesprächs zn ihnen
sich aufschwingen konnte. Wie das Größte und Schönste iu der Seele un-
mittelbar und unwillkürlich aufquillt, wie es als Eingebung oder Offenbarung
aus dem innersten Lebensgrnnde erscheint, das ward in solchen Momente»
bei ihr zum Erlebnis;; sie selber spricht ja anch im Tagebuch von Gedanken,
„die sie nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgetheiltes empfindet", »nd
so eignete fic solche Wahrheiten dem zu, der sie erregte, wie sie mir selber
schrieb: Es sei kein Wunder, daß vieles in unscreu Gesprächen mich wie
eine befreundete Macht berührt habe, denn was ihr zugeströmt, das sei auch
von mir ausgegangen. „So erzeugt sich der elektrische Funke, der einen
Schlag gicbt, denn der ihn erregt uud der ihu ausspricht, der verlangt S
anch nicht besser. Denn rasche elektrische Explosion ist die vollständige Durch-
fühlung göttlichen Durchströme»«. Macht ist göttlicher Einfluß ans den.
der sich mit ihm berührt, wie alle Natur nur ewiges Jnsichsaugen des Lebens
aus Gott ist. Eine Quelle, die aus Gottes Natur in meine Brust einmündet,
mag sie dem sprndel», der sie trinken will; ich selber kann nicht Rechenschaft

"davon geben und dnlde mich wir ich bin, bald lustrauschend, bald gemessen,
bellschgumend oder auch Feuer sprühend, je nachdem magnetische oder elektrische
vder auch Ccntralnaturcu mich berühren . . Ich, ich bin nichts, aber es weht
rine Luft um mich, von der ich glaube, die Jugend müsse sie wie muthige
<>iäule mit offenen Nüstern einfchnauben."
Während Gervinns das Buch Bettinas wie eine Nachgeburt des Mittel-
alters einregistrirte und bei Seite schob, feierte Gutermann in Gedichten, die er
-aus demselben heraussponn, die Verfasserin als die „Semiramis" (so betitelte
« seine Schrift), die die Männer voranstreibe zum Sieg für die Götter der
Zukunft. Tanmör brachte ihre Poesie in Vers und Reim, und schrieb zu
dieser dankloscn Arbeit eine Borrede, in welcher er Bettina als die Priesterin
eines neuen Lebens ausrief. Ein Hamburger aber meinte: Gott Vater
werde die Liebende im Himmel umwenden und ihre Begeisterung zu Christus
hinweisen: dem antwortete sie: er denke sehr menschlich, Gott werde nichts
andere-? thun als Schreiber selber es sich nicht besser vorzustellen wisse, sie
aber denke, daß Ihm, dem Goethe im jugendlichen Dithyrambus zugejauchzt:
„Aufwärts an Temen Busen, allliebcnder Vater!" die Liebe zu diesem
kein Jrrthum sei, und kühner setzte sie hinzu: Für Gott ist kein Jrrthum
in der Menschenbrust, nur für die Menschen unter einander, da jeder sich
der eigenen Weisheit am gesichertesten hält, wenn er sie auf andere anwendet.
Ich habe auch, sagte sie ein andermal, einen Ausspruch der Günderode
gefunden, der mit unserem ersten Gespräch zusammenstimmt: „Wäre Gott un-
endlich, wenn er nicht in jeder Lebciisknosve ganz nnd die Allheit wäre? So
wäre jeder Geistesmoment die Allheit Gottes in sich tragend, aussprechend?"
Wir spannen dies weiter, wie jeder Seele ein Ideal eingeboren sei, das sie
durch eigene ^raft zum Bewußtsein bringen, durch eigene That verwirklichen
soll. Ich pries Goethe und sie selber glücklich, ihnen beiden sei das ge-
lungen, während die wenigsten dazu kämen. „Und darum sind wir Menschen
auch unsterblich!" ries sie freudig aus; „wir Wissens, und die anderen
werden es erleben, nnd werden sich auch vollenden, dazu ist die Ewigkeit
da!" Ein andermal las sie aus der herrlichen Predigt des Franziskaners:
„Darum hat Jesus, da er an's Kreuz geschlagen ist, und die bittersten
Schmerzen leidet, zugleich eine himmlische Glorie um sein Haupt, die allen
-Anwesenden dao Mitleid verbietet, die zugleich das seligste ruhmvollste Ent-
zücken andeutet mit dem menschliche» Kampfe im Elend? Warum liegt in
jedem seiner Thaten, seiner Worte das Irdische mit dem Ewigen so eng
verbunden? Er hat seine Leiden nicht mit Freuden vertauscht, da er es Wohl
vermochte. Alm Mensch habe Dein Schicksal lieb, wenn es Dir auch Schmerz
bringt, denn nicht Dein Schicksal ist traurig, wenn es Dir auch noch so viel
Menichenunglück zuführt; aber daß Dn es verschmähest, das ist eigentlich das
große Unglück, und so schließ ich wovon ich ausging: daß allemal das
Schicksal des Menschen das höchste Kleinod sei, das nicht wegwerfend zu be-
handeln ist. sondern es soll mit Ehrfurcht gepflegt und sich ibm unterworfen

werden!" Ich knüpfte daran cine Erörterung, wie wir die eigenen Worte
Jesu und sein geschichtliches Leben zum Ausgangspunkt nehmen müssen und
daran die philosophischen Ideen, die Natur- und Geschichtsanschauung unserer
Zeit anknüpfen, wie es die Kirchenväter mit der griechischen Wissenschaft
gethan. Sie selbst, Novalis, Hölderlin seien Prophctenstimmcn für dies
ewige Evangelinm und Christenthum der Vernunft. Dafür will ich ein-
treten. „Wollen wir beide nicht eine Religion stiften, bei welcher der Mensch-
heit wieder Wohl wird?" sagte sie mit einem Ausdruck, der es zweifelhaft
ließ, ob im Humor den Ernst oder die Ironie vorschlug. Und wieder nach
ein paar Tagen rief sie mir entgegen: Denken Sic, ich habe ja auch schon
als junges Mädchen mit der Gündcrode cine Religion stistcn wollen; hören
Sie! Und nun las sie mir einige Stellen vor, und wollte meine Zustimmung
hören. Ich hatte ihr, die mit mir für Hölderlin schwärmte, seine Ueber-
setzung aus Sophokles mit den wundersamen, halb wahnsinnig träumerischen
und doch so schmerzvoll tiefsinnigen Erläuterungen mitgebracht; ich glaube
daraus sind die herrlichen Stellen über den Dichter und die Offenbarungen
aus seinem verschleierten Gemüth hervurgewachscn, die sie in Briefen an die
Günderode nach Sinclairs Berichten schrieb. Von Handschristen der Gündc-
rode habe ich nichts gesehen als ein Gedicht an Elcmens Brentano, das
sie mir mit einer Locke für mein Album schenkte. In dies Album hatte ich
in Ermangelung anderer Handschriften die Vorlesungsbeschcinigungcu von Jakob
und Wilhclm Grimm gcklcbt und den Abschiedsgruß der Göttinger Studenten
dazn gelegt, welchen mein Freund Theodor Creizunch den Vertriebenen ge-
dichtet hatte. „Ich habe die Grimm so lieb, lieber als alle Menschen!" ries
Frau von Arnim; „hier will ich mich einzeichnen. Ihr Gesicht hat mir
gefallen, es erweckt Vertrauen, ich Hab' einen Vers darauf gemacht." Zum
Verständnis; desselben muß ich vorausschicken, daß damals Savigny sein Wort,
der Besitz sei ein Factum, gegen Gans vertheidigt hatte, der ihn ein Recht
nannte ; die Polemik der Professoren hatte sich in Aufsätzen zweier Studenten
fortgesetzt.

„Liiszr auf drin Antlitz sich erfreulich lesen
Was kommen kann ans dem, was ist gewesen,
Mag sich ergeben dann, das; l'lenez ^aetmn sei
Besch, es wird ein Recht sich drinn bcwcchrrn frei,
lind gellend machen wird sich in der Zeit
Was Factum sein wird in der Ewigkeit."

Dazu fügte sie in Prosa noch einige Worte, die mir cine ernste Mahnung
geworden und geblieben sind bis auf diesen Tag: „Das Hab' ich den Grimm
gegenüber geschrieben. Wenden Sic meinen kleinen Reim auf diese an, so
wird das Antlitz ihrer Seele sich in dem rcincn Glanz des Gewissens
spiegeln, das in der Blüthe steht. Ein solcher ewiger Frühling möge auch
Sie geleiten bis zum reifen Maunesalter hindurch zur Ewigkeit. Nur erst
wenn unser cigeucr Gcnius uns dankt, daß wir ihn nie vcrlcugnct haben.

können wir freudig die frühere Schrift vergleichen mit den,, was sie uns voll-
bringen hieß."
Ich vertief; Berlin im Frühjahr 183ö, um dnrch Süddeutschland und
die Schweiz nach Italien zn reisen nnd den Winter in Rom zu studiren. In
der Ennnerung, daß Frau von Arnim mich einmal einer sie besnchenden
Freundin als Feueranbeter vorgestellt, sandte ich ihr das Gedicht, welches
ich in dem Buch „Agnes. Liebcslieder nnd Gedankendichtnngcn" veröffentlicht
habe. Sie antwortete: „Sehe ich hente lauter Funken um mich fahren, oder
ist es ein tieferes Wahrnehmen in meinem Sinne, daß Ihr eigener Genius
dieses Lied als elektrische Fahne um Ihr Haupt schwinge, nnd es so Ihnen
deute: daß alles, was des Menschen Herz und Geist fassen könne und trinken
auS der Poesie begeisternden Finthen, rechtskraftige Macht in ihm werden
soll, der. aus der Gottheit Schovß geboren, mit freien makellosen Sinnen die
Welt ergreift."
Ich habe dies ans dem eisten persönlichen Verkehr mitgetheilt, um als
glaubwürdiger Zeuge zu crscheiuen, wenn ich versichere, daß weder damals,
noch einige Jahre später, wo ich oft im Arnim'schen Hause war, mir das
geringste von Extravaganzen begegnet ist, woran ein unbefangener Sinn ge-
rechten Anstoß zu nehmen gehabt; mir gilt und gilt darum so vieles, was
anecdotenhaft erzählt ward, für Erfindung oder Nebertreibung. Was ward
doch von den harmlosen svnnnernächtlichcn Mondscheinwandluiigen im Thier-
garten gefabelt, zu denen sie allein oder mit ihren Töchtern von Heinrich
Bernbard Appenheim und mir begleitet ward! Nur eines übermüthigen Ver-
gehens gegen den Berliner Magistrat erinnere ich mich, Frau von Arnim
hatte wenig Geschäftskenntniß, sie gerieth in Irrungen und unliebsame Er-
örterungen mit den wechselnden Berlinern von ihren und ihres Mannes
Werken, und entschloß sich znm Selbstverlag. Ta setzte sie denn auf den
Titel eim's frischen Bandes ohne Weiteres: „Arnim'scher Verlag". Aber
es war kein Geschäftsbetrieb von ihr angemeldet, es entspannen sich Ver-
handlungen darüber, und sie schrieb (1847) einmal einen Brief mit rother
Tinte, und äußerte darin: die Buchstaben seien vor Schani rvth geworden,
weil sie so verkehrtes Jeug darzustellen hätten. Sic ward darüber in einen
Proccß verwickelt, »ahm aber die Sache doch lustig auf, nnd ließ die Kinder
ein gleiches thun: Es wäre ja prächtig, weuu sie sitzen müsse, da hätte sie
die beste Muße ein Buch zu schreiben! Tazn kam es freilich uicht, aber sie
verlor den Proces;, die Gerichte mißbilligten ihr Verfahren.
Aus ihrem Briefwechsel mit Nathusius und ans den Briefen zwischen
Meusebach und den Brüdern Grimm ist bekannt geworden, wie eisrig sie
dieser letzteren sich annahm. Wilhelm war mit Arnim eng befreundet, hatte
dessen Sohn die ttindermänhcn gewidmet, die er dann in späteren Auflagen
der Mutter zueignete: nach dem Tod d.'s Gatten dachte Bettina an eine Gc-
fammtausgabe seiner Werke nnd ihr Plan war, ihr junger Freund Philipp
Äl'athusins sollte dieselbe unter Leitung der beiden Gelehrteu veranstalten. Toch

entzog sich dieser um einer italienischen Reise willen der Aufgabe. Tic' Brüder aber protestirten mit füns Freunden gegen den Verfassungsbruch in Hannover, und die Gottinger Sieben wurden durch königlichen Machtspruch abgesetzt. Diese seelenreine Gewissenhaftigkeit war neben dein poesiesinnigen Geiste der Grimm Bettinas Wonne; sie besuchte die Vertriebenen in Cassel, sie war in Berlin unablässig bemüht, für sie zu wirken. Freunde der Wissenschaft und der Freiheit in ganz Deutschland veranstalteten rasch eine Subscription, welche die trcsfliche» Männer vor schwerer Lebenssvrge sicher stellte, es ward an eine Akademie sür deutsche Sprache gedacht, die Herausgabe des Wörterbuches beschlossen. Die Freundin aber wollte die beiden Grimm am liebsten durch eine Berufung iu Berlin habe», und nun drang sie in ihren Schwager Savigny und in andere Akademiker, um jene zunächst an die Akademie heranzuziehen; Bedenken, Schwierigkeiten kannte sie nicht, wies sie mit harten Tadelworten zurück. Sie beschloß sich an den geistvollen Kronprinzen zu wenden, dessen romantischer und deutscher Sinn ihr aus persönlicher Bekanntschaft vertraut war. Tie Gesammtausgabe von Arnims Werken begann durch Wilhelm Grimm, sie sandte dem Kronpniizeu die frischgedrnckten Kronenwächter, und legte ein Schriftstück bei, welches in symbolischer Andeutung zur Berufung der Freunde anmahnte; wie die Antwort erkennen läßt^ Seinem Hieroglyphen enträthselndcn forschenden Grimm seien zwei forschende Grimm entgegengetreten, mit denen er sich gern beschäftige; manche Lanze habe er für sie gebrochen und manches vergeblich zu ihrem Besten anzuregen gesucht. Ter Brief schließt: „Aber glauben Sie mir's auf's Wort, meine phantasiebilderredendc Anonyme! Ich bin darum nicht matt und müde geworden, ja jeden Augenblick bereit auf's Neue zu beginnen. Vielleicht wissen, Sie Rath, mir größere Gewalt zu geben. Drum reden Sic! Es horcht Ihnen willig und gespannt Ihr ergebener Tiener und ^iiäsi Phantasicgebilde U. V. L. Sie schrieb alsbald wieder und legte abschriftlich einen langen Brief an Savigny bei. Am 15. Mai: „Ihr Schreiben und der lange Brief an Ihren Schwager tönt mir in der Erinnerung wie Beethovens Symphonie ans Oruoll, die ich am Bußtage gehört habe, mit Ausnahme jedoch des letzten triumphirenden Satzes; der kommt vielleicht einmal nach." Er erwähnt dann; wie er seit Jahren den Wunsch gehabt, die Brüder zu gewinnen, und zwar durch den (sonst) immancablen pssss-Mrtout, den Jakob besitze, die akademische Mitgliedschaft. Er sei damit nicht gescheitert, man habe ihn nur noch nicht landen lassen. Deshalb sei seine Hoffnung und sein Entschluß zu frischen Versuchen ungebrochen. „Tie Blicke, die Sie mir in Herz und Sinn der Beiden gegönnt haben, erwärmen mich wie der beste Trunk im Nheingau und steigern mein Verlange», sie die Unsern zu nennen, unsäglich. Ich verstehe nun den Schwung Ihrer Frenndschaft und kann ihm folgen. Vor der Genesung des Königs wird wohl nichts Wirksames zu thun sein. Nun aber, gnädigste Frau, versprechen Sie mir diese Zeilen so zu bewahren, daß Niemand davon erfahre; machen Sie Papilletten daraus für s Haar

Ihrer holden Töchter, die ich schön grüße, oder noch besser verbrennen Sie
sie. Glauben Sie mir's, wenn sich etwas herumspricht (im In- oder Aus-
lande), so scheitere ich gewiß. Drum helfen Sie durch Schweigen Ihrem
freunde und Ihrem treu ergebenen ?. >V. X. Ter König starb am
7. Juni, Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron, und wie er sofort an
Ai-ndt die Aufforderung erließ, seine schon in der Zeit der Demagogenhetze
untersagten Vorlesungen in Bonn wieder zu eröffnen, so wurden im Herbst
die beiden Grimm an die Akademie und Universität nach Berlin berufen.
Im Sommer 1840 erschien „Tie Günderode", den Studenten im schwung-
vollen Pindarischen Ton gewidmet, als ein Buch der Jugend für die Jugend
damit bezeichnet; vielleicht dadurch angeregt, daß Achim von Arnim am Schluß
seiner bei allen Seltsamkeiten so herrlichen Novelle Jsabella des Orts gedacht,
wo im dunklen Wahn ein edles musenheiligcs Leben in den Strom gesunken
und gefragt: wo die Freunde feie», ob Keiner der Nachwelt die Spuren des
Lebens und der Begeisterung sammele? So nahm nun Bettina die schönsten
Gedichte und philosophischen Aufsätze, welche die Günderode unter dem Namen
Tian veröffentlich hatte, und verwob sie mit ihren Erinnerungen, mit Briefen
aus der gemeinsamen Jugendzeit. Wie ein reines mildes Licht steht die altere
Freundin neben der jüngeren, deren Sprühregen von Empfindungen und Ge-
danken in allen Farben des Regenbogens schimmert. Im Einzelnen wimmelt
das Bnch von Schönheiten, im Ganzen aber hat es weit weniger Composition
als der Goethc-BncfwcchseZ, und wir müssen am Ende hinzulescn, was hier
den Schluß des Umgangs mit Iran Rath bildet.
Daß Bettina zur Romantik gehöre war wie von Gervinus so von
Rosenkranz erörtert. Damals aber hatten die Hallischcn Jahrbücher ihr
Manifest gegen die Romantik erlassen, indem Rüge nnd Echtermeyer die
rückläufigen Bestrebungen fürchteten, Feudalismus, Kirchlichkeit und Phantasterei
des Mittelalters gegenüber der Aufklärung, der constitutioncllen Staats-
ordnung, der klassischen Bildung neuerer Zeit. Friedrich Wilhelm IV.
erschien als der Romantiker auf dem Thron. Ich betonte in einem Aufsatze,
der die begonnene Gesammtausgabe von Arnims Werken in der Allgemeinen
Zeitung anzeigte, die positiven Elemente, die in der Romantik liegen nnd
aus ihr zu gewinnen sind, und sandte an Rüge eine Besprechung der
Günderode, die er zwar zu lyrisch-enthusiastisch fand, aber doch abdrucken
ließ. Ich stellte da die Nomantik Bettinas als die der Zukunft der
Romantik der Vergangenheit gegenüber. „Tie alten Herrscher in den Pyramiden
mögen ruhig schlafen; wie unnütz ist es, die Asche, von der die Natur nicht
einmal das Salz verbrauchen kann, wieder anzufachen, es giebt doch keine
Gluth mehr. Ter Sonnengott treibt die Rosse gewaltig an, der Morgen
eilt vorwärts, er reißt die Seele mit in's Ungewisse Blaue, dort einen Helden
zu grüßen, der sie das Banner vortragen könnte zu einem gesunden Wende-
punkt der Geschichte; auf dem Wege der Natur soll der Mensch gehen, ein
rasches selbstthätiges Leben führen." So begann ich mit Anklängen an Aus-

sprüche Von Bettina, und zeigte wie sic dem Muth der Wahrheit vertraue, daß er das Schöne verwirkliche; nicht in den erstarrten Formen der Vorzeit will er Hausen, kühn steigt er zn Schifs, um die neue Welt zu entdecken, im jnugcn Licht der Freiheit zn athmen. Ich ließ sie weiter reden: „So ist denn auch die Geschichte des Columbus ein göttlich Berufen des Mensche»-oeistcs, seine Segel auszuspannen und kühn auf jene Welt losznstcucrn, die er, sich selber Weissagend, erreichen möchte; — und die Idee dieser wahr-gewordenen Ahnung ist die Verheißung, daß auch der Menschengeist glücklich landen werde, wenn er seinem Muth vertraut, denn wie wollten wir den Muth wecken und erziehen an uns, vertrauten wir nicht der eingeborenen Kraft, dem Genius? Was den Muth erwirbt, ist immer Wahrheit, was den Geist verzagen macht, ist Lüge. Sclbstdenken ist der höchste Mnth. Die meisten Menschen denken nicht selbst, das heißt, sie lassen sich nicht von der Fabel des göttlichen Geistes belehren, die alle Wirklichkeit durchleuchtet nud zur Hieroglyphik sic bildet, durch deren Weisheitsbewahrende Räthscl der Mensch hinauftreibt zur Blüthe und sich zeitigt in ihr, daß er vermöge neue Welten organisch zu durchdringen und so sich selber ewig bis znr Gottheit zu erziehen. Aber im engen Hafen eingeklemmt ans Furcht vor dem Scheiter», da wird er die Gottheit auf hohem Meere nicht erkennen. Uns ist doch die Geschichte Symbolik, das heißt Lehre Gottes, nnd wenn das nicht wäre, so würde den Menschen nichts widerfahren. Wer wagt selbst zn denken, der wird anch selbst handeln; handeln ist Selbstsein, und das heißt: in Gott leben."

Die Romantik der Vergangenheit sucht das Feste, um ihre eigenen firen Ideen daran anzuknüpfen oder sür eigene Haltlosigkeit einen Halt zu fiuden; sic wendet sich znm ttatholicismus, in dessen unfehlbaren Lehrsätzen ihre sinnliche Ruhelosigkeit zu einer äußerlichen Befriedigung kommt; die Rvmanrik der Zukunft erbaut aus den Ahnungen des eigene» Herzens, ans den Er^lcbnisseu und Ergebnissen gegenwärtiger Wissenschaft als heiteren Tempeldicnst des lebendigen Schönen eine „schwebende Religion", bei der es der Mensch-heit wieder wohl werden soll. Da ist das Denken Gebet, uud das eine Grundgesetz heißt: Ter Mensch soll immer die größte Handlung thun und nie eine andere, denn jede kann nnd soll eine größte sein. Tic Gesinnung der Liebe etwas Edelstes in ihr zu wollen, giebt ihr ja unendlichen Werth, macht sie zu einer Verwirklichung des Ideals, zur Darstellung des Göttlichen: Sind, wir kühn genug die Vurnrthcile zu verachten uud freien Sinns zn handeln, so steigt aus jeder That eine höhere Erkenntnis; empor, die immer Neues schafft, immer frische Göttcrtricbe in uns weckt, daß wir den heiligen Wein der Götter trinken und trunken die Neige mit sammt dem Becher in den Strom der Zeiten schlendern. Da schlägt alle Bedrängnis; nur das Feuer aus dem Stahl im Blut, und der Stahl geht über in den Geist, und macht ihn fest, daß er thun kann was er will. Bettina gedenkt der Worte der Kirchenväter: Gott sei die Weisheit, und fügt hinzu: Gott ist die Poesie.

Tic schöpferische Kraft des Dichters, der in seinem Werke das eigene Innere offenbart nnd den Gedanken sinnliche Gestalt verleiht, wird ihr znm Ebcnbildc Gottes. Und wie wenn ihr die Tialoge Giordano Brunos clsgli furori eroici, über die heroische Raserei, bekannt wären, den Liebcsaufschwnng der begeisterten Seele in die Gottheit darstellend, wo Sehnsucht nnd Schmerz des Endlichen sich in der Liebe des Unendlichen auflöst, schreibt sie: „Und glaubst Tu nicht, daß Gottes Geist sei lauter Leidenschaft? Was ist Dein Gliick, Tein Seelenleben als Leidenschaft, und wie erhöht sich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thnn sich auf in Deiner Brust, von denen Tn vorbin noch nicht geträumt hattest? Was ist Leidenschaft als erhöhtes Leben durchs Gefühl, das Göttliche sei dir nah, Tu kannst es erreichen. Tn könnest zusammenströmen mit ihm? Leicht wie ein Vogel überfliegst Tu Unersteigliches nnd in die Ferne sendest Du Deiner Unsterblichkeit Flammen. Gott ist die Liedenschast! Groß, nllnmfassend, ein Bußen, der alles Leben spiegelt wie der Ocean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lcbensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft der höchste Ruhm." „Und alles Drängen, alles Ringen ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn," so hat auch Goethe im Anschluß an Bruno gesungen.

Tie Romantik hatte seit Rousseaus und Goethes Vorgang sich zur Natur gewandt nnd während Voltaire und die Aufklärung alles mit dein Verstände zu machen meinte, alles vom Verstand gemacht glaubte, hatte sie das Rawrwnchsigc, das Werden in unbewußter Gesetzmäßigkeit betont, ja das Vegetiren in der Menschheit angepriesen. Schöllings Naturphilosophie war das Studium der Günserode; Bettina stimmte ein in ein sinniges und inniges Mitlcben mit der Natur. Da sieht sie den Lebenstricb ganz rein. „Ter Grashalm, die Spitzen der Saat, ein Vogelnest mit Treue gebaut, das Blau des Himmels, das Alles rührt und ergreift mich als ob das menschlich wcir." Sie sieht den Tingen in's Herz, sie ahnt im Aufbrechen der Knospen, im Funkeln der Sterne die Seele der Welt, sie vernimmt in Allein die eine Lebensmelodie von ewiger Verjüngung, ewiger Sehnsuchtsbefriedigung. Der liebevolle Blick für alles Einzelne und die große Anschauung des Morganismns giebt ihren Naturbildern einen zauberhaften Reiz.

Von den Künsten ist es wiederum die Mnnk. die ihr zum Symbol des Levens, zur Lcbenserklärung wird. Bon der Musik aus lernt sie Welt und Gott verstehen, denn aller Geist liegt im Menschen, er muß nur die Melodie finden ihu auszusprechen, nnd alles Große wird als sein Gedicht, weil es mit Schönheit vereinigt ist. In der Musik sind alle Töne aufeinander bezogen, für einander bestimmt wie die Lebenskräfte in der Natur; so klingen sie harmonisch zusammen und die Weltgeschichte wird zur Symphonie. Jeder Ton steht für sich und bildet Melodien dnrch den Anklang an andere verwandte Töne. Aus allen Melodien, aus allen Gedanken besteht die Geistes eillheit. die Gottcsvoesie, die Philosophie. In jedem Ton ist sein Accord mit ausgesprochen, jeder Accord spricht seine Verwandtschaft ans, und dnrch alle

Msriz variiere in München.
Verwandtschaft strömt der ewig wechselnde Geist der Harmonien, der ewig erzeugende Gvttcsgcist. Teilten ist Gott aussprechen, ist Sichciestalten in der Harmonie; ich fühl's, dnsz im Begreifen der Geist Gottes sich erzeugt im Menschcngeist, und zu was war' dieser Keim der Gotteserscheinung im Menschengeist, wenn er nicht durch ewiges Streben ihn ganz entwickeln sollte? Der einzige Zweck alles Lebens: Gott fassen lernen! und das ist auch nmer innerer Richter. Was Gott nicht entwickelt, das bleibe lieber ungeschchn, denn es ist nicht Melodie, — was aber unnielodisch ist, das ist Siinde, denn es-stört die Harmonie Gottes in uns, es klingt falsch an; aber alle grosse Handlung weckt die Harmonien, alle Sterne klingen mit ein; drnm ist gros; denken, grofz handeln auch so selbstbefricdigend, es löst die gebundenen Aceorde in uns ans in höhere Harmonien, nnd so steigern sich die musi-kaiischen Tendenzen durch allseitiges 'Erklingen aller mittönenden Aceorde. Tie Günderode schreibt einmal an Clemens Breutonoi „Immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei, zu den Vortrefflichsten hin-zutreten, sie zu grüßen nnd Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden." In diesem Sinn hat Bettina die Gestair der Freundin ihr zum Denkmal aufgestellt, in diesem Sinne möchte auch dio Günderode, daß Bettina ihre Gedanken sammle, ihre Empfindungen in feste Form bringe, sowie auch Clemens in sie dringt, sie möge den Naturschmelz ihrer Briefe in Märchen und Gedichten ansammeln. So riith die Günderode zu beharrlichem Studium der Geschichte, der Philosophie, und weist auf das Vorbildliche in den großen Thaten der Borzeit hin; Bettina soll nicht immer alles den vier Winden preisgeben; und wie ein guter Bicnenvater sucht die Freundin den Gcdankenschwärmen eine Blumenwiese anzulegen, wo sie hin- und Hersummen und Honig sammeln. Aber Bettina w.'iß, daß das Ur-sprüngliche, Aufquellende ihrer Natur gerade in der ihr eigentümlichen Form unmittelbar zu Tage kommt, sie will nichts Angelerntes, Gemachtes. Gekünsteltes, und spricht das maßgebende Wort: „Der größte Meister in der Poesie ist gewiß der, der der einfachsten äußeren Formen bedarf, um das innerlich Empfangene zn gebären, ja dem die Formen sich zugleich miterzengen im Gefühl innerer Uebereinstimmung." Als der Bruder sie einsperrt, um ein Gedicht oder einen philosophischen Aufscch zu schreiben, parodirt sie das mit köstlichem Humor. „Tie Gedanken," sagt sie dann, „hängen sich an mich wie Schmetterlinge an die Blumen; wer soll sie haschen? Sie merken's gleich nnd fliegen davon, nnd fasse ich einen, so Hab' ich bald feine schone Farbe abgewischt mit dem Schrcibefinger, oder seine Flügel erlahmen. Und so ein Gedanke in der Luft flattert so lustig, aber auf dem Papier kann er sich nicht wiegen, wie auf der Blume, und kann sich nicht ans die Rosen setzen von einer zur andern, er sitzt da wie anfgespießt." Und wer möchte der Mädchcnseele zürnen, wenn sie etwas derb die Kant, Fichte, Schölling

für ihr „ganz unmögliche Kerls" erklärt, die mit „Hacken und Brecheisen in die Sprache hineinfahren, nm da etwas herauszubohren". Für folgerichtige Wissenschaft ist sie nicht vrganisirt, aber „sie horcht aus jene heilige Urphilosophie, die ohne Lehre als Offenbarung Jedem sich giebt. der mit reinem Willen zur Wahrheit betet." Tic Wahrheit, meint sie, leuchte dem wahrhasligen Geist unmittelbar ein, sie bedürfe keines Apparats weitläufiger Beweise, von denen die Schüler dumm werden; dem Schulphilosophen fallen die Gedanken wie die Hobelspäne von der Drechselbank, sie will die Gedanken am Busen der lebendigen Natur erlauschen, nicht mit Schrauben und Hebeln ihr abgewinnen.

Ter Ursprünglichkeit des eigenen Wesens froh, wehrt Bettina alles Gemachte, Ungebildete von sich ab; das scheint mir ein Grundton dieses Buchs; „den inneren Geist walten lassen und keinen fremden, das ist, was ihn erzeugt; echte Bildung geht hervor aus Hebung der Kräfte, die in uns liegen; Jeder soll sich zu Tage fördern, wie aus der Tiefe ein Stück Erz oder ein Quell, die ganze Bildung soll darauf ausgehen, daß wir den Geist an's Licht hervorlassen." Wie die Pflanze organisch sich entwickelt, aus dem Boden, aus der Lust mühlos ihre Nahrung gewinnt, so hat sich auch Bettina von der geistigen Atmosphäre genährt, in welcher sie lebte, und die reizenden Bilder, die sie von den Persönlichkeiten entwirft, zeigen ihren gesunden Blick sür das Wesentliche; zuletzt tritt in dem Juden Ephrahim noch eine an Nathan den Weisen gemahnende Gestalt hervor, dessen milde Geistcsklarheit wie ein antiker Chvr im Drama beruhigend nach so manchen Anregungen wirkt. Hoheit der Gesinnung, Seelenadel heben die Dichterin in das Gebiet sittlicher Schönheit: gegenüber der falschen Genialität, welche ihre Geist.'ssreiheit dadurch bekunden will, daß sie sich über das Sittcngcsetz hinaussetzt und mit Allem ihr Spiel treibt, hat auch Christian Hermann Weiße betont, wie so manchen literarischen Erscheinungen der Zeit gegenüber man durch Bettinas Schriften den Unterschied des guten und bösen Genius der Poesie, der weißen und schwarzen Magie, gründlicher erfasse. Er sagt: „Auch von Bettina kann man behaupten, daß sie in ihrem Thun und Lassen kein sittliches Gesetz, sondern nur ein poetisches kennt, das Gesetz, wie sie es ausdrücken würde, jenes musikalischen Rhythmus, jener geheimnisvollen Melodie, welches sich im Handeln nicht minder wie im Dichten darstellen und bethätigen kann. Das Bewußtsein des Gesetzes ist in dem lebendigen Geist der Poesie vollständig aufgegangen, aber nicht weil das Gesetz durch diesen Geist vernichtet wäre, sondern weil es durch ihn erfüllt ist. Was das sagen will, das wird hier noch in viel ausgedehnterem Sinne offenbar, als bei irgend einem männlichen Dichter, aus dem Grunde, weil der Geist der Poesie, der Kunst als solcher in der weiblichen Dichterin persönlich zu werden vermochte. Sie kann eben deshalb keine Poesie machen, weil sie durch und durch Poesie ist; sie kann nur in persönlichen, durch unmittelbare Lebensverhältnisse hervorgerufenen Ergüssen die innere Poesie ausstrahlen."

Moriz Karriere in München.
Dcr Reichthnm des Geistes und Witzes, dcr auf das Ideale gerichtete Sinn und so manche romantische Sympathie hatte Frau von Arnim zum Kronprinzen hingezogen, sie hatte in ihren Bestrebungen für die Bruder Grimm seine thatige Theilnahme gefunden, so hielt sie sich verpflichtet, dahin zu wirken, das; bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. keine geschmacklose nnd verkehrte Huldigung ihm in Berlin dargebracht werde. Man hatte den Gedanken, für den Einzug in Berlin nach der Krönung in Königsberg auf einem thurmhohen Gerüst seine vierzig Ahnen in Oel als Transparente malen zn lassen. Frau von Arnim machte den Oberbürgermeister in einem Briefe darauf erfolgreich aufmerksam, wie leicht solche Bilder fratzenhaft erscheinen, wie verkehrt es fei, die Vergangenheit statt die Hoffnungen dcr Zukunft darzustellen; darzustellen in srcudiger Zuversicht, wie die Wünsche des Bolkes von dem Herrscher erfüllt werden. „Warnm malen sie nicht den Genius einer Heldcnzcit auf edlem Roß, das, mit starkem Huf sich wider den hartnäckigen Fels stemmend, über den Abgrund setzt des Aberglaubens, dcr Lüge, der falschen Politik," Sie möchte Bauern und Bürger, Juden und Christen sehen, wie sie alle zu Einem Gvtte beten, den Heiland sehen, der die Mühseligen und Bcladenen zu sich benist. Ter König möge schallen, was sein Volk von ihm erwartet, und mit Freudenthranen werde dieser die Zuversicht in seiner wahren Größe erkennen. In ihrem letzten Buch, dem Tämoncngespräche, hat sie den König hieran erinnert.
Als ich im Spätherbst 1540 wieder nach Berlin kam, sagte sie mir bei dem ersten Besuch: „Wir müssen den König retten!" Sie sah die guten Absichten desselben ini Widerspruch mit dem Geiste der Zeit, welche nicht nach ständischer Gliederung, sondern nach gleichem Bürgerthum, nicht nach lutherischer oder katholischer Rechtgläubigkeit, sondern nach christlicher Gesinnung nnd Ncberzeugungstrcue, nach freiem Denken und Forschen, nach sreier Presse, nach Volksvertretung verlange: dcr König werde durch seine Umgebung ans das Vergangene, Veraltete hingewiesen; der geistreiche sei vom gcistarmeu Frömmlern und Feudalgesinnteu nur umgarnt, umringt. Es entstand in ihr der Gedanke, öffentlich ein offenes Wort an ihn zu richten. Schon im Mai 1841 schrieb sie an Alexander von Humboldt: Ein kleines Buch wolle sie dem König zueignen, Gedanken aus durstigen Augenblicken ihrer Jugendzeit, in denen sie mit brünstigem Gelübde einem großen Charakter entgegenharrte, der die Menschheit segnen nnd erheben werde, dem sich anzuschmiegen ihr eigener höchster Bcruf sein sollte. Sie vergleicht sich dem blinden Huhn, das ein Korn sinde, dem König darbiete, was gleichsam aus der Luft gegriffen sei. Sie fragt, ob es nicht anmaßend sei, das dem König als Geschenk zn bieten, etwa als Dank für die Berufung der Brüder Grimm, obschon es das nicht sei, was sie dazu bewege, sondern ein tieferer Jng. 1843 erschienen zwei Bündchen unter dem Titel: „Dies Buch gehört dem König."
Bettina war auch darin echt weiblich: es mußte ihr Alles persönlich

entgegentreten. Poesie, Musik. Wissenschaft, so auch jetzt die Politik. Sie
vertraute der Macht der Persönlichkeit, sie sah mit Fug und Recht in schöpfe-
rischen Individualitäten die Träger und Hebel der Weltgeschichte. Man
kann Umstünde nachweisen, unter welchen ein großer Mann erst möglich ward,
die ihn bald hemmten bald begünstigten, aber zu Bedingungen eines neuen
Weltznstandcs werden sie erst dadurch, das; der Held sich ihrer beinächtigt,
und sie zu dem Ziele führt, das der innenwirkende Gottesgcdanke will. Der
glimmenden Kohle gleich regt sich die Ahnung einer Idee in vielen Ge-
müthern, aber erst der Hauch des Genius setzt sie in Flamme». So sah
Bettina in tausend Herzen den Drang nach Licht und Freiheit, nach der
Einigung des Vaterlandes, und wie Machiavelli einst den bewaffneten Refor-
mator verlangt hatte, welcher das von Parteien zerrüttete, vom Ausland
beherrschte Italien mit List und Gewalt, Fuchs und Löwe zugleich, zu einem
Volksstaat machen sollte, so ersehnte sie in humanerer Zeit einen königlichen
Helden, der mit muthigem Willen das erleuchtende und erlösende Wort spreche,
welches die zukunftsfreudigen Kräfte Teutschlands zu gemeinsamem Wirken
verbinde, ein schönes Gemeinleben ordne. Sie hatte die Tage Napoleons
miterlebt, aber die Selbstsucht, die Tyrannei desselben war ihr abschreckend
gewesen: ihr Fürst soll ein Friedensfürst sein, und kann es, weil ja die
Besten im Volk das wollen, wodurch er der glorreiche Führer des Vater-
landes werden kann. „Nicht Purpurroth, nicht im langhinwallendcn Hclden-
mantel voller Wundenmale soll uns die Sonne aufgehen, nein in der Tivi-
nitüt des sittlichen Gefühls da sind auch noch Stufen zu ersteigen für den
deutschen Fürsten und sein Volk, das Blau des Jriedenshiinmels soll ihn
umwehen, das Panier der Selbstverleugnung zum Wohl der Gefammtheit
soll von ihm aufgepflanzt sein, und das Volk soll seine Entwicklung heiligen
in ihm. Die Erhebung der Menschheit zum Genius, das ist das einzige
Mittel, um rasch uns aller unwürdigen Collisivnen zu erledigen, das wird
und muß in den Nationen wahr werden wie in ihren Helden!"

.Ter Erinnerung abgelauschte Gespräche und Erzählungen von 1807"
ist der Titel des ersten Bändchens. Bettina wählt hier die Form des Ge-
sprächs und macht die Frau Rath zur Führerin desselben; sie läßt sich eine
Fahrt nach Darmstadt zur Königin Luise berichten, sie horcht, auf dem
Schawell sitzend, wie Goethes Mutter mit dem Bürgermeister und mit dem
Psarrer über politische und religiöse Fragen sich unterredet. Die Frau Rath
spricht dabei für gewöhnlich den rheinfränkischen Dialekt, der mich auch bei
Bettina selbst in behaglichem Geplauder anheimelte: aber wie sie selbst that,
so läßt sie auch jene die Stimme erheben und sich schwungvoll in reinem
Schriftdeutsch aussprechen, wenn die Gedanken höheren Flug nehmen. Sie
spottet der Pedanten, welche bei den früheren Büchern nachrechneten, ob
auch Alles factisch nach Zeit und Ort richtig sei, und sich kindisch freuten,
wenn sie, den Morgenduft der Poesie abwischend, eine falsche Jahreszahl
oder einen unrichtigen Titel fanden: solchen macht sie die Sache jetzt leicht.

sie läßt die Frcm Rath vom Orden Mir I« rnörits und von Jacob Grimm
reden, und bei ihren Anspielungen auf die neuesten Verhältnisse sagen: ich
meine ja keinen Staat, wo mir die Censnr meine Ansichten streichen kann,
und wenn mir das die Ccnsur streichen wollte, so meine ich auch den nicht.
Leider läßt sie die Frau Rath gar zu sehr „vom Hundertsten auf's Tausendste"
kommen, den logischen Fortgang, die Entwickeln»«, der Gedanken vermissen:
das vorwaltend musikalische Element in ihrem Geist treibt sie, ein und das
andere Thema in den mannigfachsten Variationen zu wiederholen, aber es
mit Schnörkeln und Ranken mehr zu verhüllen als zu erweitern, Tie Frau
Rath glaubt nicht daran, daß Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen und
dann am siebenten gernht habe, ihr ist Gott immerdar schöpferisch thiitig,
und daraus entwickelt sich eine Polemik gegen die puritanische Sonntagsfeier
nach englischer Sitte, an welche der König dachte. Glaube ist ihr lebendiges
Wahrheitsgefühl, aufquellend im eigenen Herzen, nicht das Bekenntnis; un-
verständlicher Dogmen, Gott und das Paradies sucht sie überall, religiöses
und bürgerliches Leben sollen sich ungehemmt entfalten, der Mensch überall
sich selbst bestimmen, der König soll damit vorangehen, dazu die Bahn er-
öffnen. So faßt sie die Ansichten zusammen: „Ein Heros des Geistes muß
der sein, der die alte Leyer zerbricht, und neue Saiten ausspannt, neue
Bahnen der Harmonie erschließt. Ach, lassen wir das meine letzte Wahrheit
sein: Ein einzig gering Ting in der Welt mit dem Wahrheitsgeist aufgefaßt,
dann zieht die Wolke der Finsternis; Vor dem Licht hinweg, und er scheint
in alle zerstörten Lebensverhältnisse, in alle falschen Pläne, ja er wandelt
Staat nnd Neligion um, und gründet die Bande des Volkes mit dem Fürsten,
Inrz er HM dii'.ch erhöhte Flugkräfte uns dahin wo der Menschengeist durch
alle Zwangsmarter, durch allen heimtückischen Widerpart sich durcharbeiten
wird. Roch ist er nicht im Alltagsleben, in der Geschichts- oder Begeben-
hcitswelt als solcher anerkannt, — aber den alten Aberglauben gebannt, die
herrschsüchtigen Leidenschaften zurückgewiesen, die Borurtheile zum Schweigen
gebracht, die Furcht als das Unedelste, was den Menschensinn bethört, über-
wältigt — nnd wir werden bald gewahr werden, das; eben die Denkfreiheit
unverletzbar ist, daß sie Gottes Werkstätte ist, i» der er nie aushört zu
arbeiten, mag auch noch so erschütternd Grausames von der tyrannischen
Tumnih.it über ihn verhängt sein. Nein! Kein Blutstropfen der Revolution
ist umsonst geflossen, Alles ist zu Geist geworden, er blült jetzt wieder in
der Menschheit, laß uns hoffen auf den Helden, der den freien Weg zur
Frcilhätigkeit bahnt, und wir werden endlich fühlen, wie sanft, wie allgemein,
wie ohne Falsch dieser Geist der Revolutionen sich verbreiten wird, über
Staat und Religion, über Fürst und Volk, aber er wird beiden keine Strafe,
keine Gvilcsgeißel sein! Rein, gleich den Jahreszeiten wird er mit überirdischen
Gewallen eingreifen, mit Keimen, Blühen, Reifen und Genießen!"
Laiifuri! klingt es dagegen aus dem Munde der Umgebung deS
Fürsten. Tie will nicht mit ihm voranwandcln in die Ungewisse Zukunft, die

will in dm altgewohnten Geleisen weiter dahinschlcndern, ihre Stellung be-
haupten. Und sie versorgt ihn mit allerlei Zeitvertreib, sie sorgt, daß nichts
gegen sie in die öffentlichen Blätter kommt, und wenn der Fürst einen rein
genialen Gedanken hat. flüstert sie untereinander: Larifari! Und diese
Larifariverschwönmg, meint Frau Rath, sei Schuld, daß nichts vorwärts gehe.
Aber liegt nicht auch das Wahrhcitskorn iu diesem Larifari, daß man in der
Politik nicht mit musikalischen Stimmungen, nicht mit begeisterten Gefühlen,
sondern nur mit klarem Verstände und festem Muth weiter kommt, daß
nur aus dem Realen das Ideale entwickelt werden kann, daß hier das Be-
sondere mit nüchternem Blick betrachtet und angefaßt, nicht in's Blaue hinein-
vhantasirt werden foll? „Ich kann nichts damit anfangen," soll der König
von dem Büchlein gesagt haben. Es sei ihm bei der Lecture als ob er in
Zilien krabbeligen Ameisenhaufen sehe, äußerte ein Freund, und Heinrich Merz
schrieb in einer Recension: „Es ist einem als sähe man in ein Kaleidoskop,
das sie einem vorhält, und das statt der Blumenblättchen, Jnsektenflügel,
Zeugfleckchen. Samenkörner und Glasperlen allerlei politische Gedankenmarken
enthielt, Krone und Jcicobinermiihe, Kreuz und Schwert, Helm nnd Perrücke,
Thron und Rednerbühnc, Geld und Bettelsack, Brandfackel nnd Räncherfaß,
und außerdem Blumen und Perlen der Poesie und Symbole der ver-
schiedensten Leidenschaften und Empfindungen." Aber prächtig erhebt sich
darum doch der Grundgedanke des Buches und „schön wär's, wunderbar groß
und herrlich, unberechenbar in ihrer Wirksamkeit, träte die ewige Schöpfer-
kraft abermals in Menschengestalt an's Licht, träte sie in einem Mächtigen
auf. der in edler Mäßigung, in vollkommener GeisteSerleuchtung nnd Denk-
freiheit den Baum der Gerechtigkeit einpflanzte. Wo bleibt er, wenn er
nicht rasch der Zukunft in die Mähne greift und kühn sich ihr in den Nacken
schwingt und unter jauchzendem Zuruf den Siegesgipfel erreicht? Wenn er
von diesem Höhepunkt nicht herrscht, tief im Herzen die Weisheit, mit
geradem Schritt dahintritt, die gerechte Seele voll Redlichkeit; wo bleibt er,
wenn er nicht Genius der Menschheit wird, das heißt vollziehendes Pmicip
ihrer Ansprüche? Ist sie znm Jünglinge herangereift, dann ist dem Vater
des Sohnes Selbständigkeit und Freiheitsblüthe die bcglückendste Hoffnung."
In einem zweiten Bändchen faßte Bettina die Ziele schärfer in's Auge
und ging ohne so viel Umschweise auf dieselben zu. Sie läßt uns nicht
planlos durch Steppen wandern, um hier und da eine Blume zu finden, sie
behandelt im ersten Abschnitt Verbrechen und Strafe, im zweiten die Nolh
und Armuth mit christlich humanem Gefühl, mit eindringender Geisteskraft,
nnd weist auch hier mahnend auf die Ideale hin, welche die Richtpunkte
unserer Arbeit im öffentlichen Leben sein sollen. Taß der Pöbel zum Boll
aufgehoben werden, erzogen werden muß, daß es keine geborene Arme,
Elende. Hilfs- nnd Heimatlose geben dars, daß jeden, Menschen ein menschen-
würdiges Tasein gebührt, daß die Gesellschaft mitleidet an der Roth der
Verlassenen, daß sie mitschnldig ist an dem Bösen, was die thun, welche in

Verkommenen Verhältnissen erwachsen, ja das; der Staat das Verbrechen solcher Unglücklichen nicht allzuhart ahnden soll, denn sie sind sein eigenes Ver^ brechen, das; vielmehr der Staat den Uebelthäter retten, ihm heilen soll, aber durch keine Materkamniern der Menschheit, keine Schweig-, Jsolir- und Dunkelhäuser, oder durch Hange», Räder» imd Röpsen, sondern durch Erziehung und Bildung zu wahre» freie» Männern, durch Hinivcisung ihrer Kräfte auf große Gegenstände, ans edle Ziele, — das ist der Grundgedanke dieser Unterredung, die mit flammenden Worten Humanität im vollste» Sinne des Wortes predigt, voll von jenem Optinismus der Jugend, welcher die Natur für gut nimmt und wenig erwägt, wie des Menschen Herz ein trotzig nnd verzagtes Ding ist, wie die Selbstcrfassung, durch die wir uns als Ich hervorbringen, so leicht in Selbstsucht unischlägt, die Unterscheidung von Gott und Welt leicht zur Abscheidung führt, wo uun jeder für sich allein nur das Seine begehrt auch auf kosten des Ander», statt als Glied eines großen Organismus sein Wohl im Gemeinwohl zu suchen, durch die Liebe den Egoismus zu überwinden. Da bedars es doch auch gegen den in sich verhärteten bösen Sinn der Strenge; er muß genöthigt werden, einsam mit sich zu Rathe zu gehen, an Zucht und Ordnung sich zu gewöhnen; der Widerwillen muß gebrochen werden, damit der gute Wille sich dem Gesetz anschließt, um in ihm seine Freiheit zu finden. Allein damit bleibt das Ziel bestehe», und wir sehen verwundert, wie eine schöne freie Seele »ach ihr selbst der Welt bcurthcilend mit gleiche» Füßen in die Zukunft hineinspringt, wenngleich diese für die Welt nur Schritt für Schritt erreicht werden kann. Was dabei phantastisch erscheint, der Vorschlag, eine wissenschaftliche Akademie von Verbrechern zu gründen, eine fürstliche Leibgarde aus Demagoge» zu bilden, das hegt doch den gesunden .Kern in sich, daß durch Geistesbildung und Vertrauen wie durch eine liberale Gestaltung der Gesellschaft selbst die negativen Kräfte auf positive Zwecke gerichtet werden; die Rettung von der Sünde geschieht nm so leichter, wenn der Mensch zum Bewußtsein seiner Gotteswürde kommt, und der Fürst wird nicht sicherer beschirmt als durch Männer, welche auch gegen ihn das Wohl des Staats mit dein Opfertod erkaufen möchten, sobald sie erkennen, wie es auf seiner Persönlichkeit beruht. Tie Einigung Teutschlands, das gemeinsame Vaterland war ja lang der verfolgte Traum des Liberalismus, und sie ist verwirklicht worden, als die Leiter des Staats sich mit ihm verbündeten. Wie viele Missethaten wären nicht geschehen, wenn alle Menschen mit Wort und Werk die Pflicht der Hülseleislnng besser erfüllten! Im Verbrechen ist eine ttraft, die »ur eine falsche Richtung genommen hat, in ihn? ein Lebenskeim, der nicht treiben tonnte, weil Licht und Lust ihm mangeln; darum gilt es durch Ans Ilärung über sein besseres Selbst und de» Sin» seines Daseins ihn ans den rechten Weg zn bringen, nnd er wird durch Energie und Liebe, durch Thateu für das Gemeinwohl seine Schuld sühnen. Aber daran wird nicht gedacht, daß man ihm erst eine Unsterblichkeit geben muß, statt ihm daö Lebe» zu rauben.

„Warum pflegt ihr/' fragt Bettina, „nicht die Verbrechenskranken, wie eS die Natur euch in's Herz schrieb bei den Naturkranken? Warum keinen Tropfen Linderung in der Fieberhitze? Warum kühlt ihr nicht den Aussatz? Warum ätzt ihr vielmehr den Menschenhaß, die Verachtung und die Verleumdung der Wahrheit mit neuer Inquisition? Sind eure abnormen Ansichten nicht auch ZkrankheitSsymptome. die ihren Sitz haben im Egoismus, wie das Verbrechen auch?" Darum soll Kunst und Wissenschaft das Edle frei machen, das im Menschen gebunden liegt , durch den Geist soll, was ungebändigte Sinnenwuth n«r, sich fassen lernen, organisirt und harmonisirt werden.
Ter letzte Abschnitt giebt Nachricht über das Berliner Proletariat. Bettina geht in die Hütten der Vorstädte, sie besucht die Armenhäuser des Voigtlandes, sie schildert Leben und Gewerbe, das kümmerliche Dasein, und zeigt, wie hier ganz ander» geholfen werden müsse, als durch kleine Almosen. „Auch bringt die Betstunde nur dann Segen in's Armenhans, wenn sie rein ist von Heuchslei. Es ist Pflicht, daß man die Armen im Glauben an den Werth der menschlichen Seele stärkt, damit sie sich ermannen nnd dem Schicksal trotzen. Wer es nicht versteht, den Geist, der lebendig macht, zu predigen, der dränge den Armen nicht seine Litaneien auf. Besser als dies ist ein Leierkasten im Hof." In lapidarer Strenge und Nacktheit reiner Beschreibung. ohne alle sentimentalen Gcfühlsergüsse, läßt Bettina in ihren Berichten die Sache selbst reden, nnd schließt dann mit einem Mahnwort an die Vornehmen und Neichens „Soll der Adel auch adeln, den mit Wucher glück der Bürger seiner Abkunft znm Hohn im adligen Gut sich erkauft, sv mach' er statt Luzusanlagrn von Tempeln und Grotten und tanzenden Wassern 'Anlagen für Heimatlose, und sein Svmmerplaisir, die cnFlisIi Cottsss?. mach' er zur deutschen Hütte, worin deutsche Armuth sich erholt: den englischen Rasen theil' er aus zu Feldern sür Kartoffel und Brut, und er ist ein Edelmann, wer wird ihm widersprechen? Hoher steigt dann im Rang, wer's um die Armen verdient, durch ihre Betriebsamkeit mit sich sie selber emporbringt: der grünt am eignen Stamme wie ein edleres Pfropfreis, lebendige Bedeutung, die wir anerkennen in ihm, hat er als Graf, Wer wer keinen anderen Zweck mehr hat, als der Elenden Ansprüche an's Leben zu vertreten, keine Standeserhebung als nur die Erhebung der Menschheit insgesammt. der die Asche seiner Väter mit der Annen Asche auf dem Gottesacker sanimelt, und keine Familiengruft baut seinen Ahnen, wo Lebende kein Obdach haben, der ist von reinem Stamme, der Fürst der Menschheit, reich an Gütern der Weisheit, an denen wir ja alle arm sind,"
Was ist größer, der Geist oder das Herz Bettinas? Ich sprach eines Tages über Rahel mit ihr-, da sagte sie: „Von Rahels großem Verstand rede ich nicht, den erkennt ja jeder: aber sie war gut." TaS gilt von Bettina selbst: „Hilfreich und gut." Varnhagen hat einmal aufgezeichnet: Rahel habe alles selbstloser gethan wie Bettina: diese habe nicht Menschen, sondern Stellungen, glänzende Eigenschaften. Berühmtheiten geliebt, um sich in diesem

Msriz Carriere in München,
Schmuck zu sehen; „das Aechte in ihr ist nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe bedarf schon äußerer Anlässe nnd Stützen", Das Wahre daran ist! Es mußte ihr alles persönlich entgegentreten, sie lebte nicht in Abstraktionen, in Allgemeinheiten, sie erfaßte das Große im Gelehrten, im Helden, im Dichter, wo es ihr lebendig, individuell begegnete, und eben so die Noth, das Elend, den Schmerz, Das zeigte sie nicht blos zur Cholera - zeit als Krcmkenpflegerin. Wo sie persönlich helfen konnte, da war sie opfer- freudig, wo sie Unrecht sah, da empörte sich ihr Gemüth. So trat sie für die Brüder Grimm ein, aber auch für die armen Handwcrksburschen, die schuldlos vom Polizeisoldaten verwundet werden, und als sie glaubte, daß Spontini es nicht verdient habe, vom Berliner Publikum ausgepocht zn werden, da widmete sie ihm ein Heft ihrer Liedercompositione». Sie hätte wohl nie für die Judenemancipation geschrieben, wäre sie nicht mit dem jungen, dafür thätigen Heinrich Bernhard Oppenheim befreundet worden. Und wie schön schreibt sie ihrem Bruder Clemens von der jüdischen Goldstickerin Veilchen: .Du sagst von ihr: sie mag ein gutes Geschöpf sein, zu der ich hinabsteige mit meiner Vertraulichkeit. Wer bin ich denn, daß ich mich herab- lasse, wenn ich mich zu einem guten Geschöpf vertraulich wende? Bin ich ein Engel? Nun die fliegen ja den guten Menschen nach und bewachen sie auf Schritt und Tritt, aber ich glaube nicht, daß ich ein Engel bin, ich glaube vielmehr, daß ich zu ihr hinansteige statt herab."
Wir aber sehen aus dem Schlüsse des Königsbnchs, wie Bettinas Propheten stimme in die Zukunft wies, welche für nns Gegenwart zu werden beginnt. Sie stellte dem Königthum die sociale Aufgabe, sich der Armen und Ge drückten anzunehmen, für das Wohl der Enterbten einzustehen, die Organisation der Arbeit anzustreben; die kaiserliche Botschaft, welche der Nachfolger Friedrich Wilhelms IV, an den deutschen Reichstag richtete, der Muth und die Ein- sicht Bismarcks, vor die Sphinx des Jahrhunderts hinzutreten und nach Lösung der deutschen Frage die sociale zu beantworten, auch hier den Weg besonnener Reform zu betreten und damit durch vernünftiges schrittweises Voranschreiten und Erziehen des Volkes dem drohenden revolutionären Umsturz der Gesellschaft vorzubeugen, all das beginnt auf männlich verständige Weise zu erfüllen, was sie mit weiblichem GemüthsenthusiaSmuS gefordert, und ich dars zur Ehre von uns Jüngeren, die wir ihr anhingen, daran erinnern, daß uns dieser edle Inhalt des erwarteten freien Staats höher galt als die Formen, in welchen er ansgestaltct werden sollte. Man hat von einem günstigen Stern geredet, welcher den Geburtstagen von Bettinas Schriften geleuchtet: sie zündeten, weil die poetisch-literarische, die philosophische, die politische Epoche unserer Geistesgeschichte von ihnen bezeichnet wird, weil sie die Becher waren, ans welchen: der Geist der Zeit herrlichen Wein dem Volk kredenzt, weil sie Momente der Geschichte des deutschen idealen Lebens darstellen. Damals ward von der Polizei eine Schrift Adolf Stahrs verfolgt, welche die Ideen dse Königsbuchs aus den Schnörkeln und Variationen der Gespräche loslöste

und in geschlossener Reihe zusammenstellte. Stahr begann mit diesen Worten: „Im Myrtenzweige will das Schwert ich tragen! heißt's in dem Freiheits-liede. das die Hellenen sangen, zum Andenken an Harmodios und Aristogiton. die der Tyrannei das Schwert in's Herz stießen. Ein solches Schwert, in Myrtengezweige gehüllt, ist das Buch Bettinas, und die Lüge der Zeit ist der Tyrann, in dessen Busen sie es umwendete. Freilich folgte nicht also-gleich die Freiheit der That jener Jünglinge, Noch vier Jahre lang nachher wurden die Athener, und zwar härter als zuvor geknechtet — erzählt Vater Herodotos. Aber was sind vier Jahre!"

Auch Bettina erfuhr in den vier Jahren bis zum Durchbruch der Frei-heil im März 1848 noch mancherlei Bedrängniß. Des verdrießlichen Handels mit dem Berliner Magistrat Hab' ich bereits gedacht. Als ihr Bruder Clemens Brentano gestorben war, und sie ihm wie der Günderode ein Denk-mal in der Darstellung der gemeinsamen Jugendzeit errichten wollte, ließ sie 1844 das Buch drucken: „Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbricfen ihm geflochten." Sie hatte einen Thcil der Druckbogen censircn lassen. Graf Flemming aber war plötzlich des Censoramtcs enthoben worden, und da man es versagte, daß er den Rest noch durchsehe, so ließ Bettinn rasch das Ganze erscheinen, da es über zwanzig Bogen stark war und einer der damaligen königlichen Erlasse in Bezug auf die Presse darin bestand, daß Bücher über zwanzig Bogen nicht censirt zu werden brauchten. Jndeß die Polizei belegte das Buch mit Beschlag, „wegen rcsvectwidrigen Inhalts der Zueignung". Es war nämlich dem Prinzen Waldemar von Preußen gewidmet, der in ihrem Hause freundschaftlich verkehrte- „Lieber Prinz Waldemar," hatte sie ihn angeredet und davon gesprochen, daß der Feldblumenkranz dem nicht zu gering sein werde, dem der Eifer für die Wahrheit, der >Hlaubc ai, göttliche Dinge und die Würdigung der Volkscigenthümlichkeit innc wohne. Als der Buchhändler bemerkte: Der Prinz habe die Zueignung gekannt und angenommen, ward als neu": Grund der Beschlagnahme angeben, daß der Name der Verfasserin auf dem Titel fehle. Sie verwies auf die Unterschrift unter der Widmung; doch da stand nur: Bettina. Nun wollte sie durch einen Stempel ihren vollen Namen auf dem Titel nachtragen. Da wollte die Polizei das Buch immer noch nicht frei geben, es erst auf seinen Inhalt prüfen. Doch befahl der König die Freilassung des Buchs. Bettina schrieb dankbar an Humboldt, aber doch zornig: Solche Quälcrciii tonnten sie ans dem Lande treiben, und sie streckt im Nnmuth, wenigstens schriftlich gegen die Tatzen der Verfolger die Zunge heraus. Aber svfort ist ihr Edelsinn wieder oben auf: sie führt die Sache der hungernden schlcsische» Weber; statt des geplanten Domes im Berliner Lustgarten möge der König die Lasten des armen Volks erleichtern und so einen Tom bauen, in welchem der Gott der Menschheit waltet, jede Feucrstelle ein Opferaltar der Barmherzigkeit, der Liebe!

Die Briefe von Clemens wie von Bettina tragen nicht das Gepräge

naiver Jugendlichkeit, aber eines edel milden Sinnes: sie scheinen mir stark
überarbeitet, wenn sie nicht überhaupt nachträglich verfaßt sind, „Ist das
nicht eine fclavische Art des Seins, vor andern Menschen sich zu benehmen,
und wird die Seele sich nicht an das Knechtische gewöhnen, die den Eon-
venienzcn auf Kosten ihrer reineren Gefühle nachgiebig Dies Wort bezeichnet
wohl das Innerste ihrer Mädchenseele, aber sie hat es doch schwerlich damals
so ausgedrückt. Die Großmutter spricht Abends mit ihr von Mirabeau;
das Große in ihm verstehen lernen adle die Seele; Bettina soll mit der
Nadel in die von Frau Laroche angefertigten Auszüge aus feinen Briefen
stoßen, die Stelle, welche sie trifft, als Denkspruch nehmen; die lautet:
„Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur
mit vieler Mühe bricht." „Welches Menschenschicksal auch über mich komme,
das ist mir nicht von Gewicht, aber mich durchzureißen, ich selber zu bleiben,
das sei meines Lebens Gewinn," schreibt sie darauf dem Bruder. Der Muth,
frei zu schweben über aller Gemeinheit, ein freudiges Durchrauschen aller
Lebcnsströmung, das ist ihr Entschluß. Es scheint jener Jugendzeit ge-
mäß, wenn Clemens Angesichts der Großmutter die Schwester vor Empfind-
samkeit warnt; es gebe nichts Miserableres in der Welt. Sie soll lieber
herumfpringen und singen, in der Küche arbeiten, Kuchen backe». „Der Em-
pfindsame bringt nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen
kann, sondern nur von allem überwältigt wird. Dabei wird die Empfind-
samkeit über nichts empfindlicher, als wenn man sie für eine Kränklichkeit
erklärt, da sie eine Feinheit der Seele sein will." Aber ganz aus Bettinas
späteren Tagen klingt es, wenn Clemens schreibt: „Alle großen Thaten kühner
Menschen sind ein unwillkürliches, aber ganz naturgemäßes Mitwirken der
Gesammthcit oder der Geschichte der Dinge, deren Erzeugnis; ja auch der
Geist ist. Mirabccm würde nicht so Schlag auf Schlag gethan haben mit
jedem seiner Worte, wäre seine Eigentümlichkeit nicht fortwährend elektrisch
eben von dieser Geschichte seiner Zeit entzündet worden. Man benrtheilt
zwar oft den Menschen nach einem sittlichen Werth oder UnWerth, dieser ist
aber im allgemeinen Weltgeschick nicht mehr zu rechnen. Wer wird dem
Mirabeau seine moralischen Vergehen anrechnen ? Sie sind geschleuderte Blitze
seiner Sinne und seines Geistes, je nachdem sie in fortwährender elektrischer
Reibung mit der Geschichte der Dinge sich entladen." Da liegt doch die
Einwendung nahe, daß es allerdings auf den sittlichen Werth oder Nnwerth
der großen Männer ankommt. Wie verschieden haben Cromwcll, der Zucht-
mcister zur Freiheit, und Napoleon, der selbstsüchtige Gcwaltinensch, auf ihre
Völker eingewirkt! Wie anders das Vorbild von Jesus und von Muhammed!
Wenn Mirabeau auf der Tribüne stand, dann schwang sich der Genius über
den Wüstling in ihm hoch empor, aber als er die Hand bot, um Frankreich
vor den Schrecken des Jacobinerrhums zu bewahren und eine geordnete Frei-
heit zu begründen, da war diese Hand nicht rein, da fand er kein Vertrauen:
wie anders konnte Luther reformatorisch wirken!

Bettina von Arnim,
Reizende kleine Lebensbilder lösen auch in diesen Briefen einander ab,
doch sind sie durch 'einen leitenden Gedanken zu einem Ganzen orgonisirt;
verschiedene Neigungen von Clemens tauche» auf, bis seine Liebe zu Sophie
Mereau erhört wird.
Dagegen trägt das Buch „Ilms Pamphilius und die Ambrosia" durch-
weg das Gepräge des Ursprünglichen. Aber es sind auch Briefe, welche sie
von dem jungen Philipp Nathusius nach dem Erscheinen ihres Gocthcbuchs
empfing und an ihn schrieb, mancher oder manchmal Wohl in Gedanken an spätere
Verwerthung. Die beiden Bände wurden bei ihrem Erscheinen von der
Februarrevolution 1848 überrascht, und so wurden sie wenig beachtet. Wie
sie den betagten Goethe kindlich angeschwärmt, so steht hier die im Leben
gereifte Frau dem aufstrebenden zu ihr emporschauendcn Jüngling mit mütter-
licher Zärtlichkeit gegenüber; sie liebt in ihm die aufblühende dichterisch be
gabte reine Natur, sie sucht das Ideal in ihm wachzurufen, aber da sie ihn
mehr nach ihrem Sinne formen mochte, als sie seine Eigentümlichkeit in
ihrer Berechtigung versteht, so löst sich das Verhältniß mit seiner Verheirathung,
wie umgekehrt die Ehe mit Arnim der Grenzstein ihrer Liebe zu Goethe war.
Nathusius schreibt ihr entzückt begeistert über die Goethebriefe; er sendet ihr
Gedichte, die sie mit ihm bespricht, deren eines sie in ihrer Weise umbildet
und componirt; seine Gedichte erscheinen und sie steuert einige Briefe bei.
um dieselben in die Literatur einzuführen. Ein sinniges treues Gemüth giebt
sich in ihnen kund, eine natürliche Melodie der Sprache. Sie denkt daran, daß
er in Verbindung mit den Brüdern Grimm den Nachlaß Arnims ordne, die
Herausgabe von dessen Werken übernehme, und so in Verbindung „mit einem
Heros, einem der größten seiner Zeit, der auch zu wenig gekannt und er-
kannt sei,' soll der heranwachsende Freund in die Öffentlichkeit treten. Jndeß
Nathusius hat eine längere Reise nach Italien und Griechenland vor und
führt sie aus. Sein deutscher evangelischer Geist kommt in Italien zum
Selbstbewußtsein, er tritt dem Sinnenschein des romanischen Katholicismns
in einer Broschüre entgegen; Bettina sieht darin konfessionelle Befangenheit
und bedauert, daß er, den sie wie ihr Kind angesehn, sie nicht zu neuen
Geistesoffenbarungen angeregt habe. Sie hat die Grimm, damals verbannt
in Cassel, besucht: „Jakob, ein in Blüthe stehendes Gewissen, duftet gleichsam
die elektrische Wärme der Wahrhaftigkeit aus, und Wilhelm ist so unbefangen
heiter, daß es einem nimmermehr einfällt, daß diese Menschen mit dem Bettel
siab belehnt sind. Wie groß kann der Mensch sein nnd doch wie kindlich
bewußtlos ist der, welcher groß ist!"
Nathusius kennzeichnet sich selbst wohl am besten in folgenden Worten:
„Ich habe den Süden kennen gelernt mit allen seinen verführerischen Reizen
seiner Natur, und freue mich um so mehr unseres heimischen Nordens, dem
zmn Ersatz Phantasie und Nachdenken gegeben sind, Länder des Geistes zu
erschaffen, denen an Schönheit jene sich nicht gleichstellen können. Ich habe
die Kunst kennen gelernt mit aller ihrer zuvor nicht geahnten Anmuth, und

crkannt, daß sie in ihrer höchsten Blüthe doch nichts als ein dienendes Glied
fein kann zur Erlösung des Menschen, und auch dies immer nur Wenigen
unter Vielen, daß aber ein umfassenderes und noch edleres Gebiet ist, dir
Erziehung aller Menschen aus ihrer taglichen Bedürftigkeit auf einfachem
Weg zur moralischen Freiheit. Ich habe endlich das Alterthum kennen ge-
lernt in all seiner Größe und Lieblichkeit, und erkenne um so gerechter den
Werth unserer Zeiten an, denen ein neuer, durch das ganze Alterthum er-
sehnter und ungckannter Geist offenbart ist, der Geist der Selbstprüfung, der
Wahrheit und des Friedens."
Wie Bettina zum Du in der Anrede kam, das erklärt sie selber einmal -
das Du fei in einem Briefe an Nathusius mit ihr durchgegangen; „wen»
ich Du sage, so ist das nur um meine Gedanken vertraulicher nahzurücken;
so Hab ich auch Schleiermacher Du genannt, wie man den Genius anredet,
durch den man feiner selbst bewußt wird/
Tie gesicherte Lebenslage des jungen Freundes schien der älteren Freundin
kaum das Gemäße für seine sanfte, ruhige Gemüthsart; sie hätte ihn lieber
mit dem Schicksal ringen als in den Hafen der Häuslichkeit einlaufen sehen.
„Selig ist wem die Nothwendigkeit den Sturm auf dem Meer nicht schenkt,
denn wer ihn durchrudcrt, der ist frei auf dem Meer." Sie mochte ihn von
aller Satzung ungebunden sehen; hat er sich einmal innerlich ganz auf sich
selbst gestellt, dann kann er nachher dem sich anschließen, woran er Wohl
gefallen, worin er Befriedigung findet. Sic drückt das auf ihre Art gar
anmuthig aus! „Wenn die Ehrysalide gesprengt ist, dann kannst Du ja
immer noch mit Deinen Flügeln sanft gefaltet in Deiner Kindeswiegc Dich
schaukeln, als seiest Du noch eingezwängt in die Puppe. Aber dann ist's
freier Geist. Liebe spinnt so leise Fäden, die ein einziger Hauch könnte
zerreißen, doch sie reißt sie nicht entzwei, die Fäden, die sie cm's Geliebte
fesseln, wie jener Heldenkönig, der, als man zum Tode ihn führte, alle Ketten
sprengte, doch da man mit seiner (beliebten Haare einem auf dem Rücken
ihm die Hände band, das wagt er nicht zu zerreißen und läßt zum Tod sich
willig führen. So auch ist's mit dem Geist, der muß keine Fesseln dulden
wollen, er muß alle sprengen, dann wird er aus freier Liebe und voll
Seligkeit das goldene Haar noch küssen, das ihm seine Flügel band." Dann
sagt sie ihm Lebewohl, als er heirathet: „Tu willst das Ideal Deiner Seele
in Dir selber erstreben nnd hast dazu die glatte Bahn häuslicher Friedens
tage Dir gewählt; nnd ich will unter Trümmern, unter dein Schutt zer
worseucr und verlorener Größen einen Keim suchen, unter erloschener
Schwärmerei einen Funken reiner Denkkraft, unter dem Jrrthum die Wahrheit
hervorgraben. Wie ist es denn möglich, daß wir uns nicht trennen müßten?"
Sie thaten es, indem zur Zeit der Bewegung die Frau der Fahne der
vorandrängcndcn Freiheit folgte, der Mann sich auf die Seite der Ordnung,
der erhaltenden Mächte in Staat und Kirche stellte. Sie sprach das stolze

Wort: „Die Zukunft wird einstimmen in den Grundtön.' zuttijes.ÄeisteS, ^und
der wird ihre Modulationen leiten und stützen, das. .sei" gewiß. "'^ '
Sie begrüßte den Völkerfrühling 1848. sie -hosA ^us'.^u.s'ö« :Bö?-. ...
wirklichung ihrer Ideen durch den König, in welchem sie den künftigen
deutschen Kaiser sah, den das Volk aus den Schild hebe, der als Befreier,
als Trager einer neuen Zeit die Sonnenbahn des Ruhmes wandle. Ich sah
sie in Berlin im September, als das Märzministerium seine Entlassung
genommen; sie schrieb wiederholt an den König: er solle ein Ministerium aus
der Linken nehmen und so die Sympathien Süddeutfchlands gewinnen; sie
war tief betrübt, als es anders kam, als Friedrich Wilhelm lV. die Kaiser^
kröne ausschlug, welche die Frankfurter Nationalversammlung ihm antrug.
Es drängte sie, noch einmal öffentlich zu reden, und so erschienen 1852
„Gespräche mit Dämonen" als Fortsetzung des Königsbuchcs. Der Stil
gemahnt an die Worte eines Gläubigen von Lamcnnais, an die messianische
Rede von Mickiewicz; Macht der Empfindung und kühner Schwung der
Sprache, aber wenig Klarheit der Gedanken, zu viel Allgemeinheiten, zu
wenig bestimmte Angaben, was dann geschehen solle und wie. Die Schrift
ging wirkungslos vorüber, doch war sie in den Tagen der ideenlosen
Neaction ein Signal hoffenden Muthes, eine Weissagung schönerer Zukunft,
die ihre Erfüllung gefunden hat.
Der schlafende, träumende König klagt, daß er das Vertrauen deS
Pottes verloren, daß Undank seinem Wohlwollen gelohnt habe. Ter Volkshaß
schlagt ihm Wunden, während er Wahrheit und Gerechtigkeit sucht. „So lang/
die Geschlechter mit immer erneuter Einfalt und Vertrauen auf ihre Fürsten
dem Schooß der Natur entsteigen, so lange find es auch die geistigen Blutbank
mit dem Volk, auf welche das Ideal der Menschheit in dem Fürsten sich gründet.
Geist und Heldenkraft erzeugen im Volk, für sich aber die Einfachheit des Kindes
bewahren und frei wandeln zwischen politischen Rechthabern und spitzfindigen
Widersachern der gesunden Vernunft, das ist deutsche Fürstenwürdc," antwortet
der Dämon. Weisheit, Muth und Mitleid sollen ihm gute Geister sein. „Von,
grühroth warm durchflössen, von Deinem Athem sanft bewegt, ergraut das
Gewimmel des neu erquickten Lebens! Verlaß das Vergangene, Versöhnung
thut noth. Das Unverhoffte, das Gefahrvolle, das Tollkühnste selbst kannst Du
wagen, das Mittelmaßige allein macht rettungslos elend. Göttlich frei die
befleckte Schlangenhaut der Lebensfragen abstreifen mit streitbarer Seele, groß
sein wollen im Gefühl des Handelns, da entflicht die Gefahr." Der König:
„Ich will das Gerechte, das Erhabene; ich will die Klippen hinansteigen,
die über Rache und Versöhnung hinaus zum Göttlichen den Geist heben."
Die Schärfe des Schwertes anzulegen that noth; nun ist wieder Zeit zur
beglückenden That. Der König gedenkt der bösen Tage im Mörz: „Die
Undankbaren! Die Thörichten! Freunde und Brüder mit Mordgeschrei
überfallend! Konnten sie in gesetzlicher Fassung das Heil nicht still erwarten?
Billig und besonnen gedachte ich den Grund zu legen der Freiheit," Der

Dqm'on heißt/ihn'.die Republik des Geistes frei geben und sich an die Spike
stellen. Bettina gedenkt der schönen Tage mit dem befreundeten Kronprinzen-
/'..Sie:5r^Gk/'m!ch 'vst/Deiner Rede attische Feinheit! sie spricht so wahr, ist
Held i'm Streit, icöer Hieb und Stoß ist Wunde, und mit gefühliger Stimme,
die das Herz verlocket, heilt sie wieder wo sie verletzte, süß und gelind bei
Wohlwollen und Liebe, bezaubernd in lächelnder Kühnheit, wenn Geistesfeuer
Dich anweht, frei umherwallend wie die Götter in freier Natur." — Dann
redet sie ihn wieder an: „Priesterkönig, göttlicher und sittlicher Lehrer, im
Glanzlicht der Milde; das Volk hofft auf Deiner Weisheit gütevollen Bescheid!"
„Ich fühle wieder," antwortet der schlafende König; „aber die Regungen im
Volke breiten richtungslos sich aus wie verwilderte Neben; wenn man sie
nicht anbindet, werden sie keine süßen Früchte bringen." — „Deinen hohen
Geist haben die Geistcsarmen sich unterworfen; das Philisterthum der Welt-
klughcit ist die Mördergrube des Herrschergeistes." So gehen die Reden her
und hin, bis zu dem hellen Zukunftsbilde, wie die Germanen den Herrscher
als Vaterlandsbefreier beim Einzug in die Kaiserstadt begrüßen: „Wie groß
und schön der Menschheit dienen, der Sonne gleich vvn lichtem Glanz umflossen!"
Bettina von Arnim lebte seitdem ihrer Familie, ihren Freunden, mit der
Herausgabe von Arnims Nachlaß beschäftigt. Herzlich beglückwünschte sie mich
bei meiner Verlobung und Vermählung mit Agnes Licbig, ich besuchte sie mit
dieser im Sommer 1856, und gedenke noch mit freudiger Rührung des
Wohlgefallens, das beide an einander fanden. Die Freundin war viel
ruhiger, milder geworden, aber fortdauernd lebte sie in großen und edle»
Gefühlen und Gedanken, jedem Lebensmoment eine Weihe verleihend,
Joachim kam eines Abends mit mehreren Genossen zn herrlichem Biolinspiel;
er hatte eine Melodie von ihr in einer Compvsition verwerthet. Maximiliane
war verheirathet. Armgart und Gisela noch bei der Mutter, Gisela mit
Hermann Grimm in holder Vertraulichkeit. Es war ein schöner Lebens
abend für die edle Frau, die gesund und gcisteSfrisch blieb bis zur letzten
Stunde am 20. Januar 1859.

Löper hat gut hervorgehoben, wie der Mangel der Ncuromantischen Schule
an historischem Sinn, das Ucberwiegcn des Bildlichen über das Sachliche,
die Verbindnng und Vermischung des Verschiedenartigsten, wie das Alles zu-
gleich Eigenschaften des weiblichen Geschlechts bezeichnet, und bei Bettina darum
mit dieser in ihrem von der Natnr angewiesenen Gebiete blieb. „Ihr, der
Frau, gehörte die Neactivn des Gefühls gegen das einseitig Verstandige,
gegen das Herkömmliche, die äußere Regel. Auch die körperliche Gymnastik,
das verwegene klettern und Springen sah sie an als Vorübung, um im
Geistigen und Sittlichen die Krücken wegzuwerfen. Es spricht aus ihr ein
Höheres instinctiv; ein Werderuf, der Ruf: Auswärts! Lx«sl«ior! durch'
dringt all ihre Schriften. Aus dem lebendigen Ergreifen der Tinge fließt
die Anschaulichkeit und Freiwilligkeit ihrer Sprache. Das Belebende nnd Vcr
jüngendc ihres Stils liegt neben rein geistigem Verfahren in vielen der äußeren

Ratur entlehnten Bildern, indem so stets mit diesem geführten Wechselgespräche, darin, daß das Schönste des Himmels und der Erde, Gestirne und Blumen ihr das Geistige deuten, daß Blüthcn und Kräuter zu Worte werden,"
Und Conrad Alberti fügt hinzu: „Ihre Sprache hat etwas Musikalisches, man kann beinahe von ihrer Schreibweise sagen, sie componire ihre Schriften mehr als sie sie durchdenke. Wenn man ihre Werke laut liest, so kommt man ent zu der Ucberzeugung, daß in rhythmischer und Klangschönheit die deutsche Sprache hinter keiner anderen zurückbleibt."
llm ein Bild von ihr zu geben, muß man sie selber reden lassen. Im Frühlingskranze Clemens Brentanos lesen wir- „Der gebildete Mensch oder der empfindende lebt ein doppeltes Leben; er lebt da« gesellige praktische Leben seines Standes, seiner Familie, und lebt das Leben seines Geiste", seiner Begriffe, seiner Empfindungen. Jenes Leben ist gebunden und bestimmt durch seine Umgebung und den Punkt, auf den es in der bürgerlichen Welt gestellt ist, dieses aber hat das Universum der Natur und das eigene Gemüth zum Gegenstand, in so fern es sich frei in sich fortbildet. Beides zusammen bildet «eine Geschichte, die — wie sich beide Leben in ihm mehr oder weniger bestimmen oder ausheben oder durchdringen oder gegenseitig erhöhen — die Geschichte eines schwankenden, einseitigen, geschlossenen oder ewig fortstrebenden Gemüthes ist." Ihr ewig fortstrebendes Gemüth hat beide Leben in eins geschaut und das innere im äußeren offenbart, das äußere so dargestellt, wie es dem inneren gemäß sein sollte: das geschah absichtslos im Drang einer reichen künstlerischen Natur; danken wir ihr. daß sie selbst das Bild der selben in ihren Werken der Nachwelt hinterlassen hat. Mir war bei der Darstellung ihres Lebens und Wirkens wie bei der Schilderung der Geistes Helden in meinem Buch über die Ideale der Menschheit ein Wort aus der Günderode maßgebend: „Wenn Dich eine höhere Vorstellung durchdringt von einer Menschennatur, io zweifle nicht, daß dies wahr sei, denn alle sind geboren zum Ideal, und wo Du es ahnst, da kannst Du es auch in ihm zur Erscheinung bringen, denn er hat gewiß die Anlage dazu. Wer das Ideal leugnet in sich, der könnte es auch nicht verstehen in Anderen, wer das Ideal erkannte in Anderen, dem blüht es aus,"

Ein Schauspiel für Götter.

Novellette

von

Msef Willomitzer.

- Prag. -

letzte Dorucck auf Dornenau hatte das Schloß seiner Väter
vertrunken einschließlich der Ahnsrau und hauptsächlich der Ahnfrau
wegen, die dem alten Zecher nachgerade allnächtlich im Traume er-
schienen! war, um ihm warnend anzukündigen, daß cr's mit seiner wüsten
Schlemmerei noch dahin bringen werde, das Schloß seiner Väter zu ver-
trinken. Da vertrank er's denn wirklich in finsterem Groll. Zum Heuler
auch! Man wird sich doch nicht von einem Weibe die nächtliche Ruhe
durch lederne Moralpredigten verkümmern lassen — zumal von einem Weibe,
das längst gestorben ist, gar kein Recht mehr hat zu eristiren und vielleicht
auch thatsächlich gar nicht mehr existirt, sondern sich nur zum Zwecke von
Gardinenpredigten trügerisch eine Wesenheit anmaßt. Wer kann das wissen'^
Während nunmehr der alte Dorneck in der Residenz als erste Kraft
des katholisch-politischen Vereins flammende Zvrnreden losließ wider da»
verruchte Kapital, die frivole Presse und den zuchtlosen Zeitgeist, saß auf
Dornenau Herr Gotthold Friedberg, dem es keineswegs an der Wiege ge
sungen worden war, daß er es jemals in seinem Leben zu einer Ahnfrau
bringen werde und zu einem Rittergute. Unter der Leitung eines aristo-
kratisch geschulten Kammerdieners war das neue Heim der Familie Friedberg
bald auf das Stimmungsvollste eingerichtet. Alles wäre „msAnin^us" ge-
wesen, wenn nur — Jean mußte es seufzend geschehen lassen — Monsieur
und Madame bei all ihrem redlichen Bemühen, einen feudalen Eindruck her-
vorzurufen, nicht gar so furchtbar bürgerlich ausgesehen hätten. Gisela, dir

Tochter des Hauses, mit ihrem üppig-geschmeidigen Wuchs, ihren frischen
Farben, ihren großen feuchtblauen Augen, ihren hübschen blonden Zöpfen —
das war allerdings ein Burgfräulein, das sich sehen lassen konnte.
Die Besuche bei den Gutsherren der Umgebung waren abgethan. Nie-
mand, Niemand war daheim gewesen. Da Hub denn auf Dornenau ein
langes Warten an. Ein Jahr verstrich und sie warteten noch immer. Die
mächtigen Glieder stolz hingedehnt, pflegte Frau Friedberg harrend den
Gothaischen Almanach zu durchblättern. Der hagere Schloßherr saß ge-
wöhnlich Cigarren rauchend mit ausgestreckten Beinen da und stierte über die
neueste Nummer eines italienischen clericalen Blattes hinweg. Italienisch
verstand er zwar kein Wort, aber dieses Journal war nothwendig im Haufe;
es gehörte zum Ganzen, Jean hatte es gesagt, und Jean gab ihm täglich
das Journal in die Hand. Basta!
Man stelle sich einen Kellner minderer Sorte vor, der lange Jahre
angstvoll zwischen den mißvergnügten Gästen und der groben Wirthshaus-
tochin umhergehastet war, und der sich nun plötzlich als Herr und Gebieter
hinsetzen und sich bedienen lassen soll. So ungefähr sah Herr Friedberg
aus. Sein umherspähcnder Blick, sein Mienenspiel, seine Geberden — Alles
war hinter erkünstelter Würde und Behaglichkeit gleichsam ein bebendes
Schweben zwischen Trinkgeldhossnungen und Furcht vor Insulten . , ,
Endlich — eines Tages: das interessante Tableau von Monsieur und
Madame war gerade „stimmungsvoll" ergänzt durch das liebliche Bnrgfräulein.
das am Fenster stand und in unbestimmter Sehnsucht in die Ferne spähte
da rief Gisela: „Es kommt Jemand!"
In der That hatte ein Wagen in den Schlvßhof eingelenkt,
Monsieur und Madame fuhren auf. In demselben Augenblicke trat
Jean in das Gemach und schritt — den Widerschein des großen Ereignisses
sofort in den Milien der Familie ablesend — gravitätisch zum Fenster hin.
„Das ist der junge Baron Hugo Nadlitz," sagte Jean gemessen,
„vermuthlich kommt er wegen der Wahlen."
Friedberg schickte sich sofort an, dem Ankömmling entgegenzueilen. Der
Kammerdiener hielt ihn fast barsch zurück. ,.^l«n vion/- stieß Jean hervuv,
„bleiben Sie doch, Ter Baron wird sich anmelden, und Sie werden ihn
dann hier empfangen."
Zwei Minuten später stand die Familie Friedberg unter dem Einfluß
einer jugendlich-ritterlichen Erscheinung von berückendem Zauber. Frisch-kräftige
Lebenslust, zwanglos-vornehme Herzlichkeit strömte aus den großen braunen
Augen, lachte mit schimmernden Prachtzähnen ans dem vollen, rosigen, dunkel-
umrahmten Antlitz des Freiherr« hervor und umfing — zum Ucbermast
verstärkt durch den Effect hastig-virtuosen Monoele Spieles den Schloß-
Herrn — die Schloßfrau und — —
Nein, nein, Gisela fühlte nichts als das Zittern der Angst. Wie sollen
ihre Eeltern bestehen vor diesen Augen, die von der Höhe des Lebens nieder-

schauen? — Ihre Eltern, die sie sv innig liebt, und die nicht wie sie das
Glück genossen haben, erzogen worden zu sein! Der Baron wird doch nur
nach dem Scheine urtheilen können, und hier ist er so gräßlich, dieser
Schein. . . .
Indessen, die Unterhaltung geht von Statten, leicht, heiter, ruhig; denn
der Gast bestreitet sie zunächst allein, während die Andern ihn anstaunen in
stummer Andacht. Sein Papa habe lebhaft bedauert, den Besuch im vorigen
Jahre versäumt zu haben. Er selbst sei damals bei dem Preßburger Rennen
gewesen. Ob das Fräulein reite? Das müsse sie unbedingt lernen. Seine
Cousine, die Gräfin Sirma, habe Anfangs auch nichts davon wissen wollen -,
jetzt komme sie kaum mehr aus dem Sattel heraus, u. s. w. u. s. w.
' Die Zeitung bemerkend, die Friedbcrg noch immer in der Hand hielt, fuhr
der Baron fort!
„Ah, ich habe Sie da aus einer interessanten Leeture herausgerissen.
Erlauben Sic . . . Italienisch? O weh! I^soiats «Fni spsrannä voi
<'.K' sutrat«!"
Friedberg, im Wahne, der Baron habe eine italienische Frage an ihn
gerichtet, räusperte sich und sagte verlegen:
„Ei nun, ein wenig, ein wenig, Herr Baron."
Darauf der Baron, der die Situation sofort erfaßt zu haben schien, in
fragendem Tone:
„^iivli' io son pittore? — üppur muc>v<z?"
Friedberg räusperte sich abermals und murmelte etwas, dem man es
deutlich anmerkte, daß es nicht verstanden sein wollte.
„Ach so," lächelte der Baron schalkhaft. „Also nur . . . ckolc« tar
Gisela war außer sich, aber die heitere Harmlosigkeit, mit welcher der
Baron über den Zwischenfall hinwegglitt, beruhigte sie wieder.
„Nun sieh, es geht ja," begann inzwischen Frau Friedbcrg zu schnattern,
während sich ihr Gatte mit selbstgefälligem Lächeln zurücklehnte, um auf seinen
italienischen Lorbeer» auszuruhen, „Es geht ja, Du brauchst nur einige
Uebung, freilich, um es zu einer solchen Fertigkeit im Sprechen zu bringen wie
Sie. Herr Baron, muß man in Italien gelebt haben. Gewiß waren Sie
lange dort. Ach, Italien! Es gehört zu meinen schönsten Erinnerungen.
Ich war als junges Mädchen dort — mit meinem Papa — in Venedig.
Wir hatten dort ein reizendes Abenteuer mit einem Regenschirm; ach, daS
müssen Sie sich erzählen lassen."
Je wärmer die Mutter, desto heißer war der Tochter geworden. Gisela
glaubte vergehen zu müssen. Diese öde Negenschirmgeschichte! Mama war
mit ihrem Bater den ganzen Tag in Venedig umhergcwandert, dn hatten sie
plötzlich den Regenschirm vermißt. Ihn suchend, wiederholten sie die ganze
Tour, überall bestand Mamas Vater darauf, daß der Schirm hier zurück-
geblieben sein müsse, überall bekamen sie Grobheiten und endlich fanden sie

den Schirm daheim im Hotel- sie hatten ihn gar nicht mitgenommen. Das war Alles, und das sollte nun in behaglichster Weitschweifigkeit dem Baron erzählt werden! Und diese unseligen fremden Wörter! Mama war geradezu abgefeimt darin, sich mit ihnen unablässig lächerlich zu mache». Auch jetzt strotzte ihre Erzählung wieder von den abenteuerlichsten Wortungeheuern: Tschampanile . . . Piatscheda . . . Palatscho Dutschalo . . . Canalo grando . . . Und zwischen drunter immer wieder dieses räthselhafte ,,M«K«-liten", um dessentwillen Gisela einmal so hart gescholten worden war, weil sie behauptet hatte, das wäre gar nichts nnd Mama möge doch nicht solche Wörter gebrauchen.
Es thut weh, Jemanden, dem man in treuer Liebe nahe steht, sich in thöricht-citler Selbstentblößung preisgeben zu sehen.
Indessen hörte der Baron anscheinend mit vollkommen ehrlicher Heiterkeit zu. Bvn Spott war in seinem fröhlichen Mienenspiel kaum eine leise Spur zu merken. Kaum! Aber Gisela merkte dennoch diese Spur. So trat sie denn tapfer in das Gespräch ein, zurückdämmend, verwischend, ablenkend. Mit Hülfe des ihr freundlich entgegenkommenden Freiherrn gelang dieS trefflich. Ucber das venetianische Abenteuer wurde, wie sehr auch die von der siegreichen Liebenswürdigkeit ihrer Plauderei fest überzeugte Erzählerin sich dagegen stemmte, mit sanfter Gewalt zur Tagesordnung geschritten. Anch gegenüber der erwachenden, nicht minder bedenklichen Redseligkeit des Schloß-herrn behauptete sich mit zunehmender Lebendigkeit die schlichte, muntere Wechselrede zwischen Gisela und dem Baron.
Das ging eine gute Weile so fort, bis der Gast endlich leicht hinwarf: propos, Herr Friedberg, da Sie schon ein Jahr auf Dornenau sitzen, sind Sie bereits in die Wählerliste eingetragen. Wir rechnen mit Bestimmtheit auf Sie. Wir — das heißt: die liberale Fractivn der Großgrundbesitzer,"
„Sie gehören zur liberalen Fraction?" sagte Friedberg. „Das ist mir recht fatal. Sie müssen nämlich wissen: ein Herr von großem Einfluß hat mir unlängst streng vertraulich geschrieben ... Es schwebt oben eine An gelegenheit, die mir sehr wichtig ist ... Es ist eine heikle Geschichte, über die ich Ihnen bei oem besten Willen nichts sagen darf . . . Ich strebe nichts Außergewöhnliches an, denn schließlich gehurt ja doch zu einem Schlosse . . ."
„Ein Wappen. Ich danke sehr, Sie haben mir bereits Alles gesagt. Glauben Sie mir, lieber Friedbcrg, man täuscht Sie. Sie werden das Nachsehen haben. Und selbst wenn man nicht die Absicht hätte, Sie zu täuschen, so wird man vielleicht gar keine Znt mehr haben, zu gewähren, was man Ihnen versprochen hat. Lesen Sie doch mal außer ihrem römischen Blatte die .Neue Freie Presse", da werden Sie bald erfahren, daß ein gründlicher Umschwung bevorsteht."
.Was Sie sagen! Und dieser Umschwung . . . wenn er eintritt . . . dars ich dann darauf rechnen . , ."
„Durchaus nicht. Rechnen Sie vorlänfig gar nicht. Ich will und kann

Josef Ivillomitzer in Prag,
Ihnen nichts versprechen. Ick) kann Sic nur ersuchen, mir Ihre Wahlvoll-
inacht zu geben. Wollen Sie — gut! Wollen Sie nicht . . ."
„Natürlich will er," fiel nun Frau Friedberg lebhast ein. «Sie haben
ganz Recht, Herr Baron, man hält ihn hin — schon seit Jahren. Aber
er ist leichtgläubig wie ein Kind,"
„Nun gut, Sie sollen die Vollmacht haben," sagte der Schloßherr,
„Aber nicht umsonst," fügte Frau Friedberg schelmisch hinzu, „Sie müsse»
uns dafür — einen Abend schenken."
„Einen Abend? Warum denn nicht. Es soll mir eine große Freude
sein, wenn Sie es wünschen."
Bei dem leicht betonten „Sie" blieb der umherschweifende Blick des
Fieiherrn flüchtig, aber mit tiefer Wirkung an jenem Giselas haften,
„Also bitte, bestimmen Sie sofort selbst," sagte Frau Friedberg,
Sie hatte blaues Blut geleckt. Ihre Augen lechzten. Sie war keineswegs
gesonnen, sich mit einer allgemeinen Zusage abfinden zu lassen
Nadlitz dachte nach,
„Heute und morgen bin ich mit Freunden beisammen, welche in der
nächsten Woche unter der Führuug des Grafen Böla Rakuwskv. eine Jagd
reise nach Afrika antreten, Uebermorgen kann ich gleichfalls nicht kommen.
Wohlan, sagen wir Donnerstag."
Herr und Iran Friedberg waren entzückt. Nadlitz versprach noch, in
den nächsten Tagen in Angelegenheit der Wahlvvllmacht wiederzukommen,
dann erhob er sich und rief lustig!
„Also wieder ein Feudaler bekehrt! Lassen Sie sich's nicht gereue»,
Herr Friedberg. Man muß mit dem Zeitgeiste vorwärts schreiten in diesem
Jahrhundert der Haarduftpillcn, des beinahe lenkbaren Luftschiffes und der
sonstigen großen Errungenschaften!"
Dann zog der heitere Brandstifter von bannen und lieft drei Herzen
lichterloh zurück,
„Welch ein Mensch!" rief Frau Friedbcrg und suchte hastig in den
Gvthnischen Bändchen umher,
„Welch ein Mensch!" bestätigte ihr Mann, und Beide überströmten von
seinem Lobe.
Nur Gisela sagte nichts. Sic ging umher, ein wunderbares, süßes
Weh im Herzen. Immer wieder klang es ihr in den Ohren: „Es soll
mir eine große Freude sei», wenn Sie es wünschen." Und Abends als sie
zur Ruhe ging — zur Nuhe? — da hauchte sie vor sich hin-
„Welch ein Mensch! Welch ein herrlicher, lieber, reizender Mensch!"
Um dieselbe Zeit saß Baron Nadlitz im Club umringt von lachenden
Freunden, denen von jeher selbst seine mäßigsten Einfälle „gottvoll" erschienen
waren. Mit seinen tollen Streichen, seinem herzhaft-fröhlichen Gehaben war

er der widerspruchslos anerkannte Tausendsassa des Clubs, Soeben war er
im Zuge, seine Dvrnenauer Abenteuer zu erzählen,
„Ich Hab es mir gar nicht allein gegönnt. Stellt Euch vor: den Alten
finde ich vertieft in eine italienische Zeitung. Ich werfe per Jux einige
italienische Brocken hin: I^s,««iitts «Aui spsi-anaa . , . Lalsmi Veronsss u. s, W,,
da schlägt er crröthend die Augen in den Schosz und sagt, er sei ini
Italienischen noch nicht so weit."
Stürmische Heiterkeit,
„Er hat einen davongejagten Weißenberg'schen Kammerdiener, von dcni
ihm zweifellos eingeblasen worden ist, das Lesen eines vaticanischen Blattes
gehöre mit zum . , , Hicklif^. .Hicklifö, ist nämlich das dritte Wort seiner
Frau, deren gespreizte Ignoranz wahrlich zum Zerplatzen ist. Ich habe mir
hinterher drei Stunden lang den Kopf über dieses HicklifS zerbrochen, End
lich bin ich darauf gekommen. Wißt Ihr. was HicklifS in ihrerAusspracht
bedeutet? — HiFi, Iiis!"
Während "die Zuhörer abermals ein homerisches Gelächter anstimmten,
trat Graf Berwall herein, ein steifer Hochtory.
„Gratulire!" rief er Nadlitz zu.
„Wozu?"
.Zu dem neuesten Siege Deiner Liebenswürdigkeit: — zur Eroberung
von Tornencm. Ihr bekommt ja psn.ii-peu eine recht nette Gesellschaft
zusammen/'
Nadlitz zündete sich ruhig eine Cigarre an. „Ich bitte zur Kenntnis?
zu nehmen," sagte er, „daß der Besitzer von Dornenan seiner ganzen Anlage
nach zu Euch gehört: zum . , . historischen Adel, der ihm auch für seine
Person bereits versprochen worden war. Wenn es mir trotzdem gelungen
ist. ihn Euch wegzufangen, — was weiter? Ich habe mir sagen lassen,
daß Andere jetzt gleichfalls jagen gehen, Wenn s finster wird. Ich gehe bei
Tage — das ist der ganze Unterschied! "
Um einer weiteren Zuspitzung des Gesprächs vorzubeugen, faßte jetzt
einer der Herren den Grafen mit den Worten: „Komm, gieb mir Revanche"
unterm Arm, worauf sich Beide in die Spielzimmer begaben.
Nadlitz fuhr alsbald in seiner Erzählung fort:
„Außer den beiden Alten ist noch eine Tochter da, wirklich ein reizende,
Käfer. Es ist interessant zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit sie die Blößen
ihrer Eltern zu decken sucht. Sie ist Euch im Stande, ans den albernste»
Aeußerungen der Alten vielleicht sogar noch einen Witz herauszudrehen. Oft
haut ihr freilich, wenn sie einen Unsinn des Papa decken will, flugs di.'
Mama die schönste Parade nieder und umgekehrt. Aber das Alles läßt sich
gar nicht beschreiben, das muß man sehen. Ich mußte bei ihnen eineil Abend
annehmen, Donnerstag. Wer mit von der Partie sein will, dem verspreche
ich ein Schauspiel für Götter."

Josef Ivillomitzer in Prag,
„Wie?" sragte Graf Tippering. Einer der zukünftige» Löwenjäger.
„Du hast das Recht, Publikum mitzubringen?"
„Kleinigkeit! Ganz Dornenan hat sich mir aus Gnade und Ungnade
ergeben, und je mehr Hicklif6 ich mitbringe, desto dankbarer wird man
mir sein,"
Sofort fanden sich außer Tippering »och zwei andere Mitglieder der
afrikanischen Expedition! die Freiherren Jrmingen und Zapfs. die sich mit
Vergnügen bereit erklärten, dem angekündigten „Schauspiel sür Götter" bei-
zuwohnen . . .
Anderen Tags um die Mittagsstunde sprach Nadlitz abermals bei Friedberg
vor. Der Vollmacht wegen und um ganz nebenher zu fragen, ob die Herr-
schaften nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn er drei von den Löwe»
jägern mitbrächte, liebwerthe Freunde, denen er sich für den kurzen Rest ihres
Hierseins nur sehr ungern entzöge. Wie er es vorausgesehen, stimmte»
Friedbcrg und Frau mit Freuden zu,
„Und nicht wahr, meinen Kameraden ist jetzt die Zeit so knapp ve
messen . . , Sie erlassen ihnen wohl den Antrittsbesuch? Man pflegt ja i»
nnscrcn «reisen vor einander keine Geschichte» zu machen,"
Ein Schimmer der Verklärung flog über das zeranollene Gesicht der
Friedberg. Die Augen ihres Gatten wurden seucht. „In unseren Kreisen"
hatte der Baron gesagt ^ niit deutlicher Einbeziehung auch ihres Hauses!
In unseren Kreisen! Das war die endliche volle Erlösung. Aufgethan war
ilinen mit einem Zauberschlage die Welt der sieben- und neunzackigen Kronen
- aufgethan die bestrickend schöne vornehme Welt, in der man „keine Ge
schichten macht vor einander". Sie mußten an sich halten, nm dem Baron
nicht um den Hals zu fallen.
„Fräulein Gisela läßt sich heute gar nicht sehen," wars Radlitz hin.
„Hoffentlich befindet sie sich wohl?
Friedberg sprang ans. ,/,Gewiß, sie befindet sich vortrefflich. Wenn sie
bätte ahnen können, daß Sie schon hente wiederkommen werden , . . Uebrigens,
sie wird sofort da sein."
„Aber ich bitte, bemühen Sie sich doch nicht. Es wäre mir natürlich
sehr angenehm gewesen, allein . . ."
Friedberg war schon draußen. Die Herrin von Dornen«« that einen
liefen Alhcmzng. Sie ergriff die Hand des Freiherrn nnd sah ihn an mit
de» Angen eines Königstigers, dem beim Anblicke des Menageriepnblikums das
Wasser im Mnnde zusammenläuft,
„Ick? kann Ihnen gar nicht sagen," hanchtc sie, „wie dankbar ich Ihne»
bin. Der Adel ist sonst so . , . so , . , so erecntiv , . , und man in
Iiier so verlassen ... so ganz ohne Anregung. . ,"
„Gisela! — Gisela!" hallte es dnrch das Schloß „Gisela! — Gisela!"
Sie, der das Rufen galt, saß indessen traumverloren in einem lauschigen
Winkel des Gartens, Mit der Spitze des Sonnenschirms zeichnete sie einen

Ein Schauspiel für Götter.
Buchstaben in den Sand, den sie dann schnell verwischte. Dann ließ sie
Wischen den zusammenzuckenden Wimpern den Sonnenglanz in schillernde
Farbenpracht zerstieben. Und dann . . . dann sah sie auf ihrem Knie ein
Marienkciserchen sitzen. Hei, das will Glück ankündigen! Ihre Seele war
des Glückes schon voll und übervoll. Tief und traut umtönten sie die Worte:
„Es wird mir eine große Freude sein, wenn Sie es wünschen!"
Das „Schauspiel für Götter" hatte begonnen. Schwere Kämpfe waren
ihm vorangegangen. Jean, wenn er auch ein Gauner war vom Wirbel bis
M Sohle, er hatte gleichwohl sein „Ehrgefühl". Mit voller Entschlossenheit
hatte er sein Menü behauptet, das der Frau des Hauses viel zu karg er-
schienen war. Schließlich hatte er gegenüber dem von Madame geplanten
.Kirchweihschmans" schlankweg die Cabinetsfrage gestellt. Das war für die
Lösung der Menu-Irage ausschlaggebend gewesen.
Außer den vier Cavalieren war auch die Kunst da, und zwar vertreten
durch Frau Stangler-Strvhfeld von der Oper sammt Gatten und dem Komiker
Meerheim. Das war Alles, was Friedberg mit Hülfe eines ihm bekannten
Journalisten an „Kunst" zusammenzuraffen vermocht hatte. Tie Sängerin
hatte erst dann zugesagt, als sie vernahm, daß auch der Nadlitz da sein werde.
Ten drei hämisch - blasirt aussehenden Löwenjägern in sps stand die
Mission, Afrikas Bestien-Fauna auszurotten, keineswegs an der Stirn ge-
schrieben. Am allerwenigsten dem Grafen Tippering, einem jungen Greise
mit bereits stark vorgeschrittener „weltlicher Tonsur",
Tie Stanglcr-Strohfeld war noch immer „nicht übel", obgleich der
Poudrc- und Falten-Kampf in ihrem pikant geschnittenen Gcsichtchcn infolge
einzelner Terrainschwierigkeitcn, die sich der kosmetischen Strategie darboten,
Kreits kritische Momente aufzuweisen hatte.
Herr Stangler war ein alter Herr mit schwarzgefärbtem Haar, Henri IV,-
Lart, stechenden dunklen Augen und lasterharten Zügen. Im Ganzen machte
>>r den Eindruck eines ruinirten Circusdircctvrs. Er sprach brav und sicher,
gab sich als Idealist und bethenerte bei jeder Gelegenheit seine Begeisterung
nir Alles, was „wahr, schön und gut" ist. Seine Lebensgefährtin hatte er
in einer Schaubude entdeckt. Sie war damals eines jener durch ein be-
kanntes Kunststück optischer Täuschung hergestellten „Naturwunder", welche als
„schwebender Rumpf", als „halbe Venus" oder „lebende Kartendame" durch
die Lande ziehen. Als Idealist heirathetc Stangler die halbe Venns trotz
ihrer UnVollständigkeit, denn er. fand, daß sie „wahr, gut und schön" sei.
Ta sich's zweispännig besser fährt nnd ein Doppclname voller klingt, hatte
die Stangler ihren unschädlichen obscnren Familiennamen Strvhfcld mit in ihre
Bühnenlaufbahn hinübergenommcn. Ihr Entdecker lebte seither von . . .
seiner Entdeckung . . . ohne engherzigen Widerstand gegen deren Bestimmung,
Gemeingut der „distinguirten" Zeitgenossen zu werden.
Meerheim — weis Merores — ein stämmiger Bursche, der den Grund-
Nsid und Z,,d. Xl... li». °!

stock seiner künstlerischen Mittel, seine ungewöhnlich bcschränkt-brntalc Haus-
knechtsphysiognomie, durch eine einfältige Frisur zu gesteigerter Wirkung zu
bringen wußte.
Zur Belebung der Stimmung gab der Hausherr unwillkürlich den ersten
Anstoß, indem er durch eine ungeschickte Bewegung ein Salznäpfchen umwarf.
Sofort eilte Mecrheim mit einer Flasche Borden« herbei, um das Salz zu
begießen. Er begnügte sich nicht damit, dieses komische IiMerou-rirorsron zu
markiren, sondern goß herzhaft zu. Tie Löwenjägcr fühlten sich durch diesen
Scherz zu lautem Gelächter angeregt. Tie „Gnädige" aber rief dem Komiker
ziemlich ungnädig zni
„Was fällt Ihnen ein? Wenn Rothwein ausgegossen wird, dann
schüttet man Snlz darauf, um den Fleck aufzusaugen, nicht umgekehrt!"
„Ach so!" sagte Meerheim mit einer Grimasse, die wieder von „zündender"
Wirkung war.
„Natürlich," pflichtete Nadlitz, der zwischen Madame Friedberg und der
Sängerin saß, mit scheinbarem Ernst dem Verweise bei. „Immer erst der
Wein und dann das Salz . . . Und überhaupt, Meerheim, Sie stehen jetzt
noch gar nicht ans dem Programm. Ich meine nämlich, daß wir Ihren
obligaten „Janos Msci" erst später zu hören bekommen werden. Vorläufig
wird vielleicht Frau Fricdberg die Güte haben, uns Ihr reizendes vcneticmi-
fchcs Abenteuer mitzuteilen, dessen Anfang sie mir neulich erzählt hat."
Zwar fühlte sich die Hausfrau von der Anrede „Frau Friedberg" un-
angenehm berührt — bei seinen Besuchen hatte der Baron doch immer: „Meine
Gnädige" gesagt — allein jetzt gehörte sie ja doch mit zu der Welt, „in der
man keine Geschichten vor einander macht". Auch war die Aufforderung viel
zu verlockend, und so begann denn die Friedberg frisch-fröhlich die Mittheilung
ihrer Erinnerungen aus den . . . Latschuncn.
Gisela hatte inzwischen einen Blick lebhaften und schmerzlichen Befremdens
zu Nadlitz hinübergleiteu lassen. Mit herzinniger Frende war sie dem Abend
entgegengegangen, erfüllt von der Zuverficht, in Nadlitz einen treuen, starken,
umsichtigen Bundesgenossen zur Seite zu haben gegenüber den Naivitäten der
Eltern. Und nun war er selbst so unvorsichtig, diese unerträglich thvrichte
Regcnschirmgeschichte auf's Tapet zu bringen. Unvorsichtig? — War es wirklich
nur dies? — Sah sie ihn nicht, ohne daß er selbst ihres stummen Flehens
gewahr wurde, in spöttischem Rapport mit der Sängerin und seinen Freunden?
— Hörte sie ihn nicht bei jedem unmöglichen Worte der Mutter auflachen
mit den Andern? — Gisela bengte sich tief über ihren Teller, fast über
wältigt von Scham nnd Weh. Tann aber mußte sie sich wieder fragen,
worauf sie denn eigentlich den Anspruch gründen wollte, daß gerade er
etwas nicht lächerlich finde, was doch unstreitig lächerlich war, . . . den An-
spruch, daß gerade er sich schonend und hülfrcich zeige, — er, der doch ein
Fremder, ein Gast war wie die Andern? —
Tie kurzen Schnanspansen der endlosen Geschichte wurden von dem

Herrn des Hauses durch eindringlich aneifenide Rufe unterbrochen: „Aberbitte,
Herr Graf, bitte, greifen Sie doch zu!" — „Lieber Baron, bitte, bitte, thun
Sic sich keinen Zwang an!" — Der bürgerliche Theil der Gesellschaft blieb
hierbei auf Selbstanspornung angewiesen, was Meerheim drastisch ironisirtc, in-
dem er herzhaft zugreifend regelmäßig ausrief: „Aber ich bitt' Ihnen, Herr
von Meerheim, scheniren's Ihnen nöt. langen's zu!"
Und noch immer war die Erzählerin, die von der wahren Bedeutung
ihres Erfolgs keine Ahnung hatte, noch immer war sie nicht am Ende, noch
immer war der unglückliche Regenschirm nicht gesunden.
„Ich wette," unterbrach Nadlitz den Redestrom, „Sic hatten ihn ans
dem Tschampanilr vergessen."
„O nein," lächelte die Fricdberg. „Auch auf dem Tschampanilr war
er nicht. Toch warten Sie nur, das kommt erst später."
Und weiter ging die Irrfahrt von Kirche zu Kirche, von , . . Palatscho
zu Palatscho. Und Nadlitz — kein Zweisel — er hatte es direct darauf ab-
gesehen, durch scheinheilige Zwischensragcn jede unfreiwillige Pointe in Helles
Licht zu rücken. .Ich bitt Tich, Nadlitz," stöhnte Baron Zapff, der sich lachend
krümmte, „hör auf! ... Ich kann nicht mehr! . . , Mir thnt schon Alles
weh!"
Gisela war das Ganze wie ein böser Traum . . . Hielt man denn
auch sie für blind und tanb, weil die Eltern nichts sahen nnd nichts hörten?
Ihm. Allen, Allen war sie „Luft" — weiter nichts! Denn auch Inningen,
der neben ihr saß, ließ jetzt den „Ulk" mit voller N'iickhaltlosigkeit auf sich
wirken, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Gisela für ihn kein im Sturm zu
nehmendes Object sei. und daß ihre Gedanken umherschweiften. Gott weiß wo.
Ter Baron war vollständig in Anspruch genommen von der so erfolg-
reichen Komödie, die er seinen Freunden veranstaltet hatte, nnd sah nicht,
wie Gisela litt! . . . Sah nicht, wie sie sich bebend beugte nnte>.- einer
schwülen Wucht . . . Sah nur Eins: das Schauspiel für Götter!
Als die Regenschirmgcschichte endlich abgethan war, beeilte sich Nadlitz,
auch den Hausherrn in den Bordergrund zu schieben.
„Was giebt's denn Neues im Batican?"
„Im Batican? — Wie so?"
,Nun. Sie bekommen doch die römischen Nachrichten frisch vom Zapfen.
Tie Herrschaften müssen nämlich wissen, daß unser Freund Friedberg, ohne
ein Wort Italienisch zu verstehen, ein italienischem Blatt päpstlicher Farbe
bezieht. Ich finde diese Idee geradezu genial. Bekanntlich ist Alles erlogen,
was in den Zeitungen steht — natürlich das ausgenommen, was sie von
brillanten Erfolgen unserer liebenswürdigen Stangler-Strohfeld schreiben.
Alles Uebrigc ist gewöhnlich Humbug. Trotzdem ist sich'S der Cnlturmcnsch
schuldig, eine Zeitung im Hause zu haben. Wie kann man nun dieser Ber-
pflichNmg genügen, ohne sich tagtäglich anlügen zu lassen? Freund Fricdberg.

hat diese Frage glorreich gelbst: er bezieht ein Journal, dessen Sprache er
nicht versteht."
Die einmal in's Lachen gerathene Gesellschaft gab wieder in geräusch-
voller Weise zu erkennen, wie „kostbar" sie diese Glossen fand. Der selig
lächelnde Friedberg wurde von allen Seiten zu seiner Idee beglückwünscht.
Der „schwebende Rumpf" von ehedem zeigte sich vollständig hingerissen von
dem Esprit des Nadlitz.
Nur Zwei stierten wie geistesabwesend vor sich hin: der Gatte der
Sängerin, der sich einen enthusiastischen Trinkspruch über das Thema „Adel
und Kunst" zurechtlegte, und — Gisela.
Diese fühlte sich jetzt freier, wohler. Sie zerpflückte langsam, ohne
daß Jemand es beachtete, die Blumen, die ihr Nadlitz mitgebracht hatte.
Ein Glück war in ihr gestorben, ein großes, schönes, reines Glück. Sein
letztes Ringen war qualvoll gewesen, jetzt aber, so wähnte sie, sollte mit
dem gestorbenen Glücke auch der Schmerz zur Ruhe kommen.
Noch immer war sie für Nadlitz nicht vorhanden. Und doch wurde
sie ihm — auch das sah und hörte sie genau — diiect in Erinnerung ge-
bracht. „Aber, ich bitte, Herr Baron," so flötete den Hansherr parodircnd
die Sängerin mit entzücktem Augenspiel, indem sie mit leichtem Fächerwink
auf Gisela wies, „ich bitte, greifen Sie doch zn, genircn Sic sich nicht,"
In dieser Weise ging es fort. Es wurde immer gemüthlicher. Immer
lauter das Lachen, immer grausamer der Spott, immer schmäler der Wip,
immer breiter das Behagen, immer blässer Gisela, Endlich zeigte sich sogar
in den Mienen des Hansherrn etwas wie Staunen über den unnatürlich
reichen Segen der Unterhaltungsgabe seiner in Wonne schwimmenden Frau.
Allein Herr Stangler, dessen Trinkspruch nunmehr so weit gediehen war, zu
gelegener Zeit losgelassen zu werden, erspähte und erstickte sofort den auf-
keimenden Argwohn Friedbergs. Mit großer Kaltblütigkeit verwickelte der
Nutznießer des „schwebenden Rumpfes" den armen Friedberg, um dessen
Aufmerksamkeit von der Gesellschaft abzulenken, in ciu religivnsphilosophisches
Gespräch.
Ans einen Wink des Nadlitz conccntrirtc sich indessen das allgemeine
Juteresse auf diese Unterhaltung, in deren Verlauf Friedberg stotternd äußerte:
„ . . . Sic mögen ja Recht haben . . . allein ich denke . . . dieser
Religionsstifter . . . gleichviel ob er jemals gelebt hat oder nicht ... er
war jedenfalls ein sehr bedeutender Mensch . . . und verdient, daß sein An-
denken in Ehren gehalten werde."
Diese Worte riefen abermals einen großen Hcitcrkeitsausbruch hervor,
dessen Veranlassung Nadlitz zunächst nvthdürflig bemäntelte, indem er dein
Komiker zurief:
„Aber Meerhcim. stören Sie doch nicht fortwährend durch Ihre Grimassen
den Ernst der Convcrsation. Unser Freund Fiicdberg hat da soeben wieder
ein neues schönes Dictum fallen lassen, das wohl Werth, ist aufgehoben

werden. In der That, jener Religionsstifter verdient den größten Respect,
selbst wenn er zufallig gar nicht czistirt haben sollte . . ."
Da unterbrach den Sprecher zu allgemeiner Ucberraschung — Gisela.
„?srctou!^ sagte sie und blickte ihn an, fest, finster, drohend. „?siäan,
Sie haben meinen Vater mißverstanden — oder vielmehr: er hat sich nicht
pracis ausgedrückt. Er wollte sagen, daß die Idee der Duldung, der
Menschenliebe ohne Rücksicht auf die geschichtliche oder mythische Existenz
jener Persönlichkeit . . ."
„Ganz richtig, Fräulein," fiel ihr nun Nadlitz seinerseits in die Rede.
„Er wollte sagen, daß die Bedeutung dieser, wie überhaupt jeder großen
Idee nicht an irgend eine individuelle Trägerschaft gebunden ist. Ich stimme
dem vollkommen bei. Mit den Ideen verhält es sich da genau so wie mit
dem Velde. Tic pccuniären Erfolge unseres Friedberg zum Beispiel sind
eine Thatsache, der wir die aufrichtigste Hochachtung zollen müssen. Persönlich
ist er dabei ganz irrelevant. Er ist nichts als der . . , individuelle Träger.
Tas mindert st-eilich nicht die außerordentlichen Sympathien, die wir für ihn
hegen; denn das steht ja fest: Freund Friedberg ist durch und durch ei»
wackerer Mensch; er ist ein Autodidakt, der nichts gelernt hat ... ich
möchte geradezu behaupten: er ist ein . . . Analphabet!"
Gisela fühlte sich bei diesen Worten des Freiherrn wie durch einen
mächtigen Stoß weit, weit hinweggerückt. Nur fern, ganz fern vernahm sie
noch ein endloses Gelächter, nur fern, ganz fern sah sie noch, wie ihr Bater
lächelnd abwehrte und wie er dem Baron, der ihn als Analphabeten
bezeichnet hatte, mit einem Händedruck dankte für dieses Cvmpliment.
Tann erhob sich Gisela und wankte in ein Nebengemach. Kein Mensch
kümmerte sich darum. Doch ja, Inningen hatte es bemerkt. Er stand auf
und neigte sich über die Stuhllehne des Nadlitz, den an der anderen Seite
der „schwebende Rumpf" mit hingebungsvoller Zärtlichkeit zu seinem „genialen
Humor" beglückwünschte.
„Du Nadlitz," flüsterte Jrmingen, „das Letzte war doch um eine Nuance
zu stark. Tie Kleine ist beleidigt. Sie hat sich in einen Schmollwinkel
zurückgezogen. Geh sie trösten!"
„Hast Recht." antwortete Nadlitz.
Er erhob sich, um der Aufforderung seines Freundes zu entsprechen
und um zugleich ein wenig Luft zu bekommen, denn die Stangler-Strohfeld
war bereits ein wenig . . . beengend geworden.
Es sollte ihm aber noch bedeutend schwüler werden im „Schmollwinkel"
Giselas.
Tiefe war vor eine Ottomane niedergesunken — schluchzend darüber
hingestreckt. Ter Schmerz war nicht zur Ruhe gekommen mit dem gestorbenen
Glücke. Tie ganze verhaltene Qual dieses Abends brach jetzt mächtig aus
ihr hervor.

Nadlitz, der sonst sv Sichere, fühlte seine Fassung schwinden beim Anblick dieser schönen, leiddurchbebten Gestalt.
„Fräulein, was ist Ihnen?" drängte er leise. „Ich beschwöre Sie. stehen Sie auf, sprechen Sie!" Gisela aber erhob ihr Antlitz, dem daS tiesV Weh einen neuen merkwürdigen Reiz verlieh. Sie sah ihn an niit thränenumschleiertem Blick nnd zuckenden Mienen und preßte mühsam die Worte heraus:
„Was haben wir Ihnen denn gethan?"
Wahrhaftig, diese einfache Frage faszte Alles zusammen, die ganze Anklage nnd den ganzen Schuldspruch! Verblüfft fühlte Nadlitz die plötzlich so selbstverständliche Wucht des ung.'chnten Vorwurfs. Ja wohl, was hatten ihm denn eigentlich diese Leute gcthan? Frau Friedberg, diese harmlose Närrin, und die Null von einem Mann an ihrer Seite? Und diese reizende Kleine — was hatte denn sie ihm gcthan, das ihn berechtigt hätte, mit ihren Eltern auch sie so grausam zn züchtigen? — Donnerwetter, so schlimm war's wirklich nicht gemeint. Aber schlimm war's trotz alledem geworden, sehr schlimm. Was thun? Der Baron stand rathlos da. Sonst war er mit einem lustigen „Hol's der Fuchs!" über alle Hindernisse und Schwierigeleiten hinweggekommen, aber diesmal . . . diesmal lag die Sache andere. Ticsmal lag die Sache sv, daß er sich sagen mußte: „Das war nichts würdig, das war brutal, das war unritterlich!" . . . Herrgott, wie war das nur möglich gewesen? . . . Ritterliches Fühlen und ritterliches Denken wußte cr seinem ganzen Wesen so tief eingesenkt, daß er fich's niemals auch nur träumen hätte lassen, eines Tages vor dem Vorwurfe unrittcrlicher Handlungsweise zn stehen. Seine Blicke irrten wild umher. Unritterlich? . . . Zun, Teufel, wer will es wagen, einem Nadlitz dieses Wort hinzuwerfen? . . . Niemand, leider Niemand! — Inningen, Tipvcring, Zapff, Alle hatten ihn ja angeeifert, waren entzückt gewesen von der Abstrafung der Friedbergs. Nur „um eine Nuance zu stark" sei der letzte Hieb gewesen, hatte Jrmingcn gesagt. Freilich: „Analphabet" — das war entschieden um eine Nuance zu stark. Analphabet! Merkwürdig, ein so vornehm-gelehrtes Wort und diese Kleine hatte es doch verstanden! — Schade, daß Giselen kein Bruder oder Vetter zur Seite steht! — Schade, daß sie selbst lein Mann ist, um vor ihn hintrcten zu können nnd ihm zu sagen: „Herr, diese elenden Insulten werden Sie mir bezahlen!" Bei Gott, er hatte si? bezahlt! — Er war ganz in der Stimmung, großmüthig in die Luft zu feuern und mit breiter Brnst die gegnerische Kugel aufzunehmen , . .
Im Speisezimmer gab es inzwischen ein heiteres Raunen und Staune».
„Er tröstet sie!" flog es von Mnnd zn Mund. Nur was die Stangler-Strohfeld anlangt, zeigte die Fröhlichkeit einen entschieden nervösen Charakter.
„Meinen Sie nicht," so flüsterte endlich die Sängerin der Hausfrau zu, „das; es angemessen wäre, nackiznsehcn, ob dem Fräulein nichts fehlt?"

Ein Schauspiel für Götter.
Frau Friedberg aber, bereits umgürtet mit dein ganzen Stolze einer
freiherrlichen Schwiegermutter, antwortete nur mit einem stummen verächt-
lichen Blick. Auch in ihrem Gatten regte sich ein stilles Hochgefühl.
Erwägend, daß zur Ausfüllung der Pause etwas geschehen müsse, forderte
nunmehr Baron Zapfs den Komiker auf, die Gesellschaft mit irgend einer
seiner Glanznummern zu erfreuen. Mecrheim that vorher noch einen aus-
giebigen Zug, erhob sich, stemmte die Hände an die Tischkante und ließ in
magvarisch-jauchzendem Deutsch einen transleithanischen Lebemann allerhand
Wiener Erlebnisse schildern.
Noch immer lag Gisela schluchzend auf den Knien. Noch immer zupfte
Nadlitz stirnrunzclnd seinen Bart. Tie herübertönendcn Kernflüche des
Jcmos Bi'lcsi paßten vollkommen zu der Stimmung des Freiherrn. Das
Schlußergebniß seiner Erwägungen war der tollste aller bisherigen tollen Streiche
des Freiherr« Hugo von Nadlitz.
Tiefe Gisela, sagteer sich, muß ich erstens versöhnen und zweitens be-
sitzen. Hierzu gicbt es einen einzigen, aber sehr einfachen Weg. Es wird
freilich ein gräßliches Zetergeschrei geben. Mein Papa wird wüthen, Tanten
und Cousinen werden in Ohnmacht fallen. Allein es wird nicht die erste
Mißehe sein und nicht die letzte. Natürlich müssen die Eltern Giselas unge-
fähr hundert Meilen in den Hintergrund dieser reizenden Idylle rücken . . .
Wohlan, ich bin bereit zu dem großen Hiebe, der diesen gordischen Binolen
losen soll. Ich werde dem herzigen Kinde sofort meinen „sensationellen"
Entschluß mittheilen. Doch nein! Wozu? — Habe ich denn nicht auch hier
bereits im Kommen und Sehen gesiegt? Haben mir nicht diese schönen
blauen Augen, die bald wieder klar sein werden — haben sie mir denn
nicht schon bei der ersten Begegnung flehend zugerufen: „Vergiß mein nicht!
pflücke mich!" . . . Nein, nein, die ganze Gesellschaft mnß steif und starr
werden vor Erstaunen, vor Allem aber diese süße Kleine, mit ihrem großen
Schmerz, der sich im Handumdrehen in bebendes Entzücken verwandeln soll . , .
Jetzt erhob sich Gisela. „Wie, Sie sind noch immer da?" rief sie fast
zornig. „Gehen Sie hinein! sogleich! Wir dürfen hier nicht allein bleiben . . ,
Gehen Sie!"
»Nicht ohne Sie," antwortete Nadlitz lächelnd und bot ihr den Ann.
„Lassen Sie mich! — Ich will nicht. — Gehen Sie hinein!"
„Nicht ohne Sie!" wiederholte der Baron.
Und Gisela? — Sie selbst konnte das Wunder nicht fassen. Ihre Willens-
kraft gerieth vollständig unter den Bann dieses zauberischen Blickes, der heiter
auf ihr ruhte. „Gehen Sie!" wollte sie nochmals rusen — aber die Stimme
versagte ihr. Zurückstoßen wollte sie ihn — und schon hatte sie seinen Arm
genommen. Tann hauchte sie auf ihr Taschentuch und preßte es an die
Augen ....
Tie feierliche Art. wie Nadlitz mit Gisela eintrat, gab der Gesellschaft
sofort das unbestimmte Vorgefühl von etwas Unerhörtem. Nadlitz aber schritt,.

dem Komiker durch einen Wink mitten in einem „Lassäms" das Wort ab-
schneidend, direct auf die Friedberg zu.
Gisela wollte innehalten und ihm den Arm entziehen. Vergeblich!
Wieder ruhte sein Blick auf ihr. Sie mußte mit — sie war willenlos.
Ruhig und fest sprach jetzt der Baron:
„Meine Gnädige — lieber Friedlerg — ich nehme mir die Freiheit,
Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten."
Die Wirkung dieser Worte war, was die Gäste betrifft, so mächtig
verblüffend, wie sie der Baron gewünscht und erwartet hatte. Alles war
versteinert, nur nicht die Eltern Giselas. Ter Vater suchte hastig in allen
Taschen sein Tüchleiu, um sich die Thränen zu trocknen. Die Mutter breitete
mit strahlender Miene die Arme ans, um ihn «den Herrlichsten von Allen"
mit Inbrunst zu umfangen, als plötzlich etwas geschah, was zuvörderst an
Nadlitz die Reihe kommen ließ, versteinert zu sein.
Mit dem Aufgebot ihrer ganzen inneren Kraft hatte Gisela, als sie
die Werbung des Frciherrn vernahm, gegen den Bann gekämpft, der sie um-
strickte. Ein einziges Wort hatte sie hervorstoßen wollen, um dieser Scenc
ein Ende zu machen, um diese gräßliche Umarmung zu verhindern, zu der
sich ihre Mutter anschickte . . . Ein einziges Wort, und es wollte nicht her-
vor, es wurde zurückgedrängt durch die dänionische Macht dieses Blickes . . .
Da ließ Gisela die Augenlider zuscunmenbebe», wie neulich im Garten,
im Sonnenschein. Nur war ihr diesmal anders zu Muthe. Das Glück
war todt, die Blumen waren zerrissen. Aber indem sie die Augen schloß,
war wenigstens dieser lähmende Zauber gelöst . . . Gisela hatte die Gewalt
über sich zurückgewonnen, rasch trat sie zwischen ihre Mutter und den Frei
Herr», heftig schleuderte sie seine Hand zurück . . , laut, überlaut rief sie
ihm zu:
„Niemals, Herr Baron, niemals!"
Tic drei Freunde des Nadlitz sprangen ans und sahen einander an. . .
Der Komiker gab unarticulirtc Laute von sich. Die Stangler-Strohfeld
rief hastig fächernd: „Ah! Ah!" . . . Papa Friedberg blickte seine Tochter
voll Entsetzen an und schrie: „Schweig!" . . . Die Mutter, in deren
mächtigem Antlitz alle Muskeln tanzten, stöhnte: „Sie ist toll!" . . . Und
reglos wie ein Bild aus Marmelstein stand Nadlitz da, der Regisseur dieses
— Schauspiels für Götter!
Nur Herr Stangler hatte sein kaltes Blut bewahrt. Er schlug mit
dem Messer cm's Glas, erhob sich und fing mit Würde zu sprechen an:,
„Meine Herrschaften! Gestatten Sie mir den Versuch, einen Schatten
hinwegzuscheuchen, der unsere Freude stören will. Gestatten Sie mir ..."
Weiter kam er nicht. Schon hatten die drei Freunde des Nadlitz ihre
Fassung wieder gewonnen, und schon stand Jrmingcn vor dem Redner und
unterbrach ihn mit den Worten:

„Bitte, lassen Sie das. Trinksprüche machen mich nervös, und außer-
dem ist es bereits ziemlich spät geworden."
„In der That", bemerkte Zapff, indem er mit größter Unbefangenheit
auf das Scandal - Centrum zuschritt, von welchem sich mittlerweile Gisela los-
gelöst hatte, um im Nebenzimmer zu verschwinden, — „in der That, es ist
ziemlich spät geworden. Wir können leider nicht länger bleiben."
,.Recht toll gewesen, der Abend heute," setzte Tippering hinzu. „Werden
aber einander sicher nichts nachtragen. Kennen ja die gegenseitigen Intentionen."
Mi5 diesen und ähnlichen Phrasen wurde Nadlitz in's Schlepptau ge-
nommen und der Aufbruch der Cavaliere schnell und glatt in Sccne gesetzt.
Als die vier jungen Männer den Schauplatz des fatalen Abenteuers
verlassen hatten, durchbrach endlich Nadlitz ihr Schweigen mit dem Rufe:
„-Verdammte Geschichte!"
„Du hast mir das Wort ans dem Munde genommen," sagte der Graf.
„Zum Glück," so tröstete Jrmingen, „ist das Ganze so unglaublich ..."
„Daß es Jeder für ein Märchen halten wird," ergänzte Zapff.
„Im Uebrigen muß man eben Gras darüber wachsen lassen," bemerkte
Graf Tippering.
„Himmel," rief Nadlitz, „ich habe eine Idee. Das liberale Wahlcomiti'
verliert dabei zwar eine Hauptstütze, allein . . . hol's der Fuchs! Ich geh
mit Euch nach Afrika!"
Jubelnd begrüßten die Löwenjäger diesen Entschluß.
„Nun ist ja Alles gut," sagte Zapff.
„Bis auf Eins," fügte Jrmingen hinzu. „Die arme Kleine! Ich
furckte- ihre Eltern werden sie in Stücke zerreißen — und meiner Seel',
ee war' doch jammerschade um das hübsche Kind!"
Tie ergötzlich illustrirten afrikanischen Reisebriefe, die Nadlitz nach Hanse
schickte, gingen in der Aristokratie von Hand zu Hand und erweckten heitere
Sensation. Löwen bekamen die kühnen Jäger zwar nicht zu Gesichte — sie
sollen diese Begegnung auch keineswegs „forcirt" haben — allein sie unter-
hielten sich ..famos", und, was schließlich für Nadlitz die Hauptsache war!
als er wieder zurückkam, da war über sein Dornenauer Abenteuer so gründ-
lich ..Gras gewachsen", daß seine Werbung um die schöne Eonitesse Mitzi
Lembach mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Illustrirte Bibliographie.
BildcrAtlns zur Geschichte der

^e»„-, mit Ämor in ttiiijor,» bei Jupiter.
cBtllmamr, Acucide, Bo,i Chocowiecki,)
A„s^ Aiinnecte BiIder<Atl«s, Marbvrg,
Slwcrt jche Bertagsbuchhandluiig.
ien National-Literatur. Eine Ergänzung
zu jeder dcntschen Literatur-Geschichte. Nncb
dcn Quellen bearbeitet von Dr. Gustav
Köuueckc. Marburg, N. G. Elivertsche
Verlagsbuchhandlung,
Der Könnccke'sche „Bilder-Atlas zur
deutschen ?!nlionnl Literatur", ist ein Unter-
nehmen, so glücklich gedacht und so vorzüglich
ausgeführt, das; wir ihnt nnr Weniges an
die Seite zu sepen Hütten. Die Untcl'siichnng
der literatnrgcschichtlichcn Forschung, be-
sonders aber des kulturgeschichtlichen Unter-
richts durch Illustrationen ist nichts Neues:
stets aber waren die Illustrationen cm
einen Tez't gebunden, der — man denke nnr
an das weitverbreitete König'sche Buch —
oft sehr unbefriedigend war. Konneckcs
AtlaS hat zunächst also den Vorzug, das,
er unabhängig von einem bestimmten Ze^t
zn den verschiedensten Zwecken beincht wer-
den kann, Er wird auch dnnh die
Reichhaltigkeit cm Ncprodnctioncn von
alten Handschriften, Titeln, Flugblättern
und seltene» Bildnissen nicht bloS dem
Literarhistoriker, sondern auch dem Palao
graphen, dem GeschichtSsorscher nnd dei.i
Knnslhistoriker Dienste leisten.
Ein zweiter Vorzug des literalnr-
historischen Bilder-Atlasses ist die Methode
der Abfassung, Tic Bilder sind nicht
willkürlich gewählt. Nicht das wird wie-
dergegeben, was gerade am leichtesten zn

Illuslrirte Libliographie,

«reichen mar: das Wichtige wird durch mühsames Suchen heransgesunden und
in der entsprechenden Weise reprvdueirl. lieber das Original und über die Art
der Reproduktionen wird ferner in kurzen Unterschriften genau Aufschlug gegeben.
Erst durch dieses Verfahren erhält ein Buch wie der BiloerAllas wissenschaft-
lichen Werth. Tie Svecialforfchimg wird dem Bcrsasser gewis; nachweisen, das?
man hier vielleicht eine geeignetere Borlage finden, da ein wichtigere« Titelblatt oder

Klopft ort» MuNer. gemalt »v» «5»!ai 17 7^. Zum crstc» «wffenUicht.
AuS^ Kö„!,citc B.lt^.Aua^, Marburg, ixlivcrt'schö Vcrl,>gsb,liiiha»dl,>n,,i,

ritt charakteristischeres Alugblättcheu hätte aufnehme,! könne,i. Das sind «leiuigtnlen,
die bei einem ersten Bcrsuche nicht viel verschlagen. Tas Ganze ist in jeder Beziehung
elncrkenncnswerth.

Und endlich fei der grofzen !)i e ichhaltigke it der Sammlung gedacht, Tas schon
der ersten Lieferung beigegebeue Verzeichnis; der Abbildungen we,st 155? Anmmern
auf. Gleichsam als Einleitung werden 35 Purtmits, bezw, selbstgeschriebene)!amens-
ziige von Literatnrgefchichtsfvrschcm gegeben: Tie Briider Grimm, Lnchmann und
feine Schule. Pfeiifer, Holzmann, Simrok und ,Hoff,uaun von Fallersleben, Tann
folgen Stücke aus den ältesten Handschriften des Taeilns und aus der Ulsilas Bibel.
In den Proben aus der ersten Periode unseres Lchriftthums vermissen wir die Werse-

burger Zaubersprüche und den nnnmehr durch Scheffels Ekkehard allgcmciuer bekannten Waltharius. Reich bedacht ist die Zeit der Minnesänger. Selbst der Jude Süßkind von Trimberg fehlt nicht. Au« der Zeit der ersten Drucke werden interessante Proben vorgeführt. Die Weimarer Blüthezeit wirkt besonders erfreulich durch den Neichthmn

«»«: Rönncrlk. Pilkcr»Ati«. Marburg.'sI, Ivert', chc Verlagtd«mha»dlu»g.
an Portraits unserer großen Dichter und der sie umgebenden Männer und Frauen. Aus der jüngsten Zeil werden vorzügliche Bildnisse geboten, die, wie der Prospekt ans- drücklich betont, alle auf Photographien zurückgehen, welche die dargestellten Personen selbst zur Berfügung gestellt haben. Mau kann auch mit der Auswahl, die unter den modernen Dichtern gctrosseu ist, vollkommen einverstanden sein, — Erhalten sich die noch zu crwarleudcu Lieferungen dieses schönen Werkes auf der Höhe der ersten sechs, die uns vorliege», so werden wir in ihm ein Buch von dauerdem Werth besipen,

N, I..

Sandbuch der deutsche» AlterthinnSkunde. Uebersicht der Tenkmale und Gräberfunde frübgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L, Lindenschmit. I. Theil. Die Altrrlhümcr dcr merovingischen Zeit. Braumchweig, Vieweq und Sohn.

Nach einer sechsjäbrigen, durch längere Krankheit des Verfassers verursachten Unter- brechung hat dcr ersten Lieferung dieses hvchbcdeutendrn Werks die zweite solgrn können, welche die Bogen 21 bis 2» mit den dazugehörigen Tafeln enthält! eine dritte Lieferung soll, hoffentlich in nicht zn ferner Zeit, die erste Avthcilung des Gesammt- werkes zum Abschluß bringen, welche die merovingischen Aiterlhümer umfaßt, während die zweite und dritte Abthciluug, deren Veröffentlichung noch nicht begonnen hat, die der römisch-germanischen und dcr vvrgcschichtlichcn Zeit behandeln werden.

Diese rückläufige Anordnung des Stoffes wird für Denjenigen nichts Befremdliches
Kaden, der in die Fragen der deutschen AltcrthumSkunde eingeweiht ist oder aus der um-

Aus
ffamillk,'g'i>bfleiii aus dem Rheinlande.
Lindenlchmit, Handbuch der dcutichcn Alteithumslundc, Brau»!chweig,
Vieweg Sc Sohn.
fassenden und interessanten Einleitung des vorliegenden Werkes sich darüber unterrichten.
Ist eS doch gerade ein vcrhängniszvvller Jrrlhnm dieser Wissenschaft in ihren Anfänge»
gewesen, dan sie ans den Nebeln der Urzeit heraus
eine deutsche Lnlturgcschichtc zu constrniren untcnwiunie»
Iiati nnr durch solchen Jnthnm konnte jener dilet-
tantischen Voreiligkeit Thor uud Thür geöffnet werden,
welche Jahrzehnte lang unsere Borstellungen von den
Anfängen germanischer Eultur in die Irre gesührt hat.
Seit länger als einem Mcnschcnnlter steht Ludwig
Lindenschmit als Direetor des auf seine Anregung
gegründeten „Römisch-Germanischen Ecntrnlinuseums" in
Mainz an der Spipe jener Bestrebungen, welche für
die wissenschaftliche Erkennlnijz unserer deutschen Borzcit
die sichere Grundlage erst zu schaffen suchen, Ihr
leitender Gedanke, von Lindemchmit bereits in dem
grundlegenden Werke: „Tie Nltenhümer unserer heid-
nischen Vorzeit" znr Geltung gebracht, ist bekanntlich der,
dafz nicht auf dem Boden der hypothetischen nnd, im
Grunde genommen, nichtssagenden Unterscheidung einer
Stein-, Erz- und Eisenperiode, sondern allein durch eine . H°r»b,»»r «»rn.cen,.
umfassende Ordnung nnd Vergleichnng der stnndgegen- i?e7^uÄ'"'Z!"ttr!,n,m'."un'^
stände nach Stilltipen und dem Charakter der Arbeit, Bramischwri,,, ^weg ^ Sohn.

^ «ailer 5?oll,»ri Karl dcr Ticke; aus dir B,bcl
AuLi Lindciijchm >t, Ha„dl'„ch der dculschr,, Altcrttiumdtiuidc, Brannlchweig, Viemeg K Tot,»,
sowie nach dcr allgemeinen örscheinnug
der biräberanlagcn, ans denen sie her-
vorgehen, eine Anschauung von der
tLulwiclelung unserer vorgeschichtliche»
Eultur nno ein Kriterium für die Frage
ihres Ursprungs nnd ihres Zusammen-
hangs mit dcr europäischen Gesamml
cultnr gewonnen werden kann.
Unter diesen Gesichtspunkten der ver-
gleichenden Forschung behandelt also
^iudeuschmit in dein vorliegenden Werke
die Grabalterthiimer jener so übern».?
wichtigen Zeit der Eroberung nnd Zer-
störung des römischen Weltreich? durch
die Germanen, welche in dieser Evoche,
nach dem übereinstimmenden Zeugiust
der ältesten einheimischen Ueberliefcrung
wie der römischen Berichte, ihre nlt-
natiounle Eigenheit in Götlerglaubeu,
Rccht?gebräncheu u, n, in, noch durch-
aus bewahrt haben, während sie anderer-
seits, nach dem Zeugnis, eben jener
sehr zahlreichen Äräbcrsunde, schon
längst begonnen haben alle llcberrestc
srüherer Cnltur, die sich in dcr allge-
meinen Auslosung noch zu erholten
vermocht Kalten, friedfertig und bereit-
willig aufzunehmen.
So ist die mervviugisch-sränkische
Zeit, als ein Binde- nud Zwischen-
«lied früherer nnd späterer Bildung--
«lterthiimstunde. ^ Brannschweig. Vlewcg K Sol,„. zustande, der geeignete Ausgangspunkt

für den Pfad, welcher in das Gebiet der alteren
beschichte zurück und weiter hinaus auch in
den Urwald der cntlegeusien Vorwelt führen soll.
Lindenschmit verfolgt ihn mit der Sicherheit
des bewährten Forschers, indem er zunächst aus
den festen Kriterien ihrer räumlichen und zeit-
lichen Begrenzung den Charakter der zu be-
sprechenden Funde als merovingischer Grab»
cilterlbiimer sicher stellt, sodann Art und Bau
der Gräber selbst eingehend schildert. Es folgt
dann die Verzeichnung des Gesammtbestandes
der Grabfunde und ihrer eigentbiimlichcn Einzel-
heiten mit den erklärenden Nachweisen der
gleichzeitigen schriftlichen Neberlieferung, so das;
erst die Waffen, die Bcstandtheile der Kleidung,
der Schmuck von Männern und Frauen bc>
l»ndelt werden; Geräthc, Gcfcisze und Münzen,
eine Tarftellung des Berzierungsgcschmacks, der
Handwerk- und Kunstgewerbe, sowie eine zu-
sammenfassende Darlegung der Bedeutung dieser
!>>rabnlkerlhüiucr für die Beurthcilung der
BildungSverhaltnisse der mcroviugischen Periode
an und für sich sowohl als der vorausgehenden
uno der vorhistorischen Cullurzustände überhaupt
'ollen noch folgen,
Ten 456 vorliegenden Tezlsciten sind 448
iwlzstiche eingedruckt, sowie 24 Tafeln mit Ab-
bildungen beigegeben. Tic klare und elegante
AuSführuug dieses überaus reichen JllustrniiouS'
'chmuckcs entspricht durchaus dem altbewährten Rufe des p,lographischen Ateliers
der Verlagsbuchhandlung. Hl, 5Z.

Aus
Nus einem Mcj^anon in Metz,
deutschen Attcrthnmsiimdc,
Brnunschweig, Biemcg j? Sohn,
Französische Bücher.
^. Oriruck-i, irrtervt: 1'r«,ne>! ^u^ss z>!^r I^VIH>i»a?iu>/' IViris,
Ii>)r,iirie I>il>»,,»,
„Hirzel nn Gleim über Sulzer", hicsz ein literarhistorisches Werkcheu, dnS i,u
Jahre 17!,^ ins Französische übersetzt wurde unter dem Titel: „Hirtel »ur ls (Tlein,",
ivelchem die erklärende Bemerkung hinzugefügt war: ..t^I-nm sst uns petito riviör?
eis 1'^IIsm!Z?ns." Seitdem haben die Franzosen doch etwas mehr von deutschen Ver-
bältnisicn erkundet, denn der moderne Schriftsteller erklärt den deutschen Titel richtig
als: „HirzelS Briefe an Glmn in Bctrelf Sulzers" und bemerkt dabei: „Gleim ist ein
deutscher Schriftsteller vom Ende des 18. und aus dem Anfange des 1l>. Jahrhunderts,"
!Üb diese Erklärung für Gleims Lebenszeit vom Jahre 171,9—Ibvlj tressend ist, mag
jeder selbst entscheiden: aber sie ist bezeichnend. Die französischen Schriftsteller haben
sich wenigstens aufrichtig bemüht, ihr Nachbarland kennen zu lernen, und wenn ilmeu
noch kleine Jrrthümcr mitunterlnufen, so mögen wir sie verzeihen. Denn nrtheili
Teutschland immer richtig über frauzöscheS Leben? Grand-CnrleretS Werk, ein statt-
licher Band von 5«12 Seiten, will nnö gründlich davon überzeugen, das, wir auch irren
und ost geirrt haben. Er ist weder ein ausgesprochener Preusienfeiuö, noch ein so be-
geisterter Republikaner, das; er im heutigen Paris 'Alles bewundert: sonder», wie er
selbst sagt, er will,.nn livre eis bovue tai" liefern. Wie weit eS ibin gelungen ist,
die'es Ziel zn erreichen? Nun, er hat sich ihm jedenfalls genähert, und man möchte
wünschen, das; recht viele unter seinen Laudöleuteu so eingehend ihre Aufgabe behandelten,
denn ein ungchcuercc' Material steckt in CarlcretS Werk. Zwei stirunsgedanten haben
immer das Urlheil der deutschen Reisenden und Schriftsteller über französische Sitten

von Nicolai und Herder bis auf unsere Zeitgenossen geleitet oder vielmehr getrübt, entweder eine zu grosze Vorliebe für Paris oder ein Abscheu vor diesem modernen Babel — sie alle sind „Gallovhobes", oder „Gnllophiles", aber selten unparteiisch — und dann die alte Verwechselung, alle Pariser Eindrücke als allgemein für Frankreich geltende anzusehen. Schon seit dem 16. Jahrhundert ist in Deutschland diese Auffassung herrschend, und Cartcrct hat gewisz Recht, wenn er sie als theilweise noch heute bestehend annimmt. Aber immerhin gicbt es doch eine Reihe neuerer Schriftsteller, welche unbefangen von ihnen sind und dabei jedenfalls eine tiefere Kenntnis! von ihrem Stoffe haben, als Carteret sie vcrräth. Denn bei aller scheinbaren Gründlichkeit, trotz der Citate aus mehr als 2l)l) deutschen Schriftstellern begeht der Verfasser noch einige recht starke Jrrthümer, sachlicher und persönlicher Art. Für deutsche Leser bleibt das Historische an Carterels Buch „verlorene Liebesmüh", aber Beachtung verdient es doch. Man darf gespannt sein auf das demnächst erscheinende Gegenstück: „I/^ttemagos ,ju^es psr I» France", — Es fei noch gestattet auf ein ganz ausgezeichnetes Werk desselben Verfassers hinzuweisen, welches bereits 1885 erschien und sich ebenfalls vorwiegend mit deutschen Verhältnissen beschäftigt und noch deutlicher die Lust und Liebe des Schriftstellers wie auch seine hier wirklich in Erstaunen setzenden Kenntnisse bekundet. Wir meinen das im Verlage von Louis Wcsrhauszrr in Paris erschienene grojze Prachtwerk: „l^es moeurs cls I» eirneaturs en ^Ilsma^ve, on Zutriebe, en Luisse," das seinesgleichen, so weit uns bekannt, nirgends hat, Grnndc-Carteret hat eine Geschichte der Methode der Earicatur hier geliefert, von den Zeiten des 30 jährigen Krieges bis auf die Gegenwart. Einzig ist das Buch schon deshalb, weil die Caricaturen nus der Zeit von 1789 bis etwa 1848 auszcrordentlich schwer zu beschassen sind, namentlich die politischen. Aber auch in den „Fliegenden Blättern", im „Kladderadatsch" und „Kikeriki" steckt so manches, waö bleibenden Werth hat. Eine Sammlung der blöken Illustrationen wäre schon eine kulturgeschichtliche Aufgabe, denn sehr richtig bezeichnet Champ Fleur>> in der Vorrede des Buches, in welcher er die Wichtigkeit desselben angemessen hervorhebt, die Caricntur als „eine Art Barometer der öffentlichen Meinung", um wie viel reizvoller ist eine systematische und chronologische Darstellung des Stvsjes, welche einerseits den Bilden: selbst ihre inhaltliche wie technische Erklärung gicbt (auch künstlerisches Verständnis zeigt Grand-Earlcrct, wie seine feinen Bemerkungen über Chodvwiecki verratbcn), andererseits durch eine Anzahl meisterhaft wicdcrgegcbrncr kleiner Vignetten und ganzer Blätter, unter letzteren sogar einige in Farbendruck, unterstützt wird. Der Verlag hat hier offenbar das Höchste geleistet, ihm gebührt eben'» viele Anerkennung, wie den deutschen Firmen, welche dem Schriftsteller durch Uebcrlassung der Clichss seine schwierige Sammlung erleichterten. An dem äußerst fein wiedergegebenen allbekannten Bilde von (5, Reinhardt ist die Richtigkeit dieser Bemerkung am leichtesten einzusehen. Wir würden weit mehr Raum brauchen, als hier zu Gebote steht, wenn wir noch mehr Einzelheiten anführen wollten; derartige Schönheiten lassen sich ohnehin nicht beschreiben. Wir erwähnen nur noch den literarhistorisch außerordentlich interessanten Anhang, welcher fast sämmtlichc illustrirten, satirischen, Witz- und Flugblätter des behandelten Zeitraumes, deren Titel meist „ach dem Original im verkleinerten Holzschnitt wiedergegeben sind, aufzählt.

In Frankreich gilt noch immer die künstlerische Ausstattung eines Werkes als „des Schwcistrs der Edcln Werth", während bei »nS n»r zu häusig die in Liefeningen erscheinenden Prcichtwerkc aushelfen müssen, bei denen daS Wort wenig, das Bild gnr nichts Fesselndes bietet. Bei uns findet sich eben säst Niemand, der 40 Francs für eine JlinSübersetzung zahlt- vielleicht kauft aber Mancher die sranzösische, denn dieser bei Ouantin in Paris erschienene Quarlbnud: ,,1/Iliucks ck'Uomöre, Irsciiiliticm psr Lmils l'skgcmvennx. Vio^t-ciustrs ^>äncl«z eompog>ti«n8 psr Henri Zckatle" ist bezaubernd. Der Text ist eigentlich gleichgültig, es ist eine Proinüversetzung in elegantem Französisch, aber diese wundervollen Bilder in Lichtdruck! Henri Motte hat zuerst Aufsehen erregt durch sein im „Salon" von 1874 ausgestelltes Oelbild .da« hölzerne Pferd vor den Mnuem Trojns": seit dieser Zeit hat er sich unausgesetzt rnil Homer beschäftigt, und nach und nach zu jedem Gesänge ein Bild gemalt. Denn wirkliche Gemälde von 1 Meter Breite und 1'/^ Meter Höhe liegen den Lichtdrucken zu Grunde. Der warme satte Ton der Oelfarbcn wirkt hier ganz anders wie die Zeichnungen, Trotzdem die Wirkung dieser Bilder nicht auf der bekannten koloristischen Manier der Franzosen beruht, erscheint die Fnrbcncmlage überaus kräftig: das verleiht

dm Gestalten etwas Plastisches, entsprechend dem schwellenden vollen Leben der homerischen Götter und Göttinnen, Tie Sinne werden verführerisch erregt von diesen wonnigen Rereldenleibenr, wie sie dos 18, Bild in Hellem grünlich schimmerndem Ton uns vorführt. Ganz anderer Art und doch nicht minder ergrcisend ist das Bild der Eos vor dem 2. Gesänge, Eine emporichwebende weiße Fraucngestalt, die mit erhobenen Händen den schwarzen Schleier der Nacht hinter sich wirft, während nm Sternenhimmel Sclcne zu versinken scheint 5 unten auf der Erde aber, noch im Nebelschleier, der Sonnenwagen aus dem Meere aussteigt, Das schlaftrunkene Antlip der Cos birgt unendlichen Liebreiz. Vir haben nur einmal eine ähnlich überraschende Wirkung der einfachen Farben von Schwarz und Weiß gefunden, nämlich bei A, de Cvurtens „Ewigem Ge-Kcimniß", welches im lctMi! Sommer in München ausgestellt mar. Henri Motte ist ein echter Tichlcrmaler. und msi50ii (jnaotin^ verdient unter der Zahl der Förderer der Kunst nnch wegen dieser „Jliade" die ehrenwertheste 'Erwähnung,

pädagogische Literatur.

Fsnclon nnd die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich von Claude Fleury bis Frau Necker de Sanssure. Von Ui. E. von Sallwürk. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Der verdienstvolle Verfasser, eine schriftstellerisch vielseitige, elastisch srische Individualität, ergänzt durch das vorliegende Werk die cullurgeschichtlichen Studien über das achtzehnte Jahrkunderl. Mit großer Sachkenntnis; und Gewissenhaftigkeit hat er den umfassenden Gegenstand behandelt. Zunächst analysirt er Claude Fleurns schrisi steuerliche Tätigkeit und Ansichten über weiblichen Unterricht und erörtert mit großer Ausführlichkeit die kulturhistorische nnd pädagogische Bedeutung Fenelons, desicn „Mädchencrziehung" zugleich in einer gewandten Ueberi'epung mit angemessenen Erklärungen dargeboten wird iS. 109—198), Von Fsnelon geht der Verfasser zu Frnu von Mnintencn über, dann in charakteristischer Skizze zu Crvuznt, Rolliu und Samt-Pierre, uni sich eingehend bei Rousseau, bei den encyklopäd istischen Kulturträgern >Marie le Prince, Gräfin von Miremont, Frau von Gcnlis und Frau Eninpa»), bei den Pädagogen der Restauration (Frau Guizot und Gräfin Rsmusal), endlich der pädagogischen Schriftstellerin der Romantik, Frnu Neckcr de Saussure, aufzuhalten. So complicirt und verschlungen der Gegenstand ist, so klar, präcis und abgerundet ist das Bild, welches der als Cnlturzeichner künstlerisch gewandte Verfniier von den vielfach cvnlrcir auftretenden Strömungen jener Epoche entwirft. Die gründlich gelehrte Sachkenntniß, die er von dem höheren Geistesleben jener Zeit hat, zeigt er nicht in breitspurigen Nachweisen, sondern verdeckt sie fast geslisienlüch, wie man an den zahlreichen, durch Feinheit und Tiefe überraschenden Nrtheilen sieht, die ost in einzelnen Säyen ein — man könnte sagen — monographisches Studium voraussepcn.

Handel und Wandel der pädagogischen Schule Hcrbarts. Eine historisch-kritischc Studie von Dr. E. von Sa llwürs. Zweite, erweiterte Auslage. Langensalza ^Hermann Beyer und Sohne.

In den Kreisen der Herbartiancr hat diese höchst zeitgemäß auftretende Clmraktcristik der Herbnrtifchcn Schule Aussehen erregt. Auch für die außerhali,' der pädagogischen Richtung stehenden Leier bietet sie viel Interesse. In vier Abschalten behandelt sie die Individualität Stoys und Zillers, die Stellung des „Vereins für wissenschastliche. Pädagogik", Herbnrtische Bestrebungen außerhalb des Vereins und das levte «reci« des „Vereins sür wissenschaftliche Pädagogik". Die Darstellung ist klar und scharf, der Ton der Polemik vornehm,

Herbart-Anthologie. Sammlung pädagogischer .«ernstellen ans Joh. Friedr. Hcrbarl's Werken von Hermann Wendt, Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Mit diesem Schristchen, „einer Frucht vierjährigen Herbart-Studiunis", dürfte der Einführung Herbarts in weitere Kreise mehr gedient werden als durch eine cvmpeudiöse

Darstellung, Ungestraft wird man ja nicht das Studiuvl HerbartS unterlassen können, dcn Lazarus als „Meister der Pädagogik des neunzehnten Jahrhunderts" bezeichnet. Der Inhalt der vorliegenden Citaten-Srunnlung aus Herbart ist selir reichhaltig und erfordert ein Studium, welches nur durch die Schriften Herbarts selbst ergänzt werden kann, die weit mehr zu empfehlen sind, als die oft weniger geistvollen als pedantischen Schriften seiner zahlreichen Anhänger, Ernsten Bemühungen in dieser Richtung dürste wohl in erster Linie die erste vollständige und kritische Ausgabe sämmtlicher Werke vcrbarts von Dr. Karl Kehrbach dienen, deren erster Band (zwölf im Ganzen) soeben erschienen ist, Herbart ein pädagogisches Genie zu nennen, dürste wohl nur da möglich sein, wo man auf wirklich schöpferische und bahnbrechende Ideen verzichtet 5 wohl aber ist er als hochbegabter, talentvoller, solider und energischer Arbeiter im Gebiete der Gedankenwelt eines nacheifernden Studiums würdig. Den Eindruck, das; man einem hochachtbaren, ernsten und in der Selbstzucht der Geistesarbeit reellen Denker gegen-überstellt, der hohes Talent besi^t, aber durchaus nicht das Schauen und die Schaffens^ kraft des Genies, gewinnt man auch wieder in aller Präeision an der mit Geschick nnd Flein zusammengestellten „Herbart Anthologie".

Der Stantsminister Freiherr v. Zedliy und Preunens höheres Schul-wesen im Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Conrad Rethwisch. Zweite, durch einige auf Fragen der Gegenwart bezügliche Aetenstücke und Anmerkungen vermehrte Ausgabe. Berlin, Robert Oppenbeirn.

Sine Monographie über Zedlitz darf in der Geschichte der Pädagogik nicht fehlen. Verfasser hat das nicht immer leicht zugängliche Material sorgfällig bemiUl und ein interessantes Charakterbild des Mannes entwarfen, der in der Geschichte der Schul-reform-Bcstrebnngen eine bedenkende Rolle spielt. In der zweiten Auflage hat cr einige Aetenstücke aus jener Zeit veröffentlicht und knüpft daran den Vorschlag zur Gründung eines UuterrichtsralheS und zur Errichtung von Seminarien für den höheren Lehrerstand, Er zeigt dabei den Zusammenhang seiner Porschläge mit den Zcdlip'schen Bestrebungen,

Friedrichs des Großen pädagogische Sckristcn nnd Acußerungen. Mit einer Abhandlung über Friedrichs des Großen Schulrcgimcnt nebst einer Sammlung der hauptsächlichsten Schul-Reglcments, Reskripte nnd Erlasse iibcrscpt und heraus^ gegeben von Dr. Jürgen Bonn Meyer. Langensalza, Hcnnan Beyer nnd Söhne.

In einer Einleitung stellt der Herausgeber die Verdienste Friedrichs des Große» nm das höhere nnd niedere Schulwesen sowie nm die Universitäten zusammen. Man beobachtet mit Interesse, wie segensreich aus dem'Gebiete des Unterrichts nnd der Erziehnng der König durch seinen reichen Geist, sein Wohlwollen und seine tief begründete Menschenkenntnis; wirkte.

Nach der 8S Seiten umfassenden Darstellung des «erausgebers werden die Schul reglcmcnts, Eabinctsrescriptc und Ministerialerlassc, die pädagogischen Schriften und pädagogische Fragmente aus Abhandlungen nnd Briefen des Königs zusammengestellt. So ergänzen diese nnd die vorhcrgenanntc Arbeit einander.

Jean Pnnl Friedrich Richters Levcina nebst pädagogischen Stücken aus seinen übrigen Werken nnd dem Leben des vergnügten Schulmeistcrlein Maria Wuz in Ancnthcil. Mit Richters Biographic herausgegeben von Or. Karl Lange. Lnngcnsnlza, Hennann Beyer und Söhne.

In einer umfangreichen Studie schildert der Herausgeber das Leben und die pädagogische Bedeutung Jean Pauls, iu dessen Individualität er sich pietätvoll eingc^ lebt hat. Die folgenden 341 Seiten enthalten die bekannten pädagogischen Werke Jean Pauls in corrcctem Abdruck nnd ohne Verkürzung: erklärende Anmerkungen begleiten den Text, die Ausstattung ist vorzüglich. ü. t^.

Dr. 5?arl Schmidts Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher <5nlwickeliing und im organischen Zilsnmincnhang mit dc,n Culturlebc» der Völker. Vierte Auflage. Herausgegeben von Dr. Friedrich Dilles und De, Emanuel Hannnk. I. Band. Tie Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeil. Eöthen, Paul Schettler? Verlag.

K. Schmidts (beschichte der Pädagogik ist ein durchaus empsehlensivcrlhes Werk, ols Nachschlagbuch wie als Mittel, sich über die Zusammenhänge in der Geschichte der Pädagogik zu unlerrichten, gleich brauchbar. Tie vier stattlichen Bände desselben bieten eine überraschende Fülle von Stoff, welcher mit begeisterter Liebe für den Gegenstand >,„d mit einem wahren Bienensieiize aus den dem Verfasser zugänglich gewesenen Quellen zusammengetragen isi. Tie Tendenz zur Universalität der Tarstellung hat dabei das Eingehen auf das Charakteristische im Telail nicht gehindert. Es liegt auf der Äand, dag bei einem derartige!! Werke durch die unglaubliche Masse des fortwährend sich ittelner,den Materials, welches durch die Einzelforschungeu verwandter Wissenschaften, namentlich der Welt- und Eullurgeschichle, der Geschichte der Philosophie und der Geschichte der sveeiellen Wissenschaften, zu Tage gefördert wird, die Einzelheiten fortwährend erneuter Revision dringend bedürftig sein müssen. Wir kennen das Schinidt'sche Werk leider nur in seiner zweiten Auslage-, inzwischen ist auch eine dritte vergriffen worden, und vor uns liegt die erste Lieferung des I. Bandes der vierten. Aus dem Probebeste ist auf den erste» Blick ersichtlich, das; die Herausgeber des ersten Bandes, Friedrich Titles nnd Emanuel Hannak, diese Revision gewissen Mt und zweckentsprechend in die Hand genommen haben. Tasz sie, wie es uns scheinen will, vielleicht allzuängsilich bemüht sind, dein Werke die Eigenarten der Darstellung des I8i!4 verstorbenen VersasserS pietätvoll zu wnlzrcn, wollen wir nicht tadeln: doch glauben wir, das; manchmal ein unbarniberziger Schrill mehr heilsam gewesen wäre: wo er gewagt ist, bedurfte es kaum der Entschuldigungen, wie sie die Herausgeber in Anmerkungen unter dem Texte lz, B S. 18. 25) glauben machen zu müsse», Tie philologische Akribie, welche selbst kleine Aenderun^en des ursprünglichen WoNlnutcs durch Zeichen im Terte andeutet, lbut bier des Guten fast zu viel. Denn das Wesentliche ist bei einem Werke, welches sich weniger an den Fachgelehrten, als nn die weiteren Kreise wendet, nn den Lehrer, Erzieher, Geistlichen, an den Gebildeten überhaupt, doch, das, der frische Hamb des ursprünglichen Geistes trop aller Aenderunzcn des Zufälligen der Form erhalten bleibe. Und dies geschieht denn auch Dan es namentlich der Hauch Hegcl'schen Geistes war, der bei der Comeptivu des Werkes brsruchtend wirkte, erkennt man schon aus den Eingangs-Worlen: „Gottes Wesen ledt im All, und in der Menschheit oifeubart es sich «ls die Vernun't, Schönheit und Sittlichkeit": aber wir sind we,t davon entfernt, hieraus «inen Tadel zu begründen, zumal da sich das Werk von allen Abstrusiläten Hcgel'scher Dialektik frei hält und die I?ee der organischen Entwickelung, welche hier sür die Geschichte der Pädagogik als Princiv in Anspruch genommen ist, unzweifelhaft eine der großen und fruchtbaren Auffassungsweisen alles Gesch.'bens in Natur und Geschichte ist und bleiben ivird, gleichviel ob man zu ilir durch Hegel oder wen auch immer angeregt morden ist. — llm die Anschauung des, wie gesagt, durchaus cmpsehlenswerthcn Werkes zu erleichtern, hat die Verlagsbuchhandlung eine Lieferungsausgabe veranstaltet, Die Ausstattung und der Druck der uns vorliegenden erste,i, mit einem guten Stahlstiche ^>es Verfassers geschmückten Lieferung lägt nichts zu wünschen übrig. A. ^.

Philosophie.

Logik von Dr. Friedrich Harms, weil. ord. Professor der Philosophie an der Universiät zn Berlin, öerausgegcben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Tb. Griebens Verlag (L. Fernau.)

J,n nächsten April sind es Kundert Jahre, seit Kant (in der Vorrede zur 2. Nusgabe der Kritik der reinen Vernunft! das bekannte Wort niederschrieb, dast die Logik, 1'cit dem Aristoteles keinen Schritt rllckwirts habe thu-i dürfen, . . . das, sie auch biZ,

jetzt keinen Schritt vorwärts habe th»n können, daß sie also allein Ansehen nach geschlossen und vollendet zn sein scheine . . . Diesen Borthcil habe sie blos ihrer Eingcschränkthcit zn verdanken, dadurch sie berechtigt, ja verbunden sei, von allen Objecten der Erkenntnis, und ihrem Unterschiede zu abstrahiren, und in ihr also der Verstand es mit nichts weiter als sich selbst in seiner Form zu thuu habe. Wie schnell und wie sehr haben sich doch die Ansichten über diesen Punkt geändert! Wie wenigx unter den Philosophen haben sich mit dieser Beschränkung der Logik ans das rein Formale einverstanden erklärt! Aber andererseits werden auch, seit Hegel auigchört hat. Schule zu machen, nur wenige mit diesem soweit nach der entgegengesetzten Richtung zu gehen geneigt sein, wie der verstorbene Harms, der den Satz aussprach: „Tie Logik inducirt eine Metaphysik, und die Mctaphusik involvirt eine Logik, die ihr entspricht." Denn die Logik ist ihm zwar auch die Wissenschast vom Denken (S, 33), das Denken aber will erkennen. Es will erkennen, was die Dinge sind, und was die Dinge thun (S, 177), Das klingt sehr einfach, aber gerade hier liegen die Schwierigkeiten: denn das ist die Frage, die nicht znr Ruhe kommen will, ob es denn auch erkennen kann, was die Dinge sind, und ob denn Dinge sind, die das Erkennen fassen kann, so das; es von ihnen zu sagen vermag, was sie thun. So kommt die Logik zur Schwcsterschaft mit der Metaphysik. In eine Kritik dieser Auffassung der Logik und ihrer Durchführung im vorliegenden Werke einzugehen verbietet uns der Raum, wir müssen uns daher damit begnügen, die Veröffentlichung der interessanten Schrift aus dem Nachlasse des Verfassers unfern Lesern anzuzeigen. Der Herausgeber, Herr Dr. Heinrich Wiese, ev, Pfarrer in Tribusch, hat sich durch die Publikation und die sorgsame und gewissenhafte Arbeit,daran den Dank nicht nur der Schüler und Verehrer des verstorbenen Verfassers, sondern aller, welchen Philosophie am Herzen liegt, reichlich verdient.

Wesen und Werth des Daseins, Untersuchungen zur Feststellung eines Gesammtbcmußlseins der Menschheit von I>r, ?l. von Eye. L.Auflage. Berlin, Allgemeine VerlagS-Agcntur.

Ein philosophisches Werk in Briefen nn eine Dame. Diese Form zwingl die Kritik, die angezogene Klinge zum Salutiren zn senken und gestattet es, daß wir die Anzeige des Bnchs anch unsererseits mit den Worten einer Dame beginnen. Die Rnhel klagt einmal in einem Briefe an Veith: „Die Welt geht ihren Gang. Wir haben das Zusehen. Man sollte doch nicht denken, das, das so schwer wird," und das ist ungefähr die Stimmung, welche den zu ergreifen pflegt, der über Wesen und Werth des Daseins nachdenkt. In diesem „daß es so schwer wird" liegen — psychologisch — die Keime zum Pessimismus, aber auch — für die Jugendfrische, die mit den Schwierigkeilen spielt, wie das zn heiterer Stille geklärte Alter, welches sich, die Schwierigkeiten zurechtgelegt hat und mit dem Zurechtlegen auch wirklich fertig geworden ist, — die Keime zum Optimismus, der die Siegesfrende antieipiienden Stimmung. Denn jede Weltanschauung resnltirt zulent doch immer aus dem Allerpersönlichsten des Menschen, wächst henwr aus dem Mnllerboden des Gemülhs. Dieses Frohgefühl, mit den Näthscln des Daseins fertig geworden zu sein, geht durch das ganze Buch und giebt der gesamnilen Darstellung eine gewisse ruhige Sicherheit nnd einen freundlich anmulhendcn lichten Fnrbenton. Ist es aber richtig, daß weniger der logische Zwang zur Anerkennung allgemein verbindlicher Principien, als vielmehr die Jndividnalilät des Denkers die jeweilige Eigenart der menschlichen Erkenntnisse zeitigt, so können wir auch nicht behaupten, die Art, wie der Verfasser das Weltproblcm sich gegenüberstellt, die Perspective, unter der er es auffaßt, sei falsch; es ist eben nur etwas Perspektivisches in aller menschlichen Erkenntnis;, ein relatives Moment in aller Wahrheit, Wir an unser,» Theilc sehen das Dasein und seine Zusammenhänge anders nn, besonders bekennen wir offen, uns nicht der glücklichen Weitsichtigkeit bis in den tiefsten Hintergrnnd des Metapsysischen zu erfreuen, wie der Verfasser. Aber wenn auch gar mancher, wie wir cS thnn, sich im Dasein zurechtzufinden sucht und das Leben für lebcnswerth erachtet, ohne vom Gegebenen in's Transseeudentc hinüberzugreifen, um dort die Gesichtspunkte zn suchen, unter denen Wesen und Werth des Daseins sich erhellen — so bleibt dnS Buch seiner Tendenz nach, dem Denkenden zur Daseinsfrcude zu verhelfen, doch aller Anerkennung Werth, Jeder einzelne der fünf Abschnitte: Mensch und Menschheit, Gott nnd

Welk, Seele und Seligkeil, Recht und Pflicht, Schönheit und Vollendung, könnte das
<Zioctheschc Wort: „Wie es auch sei, das Leben, eS ist gut" getrost als Motto führen,
«. L.

Kunstwerke und Künstler.

S. Lübke, Kunstwerke und Künstler, Tritte Sammlung vermischter Aufsätze.
Mit 69 Illustrationen. Breslau, S, Schottlaender.

Wilhelm Lübkc darf immer auf williges Gehör für seine gründlichen und mit
Prächtiger Klarheit und Eleganz geschriebenen Arbeiten aus allen Gebieten der Kunst-
wisienschnn rechnen. So wird auch der vorliegende stattliche Band, in welchem er seine
während des letzten Decenniums gcs.tiriebcncn Aufsätze gesammelt hat, eine allseitig
freudige Aufnahme finden. Insbesondere die Leser von „Nord und Süd" werden mit
Tank die neue G'be eines Autors empfangen, der seit Jahren einer der treuesten
Mitarbeiter dieser Zeitschrift ist. Von den hier vereinigten 25 längeren oder kürzeren
Essaus ist der vierte Theil sür dieses Blatt geschrieben worden, darunter der um-
fciisendc, reich illustrirte Aufsatz über „Heinrich Schliemann und seine Entdeckungen",
die ebenso gründlichen Arbeiten über Rubens und Rembrandt, die geistvollen
Betrachtungen: „Tic Kunst und der Kaufmann", „Realismus und monumentale Kunst",
Wir erkalten sie hier in einer vielsach umgearbeiteten und erweiterten Form, so ist
namentlich die Studie über „König Ludwig II. und die Kunst" durch eine Würdigung
seines Verbällnisics zur Kunst Richard Wngucrs abgerundet worden. Taran schließen
sich drei größere, mit zahlreichen Illustrationen versehene Arbeiten, welche Westermnnns
Moii.ilsbcslcn entnommen sind : sie behandeln die Gebrüder vnn El>ck, die hochinteressante,
bisher nur in französischen Werken eingehender beschriebene und publicirte spätgvthischc
Kirche von Brou, und die Renaissance-Villa Bcrbaro bei Massr. Ten weitaus
größere» Theil der kleineren Beiträge endlich verdanken mir der kritischen Tlinligkeit
des Verfassers in der Münchencr „Allgemeinen Zeitung"; obwohl sie meist nur über
neue, bemerkenswerthe Erscheinungen der Kunstliteratur berichten wollen, eibalten diese
kleinen Aussätze durch die oricutirendcn Bemerkungen über den behandelten Gegenstand
wie durch die eingestreuten Beiträge aus dem reichen Wissen des Verfassers einen
Weilli, der uns ihre hier erfolgte Zusammenstellung mit Freuden begrüßen läßt. Eine
ebenso willkommene Gabe bilden endlich die bisher noch ungcdruckten „Aphorismen",
unter welchem Titel der Verfasser eine zwanglose Reihe von Gedanken gesammelt hat,
wie sie ibm, dem kundigen und begeisterten Vorkämpfer des Idealismus auf allen
Gebieten des Lebens, die sinnende Betrachtung des heutigen Zeit- und Weltlaufs
««gegeben hat. A, 8.

Bibliographische Notizen.

RelrotristiK.

Tnrch scharfe Gläser. Satiren von Gegenstand seiner Schilderungen sind all-
Gustav Schwarzkopf. Tresden und tägliche Uebcl der großen und kleinen Gesell-
Leipzig, Heinrich Minden. schaft. Kunst und Literatur und das ge-
Schwarzkopfs erste Arbeit, „Die Bilanz ^ sellige Leben der Großstadt sind die Gebiete,
Der Ehe" bat viel Anerkennung von der aus denen er den Stoff zu satirischer
Kritik erfahren. Auch wir haben, dem Behandlung nimmt. — Schwarzkopf scheint
Verfasser, obwohl uns seine novellistischen uns indessen ein wenig zu viel zu
Studien etwas skizzenhaft erschienen, Talent ^ schreiben. Wir würden diesen Tadel in
gern zuerkannt. Seine neue Arbeit zeigt ^ einer Zeit, wo kaum einem Schrift-
ein Wachsen seiner Fähigkeiten. Er ! steller der Vorwurf des Vielschrcibens
beobachtet scharf, schildert treffend, knapp ! erspart werden kann, gar nicht cmsge-
nnd mit stilistischer Gewandtheit. Der ! sprechen haben, wenn wir nicht die Ueber-

Zeugung hätten, das, Gustav Schwnrztopss Talent bei ernster Vertiefung etwas Tüchtiges schassen müsjtr, rl,

liovellen v on W, Hildcb > a nd I, Berlin, S. Rosenboilni.

Hildebrandt besitzt ein eigenartige«, das Turchschnittsmast weit überragendes Talent-, feine eigenste Domäne ist das heitere Genre, aus dieses weist ihn sein vrigineller Humor geradezu hin, er versteht es, durch die seltsamsten Eontrnste zu wirken, bei welchen ihn das exotische Element, dessen er sich bedient, erfolgreich unterstützt, ?lber auch für die tragische» Conilicle steht ihm der gewaltigste Ausdruck zu Gebote: die kleine Novelle „die Tcsta-mentscvmmission" ist ein Seclengemälde von erschütternder Wirkung, in knappest« Form treten die geschilderten Vorgänge wahrhaft plastisch hervor und bieten eine Anregung zum Nachdenken über die Unzu-länglichkeit aller gesetzliche» Institutionen. An literarischem Werth steht diese Novelle jedenfalls über allen übrigen.

in?.

Gedichte von Joseph Winter. Stutt-gart, Adolf Bonz K Eo,

Das schön ausgestaltete Bündchen um-fnstt keine allzugrvste Sammlung von ^ „Liebem" und „vermischten Gedichten", Ter Dichter scheint unter seinem Porrath wohl gesichtet zu haben, denn was er bietet, ist abgerundet, sesselud, Winter besitzt ohne Zweifel Talent, sowohl Erfindung wie Formgewandtheit, So jung der Dichter auch sein mag: er scheint schon eine ernste Wandlung durchgemacht zu haben, Während ein Theil der nnS vorliegenden Gedichte sich in den alten Gleisen bewegt, schlagen andere einen neuen Ton an: sie sind modern, ja sie streben mit Bewusttscin nach Neuem, Nur ein kleines Beispiel:

Fremdes.

Wie sollten wir denn einfach sein,
So reicher Zeiten Sohne?
Accorde sind wir Alle nnr,
Und nimmer einzle Töne.

Wir tragen fremdes Blnl in uns, ^
Das zänkisch sich empöret,
Das trag in unse>n Adenr rollt,
Weil's nicht zu uns gehöret.

Wir gaben unser Herz dahin,
Um cinö von Stein zu tragen,
Das freilich Hieb und Slost verträgt,
Und nnr nicht weist zu schlagen.

Sphinx, Nomon von Doris Frciiir von Spcittgen, Leipzig, Enrl Rcismcr.

Dem Bedürfnis nach Unterhaltung?-lecture wird der Roman „Sphinr" voll-ständig genügen, uamenllich bei solchen Lesern, die sich den Genust nicht durch kritische Bedenken verkümmern lassen, denn die Verfasserin versteht das Interesse zu concentriren »ud bis zum Schlusi iu Span-nung zu erhalten, Tie Lösung ist aller-dings recht ernüchternd, denn die Rälhsel dieser Sphinx sind so bürgerlich legitimer Natur, das, man sich vergeblich srngt, war-um sie durch ihr unbegründetes, geheimnist. volles Schweige» das Lebensglück des Geliebten n»d ihr eigenes in Frage stellt. Tic Verfasserin hat den Stoff änsterst geschickt bearbeitet, aber was aus so un-wnlirscheinlichen VvrauSsettungcn sich aus-baut, wird durch die geschickteste Technik nicht glaubhafter,

m?.

Ter Man» mit den zwei Hörnern. Romantische Erzählung von Moritz Jokai. Vluinen des Ostens. Neue Erzciblungcn und Schilderungen von. Moritz Jokai. Einzig ermächtigte Uebersetzungen von Ludwi g Wechsler Beilin, Adolf Rcinecke,

Tie durchaus orientalischen Motive» in romantischem Gewände mit einem An, slug von Groteskem, haben uns allerdings sremdartig nngemulhel: Iokais Phantasie

treibt oft all zn üppige ^liithcn, nanicut-
lich für unseren deutschen Geschmack,
dennoch müssen wir ihm zuerkennen, dnst ei
seinen Pinn in der Weltliteratur nicht mit
Unrecht behauptet: er versteht es, vor-
handene Ilebelslände mit packender Scitprc
zu geisteln, die geschilderte,, Nationalitäten
zu individualisiren, und besivt eine wahr-
lmst plastische Darstellungsknnst, welche de»
Leser von Ansang bi>? Ende anregt und
fesselt,
Tic vorliegende Übersetzung lästt an
stilistischer Vollkoniincnbeit vieles z«
wünschen übrig.
Ans meiner Welt. Novellen und
Stizzcublcittcr, von Elise Pvlko
Breslau, S, Scholilarnder.
Mit der neuesten Nvvellensammlung,
welche Elise Pvlko soeben vcrönenllicht, wirb
sie ihren jungen Freuuoinnen jedenfalls eben
so viel Vergnügen bereite», wie mit allen
vorangegangenen Produclwuen, Tie poesie-
volle, etwas romantische Schreibweise der
Veisasscrin gefällt den jungen Mädchen

Bibliograph
ische Notizen.
von Innt noch eben >'o gut mic vor Jahren,
als sie sich mit ihren „Musikalischen Mär-
chen" die Herzen der damaligen jungen
Welt eroberte. Da ihre Tendenz stets
eine edlc ist und sie versiebt die jungen
Gemüther zu ergreifen und für das Schöne
und Gute anzuregen, so dürfen wir uns
der Anerkennung, welche Elise Polln bei
ihren Leserinnen findet, nur erfreuen.
istroize und kleine Leute in Alt Weimar.
Novelle von Otto Roanettc, Breslau,
5. Schotticinder.
Tie sechs Novellen auS der klassischen
Zeit Alt-Weminrs haben uns durchweg
außerordentlich angesprochen, es sind, wie
der Verfasser einleitend berichtet, „vor-
wiegend die kleinen Leute, welche in diesen
Geschichten ihre novellistischen Angelegen-
heilen betreib«.'», während die großen, dem
Tagesgctriebe mehr entrückt, nur gelegent-
lich eingreifen, manchmal auch die Ent-
scheidung herbeiführen," Tic Namen,
denen wir begegnen gehören theils der
TKealergcschichte nn, theils auch denjenigen
Kreisen der Gesellschaft, welche mit dem
Hofe in irgend welcher Beziehung standen,
Namen, die unser Ohr vertraulich be-
rühren und für welche der Verfasser im
Voraus unseres Antheils gewiß ist.
Die Angelegenheiten dieser Persön-
lichkeiten, in anspruchsloser Weise erzählt,
dabei in beständiger Wechselwirkung mit
den großen literarischen Ereignissen, werden
auch einem größeren Publikum willkommene
Unterhaltung gewähren. in?.
Zixnschau auf dem WeiHnachts-WücHermnrKte.
Aus der ungeheuren Fülle von Büchern,
welche innere Verleger als Geschenke für
die Jugend und für Erwachsene auf den
Weihnachtsmarkt bringen, seien an dieser
stelle nur die vornehmsten und wichtigsten
errväbnt. Es wäre unmöglich, Alles auszu-
zählen, und auch die ausgewählten können
uur mit flüchtigen Worten bedacht werden.
An erster Stelle sei des soeben ver-
storbenen Verlegers und verdienten Jugend-
schriftstellers Otto Spamer gedacht.
Ta liegt gerade ein Werk seiner Feder vor
uns. ES ist wohl nicht Vielen bekannt,
daß der in seinem Verlage so vir wieder-
kehrende Antornnmc Franz Otto ein
Pseudoniim des Verlegers selber war, unter
dem er für unsere Jugend die kreislichen
Bücher schrieb, die soviel Auslagen erlebt
haben und zu jedem Fest in neuem, schönerem
Gewände wiederkehrten, „Wohllhätcr der
Menschheit, hochsinnige Bekenner der
Duldung, Barmherzigkeit und Menschen-
liebe, Vorbilder sür Jung und Alt, Mit
Is>8 Textabbildungen und einem Titelbilde"
(Leipzig und Berlin, Otto Spamer) ist
der Titel des bereits in dritter Auslage
erscheinenden Werkes, das schon so viele
Freunde von Alters her zählt und sich
sicherlich noch ebensoviele neue gewinnen
wird. — Ei» anderer ebenso geschätzter
Freund unserer Jugend ist Dr. (5 a r l O p p e l,
ein trefflicher Schriftsteller, der ungemein
einfache, gesunde pädagogische Grundsätze
mit fruchtbarer Schnncnssreilde und einem
schlichten Stil vereinigt. Seine neueste
Gabe sind die „Städtcgefchichlen, Aus allen
Gauen des Vaterlandes, Historische Er-
zählungen nnd Sittcnschilderungen aus
deutschen Städten. Mit 42 Textab-
bildungen und einem Tttelbilde nach
Zeichnungen von Konrad Ermisch und
B. Mörlins. (Leipzig und Berlin, Otto
Spnmer)," Verwandt mit den historischen
Schilderungen Oppels ist das „Nene
Soldatenbuch. Tie Welt in Waisen. Von
den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart,
I. Band: Kriegswesen und Kriegführung
im Alterthnin, Mittelalter und in der
neueren Zeit (bis 17»I>) von K, G. von
Scrneck und F. Schnackenburg".
4. Auflage. (Leipzig »nd Berlin, Otto
Spanier) — eine Kriegsgeschichte, die klar

erzählt und durch ,?<!() Textabbildungen in
iiistrnetiver Weise erläutert ist.
Die angeführten Bücher dcs Spamer-
schen Verlags sind offenbar für die reifere
Jugend geschrieben, aber auch das jüngere
Alter wird bedacht, lins liegt vor „Das
schönste Weilmachtsbuch. Artige Geschichten
für artige Kinder, l>!U kleine Geschichten
nnd Erzählungen für Knaben und Mädchen
im Aller von 6—8 Jahren. Von B,
Spieß und E Michael," Mit 5» Text-
abbildungen und 4 Vuntbildern. (Leipzig
und Berlin, Oliv Spanier), „Durch Wald
und Flur. Ein Ercursionsbuch für kleine
Natiilfrelinde (Moritz Perles in Wien)"
enthalt wunderschöne bildliche Darstellungen

von Th, von Pichlcr, welche Pflanzen, Blumen, Insekten, Schmetterlinge, Berge:c,, genug die ncsammtc Natur, wie sie sich dem Kinderauge darbietet, umsas;t, PH, Brunner hat den Text dazu geschrieben. Er erklärt den Kindern die Bilder und unterrichtet sie auf diese Weise über die Bedeutung Alles dessen, was sie täglich umgiebt. Ein in Hinsicht auf den Text und auf die Bilder hervorragend schönes Buch ist „Aus der Jugendzeit. Gedichte für die Kinderwelt von stanz Dittmar, illustrirt von Julius Kleinmichel. Leipzig, E, Twictmel>er." — Alle Bekannte im neuen Gewände sind „Märchen aus „Tausend und Eine Nacht, Neu bearbeitet für die Jugend von Paul Benndorf," Stuttgart und Leipzig, Wilhelm Effenbergcr (F. Loewes Verlag)" und „Die Ostereier und fünf andere Erzählungen für die liebe Jugend von Christoph von Schmidt, Stuttgart und Leipzig, Wilhelm Effenbcrger (F. Loewes Verlag)." Zu beiden hat Professor C. Offterdinger wunderschöne farbige Bilder geliefert, — „Unzerrciszbarcs Thierbilderbuch von H, Leute mann, L« Bilder. Stuttgart, W ilhelm Effen bcrgcr, (F. Loewes Verlag)" nennt sich eine in Form eines Leporello-Albums gedruckte Reihe von wunderhübschen Tarstellungen aus der Thierwelt, Besonders anziehend für Kinder wird es durch die Farbenpracht und durch die Darstellung gerade derjenigen Thicre, die unseren Kleinen aus Erzählungen bekannt sind. Selbst einen Kalender erhält die liebe Jugend. „Buntes Jahr. Kinder-Kalender für das Jahr 1837, herausgegeben von D. Duneker, illustrirt von E. Elias. Berlin, A.Hvfman n und Co." Mit den Tabellen, welche das Datum anzeigen und die mit bunten Bildern geschmückt sind, wechseln kleine Erzählungen, Rnthsel-Aufgaben, allerlei Scherze und Spiele für das jugendliche Alter. Julius Lohme» er, der beliebte Herausgeber der „Deutschen Jugend", beschenkt seine znhl< reichen Freunde mit Erzählungen, „Jugend wege und Irrfahrten. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von Eugen Klinisch. Stuttgart, Gebr. Kröncr." Lohmeyers Art ist bekannt. Er schreibt so, das! auch der Erwachsene Freude an seinen Erzählungen haben könnte, und doch mit der leichten Verständlichkeit, welche für die Jugendschriften erforderlich ist.

Die beliebten Anthologien fehlen auch diesmal auf dem Weihnachtstische nicht. Wir erwähnen an erster Stelle: „Für das deutsche Haus. Blüthenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern als der Grundlage unserer Volks- und Gelehrtenbildung. Von Daniel Sanders, Mit einem Titelbildc von O. Wisnieski. Berlin, S. Rosenbcium." Der ausfuhrliche Titel bezeichnet vollkommen den Inhalt des Buches, der mit großer Sachkenntnis; und groszem Geschmack zusammengestellt ist. — Eine Sammlung aus der Lurik der neuesten Zeit sind „Bunte Blätter" von Georg Friedrich. Mit zehn Vollbildern nach Originalen von R, E, Köpler. Stuttgart, E, Hänselmnnns Verlag." Die Sammlung scheint uns besonders geeignet für heranwachsende junge Mädchen. — Besondere Gebiete behandeln: „Blüthen der Freundschaft, gesammelt von Hulda Klönne. Iserlohn, Julius Bädecker, eine Zusainmenstellung poetischer und prosaischer Stücke, die sich alle nur auf den einen Gegenstand beziehen. — Etwas seltsam muthen nns an: „Perlen der pessimistischen Weltanschauung in Meisterwerken der Literatur, Gefunden von M c> x Seiling, München, Theodor Ackermann" und „Stimmen des Weltleids,

Eine neue Anthologie. Herausgegeben von
Zdcnko Fereus, Leipzig, Otto
Wigand," Die erste Sammlung giebt
poetische und prosaische Stücke ohne jede
bestimmte Ordnung, die zweite ist gleich
sc»n eine historische Chrestomathie zum
Beweise des Salzes, das; die pessimistische
Weltanschauung stets ihre Vertreter unter
den hervorragenden Geistern aller Nationen
gehabt hat. Dadurch erhält die Fcreus'sche
Anthologie wohl einen Werth, aber wir
möchten nicht Jedem ein solches Buch in
die Hände geben, nm wenigsten als Geschenk.
— „Pharus nm Meere des Lebens.
Anthologie für Geist und Herz, Aus den
Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach
den Materien alphabetisch geordnet und
herausgegeben von Carl Coulelle. Jser^
lohn, I. Bädecker." Wer kennt dieses
Buch nicht? Wer hat es nicht in seinem
Eltcrnhausc auf dem kleinen Tischchen irn
Winkel des Zimmers gesehen oder auf dem
Arbeitstisch der Schwester? Alljährlich
kehrt es wieder, alljährlich sindet es neue
Freunde und erfreut Taufende junger
Herzen.

Unser»; inliner stärker werdenden Be-
dürfnis; des Studiums der deutsche» Ver-
gangenheit kommen zwei Bücher entgegen, die

beide in ihrer Art vortrefflich sind: „TerGöt-
lerbimmel der Germanen. Von Ferdinand
Schniidl (Wittmberg, R. Hcrross)"mehr
'iir die Jugend, „Odin und sein Reich.
Tic Götlerwell der Germanen," Von
Werner Hahn (Berlin, Leonhard
Zimion)", für erwachsene Leser bestimmt,
vahn stellt sich die Aufgabe, die mythischen
Ueberlicferungen der Edda sür die gebildete
Leferwelt so wiederzugeben, das? sie ohue
gelebrle Nachhülfe verständlich seien, und
diese Aufgabe erscheint in dem Buche ge-
löst. — Die moderne Zeit wird für ein
größeres Vublikum in der bekannten
schlichten Weise dieses Autors behandelt
in „Erzählungen aus der neuesten Ge-
schichte (1815—1881). Von Professor
I>r. Ludwig Stacke, Fünfte vermehrte
und verbesserte Auflage Oldenburg,
Gerhard Stalling."
»Die musikalische Jugcndpost." cm
periodisches Unternehmen der riihrigcn
Finna P I. Tongcr inCöln, liegt unS
in hübschen Quartalsbänden vor. Die
Jugendpos! wird außerordentlich zweck-
mäßig bearbeitet und ist ein sehr empseh-
lensmertkes Bildungsmittel sür unsere
Kinder, die nun doch einmal neben tausend
>mdcren Dingen auch Musik treiben sollen.
Man wird nicht irren, wenn man ge-
wisse Erscheinungen unseres Buchhandels,
die zur rechten Zeit aus den Weihnachts-
markt kommen, als Geschenk-Literatur be-
zeichnet. Damit soll ihr Werth nicht her-
abgesetzt werden: viele von ihnen sieht
man vielmehr mit Freuden immer wieder-
kehren. So..Lmil Pnllcske. Schillers
Leben und Werke. Zwölfte Auflage, be-
arbeitet von Hermann Fischer. Stutt>
gart, KarlKrabbc." Der Bearbeiter hat
sich hauptsächlich auf Correcturen beschränkt.
Tinge, die durch die gelehrte Forschung
unhaltbar geworden sind, mußten ausge-
merzt werden. Tie ursprüngliche Gestalt
des Buches ist im Ganzen wenig ver-
ändert worden. Man wird dieses Ver-
fahren bei so populären, viclverbrrileten
und vielgelesenen Werken unbedingt
billigen.
'..Goethes Leben und Werte.
Hon G. H. Lewes. Autorisirte Ueber
«kmiilg von Qr. IuI. Frcse. Fünfzehnte
Auflage. Durchgesehen von Ludwig
Geiger. Stuttgart, Karl Krabbe."
Das Lrwes'schc Buch, das in dem grasten
Publikum noch immer gern und, man darf
«uch zugeben, mit großem Nutzen gelesen
wird, ist von vielen Seiten ernstlich ange-
griffen worden, Goethe-Kenner wie
Scholl, Düntzer und Michael Bernaus,
habe» es sehr streng verurtheilt. Man
wird trotzdem den Ausführungen Geigers
zustimmen, dast das Buch einen bedeuten-
den Werth habe, und daß die Tilgung
der hauptsächlichsten Fehler genügt, um ihm
seinen Werth als Lesebuch für das ge-
bildete Publikum zu erhalten. Es liegt
darin keine Anzweiflung der Verdienste der
erwähnten Goethe-Forscher, noch weniger
eine Herabsetzung der inzwischen erschienenen
Biographien Goethes. Lewes' Werk be-
sitzt gewisse Vorzüge, die es immer wieder
lesenswert!) machen. Goethes Charakter-
eigenschaften, die Analyse einzelner Werke,
besonders der Dramen, die Gruppirung
des Stoffes seien besonders hervorgehoben.
Und darauf kommt es doch in der Bio-
graphie eines großen Mannes in erster
Linie an, daß man ihn erkennen, richtig
beurtheilcn und lieben lerne.
„Die Sagen der Hohenzollcrn.
Von Oscar Schwebel. Zweite stark
vermehrte Auslage. Mit einer Abbildung
der Burg Hohenzollern, Berlin, Verlag
der Liebel'schen Buchhandlung," Das
Buch ist bekannt und anerkannt. Es er-
scheint nunmehr fast in doppelter Stärke,
War es einerseits der literarische Werth

der Schwebel'schen Arbeit, der ihr zu diesem Erfolge vcrhalf, so kam ihr andererseits die Bcgeistening sür das Herrscherhaus entgegen, die ja zu keiner Zeit so lebendig war, wie jetzt.

Von Prachtausgaben unserer Dichter seien hervorgehoben: Aus dem Leben eincsTaugeuicht s. Novelle von I o s ep h Freiherr« von Eichcndorff. Mit 38 Heliogravüren nach Originalen von Philipp Grot Johann und Professor Edmund Kanoldt. Leipzig, C, T. Arne längs Verlag, Endlich wieder einmal Illustrationen die den Genuß des dichterischen Werkes wirklich erhöhen, endlich wieder einmal ein Werk, das die Ergänzung des Malers herausfordert. In einer Zeit, in welcher das Jllustriren ein sönnlicher Sport geworden, muß darauf mit besonderem Nachdruck hingewiesen werden. Das Meisterwerk Eichcndoriss ist weit und breit gelesen. Die Heliogravüren und anderen Illustrationen, in deren Ausführung die ersten Anstalten Deutschlands einen schönen Wertkampf aufgenommen haben, (die NeiM druckerci, Hanfstängcl, Felsing, Brockhaus), sind vortreNüch und die Vorlagen der beiden Künstler, wie wir schon sagten, geeignet, den Genuß der Dichtung zu erhöhen,

Robert Schumanns Kinder-

>2<>
^ord und 5iid, '
schnell, Dreizehn Musikstücke für das
Picmvsorle inil Tichlungen von Albert
Träger und Bildern von Alexander
Fielt, iLeipzig, A dolf Titze.) Ein inter-
essanler und in den Grenzen, in denen
er möglich ist, woblgcluugeuer Versuch, die
Gedanken der Tondichtung in Worte zu
fassen und inl Bilde festzuhalten Dichter
und Maler haben offenbar eine besondere
Befähigung für die Darstellung der
Kinderwell und so waren sie im Stande,
sowohl dein Componislcn nachzuempfinden,
als ikn ivirksnin zu ergänzen, >vo ihre
Kunst die leistungsfähigeren Mittel dazu
gewährt.
Als Erbnnungsbücher führen sich ein:
Vater unser, in Bildern von Paul
T hu mann 'Leipzig, Adolf Titzc) —
Illustrationen zn Luthers Dichtung. Ab-
wechselnd dein allen und dem neuen
Testament entlehnt, schildern sie die Uebuug
der in dem Gebete erflehten Tugenden
und Thnlsacheu der biblischen Geschichte,
welche mit dem im Vaterunser ans,
gesprochenen fwinmeu Gedanken in Be^
ziehung stehe».
Die schönste Rose der Welt.
Ein Märchen von Andersen. Jllusirirt
von Julie von Kahle, Paulogniphie-
Ausgabe, Berlin, Raimund Mitschcr
Das Märchen ist einfach und schön, und
ergreift durch seine Einfachheit. Tic
K önigin liegt auf dein Sterbebette. Bringt
ihr die schönste Rose der Welt — sagte
der weiseste unler den Aerztcn — die, welche
der Ausdruck der höchsten und reinsten
Liebe ist, kommt die ihr vvr's Auge, bevor
es bricht, so stirbt sie nicht. Und Jung
und Alt brachte Rosen aller Art. Aber
die rechte brachte noch langer Zeit erst der
kleine Sohn der Königin. Er las ihr die
Geschichte vom Äreuzestode des Erlösers
vor und „Eine größere Liebe giebt es
nicht," rief die Königin ans. Sie sah
ans den Blättern des Buches sich die
schönste Rose der Welt erheben, das Bild
derjenigen, welche ans Ehristi Blnt am
Stamme des Kreuzes enlsprost. Diese
Erzählnng ist von Julie von Kahle sinnig
illustrirt und wird bei der prächtigen und
geschmackvollen Nussleiltuug des ganzen
Werkes für gläubige Gemuther ein gern
gelesenes imd gern ge'cheucs Erbauungs-
buch sein,
„Scheffels Eckebaidt iu Bildern von
I. Benezur, W. Diez, E, Grüvuer,
I, E. Herlerich, L. Hofmnnn-Zciß,
A. Liepen-Me»erund G.Max. Mit
legleilendcm Text von Ludwig Fulda
und Texlillustratwnen von Otw Seil.!.
München, Verlag^A,istall für Kunst und
Wissenschaft, vorm, Friedr, Bnickmaml,"
wie Alles, was aus dieser Offizin hervor^
geht, geschmackvoll und schön. Die Haupt'
gestatten und Hauplmomcnte der Scheffel
scheu Dichtung sind in schönen Bildern,
festgehalten und durch Fuldas Text in ge-
schickler Weise der Erinnerung des Lesers
nahe gebracht, Tie Einleitung enibcUl
eine kurze Eharnkleristik des Tichlers nnd
eine Würdigung seiner Schöpfungen.
Die Jahreswende giebl uns Gelegen
heit zu einer Umschau uuler den periodisch
erscheinenden Werken, Wir haben wiedci
Holl der bei F r i e d r i ch W i l h c l in G r n n e> w
in Leipzig erscheinenden „Deutschen Eue»
klopndie" gedacht. Von diesem „Neuen
Universal-Lexikon für alle Gebiete des
Wissens" liegen Lieferung 17 und 15 vor.
Was wir über das Princip, welches dieser
neuen Enclftlvpädic zn Grnnde liegt, denleu,
haben wir schon früher ausgesprochen.
Die Bearbeitung der einzelnen Artikel
verdient volle Anerkennung, — Das vor
zügliche Unternehmen „Das Wissen der
Gegenwart, Deutsche Universal Bibliothek
für Gebildete (Leipzig, G, Freitag, nnd
Prag, F. Tcmpsk,,)" ist nm einige srhi-»

schöne Bände bereichert worden. Wir
heben hervor: „Tic Eullurgeschichte dei
vereiuiglen Staaten von Nord-Aiucr,!a
von Ernst Otto Hopp, —" „Der Oecan.
Eine Eitt'iihruug in die allgemeine Meeres-
kunde, Bon Di-, Otlo Krümmel," —
„Der Schall, Eine populäre Darstellung
der plnisikulischen Akustik mit besonderer
Berücksichtigung der Musik, Von UrAdolf
Elsas," — nnd ganz besonders „Die
deutsch, Sprache, Von Dr, Ottv Be
Hagel", — N, K ostomarvws „Russische
Geschichte in Biographien" Nach der
zweiten Auflage des russischen Originals
übersetzt von W. H cnkel." (Leipzig, Franz
Dunker) ist bis zur fünften Lieferung ge
, gediehen. Tiefes in Rustland so geschnytc
^ Werk kommt in der guten Ucbcrsetzung
Henkels gerade jetzt sehr zur rechten Zeit.
„Neuer deutscher Novellenschntz.
Herausgegeben von Paul Hepse und
Ludwig L a i st n e r," ist bis zu Band X VI.
sortgeschrittcn. Bei dem Erscheinen der
ersten Lieferungen haben wir diese Er
gänzung des Nvvellenschatzcs mit Freuden
I begrüstl. Wir brauchen eine Auswahl,
welche von so bernfcnen Männern ge-
trosten wird, nicht erst zu empfehlen und
^ gedenken nur der werthvollen kurzen
^ Charakteristiken der Novellisten, die nb-

wkchselnd von Laisiner und Hc>isc geschrieben
werden.

„Engelhonis Allgemeine Nonimi-
Bibliothek" ist mit Erfolg in den dritten
Jahrgang getreten. Wir begleiten dieses
IInternrhinen mit unserer vollen Sumpathie,
denn es hnlt, was es versprochen hat: es
bietet für einen geringen Preis gute linker^
hnlmngslectüre. Ter dritte Jahrgang
umfant in seinen ersten 6 Heften „Die Ver-
saillerin", von Ernst Remin, „JnAcht
und Bann," von Mis; M E. Braddon,
„Tie Tochter des Meeres", von Johanne
Zchiöiring und „Lieutenant Bonncl"
von Hector Malot. — Ganz ncn ist
»Die Bibliothek der Gcsamiulliteratur
de« Jn^ und Auslandes", Halle a. Saale,
Otto Hendel.

Von dieser Bibliothek, die offenbar
als Conclirrrnzunternchmen der einge-
führten Ncclam'ichen auftritt, sind bereit»
SV Bändchen erschienen, Sie enthalten
ailszer den Klassiken,, mit denen ja ge-
wöhnlich solche Unternehmungen eröffnet
zu werden pflegen, anch manches Neue,
gänzlich Unbekannte, so z, B, „Ha er,
Deutsche Sinngedichte" und „Genestet,
Ausgewählte Gedichte", Genestet, ein
beliebter Dichter Hollands, wird uns dunli
die Heben epung >>r, Hannes zum ersten
Male zugeführt. Hncks Buch ist eine gute
Sammlung deutscher Sinngedichte von der
Zeit Luthers bis aus die Gegenwart,
Von den beiden genannten Werken sind
auch besondere Ails>iabm in schönen Banden
erschienen. Die Bibliothek verdient die
warmsle Empfehlung. <sie bietet für den
billigsten Preis gutes Papier, schönen
Druck und — soweit sie bisher gediehen ist
— werthvolle Werke.

S«»ml>»o>>, Rutils, Kr,,« m,>> lillteuki.««, <Ze>ti^Kte,
Sk»>»»t>, vei»n«t>. Im I^uick» >I« k>»,u>s.
v« »Iten Sedistt»» Sr»«« «euv» »»r^sniokttr,
>jii„tl,er, I.!ek, IS I!>. ^ °^
!iir» , Di« XitKnluI, I?,,W,„, vre,
vä«'K>. «t«I>g»t u»<I I.eis»i«, v»u««!!.o
k«x»n, !!«>, Ii^mdi^d'cr X^vvIIs», Iwmbur^',
Zlei«n«r,
Zlit « ^bbüdmi««" llu^I I» r«k«!n, >,Vie„.
?e»t, I^ein^ig, ^V, H«rtlebe„s V«rt^,j.',
,1, I«slr„«-, II^ft I, ^^«t,„», ,1," t>w Volk,.
Ve>,erbIWK Uber Sluwl ,,,„> ZMK'I >!e,
?',islku„^, — Hell s, ^Itm»,i„, XV.. I>i«
ü'nll Xcte„'s!!i<>Ke, —^Nptt g, «„»»«'. V.,
ttvnsg^se. ^, I_,ie,Ier ui^I Hilter, vsr I.iet»,
tttitN» , v,, II>u«lrirt» ^immor-?!«,», vrumvn-
^"'I>!ik>I, ' Ileru,^,,,
t<«»»r, ciotirrisä, zinrtill !?»I»n,>«r, I!„„>ka,
Xullvrgssoktctittiotis» »illerl,,,^!, >>rsi ,s,>K>-
»tt^K«,,, (Z, >t!ri>,<! V>>rl„?.
I.eii«iA, Lr«itK„^5 un^I Härtet,

Nord und Süd. —
Ml»»»!!, ^itk,r, r!i,cKIi«IK unck Lnsddclisi, »ul
L,1bsri > „ll»>l, ^ ^'
^,,,iarrlien von k', I.i>,i«, 8WU>,'»rt, >'.,„il
»Irl»»», (Ic^ivs, I.« Q,>v»nv, ?«ri.°, ?»ul
0»«„>>«rss, ^
I5>, IS, 17, l«, ^li>„c!>?„ u„>i I.e!veig,'
UrieilKo, I^iis», I^i,, ?rstts>>sk>,io>isal, Lvcialer
p»u>u», Kiiiur>l, ,,n<I Stlolsr, llobsrt, ^us
?>«>>I»r, I.uiss, >m,I Tdier, IKeockor,^ In 8t«np«n
Vor'i^ I'""" U,ws«Im»n„s
S«t, ^äaik I5»r» jl (,'««!>,,
NIttsrZksu», I^.»>il, ^„Slio,, lZammerlsssen, Oläen-
Kllrg, 8>imlzs'sciis II,>kb„cKI>i«>,I>llr,F,
HuKsm»i>n, ^Ifw,I, ^«5?z>K Victor von S^iwkksl,
SoKott, ««», vi« UeimittK^ >I« rmu.^ Lin
LoKummn «, IZal«,^ iiijpk, Xe,is ?„Ijre, Uor»
I!r«tK,,, k „,»i rliirwi, '
Lp>eIK»gs>i, I> , V»s vjil <j,i» ^?rcks„ ? liom»,,
UKI, I",'i»>,i<'K, r.ird«,„«usel>. I!«i„»„, S I!!i,„Z?
Vsi'Ksinttviigeii >><>, VosvII«, li!,kt kür Lr>U>ni>S?
2« IZeriin, »«»I XIII, Xv, », vsrli,,.
Vooli«, IZr,, Ni>> XucKorKilivKKeit, rZerilv-Xeii-
VkIG»«,»««!, I,„^«'is. ?i«tro Hierin«, l?dai»K«r»
^iotk«, Hn,^v, ver II»uss«I>^, >^>> rrr«n,I
>V,'l<n,,vr!^XX^Lnmi,^ < °S, ?WN,
Zur Nettung >!o» Siidongsdlrg»», Zlit klink
Druck und Verlag von S. Schsttlaendör in Breslau,

8pi'u^I Kastilien, ^
MM>>'>>>>>>>>>>>>>>>I>>>>IIIIlIlIlIIIIlIIlII,,I,,,,IIMII,IIII,IIIIIIIIIIIIMI>IINIIIIIttI

!.ödsl ZeKottlsenllö,', lZai-lZbaä isjjnmsn
so«!« clurck
Usbersesisons 0spöt8 in osn grösstsn Ltälitsn allei- W«Ittnsi>s ^

Vor MVLM I^felwÄLLerri rükmlicdst
älMILI^MK, L0«O0Ii, 1884.
^ackeo,
Augsburg,
Ls6en L»6ev,
Bamberg,
Lärmen,
Lerlin,
LieleKIä,
Locdum,
Lonri,
SraunscKveig,
Lreslsu,
lloblev^,
Ooburg,
cre5eI6.
OreuinacK,
Oortmunci,
Dresden,
Duisburg,
Düren,
Oüsseläort,
LIberkelä,
LIlvangen,
t?rsnKIurt ^/Klain,
I^reiburg
Iii. (ZlaclbacK,
lZörUK,
Uslle a/8„
Hamburg,
Hamm i/XV.,
Hannover,
Harburg,
Heiäelberg,
Heilbronn,
Hersorä,
Ingolstaät,
Kaiserslautern,
Karlsrune,
Kassel,
Kempten
Köln,
I.anäsu,
Leipzig,
I^uclvigsKaken,
KIsgäedurg,
Klain«,
^lannkeim,
IMncKev,
Münster i/^V.,
Dürnberg,
Osnabrück,
Clauen i/V.,
Losen,
Remagen,
KsmscKeick,
Laardrücken,
Lcbverin i/!ck.
Stettin,
Stuttgart,
?rier,
^iesbs^eu,
^Vorms,
^Vlir^burg,
?veibrüc,ren.

Februar j887

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von In lins ?tockchanscn.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München,

—preis pro Bu.irlal (Z rzeilei S Marl, —
Alle V„ch>^,ndl»,,jk„ ,,„d pog»ng>>lien „rkn,k„ lederzril Seslellnngrn nn.
—Alle auf den redactionellen Iichalt von „Kord und Süd" bezüglichen
Gensungen sind an die Kcdsckion nach DrcKlsu, 5iebenhufenerstraße 2/z, ohne
Angabe eines Personcnnamens zu richten.

Beilage zu diesem hefte
Arielen s Verla., Dernau) in keixziz. lOr, yü^be Schleiden, Dir Sschinr',1

Vsi'lÃ¤^' voll Z LcKÂ« vZ s,?Qc!Â«' iQ,Dro Ã¶l KU,

W r e ^ l s u.
Druck und Verlag von S, Schottlaen der.

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
XL. Band. â€” Februar M7. â€” Heft ^9.

Breslau.
Druck und Verlag von S, Schottlaender.

D m i t r i.

von

Lucisn Bürger.

— Altona. —

rot) der schlechten Zeiten gab es in der großen Zuckerfabrik in
New-Dork immer viel zn thuu, denn sie wurde alljährlich ver-
größert, um der stetig anwachsenden Concurrenz die Spitze zu
bieten. Daher herrschte auch überall Leben und Bewegung. An der Wasser-
seite — die Fabrik lag dicht am Hafen — wurden beständig die Säcke und
Lastkörbe mit Rohzucker ausgeladen und in den großen Höfen hatten Bau-
Handwerker und Lastträger keine Zeit, die Hände in jden Schoß zu legen.
Dennoch war das Angebot viel größer, als die Nachfrage. An den großen
Thoren der Fabrik drängten sich in den Morgenstunden die Emigranten, um
Arbeit zn suchen, und sinster blickten die eben angekommenen Deutschen auf
ihre Landsleute im Inneren der Höfe. Diese hatten Arbeit, sahen zufrieden
und wohlgenährt aus, und die Anderen hungerten. Es war eine böse Zeit.
Jede neue Woche brachte schwerbeladene Dampfschiffe mit taufenden von Ein-
wanderern, die sich, sprachen- und landesuukundig, über Ncw-Iork der
Erwartung ergossen, das Geld sei von der Straße aufzusammeln, und die
Arbeitgeber hatten schwere Stunden. Selbst für harte Menschen ist es nicht
angenehm, Hunderte von Hungernde» abzuweisen, nnd die wenigsten Neichen
haben ein hartes Herz. Sie sind im Gegentheil weit empfindlicher gegen
das Elend als die Armen, denn sie kennen dasselbe nicht unö wolle» es
auch niemals kennen lernen.

Auch Mr. Walker, der Chef von der Zuckerfirma Walker ec Sons war
vst in Verzweiflung über die trostlosen Sccnen, welche sich vor seiner Fabrik

abspielten, und da er ein guter Mensch war und eine freigebige Hand besaß, so theilte er mehr halbe und viertel Dollarsstücke aus, als er seinem Anschreibebnche mittheilte, und er engagirte mehr Arbeiter, als er verwenden konnte. Walker ec Sons beschäftigten Alles in Allem gegen zwölfhundert Arbeiter, mehr aber konnten sie mit dem besten Willen nicht gebrauchen, und der erste Superintendent der Fabrik, ein älterer Herr, schüttelte in den letzten Tagen schon immer mißbilligend den Kopf, wenn er Mr. Walker sah, so daß dieser es vorzog, gar nicht mehr mit Mr. Johnson zu reden. Aber der Letztere ließ sich nichts gefallen, und als eines Mvrgens ein blutarm aussehender Mensch mit zwei Kindern auf dem Arm bei Mr. Johnson erschien, und behauptete, Mr. Walker habe ihn cngagirt, begab der Superintendent sich sofort zum Fabrikherrn.

„Eben kommt da ein Kerl, dünn wie 'ne Stopfnadel, und verlangt Arbeit. Zwei Würmer krabbeln auch noch auf ihm herum nnd er wird Wohl so viel können, wie Dmitri. Da werden wir Dmitri laufen lassen und dem Neuen seinen Platz geben müssen, denn zwei Faulpelze sind zu viel für eine Fabrik!"

Mr. Walker sah sehr verdrießlich aus. Er wußte, daß Mr. Johnson recht hatte, aber dies Gefühl war gerade äußerst ärgerlich.

„Wenn Sie den Neuen nicht gebrauchen können, so geben Sie ihm fünf Dollars," sagte er etwas ungeduldig. „Der Mann hat eben seine Frau verloren und kann kein Wort Englisch."

„Na, wenn wir allen Wittwern, die kein Englisch können, fünf Dollars geben wollten, dann müßten die Zuckerpreise wie ein Luftballon auffliegen und wir würden doch bankerott!" knnrrte Mr. Johnson. „Da ist es noch besser, den blödsinnigen Dmitri gehen zu lassen; dieser Andere kann doch den Mund aufthun!"

Aber Mr. Walker schüttelte den Kopf.

„Dmitri bleibt!" sagte er, bestimmter als es sonst seine Art war, und der Superintendent ging achselznckend davon.

Der kleine Kampf um Dmitri spielte so lange, wie dieser in der Fabrik arbeitete, und das wurden nun schon drei Jahre. Jeder vernünftige Mensch, der Dmitri kannte, würde sich auf Seite des Mr. Johnson gestellt haben, denn es gab gewiß keinen schlechteren Arbeiter, als den Mann mit dem sonderbaren Namen. Er that eigentlich gar nichts, fegte nnr täglich den großen Hofplatz, wo die Zuckcrfässcr verladen wurden, oder er kratzte im Rohzuckerschuvpcn den Fußboden ab, der immer mit einer schwarzen klebrigen Masse bedeckt war. In einer Zuckerfabrik darf aber nichts verloren gehen, und aus dem, was Dmitri abkratzte, wurde eben so gut schneeweißer Zucker hergestellt, wie aus allem übrigen Rohmaterial. Jedenfalls aber war es klar, daß Dinitris Arbeit von einen, zwölfjährigen Knaben hätte besorgt werden können: und daß er seine anderthalb Dollars Tagelohn sündhaft leicht verdiente. Kein Mensch begriff daher, daß Mr.

Dmitri.
Walker diesen nutzlosen Arbeiter noch immer behielt, der dazu einen so ver-
rückten Namen besaß, den man kaum aussprechen konnte, >und der sicherlich
nicht christlich war. Ter Kassirer, welcher Sonnabends die Löhne auszahlte,
rief auch standhaft Dimity. nicht um einen Witz zn machen, sondern weil er
lispelte. Es hätte sich auch nicht verlohnt, mit Dmitri Witze zu machen,
denn er verstand überhaupt nichts, und man wunderte sich, daß er dann nnd
wann noch Spuren spärlichen Nachdenkens zeigte. Er war ein schmalbrüstiger
Mensch mit einem blassen Gesicht und ausdruckslosen, hellen Augen. Sein
Haar hatte eine blonde Grundfarbe, aber ganze Streifen darin waren schnee-
weiß und er ging mit krummen Knien und gebogenein Nucken, als wenn er
lieber aus allen Bieren kröche. Wenn es heiß war, und er sein wollenes
Hemd an den Aermeln in die Höhe streifte, sah man rothe Narben an den
Handgelenken, und ein ehemaliger Zuchthaussträfling, welcher gleichfalls in der
Fabrik arbeitete, hatte auf diese Wahrnehmung hin Dmitri verschiedene Zeichen
seines kameradschaftlichen Gefühles gegeben; aber an dem Anderen war diese
Annäherung gänzlich spurlos vorübergegangen. Er sprach niemals ein Wort;
wenn er den Hof nicht fegte, stand er auf irgend einer Stelle und blickte
theilnamlos vor sich hin, und es konnte auch geschehen, das; er mitten in der
Arbeit des Bodcnkratzens in»e hielt und den Kopf hob, um mit abwesendem
Ausdruck in die Luft zn starren. Während der Mittagspause saß er mit
einem Tops voll Essen dicht am Wasser und blickte über die glitzernde Fläche
des New Yorker Hafens.
Hier, an der Fabrik, war er nicht so belebt, wie au anderen Stellen,
aber man sah doch einige Schisse und hörte aus der Entfernung das hundert-
stimmige Pfeifen der Fähren und Schleppdampfer. Aber Dmitri hörte weder
die mancherlei Geräusche, welche in der Luft zitterten, noch sah er die schlanken
Nuderböte, die blitzartig durch das Wasser schösse». Theilnahmlvs nnd gleich-
gültig blickte er auf Alles um ihn her, und die anderen Fabrikarbeiter sagten
von ihm, daß er sich nicht wundern würde, wenn die Erde sich vor ihm auf-
thate. um alle Menschheit zu verschlingen, und ihn nur allcinübrig ließe.
Mr. Walker hatte Tmitri einmal gefunden, und das war Abends spat
gewesen, als der Fabrikherr von einem Besuche bei seiner Braut heimkehrte.
Tie junge Dame wohnte außerhalb der Stadt aus dem Lande und ihr Ver-
lobter mußte etwa noch eine Stunde zwischen den Feldern fahren, ehe er
New-Aork erreichte. Da hatte er denn in halber Zerstreutheit einen Menschen
überfahren, der nicht schnell genug seinem edlen Pferde auö dem Wege ge-
krochen war.
Solche Sachen komme» oft vor; aber sie sind für die Betheiligten
meistens nicht angenehm. Auch Mr. Walker fluchte kraftig, als er vom
Wagen sprang, um den von ihm angestifteten Schaden zu untersuchen; und
er fühlte gleichzeitig nach seinem Taschenbuch, um sofort das Pflaster für
einige Blutstropfen bei der Hand zu haben. Aber schon kniete eine weibliche
Gestalt neben Dmitri und sein blutender Kopf lag in ihrem Schöße. Es

kncian Bürger in Altona.
war dunkel und Mr. Walker konnte weder das Gesicht Tmitris noch das semer Begleiterin erkennen; aber er brachte aus der Letzteren doch heraus, daß der Verunglückte auf der Arbeitsuche fei. Ter Fabrikherr achtete damals gar nicht auf die Frau; er war eilig und bemerkte kaum, das; sie ein schlechtes, gebrochenes Englisch sprach. Als er merkte, daß seine Unvorsichtigkeit keinen großen Schaden angerichtet, warf er eine fünf Dollarnote in eine ihm hingehaltene Hand, nannte seinen Namen und seine Adresse, und versprach dem Manne, wenn er wieder gesund sei, Arbeit,

Wenige Tage darauf erschien Dmitri in der Fabrik nnd ward als Arbeiter angestellt, zum hellen Entsetzen von Mr. Johnson und von Allen, welche die Freude hatten, den Fremdling kennen zu lernen. Aber, obgleich Mr. Walker sehr gut einsah, daß er niemals einen schlechteren Arbeiter hätte bekommen können, so ließ er Dmitri seine Beschäftigung und seinen Lohn. Er empfand sogar einmal ein schwaches Interesse an ihm und als er ihn eines Tages unthätig am Wasser stehen sah, fragte er ihn, woher er denn eigentlich komme.

Ter so Plötzlich Angeredete richtete seine ausdruckslosen Augen auf den Fabrikherrn, und man merkte ihm an, daß er seine Gedanken zu sammeln versuchte.

„Wo sind Sie her?" wiederholte Mr. Walker ungeduldig. Er war nicht gewohnt lange auf Antwort zu warten, und der Andere fuhr erschreckt zusammen.

„Ich glaube, es war Sibirien!" sagte er unsicher, in einem halb fragenden Tone. Er hatte eine sehr fremdartige, ungeschickte Aussprache, und Mr. Walker wollte seine Unterhaltung eigentlich fortsetzen. Da aber kam 'einer der Laufjungen mit einem Telegramm aus Wallstreet und über der letzten Notirung des Zuckerpreises vergaß er seine Absicht gänzlich. Er vergaß auch sein Interesse für Dmitri, was sehr erklärlich war; denn wenn man zwvlfhundert Arbeiter beschäftigt, kann man unmöglich über jeden einzelnen nachdenken, und nur, wenn Mr. Johnson ihm sagte, er solle den Arbeiter entlassen, kam er ihm wieder in nebelhafte Erinnerung. Dann schützte er ihn. weil er es für richtig hielt, nnd dachte nicht darüber nach, ob Mr. Johnson sich auch ärgere.

Nun war die Existenz eines schlechten Arbeiters für den Superintendenten auch kein großer Gegenstand des Verdrusses. In einem so großen Räderwerk, wie es die Zuckerfabrik war, darf hin und wieder ein schlechter Handlanger vorkommen; so lange er nur unten stehen bleibt, schadet er nichts. Daher zuckte Mr. Johnson die Achseln über Dmitri, und überließ Fritz Äullmann das Aergern, Dieser Letztere war ein junger, deutscher Arbeiter, welcher die Aufsicht im Rohzuckerschuppen führte, und der wohl hundertmal versucht hatte, mit Dmitri eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er gehörte nämlich zu den Leuten, welche den Beruf in sich fühlen, allen Menschen nach einer Bekanntschaft von fünf Minuten ihre sämmtlichen Lebensschicksale zu erzählen, und die niemals dazu kommen, an die Theilnahmlosigkeit ihrer Mitmenschen zu

Dmitri.
glauben. Er hatte also auch Dmitri Alles erzählt, was für diesen, nach semer Ansicht, unglaubliches Interesse haben mußte: daß er aus Hannover sei, daß seiny Großmutter an der Schwindsucht gestorben, und daß er mit einer Schwester ausgewandert sei. Später folgten diesen Mittheilungen noch andere, vertraulicherer Natur.

Fritz Kullmann hatte nämlich cm warmes Herz für seine Mitmenschen, vorausgesetzt, daß sie weiblichen Geschlechtes und unter dreißig waren. Er verlobte sich sehr häusig; aber er sah immer »och zu rechter Zeit ein, daß er sein Herz nicht an ein Wesen hängen konnte. Er wäre ganz gern Mormone geworden, wenn es sich hätte machen lassen- aber er wußte doch nicht recht, was das Mormonenthum eigentlich bedeute.

Deshalb war ihm Dmitri eine höchst willkommene Bekanntschaft, denn obgleich dieser ihm noch niemals mit einem Worte geantwortet hatte, so konnte er doch seine Ansichten unumwunden aussprechen, ohne durch Widerspruch gekränkt zu werden. So verkehrte Fritz Kullmann über ein Jahr mit Dmitri, ohne sich über ihn zu ärgern. Als aber der Andere sich immer gleich blieb, in schweigender Gleichgültigkeit verharrte nnd niemals auch nur ein Wort über sich selbst sprach, da begann Fritz sich zu ärgern, obgleich er ja gar keinen Grund dazu hatte, denn Dmitri war immer derselbe geblieben. Aber ein Aerger über gar nichts ist häufig der allerempfindlichste und Fritz Kullmann begann sehr unfreundlich gegen Dmitri zu werden. Er sagte, der Letztere sei ein gemeiner Kerl, der anderen Leuten die Geheimnisse abhorche, und sich dann später über sie lustig mache; und obgleich Dmitri noch niemals ein Wort mit einem anderen Arbeiter gesprochen, so that Fritz Kullmann, als wenn er ganze Staatsgeheimnisse verrathen hätte. Bon nnn an stand Dmitri ganz allein. Sein früherer Freund behandelte ihn schlecht, wo er nur konnte, und bürdete ihm heimlich immer mehr Arbeit auf, die Dmitri dann äußerst schlecht besorgte, was Fritz Kullmann Veranlassung gab. sehr laut über Dmitris Unbrauchbarkeit zu sprechen.

Wenn Dmitri die Fähigkeit besessen hätte, nachzudenken, würde er vielleicht auf Fritz Kullmann einen großen Haß geworfen haben, weil dieser ihn ohne alle Ursache verfolgte. Aber der Andere gab niemals ein Zeichen davon, daß er eine Empfindung von Fritz Kullmanns Unfreundlichkeit besäße. Er ging seine Straße weiter wie früher und seine Augen blickten ausdruckslos wie sonst. Daß die meisten Menschen ein veränderliches Herz besitzen und aus diesem Grunde oft schlecht sind, weil es sie langweilt immer gut zu sein, schien ihn nicht zu bekümmern.

Es war an einem Sonntag Vormittag, und Fritz Kullmann kam aus der deutschen Kirche in Elisabeth-Street, wo er sich mit seiner Schwester öfters traf. Minnie Kullmann war ein flottes, deutsches Dienstmädchen, welchem das Leben in New-Iork sehr gut gefiel. Sie hatte schon mehr Herrschaften gehabt, als Menschen in ihrem Heimatdorf? wohnten, und ihr Bruder betrachtete diese Erfolge mit entschiedener Ehrfurcht.

Lucian Bürger in Altona,
Heute, als er mit Miimic die Pferdebahn bestieg, war seine erste Frage, wo sie nun sei. Nach seinen Erfahrungen blieb sie in einem Dienst niemal« länger als acht Tage. Aber Winnie schüttelte ihre blonden, srischgebrannten locken und strich ihr dünnes Seidenkleid vorsichtig über den Kniecn glatt, während sie sich hinsetzte.
„Ich bin noch bei meiner Dame, die im Hoffmannhouse wohnt," sagte sie schnippisch, „die versteht gut niit mir umzugehen und hat meine Gewohnheiten bald kennen gelernt!"
Fritz warf einen bewundernden Blick in das blasse, gleichgültige Gesicht des Mädchens.
„Du bist ein Hauptkerl!" bemerkte er. „Ja, ja, Amerika ist ein schönes Land und die deutsche Sklaverei ist vorüber! Du solltest aber einmal zu Walker und Sons kommen und den Herren ihren Standpunkt klar machen; da wird man furchtbar geschunden und muß mehr arbeiten als in Deutschland!"
„Die Männer sind zum Arbeiten da!" sagte Minnie, nn ihrem weißen Federhut zupfend.
„Mein Hut hat zehn Dollars gekostet," setzte sie hinzu und bog den ttops, so daß Fritz seine ganze Pracht bewundern konnte. Kullmann erinnerte sich feiner Schwester »och sehr wohl im zerrissenen Kattnnkleide, mit bloßen Füßen und mit wilden, struppigen Haaren. Deshalb war er auch jetzt voller Entzücken nnd sprach sich begeistert über den Hut, wie über die langen grcll-rothcn Handschuhe aus, welche Minnie bis zum Ellenbogen reichten.
„Meine gnädige Frau wird mir wohl noch ein seidenes Kleid schenken," berichtete Minnie. „Sie ist eine vernünftige Person, sehr vornehm und reich. Ich glaube sogar, daß sie adelig ist!" setzte sie mit echt deutscher Ehrfurcht hinzu.
Fritz zuckte mit erhabener Miene die Achseln.
„In Amerika giebt's keinen Adel! hier ist Alles gleich!"
Und er blickte in demselben Augenblick voller Neid auf eine mit silbernein Geschirr überladene Equipage, welche soeben an dem Pferdebahnwagen vorüberbrauste.
„Meine Dame ist aber nicht auö Amerika," versetzte Minnie. „Sie ist in Rußland zu Hause und nur hierhergekommen, um Jemanden zu suchen. Jeden Tag kommen neue Tctectivcs, denen sie viel Geld siebt; aber sie bringen ihr immer verkehrten Bescheid. Ich glaube nämlich," setzte das Mädchen mit mitleidigem Lächeln hinzu, „daß sie ihren Bräutigam sucht. Lieber Gott! Sie hat graue Haare und ist bald vierzig!"
Fritz mußte gleichfalls lachen. Junge Leute können niemals verstehen, daß manche Gefühle unabhängig vom Taufschein sind.
„Die arme alte Person!" meinte er. „Na, wenn sie Geld hat, wird sie immer noch irgend einen Liebhaber finden!"
Und eine leise Melancholie über die Schlechtigkeit der Welt klang aus seinen Worten. Minnie aber sah ihn verachtungsvoll an.

Dmitri.
„Meinst Du, daß die dm ersten Besten nimmt? Da bist Du aber ge-
hörig schief gewickelt, mein Lieber! Nein, meine Gnadige hat ein treues
Herz! Manchmal, wenn sie meint, allein zu sein, dann geht sie im Zimmer
aus und nieder und sagt ein und dasselbe Wort Wohl hundertmal vvr sich
hin. Ich habe schon oft im Nebenzimmer hinter der Thür gestanden und
mich über sie gewundert. Immer dasselbe Wort! Es ist wahrscheinlich ein
Name, aber er klingt ganz verrückt: Dagctri, ititi — ich kann nicht da-
hinter kommen!"
..Tinitri!" rief Fritz; und er mußte sich sein buntscidnes Taschentuch in
den Mund stupsen, um nicht gar zu laut zu lache».
Aber Winnie blickte ihn verwundert an.
„Das ist der Name; aber weshalb lachst Tn denn so, und wie kommt
es, daß Du ihn kennst?"
Ihr Bruder wischte sich die Lachthranc» aus den Augen.
„Wenn Tn wüßtest, welch verrücktes Snbject Tmitri ist, Tu konntest
auch das Lachen nicht lassen.
Fritz schmunzelte noch immer bei dem Gedanken, daß Dmitri ein Bräu-
tigam sein könne, nach dem man Verlangen trage; dann aber ward er plötzlich
ärgerlich, denn er erinnerte sich, daß er schon lange wüthend über die Gleich-
gültigkeit des Fremdlings war.
„Er ist ein ganz infamer Kerl!" ries er, sich in Zorn redend. „Du
glaubst garuicht. wie nett ich immer gegen ihn gewesen bin! Alles habe ich
ihm erzählt: wie wir Beiden nach Amerika gekommen sind, und noch Vieles
mehr! Er aber hat Alles stillschweigend angehört, und thnt noch heutigen
Tages, als wenn er mich gar nicht kennte. Nnd stolz braucht der just nicht
zu sein, denn daß er aus Sibirien gekommen ist, weiß ich ganz genau, uud
daß er den Rücken voll Narben hat, ist auch sicher: ich habe sie selbst ge-
sehen, als er neulich im Trockenraum arbeitete. Wenn der nicht irgendwo
im Zuchthaus gesessen hat, will ich nicht Fritz Kullmann heißen!"
Winnie hörte ihrem Bruder etwas zerstreut zu. Sie wußte, daß er
sich manchmal über Dinge aufregte, die eigentlich nicht aufregend waren.
Daher machte sie sich in aller Bedächtigkeit einen Knoten in ihr dünnes
Taschentuch, das sie von ihrer Herrin „geborgt" hatte und fragte dann Fritz,
ob er schon wisse, daß im Centralpark ein großer, neuer Asse angekommen
sei. Da die Geschwister nun gerade nach Centralpark fuhren, um dort einige
Stunden spazieren zu gehen, so war diese Mittheilnng für Fritz sehr interessant,
und er vergaß darüber sogar Minnies weitere Frage, was er wohl glaube,
wieviel ein imitirter Sealskinmantel koste.
Es war Herbst geworden. Ter Himmel schien blauer, als im Sommer
und die Ahornbäume schimmerten goldgelb und dunkelroth. In den Straßen
konnte es noch sehr warm und staubig sein und in den großen Zuckcrhäusern
von Walker und SonS lag die schwüle Luft bleischwer auf allen Arbeitern
und Angestellten. Eben läutete die Mittagsstunde und die Leute gingen in

kucian Bürger in Altona,
großen Schaaren nach dcin kleinen, zur Fabrik gehörenden Speisehanse, wo es gutes und billiges Essen gab. Auch Dmitri hatte seinen Besen hingesteür und schlich langsam über den sonnigen Hof. Er sah unverändert blaß, alt und theilnahmlos aus, feine Kniee schienen immer eingebogener zu werden, sein Kopf lag täglich tiefer zwischen den Schultern. Er ging nicht in das Speischaus, sondern stellte sich in die Hofthür, von der man die lange, staubige Straße übersehen konnte. Nach wenig Minnten kam eine Frau auf der anderen Seite der Häuser dahergegangen. Sic trug einen Henkeltopf in der Hand und wollte gerade quer herüber auf die Hofthür zugehen, als ein Wagen mit zwei Pferden sehr schnell an ihr vorbeifuhr und sie in eine dichte Staubwolke einhüllte. Er hielt dann vor dem Eingänge der Fabrik, aber Dmitri hatte ihn gar nicht gesehen, er stand noch immer an der Hofthür, und erst, als ein Gefäß mit Kohlsuppe in seiner Hand war, nickte er unmerklich mit deni Kopfe.

Um dieselbe Zeit saß Mr. Walker in seiner kleinen Privatoffice und studirte den New Iork-Herald. Er war in Hemdärmeln und hatte eine» mit Zuckerstanb und Nnß bedeckten Hut ans dem Nopfe. Plötzlich öffnete sich seine Thür; ein Elerk, dessen bartloses Gesicht den Ausdruck größester Hülflosigkeit zeigte, erschien in derselben, nnd ihm auf dem Fuße folgte eine sehr elegante Tame.

Mr. Walker war nicht ans Damenbrsuch eingerichtet; jedoch er erhob sich mit großer Gelassenheit, nahm seinen Hut ab, und erwartete eine Anrede. Die soeben Eingetretene war nicht mehr jung; aber ihr schars geschnittenes Gesicht trug Spuren großer, wenn auch srüh verblühter Schönheit und ihre dunklen Augen leuchteten feurig.

Lebhaft wandte sie sich dem Fabrikherrn zu, ihn auf französisch anredend. Mr. Walker hatte zwar nach der uenesten Methode Französisch gelernt, aber er verstand zuerst kein Wort von dem, was die Dame sagte, und daher dauerte es eine Weile, bis es ihm klar ward, was sie von ihm verlangte. Endlich aber ging ihm ein Verständnis; auf und seine hübschen, klaren Augen öffneten sich weit vor Stauneu.

„Aber Madame," sagte er, vorsichtig jedes Wort überlegend, ehe er es aussprach, „Ihr Mädchen hat sich einen unpassenden Scherz mit Ihnen erlaubt —"

„Nein, nein, mein Herr!" ward er hastig unterbrochen: „meine Jungfer hat mir mitgetheilt, daß sich hier ein Mann befinden soll, der Dmitri heißt, und der aus Sibirien kommt. Sie hätte es mir schon früher mittheilen müssen, da sie es vor längerer Zeit erfahren — darf ich ihn nicht sehen? '

Mr. Walker ging statt aller Antwort an die Thür, um einen kurzen Befehl Hinanszurufen. Tann wandle er sich seinem Schrcibpulte zu, auf das der Commis eine Karte hingelegt.

Madame Fjodore Lorikoff stand auf derselben unter einer Krone und Mr. Walker schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Sie müssen sich sehr täuschen. Madame!" sagte er noch einmal, aber er bekam keine Antwort.

Dmitri.
Madame Lorikoff sah starr auf die Thür und als dieselbe sich öffnete,
preßte sie die Hände gegen ihre Brust, als wolle sie einen Schrei gewaltsam
zurückdrängen.
Tmitri trat ein. Er trug in der einen Hand enien halbgeleerteu Topf
mit Kohlsuppe, in der anderen einen blanken Ziunlöffel, und er sah sich mit
blödem Erstaunen um.
Als die in Seide gehüllte Frau auf ihn zutrat und zärtlich seinen
Namen flüsterte, bewegte er sich scheu nach rückwärts, als wenn er davon-
laufen wolle.
„Dmitri!" wiederholte Frau Lorikoff. Ihre Stimme zitterte und sie
setzte einige russische Worte hinzu, die sehr wohllautend klangen.
Jetzt schien Dmitri zu verstehen. Ein Zug des Erkennens glitt über
sein eingefallenes Gesicht; vorsichtig legte er den Löffel in die Kohlsuppe
und streckte die freigewordene Hand aus. Sie war schmutzig und klebrig;
aber Madame Lorikoff ergriff sie mit einem Laute des Entzückens. Daun
neigte sie sich verbindlich gegen Mr. Walker, legte liebkosend den Arm auf
die gekrümmten Schultern Dmitris und führte ihn hinaus. Widerstandslos
ließ dieser Alles mit sich geschehen; nur seinen Esztopf hielt er krampfhaft
fest, und das Lctztc, was die erstaunten Clerks von Dmitri sahen, war, daß
er vorsichtig seinen Zinnlöffel ableckte, ehe er ihn in die Tasche steckte.
Madame Lorikoff mußte nämlich durch die große Fabrikoffice gehen, da Mr.
Walkers Zimmer nur einen Ausgang hatte. Auch Fritz Kullmann stand
gerade vor der Thür und sah Tmitri in einem Wagen fortfahren, und auf
ihn machte fein Fortgehen sehr tiefen Eindruck, Er las nämlich in seinen
Mußestunden Kalendergeschichten und hatte ein so romantisches Herz von
dieser Beschäftigung bekommen, daß ihn in der folgenden Nacht ein Traum
fortwährend verfolgte. Ihm war es immer, als wenn auch ihm eine reiche
Dame erschiene, und ihn anflehte, mit ihm zu kommen, und daß diese Dame nicht
mehr jung und schon ergraut war, that gar nichts zur Sache.
Am nächsten Morgen war es schon herbstlich kühl und als Mr, Walker
von der Hochbahn kam, um nach der Fabrik zu gehen, ärgerte er sich, keinen
Ueberzieher angezogen zu haben. Raschen Schrittes ging er die Straße
entlang, an deren Ende die Zuckerhäuser lagen und blickte etwas unwillig
auf, als sich ihm eine Frau in den Weg stellte. Er war es zwar gcw ohnt,
gerade hier angebettelt zu werden, aber es gab Tage, an denen er diese
kleinen Zwischenfälle nicht besonders liebte. Außerdem hatte er Eile, und
machte daher eine kurz abwehrende Handbcwegung, welche merkwürdiger Weise
von Erfolg begleitet war. Ungehindert konnte er weiter gehen und wunderten sich
selbst darüber, denn die bettelnden Frauen ließen sich sonst nicht so ohne Weiteres
abschrecken. Als er gegen Abend wieder heimging, fiel sein Blick auf die-
selbe Frau. Sie saß neben der Mauer, welche die Zuckerhäuser von der
Straße trennte, und die abendliche Sonne warf einen rothrn Schein über ihr
Gesicht. Er verschönte sie nicht. Unbarmherzig zeigte er ein frühzeitig ge-

altertes Antlitz mit plumpen Zügen nnd kleinen, rothumrandcten Augen. Aber
als sie sich bei Mr. Walkers Annäherung hastig aufrichtete und ihn Hülf-
los flehend ansah, richtete er im Vorübergehen das Wort an sie.
„Ich kann keinen einzigen Arbeiter mehr gebrauchen!" sagte er etwas
verdrießlich. „Wenn Ihr Mann auch noch so tüchtig ist, so habe ich doch
keinen Platz mehr für ihn!"
„Wo ist Dmitri?" fragte die Frau, statt aller Antwort.
Es ^schien nicht, als wenn sie Mr. Walker verstanden hätte, und ihr
Englisch klang fremdartig und unbeholfen. Der Fabrikherr blieb unwillkürlich
stehen, weil er sich über alle Maßen wunderte.
„Was geht Dmitri Sie an?" fragte er kurz, und die Gefragte senkte
demüthig den Kopf.
„Er ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen," sagte sie, „und er
kann sich doch nicht allein helfen!"
Mr. Walker warf einen etwas schärferen Blick in das von einem
schwarzen Tuch umrahmte gewöhnliche Gesicht der Frau, und dann sah er
zur Erde.
„Dmitri ist gestern mit einer Dame fortgegangen, welche behauptete,
seine Braut zu sein," bemerkte er, und während er unwillkürlich im Stillen
ein wenig schmeichelhaftes Urtheil über das weibliche Geschlecht fällte, erwartete
er jetzt mit spöttischer Resignation den wilden Schrei tödtlicher Eifersucht.
Aber derselbe ließ auf sich warten. Die Frau hatte ihn gespannt an-
gesehen, wie um keines seiner Worte zu verlieren und nickte jetzt, als wenn
sie nichts Neues erfahren.
„Dann ist sie also gekommen," sagte sie. „Wenn sie ihn wirklich suchte,
mußte sie ihn auch finden. Tann wird sie gewiß für ihn sorgen!"
Sie hüllte sich in ein häßliches, gelbgraues Tuch und wandte sich zum
Gehen. Ihr Gesicht hatte seinen gleichgültigen Ausdruck nicht verloren, aber
es schien eine sonderbare Schlaffheit über sie gekommen zu sein und die
Bewegung wurde ihr schwer.
Mr. Walker ging langsam neben ihr. Er empfand plötzlich tiefes
Mitleid mit dieser Frau, obgleich sie sicherlich sehr unmoralisch war.
„Kennen Sie Dmitri schon lange?" fragte er sanft, und die Gefragte
sah ihn müde an.
„Lange? Ich weiß es nicht. Ja, es mag sein, daß es lange her ist,
seitdem der Pope uns zusammengab. Wir waren im Bergwerk und er konnte
die harte Arbeit nicht aushalten. Sie machte seinen Kopf schwach, und wenn
sie ihn schlugen, wurde es immer schlimmer. Weil ich aber stark war und
Alles vertragen konnte, bat ich den Capitän, ob ich Dmitri nicht Heirathen
dürfe, und der lachte und sagte ohne Weiteres ja. Dmitri war Alles einerlei
— der Pope kam und wir hatten einen freien Tag."
Tie Worte der Frau klangen eintöniger, als das leise Murmeln des
Wassers, nnd sie waren schlecht zu verstehen, weil ihre Aussprache ungeübt

und unbeholfen war: aber Mr. Walker konnte sie dvch besser in sich auf-
nehmen, als das elegante Französisch der Frau Lorikosf. Er war unwillkürlich
wieder stehen geblieben und sah rathlos auf die verhüllte Gestalt neben sich,
„Was hatte Dmitri denn verbrochen?" fragte er, weil ihm in diesem
Augenblick keine bessere Frage einfiel,
Der Wind kam frisch vom Wasser her und die Frau griff mit beiden
Hönden nach ihrem Kopftuch, um es festzuhalten.
„Ich weiß nicht genau, was Dmitri gcthcm; es war etwas mit einer
Truckern. Er ist sehr klug und gelehrt! deshalb hat seine Braut ihn auch
wohl immer gesucht —"
»Sie aber sind seine rechtmäßige Ehefrau!" rief Mr. Walker schnell.
„Tie Andere hat kein Recht auf Dmitri!"
Aber das müde Gesicht der Anderen veränderte sich um keinen Zug.
.Früher als Dmitri noch sprechen mochte, hat er manchmal gesagt, das;
er eine Braut besitze. Sie war die Erste, Herr; und im Bergwerk sagten
sie auch Alle, daß er immer wieder von mir fortgehen könnte!"
.Weshalb kamen Sie denn in's Bergwerk?" fragte Mr. Walker.
„Ich?" Tie Frau sah gedankenlos vor sich hin. „Ich hatte das Haus
vom Starosten angezündet, weil er mich so geschlagen. Wenn seine Frau
nicht gerade krank gewesen und mit verbrannt wäre, würden sie mich nicht
so weit fortgeschickt haben. Aber sie lag auf dem Ofen und konnte so schnell
nicht herunter kommen, und ich kam in's Bergwerk!"
Sie hatte eintönig wie immer gesprochen, und ihre rothen verarbeiteten
Hmde mit den dicken Fingern und den stumpfen Nägeln hielten noch fort-
während das Kopftuch.
Mr. Walker schüttelte sich unwillkürlich; aber er konnte die Unterhaltung
doch nicht abbrechen.
„Wann sind Sie denn hierher, nach Amerika, gekommen?"
.Wann?" Es schien, als wenn die Frau noch niemals darüber nach-
gedacht. „Ich weiß es nicht, Herr. Der kleine Feodor war sechs Jahre
alt, da nahmen Iwan und Alcrci uns mit, als sie aus dem Bergwerk
^ohen. Iwan ist mein Bruder; er hatte keine Lnst, Dmitri mitzunehmen,
weil er uns hindern konnte; er wollte nur dem Kleinen und mir bchülflich
Inn; aber ohne Dmitri konnte ich doch nicht fort. Er ist auch keinem
Menschen im Wege gewesen, nur als der Kleine die Kälte und den Hunger
nicht mehr aushalten konnte, da wollte Dmitri auch nicht weiter. Als wir
den Kleinen in die Erde legen mußten, wollte Dmiui ihn nicht aus den
Armen lasten und Iwan hat ihn sehr geschlagen, damit er das Kind los-
ließe, denn die Kosaken waren uns auf den Fersen. Aber Dmitri kehrte
sich an gar nichts; ihm war Alles einerlei, auch die Kosaken, und seit der
Zeit spricht er fast gar nicht mehr. Als wir endlich hierher kamen, hat er
bald Arbeit in der Zuckerfabrik bekommen. Das kam, weil Sie ihn bei-
nahe überfuhren. Herr; er war so schwach und müde und konnte nicht

mehr aus dem Wege gehen — und dann ist es uns hinterher sehr gut ge-
gangen'."
Ihre eintönige Stimme schwieg einen Augenblick, und dann schob sie sich
schwerfällig einige Schritte näher.
„Kann ich ihn nicht noch einmal sehen?" fragte sie und ein Zucken flog
über ihr Gesicht. „Einmal nur. Herr. Er ist immer ganz zufrieden bei
mir gewesen, und mochte es gern, wenn ich ihm die Suppe brachte!"
Sie schwieg und ihre Augen hefteten sich mit einem Ausdruck des Hungers
auf das Gesicht des Fabrikherrn, als wenn sie von ihm mehr als ihre Seligkeit
erwarte.
Mr. Walker wich ihrem Blicke aus.
„Was kann ich thun?" rief er, sich über seine eigene Machtlosigkeit
ärgernd und deshalb unfreundlich sprechend. „Wenn Tmitri mit seiner
früheren Braut morgen nach Europa geht, kann ich es nicht hindern. Was
hängen Sie sich auch an einen halbverrücktcn Menschen, der Sie so schnell
vergißt! Der Kerl ist es gar nicht Werth, daß Sic sich um ihn grämen!"
„Nach Europa wollen sie?" Es schien nicht, als Wenn die Frau mehr
als den ersten Sotz Mr. Walkers gehört hätte. „Nach Europa?" wiederholte
sie. Der Wind erfaßte jetzt ihr Kopftuch und trug es flatternd fort; wilde
braune Haare wehten ihr um das Gesicht, und der Straßenstaub flog in ihre
Augen, aber sie schien gar nichts zu empfinden. Wir gelähmt blieb sie stehen
und als Mr. Walker noch einmal das Wort an sie richtete, antwortete
sie nicht. Noch einmal sprach er mit ihr; aber sie schien taub geworden zu
sein, und so ging er denn achsclzuckend davon. WaS sollte er auch bei der
häßlichen alten Frau in der dunkelnden Straße, wenn ihn daheim Licht und
Sonne, Liebe und Glück erwarteten? — Mit der Dunkelheit kam der Wind
immer mehr auf. Die Zuckerkähne, welche unterhalb der Fabrik im Wasser
lagen, schaukelten stärker auf und nieder, die Bootkettcn schlugen klirrend
gcgenciliander, und dann und wann sprühte weißgelber Schaum weit über
den Uferrand hinweg, in die schmutzige Straße.
Fritz jtnllmanns Arbeitzeit in der Fabrik begann immer um sechs Uhr
Morgens, und am folgenden Tage kam er früher als gewöhnlich, weil er
doch nicht schlafen konnte. Bei dem grane» herbstliche» Morgenschein, wollten
ihm die Träume der letzten Rächte nicht mehr in rosigem Lichte erscheinen
und deshalb war er sehr übler Laune. Er fand, daß ihn das Schicksal un-
gerecht behandelt habe, und ihm that es ungemein leid, daß er ein Deutscher
und kein Russe sei. Daher brummte er allerlei deutsche und englische Flüche
in den Bart, als er den Tag und Nacht geöffneten Fabrikhof betrat, und
dann wischte er plötzlich mit der schwieligen Hand über sein unzufriedenes
Gesicht und starrte wortlos auf einen Menschen, der den Hof fegte. Es
war Tmitri, der eben so gleichgültig nnd stumpfsinnig arbeitete wie alle
Tage. Er trug aber nicht sein gewöhnliches Arbeitscvstüm, fondern einen
schwarzen, sehr feinen Anzug nnd einen glänzenden hohen Hut, was den

Dmitri.
Fabrikjungen, welche ihn in hellen Haufen umstanden, ungeheuren Spaß zu
machen schien. Sie warfen ihn mit Bananenschalen und lachten gellend; er
iber fegte ruhig weiter.
Nachdem Fritz Kullmann seines Erstaunens Herr geworden, vergaß er
allen Groll, den er gegen Dmitri fühlte, und klopfte ihm halb wohlwollend,
halb respectvoll auf die Schulter.
„Vell, «16 tellov!" sagte er gutmüthig. „Hat die feine Dame Dich
wieder laufen lassen, und wärest Du doch nicht der Rechte? Na, ich konnte
es mir denken — Du bist eigentlich nichts für vornehme Leute — die können
doch sicherlich nichts Ordentliches mit Dir anfangen!"
Und er warf einen mitleidigen Blick auf das gelbe, faltige Gesicht des
Anderen, auf seine gekrümmte Gestalt und sein dünnes Haar. Er selbst
aber richtete sich selbstgefällig höher auf und strich unwillkürlich über seinen
dichten, blonden Krauskopf.
Dmitri antwortete natürlich wieder kein Wort. Er sah Fritz Kull-
mann mit blöden Augen verständnißlos an, faßte den Stiel des Besens mit
beiden schwachen Händen und fegte weiter unter dem Geschrei und Jubel der
Jungens.
Dmitris Fortgang hatte wenig Aufsehen erregt, seine Rückkehr ging aber
nicht unbeachtet vorüber, und als Mr. Walker einige Stunden später die
Fabrik betrat, machte ihn der Superintendent sofort auf die verrückte Er-
scheinung des Arbeiters aufmerksam. Mr. Johnson war natürlich sehr ärger-
lich über Dmitris Wicdcrerscheinen und ließ es an einigen starken Ausdrücken
nicht fehlen, wahrend Mr. Walker eine gewisse Befriedigung empfand und sich
i» der Stille vornahm, Dmitris Wochenlvhn heimlich zu verdoppeln. Der
Sabrikherr hatte in der letzten Nacht sehr schlecht geschlafen, nu» frelrtc er sich,
daß er nicht mehr an Dmitris verlassene Frau zu denken brauchte. Er
wollte nachher mit dem Arbeiter sprechen, so bald es seine Zeit erlaubte.
Gegen Mittag übergab ihm ein NsssenAsr-duv einen stark parfümirten Brief.
?a Mr. Walker besser mit den Augen, als mit den Ohren Französisch ver-
stehen konnte, so machten ihm die großen, langgestreckten Schriftzüge kein
Koyfzcrbrcchen.
„Mein Herr!" so las er. „Dmitri Senkoff wird vcrinnthlich zu Ihnen
zurückgekehrt sein. Da er mir kein Zeichen gegeben, daß er sich meiner Liebe
noch erinnert., lasse ich ihn gehen. — Wenn ich vorgestern in meiner Erregung
Ihnen unverständlich erscheinen mußte, so wollen Sie heute meine Ausein-
andersetzung gütigst anhören. Ich war Dmitris Braut, die Hochzeit sollte
gefeiert werden — da brach das Schicksal über ihn herein. Er hatte sich an
einer Verschwörung bethciligt und kam in die sibirischen Bergwerke. Soll ich
Jknen von meinen unsäglichen Schmerzen erzählen? Soll ich Ihnen berichten,
wie ich meinen feurigen, klugen, zärtlichen Dmitri fast bis znm Wahnsinn
^trauerte? Ich will schweigen, denn ein großes Leid trägt sich besser allein. —

kucian Bürger in Altona.
Als Dmitri nicht wiederkehrte, als alle Gnadengesuche nichts fruchteten, heirathete ich auf Wunsch meiner Eltern einen Anderen. Ich war ihm eine treue Gattin, als er aber gestorben, als ich erfahren, daß Tmitri aus Sibirien uach Amerika entflohen, da vermochte ich nicht länger jenes übermächtige Gefühl zu unterdrücken, das mich zu ihm trieb. — Ich suchte ihn mit der Liebe und Ausdauer eines Weibes — ich fand ihn . . . Wohin ist mein Traum von Glück und Seligkeit? O Gott! es ist grenzenlos schwer zu erfahren, daß Alles, was den Menschen schön macht, lange sterben kann, ehe der arme Leib selbst in die Erde gebettet wird. Tmitri ist für mich gestorben. Er kennt mich kaum, er hat seine Liebe vergessen — er ist nicht einmal eine Ruine von dem, was er gewesen! Heute, in aller Frühe, hat er das Hotel verlassen und ich gehe in den nächsten Tagen nach Europa. Darf ich Sic bitten, mit einliegender Summe Dmitri Senkoffs Leben zu erleichtern, s» würden Sie mich unendlich, ja, für immer verpflichten.
Feodora Lorikoff."
Mr. Walker verschloß diesen Bries und einen Check über eine nicht unbedentcnde Geldsumme sorgfältig in sein Pult? dann ging er auf den Fabrikhof. Hier hatte die Mittagglocke geläutet und überall kamen die Arbeiter aus allen Thüren um zu essen. Dmitri stand auch schon in der Hofthür und sah die Straße hinunter. Sein hoher Hut war ihm vom Kopfe gefallen und lag zertreten in einer Ecke: die Jungens hatten so lange mit ihm gespielt, bis nichts mehr an ihm war. Aber Dmitri hatte wohl keinen Angenblick mehr an den Hut gedacht, er stand unbeweglich und blickte immer nach derselben Richtung, Aber nm ihn bekümmerte sich Niemand, auch die Knaben nicht, welche heute Morgen eineu so netten Spaß mit ihm getrieben. Diese Letzteren standen auf der Werft, wo die große Reihe der Kähne angebunden war. und sahen mit langen Hälsen in's Wasser. Mehrere Männer hantirten bei den Böten herum, sie fischten niit Haken im Wasser herum und fluchten dabei, wie das so ihre Angewohnheit war, wenn etwas ihnen nicht sogleich gelang. Immer mehr Arbeiter sammelten sich an der Stelle und Mr. Walker, welcher eigentlich mit Tmitri sprechen wollte, vergaß seine Absicht und ging der Menschenmenge nach. Man machte ihm natürlich sogleich Platz und daher war er einer der Ersten, welcher sah, was die Leute aus dem Wasser herauszogen. Es war der Körper einer Frau und sie sah gerade so aus wie am Abend vorher- müde, gleichgültig und stumpfsinnig, nur Alles noch häßlicher und erbarmungsloser ausgeprägt. Das graue Umschlagtuch verhüllte nicht mehr die starkknochige, unschöne Gestalt, und die rothen Hände waren bläulich weiß geworden. Die Leute drängten sich immer mehr um den todteu Körper, sie flüsterten leise, wie man es immer thut in der Nähe des Todes, selbst die Jungens waren still geworden, weil ihnen im Augenblick nichts einfiel, worüber sie lachen konnten. Plötzlich schlürfte ein müder Schritt langsam heran und dann stand Dmitri vor der Ertrunkenen. Mr. Walker hatte unwillkür-

Omitri,
lich die Arme erhoben, um ihn zurückzuhalten, aber seine Bewegung war zu spät gekommen, mit stierem Blick und weit geöffneten Munde starrte Dmitri auf das stille Gesicht. Er hatte den gebückten Oberkörper noch weiter nach vorne geneigt: dann fiel er auf die Knie und streckte die schwachen Arme hülflus aus. Sein Gesicht veränderte sich fast gar nicht, seine Augen blieben trocken, aber er stieß einen leisen jammernden Ton aus. Der klang, als wenn ein ganz kleines Kind nach seiner Mutter schreit, und durch die theil-namlose, gleichgültige Menge, welche neugierig Dmitri betrachtete, ging ein leises Zittern des Mitleids. Einige Männer hatten Thränen in den Augen, und Fritz Kullmann, der eben herbeigeeilt war, unterdrückte nur mühsam ein lautes Schluchzen; aber Dmitri bemerkte von Allem nichts. Stumpf kauerte er auf der Erde neben der Tobten, manchmal strich er ganz leise über ihr aus-geschwemmtes Gesicht, das war Alles. Erjagte auch gar nichts mehr, kein Ton kam von seinen Lippen und er hörte nicht, daß Mr. Walker mit ihm sprach.
Nach einer Stunde hatten die Leute ihn gewaltsam fortgeführt. Zuerst widersetzte er sich und wollte nicht von der Stelle — aber Fritz Kullmann gab ihm auf Mr. Walkers Befehl einen eisernen Kratzer in die Hand und brachte ihn nach dem Rohzuckerschuppen. Da kauerte er sich denn ohne jegliche Aufforderung auf den Fußboden und kratzte den Zucker ab — gerade so wie sonst. Ab und an hob er allerdings den Kopf und sah wirr um sich, aber im Laufe des Tages ging'auch dies vorüber.
Dmitri arbeitet noch immer in der Zuckerfabrik von Walker uud Sons in New-Iork. Er fegt den Hof und kratzt den Zucker vom Fußboden, und er ist der schlechteste Arbeiter unter silllen. Aber es ist doch niemals davon die Rede ihn fortzuschicken; jede Unfreundlichkeit, die sich ein anderer Arbeiter gegen ihn sollte zu Schulden kommen lassen, wird scharf gestraft und Mr. Walker spricht oft mit ihni. Aber Dmitri kümmert sich um gar nichts — er hat sich nicht ^verändert und ^ist vielleicht noch theilnahmlvser geworden, wenn das überhaupt möglich ist. Er spricht mit keinem Menschen ein Wort und verrichtet seine Aufgaben mechanisch. Er ißt jetzt auch im Speisehaufe und hat immer einen guten Appetit — aber er kommt jeden Tag zu spät zur Mahlzeit, und das rührt daher, weil er um die Mittagstunde eine lange Zeit in der Hofthür steht. Er sieht dann die Straße hinunter, gerade, als wenn er auf Jemanden wartet, und erst nach einer langen Weile kehrt er sich um, und schleicht müde in's Spcisehaus. Manchmal bleibt er mitten auf dem Wege stehen, und sieht sich um, als wenn er gerufen würde. Aber kein Mensch hat seinen Namen ausgesprochen und auf sein blasses Gesicht tritt ein Ausdruck grenzenloser Hülflosigkeit, che er leise stöhnend weiter geht. Aber, nicht wahr? eines Tages wird er gerufen werden!

Julius Hückhausen und seine Gesangsmethode.

von

Gans Mittler.

— Verliii, —

^as älteste, ursprünglichste und eigenthümlichste Mnsikinstrunient ist
die menschliche Stimme, Sie hat in Urzeiten aus sich heraus die
ttunst der Musik begründet und entwickelt, sie ist bis auf den
heutigen Tag ihre treueste Dienerin gebliebe,,, ob sie auch oftmals dem
Aschenbradel gleich bei Seite gedrangt wurde. Und so wird es in alle
Ewigkeiten bleibe». Denn troh aller Concurrenz seitens der zahlreichen
übrigen Musikinstrumente wird sie sich dauernd als das schönste Instrument
zu behaupten wissen, welches nicht erst belebt zu werden braucht, sondern von
Natur belebt ist. Alle anderen Instrumente, ob sie gestrichen, geblasen oder
geschlagen werden, erleiden im Laufe der Zeiten je nach Sitte und Gewohnheit,
Mode nnd Geschmack oder in Folge von nationalen Eigentümlichkeiten und
technischen Erfindungen und Fortschritte» die mannigfachsten Veränderungen.
Allein die mcnfchliche Stimme bleibt sich für alle Zeiten gleich: nur vorübe»
gehend können irrige Anschauungen an ihrer richtigen künstlerischen Ausbildung
und Berwendung rütteln i über ihre dauernde Bedeutung, ihre gleichmäßige
Wirkungssiihigkeil im Dienste der Schönheit kann kein Zweifel bestehen. Sie
hat aber mit dieser natürlichen Veranlagung gleicherzeit die hohe und edele
Pflicht bekommen nnd übernommen, niemals ein todtes Jnstrumcin zu sein,
sondern ein lebendes, sprechendes, seelenvolles nnd in die Seele dringendes
Organ, nnd alle Psuscher, welche ein solches naturgemäßes Pflichtgefühl nicht
kenne» oder nicht kennen wollen, begehen einen großen Frevel an einem der

besten Güter des menschlichen Daseins. Eine wahrhaft edle und gediegene Kunftleistimg der menschlichen Singstimme, die sich vollauf ihrer Aufgaben und Ziele bewußt ist, gehört zu den schönsten irdischen Genüssen, welche uns zu Theil werden, gleichviel vb es sich um Einzel- oder um Gesammtwirkung handelt. Tie Unmittelbarkeit dieser Sprache vom Herzen zum Herzen hat niemals ihren mächtigen Einfluß verfehlt und allemal um fv nachhaltiger gesiegt, jemehr sich Wohllaut, Empfindung und Kunstfertigkeit vereinigen. Mit tiefsinniger Berechtigung erzählen uns die Sagen und Geschichten aller Völker Beispiele von der Macht der Töne, und namentlich von der Macht des Gesanges, welcher, ähnlich wie eS von der Gewalt des gesprochenen Wertes, der Rede, gilt, große und bedeutungsvolle bildende und erziehende, mildernde und erhebende Erfolge ausgeübt hat.

Die Wichtigkeit einer liebevollen Pflege des Gesanges ist deshalb durchweg beobachtet worden, und wenn man sich auch nicht immer über die besten Mittel und Wege der künstlerischen Erziehung im Klaren war, so bemühte man sich doch durchgängig, den Werth einer fleißigen und gründlichen Ausbildung der Stimme zu erkennen und zu lehren, und so gelangten sowohl Natur- wie Kunstgesang zu allgemein ^beliebten Aeußerungen und Factoren d.? menschlichen Gesellschaft, die seit erdenklichen Zeiten in öffentlichen und onvaten Schulen und Vereinen gehegt und gepflegt wurden. Allerdings läßt >!Ä nicht leugnen, daß heutigen Tages des Guten ein wenig zn viel gethan wird, Die musikalische Erziehung hat in wahrhaft erschreckender Weise zugenommen, insbesondere in Deutschland, wo so gern Einzelstudien verallgemeinert werden. Auch sind leider nicht immer Talent, Neigung und Fähigkeit maßgebend bei der Ausbildung, sondern recht häufig persönliche Eitelkeit, falscher Ehrgeiz, Porliebe zur Oeffentlichkeit, Stellungjägerei und Hang zur Aben Innerlichkeit. Die Musik wird bei den herrschenden Mvdcbedürfnisscn zum i'.'eitaus größten Theile als ein Handwerk angesehen, welches die Kunst zu einem reinen Brotstudium und Nahrungserwerb herabwürdigt, oder als ein Vergnügen für den Dilettantismus, welcher in seiner gewöhnlichsten und «nkünstlerischestcn Gestalt die ideale festliche Weihe der Kunst in den Bereich nüchterner Alltäglichkeit oder Unterhaltung herunterzuziehen bestrebt ist. Nur cin winziger Bruchtheil der Musiktreibenden fühlt sich aus tiefster, innerster Seele aus ernste, würdige Studien gedrängt, rein um der Kunst willen und mit der schönen Absicht, sich und Anderen die Gesetze ewiger Schönheit einzuvrSgen und den Gattesdienst der Kunst zn verbreiten, der Trost und Entsbädigllng. Erholung und Verklärung in allen Widerwärtigkeiten des täglichen Daseins gewähren soll.

Um so erfreulicher ist es unter diesen Umständen, daß man allgemach anfängt, als Damm gegen die überwuchernde Großfüttcrnng des musikalischeil Dilettantismus und Lehrerthums, kleine Pslegestatten und Privatschulen in's ^eben zu rufen, wo ausschließlich besähigte Jünger der Kunst ihren S'.'ecialsladien, obliezen. um dereinst wirkliche Künstler zu werden. Hier ist das

Specialisircn nachgerade zur Notwendigkeit geworden, und es kann nicht-
ausbleiben, daß die Zeit mit schonen Erfolgen für diese Notwendigkeit
reden wird.
Unter den Schulen dieser Art, welche von Beginn an mit inniger Zu-
versicht und rückhaltloser Freude begrüßt werden durften, stand die am
1. October 1880 zu Frankfurt a. M. errichtete I. Stockhausensche Gesang-
schule obenan. Die Hoffnungen, die man von vornherein auf das junge
Kunstinstitut setzte und die sich auch sofort in der freigebigen Zuwendung
von Stipendien für unbemittelte Talente durch edle Gönner und Kunstfreunde
äußerten, waren Vollaus berechtigt und sind auch in der Folge durch mannig-
fache öffentliche Leistungen der kleinen Schule bethätigt worden. Wer den
Sänger Stockhausen, der eine fast beispiellose Wirkung ans seine Zeitgenossen
ausgeübt hat und noch heute, nahezu vierzig Jahre nach dem Beginn seiner
Künstlerlanfbahn, durch Tonbildung, Ansatz und Vortrag jeden Zuhörer ent-
zückt, jemals singen gehört hat, der war sich bewußt, was der Lehrer Stock-
hausen seinen Schülern beibringen würde, wie er sie in den Geist seiner
hohen Kunst einführen, wie er sie nach langerprobten wissenschaftlichen und
künstlerischen Principien, ohne Störung durch anderweitige musikalische lleber-
bürdung, unterrichten und wie er sie vor Allem mit dem Grundsatze idealer-
Erziehung, mit dem Nespect vor der Kunst vertraut machen würde. Mit nach-
drücklichem Ernst sprach sich der Gesangesmeister im Juli 1880 in einem
Rundschreiben an seine Freunde über den Zweck und die Ziele seiner zu be-
gründenden Gcsangesklassen aus. Er ging von der Behauptung aus, das;
es in Deutschland durchaus nicht an schönen Stimmen fehle, wohl aber an
den Mitteln, dieselben während der erforderlichen drei bis vier Jahre aus-
zubilden. Er wies auf die Schnelligkeit hin, mit welcher die fingende Jugend
durch untergeordnete und gewissenlose Lehrer nach kurzem, oft nur einjährigein
Studium in die Ocffentlichkeit eingeführt und für eine der über achtzig Bühnen,
welche Opcrnvorstellungen, und der über hundert und zwanzig, die Opern und
Operetten geben, in Teutschland und Oesterreich cngagirt werden zum Nachtheil
der Gcsangeskunst sowohl wie zum eigenen Schaden, da die Erfahrung lehrt,
daß ungeschulte Stimmen nicht länger als zwei bis drei Jahre die Anstren-
gungen der Theaterlaufbahn ungestraft ertragen und alsdann ermüdet und
beschädigt einem Fachkundigen, einer „Autorität", anvertraut werden müssen.
„Die jungen, enttäuschten Sänger" — so sagt Stockhausen — „wollen sich
die Stimme wieder ,in Ordnung bringen lassen'. Das ist aber selten möglich
nach den großen Anstrengungen der Probejahre; die Lust am Studium, die
nothwendigc Geduld fehlt den bereits gefeierten Helden, und so entsteht für den
Betreffenden eine lange, brotlose Pause." Dem entgegen verspricht Stockhausen,
sobald den jungen Leuten während voller drei bis vier Jahre der nvthige,
auf wissenschaftlicher Grundlage fußende Gesangsunterricht verschafft wird,
daß man in Zukunft in Cvnccrtsälcn und auch im Theater geschulte Sänger
und Sängerinnen zn hören bekommen soll. Das Endziel soll für alle dasselbe sein.

Tie Gesangskunst, das Wissen und Können soll bei Thecitersängern ebenso voll-
endet, so gründlich sein, wie bei Eoncertsängern — was ja leider bisher in
den seltensten Fällen zu bemerken ist — nur das Material, die Stimmmittel
müssen beim ersten größer, stärker und dauerhafter sein. „Die Methode der
^Resultate', des lauten Singens, bevor nur der Ansatz frei und leicht an-
sprechend geworden, die Hast, mit welcher den Anfängern Lieder und Arien
einstudirt werden, bevor sie ihren Ton ‚gesetzt' haben, mit einem Wort das
fehlende ABC der Gcsangcskunst prägt selbst den Leistungen vieler Theatcr-
celebritäten den Stempel des Dilettantismus auf. Sie vergessen, daß Kunst
von Können herkommt." Das sind eriiste, eindringliche Worte, die Wohl zu
beherzigen sein dürften und die nicht genug angehenden Sängern gesagt werden
müssen. „Auf einem Instrument, welches weder Klappen, noch Ventile,
noch Tasten, noch greifbare Saiten und Wirbel aufzuweisen hat" — heißt
es in dem Rundschreiben -— „kann die Tonbildung nur im Verlaufe von
circa achtzehn Monaten eine gnte werden. Darin liegt ja das erstaunliche
Mißverhältnis, und der sträfliche Leichtsinn unserer Gesangsjünger, daß sie.
deren Instrument in vielen Theilen noch ein Räthsel für die Wissenschaft
selbst bleibt, nach ebenso viel Monaten, als ihre Commilitonen, die Jnstru
mentalisten. Jahre an ihre Studien wenden, vor die Oeffentlichkeit treten
wollen."
Aber nicht nur in der täglichen Praxis seiner kleinen Gcsangsschule
wollte Stockhausen die ihm so nothwendig erscheinende Belehrung über die
Gesangskunst ertheilen und seinen Schülern den Begriff des Könnens und
Dissens zum Nutzen und zur Freude Anderer auf den Lebensweg mitgeben,
sodaß sie alle dilettantischen Spielereien verachten lernten und nur dem ernsten
Dienst der wahren Kunst ergeben blieben. Er wollte auch in weiteren Kreisen
seinen Ansichten über die beste Art und Weise der gesanglichen Ausbildung
Eingang verschaffen, und so entstand seine bei (5. F. Peters in Leipzig er-
schienene und schnell verbreitete „Gesangsmethvde", welche uns nicht nur das
Geheimniß der außerordentlichen Wirkung enthüllt, die Stockhausens eigene
.^ünstlerfchaft auf seine Zeitgenossen ausübte, sondern auch für alle Zukunft
5ie Grundsätze und Bedingungen festsetzt, unter welchen dieselbe überhaupt mög-
lich war. und dadurch seine Bedeutung dauernd vererbt. Ter große Künstler
schenkte hiermit seinem Volke als ewiges Vermächtnis) den Kern seines innersten
Wesens, und so wird auch die Nachwelt dem Sänger noch Kränze flechten
tonnen, die ihm die Mitwelt so reichlich spendete, wenn der Genuß seiner
lebendigen Kunstäußerungen nicht mehr möglich sein wird.
Und nicht für sein Volk allein gilt die dankenswerthe Gabe, sie hat
etwas Internationales und Universelles. Denn Stvckhausen vereinigt in seiner
Individualität vermöge Geburt, Erziehung und Lebcnsgang die, Vorzüge der-
jenigen Völker, die als tonangebend in den musikalischen Künsten angesehen
werden müssen. Hierbei kommen, da man von den Engländern gänzlich ab-
sahen muß, vor allem drei Nationen in Frage, und von diesen treiben die

Italiener dic Musik aus Liebe, die Franzosen zur Gesellschaft und die-
Deutschen als Wissenschaft. Dieser bekannte Satz wurde von Richard Wagner
dahin erweitert, daß der Italiener Sänger, der Franzose Virtuos und der
Deutsche Musiker sei. „Der Deutsche hat ein Recht — sagt Wagner — aus-
schließlich mit Musiker^ bezeichnet zu werden, denn von ihm kann man sagcn^
er liebt die Musik ihrer selbst willen, nicht als Mittel zu entzücken, Geld
und Ansehen zn erlangen, sondern weil sie eine göttliche, schöne Kunst ist,
die er anbetet und dic, wenn er sich ihr ergiebt, sein Ein und Alles wird."
Eine rigcnthümliche Verqnickung von Umständen bewirkt es nnn, das;
gerade bei Stockhauscn alle drei Eigenschaften concentrnt sind, deren tiefere
Ursache unschwer zu entdecken ist, wenn man weiß, daß seine Groß-
mutter eine Italienerin, seine Mutter eine Französin und sein Vater ein
Deutscher war.

Stockhauscn widmet das Werk seines Lebens dem Andenken derjenige»
Frau, die zugleich seine Mutter und seine Lehrerin war, die den Sinn für
Tonschönheit, für eine durchgeistigte Aussprache, für einen seelenvollen Vor-
trag in ihm weckte, an deren Stimme er seine Stimme bildete, deren absolut
reiner Ton frühzeitig' sein Ohr an absolutes Gehör gewöhnte. Mit dieser
liebevollen Widmung erinnert er die Geschichte der Gesangeskunst gleichzeitig
an eine ihrer liebenswürdigsten Erscheinungen. „Wer will es dem Sohne ver-
argen, wenn er es als eine Pflicht ansieht, diese Perle des Elsasses der Ver
gessenheit zu entreißen?" sagt er voll warmer Pietät znm Schlüsse seiner
einleitenden Worte. Und in der ^That darf der Name seiner Mutter mit
gutem Rechte genannt werden, wenn man die besten Vertreterinnen der
Tonkunst aufzählt. Margarethe Schmuck, geboren als die Tochter eines
Rotars in Gebwciler im Elsaß am 29. März des Jahres 1803 und her
angcbildet in Paris von dem italienischen Gesanglehrer ^Catruffo, war vor
Zeiten neben ihren weltberühmten Eolleginnen Sontag, Malibra» und
Pcrsiani. besonders in England, als eine hochgcfcicrte Sängerin bekannt. Ihr
eigener Lehrer entließ sie, als es sich um das erste öffentliche Auftreten
handelte, mit den bezeichnenden Worten. „^I.iciame, vo„8 n'ave?. nncuno rsisoi,
ck'ävoir penr. Hnnnck von« ötes venue im mcm,lc>, I« d«n Oieu von.« a
llvimö 'in i-oui? <Io pi«ck «t vons a dit: L.ll«2 <:>nmter, mon enknt.'
Noch ein anderes Urthcil über die bescheidene Künstlerin hat »ns Stock-
hausen aufgezeichnet.^ Als sie in einer Evneertprvbe in London das Necitativ
und Rondo von Mozarts mi svoicki <li te" mit Orchester und obligatem
Clavicr sang, saß der berühmte Meister F. B. Cramer am Flügel, und der
seelenvolle Vortrag der Sängerin überwältigte den schon bejahrten Künstler
derartig, daß er gegen Schluß des Stückes allmählich von seinem Stichle hin
nntcrglitt und knieend seinen Part weiter spielte. „Das sind Töne von oben,"
sagte er, als die Arie zu Ende war, „anbetungswürdige Töne." Ten nach-
haltigsten Eindruck der hohen Innigkeit dieser Sängerin hat natürlich der
eigene Sohn gespürt, und es ist keine Frage, daß er ihrem Vorbild mehr ver-

dankt als allen spätere» Lehrer», Garcia mit seinen, Glvttisschlag nicht aus-
genommen. Er erzählt uns. daß nvch heute i» seinen Ohren der Klang
dieser Engelsstimme töne, als sie ihm, da er nvch kaum drei Jahre zählte,
ein Bettelliedchen „O'e«t la iMits msmlisnt« < ^ui von« äerrmncks un r«u
äs psill^ vorsang und beibrachte, ^kie satt es zu hören, wiederholte er stets sein
..enecirs ^> bis er es selbst nachsingen konnte. Und die Mutter, die sich schon im
?ahre 164^ von der Öffentlichkeit zurückzog und am 6. October 1877 zu
Colmar aus dem Leben geschieden ist, hat die Thatsache oftmals im engeren
Kreise mit Stolz bestätigt, daß der inzwischen berühmt gewordene Sohn ihr
sriiher die Tone und Lieder ablauschte und nachzusingen verstand, bevor er
»och ihre Worte kannte und überhaupt zu sprechen vermochte.
Auch der Vater, Franz Stockhausen, hat seinen Namen achtungsvoll
in die Tafeln der Musikgeschichte eingegraben. Er war an den Usern des
Rheines, im allen heiligen Köln, geboren und zeichnete sich, ursprünglich ein
bekannter Harsenvirtuos, seit dem Jahre 1826 als hervorragendes Mitglied
des französischen Orchesters in Paris aus. Daneben erntete er vielfache
Triumphe auf größeren Kunstreisen, vor allem in Italien, England, Irland
und Schottland, die er mit seiner Frau unternahm, und veröffentlichte gegen
dreißig Cvmvositionen bei Pacini in Paris, darunter Sonate», Phantasien
und Uebungsstücke für Harse, eine Messe für vier Singstimme», acht Harsen,
Hörner und Baß, die 1819 in Paris aufgeführt wurde und wohl mit einem
1824 in Wien ansgeführten HynmnS „Ter Allmacht Wunder" identisch sein
dürfte. Am besten bethätigte der Bater Stockhansen seine Künstlerschast als
unermüdlicher Verfechter und Förderer des Beethvven'schen Genius, der in
jenen Tagen durchaus noch nicht so allgemein einleuchtend und erleuchtend
war. wie man glauben sollte, und nicht allein italienischen nnd französischen
Kiinstleru unverständlich blieb, sonder» auch bekanntlich echt deutsche Meister
wie Haydn, Karl Maria von Weber und Spohr keineswegs von seiner
ganzen Bedeutung zu überzeugen vermochte. Franz Stockhausen war,
namentlich in Paris, einer der Ersten und Wenigen, die immer und immer
wieder auf die ewige Schönheit der Beethvven'schen Werke aufmerksam machten,
und entgegen dem kühlen Verhalten, das man fast mit Vorliebe der neu-
deutschen Musikströmung, die vvn Wien ausging, «»gedeihen ließ, mit
größter Willenskraft der edel» Sache das Wvrt redete, wvrin ihn sein
Freund Urhah». der auch Mitglied des französischen Orchesters war, redlich
unterstützte. Franz Stockhaufen war es serner, der dem Directvr der
Pariser Ouncert« Mi'iUiol«, welche als die Vorläufer der 1^26 begründete»
>^»<.-elts du (.'«»«ervutoire zu betrachten sind, Fran^oiS Antonie Habeneck
> l7ö1—1849), zuerst die Partitur der Eroica zur Durchsicht überbrachte und
deren Aufführung anemvfahl. Leider hatte die Aufführung nicht den ge-
hofften Erfolg. Als daS unsterbliche Werk zuerst geprobt werden sollte,
konnten die einzelnen Sätze wegen einer kindischen und pietätlosen Heiterkeit
und wegen allgemeinen gehässige» und kritischen Spöttelns u»ler den Orcheste"

Mitgliedern nur mit Mühe zu Ende geführt werden. Sprach man doch dazn-
mal in Paris mit einer uns heute unbegreiflichen Frivolität von dem ,.l«ts-
ü-toin^. Daß der vielgerühmte Maestro Cherubim, der die junge Kunst-
richtung unablässig mit Geringschätzung, ja mit hochfahrendem Hohn und
billigem Witz bedachte und zu unterdrücken versuchte, hierbei tonangebend war,
ist eine Thatsache, die man bei aller Achtung vor den übrigen Leistungen des
Künstlers nicht verschweigen darf. Aehnliche Erscheinungen sieht man sich ja
zu allen Zeiten und bei allen epochemachenden künstlerischen Ereignissen wieder-
holen. Das Urthcil der besten Meister über neue Kunstströmungen steht nicht
selten im schroffsten Gegensatz zu dem Spruche, den der Nachwuchs und die
Nachwelt fällen muß.
Julius Stockhauscn ward als das erste Kind des Künstlerpaares Franz
und Margarethe Stockhausen zu Paris am 22. Juli 1826 geboren und bewies
schon frühzeitig eine ganz außergewöhnliche natürliche musikalische Beanlagung.
die sich zuerst in einer besonderen Freude nm kindlichen Gesänge äußerte.
Vater und Mutter erkannten mit richtigem Verständnis; die große Begabung
und waren unablässig bemüht, die Lust und Liebe zur Musik zu hegen und
zu pflegen. So erhielt Julius gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Eduard,
der leider schon im zarten Alter an der Diphthcritis starb, von früher Jugend
an regelmäßigen Gesangnnterricht, der auch auf den Concertreisen, auf welche
die Eltern gewöhnlich ihre beiden Erstlinge mitnahmen, fortgesetzt wurde. Der
Vater studirte den kleinen Sängern gelegentlich ein Dnett ein, das sie vor
einem größeren Kreise vortragen durften, und war nicht wenig stolz auf die
Fortschritte und Erfolge der strebsamen Söhne. In Dünkirchen wurden die
acht- und neunjährigen Knaben sogar einmal des Abends spät aus ihren
Betten geholt und mußten in einem öffentlichen Concerte ein damals beliebtes
englisches Duett „VKsro srs ;'ou AoinF «vest sistsr Kv" von Sir Henri)
Bishop singen. Den ersten Schulunterricht genoß der ältere Julius seit 183Z
in eineni vortrefflichen Pcnsionsinstitut ü'IIäuts->-iIIs zu Gcbweiler, wohin
sich auch die Eltern im Jahre 1840 zu längcrem Aufenthalte begaben, bis
sie ihren Wohnsitz sechs Jahre später nach Colmar verlegten. In Gebwciler
wurde auch am 3>X Januar 1839 der jüngste Sohn Franz geboren, welcher,
nach Erlangung des Baccalaureats in Paris und Leipzig ausgebildet,
heute sowohl als Director der Stmßburgcr Musikschule, wie als Leiter der
dortigen städtischen Abonnemcntsconcerte eine reiche und vielseitige Thätigkeit
entfaltet. Alle Kinder des Stockhausen'schen Künstlerpaares — es waren
vier Söhne nnd zwei Töchter — erhielten zu Anfang fast ausschließlich, aber
um so gründlicher ihren Unterricht durch den Vater. Julius Stockhausen
kam bei heranwachsendem Alter zunächst auf das Pariser Conservatorium —
man wollte ihn nicht nach dem protestantischen Leipzig schicken — und besuchte
in der ersten Zeit mit großem Eifer die Gesangs- und Declamationsklassen.
Nebenbei aber unterrichtete er sich auf das Fleißigste in der Orchestermusik,
trieb mit Nagiller, einem Schüler Sechters, Harmonie- nnd Compositions-

lehre und besuchte mit regstem Interesse die Proben der musterhaften Conser-
vatoriumsconcerte, sv daß er bald die Aufmerksamkeit des trefflichen Tirectors
derselben, Fran^ois Antoine Habeneck. auf sich zog und durch diesen die Leitung
der Ouartcttproben bei den dramatischen Hebungen der Conscrvatoriums-
zöglinge, so von Orpheus und Fidelis, übertragen erhielt. Inzwischen erkannte
der junge Musiker aber von Tag zn Tag mehr seinen innersten Beruf als
Tanger. Tic Entwicklung seiner klangvollen Stimme und die herzlichste Freude
am Gelange veranlaßten ihn, 1848 nach zweijährigen Vorstudien bei Ponchard,
den Unterricht des weltberühmten Manoel Garcia, des Bruders der Maria
Malibmn-Garcia und der Pauline Viardvt-Garcia, zu genießen, dem er 1849
n^ch London folgte. Daß der junge Künstler, der bald keinen Nebenbuhler
in seinem Fache mehr haben sollte, sein erstes Tebut an der italienischen Oper
zu^London begangen habe, ist ein Jrrthum der Lexikographen. Stockhausen
trat nie in der italienischen Oper auf, wohl zu vereinzelten Malen in Promenade-
concerten, und sang vermuthlich zum ersten Male öffentlich in Lxstsr Hall
in Mendelssohns „Elias", wo er ohne Probe nnvermuthet einspringen mußte.
Sein Triumphzug auf dem Continent begann 1851 in Basel, und sehr
schnell verbreitete sich sein Ruhm durch die Welt, namentlich in der ersten
Hälfte der fünfziger Jahre von den Nicdcrrheinischen Musikfesten aus, von
den ersten Auffuhrungen der Schumann'schen Faustmusik in Köln, Elberfeld,
Leipzig und Hannover her, von seinen eigens arrangirten Concertcn in Wien,
deren er 1854 sechs hintereinander geben mußte, von Frankfurt a. M., Weimar
und Berlin aus. Nach Italien ist der Künstler, der, wie er im Französischen
und Englischen ganz zu Hause ist, so auch ein musterhaftes Italienisch spricht,
niemals gekommen.

Mehrfach ist Stockhausen als Bühnensänger thätig gewesen, so am Hof-
nnd Nationaltheater in Mannheim (1852), in Karlsruhe (1853) und an der
Or>4rs connMS in Paris (1857—59), und seine Leistungen als Valdcburgv
in Bellinis „Tie Fremde", als Figaro im Barbier und als Senöchal im
Jean de Paris werden als mustergültige gelobt. Tic größten Erfolge aber
errang er schließlich doch in der höheren Sphäre des Concertsaalcs, als
Oratorien und Liedersängcr. Seine Interpretationen von Bach'schen und
Händel'schen Oratorienpartieen, seine Vorträge von Schubert'schen, Schumann-
ichen und Beethoven'schen Liedern find unerreichte Kunstäußerungen geblieben.
Tie bekanntesten Licdercyklen sind unvergänglich mit seinem Namen verknüpft.
Ein jedes seiner Concerte mußte als Ereigniß der Saison betrachtet werden,
und es steht im frischen Gedächtniß aller Mitlebenden, die jemals das Glück
hatten, den Meister zu hören, wie unerreichbar und nachhaltig der Eindruck
dieser künstlerischen Genüsse war.

Stockhaufen giebt immer nur das Beste in der besten Form. Da ist
nichts von Aeußcrlichkeiten, Effekthaschereien und virtuosen Künstlichkeiten,
nichts von Manieren oder Unarten. Edel und rein, andächtig und zur An-
dacht auffordernd wird das Höchste geboten, was menschliche Kunst zu bieten

im Stande ist. Keine Persönlichkeit drängt sich uns auf, sondern ein Meister
werk wird uns vcrständnißvoll vermittelt. Ter Zuhörer empfängt seine Kunst-
äußerung wie eine weihevolle, herrliche Sprache aus einer anderen, höheren
Welt. Er wird erwärmt und fortgerissen zu wahrer, herzlicher Bewunderung
und Begeisterung. Erhitzung, Erstaunen und Verwunderung, wie sie die
moderneu Virtuosen und Tausendkünstler hervorrufen, bleiben ihm fern.
Der wunderbare Schmelz der Stimme, dieses Gnadengeschenk deS Himmels,
das der Sangcsmeister mit treuester Sorge und Dankbarkeit zu pflegen, zu
entwickeln und dauernd zu bewahren wußte, die reine, klare Textausspmche.
die uns mit den einfachsten, natürlichsten Mitteln sagt, was Dichter, Com-
ponist und Interpret zu sagen haben, die tiefdurchdachte und tiefempfundene
Auffassung des mitzutheilenden Kunstwerkes, die sich so überzeugend, einfach
und wahr giebt, daß wir uns gar nicht denken können, daß es überhaupt
anders sein könnte — alles das vereinigt sich zu einer Kunstleistung, die
den höchsten Forderungen der Kunst, Veredelung und Verklärung der Natur,
Vertiefung und Durchgeistigung der Scelenstimmung, Ueberzcugung und Wahr>
heit des Ausdrucks nachkommt und dadurch den fruchtbarsten sittlichen Erfolg
hervorbringt, die eigentlichste, leider so vielfach vernachlässigte Aufgabe der
Kunst erfüllt. Unerreicht ist Stockhanscns Gesangstcchnik geblieben. Ton-
farbe, Tonaccent, Intonation, Athcmholen, Athcmsparen, Mundstellung.
Registerausgleichung, Pvrtament, Cvloratur, Deklamation, Grazie, Charakte-
ristik — alles das stand nnd steht dein Meister zu Gebote wie keinem
Zweiten und tritt so natürlich in die Erscheinung, daß man ganz vergißt,
wieviel Knnst bis zum Können nvthwcndig gewesen sein muß. Bei alle^
dem äußert sich ferner ein ungewöhnliches Ebenmaß von Geistes- und
Herzensbildung.

Wie allgemein Stockhausens Wirkung auf seinem Gebiete anerkannt und
geschätzt wurde, beweist die Thatsache, daß man ihn trotz seiner virtuosen
Fertigkeiten nach jeder Seite hin*) niemals unter die Zahl der metcorartigen
Virtuosen rechnete, sondern von seinen frühesten Jahren an den Vertretern
der klassischen Kunst zugesellte. Seine warme Freundschaft mit Brahms,
Joachim, Frau Clara Schumann ist bekannt. Im Uebrigen war Stock-
Hausen nicht ausschließlich Sänger. Er bewies auch in späteren Jahren dcs
öfteren seine schon als Jüngling hervortretende Liebe nnd Fähigkeit als
Orchester- und Chordirigent. Er leitete von 1862 bis 1867 die Philhar

*) 1856 schrieb ein Kritiker in Frankfurt n. M. icher eine» AlvüZÄ-voos-Trillcl
Stockhausens in Beethovens „Adelaide": „Tiefer wundersame Triller, duslig hingehauchr,
wie das melancholische Flöten der Philomele in lauer Friihlingsnacht, war für uns nicti!
blos ei» durch die vollendetste Knnst veredeltes Nachahmen des Nachtigallenschlages, es
war gewissermaßen der citherscine Ausdruck innerster Erregung, die Vibration einec:
bis zur Anbetung liebenden Herzens, der zitternde Sehnsnclitsruf eines Menschen, der
seine ganze Seele legt in den Namen seines Ideals: Adelaide!"

monischcn Concerte in Hamburg, er nahm eine erfolgreiche Stellung als württcmbergischer Kammersänger in Stuttgart ein, er war von 1874 ab Director des weltbekannten Stern'schen Gesangvereins in Berlin. Er half als Lehrer des im Jahre 1879 begründeten Dr. Hoch'schen Eonservatoriums zu Frankfurt a, M. den Ruf desselben in alle Lande tragen. Er bewies sich schließlich ebenso gros; wie in der Praxis als Theoretiker seiner Kunst, als Schriftsteller. Und hierüber belehrt uns mehr, als seine zahllosen dankbaren Schüler und Schülerinnen es vermögen, seine „Gesangsmethode",
Es war nicht das erste Mal, daß der berühmte Gesangesmeister die Feder in die Hand nahm nnd seinen Zeitgenossen Mittheilungen und Belehrungen über seine Kunst gab. Abgesehen von einer Jugendarbeit über Schumanns Faust, den er dauernd in den Concertsaal eingeführt hat, erschien bereits wahrend seines Stuttgarter Aufenthalts in den „Signalen für die musikalische Welt" (Leipzig, Barth. Senf 1872) ein äußerst anregender nnd inhaltvoller Aufsatz „Das Sänger-Alphabet oder die Spracheleinente als Stimmbildungsmittel", der für Gesangsfreunde und Gesanglehrer von gleich hoher inftructivcr Bedeutung ist und, obwohl ihn der Verfasser selbst nur als Einleitung zu einer Gesangsschule betrachtet wissen wollte, das vorgelegte Thema im weitesten und eingehendsten Sinne erschöpft. Das „Musikalische Wochenblatt" (Leipzig. Z. W. Iritsch, X. Jahrg. 187^1) veröffentlichte alsdann eine Aufsehen erregende Kritik der Professor Hermann Zopff'schen populären Gesangsschnle ans der Feder Stockhausens, die wiederum werthvolle Beiträge zur Theorie der, Gesangskunst beibrachte, wohl zum ersten Mal die drei Grundgesetze der Akustik als Ausgangspunkt für eine rationelle Tonbildung aufstellte und auf das trefsendste nachwies, daß die drei Haupttheile unseres Singapvarates: Kehlkops, Lunge und Sprechmerkzeuge, als unzertrennliche Vollstrecker dieser Gesetze zu betrachten sind. Diese Kritik war eine geradezu vernichtende für die Gemngsmethode des Leipziger Professors, deren Titel schon „höckst dilettantisch" genannt werden mußte, weil er von „guten nnd schlechten, gesunden und kranken Stimmen" handelt nnd für alle einen Rath, ein Mittelchen hat, wie der Dvctor im „Liebestmnk". Dabei hatte Stocklzausen eine seltene Schärfe, Klarheit und Sachlichkeit der Tarstellung an den Tag gelegt und nicht nur die unklaren Begriffe und das unwissenschaftliche Experimcntiren eines ihm gefährlich erscheinenden Dilettanten in seinen, Fache in Trümmer geschlagen, sondern aus den Trümmern positive Rathschläge und Regeln aufgebaut, die von dauerndem Werthe nnd überzeugender Deutlichkeit sind, so daß man hosten mußte, daß uns der Verfasser noch weitere und größere theoretische Belehrungen crtheilen würde. Denn seine Kritik war eine Kritik in Lessing'schem Stile, nicht zersetzend und nur negativ absprechend, wie es den neueren Kritikern vielfach eigen ist, sondern reich an positiven Borschlägen und Errungenschaften, fruchtbar au Gedanken und Principien, ein Meisterstück klarer und wissenschaftlich begründeter Logik und Disposition, dictirt von heißer Wahrheitsliebe und der festen, eigenen Ueberzeugung, die

nicht dulden kann, daß wichtige Fragen in einer Weise behandelt werden
dürfen, welche durch ihre Verschwommenheit und ihre falsche Behandlung für
die Menge gefahrlich werden kann.
Ein Jahr später, im April 1880, erschienen ferner von Julius Stock-
Hausen verausgabt, zwölf Canons von L. Cherubim (mit Pianoforte-Be-
gleitung sä libitum, Mainz, B. Schotts Söhne), welchen in einer Vorrede
nicht allein eine Anleitung zum Studium dieser Canons, sondern gleichzeitig
Lehren von allgemeinster Bedeutung, namentlich über die Aussprache beigegeben
waren. Diese Canons mit italienischem Text, die der bekannte Director des
Pariser Cvnservatoriums angeblich seinen Schillern als Belohnung für fleißiges
Solfeggiren verfaßte und deren neue Bearbeitung, auch mit deutschem Text
in meisterhafter und geschmackvoller Übertragung von Paul Heyse, Stock-
Hausen wohl zu demselben Zweck seinen Schülern zugeeignet hat, waren eine
große Seltenheit geworden, so daß ihre neue Verausgabung zum Zwecke einer
möglichst weiten Verbreitung mit Dank begrüßt werden mußte. Die Texte
und von allerliebster Anmuth und Naivetät, sie geben sich durchaus anspruchs-
los und sprechen doch ungemein an. Gleich das erste Liebchen, welches
gewissermaßen die Einleitung zu den ferneren kleinen Liebesgesängen bildet,
die die frohe Jugend nach fleißigem Gesangsstudium anstimmt, gewinnt durch
seinen launischen Ton die Sympathie des Hörers. Es lautet:

Ali 2li 8i Ht «c,I I.» «i Mi Mi Si Nt Sol La Si
<^Ilo »eeestur», elio 8?eeat,n'i,! Ach welche Plage, ach welche Plage!
^w!»r ssmzire c'ttntainlu Nur immer musiciren

Die Composition ist dem Texte entsprechend einfach melodiös und harmonisch
und wirkt erheiternd und anmuthend. Die Clavierbegleitung ml libiwm ent-
spricht dem Ganzen auf das Beste. Nicht weniger werthvoll als diese kleinen
Compositionen Cherubinis, die sich, auf's neue eingeführt durch einen Namen
vom allerbesten Klange, als Gesellschaftscanons im Laufe der Zeit wieder
einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen dürften, nach den Instructionen des
Meisters in der Einleitung zur Original-Ausgabe, aber — beiläufig bemerkt, —
am besten mit gleichen Stimmen zu besetzen sind, also mit Sopranen oder
Tcnören, in einer tiefen Lage mit Alt- oder Baßstimmen, sind die Bemerkungen,
die Stockhausen selbst im Vorwort, wenn auch nur kurz und andeutungsweise,
gicbt. Mit vollem Recht sagt uns der bekannte musikalische Pädagoge, daß
Anfänger durch einstimmige Gesänge, Lieder und Arien allein selten musikalisch
werden und daß es auch mit dem Chvrsingen nicht gethan ist. „In Liedern
unterstützt die Begleitung, in Chören die Begleitung und die Mitwirkung vieler,
die uns den Ton bringen, zu sehr. Wiederholte Uebungen in mehrstimmigen
Solo-Gesangsstücken, ohne Begleitung, können allein selbständige Sänger
bilden." Dem Vorgange Cherubinis getreu, der die Kinder schon in frühester
Jugend, ob angehende Jnstrumentalistcn oder Vocalistcn, solfeggiren ließ.

lind immer solfeggiren,
Ich halt es nicht mehr cm«.

betont auch Stvckhausen die bedeutende Nothwendigkeit des Solfeggircns für
den gesanglichen Unterricht. Gilt doch seit Jahrhunderten, sagt er, die Ver-
bindung von Wort und Ton, das Solfeggiren auf leichten Silben wie: u>,
rs, mi, ts, Is, 8i für ein unfehlbares Mittel, die Stimmen geschmeidig zu
machen und das Treffen rascher zu lernen, gebunden und deutlich zu singen.
Tic geistige Thätigkeit wird bei Anfängern durch das Nennen jeder Note
reger, als durch das gedankenlose ^-Singen, Gehör, Lunge, Kehlkopf und
Sprechwerkzeuge werden hier gleichzeitig geübt. Auch schützt die Abwechselung
der Muskelthätigkeit vor Ermüdung, und Lehrer wissen, daß Anfänger, in
der Mittellage wenigstens, länger solseggiren als vocalisiren können. Ferner
weist Trockhausen darauf hin, ein wie großer Nutzen der Tonbildung aus
der Beschäftigung mit der wohlklingenden, volltönenden italienischen Sprache
ermächst, und so erinnert er denn die Herren Lehrer mit Nachdruck daran,
die unbeholfenen und energielosen Sprcchwerkzeuge unserer deutschen Sänger
an den fremden Lauten tüchtig üben zu lassen, wobei aber vor allem ans
eine recht klare und reine Aussprache zu sehen ist, deren Grundcrfordcrnisse
Stvckhausen in kurzen und prägnanten Sätzen darlegt,
Tie ganze Serie der von Chcrubinis eigener Hand in langen Jahren
geschriebenen Canoni, dreiundsechzig an der Zahl, von denen Stvckhausen die
bei I. Frey erschienenen zwölf Nummern neu verausgabt hat, besinden sich
in der musikalischen Abthcilung der königlichen Bibliothek zu Berlin, die den
geiamntten musikalischen Nachlaß Chcrubinis besitzt. Stvckhausen äußerte sich
im Feuilleton der Frankfurter Zeitung (1882, Nr. 6 und 7) eingehend über
das werthvolle und interessante Musikbnch. Er befürwortet auf das wärmste
eine Veröffentlichung der für Schüler und Sänger außerordentlich lehrreichen
und unterhaltenden Gesangsstücke nnd hält die Sammlung ebenso wie die
Aammer-Tuette und Terzette von Händel in seiner Eigenschaft äls Lehrer
für so wichtig und bedeutend, daß er sich verpflichten will, durch sie Schüler,
die das Solseggiren gründlich gelernt haben und nicht zu früh der Schule
entlausen, sowohl in der Technik der Gesangeskunst als im Bortrag auf eine
hohe Stufe der Ausbildung zu bringen. Umsomehr ist es zu bedauern, daß
line Auswahl dieser trefflichen Canoni nicht in Stockhansens neue GesangS-
methode aufgenommen wurde, wie der Autor es beabsichtigt hatte. Tciin
schließlich ist eine Gesangsmethode, der die genügenden Vortragsbeispielc fehlen,
nicht vollständig. Hoffentlich wird das bedeutsame Buch Chcrubinis reckt
bald durch kritische und verständnißvolle Herausgabe zum Gemeingut der Ge-
sangsschulen, Conservatorien, Gesangvereine und Musikliebhaber. Hoffentlich
unterzieht sich gerade Meister Stockhausen dieser dankenswcrthcn Aufgabe.
Ueber die Aussprache handelte auch wieder eine im gleichen Jahre 188»
erschienene Broschüre Stockhausens „Der Buchstabe 0 und die sieben Regeln
des Herrn H. Dorn nebst einer Vvcal- und Consoncmten-Tabclle (Frankfurt
a. M. Alt und Neumann)". Und wieder war es eine Kritik einer nach
sttnir tiefsten Ncberzeugung auf Jrrthümern nnd Fehlern beruhenden Abhandlung,

bei deren Gelegenheit Stvckhansen uns beherzigenswert!)? Aufschlüsse über
seine eigene Gesangsmethvdc schenkt. Wieder wendet sich Stockhausen mit
vernichtender Schärse gegen die Behauptungen eines ihm zweifelhaft erscheinenden
musikalischen und ästhetischen Apostelthums und bringt uns an Stelle dieser
verurtheilten Lehren einen trefflichen, knapp und klar ausgeführten Leitfaden
für Stimm- und Tonbildung, meisterhafte Bemerkungen über das Sänger-
Alphabet und eine interessante Consonanten- nnd Vocaltabellc: „Die fünfzehn
deutschen Vocalfarben. I. Stockhausens Vocaltabelle nach Dubois-Reymond
d, Ae." betitelt, welche allen denen, die sich mit Gesang beschäftigen, aus da»
Wärmste zu empfehlen ist. Capellmeister Heinrich Dorn hatte in hohen
Iahren ein Schriftchen unter dem Titel „Die Aussprache des deutschen
Buchstaben 6, eine Abhandlung für Sänger, Schauspieler, Redner und Sprach-
lehrer" drucke» lassen, in der allerdings mit ziemlicher Sorglosigkeit und
wenig Begründung siebe» Regeln für die Aussprache des Buchstaben 6 auf-
gestellt wäre», welche nicht nur eine unannehmbare cvmplicirte Methode,
sondern auch manche Verstöße über dies so ungemein wichtige Thema enthielten.
Namentlich bewies der Verfasser, daß er in der Kenntnis; der modernen Sprachen
doch viel zu wenig zu Hause ist. um über den Buchstaben 6 und! seine
Aussprache als Fachmann reden zu können. Er behauptete, in dem italienischen
<5 einen Zischlaut zu hören und erklärte, das; „Gironde". „Gennaro" und
„Reggio" den Zischlaut hätte», also wie Schironde, Tschennaro, Retschio aus-
ausgesprochen würden, während eS doch feststehen sollte, das;, um ein nahe
liegendes Wort zu nehmen, „Solfeggiando" wie Solfedjando (nämlich mit <!
nnd dem französische» ^i) auszusprechen ist. Ferner setzte Professor Dorn
die deutschen Gnttural-Nasalen »NF, enF, n»F, unz? mit den französischen
Nasallauten »n, in, n», n„, auf eine Stufe und lehrt, man müsse das O,
wenn ihm ein n vorhergehe, nach Art der französischen Wörter lmin, limäi
und insliiu, ausspreche», während doch ein Jeder, der irgendwie Gehör für das
französische Idiom besitzt, weiß, daß diese Art der Aussprache eine grundfalsche ist.
wie denn die von Stockhausen angeführten Reime eines Gelegcnhcitsdichters im
„Bayrcuther Tageblatt": Sedan und Lvbgesang in der That komisch genug
wirke». Die englische Schwestcrsprache Hütte durch Worte wie sonF, vrov.^,
I"NF, tlli»^ u. s. w. weit besser mit der richtigen Erläuterung der n^-Aus-
sprache gedient, als es die fremde romanische Sprache vermag. Aber Dorn
verließ sich auf sein persönliches Gehör, nicht etwa „paros-c^us", sondern
..er Tonkünstler ist, wie er sagte. tl»d in dieser Art fuhr Dorn
svrt, seine Lehren anszutischen. Das von ihm selbst gegebene Beispiel verur-
tlieilt seinen Vorschlag, wie man in Zukunft deutsch zu sprechen habe, übrigens
am besten (das ll nach dem ^ in deinselben bedeutet, daß man A nicht wie
Zc>t aussprechen soll): „Durch diese hohle (Hhasse muß er kommen- es führt
kein andrer Wech nach ttüßnacht. — Hier Vollend' ich'S. — Die Ghelcjenheit
ist ghünstig, dort der Holluuderstrauch vervircht mich ihm: von dort herab
'ann ihn mein Pfeil erlangen: des Wejes Enge wehret de» Verfoljern."

Ten sieben Regeln Torns entgegen stellte Professor Stockhausen auf Grnnd
seiner Forschungen und Erfahrungen die Behauptung auf, daß drei statt
sieben Regeln für die Aussprache des Buchstabens 6 genügen, eine für L
m Anlaut, eine für i>A und eine dritte für g im Auslaut, was noth
wendig oft zur Agglomeration ^Zusammensetzung) mit anderen Buchstaben
führen muß, und weist mit Fug und Recht darauf hin, daß das Ohr
als oberste Instanz bei Sprache und Gesang zu betrachten und zu üben
itt. Ein seines Gehör — sagt er — ist für Sänger uud Sprachlehrer
unerläßlich, Tie ersten Gchörsnbungen sind aber unsere Sprachelemente: fünfzehn
Pocalformen nnd — die fremden Consvnanten wie si, v (engl,) u, s. w. ein-
gerechnet — etwa siebenundzwanzig Consvnantcnfornien, im Ganze» zweiuud-
vierzig Vocal- und Consonantansätze, Die müssen wir zuerst lernen, wenn
wir correct spreche» und singen wollen. Nach einer eingehende» sachlichen,
aber sehr scharfen Widerlegung der Toni schen Broschüre, wobei Schritt auf
Schritt die wuchtigsten Hiebe fallen, gelangt Stvckhansen zu seiner eigenen
Methode in dem kurzen Anfsatz „Tas Sänger-Alphabet", welcher für die
Theorie de» Gesanges als epochemachend gelten darf und nicht nur für
Sänger. Schauspieler, Redner und Sprachlehrer von größtem Werth ist, sondern
mch jedem Privatmanne wichtige Ausschlüsse über seine Sprache und über
die Art und Weise einer schönen, dialektfreien Aussprache giebt. Das Motto
gewährt den deutlichsten Anhalt zum Reden der vier Weltsprachen, indem es
besagt:
hiiktNlio si I«el,'i Idlliano si (luv,' ä^rir« lü, M"It",
lind wenn man Deutsch spricht, kann man den Mund mich »och recht vo!i nehmen,
_>läis <juä»,I »n p;lrl,> I>> srini,,«!« il Kuit iinrv I», Kiueli« sri ousur.
Xn<1 vdoo v>>,i »pesk enFlisK von in»«t not <>ri0n tko m >utli »ll.
Und der Aufsatz selbst enthält soviel Wissenswerthes und Bedeutsames,
daß 'eine Lectüre jedem Theilnehmende» unerläßlich sein sollte.
Aus alle» diese» leider zerstreute» Publikationen Stockhausens, denen
sich noch eine sehr lesenswerthe Einleitung zum Jiheesbcri.ht d^r Schule
1880—1881 anschließt, ließen sich bereits für jeden aufmerksamen Leser die
Grundlagen der Stockhausen'schen Gesangsmethode erkennen und construiren.
Aus allen sprach der ernste, gewissenhafte uud strenge Lehrer, welcher selbst
als Künstler erprobt hatte, was er als Lehrer milzutheilen sich gedrungen
suhlte, und seine Belehrungen sollten in der That nicht allein für Schüler,
sondern für die weitesten Kreise der gebildeten Welt gelten. Recht bezeichnend
für die ganze Denkart des Meisters sind die schönen Worte im Vorwort zur
-Broschüre: „Wie ich früher leidenschaftlich gerne sang, so unterrichte ich heute
und bin daher Jede», ernstlich gram, der der Jugend ein X für ein N Vormacht."
Die Wahrheit, als Resultat sorgfältigsten Studiums, fleißigster Beobachtung
und eigenster Ueberzcngung, ist ihm der Grundstein, auf den sich jede Kunst
nnd jede Lehre anfbcmen muß, und w.'r gegen dieselbe Verstößt, ob wissentlich

oder unwissentlich, fordert seinen gerechten Tadel heraus. Taß er den Kamps
gegen den Jrrthum mit den schärfsten Waffen aufnimmt und bis zur Vernichtung des Gegners zu Ende führt, kann und muß ihm ans vollstenl
Herzen gedankt werden, umsomehr da er uns allemal zum Schlüsse eine
schätzenswerthc Beute und werthvollen Gewinn zuführt. Tie Summe seiner
künstlerischen Uebcrzeugung und Erfahrung ist in seiner „Gesangsmethode"
niedergelegt, und was er im Schlußwort derselben bemerkt, daß es, um ein
Sänger ersten Ranges zu werden, nicht genügt, ein gutes Gehör, eine schone
Stimme und eine lebhafte Phantasie zu besitzen, daß ein kunstgemäßer Gesang
nur durch unablässiges sorgfältiges Studium, durch richtige Erkeuntniß der
Ausübung der Gesetze der Kunstschönheit, durch bewußtes Vcrwerthenkönnen
der Gaben je nach Bedarf der Kunstdarstellung erreicht werden kann. daK
läßt sich nun Schritt für Schritt, Seite für Seite aus diesem hervorragenden
Werke erlernen.

Stockhausen hat — wie er uns selbst sagt — durchaus nicht den
Vorsatz gehabt, in seiner „Gesangsmethvdc" eine Gesangsschule im gewöhnlichen
Sinne des Wortes zu schreiben. Seine Absicht war vielmehr —- und er
nennt seine für den Kunstgcsang so bedeutungsvolle Leistung mit bescheidenen
Worten nur einen Versuch — „die Tonbildung und die Gesangstechnik,
deren Erfordernisse sich oft in kurzen Beispielen veranschaulichen lassen, durch
einfache Gesetze zu begründen". Er verläßt damit den bisherigen, rein empirischen Standpunkt seiner Vorgänger und begründet seine Technik nach bestehenden Gesetzen der Natur. Tiefe Gesetze erweisen sich durch seine Untersuchungen auch wirklich so einfach und naturgemäß, daß man unwillkürlich
an die Fabel vom Ei des Columbus erinnert wird. Im besten Sinne des
Wortes wird gehalten, was uns der Sangesmeistcr verspricht. Er zeigt
uns, daß die Sprachelemcntc selbst die ersten Gehörübungen für den Sänger
bilden, daß sie über Entstehung des Tones, über Ansatz und Stimmeinsatz,
über Klanggepräge und Register Aufschluß geben, daß die Vocale selbst die
Bildner des schönen Tones sind; ferner, daß nur durch das Gesammtstudium
der fünfzehn Vocale, nicht eines Vocales allein, wie viele meinen, ein
freier, schöner, ansdrucksfähiger Ton im deutschen Gesänge erreicht werden
kann; endlich, daß die Stimme zunächst in einem mäßigen Umfange, in der
Mittcllage, ausgebildet und gelenkig werden muß, bevor man die ganze Kraft,
deren sie fähig ist, zur Entwicklung bringt. Zur Grundlage siiner Untersuchungen bedient er sich der drei Grundgesetze der Akustik, welche die Höhe,
die Kraft und die Färbung des Tones betreffen, denn sie sind ihm die Gesetze für die Tonbildung selber. Sic zeigen, wie er nachweist, daß ein
Ton rein sein muß, daß er stark oder schwach sein kann, daß er schon im
Entstehen gefärbt ist. Mit diesen Gesetzen stehen denn auch die drei Hcmpttheile des Stimmapvaratcs in enger Verbindung. Sie sind, wie Stvckhauscn
sich ausdrückt, gleichsam die Vollstrecker derselben: der Kehlkopf führt,
durch das Gehör geleitet, die zur Reinheit nöthigen Spannungen auö. Tie

Lunge giebt. je nachdem sie viel oder wenig Luft ausströmen läßt, den Schwingungen mehr oder weniger Amplitude (Weite), das heißt dem Tone größere oder geringere Kraft. Das Ansatzrohr ändert durch die Stellungen der Lippen, der Zunge, des Kehldeckels, durch die Entstehung der Vocale nämlich, die Formen der Schwingungen im Kehlkopf. Als Nebnngsmciterial dazu hat Stockhauseu die sechs Arten der Vocalisation gewählt und durch dieselbe gezeigt, wie die Lunge, der Kehlkopf und das Ansatzrohr in der Ausübung der Vocalisationsarten ebenfalls zusammen wirken, wie die Technik der Gesangskuiist von der richtigen Behandlung dieser drei Thcile des Stimmapparates abhängt.

Man sieht, daß der Verfasser seinen Gegenstand von Grund aus erfaßt und alle seine wissenschaftlichen, seine theoretischen wie praktischen Kenntnisse und Erfahrungen in's Feld fuhrt, um seine siegreichen Behauptungen und Erklärungen durchzufechten. Die Behandlung mag manchem Praktiker, der den Standpunkt der ausschließlichen Erfahrung nicht verlassen und von der wissenschaftlichen, physiologischen Begründung nichts wissen will, ein wenig zu gelehrt erscheinen. Behaupten doch so viele Lehrende und Lernende auf allen künstlerischen Gebieten, daß die Kunst mit der Wissenschaft nichts zu thun habe, und schreibt man doch so gern der künstlerischen Inspiration und der individuellen Unmittelbarkeit den Hauptantheil an künstlerischer Darstellung und Wirkung zu. Auch wird Trockhausens ernste wissenschaftliche Behandlung der Gesangskunst, die allen bisherigen Gesangsschulen gegenüber nicht ausschließlich populäre, allgemein bekannte Satze entwickelt und praktische Uebungcn vorschreibt, sondern nebenbei der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze auf den Grund geht, manchem Künstler, Lehrer und Schüler fremdartig, überraschend und schwer verständlich erscheinen. Man ist ja in diesen Kreisen die Sprache der Wissenschaft so ungewohnt, — und doch können gerade die Bctheiligten dem Meister Stockhauseu nicht genug dankbar dafür sein, daß er endlich einmal «uch die tieferen und wichtigeren Fragen des Warum erörtert und die Beweise für das Was und das Wie aus der Beantwortung dieser Fragen entwickelt. Gerade für sie war eine Arbeit wie diejenige Stvckhausens, die auf die erklärenden Naturgesetze zurückgeht, zeitgemäß. Es führen allerdings viele Wege nach Rom, aber kein weiser Reisender fährt in das Blaue hinein, ein jeder sollte von vornherein wissen, warum er diesen und nicht jenen Weg gewählt hat. So wird Niemand StockhanfenS Buch aus der Hand legen ohne die klare Erkenntniß, wie der Verfasser seineu Weg gefunden und verfolgt hat, warum und wie er sein Ziel erreichen mußte. Es wird Leute geben, die vielleicht andere Wege für gleichberechtigt halte», je nachdem sie andere Zwecke im Auge haben. Aber cinS wird sich jeder dankbar gestehen müssen — selbst wenn er ohne Wissenschaft fertig werden zu können meint — daß das Buch denken macht und daß die reichste und vielseitigste Anregung und Lehre aus ihm zu schöpfen ist.

Unzweifelhaft ist es ein großer Gewinn für die Gesangstechnik, daß

kians Müller in Berlin.
Stockhauscn als Gelehrter zu Wege ging, daß er die Beantwortung der
Hauptfragen der Tonbildung bei den Physiologen, Akustiken? und Laryngv-
skopikern (Kehlkopfspiegelforschcrn) sucht, daß er sich bei Donders, Grützner
und Helmholtz Belehrung holte, daß er sich auf dem Laboratorium des
Physiologen Professor Meißner in Güttingen mit dem Phonautographen
(Töneschreibapparat) beschäftigte. Nur durch die genaueste wissenschaftliche
Untersuchung der Stimmorgane konnte es möglich sein, die richtige Verwendung
und Ausbildung derselben im höheren Tienste der Gcsangskunst bestätigt zu.
finden, wie der Sangesmeister sie selbst ei» ganzes Leben hindurch an sich
und seinen Schülern erprobt und erkannt hatte. Nur durch die klaren, über-
zeugenden Beweise der unumstößlichen Naturgesetze ist es erreichbar, den ver-
worrenen und oberflächlichen Anschauungen unscrcr Tage über Gcsangstechnik
Einhalt zu gebieten und der Erkenntniß deutlicher Begriffe zu ihrem Recht
zu verhelfen. Hier kann gar nicht wissenschaftlich genug vorgegangen werden.
Wer Lehren ertheilt, muß ein Gelehrter sein, und wer lernt, muß lernen,
was den Kernpunkt seiner Aufgabe ausmacht. Nicht der Glauben sührt zun,
Können, sondern das Wissen.
Stockhauscns Herleitnng der Haupteigenichaftcn des Tones aus den
drei akustischen Fnndamentalgesetzen, nämlich daß 1. die Zahl der Schwingungen
die Tonhöhe, 2. die Weite (smvlitncke) der Schwingungen die Tonstärke und
Z. die Form der Schwingungen die Klangfarbe bestimmen, ist an sich so
einfach und natürlich, so überzeugend und selbstverständlich, daß es mit Recht
Wnndcr nehmen muß, wie lange es gedauert hat, bis diese Grundsätze auf
die Tonbildung angewendet wurden. Wie klar verständig und verständlich
ist die schon oben erwähnte Auseinandersetzung, daß diese d«i Gesetze die
Haupteigenschaften des Tones andeuten. Sie heißen: Reinheit. Schwingung^
fähigkeit (elastische Kraft) und Färbung (Vocalbildung). Ter Ton muß rein
sein; er kann stark oder schwach gestaltet werden; er ist im Entstehen bereits
gefärbt, weil der Stimmton „v«x". sobald der Mensch sprechen oder singen
will, stets einen Vocal zn Gehör bringt. Tie Reinheit des Tones ist als
absolut, als Nothwendigkeit — die Stärke des Tones als relativ, als
Möglichkeit — die Farbe als dem Tone innewohnend, als Wirklichkeit zu
bezeichnen. Hieraus ergiebt sich die Nutzanwendung dieser drei Grundgesetze
auf die drei Haupttheile unseres Stimmorganes. Tie soll, wenn auch schon
erwähnt, noch ein wenig näher ansgeführt werden. Ter Kehlkopf vollzieht
mit seinen Knorpeln, Bändern und Muskeln, durch das Ohr geleitet, die zur
Tonhöhe ersorderlicheu Berengungen in der Stimmritze <6I«ttis); die Lunge,
die Rippenkorbmuskeln und das Zwerchfell entlocken, je nachdem die Luft
stark oder schwach herausgeblasen wird, den Stimmbändern große oder kleine
Schwingungen, führen somit das zweite Gesetz der Tonstärke aus: das
Ansatzrohr schließlich, die Zunge, die Lippen, das Gaumensegel und der
Kehldeckel bilden dnrch vcrs '!cdene Stellungen die Pocale (Färbungen) und
Klanggepräge. Als feste Kreuzpunkte müssen Gaumen und Zähne genannt

Werde». Durch die Ausführung dieser Gesetze lernt der Sänger also die
Thätigkeit der drei Hauptthcile unseres Apparates, der Lunge, des Kehlkopfes
und des Ansatzrohres, unterscheiden, ordnen und richtig anwenden, nnd die
Anwendung zeigt, wie Stockhausen die Gesetze selbst mit wenigen Worten
richtig zusammenfassen kann. Das erste Gesetz stellt ihm Reinheit des Tones,
Spannung der Kehlkopfmuskeln, ihre Beherrschung, das ist die Technik im
Allgemeinen, Haltung der Stimme, Tragen und Binden des Tones, Aus-
fuhrung der Verzierungen, Scalen u. s. w. dar. Das zweite Gesetz bezeichnet
er mit Dynamik, Kraftmessunge», Schattirungcn, Rüancirnng. Das dritte
Gesetz umschreibt er mit Färbung des Tones und Klanggepräge, das zweite
und dritte Gesetz vereint mit einem Wort: Ausdruck.

Nachdem Stockhauscn auf diese Art die Grundgesetze seiner Methode
im Anschluß an die Sprachelemente festgestellt hat, kann er „mit voller Ueber-
zeugung", wie er sagt, seine zwölf Paragraphen niederschreiben, in denen die
einleitenden Behauptungen auf das Gründlichste bewiesen werden. Es würde
zu weit führen, alle diese für die praktische Ausbildung der Stimme so wichtigen
Erörterungen einzeln durchzunehmen, da man zu leicht versucht wird, die
treffenden nnd geistvollen Bemerkungen alle abzuschreiben. Ans die wichtigsten
Punkte aber sei doch kurz hingewiesen. Ter erste Paragraph handelt von den
Sprachelementcn, welche im Sänger-Alphabet aus fünfzehn Vvcalen nnd
siebenundzwanzig Eonsonanten bestehen und das ganze Material für die
Lautansätze und die Toneinsätze in der Sprache und im Gesang ausmachen.
Sie bilden die Grundlage der ersten praktischen Gehör- und Ausspracheübungen,
und als Richtschnur dient der Satz: je größer die TlMigkeit im Ansatzrcchr
ist, um so geringer ist sie im Kehlkopf, und umgekehrt. Tie Entstehung der
Eonsonanten wird davon hergeleitet, wenn zwei Sprechwerkzeuge sich berühren,
Hemmungen im Ansatzrohr verursachen, dann aber durch das Verlassen der
Ansatzstelle, durch die Explosion gesprengt werden; die Entstehung der Vvcale
dagegen, wenn die Mund- und Schlundhöhle von allen Hemmungen der
Sprcchiverkzenge frei bleiben und die ausströmende Luft durch die Berührung,
der beiden Stimmbänder genügend verengt wird, um den Lnftstrom in
Vibration zu versetzen. Man unterscheidet bei den Vocalcn: Urvvcalc, Haupt-
und Zwijchcnvocale, offene und geschlossene Vvcale, bei den Ecmsonnnten
harte, weiche und tönende Eonsonanten. Hieraus baut sich Stockhausens
Sänger-Alphabet aus, in welchem bei den Vokalen ^ als Endziel der Voca-
lisation (mittlere Zungenlage), I als Urvocal hoher Zungenlage und II als
Urvocal tiefer Znngenlage und bei den Eonsonanten 15, ? und ? als harte, ton-
lose Stammconsonanten angenommen werden. Die Aussprache wird im
einzelnen erklärt, so daß der Lernende harte, weiche und tönende Eonsonanten,
Zischlaute, Reibkante, offene und geschlossene, Haupt- und Zwischenvocale,
wie auch Doppellaute von einander unterscheiden und die verschiedenen An-
sätze, welche in den Sprachelementen liegen, vergleichen und ihren Einfluß auf die
Tonbildung erkennen kann. Ter zweite Paragraph lehrt die Abstimmung d^s An-

satzrohrS in der Flüsterstimme auf die fünfzehn Vveale und die Einübung der siebenundzwanzig Consonanten durch die Lautirmethode. Der Stimmton ist für die Unterordnung derVocale unentbehrlich. Das Studium sUmmtlicher Vocalgebilde wird als für die Freiheit uud die Schönheit des Tones unerläßliches Grundgesetz anempfohlen, da der sogenannte Mustervocal ^ bei den meisten Anfängern im Verlauf der Hebungen den Kehlkopf heraufzieht, wodurch schließlich ein liäßlichcs Gaumenklanggeprnge entsteht, während durch die übrigen Vocale auch die als nothwendig sich erweisende künstliche Kehlkovfstellnng uud freie Bewegungen der Zunge und Kinnlade bewerkstelligt werden. Der dritte Paragraph handelt von dem Vocalcinsatz, der durch den richtigen Verschluß der Stimmlippen und durch eine maßvolle Explosion erfolgt, nnd von dem Cvnsonantansah., Beides, den mittelbaren Consonantansatz und den unmittelbaren Vocaleinsatz lernt man wiederum durch das Studium der Sprachelemente von einander unterscheiden. Wie die Hemmungen, welche die ausströmende Luft im Ansaprohr erfährt, Consunanzen erzeugen, so lassen die Verengungen in der Stimmritze bei ausströmendem Athem oen Ton entstehen. Der vierte Paragraph schreibt vor, daß sich die Mundstelluug im Allgemeinen nach dem erforderlichen Gcsichtsausdrucke richte, und daß die stereotype lächelnde Mundstelluug der alten Italiener als überwundener Standpunkt zu betrachten sei. Im fünften Paragraphen wird der Rath crthcilt, zuerst mit mäßiger Luftströmung, das heißt mit halber Stimme zu übe», da so besser eine leichte Ansprache des Tones, eine srcie und reine Tonbildung sowie auch eine correcte, allgemein verständliche Tertaussprachc gewonnen wird. Bei den ersten Uebungen werden außerdem die Svlmisatioiissilben einen besseren Vvrtheil gewähren, als die bloßen Vocale. Der sechste Paragraph weist darauf hin. daß die ersten Uebungen auch in einem mäßigen Tonumfang vorgenommen werden müssen, daß unsere moderne Scaln für die ersten Versuche zu umfangreich uud schwer ist, daß vielmehr das mittelalterliche Hexachord nt r« mi la «ol „die Heimat der Stimme," wie sich Fr. Chrysander sinnig ausdrücke, für die Studien der Tonbildung und der Technik gerade umfangreich genug sei und den Borzug besitze, daß es den verwirrenden Trilonns, die übermäßige Quarte, nicht in sich schließt. Im siebenten Paragraphen wird vor der Begleitung der auszubildenden Stimme durch ein temperirteö Clavier gewarnt, bei welchem weder Lehrer noch Schüler hört, wie gesungen wird. Tie richtige Begleitung ist vielmehr eine zweite oder eine zweite mit einer dritten Jingstimme. Die ersten Uebungen, als welche die drei im Hexachord befindlichen Tetrachorde: Ganzton Ganzton Halbtvn, Ganzton Halbton Ganzton, Halbtvn ^'anztvn Ganzton gelten, sind ganz allein zu singen, damit der Schüler die Halb und Gaiizton-Verhältmssc abmessen lernt. Eine Stimmgabel, eine Violine, eine Taste am Claviere genügen zur Angabe des ersten Tones und zur Prüfung der Reinheit. Ter achte Paragraph schreibt für den Knnstgesang eine tiefere, ruhigere Stellung des Kehlkopfs vor, als die ist, die man beim Sprechen einnimmt, da das sprachliche Niveau, die natürliche Lage nicht tauglich ist und, nament-

lich in der Mittellage, nur flache, klangdiiime Töne erzeugt. Im neunte»
Paragraphen wird auf die für die Ruhe des Kehlkopfes unentbehrlichen
Zwerchfellathmungen. die für den halben Athem „m««?.« r««i>iro" genügen,
und die Flankenathmungen, die für den ganzen Athem „ros^iro pleno" noth-
wendig sind, hingewiesen. Der zehnte Paragraph befaßt sich mit dem Register,
worunter man eine Reihe von Tönen versteht, die durch einen und denselben
Stimm-Mechanismus erzeugt werden. Stockhausen weist hier auf die bisher
niemals genügend untersuchte Thatsache hin, daß das Falsetregister für die
Tonbildung sicherlich das Wichtigste sei. Männer machen gewöhnlich nur von
zwei Registern Gebrauch, von der Brust- und Mittel- (Falset-) Stimme,
Weiber durchschnittlich von dreien. Was dem Manne die Bruststimme, das
ist dem Weibe das Falset, resv. die Mittelstimme. Tie Töne, die allen
Stimmen gemeinsam sind und auch in allen Stimmen zweien Registern zu-
gehörig find, heißen lr «1 cN e>. Eine Tabelle über den Umfang der vier
Hauptstimmgattungen mit den ihnen gemeinsamen Tönen und eine Register-
tabelle erläutern übersichtlich diese Bemerkungen. Der elfte Paragraph führt
das Naturgesetz an, daß sich die Register kreuzen. Die zwei Hauptregistcr
einer Stimmgattung haben viele gemeinsame Töne und lassen sich bei ruhiger
Kehlkopfstcllung leicht ausgleichen. Im zwölften Paragraphen schließlich ist
von dem Schwelltou, dem italienischen „rasssa cli voce" — nicht zu ver-
wechseln mit „» me2?a voes" — die Rede, welcher durch die vollkommene
Ausgleichung der Register hervorgebracht wird und in der Kunst besteht,
einen Ton in einem Athem und in verschiedenen Stärkegradcn zu singen,
ohne seine Höhe zu verändern. Im Allgemeinen kann man, namentlich in
der Mittcllagc der Stimmen, diesen Schwellton nur mit Hülfe zweier Register
schön ausführen. Dabei lehrt die Erfahrung, daß geschlossene Bokale wie
L uc- O II I von zwei Registern das schwächere, offne wie ^ ao « ö i ü i>
das stärkere begünstigen.

Auf die zwölf Paragraphen folgt in sechs reich mit historischen, phy-
siologischen und pädagogischen Notizen versehenen Eapitcln das Uebungs-
material der Stockhausen'schen Gesangsmethode, Ein oberflächlicher Blick
genügt, um zu staunen sowohl über die Reichhaltigkeit der Uebnngsftücke wie
über die meisterhafte, schlagfertige und literaiurkundige AnSwalil der Bei-
spiele. Zunächst gilt es, den Au- und Einsatz des Tones (LcM'^io), die
Haltung der Stimme (tsinita äi voee), und die Schwelltöne (mvxsa cli
voce) zu üben und zu lernen. „Die alten italienischen und deutschen
Meister" — sagt Stockhausen — „aus deren Schule so viele vorzügliche Sänger
und Sängerinnen hervorgegangen sind, zeigen durch ihre Werke, daß sie vor
allem bestrebt waren, die Stimme leicht ansprechend und gelenkig zu bilden,
den Schülern einen schönen Ton beizubringen. Von Ucbungen in großem
Umfang, von starker Tonentwickelung auf einem Bocal, wie es heute Mode
geworden, ist bei ihnen nicht die Rede. Unsere Alten sicherten im Elementar-
unterricht, das heißt im Solfeggio, zunächst das Setzen oder die Haltung

der Stimme. Sie nahmen dann Hebungen in einem kleinen Stimmum-
fänge vor, wie sie die Verzierungen (Vor- nnd Nachschläge, Doppelschläge :c.)
an die Hand geben, und ließen auf de» fünf Hauptvocalen und ohne Be-
gleitung singen." So will es Stockhause» auch gehalten haben, indem er be-
hauptet, daß die Gesetze für die Behandlung der Stimme stets dieselben ge-
wesen seien und auch dieselben bleiben würden. Es ist hier nicht der Ort,
dem Meister auch so ausführlich, wie es oben bei der Theorie geschah, auf
das praktische Gebiet zu folgen. Das soll Sache derjenigen sein, die ernste
Gcsnngsstndien machen wollen; ihnen darf man in der That den reichsten
Gewinn zusichern. Wer alle diese Nebungen gewissenhaft und verständnißvoll
durchgearbeitet hat, dürfte zweifellos eine hohe Stufe des Kunstgesanges er-
reicht haben. In den folgenden Capiteln wird das Tragen des Tones
(r'orwinont«) gelehrt, dann der gebundene Gesang (I^egnto) und die ange-
hauchte Voealisation (vo«>1isa?.ioiio »»^irsta oder Kots lAclcloppiste), die Ver-
zierungen, ferner die Tonleitern, hiernach die gestoßene Voealisation (voMli>
5ä2i,on,s stscoat» oder das Staccato) und schließlich die markirte Voealisation
<voOa1i5ilüi<we msi'cnta <> min-wiiats). Ein kurzes Schlußwort führt das
inhaltvolle Werk zum Ende.

Damit ist in knappen Umrissen der Inhalt der Stockhausen'schcn Ge-
sangsmethode skizzirt, deren große Bedeutung sich nach dem Auszuge Wohl von
selbst crgiebt. Möchte das Lebenswerk des vortrefflichen Künstlers und Lehrers,
das mit so tiefem Ernst und nach durchweg ucnen Gesichtspunkten bedeutungs-
volle nnd ungelöste jiunstfragen untersucht und behandelt, den verdienten Er-
folg haben nnd in den weitesten Kreisen die Augen darüber öffnen, was der
Gcsangskunst Roth thut. Immer lanter und allgemeiner wird der Ruf nach
einheitlicher, gründlicher und würdiger gesanglicher Schulung und Erziehung,
immer berechtigter die illagc über die verworrenen, unkünstlerischcn und un-
fertigen Begriffe unserer Sänger und Sängerinnen in Hinsicht ans Gesangs-
technik. Bon einer schönen Znsammenwirkung guter Tonbildung, reiner
Aussprache und künstlerischen Ausdrucks ist in den seltensten Fällen, selbst
bei den gefeiertsten Lieblingen des Publikums, etwas zu verspüren. Man
singt vorzugsweise wie der Schnabel gewachsen ist, und hat beinahe ver-
gessen, daß zu einem ilunstgesang eben mehr gehört, als die Natur und die
natürlichen Anlagen. Die Zeiten, wo der italienische nnd deutsche Ktunstge-
sang seine Triumphe feierte, sind vorbei, und die Verwirrung des Ge-
schmackes nimmt immer größere Dimensionen an. Wohl tritt hier und da
das Verlangen nach Opernschulcn auf, aber es bleibt leider bei den frommen
Wünschen — und doch wie benöthigen gerade die deutschen Opernbühnen einer sorg-
fältigen Schulung nnd Überwachung! Um so dankbarer ist deshalb Stockhausens
Gesangsmethodc aufzunehmen, die hoffentlich den Anstoß und die Grundlage
bilden wird zn einer neuen, frischen Blüthe des Knnstgcsanges und zur Begrün-
dung eine allgemein gültigen, einheitlichen nnd der Kunst würdigen Handhabung
der gesanglichen Ausbildung, so daß mau in Zukunft wieder von den Wirkungen

und Erfolgen einer deutschen Gesangsschule reden kann. Daß gerade das Zurückgehen auf die Sprachelemente hierbei behülflich sein wird, dürfte die Zukunft vollauf bestätigen.

Da Stockhausens „Gesangsmethode,., — dies sei noch zum Schluß gesagt, — mehr für die Lehrenden als für die Lernenden bestimmt war, hat der Verfasser unlängst unter dem Titel „Gesangstechnik und Stimmbildung" (gleichfalls bei C. F. Peters) eine Ausgabe seines Nebungsmaterials im Violinschlüssel, dazu eine knappe Wiederholung des theoretischen Theiles. nebst einer Anzahl zweistimmiger Solfeggien von I. I. Fux herausgegeben, die sich als ein praktisches Handbuch für Schüler erweist. Gleichzeitig gicbt er uns die werthvolle Zusage, daß er sich in einem späteren Werke über den Vortrag der Hauptstilarten: Kammer-, Kirchen- und Opcrnmusik, soweit sich dies schriftlich thun laßt, aussprechen würde. Möchte der thätige Mann recht bald die geeignete Muße hierfür finden.

Die Wissenschaft vom Menschen
und
das Museum für Völkerkunde zu Berlin.

von
AI. Doldt.
— Berlin. —

i'm dunklen Schoost uralter Vergangenheit entspringt der Strom der Menschheit!

Aus kleinen unscheinbaren Quellen vielleicht entstammt dieses mächtige Gebilde, das befruchtend in tausend Armen gegenwärtig den ganzen Erdball umschlingt — —; fernher kommt diese Stromfluth, die uns Alle trägt und nährt; aus räthselhaften, verborgenen Tiefen schöpft sie ihre Wasser, und führt uns, die wir willenlos auf ihrem Rücken dahintreibcn. in eine ungewisse schwarze Nacht der Zukunft.

Was ist unser Leben, was ist das Bestehen der ganzen Menschheit anders, als ein knrzer Sonncnblick inmitten dunkler Finsternisse, ein Meteor in der schweigenden Nacht der Ewigkeit!

Tie Menschheit kann kein größeres Interesse haben, als dasjenige, Alles zu erforschen und zu ergründen, was sich auf ihren Ursprung, ihre Entwicklung. Bestimmung und Zukunft bezieht. Es muß für uns im höchsten Grade wichtig sein, zu erkunden, woher wir stammen, wie wir auf den Schauplatz unserer Thätigkeit gelangt sind, wie lange wir schon Hierselbst cxistiren, und wie lange unser Geschlecht noch dauern wird; ob wir dermaleinst einer höheren Stufe körperlicher uud geistiger Entwicklung entgegengehen werden oder ob dieselbe Form und Intelligenz, die wir heilte besitzen, uns für immerdar eigenthümlich sein werden.

—Die Wissenschaft r>om Mensche»,
TieBeantwvrtung dieser und anderer derartiger Fragen kann jcdochnicht ohne vorhergehende, streng methodische Untersuchung der besonderen „Wissenschaft von der Menschheit" erfolgen, einer Wissenschaft, welche, erst im Laufe der letzen Generation geschossen, die Anthropologie und Ethnologie zu ihren Hauptzweigen zahlt und besonders in de», in allen civilisirten Ländern gegründeten „Anthropologischen Gesellschaften" ihre Pflegstätte» gefunden hat.
Tie Frage nach der Abstammung des Menschengeschlechtes ist eine uralte, und ebenso alt ist auch die Antwort, daß der Mensch in gewissem Sinne ein Verwandter des Affengeschlechtes sei. Tie ganze alte Anatomie ist von der Untersuchung des Thierkörpers ausgegangen. Denn da man in ältester Zeit, wahrscheinlich aus religiösen Bedenken, nicht wagte, menschliche Leichen zu seciren, so zmchnitt'Mau zur Befriedigung der Wißbegierde besonders die Körper von Affen und Hunden. Ter römische Schriftsteller Celsns, dessen acht Bücher über die Medicin eine der Hanvtquellen unserer Kenntnis; der artzlichcn Wissenschaft des Alterthums bilden, berichtet indessen schon, daß zu einer Zeit, die etwa dreihundert Jahre vor Beginn der christlichen Zeit-rechnung liegt, zwei Aerzte, Herophilos ans Chalcedon und Eratistratos aus-Vkeos so eisrige Anatomen waren, daß sie sogar nicht davor zurückschreckten, lebende Verbrecher zu seciren. Galcnus, der berühmteste Arzt des Altcrthums, stellte die Reihenfolge der Thiere auf, welche ihrer Natur nach nicht wesentlich vom Menschen mtterschicden sind- Affen, afsenähnliche Thiere, Biire» ?c., und empfahl den Medicinern das Stadium der Anatomie an denjenigen Assen, welche dem Menschen am nächsten stehen.
Tie alte Literatur enthält genug Aufzählungen von Fälle», in denen die Aehnlichkeit zwischen Menschen und Assen zu Verwechselungen geführt hat. So berichtet der karthagische Admiral Hanno, der um 470 vor Christi Geburt seine berühmte Fahrt an Afrikas Westküste ausführte, in seinem vielgenannte» Periplus Folgendes: „Gegenüber diesem Golfe (in der Nähe des heutigen Kamerunberges) besand sich eine Insel, welche, wie eine früher von uns be-suchte, einen See umschloß, in welchem wieder eine von Wilden bevölkerte Insel lag. Tie Frauen, viel zahlreicher als die Männer, hatten behaarte Körper und unsere Dolmetscher nannten sie Gorillas. Wir vermochten keinen Mann zu ergreifen, denn sie flüchteten sich über Abgründe und vcrthcidigten sich mit Steinwllrfen, aber wir ergriffen drei Frauen. Sie brachen indessen ihre Bande, bissen uns und zerfleischten uns mit Wutli. Wir tvdteten sie also, und nachdem wir sie abgehäutet, brachten wir ihre Felle nach Karthago."
Ein anderer Schriftsteller, Strabo, erzählt in seiner Beschreibung des Zuges Aleranders von Macedonien nach Indien u. A. Folgendes: „Zwischen dem Hydaspes und Akesines folgt das Land des Porös, groß und trefflich, mit nahe an dreihundert Städten und an den Esmodischen Bergen ein großer Wsld. In diesem Walde erzählt man von einer unermeßlichen Menge ge-wisser Schwanzafsen, und gleicherweise von ihrer Größe, so daß die Mace

donier, welche einst auf einige» kahlen Hügeln eine Menge in zugekehrter Schlachtrcihe stehen sahen — denn das Thier soll sehr menschenklug sein — ein Kamvfhcer zu erblicken glaubten, und ihnen als Feinden entgegenrückten, bis sie von dem damals beim König Alexander anwesenden Taxiles die Wahrheit erfahrend sich beruhigten." Diese Schwanzaffcn werde» folgendermaßen beschriebe» - „Sie sind größer als die größten Hunde, und weiß bis auf's Gesicht: letzteres ist schwarz; bei einigen ist es aber auch umgekehrt. Tie Schwänze sind größer als zniei Ellen. Diese Assen sind übrigens sehr zahm und nicht bösartig, nieder zu Angriffen noch zu Diebereien," An einer anderen Stelle citirt Strabo den Megasthenes, dem wir das Hauptwerk des klassischen Alterthums über Indien verdanken, und der „von gewissen steinwalzende» Schwanzaffe» berichtet, die die Berghänge erklettern und auf ihre Perfolger Steine hinabwcilzcn".

Sehen wir schon im Alterthum die Grenzlinie zwischen dem Menschengeschlecht und den Affen nicht immer ganz scharf gezogen, so kann es uns nicht überraschen, wenn wir bei uuserc» heutigen Naturvölkern gleichfalls dem Glauben eiuer Verwandtschaft zwischen Meeschen und Affen begegnen. So nennen die Eingeborenen von Borneo einen dort lebenden Affen „Orang-Utan", d. h. „Waldmensch", nnd sprechen von ihm als von einem verwandten Wesen. So hat sich in Westafrika, in der Nähe des Gabunflusses, woselbst der Gorilla i» den dichten Urwälder» lebt, bei den dortigen Negerstämmen ein ganzer Sagenkreis um diesen menschenähnlichen Assen gewoben, welcher dort „Nguyla" genannt wird. Der Gorilla ist buchstäblich der König des afrikanischen Waldes, denn seine Wildheit, Stärke und Verwegenheit sind unübertroffen. Die Neger glauben, daß es eine Art von Gorilla giebt, die der Sitz der Geister von verstorbenen Negern sind und die von Eingeweihten an gewissen geheimnißvollen Zeichen erkannt werden. Solche Gorillas können, nach der Meinung der Neger, weder gefangen noch getödtct werden, auch besitzen sie mehr Schlauheit und Verstand, als die gewöhnlichen Thierc. Einer der Eingeborenen erzählte einem Reisenden, wie vor mehreren Jahren ein Trupp Gorillas in einem Zuckcrrohrfeldc gefunden wurde, das Rohr iu Bündel bindend, um es fortführen zu können. Die Neger griffen sie an, wurden aber in Verwirrung gebracht, einige getödtct, andere von den Gorillas als Gefangene abgeführt; doch nach einigen Tagen kehrten sie unbeschädigt heim, nur mit der sonderbaren Ausnahme, daß ihnen die Fingernägel und Fußzehen abgerissen waren. Bei den dortigen Negerstämmen wiederholt sich «uch eine andere Erzählung, daß die Gorillas auf niedrigeren Baumästcn auf vorbeigehende Menschen lauern, besonders auf Weiber, die sie alsdann überfallen und berauben, denen cS aber späterhin meist wieder gelingt, zu entfliehen. Wenn der Gorilla im Walde einem Neger begegnet, und letzterer erschreckt seinen Speer wegwirft, fo soll sich das Thier, wie die Neger fabeln, durch diese Unterordnung so sehr besänftigen lassen, daß eS, ohne deni Menschen ei» Leid zuzufügen, sich in das Waldesdickicht zurückzieht. Die Neger wünschen

nichts so sehr zu einem Fetisch zu besitzen, als einen Theil des Gehirns eines Gorilla; denn nichts kann, wie sie sagen, einem Mann so großen Muth verleihen, als ein solches Mittel.

Die seit uralter Zeit in Fleisch und Blut der Menschheit übergegangene Borstellung von einer Verwandtschaft des Herrn der Schöpfung mit dem Affengeschlecht. sowie anderer Thierformen untereinander fand mit dem Fortschreiten exacter Untersuchungen allmählich eine stärkere Unterstützung durch die Wissenschaft, und bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vcrtheidigte Caspar Friedrich Wolf in Halle die Lehre, das; die unendliche Mannigfaltigkeit organischer Formen sich aus einer spärlichen Anzahl ursprünglicher Typen herangebildet habe. Nachdem die Descendenztheorie durch Lamarck u. A. weiter begründet worden war, trat hundert Jahre nach Wolf der Engländer Tarwin mit seiner berühmten Theorie auf und einer seiner eifrigsten Anhänger, Carl Vogt, verstieg sich bis zu dem Ausspruche, daß in der That die Neger mit den afrikanischen nnd die Nigritos der Sundoinseln mit den asiatischen Äffen eines Ursprunges feien.

Wäre es möglich gewesen, diese Behauptung streng wissenschaftlich zu beweisen, und ihre Berechtigung in jeder Beziehung darzuthun, so wäre dadurch jenes vieltansendjährige Dunkel, welches den Ursprung des Stromes der Menschheit umlagert, erhellt worden, und wir hätten uns mit einem Schlage ,m vollen Lichte der Wahrheit befunden. Aber die Beweisgründe Vogts waren nicht stichhaltig.

Unter denjenigen Gelehrten, welche es unternahmen, diese Behauptung zurückzuweisen, ist besonders Virchow zu nennen. Er machte daranf aufmerksam, daß Vogt einen sehr großen Mißgriff dadurch begangen hatte, daß er nicht den normalen Menschen mit dem Affen verglich, sondern die sogenannten Mikrvcephalen — kleinköpfige Menschen mit angeborenem Blödsinn. Ter krankhafte Zustand hindert diese Menschen, irgend eine Art von geistiger Arbeit, welche auf Selbsterhaltung gerichtet ist, zu leisten, so daß sie auf die Ernährung durch die Familie, durch die Gesellschaft angewiesen sind. Ganz abgesehen von ihrer Unfähigkeit zur Fortpflanzung, also zur thatsächlichen Herstellung einer Art oder Spielart ist ihr geistiger Zustand oder ihr Gehirn so mangelhaft, daß eine solche Art oder Spielart, auch wenn sie entstände ohne allen Kampf um das Dasein sofort zu Grunde gehen würde.

Ein thatsächlicher Beweis der Abstammung des Menschen vom Affen würde darin bestanden haben, wenn man eine ganz bestimmte Affenart als Stammvater unseres Geschlechtes nachgewiesen haben würde. Tarin aber herrscht unter den Naturforschern volle Übereinstimmung, daß keiner der dekannten Affen diese Stammart darstellt. Damit ist indessen für die Wissenschaft die Frage selbst nicht erledigt, und es wird der künftigen Entdeckung vorbehaltt'n bleiben, diese Lücke auszufüllen.

Somit hatte denn der Darwinismus oder die Descendenzlehre die uralte
Frage der Berwandtschast des Menschen mit dem Thiergcschlccht nicht nur
nicht gelöst, sondern sogar dazu beigetragen, daß die Schwierigkeiten, nachdem
sie wissenschaftlich genauer festgestellt waren, für größer erkannt wurden. als-
es ursprünglich erschien. Das ziemlich einfache Schema des hypothetischen
Stammbaums des Menschen entspricht nicht den wirklichen Thatsachen. soweit
sie bis jetzt erkannt sind, und wir stehen im gegenwärtigen Augenblicke in
Bezug auf die Hanpt- nnd Cardinalfrage von der Abstammung des Mencheil
gerade noch so unbefriedigt da. wie jemals, nnd müssen es der Zukunft über-
lassen, hier mehr Licht zu schaffen. Wir können jeden einzelnen Knochen
des Menschen von dem entsprechenden Knochen jedes menschenähnlichen Affen,
jedes Affen, jedes Säugethicrcs dnrch seine speciclle Formgestaltung ans das
sicherste unterscheiden. Jeder Menschenknochen, wie jedes Menschenorgan ist
in dem allgemeinsten Sinne „afsenähnlich", oder im Allgemeinen thicrcihn-
lich, aber nirgends geht diese principielle Uebercinstimmung so weit, daß die
speciell menschliche Form in irgend eine svccielle Asfenform überginge.
Die Forderung der Wissenschaft, daß die Vertreter des Darwinismus
einen bestimmten Affen bezeichnen sollten, von welchem sie die Abstammung
des Menschen herleiten, beantworteten letztere dahin, daß sie als unsere Ur-
ahnen schwarzhaarige, svitzohrige Bierhander, die zu den Affen der alten
Welt oder Schmalnasen gehören, erklarten. Da nun aber der Abstand zwischen
diesen Thiercn und den Menschen ein allzugroßcr ist, so schob der kühnste
Borkampfer des Darwinismus ein hypothetisches Zwischenglied, den sogenannten
Affenmenschen ein. Er sagte in Bezug aus diesen: „Obwohl die vorhergehende
Affenstnfe dem echten Menschen bereits so nahe steht, können wir als Mittel-
glied dennoch den sprachlosen Urmenschen — Iwmu pi-imigsiiins statu» —
betrachten. Diese Urmenschen entstehen aus den Menschenaffen durch die voll-
ständige Angewöhnung an den aufrechten Gang und die dem entsprechende
Disierenzirung der Ertremitciten."
Derartigen Annahmen gegenüber sah sich eine Anzahl von Forschern,
welche sich nur auf dem Boden beobachteter Thatsachen bewegen, genöthigt.
sich zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit zu vereinigen. Sie gründeten
die deutsche anthropologische Gesellschaft, welche sich seit nunmehr sechszehn
Jahren mit ihren vielen Zweigv.'reinen ihren Aufgabe» mit großem Gifer
hingicbt. Ihren Untersuchungen verdanken wir die Cntwickelnng der Wissen-
schast vom Menschen. Wir wissen nunmehr, daß das Menschengeschlecht in
Bezug auf den Bau seines Skelettes seit der Diluvialzeit keinerlei Um-
änderungen erfahren hat. Noch niemals sind Uebcrreste von Vormenschcn
gefunden worden; alle Haupttypen von menschlicher Schädel- und Gesichts-
bildnng, welche jetzt existircn, find bis zur Mammuthszeit zurück zu ver-
folgen.
Wir stehen somit bei der wissenschaftlichen Untersuchung 5er Frage von

dem Ursprung des Menschen vvr einer breiten tiefen Kluft, über welche die anthropologische Forschung bis jetzt noch keine Brücke zu schlagen vermocht hat. Diese dunkle Kluft liegt weit jenseits der Uranfänge der Weltgeschichte, weit uberhalb des Felsenlabyrinths der Mythen nnd Sagen, weit oberhalb jenes Gebietes der prähistorischen Perioden, durch welches der Strom der Menschheit sich seinen Weg gebahnt hat, weit oberhalb des Metall- und Stein-Zeitalters, und reicht bis in jene ferne Epoche hinein, in welcher der Mensch mit kühnem Muth den Kampf mit den Thiercn der Vorwelt, dem Höhlenbären, dem Höhlenlöwen, der Höhlenhyäne und dem Mammuth, aufnahm. Bis zn jener entfernten Stelle ist der Strom der Menschheit von den Anthropologen erforscht worden nnd seine Wasser fließen dort klar und stetig wie in der Gegenwart. Aber darüber hinaus ist alles Nacht, welche bis jetzt nur durch das unsichere Licht der Hypothesen zu erhellen versucht worden ist.

Wohl mag man fragen, wie weit jener äußerste Punkt des Stromes der Menschheit zurückliegt, und wir können im Allgemeinen schließen, daß dieser Uranfang für Europa in gewissem Zusammenhang mit der Glacialperiode steht. Hier aber übergiebt der Anthropologe dem Geologen Hacke und Spaten und überläßt ihm vorläufig die weitere Forschung nnd die Zeitbestimmung.

Es ist von manchen Seiten behauptet worden, daß, wenn unseres Ursvrungs Räthsel jemals zu lösen sind, dies nur durch Erforschung derjenigen Erdschichten geschehen kann, welche von den Geologen die Nevgen-Fvrmativn oder das Jungtertiär genannt werden und die zu jener Periode gehören, welche u. A. die zweite große Verbreitung der Säugcthiere und die Laubyolzer geschaffen hat.

Das ohne Zweifel sehr hohe Alter des Menschengeschlechtes und die vielfachen Wanderungen und Mischungen der Menschen untereinander machen es erklärlich, daß wir heutzutage an keinem Punkte der Erdoberfläche mehr mit Sicherheit darauf rechnen können, eine menschliche Urrasse anzutreffen. Tie ganze Menschheit, wie sie uns gegenwärtig entgegentritt, alle Culturvvlker sowohl wie die primitivsten Naturvölker, erscheinen uns als das Pruduct vorausgegangener Mischung, nicht aber als Urtyven. Gerade in Bezug auf die letzteren hatte man sich noch bis in die neueste Zeit hinein, in >velcher ja die eigentliche wissenschaftliche Untersuchung der verschiedenen Menschenrassen an Ort und Stelle erst begonnen hat, weitgehenden Hoffnungen hinzugeben gewagt, indem man irgendwo auf entlegenen Inseln oder tief im Innern unbekannter Länder noch Repräsentanten menschlicher Urrassen aufzufinden hoffte. Aber jemehr wir diese Völkerschaften kennen lernten, um so mehr zeigten sie sich anthropologisch mit den Cultnrvölkern übereinstimmend.

So zeigt sich eben das Menschengeschlecht tivtz mancher sonstigen Verschiedenheiten schon seit der Urzeit nnd durch alle Stadien der Cultur hin-

durch als ein im Großen und Ganzen einheitliches vom specifisch anthropologischen Standpunkte aus!

Während die Anthropologie den Menschen vorwiegend als Einzelperson, als Individuum in Betracht zieht, hat uns die Ethnologie gelehrt, die> Menschen als Gesellschaftswesen, als Mitglieder von Stämmen oder Völkern zu betrachten. Diese Wissenschaft verfolgt das vielgliedrige Netz von Einzelarmen, in welche der Strom der Menschheit gegenwärtig bereits den ganzen. Erdball eingehüllt hat; sie verfolgt mit angestrengter Aufmerksamkeit gerade die zartesten und unscheinbarsten Adern dieses Stromnetzes, welche die Entwickelung der primitiven Naturvölker rcpräsentircn, und beobachtet mit wachsendem Erstaunen und Bedauern, daß diese zarten schwachen Rinnsale gerade im gegenwärtigen Augenblicke von der Stromesgewalt des jetzt mächtigsten Seitenarmes, welcher unsere moderne europäische Cnltur kennzeichnet, übe» fluthet und verschlungen werden. Erst neuerdings ist es uns klar geworden, daß wenn man die Entwickelungsgeschichte des Menschen in ihren Uranfängen kennen lernen und studiren will, daß man dann in jenen einsamen Naturvölkern, welche fern vom Wcltgetriebe an entlegenen Punkten der Erdoberfläche Jahrhunderte und vielleicht Jahrtausende hindurch ein stilles, beschauliches, durch keine äußeren Einflüsse gestörtes oder verändertes Dasein geführt haben, die vortrefflichsten Spiegelbilder und Parallelen der früheren Entwickelung der ganzen Menschheit finden kann.

Von diesem Augenblicke wurden die verachteten Wilden, welche man seit der Zeit der großen geographischen Entdeckungen im Mittelalter überhaupt erst kennen gelernt, und in vornehmer Ucberhebung gewissermaßen nur als Dünger für die Niederlassungen der europäischen Colonialmächte betrachtet hatte, mit aufmerksameren Augen angesehen und ihre eigenthümlichen Sitten und Gebräuche stndirt, sowie die Waffen und Geräthe, Schmucksachen und Kleidungsstücke, deren sie sich bedienen, gesammelt und den öffentlichen Museen einverleibt.

Es war bereits die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts herangekommen, als sich diese Erkcnntniß Bahn brach und die bis dahin vorwiegend auf dem Standpunkt griechisch-römischerCulturentwickelung stehenden europäischen Völker zu dem Bewußtsein kamen, daß man an den wilden Stämmen draußen in anderen Erdtheilen noch viel studiren könne und daß wir neun Zehntel, der Welt eigentlich noch erst kennen zu lernen hätten. Es wurde klar, das; sich die strenge empirische, ans dem Boden beobachteter Thatsachcn fnßende Forschung auch auf die Völker und Stämme ansdehncn lassen würde, und daß somit die Ethnologie den phantasiereichen Zusammenstellungen der philosophirenden Methode fürdcrhin entzogen und zu einer regelrechten, auf Jnduction beruhenden Wissenschaft nmgewandelt werden könne.

Als um die genante Zeit sich der große Aufschwung der Naturwissen-

schtssten vollzog und dir Jünger der letzteren in glühender Begeisterung nach einer neuen einheitlichen Weltanschauung rangen, da war es gerade die Wissenschaft von der menschlichen Seele und dem Geist, die Psychologie, welche sich am längsten gegen die inductivc Methode wehrte, weil es nicht möglich war, ihr auf dem gewöhnlichen Forschungswegc näher zu treten. Jedoch wurde es klar, daß jene kleinen, niedrigen, verachteten Organismen, die primitiven Volker, die Aufangostadien der Entwickclung des Geistes und der Seele getreulich in sich bewahrten und sie. je nach den äußerlichen Bedingungen und Einflüssen, nntcr denen diese Zustände sich entwickelt hatten^ in verschiedenen Modulationen an sich selbst znin Ausdruck brachten. Somit lag der Gedanke nahe, die Psychologie inductiu zu begründen und zu diesem Zwecke die Völker des Erdballes zu besuchen und bei ihnen alle jene Materialien zu sammeln, welche die Menschenseele überall auf Erden in Forrn von Vorstellungen geschaffen hat.

Ein Mann vor Allen ist es, der dieses Studium zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat: Adolf Bastian, welcher im Jahre 1851 seine erdumspannenden Reisen begann, die er mit wenig Unterbrechungen bis fast auf die Gegenwart fortgesetzt hat. Rastlos wandert er von Erdtheil zu Erdtheil, von Archipel zu Archipel, mehr als ein Menfchenalter hindurch bald auf unsicherem Kiel die Meere durchfurchend, bald in endlosen Ritten durch wasserlose Wüsten, über heiße Länderstrccken oder über hohe schneebedeckte Gebirgsketten die Ursitze früherer menschlicher Cultur erstrebend, bald, als ein halber Staatsgefangener am Hofe des Despoten von Birma mit dem Studium des Buddhismus, dieser wundersamsten aller NcligionSauffassungcn, beschäftige bald wieder in der Südsee die heilige Sage der Polynesien erforschend oder an der Loangv-Küstc die Vorstellungen über Fetische sammelnd, überall als Retter in der Roth erscheinend, indem er uralte Cnltnren im letzten Momente ihres Unterganges der Vergessenheit entzieht.

Unentwegt sein hohes Ziel im Auge, so sinden wir ihn noch heute, wo er an die Spitze des ersten großen selbständigen Museums, welches den Interessen der Wissenschaft von der Menschheit dient, gestellt ist, des Museums für Völkerkunde zu Berlin. Wie sehr Bastian mit jugendlicher Begeisterung noch heute, als der vielleicht am weitesten gereiste Forscher und als der unbestritten genaueste Kenner der Völker des Erdballes, seiner Lebensaufgabe angehört, davon liefert das Schlußwort eines seiner neuesten Werke einen Beweis. Er sagt: „Nachdem wir auf der Weite ethnologischer Breitung über den Globus alle Wandclungsmöglichkeiten des Menschengedankens in seinen socialen, ästhetischen, religiösen Vorstellungskreisen erschöpft haben, sind wir an die dem Irdischen gewährten Grenzen geistiger Ueberschau gelangt, und können sodann mit mathematischer Bestimmtheit weiter opcriren, um bei socialen, ästhetischen, religiösen Fragestellungen — statt wie bisher, zwischen Meinen und Scheinen im Glauben zu schwanken — fortan nach unabänderlich

festen Gesetze» die Grenzlinie zwischen Richtigem und Unrichtigem zu ziehen,
lind wann wird dieser durch alles Orakelwort in „Sclbsterkenntniß" voran-
gedeutete Tag des klaren Wissens ans unserem Erdplancten anbrechen? Ja
wann? Bis seht ließe sich nur wie von jenem Jünglinge reden: Ihn trieb
ein machtig Hoffen und ein dunkles Zauberwort. Wandrr, rief's, der Weg
ist offen, immer nach dem Aufgang fort! Und als der hoffnungsvoll ersehnte
Strom erreicht: Hin zu einem weiten Meere trieb ihn seiner Wellen Spiel;
vor ihm liegt'S in öder Leere, näher ist er nicht dem Ziel. Uns hat in der
Erkenntnis! harmonischer Gesetzlichkeit vor Allem die Befriedigung zu genügen,
innerhalb der dem Einzelnen beschienenen Zeitspanne mitgewirkt zu haben >,im
Menschhcitsbau des Kosmos. Und hierzu ist ein Jeder befähigt nicht nur.
sondern berufen, wenn rechtschaffen und ganz denjenigen Ansprüchen entsprechend,
die innerhalb seiner Sphäre, ob gros; ob klein, an ihn gestellt sind." So
ertönt seit Jahrzehnten sein Wort, anregend, zur Thätigkeit anfenernd,
ermnthigend: nnd seine That deckt sich mit dem Wort, denn seine Reisen
beschreiben heißt zugleich eine Geschichte der Völkerkunde selbst schreiben.
Wir wußten es wahrlich nicht vor einem Menschenaltcr, daß, wie sich
geologisch Erdschicht aus Erdschicht legt, und wie in unablässigem Austausch
und allmählichem Ucbcrgang die unteren theilweise das Material zur Bildung
der oberen hergeben und nur noch in einzelnen ausgedehnten Regionen als
Baiipscilcr früherer Epochen ans uns überkommen sind, daß sich auch ethnisch
die eine Cnltur und Sprache, eine Religionsanschauuug und Sitte auf die
andere gelagert hat. indem sie die Wurzeln ihrer Kraft auf den Trümmern
ihrer Vorgängerin wachsen ließ; wir ahnten damals nicht, daß an vielen
Stellen, unseres Erdballes, wo wir heute kaum leserliche nno erkennbare
Zeichen dieser oder jener Eulturauschauung antreffen, in der Tiefe die kost
barsten Schätze ehemals reicher geistiger Entwickelimg ruhen, welche aufzudecken
und der Welt wicderznschenkcn Sache der Forschung ist.
Aber, wie das Menschengeschlecht uns von vornherein einheitlich vvni
anthropologischen Standpunkte aus entgegentritt, so erscheint es auch
ethnisch von Ansang au einheitlich, da wir überall auf Erden dieselben
Gedanken und Vorstellungen antreffen.
Räch der Rückkehr von seiner zweiten großen Weltreise wurde Bastian
an die Spitze der ethnologischen Avtheiluug des Berliner «öniglichen Museums
gestellt. Fast gleichzeitig fand auch die Begründung der Berliner anthropo-
logischen Gesellschaft statt und zugleich begann bei uns das große Werk der syste-
matischen Erforschung des Menschen. Die Museen enthielten damals noch keine
vollständigen, wissenschaftlich geordneten Sammlungen; sie besaßen vielmehr eine
Reihe von Raritäten nnd Euriositäten, welche von fremden Völkern stammte»
nnd mehr das Auge »»d die Schaulust, als den Wissensdrang befriedigten.
Tie Museumspcriode Bastians begann mit der Aufstellung der bis dahin
vorhandene» Bestände der ethnologischen Abthcilnng »ach Ländern und Welt

theilen. Alsdann wurde das Hauptgewicht auf die Erwerbung Wissenschaft-
lich-werihvollcr Sammlungen gelegt. Jeder Gelehrte, jeder Reisende, welcher
zu Forschungszweckcn ausging, wnrde theils vom Museum dircct, theilS von
dessen Bnndesgenossin, der Berliner anthropologischen Gesellschaft, mit den
wissenschaftlichen Aufgaben des ethnologischen und anthropologischen Samincliis
bekannt gemacht, soweit er es nicht bereits war. Zahlreiche Erwerbungen
folgten, eine auf die andere.
Die neue Aera, welche mit Anfang der siebziger Jahre für Teutsch-
land angebrochen war, zeigte ihren bedeutenden Einfluß auch auf dem
Gebiete der wissenschaftlichen Reisen. Teutschlands Aar breitete seine Schwingen
über die sremdcn Erdtheile aus nnd die in plötzlicher Macktentfaltung erstandene
deutsche Kriegsflotte ließ ihre Wimpel stolz auf allen Meeren wehen. Der
Deutsche im Auslande fing an, die bescheidene Zurückgezogenheit, in der er
sich früher hatte halten müssen, nicht mehr für durchaus nvthwendig zu
empfinden, er begann allmählich den mächtigen Schutz zu fühlen, welcher
hinter ihm stand, und die anderen Rationen bequemten sich, im internationalen
Weltverkehr den Deutschen Beachtung zu schenken. Eine große Anzahl von
wissenschaftlichen Reisen wurde bereits im ersten Jahrzehnt des Bestehe»'?
des neuen Deutschen Reiches unternommen und mit so glücklichem Erfolge
ausgeführt, daß die ethnologischen Sammlungen des Berliner Königlichen
Museums, deren Umfang ein volles Jahrhundert hindurch stets derselbe
geblieben war nnd etwa die Zahl von 7000 Nummern erreichte, im Laufe
eines einzigen Jahrzehnts sich mehr als dreimal verdoppelte.
Nur zu früh wurde es klar, daß die zur Verfügung stehenden Räumlich
leiten bei Weitem nicht ausreichten, nm den ganzen Segen, welcher unablässig
herbeiströmte, aufzunehmen, nnd es wurde der Beschluß gefaßt, ein neues
besonderes großes Gebäude, ei» eigenes Mnscnm für Völkerkunde in
Berlin zn begründen. Während fich die Schöpfung dieses großartigen
Neubaues allmählich vollzog, mehrten sich die Sammlungen von Tag zn
Tag, zugleich aber fand auch ihre systematische Erweiterung nach wohldurch-
dachtem Plane statt. Wer erinnert sich nicht der großartigen indischen
Sammlung, welche Dr. Jagor nach mehrjährigen unablässigen Bemühungen
zusammenbrachte und die dem Berliner Musenm einverleibt wurde? Wer
gedenkt nicht der ausgezeichneten Sammlung ethnologischer Gegenstände anZ
der Südsee, welche S. M. S. „Gazelle" unter Capitän znr See Freiherr»
von Schleinitz vmi ihrer wissenschaftlichen Weltumsegelung mitbrachte? Wer
gedenkt nicht der kostbaren ethnologische» Schätze, welche Männer wie
Nachtigal, Schweinfnrth, Hildev'randt, Pogge, Lenz, Bastian, Giißseld,
Falkenstein n. A. aus Afrika der ethnologischen Sammlung des Berliner
Kömglichen Museums zuführten, der schöne» lehrreiche,: Sammlung von den
ZIstiaken Sibiriens, welche Dr. Finsch ans dem sernen eisigen Norden holte.
Wer nicht der zahlreichen Gegenstände, welche die von der Kaiserlichen

Admiralität besonders dazu ermächtigten und instruirtcn Offiziere unserer Marine mitgebracht haben, wer endlich nicht der vielen vortrefflichen Sammlungen, welche patriotische Landsleute von uns oft in weiter Ferne, wie Japan, China, Amerika zusammengebracht und nach Berlin gesandt haben?
Parallel mit der ethnologischen Sammlung besaß das Berliner Königliche Museum unter dem Namen „Nordische Äbthciluug" eine anthropologische Sammlung, welche gleichfalls unter Bastians Dircction stand und von Dr. Alb. Voß, einem unserer kenntnißreichsten und bewährtesten Anthropologen, geleitet wurde. Als in den siebziger Jahren von Seiten des Königlich Preußischen Cultusministeriums die Abtrennung beider Sammlungen vom Königlichen Museum in's Auge gefaßt wurde, war es eine natürliche Consequenz der nahen Verwandtschaft der Anthropologie und Ethnologie, daß man vor Allem die Zweitheilung zu bewahren beschloß. Vor Allem handelte es sich zunächst um die Frage, ob vielleicht ein älteres Gebäude vorhanden sei, welches umfangreich genug war, um die Sammlungen in sich aufzunehmen. Mehrfache Berechnungen, die in dieser Beziehung mit den Räumlichkeiten derartiger Gebäude angestellt wurden, n. A, des Lagerhauses in der Klosterstraße, des ehemaligen Landwirthschaftlichen Mnscnms in der Schützenstraße, ergaben, daß die bereits vorhandenen Sammlungen bei Weitem mehr Raum beanspruchten, als disponibel war. Somit erfolgte der amtliche Beschluß, ein besonderes selbständiges Mnseumsgebäude zu errichten. Der ursprüngliche Plan ging dahin, dieses Museum auf den ehemaligen Platz der Königlichen Porzellanmanufactur am Hallcschen Ufer zu erbauen, nachdem aber der Bauplatz neben dem Kunstgewerbe-Museum, au der Ecke der verlängerten Zimmerstraße und Königgrätzerstraße frei geworden war, weil das für diesen bestimmte Polytechnikum in Charlvttenburg erbaut wurde, so wurde vom Herrn Cultus minister diese Stelle, als die bei Weitem geeignetste und wegen der Nachbarschaft des genannten Museums auch überaus günstig gelegene sür das neue Museum für Völkerkunde gewählt.
Jedoch die Anlage eines derartigen Staatsinstirutcs, sür welches kein Vorbild bestand, weil nirgends auf Erden bis dahin ein selbständiges Museum für ethnologische Zwecke errichtet worden war, bereitete keine geringen Sorgen nnd Mühen. Zunächst wurde im Jahre 1K76 Herr Dr. Albert Voß mit Herrn Bauinspector Merzenich beauftragt, die hauptsächlichsten einschlägigen Museen Europas zu besuchen und die dortigen Einrichtungen eingehend zu studiren. So wurden von beiden Herren die Museen in Kopenhagen, Stock Holm, Christiania, London, Manchester, Liverpool. Salisbnry, Brüssel und Mainz einem gründlichen Studium unterzogen. Unter Zugrundelegung aller dort gemachten Erfahrungen und im Anschluß an die architektonisch nicht gerade sehr günstigen Verhältnisse des genannten Bauplatzes wurde durch Baurnth Ende ein neues Project ausgearbeitet und, nachdem dasselbe im Ministerium der öffentlichen Arbeiten festgestellt und die veranschlagten Geldmittel flüssig

gemacht worden, der Bau unter gemeinsamer Leitung des Königlichen Bau-
inspectors Klutmann und des Bauraths Ende und unter Aufsicht einer dazu
eingesetzten Spccial-Commission in Angriff genommen.

Inzwischen eroberte sich die „Wissenschaft von der Menschheit" immer
weitere Kreise, nicht nur der Gebilden aller Nationen, sondern auch des
Volkes. Man gewann allgemein Verständnis; sowohl für die Ausgrabungen
von Steinbeilen, Broncegercithen, und Thongefäßeu, als auch für die fremden
Völkerrassen, deren einzelne Specimina auf Rundreisen durch Europa deu
Bewohnern der größeren Städte vorgeführt wurden. Von einer Anzahl
deutscher Gelehrten wurde ein Buch verfaßt, welches ausführliche Anleitungen
zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen gab, eS wurden neue Methoden
entdeckt, um den Aufgaben der Anthropologie nnd Ethnologie beim Aufenthalt
in fernen Ländern bestens entsprechen zu können und es zog fast buchstäblich
kaum ein einziger Reifender hinaus, welcher nicht, mit Instructionen reichlich
versehen, sein Augenmerk unterwegs besonders darauf richtete, für das Museum
ethnologisch zu sammeln.

Der Hauptantheil der damaligen Erwerbungen war jedoch der persön-
lichen Initiative Bastians selbst zuzuschreiben. Nicht nur Halle er, als er
im Jahre 1873 durch seine zündenden Aufruft die Afrikaforschnng in Flnß
gebracht, eine Reise nach der Loangoküste ansgeführt und dort für die ethno-
logische Abtheilung eine reiche Collcction namentlich schöner Fetischfiguren er-
worben, sondern er nnternahm auch während der Aufstellung des Prvjectes
und während des Aufbaues des Museums für Völkerkunde einige selbständige
Reisen für das seiner Leitung unterstehende Institut, da ja Niemand besser
als er wußte, wo die ethnologischen Schätze zu haben waren.

Noch unter dem gewaltigen Eindrucke seiner zweit/n großen Ton;-, nud
in gewohnter Schnelligkeit seine Rückfahrt beschleunigend, erreichte Bastian
am 11, August 1880 wieder Berlin, woselbst gerade unter dem Zusammen-
strömen der hervorragendsten Anthropologen von fast ganz Europa der deutsche
Anthropologencongrcß abgehalten wnrde, wo Nordensliöld nach seiner Vega-
fahrt zum ersten Male erschien, wo Schlicmann i» Gegenwart des Kron-
prinzen des Deutschen Reiches und seiner Familie über seine berühmten
trojanischen Funde Bericht erstattete, und wo eine prähistorische Ausstellung
stattfand, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit vielleicht niemals wieder in Deutsch-
land wird zusammengebracht w.rden können. Es war eine schöne große Zeit,
als diese Corona von Männern tagte und in der Eröffnungsrede des Eon
gresses der Vertreter der Staatsregierung, Ercellenz von Goßler, mit den
Worten schloß- „Lassen Sie mich, meine Herren, die einleitenden begrüßenden
Worlc schließen mit der Zuversicht, daß das Jahr 18«<>, welches zum ersten
Male die deutsche anthropologische Gesellschaft hier vereinigt findet, nicht zu
Ende gehen wird, ohne daß der Grundstein zu einem, neuen Tempel ihrer
Wissenschaft, zum ethnologischen Museum gelegt werde, und mit der Hosfnung,

daß, wenn der Tempel aufgerichtet ist und seine Schätze in sich aufgenommen hat, Sie in der Erinnerung an die hier froh verlebten Tage gern Ihren Schritt zu des Reiches Hauptstadt zurücklenken werden. Sie werden auch dann herzlich willkommen sein." Unmittelbar nach jener Zeit fand ein schnelles Anwachsen der ethnologischen Sammlungen des Museums statt. Aber die Zahl der Erwerbungen, welche das Staatsinstitut in allerkürzester Zeit machen mußte, trotz der großen Uncigennützigkeit aller Betheiligten, trotz des Patriotismus und der Hingebung edler Männer, war allzu groß, daß selbst der gesteigerte Ausgabcetat des Museums diese ungeheuren Massen auf einmal bewältigen konnte. Und immer mehr brach sich trotzdem die Ueberzcugung Bahn, daß noch sehr viel mehr zu thun sei, daß jede Hülfe, welche gerade zn dieser Zeit der Wissenschaft von irgend einer Seite komme, zehnfachen, hundertfachen Werth besitze, da es sich darum handle, sonst unrettbar Verlorenes noch in, letzten höchsten Moment zu retten.

Tank der Erkenntnis; dieser Thatsache waren wir bald in der Lage, uns neuer und hervorragender Erfolge zu erfreuen, denn es gelang der Anregung Bastians, eine Anzahl von Männer», deren sonstige Lebensstellung den anthropologisch-ethnologischen Studien fern liegt, zur Begründung eines „Hülfs-Cumitvs zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen für das Berliner Königliche Museum" zu veranlassen. Die Herren Bankier I. Richter in Berlin, A. v. Lecoq, Emil Hecker. Wilh. Maurer, G. v. Blcichröder, v. Weisbach, M. L. Goldberger, Carl Francke, Consnl C. Reiß und I. B. Totti bildeten unter dem Vorsitz des Erstgenannten dieses Cvmitü und schössen zunächst die Mittel vor zu der drittehalbjährigen Reise, welche Capitain I. A. Jaeobsen nach British-Columbien und Alaska vom Juli 1881 bis Ende 1883 ausführte und als deren größtes Resultat das Sammeln und Erwerben von L—7000 ethnographischen Gegenständen zu bezeichnen ist. Nach der Rückkehr von dieser, mit sehr glücklichem Erfolge ausgeführten Expedition wurde derselbe Reisende abermals auf Kosten des Hülfscomit^s ausgefandt und machte vom Mai 1884 bis dahin 1885 eine Tour durch Rußland, Sibirien, die Amnrländer und Sachalin, wobei er abermals eine nach Umständen reiche ethnologische Sammlung erwarb, welche gegenwärtig gleichfalls i» den Besitz des Museums für Völkerkunde gelangt ist. Auch noch andere Reisende, n. A. der Südamerika-Reisende Herr Rohde, sowie der beste Kenner der Südsee, I. Kubary wnrdcn vmn Comit« engagirt, welches das Risiko für die Expeditionen übernahm und auch sonst in jeder Weise sich für die Erwerbung von Sammlungen für das Museum für Völkerkunde thäiig erwies, ein Verhalten, welches große Anerkennung verdient, wenngleich die gebrachten Opfer später anS Staatsmitteln großentheils wieder ersetzt wnrdcn.

Einen Beweis von Noblesse gab Dr. Heinrich Schlicmann, indem er seine berühmten Funde von Hissarlik dem Deutschen Reiche für ewige Zeiten zum Geschenke und der preußischen Staatsregierung zur Aufbewahrung über-

gab und auch noch in neuester Zeit andere Funde hinzufügte. Nicht minder
opferwillig erwiesen sich die Herren Dr. W. Reiß und Di'. Stübel, indem sie die
von ihnen auf dem Gräbcrf,lde von Ankon in Peru gemachten Sammluinzen,
weiche namentlich in ausgezeichneten und wohlerhaltencn Mumien in ihrer
Originalverpackung bestehen und eine ungemeine Fülle von Kleiderstoffen der
seltensten Art in der schönsten Erhaltung darbieten, dem Museum übergaben,
und ein mustergültiges Prachtwcrk mit mehr als hundert Platten Abbildungen
d,izu verfaßten, dessen Herstellung die preußische Staatsregierimg übernahm.
Sämmtliche Reisende, insbesondere diejenigen, welche den schwarzen Erdthcil
durchzogen, Dr. Pogge, Wißmann, Wolf, v, Francis, Paul Reichard u. A., der
Südseereiiende Dr. Finsch, die Erforscher des Schiiigustromcs in Brasilien,
7»-. v. d. Steinen und Dr. Claus, der Wcltreisende Dr. Jvest, zahlreiche
Offiziere der kaiserlichen Marine, zahlreiche Deutsche im Auslände folgten
dicicn schönen Beispielen. Längst schon waren sämmtlichc alten Räume im
Königlichen Museum, soweit sie zur Verfügung standen, durch diese Hochfluth
herbeiströmender ethnologischer Schätze überfüllt, seit Jahren schon mußte dem
Publikum der Zutritt zur ethnographschen Abtheilung versagt werden, jede
ankommende Cvllectivn fand nur so viel und so lange Platz, bis sie aus-
gepackt und registrirt war, dann wanderte sie wieder in die Kisten und wurde
in deu Kellereien aufbewahrt, bis zur Ueberführung in das neue große schöne
Gebäude.

Inzwischen stieg der Neubau des Museums in der Königgrätzer Straße
stolz und stattlich empor und war mit Beginn des Jahres 1886 so weit
vollendet, daß es möglich war, mit den Umzugsarbeitcn zu beginnen.

Am 18. Tecember 1886 fand die Einweihungsfeier des neueröffneten
Museums statt.

Das Gebäude, welches zwölftausend Quadratmeter Stellfläche für
Sammlungsschränke enthält, ist mit dem verhältnismäßig geringen Kosten-
aufwand von zwei Millionen Mark erbaut worden und besitzt in erster Linie
alle Einrichtungen, welche eine Feucrsgefahr möglichst verringern können. Es
ist demzufolge fast nur aus Stein, Eisen und Glas cvnstnurt, jedenfalls
sind die Holztheile auf ein Minimum beschränkt; zugleich ist ein feuersicherer
Abschluß der Stockwerke unter einander dadurch erzielt worden, daß die Decken
der scimmtlichen Räume aus Trägerwellblech bestehen, was allerdings nicht
so imponircnd wirkt, wie die schönen Decken der Räume des Alten Museums
im Lustgarten.

Ter Grundriß des Gebäudes wird gebildet durch die im spitzen Winkel
zusammenstoßenden Fronten der verlängerten Zimmerstraße und die König-
grötzerstraße. Tie spitze Ecke ist in glücklicher Weise dadurch überwunden
worden, daß sie in einen stattlichen Rundbau verwandelt ist, an welchen sich
die Frontwände in der Flucht beider Straßen anschließcn. In diesen Fronten
treten uns die Formen italienischer Renaissance entgegen, welche sich im
Kuppelbau zu einer reichen Architektur steigern. An das nicht den Kuppel-

bau berührende Ende jeder Fac^ade legt sich senkrecht nach dem Innern deK
Gebäudes zn cin kleinerer Gebäudesliigel an. Diese beiden Flügel stoßen im
stnnipfen Winkel auf einander, so daß das Mnseum einen unregelmäßigen Hof-
raum umschließt.
Ter Eingang besindet sich in dem prächtigen Rundbau. Man betritt
durch einen Vorraum schreitend zunächst eine vierzehn Meter im Durchmesser
haltende länglich runde Eintrittshalle, deren Flachkuppel ciu nach den Entwürfen
und Skizzen des Bildhauers und Malers Otto Lessiug von Salviati und Co.
in Venedig ausgeführtes großes Mosaikbild enthält- In der Mitte dieseK
Bildes befindet sich die Sonne; dieselbe ist umgeben von den Darstellungen
der Planeten, des Thierkreises sowie von allegorischen Figuren, welche
Religion, Ackerbau, Industrie, Kunst, Handel ic. veranschaulichen. Bon der
Eintrittshalle aus gelangt man über einige Stufe» in einen kleinen Glashvf
Von vierzehn Meter Hohe, welcher dazu bestimmt ist, größere Skulpturwerke
und durch ihre Höhe hervorragende ethnographische Gegenstände aufzunehmen.
Tie fächerförmige Gestalt dieses Lichthofes ist durch die Verhältnisse des
Grundrisses bedingt. Um gleich an dieser Stelle die Beschreibung des Rund-
baues zu erledigen, so sei erwähnt, daß sich oberhalb der runden Eintritts-
halle die Aula befindet. Ter änszere Umgang der Aula ist von einer breiten
Gallerie umgeben, die zugleich als Büchermagaziu benutzt wird.
Wenden wir uus jetzt noch einmal der Eintrittshalle zu. Von ihrem
Mittelpunkt aus erblicken wir die Anordnung der drei Geschosse des Museums,
eines Erdgeschosses, welches nur wcnige Stufen hoher liegt und zweier oberer
Stockwerke, zu denen an den Anschlußstellen der beiden Straßenflügel die
beiden, in Schmiedeeisen ausgeführten Haupttreppen empvrführen. Das ganze
Gebäude enthält mehr als dreißig größere und kleinere Saalränme, welche
in jedem Geschoß zusammenhangend arrangirt sind, so daß man den Rund-
gang durch das Stockwerk ausführen kann, gleichviel von welcher Haupttreppe
aus man ihn antritt.
Was die Anordnung der Säle betrifft, so besitzen fast sämmtlichc Aus-
stellungsräume beiderseitiges Licht, sowohl nach Außen hin als nach der Hof-
seite des Gebändes. Jeder Saal ist mit rotheu Fußbodenflieseu, Paneelen
von grünen glasirten Kacheln und gelb in der Farbe gehaltenen Wanden
versehen. Tie in der natürlichen Farbe des Zinks sichtbare Trägerwellblech-
decke spannt sich zwischen braun angestrichenen Trägern, deren Unterausicht die
Farbe des «uivr« poli trügt. In Bezug auf die innere Ausstattung sind die
Erfahrungen anderer Mnseen mit ganz besonderer Sorgfalt benutzt worden.
Tie Form der Schränke ist ganz neu, sie gestattet eine möglichst ungehinderte
Besichtigung jedes einzelnen Gegenstandes. Das Gerippe der Schränke be-
steht aus Eisen, und ist mit Ausnahme der unteren und Hinteren Seite mit
Glasscheiben bekleidet. Die Vorderseite der Schränke trägt dreimal drei
Scheiben, die jedoch nicht von gleicher Größe sind, sondern deren mittlere
Hurizotttalreihe aus drei größeren Fenstern gebildet wird, so daß gerade die

günstigste Ansichtsstellc sich in gleicher Höhe mit dem menschlichen Auge befindet. Die Befestigung der Gegenstände der Sammlung geschieht auf einem an der Hinterwand jedes Schrankes befindlichen Drahtnetze. Eine besondere Einrichtung gestattet es, die Schränke je nach Wunsch oder Bedürfnis; entweder in ihrer ganzen Tiefe zu benutzen, oder sie sowohl der Länge als auch der Quere nach in zwei Hälften zu verwenden. Es ist ferner noch im Museum eine besondere Sorte von Pultschränken mit großen Holzuntersätzen vorhanden, welche zur Aufnahme des zu Stndienzwecken nöthigeu Materials dienen.

Treten wir einen Rundgang durch das Gebäude an- TaS von der Eingangshalle nicht zugängliche Souterrain enthält Wohnungen für die Hausbcamten, ein Laboratorium, Tienstzimmer, Anstalten für Cvnservirung und Präparirung der Sammlungsgegenstände, Magazine, Auspackungsräume, Werkstätten, die große Heizanlage für das ganze Mnseum, die Anlage für den hydraulischen Fahrstuhl, welcher bis in sämmtliche Etagen hinauf die Kisten mit Sammlungsgegenständen zu schaffen vermag. Ter rings vom Gebäude umschlossene freundliche Hofraum würde eine unregelmäßig viereckige Gestalt besitzen, da sich an zwei gegenüberliegenden Kanten ein stumpfer Winkel und ein spitzer Winkel, an den beiden anderen zwei rechte Winkel befinden. Aber mau hat den spitzen Winkel durch den oben erwähnten kleinen Glashof hinter der Eintrittshalle kreisbogenförmig abgeschnitten, so daß der Hof nunmehr eine sünfeckige Gestalt besitzt.

Tie Vertheilung der Sammlungen ist in der Art erfolgt, daß die große Zwcitheilung in ein anthropologisches und ein ethnologisches Museum beibehalten ist. so zwar, daß das Erdgeschoß sast ausschließlich anthropologische Gegenstände enthält. Der erste Saal vom Glashof links, also der Saal an der Straßenfront der verlängerten Zimmerstraße enthält die Altcrthümer der Mark Brandenburg. In einem kleineren Ecksaal dahinter werden die Gold- und Silberfunde aufbewahrt, während in den sich daran anschließenden beiden größeren Sälen die prähistorischen Alterthümer des übrigen Teutschlands sowie der anderen europäischen Länder Platz finden werden. Ter darauf folgende Saal enthält Gegenstände aus Japan. China ?c., welche durch Knnstinteresse hervorragende Bedeutung besitzen. Es schließt sich hieran der Gebäudeflügel an der Königgrätzerstraße. Derselbe enthält im Erdgeschoß zwei Säle, die das Trojanische Museum Schliemann aufgenommen haben. Tie beiden oberen Stockwerke sind für die ethnologischen Sammlungen bestimmt, welche gegenwärtig bereits nahezu an hundderttauscnd Nummern umfassen, so daß schwerlich irgend ein Museum der Welt auf diesem Gebiete mehr besitzt. Was aber diesen Schätzen noch besonderen Werth verleiht, ist der Umstand, daß sie überwiegend aus wissenschaftlich höchst werthvollen Gegenständen bestehen. Beginnend mit dem ersten Stockwerk, finden wir in dem Flügel an der Königgrätzerstraße, also unmittelbar über dem Schliemann'schen Museum, die Sammlungen aus Nordamerika, in dem darauf folgenden Ecksaal diejenigen aus Australien und in

den übrigen Räumen die reichen Collectioncn aus dem indischen.Archipcl und ans Afrika aufgestellt. Das zweite Stockwerk wird die bedeutenden indischen Sammlungen des Museums, speciell diejenigen des Dr. Jagor und diejenigen, des verstorbenen Dr. Riebeck enthalten.

Auf diese Fülle wissenschaftlichen Materiales haben wir unsere ganze Hoffnung gesetzt bezüglich der Wissenschaft von der Menschheit. Wenn wir auch heut noch nicht berechtigt sind, ein vorgreifendes Nrtheil zu fällen über die Resultate, zu denen die künftige Forschung auf Grund dieses Studien - materiales gelangen wird, so können wir doch, gestützt auf die bisherigen Arbeiten und Untersuchungen der getreuen Freundin des Museums, der nuthropolvgischeu Gesellschaft, schon einen kurzen Neberblick wagen: in großen Zügen liegt hier die EntWickelung des Menschen nicht nur unserer Heimat, sonder» des ganzen Menschengeschlechtes vor uns.

Es lebt vor unserem geistigen Auge jene Zeitperiode wieder auf, in welcher von vielen Gebirgen Europas die Gletscher herabkamcn bis auf die Ebene und große Läudcrstrecken zwischen ihre Ausdehnungsgcbiete einschlössen. Alles was bis dahin an thierischen und pflanzlichen Organismen in jenen Gefilden gelebt und sich in dem noch verhältnißmäßig warmen Klima jener Periode entwickelt hatte, wnrde dnrch die sich allmählich anfthürmenden Gletscher, welche die Commnnicationswege nach Außen hin verschlossen, einem zwar langsamen, aber mit unwiderstehlicher Gewalt eintretende» Klimawechsel unter- zogen, dessen Dau?r vielleicht viele tausend Jahre umfaßte, dessen Wirkung aber immer nach der einen Richtung hin sich zeigte.

Auf das allmähliche Sinken der Temperatur folgte späterhin ein eben so allmähliches Wiederanwachscn derselben, da die Vergleischerung laugsam und stetig wieder abnahm und der Rand der Eisfelder sich nach und nach ver- kleinerte und die Gipfel der Eismassen niedriger wurden. Zu dieser Zeit treffen wir bei uns in Deutschland zum ersten Male sichere Spuren des Menschen an, und zwar nicht eines thierähnlicheu Menschen oder eines menschen- ähnlichen Thieres von niederem Rassentypuö, sondern eines Menschen, der im ruhigen Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften, unter Benutzung der von ihm erfundenen Waffen und Faiiggeräthe mit den Thieren der Wildnis; um die Herrschaft des Landes kämpft und zur Befriedigung seines leiblichen Bedürfnisse? sich durch deren Fleisch sättigt, ebenso wie an den Früchten und Beeren, die ihn, die Pflanzenwelt bot. Es ist kein scheuer furchtsamer flüchtiger Wilder, dieser erste nachweisbare Mensch, sondern ein Eroberer, ein Herrscher über die umgebende Natur, der im harten Kampf um'3 Leben Kraft und Muth erlangt hat und mit Klugheit versehen ist, durch welche er dasjenige, was ihm an Macht abgeht, zu ersetzen versteht.

Er kennt das Kunststück, Feuer anzumacheu, denn wir finden heute noch in den Resten von Kohle die Ucbcrbleibsel seiner Herd- und Lagerstellen; er bearbeitet auch bereits den Stein, indem er ihm eine axtähnlichc oder Kil- Ähnliche Gestalt zu geben versteht. Diese Bearbeitung des Steines zu Stein-

bcilen und rohen Steinäxten ist übrigens eine Erfindung, welche nicht ganz leicht zu machen gewesen ist, denn ich darf wvhl daran cnnncrn, daß es den Anthropologe,, bis in die neueste Zeit hinein nicht möglich gewesen ist, trotz der vielen Taufende von Steinbeilen, die aufgefunden sind und als Vorlagen dienen konnten, diese Technik nachzuerfinden. Man glaubte immer, daß der Stein durch einen anderen Stein und auf einem dritten als Unterlage mit Schlägen bearbeitet werden müßte, deshalb nannte man die älteste Periode auch diejenige der „geschlagenen" Steine. Als vor einigen Jahren ein Trupp nordamerikanischer Indianer in Deutschland vorgeführt wurde, vcranlaßte man diese Leute, iu dem Glauben, sie müßten die Bearbeitung der Feuersteine verstehen, Pfeilspitze» «. A. m. herzustellen. Die guten Seelen, in der Erwartung, daß die Ausführung diese Aufgabe durch einen gewinnbringenden Absatz der Pfeilspitzen belohnt werden würde, machten sich anch daran und hämmerten mit ihren eisernen Tomahawks unverdrossen auf die Feuerstein Köllen los, die ihnen körbeweis zugeschleppt wurden. Es gelang ihnen auch, Gebilde zu Staude zu bringen, die mit echten prähistorischen Pfeilspitzen so viel Aehnlichkeit besaßen, wir etwa der Gorilla mit dem Menschen. In Wahrheit hatten diese Indianer aber niemals einen Stein künstlich bearbeiten sehen. Später kamen die Fenerländer zu uns uach Europa und zeigten uns, daß sie die Sache besser verstanden, indem sie die Steine nicht schlugen, sondern die muschelige,! Splitter durch starken Druck mit einem gegen die Stcinkante gehaltenen harten Knochen abspalteten. Nun wußten wir mit einem Male, wie es gemacht werden mußte, und konnten es sofort nachahmen. "

Es soll an dieser Stelle nicht die oft gemachte Beschreibung der Entwicklung des Menschen durch alle Stadien der Prähistvrie hindurch wiederholt werden. Tie Funde lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der Mensch mit den Thieren der Diluvialzeit einen für ihn erfolgreichen Kampf bestanden hat, daß er seine Nahrung aus dem Thier- und Pflanzenreiche nahm, daß er allmählich HauSthicre zähmen, Wohnungen baueu, Kleidungen verfertigen lenitc und daß er durch die zunehmende Eultur immer mehr verzärtelt wurde, bis in die neueste Zeit hinein, in welcher wir ihn fast mit seiner ganzen Lebensweise von seiner Cnltnr abhängig sehen. Es spricht für die Unverwüstlichkeit der menschlichen Rasse, wenn wir an ihr bis jetzt so gut wie gar keine Umbildung durch die Eultur wahrnehmen können, Die ethnologischen Funde und Objcete, welche für unsere Beurtheilung der Naturvölker den vollen Werth schriftlicher Urkunden und Documente besitzen, zeigen uns, daß sich überall auf Erden die Entwickelung der primitiven Stämme in gleicher oder ähnlicher Weise vollzogen hat oder vollzieht und daß diese Entwickelung, merkwürdig genug, übereinstimmt mit derjenigen der ältesten Menschen aus der Eiszeit. Da finden wir noch heute den Gebrauch derselben Steinbeile und Pfeilspitzen, die Verwendung der Metalle zu Schmuck und Waffen, der Knochen zu Pfeilen und Speeren, zn Nadeln und Harpunen,

wie ehemals in dcr allcrersten prähistorischen Periode. Es ist deshalb anch
kein Grund vorhanden, nns unsere menschlichen Urahne» irgendwie anders
vorzustellen, als die gegenwärtigen sogenannten Wilden. Wilde in dem Sinne,
wie man sich dieselben noch bis vor Kurzem vorstellte, giebt es wohl über-
haupt nicht mehr auf Erden; die Lebensweise jedes, auch des uncivilisirtcsten
Stammes bewegt sich innerhalb gewisser Rechtsbcgriffe, für welche dcr Aus-
druck Wildheit nicht richtig sein dürfte. Wollen wir die wahrhaft Wilden
finden, so mögen wir sie vielmehr nnter dem Verbrccherthum dcr Cültnr
suchen. Dcr Kannibalismus, jener nach Miseren Begriffen fürchterliche Schand-
fleck eines sehr großen Theilcs der heute lebenden Menschheit, ist durchaus
kein nothwcndiger oder factischer Beweis für Wildheit und Nohhcit, cr kann
vietmchr. wie an vielen Stelleu, wo er erhalten ist, in Centralafrika, in
der Südsee :c. als Zeichen religiöser Cercmonie und dcrgl. m. aufgefaßt
werden und geht oft mit verhältnißmäßig hochentwickelter Cnltur Hand in Hand.
Die Völkersagen, die Berichte über die Sitten nnd Gebräuche dcr
primitiven Stämme und die ethnologischen Sammlungen bestätigen es, das;
überall auf Erden in der menschlichen Gesellschaft eine gewisse Reihe von
Gedanken nnd Vorstellungen übereinstimmend entstanden sind-, und daß die
Mehrzahl der ethnischen Verschiedenheiten durch locale Verhältnisse, unter
ivelchen sie in Kraft treten, bedingt werden. Es hat sich gefunden, das; den
ethnischen Verschiedenheiten, wenn man sie analysirt, durchgehende Elementar-
gedankcn zu Grunde liegen. Nehmen wir beispielsweise den Begriff, welcher
durch das Wort „Waffe" ausgedrückt wird, zum Vergleichsobject. Tie primärste
Waffe ist die Wurfkeule, die wir an weit auf der Erde entfernten Pnnkten.
beispielsweise in Südafrika, ^Australien und auf Fiji finden. Die fort-
schreitende Erfindung machte daraus den auch aus der Entfernung, aber
mit mehr Sicherheit wirkenden Wurfspieß, der gleichfalls fast überall auf
Erden verbreitet ist. Um den Wnrf zu verstärken, gebrauchte man abermals
Verbcsserungen und ersand so den Bogen, als dessen Vorlaufer wir das
heut noch bei den Eskimos und in Australien vorkommende Wnrfbrett zu
betrachten haben. Jeder Gedanke, daß ein Austausch d-cser Erfindungen über
die ganze Erdoberfläche hin dermaleinst stattgefunden hat, ist dnrchans abzu-
weisen; denn sonst müßte sich dieser Austausch sehr oft und noch bis in
ziemlich späte Zeit hinein wiederholt haben.

Mit den Bertheidiguugswaffcn verhält es sich ähnlich, wie mit den An-
griffswaffen: Zunächst finden wir als das ursprünglichste, über die ganze
Erde verbreitete den kleinen Parirschild, welcher den Speer abzuwehren hat:
später erst, wenn man sich gegen einen vergifteten Pfeil zu schützen hat,
macht man hieraus den großen Schild, hinter dem sich ein ganzer Mann
verbergen kann, wie dies die Kaffern gegen die Buschleute thun. Aehnliche
Bedingungen, die durch die localen Verhältnisse hervorgcrnfen wcrdcn, haben
auch die Verschiedenheiten in der Kleidung, den Nahrungsmitteln, Jagdge-
räthen n. A. erzeugt. Das Feneranmachcn ist auch zu erwähnen; es wird

f.fft bei allen Naturvölkern durch Reiben zweier Hölzer oder durch
Trillm ausgeführt. Die Schwierigkeit des Feuermachens ist vielleicht Ur-
sache gewesen, daß bei gewissen Stämmen die Einrichtung des Conservirens
5es Feuers besteht. B<i den Damara ist dies derartig organisirt, daß das
Feuer vor dem Häuptlingszclt durch ein Mädchen, meist die Tochter des
Häuptlings, glimmend unterhalten wird, und daß diese das Amt hat, das
Mer von Lagerplatz zu Lagerplatz zu tragen, wenn der Stamm weiter
wandert. Wir haben hier eine ähnliche Institution wie diejenige der
- Bestalinuen in Rom und der Sonncnjnngsraucn in Peru,
Eine von Sibirien bis nach Australien verbreitete Sitte ist das Heilen
vün Krankheiten dadurch, daß der Schamane oder Arzt die Krankheit aus-
saugt. Es liegt dieser Prvcedur die Auffassung der Naturvölker zu Grunde,
dch Tod oder Kranksein eigentlich nichts 'Natürliches seien, sondern daß,
mo sie sich ereignen, ein böser Z.niberer von Außen her sie in den Körper
des Menschen hineingebracht hat. Tas Herausschaffen des Uevels geschieht
demgemäß durch Saugen. Es sind dies nur einige wenige Beispiele dafür,
in wie weit durch die ethnologischen Sammlungen es späterhin einmal
möglich sein wird, die großen Räthfel der allmählichen Entwicklung dcS
Kmschengeschlechtes und seiner geistigen Vorstellungen der Lösung näher zu
sichren.
Wir sind «m Ende unserer Betrachtung angelangt: Wir haben den
Strom der Menschheit mit Hülfe der Wissenschaft vom Menschen sowie der
Mhrovologischen n„d ethnologischen Forschungen rückwärts zn verfolgen ver-
bucht, bis zu seiner entferntesten erkennbaren Stelle. Wir sehen, daß er aus
nner tiefen dunklen Kluft stark und breit hervvrfluthet, und daß die Sedimente,
«eiche er ablagert — die Fundobjecte — zu allen Zeiten und an allen
stellen von gleicher ursprünglicher Beschaffenheit sind. Einheitlich tritt
uns das Menschengeschlecht entgegen!

w e l t - K r i t i k.

von

Isolde Alirz.

— Florenz. —

lsGott der Herr im SchöpfungS'
drang
Sich aufschwang zur Ge>
staltung,
Und Werk um Werk sich ihm entrang
In mächtiger Entfaltung,
Schon neigte sich der sechste Tag,
Da holt' er aus zum großen schlag,
Es lag die Schöpfung fertig,
Des letzten Strichs gewärtig.
Die Engel standen da zu Kauf
Und sperrten Mund und Augen auf.
Zuletzt kam auch der Satan
Und sah die große That an.
Er sah sie scheelen Angesichts,
Denn selber schaffen könnt' er nichts,
Doch wüßt' er Alles besser
Und sprach wie ein Professor.
Den sah der Herr und rief ihn gleich:
„Du hellster Kopf in meinem Reich,
Schau, was ich unternommen;
Dein Urtheil soll mir frommen,"
Der Satan spricht und neigt sich tief:
«Ich hielt Euch stets für productiv;
Doch habt Ihr nun mein Hoffen
Noch weitaus iibcrtroffen.
Die Erde saust in Rugelform
So hin durch Raum und Zeiten:
Herr, dieser Einfall war enorm;
wer wollt' Euch das bestreiten!
Dann nahmt Ihr selbst Euch zum Modell
Und formtet aus dem Thonc schnell
Die staubgcnährten Lciblcin,
Als Minnlein und als weiblcin.
Doch, wenn die Frage Euch genehm:
was ist der Sinn von alledem?"
Der Herr sprach voll Geschäftigkeit:
„Zum Denken fehlt mir jetzt die Seit;
Jetzt laß mich nur gewähren;
Hernach magst vn's erklären."
Und Jener drauf: „Den weltenplan.
So wie Ihr ihn skizziret,
Schaut erst von vorn und hinten an,
Eh' Ihr ihn weiter führet.
Ich will Euch gleich mein Augenglas
Zur näher» Prüfung hole»,
Auch mein ästhetisch Elleumaß
Sei wärmstens Euch empfohlen.

lind NUN betrachtet? kritisci'.
Synthetisch, analytisch.
Ihr habt den klassisch große» Stil,
Dock miss' ich schwer die Einheit;
Luch fehlt das strcngre Kunstgefühl
Für Naß und Formenrcinheit,
Zbr stürzt vom Idealen
kopfüber znm Trivialen.
Dies Ueberinaß von Phantasie,
!ver möcht' es Luch verübeln?
Lin jugendliches Kraftgenie
Lefaßr sich schwer mit Grübeln,
Drum laß' ich die Aesthctik
Und spreche nur von Ethik.
Das Line, lZerr, verletzt mich tief:
lim die Moral, da steht es schief.
kiier bin ich unerbittlich:
Der Autor wirke sittlich!"
Als Gott der IZerr das wort vernahm,
Ivard ihm das Ding zuwider,
Es sanken ihm vor Zorn und Gram
Die SchSpferarmc »jeder,
Und nnter'm besten Schaffen
Chat ihm der Geist erschlaffen.
Da kocht ihm wächtig der Verdruß;
Er nahm den armen Kritikus
Und schleudert ihn kopfüber
In leeren Baum hinüber.
Doch an der junge,, Schöpfungswelt
war ihm die Freude arg vergällt;
Dreht mit rerdrossnen Blicken
Dem ganzen Ding den Rücken,
?ch'oß sich in seine Himmel ein
Nnd ließ fortan das Schaffen sein.
Vie Welt indeß, sie weiß nicht wie,
Kreist hin durch die Aconen;
E,n mächiiges Fragment ist sie
voll großer Intentionen.
D^ß sie nicht serliz worden,
Das drückt sie aller Brie».
Lin wörtlein summt ihr stets in s Bhr,
Es schwebt ihr wie im Traume vor,
Daß sie zu höhern Stufen
Der Schöpfer einst bcrusen.
D^cb wie sie sich auch quält und müht,
Ihr Urbild sondergleichen,
wie es des Schöpfers Brust durchglüht,
Sie kann es nie erreichen.
Und heimlich immer sehnt sie sich
Nach jenem letzten Pinselstrich.
Zu seinem Vater spricht der Sohn:
„Ich kann's nicht länger tragen,
Seh' ich herab vom weltenthron
Der Menschheit Noth und Plage»,
wie hülflos ganz, wie arm und blind
Die Kinder Deiner Liebe sind!
was hast Du ihnen keben
lind weiter nichts gegeben?
Ach wie sie schrein nach Deinem Licht
Mit Veten und mit Fluchen,
Du »'endest ab Dein Angesicht,
Läßt sie im Finster» suchen.
Gabst ihnen Triebe zügellos
Und zürnst, wenn sie sie stillen;
Du lenkst von Urbeginn ihr Loos
Und nennst es „freien willen."
Du stößt in's keben sie hinein
Umringst sie mit Beschwerden;
Dann iibergicbst Du sie der Pein
lind läßt sie schuldig werden,"
Der valer lächelt, sinnt und spricbt:
„Dein Sprüchlein klang so neu »lir »icht.
Auch kenn ich wohl de» Fromme»,
von den, D»'s hergenommen.
Icb bin nicht fühllos, wie Du denkst,
lind könnt' ich helfe», that ich's längst.
In meinen Schöpferwehen,
Da halt' ich's wohl gesehen,
Der Menschheit gottgcträumtes Bild;
Es lag in Strichen roh n»d wild
Erst formlos angegeben,
Doch schon genährt von Leben.
Ja, vor dem Urbild groß und reich
Erschien der Engel Antlitz bleich.
Da eben kam der Teufel
lind regte mir die Zweifel,
Er löschte meines Busens Brand
Mit Eimern Wassers, der Pedant,

wie ward die !?ecle mir verzagt,
Ich wurde klein und kleiner;
Sein Sturz, von dem er immer klagt,
war schwerer nicht als meiner.
Ich stand crnüchtertund erschreckt,
wie ans dem Wandcltraum geweckt.

Isolde Kurz in Florenz,
Zum Teufel war das Feuer,
lind was so groß und theuer,
Das schien mir klein und jämmerlich.
Die goldene Vision entwich!
Ivo ist sie hin? vergebens
Regst Du den (yuell des kebcns.
Ach, in der Elemente Heer
Ein Salzkorn minder oder mehr,
Ein Hauch, ein Nichts, ein Ungefähr,
So war die lvelt vollkommen!
Doch nun, was soll ihr frommen?
Ich kann, wie mich ihr U)eh durchzuckt,
Den Schuh nicht weiten, der sie drückt,
Ivie heißt die Kraft, o nenne sie,
Durch die sich löst in Harmonie
Das wirre Iveltgetriebc?"
Da spricht der Sohn: „Die Liebe!"
Der Vater lächelt milde
Nach seinem Ebenbildc:
„Daß klüger doch zu jeder Frist
Das Küchlein als die Henne ist!
Glaubst Du, ihr Loos zu wenden,
So magst es Du vollenden.
Und daß Du gleich Dein Werk beginnst,
Sei Urlaub Dir bewilligt,
Und Alles,, was Du sinnst und spinnst,
Im voraus ist's gebilligt,
Ruu geh hinab und wirke Du,
Sonst läßt der Drang Dir keine Ruh!"
Ivie da die rührungsfcuchlcu
Gott'SohneS'Angc» leuchten!
„Ich will ertragen jede Last,
lvill in den Ivindcln weinen,
Und sehn, wie Du gebettet hast
Die Brüder, meine kleinen.
Ivill dulden Leid und Ungemach,
Ivill sühnen, was die Ivclt verbrach,
Und will für sie mit Freude»
Den bittcrn Tod erleiden.
An meinem Beispiel allcrwarts
Erwärmen soll ihr starres Herz,
Und aus Nachahmungstriebe
Erlernen sie die Liebe,
Dann beut das kann» sich ohne Scheu
Dem Löwen selbst zum Fräße;
Das blut'gc Mahl verschmäht der Leu,
Nährt sich von Heu und Grase,
Dan» wird der Löse länger nicht
Mit seinem Sieze prahlen,
Dann wird der Menschheit Angesicht
Die Engel überstrahlen.
Dann wird dor Platz für Groß und Z<lei»
Und Gottes Reich auf Erden sein!"
Der Vater brummt in seinen Bart:
„Ich fürchte, Art läßt nicht von Art.
Fahr hin, Du junger Schwärmer;
Du kehrst an Hoffnung ärmer!"
Und als er nun am Kreuze bing
Ivohl uni die neunte Stunde,
Sein göttlich Auge überging,
Es quoll die Todeswunde,
„B Erde, meine siiße Braut,
Um die ich sterbend werbe,
Daß noch mein irdisch Auge schaut
Dein reiches Friedenscrbc!
Es sei mein Blut, das ich vergoß.
Das letzte, das hicnicdcn floß!
Ihr, meine Brüder insgescunmt,
Und Schwestern, mir so thmer,
Der Staub, der Eurem Staub entstammt,
Der Geist, der auf zum Vater flammt.
Sind Euer, Euer, Euer!"
Und wieder saßen sie im Glanz,
Die Allmacht auf den, Throne,
Die Liebe mit dem vorncnkranz,
Der Geist mit seinem Taubenschwanz,
Der Vater mit d.'m Sohne
In Einer Strahlenkronc,
Der Alte hielt den Guten warm,
Den heimgekehrte» Sohn im Arm,
Dem, noch umivölkt von Erdcngram,
Das Himmclslicht den Blick benahm.
„Genieß den Ruhm, den Du erwarbst.
Und freu Dich Deiner Sendung:
Hier sieh die IVelt, für die Du starbst,
' Im Glan?e der Vollendung!"
lvie ward des Sohnes lvangc bleich!
Es reut ihn fast die Mühe,
Da schwamm der alte Sauerteig

> In seiner alte» Brühe;
Recht ivie ein Nebel, wenn er schwand,
Das Ivetter läsit, wie er es fand.
Der Löwe würgte »och das Lamm,
Kein Friede war zu spüren,
Da war das Holz vom Kreuzesstamm

Nur gut, den Brand zu schüren.
Noch war der Erde bestes Thcil
Um dreißig Silberlinge feil.
Da quoll auf's Neu des Seilands Blut,
Aufsprangen seine Wunden,
So übel war ihm nicht zu Muth,
Als er au's Kreuz gebunden,
Und an des Vaters Busen dicht
Barg er sein meinend Angesicht.
Der Herr, der seinen Kummer fühlt,
spricht: „Bös bat man Dir mitgespielt,
Doch mit dem Gel der Gnade
Macht man das Krumm nicht grade.
Mein Sohn, nicht länger sei's vertuscht:
Das Werk ist hoffnungslos verpfuscht.
Willst Du die Welt vom Bösen,
Mußt sie von sich erlösen.
Und willst Du wissen, was ihr noth?
Die Arzenei, sie heiszt — der Tod.
Und nun, mit meiner Macht betraut,
Fahr hin auf Sturmes Schwingen,
Und künde mit des Donners Taut
Erlösung, die wir bringen.
Entfess'le aller Ströme kauf
Und zieh des Meeres Schleuß«» auf,
Dann binde in der Erde Schooß
Des Feuers dunklen Urstrom los,
Und laß die Elemente walten;
Den Menschen gieb in ihre Macht,
wenn er als Knechte sie gehalten:
Sie Haben s längst ihm zugedacht.
Laß sie mit Sprühn und Zischen
Des kcbens Spur verwischen,
Dann laß sie wüthend sich im Kampf
Eins gegen'? Andre kehre»,
Bis sie in Asche, Vualm und Dampf
Sich fressend selbst verzehren.
Der letzte Funke sci versprüht,
Das All verstummt und ausgeglüht,
von aller Noth des Seins entkcttctl
Auf weichen Flaum des Vichts gebettet!
Posaunenengel, schwebt heran,
Nehmt Eure Kraft zusammen,
Stimmt mir das Die» irse an
Und steckt die Welt in FlammenI"
Gesagt, gethanl Es bebt der Thron,
wo sie dreieinig saßen,
Der Geist, der Vater und der Sohn;
So schrecklich war das Blasen.
Da hebt der Geist den Kopf empor,
Der uuterm Flügel steckte,
Erstaunt, daß ihn der weltrumor
Aus der Betrachtung schreckte.
Denn weil die Seituhr leise tickt,
war er ein wenig eingenickt,
„was habt Ihr mich im Schlaf gestört?
was soll der kärmen, Kinder?
Ich wette, wenn Ihr mich erst hört,
So urtheilt Ihr gelinder.
' Ich Zeig' es Euch durch Logik fein:
was ist, das muß vernünftig sein.
Zwar mir verdarb es nie die Ruh',
Das jähe Schöpfuugsfieber;
Auch sah ich mit Bedenken zu,
wie Du Dich mühtest, Lieber.
Dies Uhrwerk, das nie richtig geht,
Nicht könnt' ich's ganz verstehen.
Doch weil, was nun so lang sich dreht,
Beweist, daß es zu Recht besteht,
So mag sich's weiter drehen,
was hcut sich auf die Köpfe stellt,
Fallt morgen auf die Füße,
Es decken sich im kauf der Welt
Das Saure und das Süße,
was schön und häßlich, gut und schlecht,
Es stiegt aus Einem Bronnen:
Kaum unterscheidet Ihr es recht,
So ist's in Eins zerronnen.
Die Schlange beißt sich in den Schwanz
Und der zerrissne Reif wird ganz.
Das Nichts, es klingt so hübsch in's Bhr:
Kömlt' ich den Sinn nur lösen I
Drum halt' ich's lieber nach wie vor
Mit den bekannten Größen.
! Habt Ihr das All zerschlagen,
! Müßt mit dem Nichts Euch plagen,
Hört meinen Rath geduldig an:
Ihr kömtt's nicht corrigiren,
So Ihut, was Ihr bisher gethan;

wozu sich cchaufsiren?
Das ungereimte wcltgcdicht —
, Nehmt's wie es ist, und krittelt nicht!

Die Geschichte der Todesstrafe.

von

A. Brückner.

— Dorpat. —

cit Jahrzehnten ist dic Tiscussivn über die Abschaffung oder Bei-
behaltimg der Todesstrafe im Flusse. Die Acten derselben sind
nicht geschlossen. Wann dieses geschehen werde, laßt sich nichr
bestimmen. Ucber das zu erwartende Ergebnis? kanten die Meinungen ver
schieden.

Mit großer Zuversicht reden Einige von der unfehlbar bevorstehenden
endgültigen Beseitigung dieses Strafmittels, während Andere das Gcgcutheil
behaupten. So, bemerkt Al. von Oellingen in seiner „Mvralstatistik": „Ter
Todesstrafe ist das Todesurtheil nicht gesprochen. Das Schasfot wird erst
bei dem Untergänge des Menschengeschlechts — leider Gottes — fallen können
nnd dürfen."*) Im Gegensatze dazu prophezeiht K. Hase: „Es wird eine
Zeit kommen, da man erzählen wird von der Barbarei, welche meinte Gott
einen Dienst damit zn thun, daß die Gesehe Mcnschcnblut vergossen. In
ähnlichem Sinne haben sich z. B. K. T. Welcker. V. Hugo n. A. aus-
gesprochen. Sehr kategorisch erklärte der Justizminister Märckcr in der
preußischen Nationalversammlung: „Man hält es für einen zn großen Sprung,
wenn wir jetzt mit einem Male dic Todesstrafe gänzlich aufheben; ich bin
vielmehr der Meinung, das wir nur noch einen kleinen Schritt zu diesem
Ziele zu machen haben."**)

') Moralstatistik. Erlangen. 2. Auflage. S. 677.

Hchcl, Geschichte der Todesstrafe, Berlin, 1870, S. 30«, 215.

Sollte cs nicht möglich scin jetzt schon zu entscheiden, wer Recht be-
halten werde?
Tie Erörterung von Rechtsbegrisscn in dem Kampfe für oder gcgeu die
Todesstrafe, der Hinweis auf allgemeine angeblich zu allen Zeiten geltende
ethische Grundsätze, das mehr oder minder subjcctive Verhalten liberaler
Politiker einerseits, couservativer Theologen andererseits, — alles dieses
dürfte nicht dazu geeignet sein, das Maß der Wahrscheinlichkeit zu bestimmen,
daß der Streit über die Todesstrafe in dem einen oder in dem andern
Sinne seinen Abschluß siudeu werde. Dagegen erscheint eS lehrreicher, den
Gegenstand geschichtlich zu behandeln. Kann die dogmatische Debatte iu
dieser Frage keine objective Klarheit schassen, so mag der Hinweis auf die
lange Reihe der auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen vielleicht ein
sichereres Ergebnis; liefern. Eine zusammenfassende historische Betrachtung ist
im Stande über das in , der Zukunft zu Erwartende Auskunft zu geben,
aus dem Woher auf das Wohin zu schließen, wie man Wohl ans der Be-
obachtung der von einem Himmelskörper durchmessenen Bahn seine in Zu-
kunft zu erwartende Bewegung ermitteln kann. Aus die Exactheit des
Astronomen wird der Historiker verzichten müssen: am wenigsten wird ber
letztere bei der Bestimmung des Zeitmaßes, in welchem eine Veränderung
ans historischem Gebiete erwartet werden kann, es an Genauigkeit mit dem
Naturforscher aufuchmen dürfen. Wenn aber aus einer langen Reihe
historischer Vorgange und EntWickelungen mit genügender Wahrscheinlichkeit auf
die Richtung geschlossen werden kann, in welcher mnthmaßlich sich mich in der
Folgezeit die Ereignisse vollziehen werden, so ist auch damit schon sehr viel
gewonnen.

Es genügt nicht der Behauptung, daß es nichts Neues unter der Sonne
gebe, dem Ziveifel an einem Fortschritt in der Geschichte, der Negation der
Perfectibilität der Menschheit auch aus ethischem Gebiete — ein bloßes
pur si inuovs" entgegenzusetzen. An die Stelle einer bloßen Annahme von
einer Stabilität, von einem Kreislauf oder von einem Fortschritt im Leben
der Menschheit muß die wissenschaftliche Begründung, die historische Beweis-
führung treten. Die zusammenfassende Geschichtsbetrachtung, die Massenbeob-
achtnng, die Vcrgleichung der verschiedenen Entwickelungsvhasen der Menschheit
untereinander ist wohl im Stande, die Evidenz des Fortschritts klarzustellen.

Ein solcher vollzieht sich auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Be-
trachtet man die Geschichte der Todesstrafe in ihren Hauptmomeuten, sowohl
die Praris derselben als auch die Discussivn über dieselbe, so gelangt man
zu folgenden Ergebnissen:

1) Die Geschichte der Todesstrafe ist in ihren späteren Phasen im
Wesentlichen eine Geschichte der Abschaffung der Todesstrafe.

2) Ter Proccß der Abschaffung der Todesstrafe ist so weit gediehen,

daß bis zu der völligen Beseitigung dieses Strafmittels nur noch ein kleiner Schritt übrig bleibt.

Betrachten wir zunächst die Geschichte der Praxis der Todesstrafe, so ergeben sich folgende Thatsachenreihcn, über deren Richtung kein Zweifel bestehen kann,

II.

Der Maßstab für den Werth des Menschenlebens ändert sich mit der Kulturstufe. Wir haben Mühe uns eine Vorstellung zu machen von solchen Verhältnissen, in denen Massenhinrichtungen stattfinden, ohne daß überhaupt ein Vergehen, geschweige denn ein Verbrechen vorausgegangen Ware.

Dieses ist überall da der Fall gewesen, wo Menschenopfer üblich waren, wie etwa in Mexiko zur Zeit der Eroberung dieses Landes durch die Spanier oder im Negerstaate Tahomey u. s. w. Solche Frevel führen uns in eine Welt, deren Sittlichkeit uns völlig fremd ist. Die Fortdauer derartiger Gräncl eine lange, unabsehbare Reihe von Generationen hindurch ist durch die Ungunst der Verhältnisse zu erklären, welche die Wirkung historischer Momente beschränken oder völlig hindern. Von ähnlichen Hinrichtungen, ohne daß dabei von einer eigentlichen Todesstrafe die Rede sein könnte, berichtet die älteste Geschichte der europäischen Völker, der Germanen. Slaven u. s. w.

So ist denn zu gewissen Zeiten die Tödtung von Menschen aus religiösen Ovportunitätsgründen ein ständiges Institut gewesen, und dann kamen Zeiten, in denen die Möglichkeit solcher Hinrichtungen ausgeschlossen erschien.

Es giebt Mittelstufen.' wenn z. B. bei den Römern für ein nach unserem Maßstäbe nicht todcswürdigcs Vergehen eine Vestalin lebendig begraben wurde, weil man ihr das Hereinbrechen einer epidemischen Krankheit zuschrieb*), so spielt, wie uns scheinen will, in einem solchen Falle das Schuldmoment eine geringere Rolle als der Aberglaube; es berühren sich hier Menschenopfer und Todesstrafe. Wenn manche Theologen zum Theil auch heute noch die Todesstrafe als vergeltende Sühne aufgefaßt wissen wollen, ein Staudpunkt, welche Andere für überwunden halten, so entspricht ein derartiger Hinweis ans die vermeintliche göttliche Verordnung der Todesstrafe viel mehr den Menschenopfern längst vergangner Zeiten als dem modernen Nechtsbewußtsein.

Auch auf anderen Gebieten berühren sich die Massenschlächtereien ans niederen Cnlturstufcn mit den Todesstrafen, welche anch eine höhere Eivilisatwn gestattet.

Kannibalen halten es für unerläßlich Kriegsgefangene zu schlachten, um sie zu verzehren; sie erheben sich nur wenig über den Standpunkt des Raub-

Lecku, Sittengeschichte Europas, deutsche Nebcrsch»ng. Leipzig 1878. I. 355.

thiers, welches seine Beute tödtct und verschlingt. Ein solches Verfahren
mag in manchen Fällen eine Frage vom Sem oder Nichtsein lösen. Achnlich
handeln die Neger Centralafrikas, bei denen Kriege in Form von Sclaven-
hetzen ein ständiges Gewerbe bilden und wobei es geschieht, daß alle er-
wachsenen Männer der Überfallenen Ortschaften in der Weise abgeschlachtet
werden, daß man ihnen ein Bein abhaut und sie verbluten läßt*). Auf einer
solchen Grundlage ruhen die Daseinsformen dieser Völker. Hier haben wir
Hinrichtungen ohne Todesstrafe, weil das Schuldmoment fehlt. Sehr nahe
verwandt mit derartigen Vorgängen erscheint auf einer unvergleichlich höheren
Culturftufe folgende Episode, in welcher indessen eine leise Spur eines Schuld-
moments wahrzunehmen ist. Während Sulla, nachdem er im Bürgerkriege
über gleichberechtigte Gegner den Sieg erfochten hatte, im Senat eine Rede
hielt, vernahm man Plötzlich in der Nähe ein furchtbares Geschrei. Der
Redner unterbrach sich mit der Bemerkung, er lasse nur einige Ungehorsame
strafen; er bitte seine Zuhörer seinem Vortrage zu folgen. Während er
sprach, wurden sechstausend Menschen niedergemetzelt**). So etwas wurde
in aller Ordnung gefunden. Es war eine Maßregel der Politischen Opportunität.
Ob dabei die Form einer Hinrichtung gewahrt wird oder nicht, erscheint
nicht von Belang. In dem folgenden Falle kann von einem Schuldmoment,
also von einer eigentlichen Todesstrafe noch weniger die Rede sein als in
dem soeben erwähnten, und doch gab es eine formelle öffentliche Hinrichtung.
In der ersten Zeit der Regierung des Zaren Michael Feodvrowitsch
Romanow(1613—45)ist der Sohn der Gemahlin des ersten Pseudo-Demctrius,
der Marina Mnischek, ein kleiner Knabe von wenigen Jahren, ganz formell
hingerichtet worden, blos weil dem Staate die Gefahr drohte, daß dieses
Kind später einmal als Prätendent auftreten werde***). Es war eine Hin-
richtung ohne Todesstrafe, weil jede Möglichkeit eines Schuldmvmeuts aus-
geschlossen war, also von Strafe nicht die Rede sein konnte. In dieselbe
Kategorie von »oi-disant Todesstrafen ohne Schuldmoment gehört das Hin-
richten der an einem Verbrechen völlig unbethciligteu Verwandten eines
Mörders, Hochverräthers oder dergl., eine uns völlig unverständliche Barbarei,
welche zu Zeiten indessen so regelmäßig geübt wurde, daß, als z. B. der zu
Ende des nennten Jahrhunderts vor Chr. lebende König Amaziah von Inda
nur die Mörder seines Vaters und nicht auch deren Binder tödten ließ,
dieses als eine Ausfallen erregende Ausnahme erwähnt wurdef). Was wir
unbedingt als Justizmord vernrtheilen, wurde in früheren Zeiten iu taufenden
und zehn taufenden von Fällen geübt.

') Barth III, 175.
") Ranke, Weltgeschichte II. 2. 127.
Solomjew, Gesch. Ruszlnuds IX. 2V.
5) 2. Könige 14, 6,

Das Schaffst, von welchem gesagt worden ist, es werde — leider
Gottes — erst mit dem Untergänge des Menschengeschlechts fallen können
und dürfe», ist einer Macht zn vergleichen, welche über ein weites, ans vielen
Provinzen zusammengesetztes Neich herrscht, und welche, nach Jahrhunderte
währender Herrschaft eine Provinz nach der andern einbüßt. Die Geschichte
lehrt, das; diese Provinz des Schaffots — das Hinrichten Unschuldiger —
die gewaltsame, in die Form einer religiösen Feierlichkeit oder eines Quasi-
Gerichtsacts gekleidete Tödtung, ohne daß ein Schnldmoment vorläge —
unwiederbringlich verloren ist.

lll.

Gehen wir weiter, indem wir die Frage aufwerfe,!: was hieß früher
und was heißt jetzt ein todeswürdiges Verbrechen?

Auch hier begegnen wir in früheren Jahrhunderten und auf weiter
zurückliegenden Cnlturstnfen Gedankenreihen, welche unserem Vorstellungsver-
mvgcn gänzlich fremd sind und den Beweis liefern, daß Diejenigen irren,
welche meinen, die ethischen Systeme aller Zeiten seien unveränderlich gewesen
und geblieben. Manche Handlungen, welche nns nicht einmal als geringe
Vergehen, geschweige denn als Verbrechen und noch weniger als todeswürdigc
Verbrechen erscheinen, sind mit dem Tode bestraft worden.

Es erscheint uns als absurd, wenn, wie dieses bei den Juden und
Griechen stattzufinden pflegte, leblose Gegenstände, welche Schaden angerichtet
hatten, über die Grenze geschafft wnrden; damals galt die Verbannung dem
Tode gleich. Wir finden es ähnlich abgeschmackt, daß in Rußland, zu Ende
des 16. Jahrhunderts, die Glocke von Uglitsch, mit welcher bei der Er-
mordung des Jarcwitsch Dimitrij geläutet worden war, zur Strafe nack
Sibirien verbannt wurde. Man erinnere sich ferner der Hinrichtung von
Thieren in alter Zeit, eine Criminalrechtspflege, welche anch noch in späterer
Zeit geübt wurde. Im Jahre 1456 sind zu Oppenheim zwei Schweine,
welche ein Kind gebissen hatten, lebendig begraben worden; bei ähnlicher Ver-
anlassung fand in Frankfurt im Jahre 1533 die Hinrichtung von Schweinen
statt. Bei Gelegenheit eines Criminalfalles im Jahre 1609 wnrde ein Pferd
verbrannt*). Diese Art Hinrichtungen werden nicht wiederkehren.

Im zweiten Buche Moses LI V. 28 u. 29 heißt es: „Wenn ein
Ochse einen Mann oder ein Weib stößt, daß er stirbt, so soll man den
Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen; so ist der Herr des Ochsen un-
schuldig. Ist aber der Ochse vorher stößig gewesen nnd seinem Herrn ist's
angesagt nnd er ihn nicht verwahrt hat, und tödtet darüber einen Mann
oder Weib: so soll man den Ochsen steinigen und sein Herr söN sterben."
Einer so rigorosen Criminalrechtspflege in Betreff der letzteren liegt eine

") Kriegs, Bürgcrlhum im Mittelalter 203.

ähnliche Jdeenasfociation zu Grunde, wie der oben erwähnten in Betreff der leblosen Gegenstände oder der Thiere.

Es hat Gesetzgebungen gegeben, in denen Mittellosigkeit als tvdeswiirdig bekrachtet wurde, insofern als Jeder bei Todesstrafe den Erwerb seines Lebensunterhaltes nachweisen mußte. Tort, wo das Wehrgeld als Ausgleich bei Vergehen eine Rolle spielt, begegnen wir häufig der Bestimmung, daß der Nichtzahlungsfähige hingerichtet werden solle. Ju diesem Zusammenhange erscheint Armnth als ein todeswürdigcs Verbrechen — eine nns unbegreifliche Rohheit, mit welcher das moderne Nechtsbewußtsein nichts gemein hat.

Es fehlt nicht an Beispielen, welche zeigen, daß verschiedene Zeiten die Frage, was überhaupt strafbar sei, oft ganz verschieden beantwortet haben. Bei den Chinesen war das Reisen in fremde Länder bei Todesstrafe ver-boten. Wurden Fischer durch einen Sturm an die Küsten eines anderen Reiches verschlagen, so gingen sie bei der Rückkehr in die Heimat der Hin-richtung entgegen. Wer am Sabbath arbeitet, soll sterben, heißt es 2. Mos. 3», V. 2. Bei den Römern galt es für ein Capitalverbrcchen, in der Nähe einer Bildsäule des Augustus einen Sclaven zu schlagen oder zu entkleiden. Eine Frau soll hingerichtet worden sein, weil sie sich vor der Bildsäule des Domitian entkleidet hatte u. dgl. m.

IV.

Gehen wir zur Betrachtung der Handlungen über, welche zu gewissen Zeiten als todeswürdige Verbrechen galten, während sie uns, wenngleich über-haupt strafbar, so doch nicht irgendwie als Cavitalverbrechen erscheinen.

Die drakonische Gesetzgebung ist sprüchwörtlich geworden. Ihr zufolge wurde Müßiggang mit dem Tode bestraft : ebenso der Gemüsediebstahl. Einer Bestimmung der folonischen Gesetzgebung zufolge sollte der Archon, welcher während seines Amtsjahrs sich öffentlich trunken zeigte, hingerichtet werden. Bei den Römern galt nächtliches Abmähen oder Abweiden fremden Getreides für todeswürdig. Die mosaische Gesetzgebung verlangte nicht blos den Tod der Kinder, welche ihre Eltern schlugen oder ihnen fluchten, sondern auch der Ungehorsam wurde mit dem Tode bedroht. Es gab eine große Anzahl Von angeblichen Verbrechen, welche nns kaum als strafbare Verbrechen gelten, aber die damalige Thcokratie verletzten. Todeswllrdig waren z. B. der Genuß von Opferfctt, die Berührung der Bundcslade durch einen Nichtlcviten, die Entweihung des Tempels durch einen, der eine Leiche berührt hatte und ungereinigt in das Haus Gottes trat u. s. w.

Eine ähnliche Strenge begegnet uns im Mittelalter auf dem Gebiete der materiellen Interessen. Wanderte ein Industrieller aus Venedig aus, um im Auslande seiner Arbeit zu leben, so wurde er auf Befehl der Obrig-keit seiner Heimat ermordet. Bei Todesstrafe durfte kein Portugiese ohne Erlaubnißschein Handel treiben. Wer Safran fälschte, wurde in qualvollster

Weise hingerichtet. Falschmünzer wurden lebendig gesotten; dieselbe Strafe erlitten diejenigen, welche Münzen beschnitten, Papiere fälschten n. dcrgl. m. Wilddiebe schmiedete man auf Hirsche und ließ sie elendiglich umkommen. Noch im Jahre 1666 fand man einen todtcn Mann auf einem tobten Hirsch. Oder auch man nähte Wilddiebe in Thierhäute und ließ sie von Hunden zerreißen. Baumschänder wurden in der fürchterlichsten Weise tvdtgeqnält. Vagabundiren galt hier und da wohl als ein todcswürdiges Verbrechen, wie denn der König von Preußen Friedrich Wilhelm l. noch im Jahre 1725 befahl alle auf seinem Gebiete betroffenen Zigeuner zu tobten. In Gießen ward 1726 eine ganze Zigeunerbande durch Rad, Strang und Schwert hingerichtet; zwei volle Tage waren zu der Blutarbeit erforderlich. In England wurden 13 Personen zum Tode vennthcilt, weil sie über einen Monat in Gesellschaft von Zigeunern gewesen waren,

Diebstahl galt der Gesetzgebung vieler Länder zufolge Jahrhunderte lang für ein todcswürdiges Verbrechen. Hunderte von Tieben sind noch im vorigen Jahrhundert, Dutzende von Dieben im Laufe unseres Jahrhunderts in England gehenkt worden. Tas fortschreitende Rcchtsbewußtsein sträubte sich gegen eine solche Härte. In England haben 15 Jahre hindurch in 555 Fällen die Geschworenen allein im Londoner Gerichtshose den Werth des gestohlenen Gegenstandes auf 3» Schilling festgesetzt, weil bei 40 Schilling die Todesstrafe verhängt wnrde. Als dann das Parlament den Preis eines Menschenlebens auf 5 Pfd. Sterling erhöhte, nahmen die Geschworenen den Werth des Gestohlenen stets nur auf 4 Pfd. Sterling 19 Schilling an. Im Jahre 1777 ereignete sich in England n,A. folgender Vorfall: eine junge Iran, deren Mann unrechtmäßiger Weise zu Matrosendiensten gepreßt worden war, verarmte und war mit zwei kleinen Kindern dem Hunger preisgegeben. Da nahm sie in einem Laden etwas grobe Leinwand und verbarg sie unter ihrem Mantel, gab sie aber sofort der Ladenfran, welche es gesehen hatte, zurück. Sie wnrde des Diebstahls angeklagt; als der Richter ihr das Tvdcsurtheil verkündete, war sie einer Wahnsinnigen gleich; als sie den Weg zum Galgen antrat, sog das jüngste Kind an ihrer Brnst. Sic wnrde gehenkt*). Seitdem sind kaum hundert Jahre verflossen, aber es ist als sei inzwischen eine neue Welt angebrochen.

Ehebruch galt früher für todcswürdig. Er gilt jetzt nicht mehr dafür. Die Schuldigen wurden in Indien von Hnndcn zerrissen, in Cochinchina den Elephantcn vorgeworfen, bei den Guanchen lebendig begraben, bei den Juden gesteinigt. Alles dieses gehört einer Vergangenheit an, welche nicht wiederkehren wird.

V.

Wie bereits oben erwähnt wnrde, war das mosaische Gesetz besonders hart in Betreff der thcokratischen Verbrechen; Zauberei, Götzendienst, Nn-

") Dieses Beispiel wie 'andere entnehmen wir dem Buche Hchcls über die Geschichte der Todesstrafe.

reinigkeit eines Priesters im Hciligthum, unentschuldigte Nichtthcilnahme am Passah u. f. w. wurden unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Der Glaube an Hexen, religiöse Unduldsamkeit — das sind Züge urältester Volksjustiz nicht blos der Hebräer. Moses ließ zur Strafe für die Anbetung des goldenen Kalbes 3000 Juden durch die Leviten niederhauen. In Persieu wurde im dritten Jahrhundert nach Chr. dem der Neligionsfälschung überwiesenen Sektenstifter Mani bei lebendigem Leibe die Haut abgestreift. Um ihres Glaubens willen sind die Christen bei den Römern als politische Verbrecher mit dem Tode bestraft worden. Sie wurden, in Thicrfelle gehüllt, von wilden Bestien zerfleischt, gekreuzigt, als Fackeln verbrannt, zum Kampf in der Arena gezwungen u. s. w. Muhammed verurtheilte alle Abtrünnigen zum Tode. Im nennten Jahrhundert sind gegen 100 000 Paulicianer gekreuzigt, enthauptet, ertränkt worden. Wir erinnern ferner an die Opfer des Albigenserkrieges, an die Gräuel der Inquisition, an die Blutthaten Albas in den Niederlanden u. s. w. Tie besten Männer hielten dergleichen Frevel für durch die heiligste Pflicht gebotene Handlungen. Calvin rief in Genf 1545, es seien zwei Galgen nöthig, um 7—800 Genfer ttetzer hinzurichten. Viele Hunderte ließ während seiner Herrschaft das Consistorium foltern, verbrennen und auf andere Weise tobten. Melanchthon billigte die Vcrbrennung Servedes. Bodin schrieb den Tod des Königs Karls IX. der Nichtöcrbrcnnung einer Hexe zu. Carpzow sprach sich 1635 unbedingt für die Todesstrafe in allen Fällen aus, wenn Jemand den teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt habe. In der peinlichen HalSgerichtsordnung Karls V., welche lange Zeit der deutschen Criminalpraris znr Grundlage diente, galten die Neligionsverbrechen für die schwersten und wurden mit den martervvllsten Todesstrafen bedroht.

Wir sehen, daß wir es hier mit einer der umfangreichsten Provinzen des Schafsots zu thun haben. Hier hat die Todesstrafe die größten Triumphe gefeiert. Sie gehören einer Vergangenheit an, welche völlig abgeschlossen erscheint, als völlig abgethan gelten kann. K. T. Welker dürfte Recht behalten, wenn er sagt: zu den Hexenproccsscn geht kein Volk, das sie überstanden und abgethan hat, je wieder zurück. Religiv»5vcrbrnhen werden nicht leicht wieder mit dem Tode bestraft werden.

Zahllose Hinrichtungen sind eine Folge solcher ständischer und politischer Gegensätze gewesen, welche die Jetztzeit nicht kennt und zu denen man in Zukunft nicht zurückkehren wird.

So galt das Leben der Sclaven nicht viel. Tie Giäuel, welche sich bei den Römern auf diesem Gebiete abzuspielen pflegten, sind bekannt. Kein Wunder, daß es Empörungen gab, wie diejenige des Spartacus, welche damit

endete, das; 20 000 Sclaven gekreuzigt wurden. „Sv viele Feinde, wie Sclaven", war ein römisches Spriichwort. Ein grausames, zum Schutze der Bürger erlassenes Gesetz bestimmte, daß beim Mvrde eines Herrn alle seine Haussclaven, die nicht gefesselt vdcr durch Krankheit vollständig hiilflos waren, hingerichtet werden sollten. Der Voltsuulville, ivelcher entstaub, als nach der Ermordung des Pcdanius der Vorschlag gemacht wurde, 400 Sclaven hinzurichten, war, wie Tacitus berichtet, vergeblich, und sie wurden alle zu ^psern eines solchen MassenjustizmordeS, Flaminius ließ einen Sclaven zur Befriedigung der Neugierde eines Gastes hinrichten; Vcdius Polliu süttcrte seine Muränen mit Sclavenfteifch; Augustus ließ einen Sclaven hinrichten, weil dieser feine Lieblingswachtel getvdtet und gegessen hatte: eine Römerin ließ einen nnfchuldigen Diener aus Uebermuth und Laune kreuzigen^). Aehnliche Frevel sind in Rußland an Leibeigenen begangen worden, auch anderswo, überall da, wo die Patrimonialgerichtsbarkeit bestand. Jetzt zieht sich diese Gattung Todesstrafen in weitentlegenc, außerhalb der historischen EntWickelung stehende Gegrnden zurück, wie denn z. B. Barth erzählt, daß ein Sultan im Sudan einen Sclaven hinrichten ließ, weil sein Sohn, in dessen Begleitung er sich befand, dnmme Streiche gemacht Haltes. Platos Forderung, daß ein Sclavc, wenn er auch nur in der Rvthwehr einen Freien tödtet, die Strafe der Vatermöder leiden müsse, zeigt uns, daß seine Moral eine audere war als die nusere.

Politische Gegensätze haben Massenhinrichtungen zur Folge gehabt. Tie größten Triumphe dieser Art erlebte das Schafsvt in orientalischen Reichen und erlebt sie noch, insoweit diese Gegenden sich außerhalb der historischeu Strömung befinden. Tie Taipingrebellen in China hing man massenweise an den Tanmen aus und verbrannte sie langsam durch ein unten angezündetes Feuer u, dergl. m.***). Bei einem Straßenkrawall, welcher 1662 in Folge einer Thcuerung in Moskau stattsand, wurden, über 7000 Menschen hingerichtet nnd gegen 15000 mit Verstümmelung, ilnute und Bcrbannnng bestraft f).

Bei de» altklassischcn Völkern ging es nicht viel besser her, wie aus den vbenangeführlcn Beispielen von Snlla und Spartacus zu ersehen ist. Weil ein Grieche zur Milde rieth und hervorhob, daß die Furcht vor der Strafe nicht von Nebelthaten abhalte, wurden in Athen von allen in einem Bürger-

") Leckt) n. n. O. I. 274.

") Barth I V. 340.

Ein Führer wnrdc 1872 dadurch gctödlct, daß man Glieder und Körper mit Traht fest umwickelte und das herausquellende Fleisch abschnitt, Richthvfen, China I 3^—397.

t,, Kotoschichin, Nuszlaud unter Alexci Michailmvitsch (russisch). Dritte Auslage. St. Petersburg 1884. «. 118.

kriege gefangenen Mitylenäern nur 1000 Lesbier — nicht mehr — hingerichtet.

Tie Hinrichtung von Kriegsgefangenen kann heute nur noch bei ganz rohen oder historisch stehengebliebenen Böllern vorkommen. Hätte Kaiser Wilhelm mit Napoleon III. nach der Schlacht bei Sedan so Verfahren roollen, wie Cäsar mit Vercingctorir, so wäre der französische Kaiser in dem Augenblicke, als die siegreichen deutschen Truppen den bekannten großartigen Einzug in Berlin hielten, in einem Gcfängniß der deutschen Hauptstadt abgeschlachtet worden. Wir sind um ein gutes Stück weiter als die um ihrer Tugenden willen viel gepriesenen Alten. Achill, indem er bei dem Tode des Patroklus gelobt, 12 edle Jünglinge Trojas am Todtenfeuer zu schlachten, steht würdig neben den unmenschlichsten Wilden und hat nichts gemein mit modernen, Heroenthum. Ebenso sorgen die Ergebnisse der modernen politischen und auch der ethischen Entwickelung dafür, daß Zeiten des Terrorismns unter Despoten, wie Caligula, Camcalla, Iwan dem Schrecklichen u. f. w. auf höheren Culturitufen nicht leicht wiederkehren können.

VII.

Eine sehr erhebliche Einbuße, welche das Schaffot erlitt, bestand in der allmählichen Beseitigung der qualisicirten Todesstrafe. Der Apparat der letzteren, früher außerordentlich reich und mannigfaltig, ist erstaunlich vereinfacht. Wenn gegenwärtig noch ausnahmsweise das Schaffot Opfer fordert, so ist bei der dabei gehandhabten Technik das Bestreben demjenigen der Richter und Henker früherer Zeiten entgegengesetzt. Man ist heutzutage mit allen Mitteln bemüht, den Tod der Deliquenten völlig schmerzlos eintreten zu lassen, wahrend die Rohheit und Härte früherer Zeit ein großes Maß von Anstrengung aufbot, die Opfer des Schaffots zu quälen.

Auch in dem letzteren Bestreben steht der Orient obenan. Wie im alten Persien die Todesart des Schindens, Eingrabens, deS langsamen Zerquetschens zwischen Steinen, des Zerschneidcns bei lebendigem Leibe an der Tagesordnung war. so haben auch in unseren Tagen die Chinesen und Tonkinesen wehrlose Kriegsgefangene gepfählt und ans andere Weise todtgefoltcrt. Der Orient ist sich darin durch alle Zeiten gleich geblieben. Ein politischer Verbrecher ist unter Artazerxes Mnemon ein volles Jahr gemartert worden, bis sein Tod eintrat. Man erinnere sich der Strafe des hölzernen Troges im alten Persien, der Qualen, welche der Mörder des Kalifen Ali erlitt u. s. w.

Auch die Römer verstanden sich auf solche Künste, wie denn u. A. die herrlichen Amphitheater, deren Reste wir heute bewundern, nicht selten dazu gedient haben sollen, der rohen Menge den Genuß des Schauspiels neucrsonnener Todesqualen an hinzurichtenden Verbrechern darzubieten. Es ist ein Zug echt römischen Raffinements, daß man die dramatische Kunst zu den schmachvollsten Henkerdicnsten nöthigte, indem man etwa einen Verbrecher als

Mucius Scävola seine Hand verbrennen oder einen andern im letzten Acte einer Posse am Kreuze hängend von einem Bären zerreißen lief; u. dgl. m. Christen tödtcte man im alten Rom u. A., indem man sie an Stühle von rothgliihendem Eisen festband, ihnen mit eisernen Hippen die Haut abriß, sie mit geschmolzenem Blei begoß und mit allerlei tagelang sich hinschleppenden Torturen abwechselte*).

Das Mittelalter hatte ebenfalls seinen großen Apparat für die Todesstrafe. Das Rädern, Ertränken, Verbrennen, Jn-Oel-Sicden, An-dcn-Beinen-Aufhängen wurde Jahrhunderte lang schwunghaft betrieben. Wir erfahren z. B., daß das „Rädern von unten auf" bis zum 16. Jahrhundert die Regel war und erst von da ab bisweilen statt dessen die mildere Form des Röderns „von oben herab" eingetreten, daß die Strafe des Lebendig-Begravens bei Mörderinnen durch Reißen mit glühenden Zangen, Legen auf glühende Kohlen, Pfählen u. f. w. verschärft worden sei u. dgl, m.**). Ueber die Scharfrichtcrbesoldung in der Mark Brandenburg im 14. Jahrhundert gicbr es ein Actcnstück, aus welchem wir ersehen, daß wenn er „Spiel" hatte, man ihm gab: „Vom Rade 1 Pfennig, vom Sieden 1 Pfennig, voin Pfählen 1 Pfennig, vom Brennen 1 Pfennig, vom Bicrtheilen 2 Pfennige, vom Blenden 5 Pfennige, die Zunge ausschneiden 5 Pfennige, vom Pfetzen mit Zangen 5 Pfennige" u. s. w. Gelegenheit zu solchem „Spiel" gab es vollauf. In Moskau gab es um die Mitte des 17. Jahrhunderts fünfzig Scharfrichter, welche stets mit Knuten, Foltern, Pfählen, Viertheilcn u. s. w. beschäftigt waren. Man erinnere sich der Hinrichtung der Wiedertäufer. Johannes von Lehden und seiner Genossen, der Hinrichtungen Ravaillacs. Balthasar Görards n. A. Als Demiens, nachdem er ein Attentat auf Ludwig XV. gemacht hatte, hingerichtet werden sollte, erging eine Anfrage an Gerichtscollegicn nnd Acrzte bezüglich der schmerzvollsten Art des Folterns. Seine Hinrichtung währte stundenlang.

Unser Jahrhundert hat es verschmäht, eine derartige Erbschaft früherer Zeiten anzutreten. War die gualificirtc Todesstrafe früher eine ganz gewöhnliche Erscheinung, so wurde sie in der ersten Hälfte des IS. Jahrhunderts zu einer höchst seltenen Ausnahme. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kann man verfolgen, wie die gualificirte Todesstrafe den Rückzug antritt auf Nimmcrwiedcrkehren. Vor fünfzig Jahren schon konnte es als eine Anomalie gelten, wenn ein Jurist, Namens Soden, „nnter Umständen eine Schärfung der Todesstrafe für gerecht und nothwendig" hielt***); jetzt dürfte wohl kaum Jemand, dessen Meinnng überhaupt einigermaßen Berücksichtigung verdiein für das Princip der qnalificirten Todesstrafe eintreten. Der Schritt von Earpzow zu Beccaria kann in aller Zeit nicht rückgängig gemacht werden.

') Lccky I. 255, 405.
Kriegk. 245 jf.
") Hetze, 4W.

Die Geschichte der Todesstrafe,

VIII,

Betrachten wir die Aendenmg ini Verhältnisse des Publikums zur Technik der Todesstrafe.

Kein Zweifel, daß die Mutter der Todesstrafe die Blutrache ist. Die Sirte. daß die Angehörigen des Gemordeten Henkerdicnste verrichteten, hat Jahrhunderte hindurch dem Rcchtsbcwnßtsein einer weit zurückliegenden Kultur-ftufe entsprochen, was dann später sich durchgreifend änderte. Gegenüber der Brutalität der Blutrache, gegenüber der Schrankenlvsigkeit der elterlichen Gewalt war die Einführung der Todesstrafe von Amtswegen ein sehr großer Fort-schritt. Das Talionsrccht der Privaten, welches nicht auf einer in unserem Sinne geordneten Strafrechtspflege, sondern auf dem nach unserer Anschauung völlig verwerflichen Rachegcfühl beruhte, muhte beschränkt werden. Es erscheint uns rief unsittlich, daß ein Mord durch ein an die Angehörigen des Opfers gezahltes Wchrgeld ohne Rechtsspruch beigelegt werde» konnte. Aber auch daß die unmittelbar Berichten, leidenschaftlich Erregten die denkbar höchste Strafe vollzogen, gilt uns als ein Frevel. Lange Zeit hindurch war bei den Juden tumultuarisches Steinewerfen des Pöbels die übliche Form der Hinrichtung. Das gesammte Volk übernahm die H.mkcrrolle. Welch ein ge-waltiger Spielraum für die bestialischen Jnstincte der Menschen, wenn, wie bei manchen alten Völkern regelmäßig geschah, die Strafvollstreckung den-zenigen überlassen wird, welche sich aus freien Stücken zusammeiithu», um einen Perbrecher zu steinigen! Eine derartige Criminalvroeeszsorm beruhte auf der Pflicht oder dem Rechte der Rache. Ähnliches geschah bei den Römern. Als die Christen verfolgt wurden, vollzog das Volk die schauder-haftesten Martern gewöhnlich selbst, oder sie wurden in seiner Gegenwart in der Arena vollzogen, wie Solches z. B. selbst unter dem milden und weisen Marc-Aurel u. A. in Lyon und Smyrna vorkam. Bei jder divcletianischen Verfolgung wurde in Alexandrien dem Volke erlaubt die Christen nach Belieben zu martern *).

Ausnahmsweise nur haben in 5 späterer Zeit Privatpersonen Henkcr-diensle gethan. Während des Mittelalters war es in manchen Städten Sitte, daß der jüngste Ehemann, ^in Reutlingen, daß der jüngste Rathsherr, im Kloster Heilbronn, daß eine Anzahl Laienbrüder die Scharfrichterrolle über-nahmen. Noch im Jahre 1562 henkte ein Franziskanermönch in seiner Ordenstracht die Plünderer von St. Cyr und Chateaubilain **).

Es war auch eine Form der Theilnahme des Publikums am Henker-amte, wenn z. B. in Rom die Folterung und Hinrichtung gewöhnlich bis zum Earneval verschoben wurde: es war eine Volksbelustigung mehr. Eine

') Lecku l. 405.

") Hchel 107.

«ndere derartige Form bestand darin, daß dir Regierungen die Tödtung flüchtiger Verbrecher dem Patriotismus der Untcrthanen überließen. So waren im Jahre 17L4 in der Lombardei «5 Personen namhaft gemacht, welche von Jedermann getödtet werden konnten*).

Tie verschiedenen Zeiten weisen Entgegengesetztes auf. Es ist ein weiter Weg von jenen Steinigungen bei den alten Böllern bis zu folgendem Vorgange in Florenz, im Jahre 1830, als dort die letzte Hinrichtimg stattfand: viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der Trauerzug kam, waren fast leer, die Läden und Gewölbe geschlossen, die . Bürger in de» Kirch«», um für den Unglücklichen zu beten; nur wenige Zuschauer umstanden das Schaffvt, Der Großhcrzog äußerte, davon er- / zählend, gegen Mittermaier. das Volk habe ihm eine Lehre gegeben, so dafz / fortan kein Todesurtheil mehr vollzogen werden könne. Es ist ein weiter/ Weg von der Blutrache auf weit zurückliegender Enlturstufe bis heute, wo die Hinterbliebenen eines Ermordeten in der Regel weniger als Andere Neigung tragen, dem Missethäter das Leben zu entziehen, und es u. A. in England nicht selten geschieht, daß gerade sie nach erfolgter Verurthcilung Vegnadigungsanträge unterzeichnen**). Es gab Zeiten, da die blutdürstige Menge sich zur Ableistung der allerhaarsträubendsten Henkerdienste drängte, und mehrere Jahrhunderte spater geschah es wohl, daß derjenige, welcher mit Erfolg gegen die grausamen Todesstrafen prvtcstirte, ein Henker war, Meister Diepolt, der Henker von Nürnberg: er erklärte (151,3), daß er keinen Verbrecher mehr pfählen werde, und zwang das Gericht, auf mildere Todesstrafen zu erkennen: während in Zeiten der Barbarei das Publikum aus. lauter Henkern zu bestehe» scheint, mußte auf Island die Todesstrafe that- t^ sächlich eingestellt werden, weil die Bewohner keinen Henker mehr unter sich » dnldeten. Wenn wir hören, daß in Martinique 1323 der Henker stch den Finger abhieb, weil er an einer Negerin, deren Unschuld eben erwiesen war, den Spruch des Gerichts nicht vollziehen wollte. — wenn wir erfahren, daß der bekannte Henker Sanson in einer Denkschrift „einem Testament der Todesstrafe, zurückgelassen von dem letzten Scharsrichter" die Todesstrafe als ^ den letzten Rest der der Barbarei dargebrachten Menschenopfer bezeichnete, — so wirkt es um so komischer — in der That mehr komisch als Entrüstung erregend — wenn in unseren Tageil der Prediger Engel zu / Sandvw auf einer Pastoralconferenz ausrief: „Wenn ich nicht Prediger' wäre, so möchte ich Wohl Scharfrichter sein"***).

*) Hetze! 13».

") S. v. Hohendorf, Das Verbrechen de« Mvrdcs und die Todesstrafe. Berlin. 187S. S. 131.

Hetze, 106. 162, 1?2.

em.

«ndere derartige Form bestand darin, daß dir Regierungen die Tödtung
flüchtiger Verbrecher dem Patriotismus der Untcrthanen überließen. So
waren im Jahre 17L4 in der Lombardei «5 Personen namhaft gemacht,
welche von Jedermann getödtet werden konnten*).
Tie verschiedenen Zeiten weisen Entgegengesetztes auf. Es ist ein weiter
Weg von jenen Steinigungen bei den alten Böllern bis zu folgendem Vor-
gange in Florenz, im Jahre 1830, als dort die letzte Hinrichtimg stattfand:
viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der
Trauerzug kam, waren fast leer, die Läden und Gewölbe geschlossen, die .
Bürger in de» Kirch«», um für den Unglücklichen zu beten; nur wenige
Zuschauer umstanden das Schaffvt, Der Großhcrzog äußerte, davon er- /
zählend, gegen Mittermaier. das Volk habe ihm eine Lehre gegeben, so dafz /
fortan kein Todesurtheil mehr vollzogen werden könne. Es ist ein weiter/
Weg von der Blutrache auf weit zurückliegender Enlturstufe bis heute, wo die

Hinterbliebenen eines Ermordeten in der Regel weniger als Andere Nei-
gung tragen, dem Missethäter das Leben zu entziehen, und es u. A. in
England nicht selten geschieht, daß gerade sie nach erfolgter Verurthcilung
Vegnadigungsanträge unterzeichnen**). Es gab Zeiten, da die blutdürstige
Menge sich zur Ableistung der allerhaarsträubendsten Henkerdienste drängte,
und mehrere Jahrhunderte spater geschah es wohl, daß derjenige, welcher
mit Erfolg gegen die grausamen Todesstrafen prvtcstirte, ein Henker war,
Meister Diepolt, der Henker von Nürnberg: er erklärte (151,3), daß er keinen
Verbrecher mehr pfählen werde, und zwang das Gericht, auf mildere Todes-
strafen zu erkennen: während in Zeiten der Barbarei das Publikum aus.
lauter Henkern zu bestehe» scheint, mußte auf Island die Todesstrafe that- t^
sächlich eingestellt werden, weil die Bewohner keinen Henker mehr unter sich »
dnldeten. Wenn wir hören, daß in Martinique 1323 der Henker stch den
Finger abhieb, weil er an einer Negerin, deren Unschuld eben erwiesen war,
den Spruch des Gerichts nicht vollziehen wollte. — wenn wir erfahren,
daß der bekannte Henker Sanson in einer Denkschrift „einem Testament der
Todesstrafe, zurückgelassen von dem letzten Scharsrichter" die Todesstrafe als ^
den letzten Rest der der Barbarei dargebrachten Menschenopfer bezeichnete,
— so wirkt es um so komischer — in der That mehr komisch als
Entrüstung erregend — wenn in unseren Tageil der Prediger Engel zu /
Sandvw auf einer Pastoralconferenz ausrief: „Wenn ich nicht Prediger'
wäre, so möchte ich Wohl Scharfrichter sein"***).

*) Hetze! 13».

") S. v. Hohendorf, Das Verbrechen de« Mvrdcs und die Todesstrafe. Berlin. 187S. S. 131.

Hetze, 106. 162, 1?2.

Die Geschichte der Todesstrafe,
In weich' entschieden« Weise das Schaffot ans dem Rückzüge begriff,,:
ist, zeigt solgende geistreiche Ansfiihrnng Victor Hugos, welche genau den
Tharsachen entspricht. Er findet es tröstlich, das? die Todesstrafe, welche mit
ihrem groszcn Apparat von eisernen Rädern, steinernen Galgen, an Mauern
und am Straßenpflaster befestigten Ringen, Schandpfählen, ständigem Hand-
werkszeug, vor Aller Augen aufgestellten Marterinstrumenten, welche früher
alle PlSye der Stadt Paris und viele Straßen zierten, der ganze Lurus
des Folterns und Hinrichtens, alles jedermann täglich in die Augen fallende
Raffinement der Mcnschenquälcrei, so gut wie gänzlich verschwunden ist, so
gut wie ausgemerzt auch aus der Gesetzgebung. Von alledem ist nur eine
kleine in einer Ecke des Grevcplatzes von Zeit zu Zeit in langen Zwischen-
pausen erscheinende Guillotine nachgeblieben, eine Maschine, welche sich ihres
Daseins zu schämen scheint, möglichst verstohlen für eine kurze Stunde auf-
tritt, als fürchte sie tn tlsFranti ertappt zu werden, um dann, nachdem sie
ibr Werk gethan, sogleich wieder zn verschwinden*).
Es hat sehr lange gedauert, bis man endlich die Wahrnehmung machte,
daß. wie Livingstvne (7 183L) sagte, die öftere Wiederholung des Schauspiels»
der Hinrichtung einen blutdürstigen Hang, eine moralische Epilepsie erzeuge**),
bis man auf die Idee kam, statt der öffentlichen die sogenannten Jntramuran-
hinrichtung zu veranstalten. Während früher die zuschauende Menge selbst
mit Hand anlegte, wenn ,es sich um die Vernichtung eines Menschenlebens
von Amtswegen handelte, sollte das Publikum bei dem Schlußact des Eriminal-
proceffes nicht zugegen sein dürfen. Es war ein Fortschritt gewesen, daß die
steinigende Pöbelmasse, das Volk, welches Holz herbeischleppte, um einen
Hetzer verbrennen zn helfen, sich für die Technik der Sache durch einen
Henker hatte vertreten lassen müssen: es ist ein weiterer Fortschritt, daß das
Publikum jetzt bei den Jntramuranhinrichtungen durch Dclegirte, Amtspersonen,
Gemeindeälteste vertreten ist und den Delinquenten nicht sterben sieht. Früher
muthete man etwa einem geschädigten Mädchen zu, die Strafe des Pfählcns an
dem Verbrecher vor allem Volke eigenhändig zu vollziehen; jetzt beschränkt
sich die Thcilnahmc der Massen an den Hinrichtungen auf die Lectüre der
Zeitungsberichte. Der Rückzug des Schaffots ist so weit gediehen, daß das
Publikum dasselbe aus dem Gesichte verloren hat.
Daß eine Hinrichtung nicht öffentlich geschehen sollte, hätte einem
Criminalrichter des 17. Jahrhunderts niemals eingeleuchtet. Man hielt es für
vöthig, die liebe Schuljugend, Choräle singend, den Galgenprocessioncn an-
zuschließen und erhoffte von den Schrecken des Schaffots eine wohlthätige
radagogische Wirkung. Jetzt zweifelt kaum Jemand an der entsittlichenden Wirkung
öffentlicher Hinrichtungen. So hat man denn die Jntramuranhinrichtungen
Kotre-Osive 6s ?ari8. I. 72—73.
") Hetze! 229.

zuerst in Amerika, dann in Deutschland, endlich, seit 186«, nach heftigem Widerstände in England eingeführt. Frankreich hat vorläufig einen die Sachlage sprechend charakterisirenden Mittelweg eingeschlagen: man hält die bevorstehende Hinrichtung geheim, richtet in aller Stille das Schaffst her und überliefert dann in früher Morgenstunde den Delinquenten dem Fallbeil*).
Mögen auch jetzt noch manche Anhänger und selbst manche Gegner der Todesstrafe die öffentliche der Jntramuranhinrichtung vorziehen i es ist nicht wahrscheinlich, daß hier eine rückläufige Bewegung eintreten werde. So ergabt sich auch auf dem Gebiete der Theilnahme des Publikums an den Wirkungen der Todesstrafe die Einbuße mehrerer Provinzen, welche dem Reiche des Schaffots unwiederbringlich verloren gegangen sind. Die von großen Menschenkennern, wie Dickens, Auerbach und Turgenjew, nach der Natur entworfenen Hinrichtungsbilder bestätigen die Auffassung, welche von Gegnern der Todesstrafe begründet worden ist, daß nämlich der Ausschluß der Öffentlichkeit als eine Verbesserung der Strafrechtspflege angesehen werden müsse.

IX. '

Wir besitzen selbstverständlich keine Statistik der Hinrichtungen für Jahrtausende oder Jahrhunderte, soildcrn nnr einige Zahlenangaben über die neuere Zeit, aber das Wenige, was Wir von früheren Zeiten wissen, reicht hin, um uns davon zu überzeugen, daß etwa während der letzten halbtansend Jahre die Opfer des Schaffots jährlich zuerst nach Tausenden zählten, dann nach Hunderten, und daß gegenwärtig die Zahl der Hinrichtungen in Europa nur mehr wenige Dutzend beträgt.
Eine fernere Wahrnehmung bei Verglcichung der einzelnen Zeiträume dieser Periode belehrt uns darüber, daß die Abnahme der Ziffer der jährlich stattfindenden Hinrichtungen mit wachsender Geschwindigkeit stattfindet, so etwa, daß eine besonders starke Verminderung vor etwa einem Jahrhundert, seit Beccaria, anhebt, und daß während der letzten Jahrzehnte, seit der Julirevolntion, diese Vermindernng ganz besonders auffallend geworden ist.
Selbstverständlich bleiben bei der Zusammenstellung solcher Zahlenreihen ^!ocale, welche außerhalb der Strömung der europäischen Cultur liegen, unberücksichtigt, so etwa, daß es nicht überraschend erscheint, wenn z. B. der König Theodor von Abyssinien vor ein paar Jahrzehnten, nach der Aussage des von ihm gefangen gehaltenen Doctor Blcmchat, innerhalb sechs Wochen 4000 Menschen zum Tode verurtheilte, oder daß vor Kurzem noch zu Mandnlay in Birma hunderte von Menschen an einem Tage von Amtswegen niedergemetzelt wurden u. dergl. m.
Dagegen mögen folgende Angaben, welche sich ans Europa beziehen.

einen Begriff davon geben, welche durchgreifende Veränderungen hier im
Laufe der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte stattgefunden haben.
Berlin zahlte zu Ende des 14. Jahrhunderts nur 6000 Einwohner.
Es wurden aber dort von 1391—1448 46 Personen gehenkt, 22 enthauptet,
!Z0 lebendig verbrannt, 17 gerädert und 9 Frauen lebendig begraben*).
Wenn aber in Berlin damals im Laufe von 58 Jahren 116 Personen, d. h.
der Bevölkerung hingerichtet wurden, so müßte, wenn die Arbeit des
Hinrichtens ebenso schwunghaft bis auf unsere Tage fortgesetzt worden wäre,
bei gegenwärtigem Stande der Bevölkerung des Deutschen Reiches täglich
mindestens eine Hinrichtung stattfinden, während bekanntlich in Berlin auf jedes
Jahr noch nicht eine Hinrichtung vorzukommen pflegt. Das Ergebnis; ist,
daß vor einem halben Jahrtausend die Todesstrafe in Berlin um mehrere
hundert Mal intensiver geübt wurde als gegenwärtig.
Wie energisch die Henker in Frankreich im 17. Jahrhundert arbeiteten,
ist aus einem Briefe der Frau von Sövigns zu ersehen, worin sie meldet,
daß alle acht Tage immer Jemand gerädert werde, und daß das Henken ihr
als eine Erholung erscheine. Die Zahl der Opfer des Schafsots in England
mährend der Regierung Heinrichs VIII. wird auf mehrere Zehntausend ge-
schätzt; ähnlich groß war die Zahl der Hinrichtungen unter Elisabeth**).
Berücksichtigt man den Unterschied der Bevölkerungsziffer in England zwischen
dem 16. Jahrhundert und jetzt, so müßten, wenn die Strafrcchtspflegc sich nicht
mdical verändert hätte, heutzutage in Großbritannien täglich 4V Menschen
hingerichtet werden, während die jährlichen Opfer des Schaffots in Eng-
land noch lange nicht diese Ziffer erreichen, so daß man behaupten kann,
daß die Henker in England vor etwa drei Jahrhunderten, abgesehen von
den damals sehr schwunghaft betriebenen Folterungen, tausend Mal mehr
Arbeit verrichteten als jetzt.
WaS galt in jenen Zeiten ein Menschenleben? Kam eS doch in den
kleinen Reichsherrschaften zuweilen vor, daß irgend ein nichtsnutziger Mensch
ohne Grund einzig und allein gehenkt wurde, damit nnr nicht das reichs-
irciherrliche Recht des Blutbannes verjähre, wenn der Galgen übcr die gesetz-
mäßige Frist frei bleibe^**).
Betrachten wir ferner die Statistik der Opfer einzelner Henker. Noch
unter dem letzten Fürstbischof von Bamberg (f 1805) hatte der dortige
Scharfrichter es auf 1600 Hinrichtungen gebracht. Der Henker von Rouen
hat von 1800—1825 nicht weniger als 231 Menschen hingcrichtetf). In
Hetze! 107.
Hetzet 137.
Setzet 140.
5i Hetze! 14«, 172.

England Wurde noch in der guten alten Zeit Georgs III. so frisch daranf
los gehenkt, daß London den Namen „Galgenstadt" vollkommen verdiente und
Johnson sang: „Kaum können unsere Felder — solche Mengen sterben in
Tyburn — mit Hanf die Galgen und die Flotte versorgen." Bei Gelegen-
heit einer Rundreise eines Richters in Irland wurden 98 Personen zum Tvdo
verurtheilt und Alle bis auf eine gehängt. Der bekannte Kriminalist Carpzotv
soll in den 46 Jahren gegen 20000 Todesurtheile gefällt haben, also jähr-
lich 430*). Solche Ziffern zeigen, welch eine durchgreifende Veränderung
sich in den letzten Zeiten vollzogen hat,
Und diese Beränderung läßt sich während unseres Jahrhunderts von
Jahrzehnt zu Jahrzehnt verfolgen. In England und Wales kamen 1834
bei einer Bevölkerung von 14^ Millionen Menschen S22 Todesurtheile vor.
Dreißig Jahre später hätte die Zahl der Todesurtheile, bei einer Bevölkerung
von 23 Millionen, wenn die Praxis der Schafsots unverändert geblieben
wäre, etwa 1500 betragen müssen, wahrend dieselbe tatsächlich nur 30
betrug. Also eine Reductivn auf >/ög in dreißig Jahren!"*)
Tie Betrachtung dieser Thatsachenrcihcn crgiebt, daß an einer Tendenz
auf Beschränkung, resv. Abschaffung der Todesstrafe nicht gezweifelt werden
' könne. Ter Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart zeigt die durch-
greifendsten Aenderungeu auf dem Gebiete der strafrechtlichen Praxis. Die
wichtigste Erscheinung in der ganzen Geschichte der Todesstrafe ist das all-
mähliche Aushören derselben. Hinrichtungen ohne Schuldmomcnt, Todesstrafen
für ganz geringe Vergehen, für religiöse Verbrechen u. s. w. gehören der
Vergangenheit an und werden nicht wiederkehren. Selbst die schwersten Ver-
brechen, Mord und Hochverrat!), werden jetzt nur selten, ja eigentlich nur
ausnahmsweise mit dem Leben gebüßt. Zählten die Ovfcr des Schafsots in
früheren Zeiten nach vielen Tausenden, dann nach Hunderten, dann nach
Dutzenden, so entsteht die Frage, ob diese Zahlenreihe nicht noch weiter eine
Verkleinerung aufweisen oder gar einen völligen Abschluß finden werde?
Wurden von 10 000 Mördern früher 10 000 hingerichtet, während jetzt
von 10 000 Mördern nur etwa 100 das Schaffst besteigen, so liegt
die Wahrscheinlichkeit nahe, daß auch dieser Procentsatz in Zukunft ver-
schwinden werde.

*) Hchel 137.
') Hochmdorff 137.

Galeotto.
Drama in drei Acten und einem Vorspiel.
üach dem Spanischen des Jos« EchrgZISY für die deuische Sübne bearbeite,
von
Raul Lmdlm*).
— Z?erlin. —

Person e n:

Andreas Hennersdorf, Ernst Adenau, Schriftsteller,
Julie, dessen Frau. Tie Wirthin,
Albert Hennersdorf, Andreas' Ein Arzt.
Bruder, Zwei Herren.
Therese, dessen Frau, ! Diener.
Waller, deren Sohn. >
Ort der Handlung: Die Hauptstadt, Zeit: Die Gegenwart,

Vorspiel.

rSin ,'ihr elegantes Studirzimmer. Fast in dir Mitte ein Arbeitstisch mit Papieren und Büchern,
ans dem eine brennende Vampe steht,j

Erste Scene.

Ernst
l«n Tisch, Er staril bor sich bin, macht dann den Versuch ;u schreiben, wirst „ach kurzer ,',cu NN,
geduldig die Feder bei Seite „ud springt au».
Das ist es nicht, es war ganz anders! Es ist um den Berstand zu
verlieren! Ich fühle es in mir ganz deutlich: es regt sich, es bewegt sich,
es hat Inhalt und Licht, und sobald ich es bannen will, sobald ich ihm die
seste Gestalt auf dem Papier geben will, verflüchtigt es, das Licht erlischt.

es bleibt nichts übrig . . . Dieser einschliche Abstand zwischen Wullen und
Vollbringe»! In manchen Stunden glücklicher Einsamkeit — hier in diesem
Zimmer, wenn ich hier ans- und abgeschritten bin, den Kopf voll von allerlei
Entwürfen, die mir etwas zu sein scheinen, mit klopfendem Hirzen, mit heißer
Stirn; wenn ich vor mir in nebelhaften Umrissen die sonderbaren Gestalten
in ihren sonderbaren Stellungen gesehen nnd mit geistigem Ohre ihre kaum
verständlichen Stimmen zu vernehmen glaubte, — dann habe ich nur wohl ein-
gebildet, das; auch ich ein Dichter sei; dann habe ich, von der beständigen
Angst gefoltert, das; es mir cmch diesmal entwischen könnte, schnell zur Feder
gegriffen nnd in wenigen skizzenhaften Zügen das Bild festzuhalten, die
Stimmen zu bannen gesucht. O über den Flnch der Olinmacht! Mit jedem
Federstriche zertrümmerte ich das Bild der Phantasie, und was ich da nieder-
schrieb, — es war nicht das, was ich sagen wollte, nicht das. was ich gesehen
und gehört hatte- es waren Worte, Worte, nichts als Worte! Nnd gcräth
man in Verzweiflung darüber, das; auf dem Wege zwischen der Conception
nnd der Ausfuhrung Alles erstirbt, dann kommen die weisen Philister und
wollen nns trösten nnd sagen uns: „Sie sind noch zu jung, noch zu
stürmisch; Sie müssen sich die Horner noch ablaufen, Sie müssen ausreifen;
der Most gcberdct sich noch zu absurd, aber mit den Jahren wird es doch
einen guten Wein geben." «Bitter lache,,d> Mit den Jahren! Wenn das Jener
erloschen und die Jugend dahin ist! Und doch, ich will's versuchen, will's
immer wieder versuchen, es muß gelingen!

Zweite Scene.'

Ernst. Julie,

Julie <in NcsellschaltStoilettt. iiker «vpsnn!, Schu ter» eincn Sch'rier, den sie wahrend der
Eime hcrabgteitcn labt, Sie bat «ellrpst und d,e TKür, die nicht ganz geschlossen war, etwas weiter
gedssnet. «»i der Schnelle), Darf man eintreten?

Ernst «ihr enigegengeliend, src„dig>. Ah, Julie.

Julie. Sie hatten die Thür nicht geschlossen, durch die Spalte sah
ich Licht; aber Sie arbeiten, ich will also nicht stören, sondern Ihnen nur
„Gute Nacht" wünschen.

Ernst. Aber ich bitte Sie! Sie stören mich leider nicht, ich habe
arbeiten wollen, aber es ist mir nicht gcrathen. Wo haben Sie denn Ihren
Mann gelassen?

Julie. Er ist noch auf fünf Minuten mit zu seinem Bruder hinauf-
gegangen, — irgend eine geschäftliche Sache, die, wie es scheint, eilig und
schnell zn erledigen ist; e^- kommt gleich. Wir wollen die Thür auslasseil,
damit wir ihn hören. Also Sie haben nichts fertig gebracht? Dann hätten
Sie besser gcthan, uns in's Theater zu begleiten.

Ernst. Habe ich so viel versäumt?

Julie. Das zwar nicht, es war gerade wie immer, nicht besser und
nicht schlechter . . .
Ernst. Nun also!
Julie. Aber w.'nn Sie mitgekommen wären, hätten Sie mir die
Müh? erspart, jedem einzelnen unserer Brannten und Freunde, die uns in der
Loge aufsuchten, über Ihr Verbleiben Rede und Antwort stehen zu müssen.
Ernst. Uebcr mein Verbleiben? Ich bin doch keine so interessante
Persönlichkeit.
Julie. Wir scheinen die Leute doch mehr zu 'interessiren, als wir
glauben und wahrscheinlich auch verdienen. Es war ein unausstehliches Ge-
frage: „Allein, gnädige Frau?" sagte der, ‚wo ist denn Herr Ernst Adenau ?"
Zuhause, er arbeitet." — „Herr Adenau ist doch nicht krank?" fragte ein
Anderer. „Ihr liebenswürdiger unzertrennlicher Begleiter?" „Gott sei Dank,
nein, er ist zuhause und arbeitet," — Und dann kam ein Dritter, der,
glaube ich, witzig sein wollte: .Die Sonne ohne Schatten?" Ich setze
nämlich mit gewohnter Bescheidenheit voraus, daß ich die Sonne sein soll,
während Sie sich mit der bescheideneren Rolle des Shattens begnügen müssen.
— lind so kam Einer nach dem Andern. Ich wurde schließlich ganz unge-
duldig, und als ich dem letzten Fragenden gegenüber Meine Ungeduld ver-
rieth. lächelte er sonderbar. — Aber sprechen wir von etwas Gescheidterem
als von den dummen Leuten, sprechen wir von Ihrem Dmma.
Ernst. Halten Sie das für gcscheidter? Und darüber soll ich sprechen?
Ich kann's nicht. Julie, so gern ich's mochte! Alles ist noch ein chaotisches
Durcheinander, wirr, wüste und dunkel, aber es arbeitet sich doch schon etwas
heraus, und Alles, was ich höre und seh,', scheint mir in einem gewissen
Zusammenhange mit der Idee meines Stückes zu stehen; eben Ihre Aeußе-
rnngen über die freundlichen Leute, die sich so theilnahmvoll nach mir
erkundigen, — ich glaube, sie spielen auch eine Nolle bei mir, sogar eine
Hauptrolle.
Julie. Dann haben Sie also Ihren Plan geändert?
Ernst. Wieso?
Julie. Sagten Sie uns nicht, daß Sie eine Stelle aus dein Dante,
die Episode der Francesca da Rimini, Ihrem Stücke zu Grunde legen
wollten? Oder habe ich Sie mißverstanden?
Ernst. Ja und nein. Jene Episode soll zwar nicht die Grundlage
meines Stückes bilden, aber auch sie steht im Zusammenhange mit dessen
Grundidee.
Julie. Dann habe ich mich also nicht vergeblich angestrengt. Ich
muß Ihnen nämlich die Wahrheit bekennen, daß ich nach Ihrer gestrigen
Aeußerung jene Stelle im Dante, auf die Sie hindeuteten, zum erste,, Male
gelesen habe, und ich muß auch daö noch beschämendere Geständnis; hinzufügen,
daß ich sie nicht vollständig habe begreifen können. . . Sie lachen über meine
Unbildung?

Ernst. Durchaus nicht, ich habe sogar bei der Mehrheit meiner
künftigen Zuhörer, wenn ich deren jemals haben werde, vorausgesetzt, daß
anch sie nicht ganz genau wissen, um was es sich handelt, und ich habe des-
halb in mein Drama ein kleines Gedicht eingefügt, das jene Stelle des
Dante erläutert und wiedergiebt.
Julie. Haben Sic das Gedicht zur Hand?
Ernst. Da liegt es.
Julie. Wollen Sie es vorlesen?
Ernst. Wenn es Sie nicht langweilt, gern. Ich habe es „Galeotto"
genannt und als Motto die Worte des Dante gewählt: „<Zu«I lzi«inc> pin
n«n vi IsAFemm« sv»nt«": „An jenem Tage lasen wir nicht weiter."
Julie. Also lesen Sie.
Ernst i'ies,,.
Es war cm sonniger Frühlingstag,
Die Luft war lind und Keiler.
Sie lasen das Buch von Lanzelot,
Dein tapferen Artusstreiter.
Der lächelnd dem Tode ins Auge geschaut,
Der kühnste unter den Ritlern, —
Als er vor seiner Königin stand,
Thiit er errd'llien »nd zittern.
Der milchige, unbesiegte Held,
Nun ward er besiegt von der Minne,
Und als er vor seiner Königin stand,
Da schwanden ihm die Sinne.
Er senkte den Blick, er fand kein Wort,
Der tapferste unter den Rittern.
War ihm das Herz zum Springen voll,
Er muszii, schweigen und zittern. ^
Doch siir den blöden Lanzelot
Ein Klügerer war zur Stelle:
Ter König Galeotto war's,
Ein gar gesiill'ger Geselle.
Ihm, dem Besiegten, hatte der Held
Gnade und Frieden gegeben,
Dem schüchtemen, schweigsamen Lanzelot, —
Ihm dankte er Freiheit und Leben,
?esi war Galeotto eingedenk
In dieser sonnigen Stunden
Da ward er der freundliche Mittelsmann,
Da führt' er den Mund zum Munde/
Und als sie in Lniizeloto Armen lag,
Die schönste der Königinnen,
Als sie dem König die Treue brach,
Schlich Galeotto vvn hinnen . . .

Galeotto. —
Das war die Geschichte vvn Lanzrlot,
Tcm kühnen Artusslreiler.
Sic lasen zusammen das alle Buch —
Die Lust war lind nnd heiler.
Sie athmetcn lies »nd seufzten bang.
Vs schürte des Herzens flammen
Das Buch — ihr Galevlto ward's —
Und führte die Beiden zusammen.
Und ihre Blicke suchten sich —
Die Luft war lind und heiter.
Und ihre Lippen fanden sich —
Nim !a>en sie nicht weiter . . .

Julie cnach einer Pause), Nun begreife ich. Aber weshalb Neimen Sie das Gedicht „Galevtto"?

Ernst. Weil dieser Galeottv in der That die Hauptperson ist, dieser gefällige Anführer und Gelegenheitsmacher, Ohne seinen freundwilligen Beistand wäre Königin Ginevra geblieben, was sie immer war, was sie bis znr Stunde gewesen ist: eine brave treue Frau; wäre der schüchterne Lanzelot mit klopfendem Herzen davongegangen nnd hätte seine unglückliche Liebe in neuen Heldenthatcn zu vergessen gesucht. Aber dieser Galeottv, das ist der Areoler, der die Arglosen zusammenhetzt, das Holz zusammenträgt, den zündenden Spahn daranlegt und sich dann lächelnd davon stiehlt. Galcotto, der Vermittler, das ist der Schuldige der Tragödie, die Andere mit ihrem ttlück und ihrem Leben bezahlen: der Schuldige nicht blos in dieser Tragödie, der Schuldige in fast allen Trauerspielen des menschlichen Lebens,

Julie. Ich höre Schritte, ich glaube, es wird mein Mann sein.

Ernst ctrt^z an die offene Thür, ans den Flur mit erhobener Stimme sprechend)' Wir sind hier, Ihre Iran auch.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Andreas.

Andreas >in Sesellschaststoiletle, mit Nederrock und Hut, a» dir.Thur, SrustsreundUch die Ha»» drStiend,. Nun, mein Junge, bist Du mit Deinem Abend zufrieden gewesen? Haft Du etwas fertig gebracht?

Ernst. Leider nein, ich habe eben schon vor Ihrer Frau mein Her,', ausgeschüttet. Ich habe zwanzig Seiten angefangen nnd zwanzig Seiten zerrissen. Ich glaube, ich will zu hoch hinaus.

Andreas. Man will nie zu hoch hinaus, und Dn weißt wahrscheinlich besser als ich, was Dein großer Lehrmeister Goethe uns lehrt: „Den lieb' ich. der Unmögliches begehrt." Nur keine Entmuthigung, mein lieber Junge! Aber auch keinen unnützen Zwang! Fühlst Du, daß es nicht geht, dann bescheide Dich: kannst Dn nicht arbeiten, so suche Dich zu unterhalten. Du

hättest mitkommen sollen, es war recht hübsch im Theater, nnd alle Welt hat sich nach Tir erkundigt.
Ernst. Ich weiß; Julie hat mir bereits erzählt, eine wie überraschende Thcilnahme alle Welt an mir nimmt.
Andreas, Dn lieber Gott, das ist ganz natürlich! Die Leute sind daran gewohnt, uns Drei zusammen zu sehen. Wir gehen zusammen spazieren, wir fahren zusammen über Land, wir besuchen gemeinsam Theater nnd Concerte, wir wohnen zusammen, wir Drei werden als Zusammengehörige betrachtet, und wenn Einer von nns fehlt, so fragt man danach. Ich weiß nicht, wie oft ich Unberufenen gegenüber schon habe Rechenschaft abablegen müssen über unser Verhältnis! zu Dir. Daß Tu nicht mein Sohn bist, obgleich Tu es sein könntest - >mU Ivmis^em Scuszer Jmien sremittich aul die Schulter Nopscndz, leider sein könntest, das wissen die Leute. „Wohl ein Bruder Ihrer jnngen Frau Gemahlin?" „Bedanrc sehr." — „Also der Sohn eines nahen Verwandten?" „Auch nicht, weder verwandt noch verschwägert; der Sohn eines allen lieben Freundes, der mir ein Bruder gewesen ist — nicht mehr, aber auch nicht weniger. Mein lieber junger Freund Ernst Adenau, den ich wie einen Svhn liebe und der, wie ich hoffe und glaube, auch an mir und meiner Fran mit einiger Zärtlichkeit hängt."
Ernst. Sie sind ein prächtiger Mann, Verehrtester Herr Hennersdorf. . .
Andreas. Hennersdorf, tont ocnirt,!
Ernst. Also: lieber Hennersdorf! Und Ihre Herzlichkeit und Güte. ..
Andreas. Aber ich bitte Dich, laß es gut sein! Ich gebe Dir die Versicherung, Du bist mir keinen Tank schuldig; und wäre ich im Stande, Dir die größten Dienste von der Welt zn erweisen, ich würde höchstens die Zinsen der Schnld an Deinen Vater abtragen. Was ich bin und was ich habe, Deinem edlen Vater danke ich es. Und wenn Du das nicht gelten lassen, wenn Du mich durchaus als Deinen Gläubiger betrachten willst, nun. mein lieber Ernst, anch mit Dir werde ich ans meine Kosten kommen, sei ganz unbesorgt, ich bin ein guter Geschäftsmann! Ich habe zu Dir und Deinem Talente ein unbegrenztes Vertrauen; und wenn ich Dein Talent zu fördern snche. so ist das doch gewiß ein Luxus, den ich mir erlauben darf. Also sage mir nie wieder, daß Du mir Dank schuldig bist, arbeite an Deinem Stücke, es ist viel vernünftiger. Wie weit bist Du denn damit gediehen?
Ernst iftu>zei,d>. Bis zur Erkenntnis!, daß es nichts werden wird.
Andreas. Wie meinst Du?
Ernst. Die Idee, die meinem Stücke zu Grnndc liegt, schien mir fruchtbar zu sein nnd der dramatischen Entwickeln»« sehr wohl fähig, aber sobald ich dieser Idee eine -Gestalt geben will, wird sie widersinnig nnd unmöglich. «Sie schm jetzt.. Erste Unmöglichkeit: Die Hauptperson des Dramas, die Triebfeder der Handlung, sie, die Alles belcbt nnd die Katastrophe herbeiführt, kann auf der Bühne gar nicht erscheinen.

Julie. Weshalb nicht? Ist sie so haßlich, sv widersinnig oder so
schlecht?
Ernst. Nichts von alledem, nicht häßlicher nls der und der, nicht
schlecht, nicht gut und auch nicht gerade widersinnig, — ich wage wenigstens
nicht, sie als eine solche zu bezeichnen, denn ich habe Respect vor der öffent-
lichen Meinung.
Andreas. Wo liegt denn also die Schwierigkeit?
Ernst, Es gicbt keine Bühne, die groß genug wäre, um Raum für
nieine Hauptperson zu bieten.
Andreas. Gerechter Himmel, ein mythologisches Drama mit Giganten
und Titanen, Ort der Handlung- Ossa oder Pelion!
Ernst. Allerdings Titanen, aber ganz moderne. Ort der Handlung-
hier und in jeder anderen Stadt, überall.
Andreas. Wenn Du willst, daß ich Dich verstehen soll, mußt Du
Dich schon etwas deutlicher ausdrücken. Wer ist also diese Hauptperson?
Ernst. Die Menge, die Allgemeinheit, alle Welt, die öffentliche Meinung,
— wählen Sie den Namen, der Ihnen am besten gefällt.
Andreas ttsbelnd den Kops ,chüttewd>. Alle Welt? Da hast Du Recht-
sür alle Welt sind auch unsere größten Bühnen ein bischen zu klein. Für
einen Anfänger hast Du Dir übrigens eine hübsche Aufgabe gestellt,
Ernst. Sie sehen also, daß ich Recht hatte, und begreifen nun, wenn
ich die Feder unmuthig bei Seite werfe.
Andreas. Doch nicht! „Alle Welt" ist für unser Begriffsvermögen
freilich ein wenig zu viel; es ist für uns sogar gar nichts! Aber wenn wir
aus der Menge gewisse Typen und Charaktere herausheben als Vertreter der
Leidenschaften und Regungen, die alle Welt bewegen, dann begreifen wir sie,
dann tritt uns das, was wir „alle Welt" nennen, näher. Und sv haben es
doch alle großen Dichter gemacht. Nimm Allerweltstyven, dann wirst Du
uns durch diese sagen können, was Tu uns sagen willst.
Ernst. Für mein Stück aber taugt es nicht.
Andreas. Weshalb nicht?
Ernst. Weil nicht Dieser oder Jener des tansendkvpfigen Ungeheuer«,
das man eben „alle Welt" nennt, an meiner Handlung theilnimmt, sondern
Dieser und Jener, in der That- alle Welt! Ein Wort wird gesprochen,
ein Blick wird gewechselt, ein Lächeln umspielt die Lippe, und das Alles
zusammen erzengt die Handlung, Alle Welt macht das Stück, nicht der Ein-
zelne, — die Gesammtheit! ohne Leidenschaft, ohne Bosheit, ohne Haß, ganz
gleichgültig, aus Zerstreuung! Aber dieses unvorsichtige Wort, dieses ver-
fängliche Lächeln, dieser vielsagende Blick, sie genügen, um die Katastrophe
herbeizuführen; all' diese kleinen Zufälligkeiten, Gleichgültigkeiten summiren
sich, und sie werden nuu auf einmal riesenhafte Gehässigkeiten, boshafte Ver-
leumdungen, die die Ehre besudeln, das Glück der Familie zu Grunde richten.
Jeder Einzelne thut es harmlos, und die Summe ist Bosheit, Gebe ich all

diese zerstreuten Züge einem Einzelne,,, so wird daraus der übliche Theater-
bösewicht: stelle ich ihn als den Vertreter einer ganzen Gesellschaftsklasse
hin. so muß man den natürlichen Rückschluß machen, daß die Gesellschaft
grausam und boshaft ist. Das will ich aber gar nicht sagen, ich will mr
Gegrntheil zeigen, das, das Harmlose, Unbedachte. Unüberlegte von Viele»
zusammengehänft das Verderben mit sich bringt.
Andreas l,» semer gra,» Verstehst Dn das?
Julie. Ungefähr.
Andreas. Dann bist Du gescheidter als ich. Eine Person, die aus
hunderttausend Köpfen besteht, die nicht bvshaft ist und das Bvshafte voll-
bringt und arglos das Verderben verursacht — mir will's nicht in den
Kopf hinein. Aber vielleicht verstehe ich's, wenn ich's in der Ausführung
sehe. Wenn ich auch mit Deinen philosophischen Grübeleien nicht Schritt
halten kann, das Menschliche werde ich in Deinem Stücke schon verstehen,
und ich verspreche Dir, mich ausgezeichnet zu unterhalten, wenn eine nübsckie
Liebesgeschichte drin ist.
Ernst, Da kommt die zweite Schwierigkeit: in meinem Stück ist von
Liebe überhaupt nicht die Rede.
Andreas. Dann schreib's lieber nicht!
Ernst, Und doch sind Liebe und Eifersucht die eigentlichen Triebfedern
in meiner Handlung.
Andreas <auis,cl,e„dj. Nun hör' auf! Von Liebe ist nicht die Rede, und
die Liebe spielt die Hauptrolle?
Ernst, Es ist so wie ich Ihne» sage. In meinem Stücke ist kein
junger Mann, der ein junges Mädchen oder eine junge Frau liebt, und doch
ist die Liebe der Mittelpunkt des Ganzen.
Andreas. Um das glaubhaft zu macheu, mußt Du ganz verzwickte
Situationen austüfteln.
Ernst, Durchaus nicht. Die Situationen meines Dramas müssen, um
wahr, so gewöhnlich »iid alltäglich wie möglich sein. Aenßerlich geschieht gar
nichts, alle Vorgänge sind innerlich, die dramatische Entwicklung vollzieht
sich innerhalb der Personen, da rückt sie langsam vor, bemächtigt sich zunächst
des Gedankens, dringt dann bis in's Herz und untergräbt nach und nach den
Millen.
Andreas. Wie willst Du denn das Alles zeigen? Das ist doch keine
Aufgabe für den dramatischen Dichter, das ist ein philosophisches Problem.
Ernst. Und doch kann es dramatisch sein.
Andreas. Dann mußt Du den Knoten mit sonderbarer Geschicklich-
keit zu schürzen und zn lösen wissen.
Ernst. Ich löse ihn gar nicht. In dem Augenblick, da er geschürzt
ist, fällt der Vorhang und das Stück ist aus.
Andreas. Mit anderen Worten- es hört auf, wenn es anfangen soll.
Ernst. Gau-, recht.

Andreas. Tann rathe ich Dir: schreibe lieber das andere Drama, das dann anfängt, wenn das Teinige aufhört. Wie soll denn Dein Stück heißen?
Ernst. Es hat »och keinen Titel.
Andreas. Ten auch nvch nicht? Mein guter Junge, Du bist wirklich ein Traumer! Ein Stück, in dem die Hauptperson nicht auftreten kann, ohne Liebeshändel, ohne Handlung, mit alltäglichen Situationen, das in dem Augenblick beginnt, wenn der Vorhang zum letzten Mal fällt, und keinen Titel hat'. — Tu weißt, ich habe Dich lieb und ich halte große Stücke auf Dich, aber jetzt schweifst Du auf Irrwegen, ^eg Dein Trama ruhig bei Seite, komm mit uns in den Salon und trinke eine Tasse Thee, leg' Dich iu Bett, schlafe gut, morgen früh wollen wir auf die Jagd gehen nnd ein paar Rebhühner schießen. Was meinst Du. Julie?
Julie. Trinken Sie mit uns eine Tasse Thee. Andreas hat Recht, Ich habe Ihnen aufmerksam zugehört, aber ich glaube wirklich, daß Sie Ihre Kräfte an Unmöglichem versuchen.
Ernst. Nein und abermals nein! Ich bin meiner Sache sicher, es ist ein Drama, und ich werde es eines Tages schreiben! Und je mehr ich darüber spreche, desto mehr lichtet es sich in meinem Gehirn, und es wird mir immer klarer, daß es das Richtige ist. Und noch heut Abend, jetzt, zu dieser Stunde setze ich mich an die Arbeit nnd fange noch einmal an.
Andreas. Nun dann gute Nacht, mein Junge! Möge Dir Minerva iinen Schutz verleihe», wir wollen Dich nicht mehr stören.
Julie. Gute Nacht. Ernst.
<2ic rerabich,ede» sich mit sreundüchem Händedruck,!
Vierte öcene.
Ernst
idcr sie bis zur Thür begleitet hat, „ach vor» kommend!,
Neiu. ich gebe es nicht auf, ich schreibe das Stück! Ich will die tausend zerstreute» Atome zu einem festen Körper zusammenballen, ich will zeigen, wie aus den tausend Nichtigkeiten ein fürchterliches Etwas wird, wie sich das Achselzucken des Einen, das Lächeln des Andern, der zweifelnde Laut eines Tritten, der unbedachte Blick eines Vierten und tausend andere, von Niemand lichtete Kleinigkeiten, wie sich alles das zu eiuer Lawine zusammenballt, die langsam herabrollend und immer anwachsend schließlich Tod und Verderben bringt. Ich will zeigen, wie sie durch ihr Geschwätz das, was eine ^!ügc war. zur Wahrheit mache», wie sie die nnschuldsvollen Seelen vergifte», wie die Leute, die sich heute so liebenswürdig im Theater nach mir, erkundigt haben, der Vortrab der Verleumdung sind, und wie die Verleumdung verhängnißvolle Thatsachcn gebiert; wie sie allesammt mithelfen, unbewußt, unüberlegt, an dem großen Werke der Zertrümmerung, wie sie besudeln,

schände» und kuppeln. (Mit Nachdruck,, Ja, „Der große Kuppler" möchte ich
mein Stück nenne», wenn das Wort nicht zu anstößig wäre; denn das ver-
wünschte Gcfälligkeitsmache» ist die Hauptbeschäftigung jener Menge!
»lick aus das «kdicij! iccrjend,, Und jetzt habe ich auch den Titel- „Galeotto".
„Der große Galeotto".
iWalirrnd er sich zum Schreiben niedersetzt, scUlt der Vorhang,,

Erster Act.

(Eleganter Salon im Hause Heunersdorss. Durch die sehr breite Thür des Hmtcrgundes steht man
nus einen ziemlich schmalen Sang, in dessen Mitte sich die geschlossene Thür befindet, die zum Speise»
zimmcr luhrt. Vorn linls vom Zuschauer ein Ballon, weiter nach Hinte» linls eine ühiir, rechts vorn
„nd nach hinten zwei Thuren. vorn rechts und links Etablissements. Glänzende, sehr gcichmackvolle und
re,s,c Einrichtung, Es ist Nachmittags, wühreud des Actes dunkelt es,)

Erste öcene.

Julie <c>„> Balkon,, ?l»dreas (aus dem Soxha rechts, „achdeilttich,,

Julie. Dieser herrliche Sonnenuntergang, dieses wundervolle Licht,
diese schönen, goldgesäumten Wolken am feurigen Hinimel! Wenn, wie die
Dichter sagen und wie unsere Väter glaubten, der unendliche blaue Raum
ein Spiegel der Zukunft ist, wenn auf diesem flammenden Horizont in herr-
licher Geheimschrift unser künftiges Schicksal verzeichnet steht, dann erwarten
uns glückliche Tage, nicht wahr'? (Sich umdrehend,. Nun, Andreas, Du ant-
wortest ja nicht.

Andreas „erstreut,. Wie sagtest Du?

Julie (tritt an ihn heran,. Du bist zerstreut, besorgt, wie mir scheint.
Was fehlt Dir?

Andreas. Nichts Besonderes, mein Kind. Es geht mir allerdings
so Manches durch den Kopf, Geschäfte aller Art . . .

Julie. Immer und ewig die leidigen Geschäfte! Weswegen plagst
Du Dich so? Wir haben doch im Ucberfluß Alles, was wir brauchen. Du
hast Dein Lebtag genug gearbeitet, Du solltest Dich jetzt der Früchte Deines
Fleißes freue».

Andreas (ihr die Wangen streichelnd,. Du sprichst wie ein Kind, Unser-
einer kann nicht so leicht aufhören, wie Du Dir das in Deiner Harmlosigkeit
vorstelle» magst. Und ehrlich gesagt ^ zum Müßigang fühle ich mich denn
doch noch zil jung; nächst Tir ist mir die Arbeit doch immer noch das Liebste.

Julie. Ich will Tir ja die Arbeit nicht verleiden und bin glücklich,
daß sie Tir Freude bereitet. Aber Tu machst Dir auch Sorgen, schwere
Sorgen, wie es scheint, denn Du bist merkwürdig schweigsam seit ei»iger Zeit
und viel ernster als sonst. Tas war es, was mich beunruhigt, deswegen

sagte ich Dir' mach' es Di', bequemer, streng' Dich nicht zu sehr an! — Weswegen bist Du traurig und kummervoll?
Andreas. Tu irrst; sv lange ich Dich glücklich weiß, vi» ich nicht traurig und kummervoll, im Gegentheil, ich bin glücklich, glücklich durch Dich.
Julie. Also doch geschäftliche Sargen?
Andreas. Auch das nicht. Ich habe den Besitz niemals verachtet, aber er hat auch niemals übertriebenen Werth in meine» Augen besessen; und gerade weil ich das Geld geringschätzte, ist es zu mir gekommen; ich bin ein reicher Mann und mein Besitzthum ist s^' gefestigt, daß es nicht mehr erschüttert werden kann. Die Zeit waghalsiger Specnlationen — sie liegt hinter mir. Mit Schaudern denke ich noch jetzt daran, was ich früher tollkühn auf's Spiel gesetzt habe, daß ich — es sind nun zwanzig Jahre darüber vergangen, aber es ist mir noch so gegenwärtig, als wäre es gestern geschehen — im Begriffe stand, nicht nur das von meinen Vätern und mir Erworbene zu verlieren, sondern meine kaufmännische Ehre noch dazu. Ich wäre damals rettungslos verloren gewesen, wenn nicht der alte Adenau, Ernfts Vater, mir mit Allem, was er besaß, mit seinem ganzen Crcdite iülfreich beigesprnngen wäre. Ihm verdanke ich. daß ich aus jenem Ungewitter gerettet bin. daß nicht der leiseste Flecken an meinem Namen haftet; ihm verdanke ich Alles, was ich bin und was ich habe.
Julie. ES ehrt Dich, daß Du es nicht vergessen kannst n„d daß Du immer wieder und wieder davon sprichst, aber die Sache ist doch abgethcin, Tn hast Deine Schuld bezahlt.
Andreas. Soweit sie sich in Thalern, Siibergroschcn nnd Pfennige» ausdrücken läßt, ja; aber die ideale Schuld werde ich niemals tilgen,
Julie. Und was Du jetzt für seinen Sülm thust? . , .
Andreas, Ist nichts als meine Pflicht und Schuldigkeit! Hätte doch der alte Adenau zu mir dasselbe Vertrauen gehabt, das ich ihm in nnsern jungen Jahren entgegenbrachte! Hätte er mir feine Lage doch offenbar:! Aber er war zn stolz, nnd der übertriebene Stolz ist das nnseliisite Vermächtnis; an seinen Sohn. Er hat es nicht über die Lippen gebracht, mir zu sagen, daß das äußerlich so glänzende Hans innerlich durch und durch morsch mar. Ich wußte zwar, daß er in den letzten Jahren starke Verluste erlitten hatte, daß er aber, als er plötzlich starb, als völlig verarmter Mann aus dem Leben schied, das hatte ich mir niemals träumen lassen. Und Ernst, der. wie wir Alle, in deni Glauben lebte, daß er, wenn nicht ei» reicher, doch ein wohlhabender junger Mann sei, war von einem Tage zum andern bettelarm.
Julie. Bist Tu nicht an dcmsellen Tage, an dem Dir die traurige Sachlage bekannt wurde, nach München gefahren? Hast Tn nicht von Ernst das Recht beansprucht, ihm gegenüber die freiwillige Erbschaft des Vaters anzutreten?
Andreas. Das habe ich allerdings gcthan, und ich muß sagen,

Ernst hat es mir nicht leicht gemacht. Hätte ihm sein sterbender Vater
auf demTodtenbette nicht anempfohlen, zn mir das vollsteVertrauen zn haben und
meinen Rath in allen Punkten zu befolgen, ich weiß nicht, ob ich ihn dazu bewogen
haben wurde, die Gastfreundschaft, die ich ihm mit vollem Herzen anbot, anzu-
nehmen. Und wie das enden soll, ich weis; es nicht, — und das ist es, was
mir Sorge macht.
Julie. Ich verstehe Dich nicht! . . Nimm's mir nicht übel, Du über-
treibst Deine Güte. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Du für Ernst
AlleS thnst, was Du thust, aber was willst Du mehr? Seit einem Jahre
ist Ernst bei uns, er ist einer der Unsrigen geworden, wir haben ihn Beide
herzlich lieb, er erwidert unsere Neigung und er ist glücklich, — so glücklich
er sein kann.
Andreas, So, er ist glücklich, meinst Du? Nn», ich glaube, er ist
es nicht. Ich habe es ihm schon seit Wochen angemerkt, daß seine Stellung
in unserem Hanse niit seinem Zartgefühl im Widerstreit steht. Er redet
sich ei», daß er nur empfange und nicht gebe, und ich sehe es kommen,
daß er eines Tages unter einem beliebigen Vorwande uns verlassen wird.
Ich würde es tief beklagen, denn Ernst ist durch und durch unpraktisch.
Deshalb grüble ich bestandig nach einen, Mittel, um ihn dauernd an unser
Haus zu fesseln, und ich glaube, ich habe auch etwas gesunden.
Julie. Sorge Dich doch nicht um das, was etwa kommen mag!
Einstweilen ist Ernst bei uns, wir leben in Frieden, in Eintracht, in
herzlichster Gemüthlichkcit zusammen. Er ist klug und begabt, er wird Er-
folge haben, er wird sich wahrscheinlich eines Tages verlieben und vcrheirathen.
Wir suchen ihm eine hübsche junge Fran aus, und dann leben wir zu Vieren
weiter, wie wir jetzt zu dritt leben- herrlich und in Freuden.
Andreas. Da kommt er. Er sieht nicht sehr vergnügt aus.

Zweite 5cene.

Die Vorigen. Ernst.

Ernst ttmchdem er die Beiden begrüßt hat,. Es ist mir lieb, daß ich Sie zu-
sammen finde. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.
Julie. Etwas Unerfreuliches, wie es scheint.
Ernst. Ja. Scheiten Sie mich undankbar, sagen Sie mir, daß ich
Ihre Güte nicht verdiene, ich mnß es ruhig über mich ergchen lassen, —
aber ich fühle mich hier nicht mehr wohl.
Andreas. Ernst!
Ernst, Mißverstehen Sie mich nicht! Sie haben an mir gehandelt
und handeln an mir wie ein Vater! Aber begreifen Sie doch, meine Stellung
ist hier eine schiefe- ich komme doch nicht darüber hinweg, daß ich in
diesem Hanse wie ein Sohn, wie ein Bruder lebe und keine Berechtigung
dazu habe.

Andreas. Keine Berechtigung? Und Dein Vater?
Ernst. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich habe Alles überdacht,
aber mein Gefühl sträubt sich nun einmal dagegen, dieses Leben weiter zu
leben. Ich fühle mich dabei unglücklich, ich gehe dabei seelisch zu Grunde.
Ihre Liebe und Freundschaft erdrücken mich; die Blicke, mit denen mich die
Anderen mustern, wenn wir uns zusammen irgendwo zeigen, sind mir wie
Peitschenhiebe. Wenn durch Ihre Herzlichkeit mein Verhältnis) in diesem
Hause auch geadelt wird, in den Augen der Welt, die nicht weiß, auf
welchem idealen Untergründe sich dieses Verhältnis aufgebaut hat, wirkt es
wie ein unwürdiges.
Andreas. Du siehst Gespenster. Wer würde es wagen ....
Ernst. Wer es wagen würde? Alle Welt! Nicht der und der Ein-
zelne, den ich fassen könnte, — die unfaßbare Allgemeinheit, sie, die in un-
merklichen Theilchen das Gift ausströmen läßt, das durch die Lüfte schwirrt
und das wir Alle einatbmen!
Andreas. Welche Uebertreibung!
Ernst. Glauben Sie? Nun darauf antworte ich Ihnen- Wenn man
mich in Ihrer Loge sieht, oder au Ihrer Seite in Ihrem Wagen, oder hier
an Ihrem Tisckie, dann wirft der und der die boshafte Frage auf: Der
junge Herr Ernst, den man beständig mit Hennersdorf! zusammensieht, ist
wohl ein sehr naher Verwandter des Hauses? Nicht? — Also wohl in einer
Vertrauensstellung? Auch nicht? — Nu», dann sein Gcschäflstheilhaber?
Auch das nicht? — Ja, was ist er dann? — Und man beanwortet diese
Fragen mit einem nichtswürdigen Schweigen, ins nicht hlos mich beleidigt,
auch Sie.
Andreas. Du träumst! Wer würde es wagen?
Ernst. Wer? Wir brauchen nicht weit zu suchen.
Andreas. Nun so nenne doch wenigstens einen einzigen Namen! <P»„se,,
Tu schweigst. Mein junger Freund, ich wiederhole Dir, Tn siehst Gespenster,
Ernst. Sie haben Fleisch und Blut und sind mit den Händen zu
greifen.
Andreas. Aber so nenne doch eine einzige Person!
Ernst. Mehr als eine, wenn Sie wollen, und ich brauche gar nicht
aus dem Hause herauszugehen, — hier, eine Treppe höher . . ,
Andreas. Mein Bruder?
Ernst. Jawohl, auch der! Herr Albert Hennersdorf und Frau
Therese, seine Frau, und Walter, sein Sohn, und alle Andern , , .
Andreas. Bekümmere Dich doch nicht nm das, was die Leute schwatzen.
Ich weiß, mein Bruder hat die Schwäche, sich meinen Kops zu zerbreche»,
und er denkt und sagt vielleicht mancherlei . . .
Ernst. Er wiederholt nur, was die Andern sagen.
Andreas. Aber so laß doch die Gevattern schwatzen. Auf's Gerede
kommt nichts an, entscheidend ist nur die Thatsache.

Ernst. Aber das Gerede gebiert die That! Was als boshafte Lüge
beginnt, endet als Wahrheit.
Andreas. Das sind Sophismen. Aber ich begreife, daß Dn mitei:
dem Klatsch leidest nnd ihm die Stirn bieten willst. Du sehnst Dich nach
einer nnabhiingigcn Stellung, die Dich vor den Bosheiten der Lente schützt?
Ernst imit Warme,. Ja. danach sehne ich mich.
Andreas. Und wenn ich Dir dazn verhelfen könnte?
Ernst. Wie meinen Sie?
Andreas. Was ich Dir zusagen habe, ist mir sehr ernsthast gemeint.
Mein Anerbieten ist kein verkapptes Almosen. Ich nähere mich den Jahren,
in denen man sich nach einer Entlastung der Arbeit sehnt. Ich snche Jemand,
dem ich mein Vertrauen schenke, der mir solche Arbeiten, die das Bureau
nicht erledigen kann, abnehmen würde, — mit einem Worten einen tüchtigen,
mir sympathischen Seeretär. Ich habe mich schon lange nach einer g/eigneten
Persönlichkeit umgesehen, und heute ist mir Uvu einem Hamburger Freunde
ein junger Mann empföhle,! worden. Da ist es mir wie Schuppen von den
Augen gefallen: das Gute liegt ja so nahe! Diese Stelle biete ich Dir an.
Ernst. Lieber Hennersdorf . . .
Andreas. Ich biete Dir keine Sinccure, Du wirst tüchtig zu arbeiten
haben, und es sollte mich gar nicht wandern, wenn die Biedermänner, um
deren Geschwätz Tu Dich so sehr kümmerst, sich nun erzählten, das; ich Dich
in gewissenlosester Weise ausbeute. Ja, mein Junge, Du sollst Dich auch
für mich plagen. Aber Tn weißt, daß Du keinen besseren Frennd hast als
mich. c«r reicht ihm die Hand., Nimmst Du an?
Ernst (die Hand krinig drückend, gerührt). Machen Sie mit mir, was Sie
wollen.
Julie. Also haben wir den Widerspänstigen doch gezähmt.
Ernst. Es ist Ihnen nicht schwer geworden, liebe Freundin!
Andreas. Und nun will ich dem Hamburger gecunde schreiben, daß
die Stelle schon besetzt ist. Auf Wiedersehen, Herr Secretär! Mi, >vie»eri,°uem
I«„ndllchen HSntedruck ab,l
Mährend des Schlusses der Scc„c ist e« dimller geworden, so oafj bei,,. Big in der folgenden die
Dritte öcene.
Ernst. Julie. Atbert. Therese.
lTie beiden Septem, «eig?n sich im Hinlcrgrnnde und bleiben da stehen. Durch die BN'ontl,!ir slll»
das rölhllche Licht der untergehenden Sonne und beleuchtet Ernst und Julien. mSijiend die beide»
Anderen im Schatten sind,,
Ernst igeruhrt, Juliens Hand ergreisend und an jcine Sippen suhlend,, Sie sind die
Güte selbst!
Jnlie. Und Sie sind ein großes Kind. Versprechen Sie mir, daß
Sie nun nicht mehr so traurigen Gedanken nachhängen.

Ernst. Ich verspreche es Jhm'ii,
lZUdcrt und Therese beobachte,, die Beiden und machen ihre Bemerkung!,, mit leiser Stimme,,
Therese. Kein Licht?
Albert. Immer die Beiden zusammen . . .
Therese. Und immer in dieser Vertraulichkeit!
Ernst llau«. Ich bin leider im Ausdruck meiner Gefühle sehr unbe-
holfen, aber glauben Sie mir, Julie, wenn Sie jetzt in mein Herz blicken
könnten, so würde» Sic sehe», wie es von Zärtlichkeit und Dankbarkeit er-
füllt ist.
Julie, Ich glaube es Ihnen ja; aber dann müssen Sir auch die
Leute, die Sie lieb hab.'n, nicht mit Ihrer Empfindlichkeit quälen.
Ernst. Ich will mich ja bessern. Die Stirn brennt mir!
Julie. Kommen Sie auf dei^ Balkon und lassen Sie sich von der
frischen Abendluft kühlen.
lSie inten aus de» Ballon, Albcrt und Therme ommen flüsternd nach dorn,!
Albert. Hast Du es gehurt?
Therese. JedeS Wort.
Albert. ES ist doch zn arg, diese Schamlosigkeit!
Therese. Man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Jnlie ist
Miß nur unvorsichtig. Aber dieser Ernst sollte doch Verstand haben
für Beide.
Albert. Nun, wenn mein Bruder blind ist, ich habe die Augen offen
und werde meine Pflicht thnn. iVa,,,., Nun, Julie, ist das der Empfang, den
man seinen nächsten Verwandten bereitet?
Julie itritt in das Simmer,, Ah, Alb.'rt . . . und Therese! Wie freue
ich mich,
Therese. Du scheinst gan-, vergessen zn habe», daß wir heut bei Euch
essen sollen.
Julie. Durchaus nicht. Nehmt's mir nicht übel, daß ich die Stunde
verschwatzt habe. Ich will gleich Licht bestellen.
lSie drückt aus die Klingel,!
Albert <mit Betonung,, Wir haben das Licht nicht zu scheuen.
Julie, (lächelnd, lcich». Ich hoffe, wir auch nicht; ich habe mich für Euch
sehr schön gemacht. (Zum Diener, der mzwischen cingetrtte,, ist.! Bringen Sie Licht.
IWidreno des Folgenden werden d^e gimven l,erci?g?b>acht und die Bühne wies hell beleuchtet,!
Therese (zu «Iber,,, Sie spielt die Unbefangene.
lSrnsl >r>tt vom Ballon in das Zimmer,!
Albert. AK, da ist ja noch Jemand! Herr Adenau. (Eins, begr,,geud).
Sind Sie schon lange hier?
Ernst. Ich habe mir die schone Gegend angesehen.
Albert. Bei der Beleuchtung? Da werden Si.> nicht viel gesehen
haben. ,Zu Thermen., Siehst Tu, wie sein Gesicht glüht, und er wendet sich jetzt
verlegen ab. Es ist die höchste Zeit. (Laut,, Wo steckt denn Andreas?
Julie. Er schreibt einen Brief.

Albert. Dam, werde ich ihn aufsuchen. Ich habe mit ihm noch vor
Tisch ein Wörtchcn zu reden. <«>>,>
Vierte öcenc.
Ernst. Julie. Therese.
X >Tie beiden Tamen le^en sich, Srnst bleibt strl,en.>
Therese ,zu Ems,,. Ich glaube, mein Sohn Walter erwartet Sie oben.
Ernst. Er erwartet mich? Das mutz doch wohl ein Jrrthum fein.
Therese. Sollte ich ihn mißverstanden haben? ,Leise z„ Julien., Ich
habe Dir etwas zu sagen.
Julie. So sag's.
Therese. Allein, — ohne Zeugen. Schaff den Menschen bei Seite.
Julie. Ich verstehe Dich nicht, aber wenn Du meinst . . . Lieber
Freund, wollen Sie mir einen Gefallen thun?
Ernst. Mit tausend Freuden,
Julie. Walter hat uns Billeis zu der Galavorstellung besorgen wollen.
Wollen Sie ihn fragen, ob es ihm gelungen ist?
Ernst. Sehr gern.
Julie. Sie nehmen es mir doch nicht übel?
Ernst. Aber ich bitte Sie, meine verehrte Freundin. ,L!>a,el„d, vertrau.
>ich > Ich verstehe sehr gut, daß Sie mich los werden wollen. >>5r grub, v«
beide» Tamen und geht ab,,
Fünfte 5cene.
Julie, Therese.
Julie. Nun also .... was giebt'ö? Teine geheimnißvollen An-
deutungen konnten mich beinahe beunruhigen.
Therese. Es handelt sich auch um etwas sehr Ernstes,
Julie, Um was den»?
Therese. Julie, glaubst Du, daß ich Dich lieb habe?
Julie. Ich hoffe es. Aber um mir das anzuvertrauen, hast Du
doch Ernst nicht fortgeschickt. Was ist denn geschehen?
Therese. Ich hoffe, es ist noch nichts geschehen. Aber ich mutz ein
ernstes Wort mit Dir sprechen, denn es bedroht Euch eine Gefahr, die Ihr
nicht zu ahnen scheint.
Julie. Wen?
Therese. Euch drei.
Julie. Uns drei? Drei? Wen meinst Du?
Therese. Dich, Deinen Mann und Ernst.
Julie. Nun, so sprich doch, spanne mich nicht auf die Folter!
Therese <zvg°rnd). Mein guter Mann ... es ist der Bruder des
Deinigen — wir sind eine Familie — wir nnlssen zusammenhalten. . .

Julie (ungeduldig). Ja doch, aber komm doch nur zur Sache!
Therese. Morgen werde ich vielleicht Deines Rathcs, Deiner Unter-
stützung bedürfen, heute biete ich Dir die meinige.
Julie. Aber so sprich Dich doch endlich deutlich aus! Ich verstehe
Dich nicht.
Therese. Es ist eine mißliche Sache. Ich habe lange gezögert.
Aber mein Mann, der die Ehre seines Bruders über Alles hochhält, theilt
meine Ansicht. Nun kein Zaudern mehr, wir müssen handeln. Dieses bos-
hafte Geschwätz, diese beständigen Stichelrcden . . .
Julie (ausstehend,. Du machst mich ungeduldig. Laß die Allgemeinheiten
und sprich endlich deutlicher.
Therese. Nun, Du wirst doch Wohl verstehen, worauf ich hinaus will.
Julie. Ganz und gar nicht,
Therese. Man macht sich über ihn lustig! Er wird eine lächerliche
Figur werden, Dein Mann!
Julie. Andreas? Was soll das heißen? Du weißt sehr gut, daß
er nicht mit sich spaßen läßt, und wenn ihm einer der sauberen Splitter,
von denen Tu sprichst, unter die Hände siele . . .
Therese. Er würde Mühe haben, der Spötter Herr zu werden, denn
alle Welt macht sich lustig über ihn.
Julie. Alle Welt? Aber weshalb denn? So sprich doch nur endlich!
Therese. Sich, Julie, Tu bist jung und unerfahren, und in Deiner
völligen Harmlosigkeit begehst Du doch vielleicht die eine oder andere
Unbesonnenheit, die mißdeutet werden kann. Verstehst Du mich nun?
Julie. Weniger als je.
Therese. Du kennst die Männer noch nicht. In ihrem egoistischen
Leichtsinn opfern sie für eine lustige Stunde den Ruf einer Frau, die Ehre
eines Gatten. Glaube Deiner treuen Freundin, glaube Deiner Dich zärtlich
liebenden Verwandten: jener gewissenlose Mensch ist Deiner nicht würdig.
Sei so tapfer wie Du gut bist und sorge dafür, daß Herr Adenau dies
Haus verläßt.
Julie iin tieser Entrüstung). Ah, nun begreife ich, nun begreife ich end«
lich! Also das war es! — Wer schändlicher ist: die Welt, die diese Ver-
leumdungen ausbrütet, oder die Dienstfcrtigkcit, die sie wiederholt, — ich weiß
es nicht!
Therese. Aber Julie!
Julie iin gesteigertem »ffect sortiahnnd). Laß mich! Wer dem Verkehr
zwischen Ernst und mir etwas Böses nachsagt, ist ein Wahnsinniger oder
ein Schurke. Als Freund und Sohn ist Ernst von meinem Manne bci uns
aufgenommen worden, als Freund und Bruder habe ich ihn geliebt und liebe
ich ihn. Nie hat ein unsauberer Hauch unsere Beziehungen gestreift. Und
mein warmes Gefühl, meine schwesterliche Zuneigung, deren ich mich vor
keinem Menschen zu schämen habe, deren ich mich rühmen dürfte, — gerade

sie sollen von der Niedertracht entstellt und zu Verbrechen gestempelt werden.
— sie sollen mir die Ehre rauben und meinem Manne die Schande bringen!
Es ist empörend! (Sic bedeckt ihre Augen in helligster Erregung.)
Therese. Aber so beruhige Dich doch, weine nicht! Ich habe ja nie
etwas Unrechtes geglaubt, ich kenne Dich ja! Aber die Anderen kennen Dich
nicht, und gerade die sind es, die schwatzen. Bon dem Vorwurfe der Un-
vorsichtigkeit kann auch ich Dich nicht freisprechen, so wenig wie Deinen
Mann, sv wenig wie Ernst. Liebes Kind, Du darfst nicht ungerecht fein.
Du bist eine ganz junge Frau, Andreas ist beinahe ein alter Mann. Und
diese Intimität mit Ernst, einem leidenschaftlichen Jüngling, einem Phantasten!
Er ist immer der Dritte im Bunde! . . Ja, mein liebes Kind, die Welt
ist nun einmal so geartet, daß sie für Unerklärliches Erklärungen sucht, und
nicht immer die liebenswürdigsten. Es ist natürlich, es ist begreiflich, daß
davon geschwatzt wird. Und es wird geschwatzt, und man stoßt sich mit den
Ellbogen an und kichert, wenn man auf den guten Andreas deutet.
Julie. Ich finde keine Worte! Wenn sie mich mit ihren Unsauber-
keiten überschütteten, ich würde es nicht beachten, denn der Schmutz würde
an meinem reinen Gewissen nicht hafte»; aber daß man ihn hineinzieht, daß
man ihn lächerlich findet, Andreas, den edelsten, achtungswcrthesten Ehren-
mann — es macht mich sprachlos! Wenn er nur nichts davon erfährt!
Therese. Er muß es erfahren, und in diesem Augenblick spricht
Albert mit ihm darüber.
Julie. Um Gotteswillen!

öcchste Scene.

Die Vorigen, Andreas (tritt erregt aus dem Ncvenzimmer, gelolg, von) Albert,
Andreas (noch aus der Schwelle,, lind ein für allemal: ich will kein Wort
davon wieder hören.
Julie lleidenschaMch). Andreas! eilt ihm entgcgc,, »,,d „michimg, Ihn zärtlich.,
Andreas. Beruhige Dich, mein liebes Kind. Seht her . . . dahin
habt Ihr es glücklich schon gebracht! Sie hat geweint, l-tarl,, Aber ich schwöre
wer dieser Frau noch einmal ThrSnen unverdienten Schmerzes entlockt, der
soll es büßen, und wenn « mein leiblicher Bruder wäre!
Albert. Dein Eifer verblendet Dich, aber er wird mich in meiner
Pflicht nicht beirren. Ich habe Dich gewarnt, und ich bereue es nicht.
Andreas. Du hast andere Pflichten, als den Unrath von der Straße
in meinen Salon zu tragen.
Albert. Ich habe die Pflicht, die Reinheit Deines Ramens zu be-
wachen, so gut wie Du, denn ich führe denselben Namen.
Andreas. Vergiß nicht, daß Du vor meiner Frau stehst!
Albert, Vergiß nicht, daß wir denselben Vater haben!
Julie. Ich bitte Dich, Andreas, beherrsche Dich!

Siebente öcene.
Die Vorigen. Ernst. Walter.
Walter lnach flüchtigem «iru» lächelnd aus Andreas, an den sich Julie zärtlich geschmiegt
da,, weisend) Das nenne ich ein eheliches Idyll! Daran kann man sich ein
Muster nehmen. Im Nebrigcn, liebe junge und schöne Tante, bringe ich
Dir hier die versprochenen Billets.
Jlllie lffch zu ihm wendend, die BiUets nel„„cnd>. Ich danke.
Ernst <l>n Andreas herantretend, leise. theilnalimvoUl, Was fehlt Julien?
Andreas lkurz,. Was soll ihr fehlen? . .
Ernst iwic,r»h°r>. Sie sieht blas;, verstört und verweint aus . . .
Andreas <wie oben). Aber so kümmere Dich doch nicht so auffällig um
meine Frau, dazu bin ich da.
Ernst (bei Seite tretend, mit schlreriniithigem Lächeln). Aha, es hat schon gewirkt.
Walter lzu Julien). Du bist wirklich zu beneiden, schöne Tante, Du
hast nicht nur einen Mann, der Dich vergöttert, sondern auch einen Freund,
der sür Dich durch's Feuer geht.
Ernst. Walter, ich bitte Sic.
Walter (lächelnd sortierend). Du hättest ihn nur sehen sollen, wie er sich
oben gebcrdete, als ich in etwas unvorsichtiger Weise eine harmlose Bemerkung,
die ich von Andern gehört habe, wiederholte. Es hätte nicht viel gefehlt
und er Wäre mir an die Kehle gesprungen und hätte mich erwürgt.
Ernst. Ich bitte Sic dringlich, lassen Sie diese Scherze, wenn Sie
mich nicht erzürnen wollen, ich bin nicht zum Spaßen aufgelegt, i^ich an
«ndreas wendend.. Verehrter Freund, ich habe mir die Sache, die wir vorhin
besprochen haben, überlegt. Schelten Sic mich nicht undankbar, ich muß es
Ihnen aber sagen: ich fühle mich der Stelle, die Sie mir angeboten haben,
nicht gewachsen, und zu meinem tiefsten Bedauern muß ich sie ausschlagen.
Andreas. Aber woher diese plötzliche Wandlung?
Ernst. Ich habe es mir eben überlegt. Ich bin ei» unpraktischer Mensch
ein Dichter, ein Schwärmer, ich kann kein Stnbenhocker werden. Ich will
die Welt sehen, will reisen, will mir die Ruhe erjage». Jetzt bin ich un-
brauchbar. (Zu Albert.) Habe ich nicht Recht, Herr Hennersdorf?
Albert. Ich kann Ihnen nnr beipflichten.
Andreas. Was sind das für abenteuerliche Geschichten! Reisen,
reisen, — das ist leicht gesagt, aber da komme ich als praktischer Geschäfts-
mann mit meiner Nüchternheit und frage Dich: wie willst Tu denn reisen?
Ernst (mit Zuversicht,. Ich werde mich schon durchschlagen, lassen Sie
das meine Sorge sein. Ich fühle es, meines Bleibens ist hier nicht mehr.
Und da geschieden sein muß, wollen wir den Abschied knrz machen. Theure
Freundin, (sich an Julien wendend), ich zerreiße das Band, das mich an Sic gefcsselt
hat, nicht leichten Herzens, und wenn Sie unter meiner Selbstsucht zu leiden

gehabt haben, so vergeben Sic mir. Ich werde Ihre Güte nicht vergesse».
(Er drückt ihr die Hand, Sie erwidert den Händedruck und wendet sich traurig ab.>
Ernst IznAndreas,. Nun, und Sie . . . haben Sie keinen Blick für mich,
keinen Händedruck? Glauben Sie wirklich, daß ich Sie gekränkt habe?
Andreas (in plötzlicher Bewegung, in überströmendem Eesühle Ernst an sein Herz drückend!.
Nein, mein Herzensjunge, nein, ich glaube es nicht; verzeih mir, daß auch»
nur einen Augenblick . . . sprechen wir nicht mehr davon, mein Junge?
Du bleibst bei uns, uns zu Liebe und der ganzen Welt zum Trotz! Ich
lasse Dich nicht von mir! Widersprich nicht, Dein Vater befiehlt Dir! Du
bleibst bei uns, und zwischen uns bleibt's beim Alten, nicht wahr, mein
Junge? nicht wahr, Julie? ganz beim Alten! Ihr habt's gehört, Albert
und Therese, und Du, Walter, der so gern wiederholt, was die andern
schwatzen. Nun erzählt's den braven Leuten und sagt ihnen: wie es niedrige-
Verlelimdung giebt, so giebt es auch eine Höhe des Vertrauens, zu der die
Verleumdung nicht hinaufreicht. — Und nun zu Tisch! Ernst, biete meiner
Frau den Arm! Walter, Du führst Deine Mutter. Albert, nimm mit mir
fürlieb. (Z» Ernst nnd Julien, die sich besangen gegenübe, stehen.) NlM, Was zögert Ihr . . .
Ich wollte, dies Haus hätte Wände von Cristall, damit alle Welt sehen konnte,
wie wir das Geschwätz verachten. Ich kümmere mich den Teufel um das
heimtückische Gcrcdc, den Teufel um das Geschwätz der Narren!
(Walter hat seiner Mutier de,, Arm gegeben, Ernst den seintgcn Julien gereicht. An der Thür bleibe«
Ernst und Julie einen Augenblick stehen, um das andere Paar vorangehen z» lassen.!
Julie. Bitte, ich bin die Wirthin.
Therese und Walter treten ein. Ernst und Julie solgcn langsam und sprechen leise mit einander.
Andreas, der Albert den Arm geboten hat. blickt ihnen nach,)
Albert Gitter lächelnd,. Das hast Tu gut gemacht! Sieh nur, wie sie
die Köpfe zusammenstecken, wie vertraulich sie flüstern . . .
Andreas (verdrießlich, dumps), Sie werden sich wohl etwas zu sagen haben.
(Bevor Emst und Julie in den Speisesaal treten, wenden sie sich an der Thür noch um,)
Albert (höhnisch., Und jetzt sehen sie sich nach Dir um!
Andreas ,wie vorher,. In der That . , . Weshalb nur?
Albert. Also gehen Dir endlich auch die Augen auf? Nimmst Tu
endlich Vernunft an?
Andreas Imit veränderter Stimme, ärgerlich). Ach laß mich! Ick) Nehme endlich
Deinen Wahnsinn an. Dummes Zeug!
(Wahrend sie schnell der Thür zuschreiten, Mi der Vorhang.,

Bwcirer Act.
(Ein kleines, dürftiges, beinahe ärmliche» Zimmer. Im Hintergründe Thür nah dem Lorridor, rechts Thür nach dem Alkoven, links Feister. Ein einfacher Bücherstander mit einigen Bücher», links ein ziemlich groger einfacher Tisch. Auf diesem eine Photographie von Andreas im Nahmen, gegenüber ein Photogravhierahmen ohne Bild, beide in mksiigem Format. Auf dem Tiich eine Lampe, die nicht trennt, ein Sremvlar der .Göttlichen Komödie" von Dante ausgeschlagen, verschiedene Schreibereien ans losen Blättern, darunter ein stärkeres Manuscrivt, Schrcibziuz u, s, w. Die übrige» Möbel sind i» Uebereinstimmung mit der ganzen Einrichtung höchst bescheiden.)
Erste Scene.
Andreas und Albert geführt von der WirtKin.
Andreas <zur Wirthin>, Sie glauben also, daß Herr Adenau bald kommen wird?
Wirthin. Ich bin dessen ganz sicher. Der Herr hat gesagt, er werde in einer Stunde wieder hier sein, und die Stunde ist bald vorüber, und der Herr ist so pünktlich nnd ein so fleißiger und ruhiger H?rr. Die ganze Nacht hat er wieder gearbeitet. Wir sind ganz traurig, mein Mann und ich, daß er uns morgen verlassen will.
Andreas. Also er hat Ihnen gekündigt? Es ist ihm ernst mit seiner Reise?
Wirthin. Leider ja, sein Kofser ist schon gepackt, und heute Morgen hat er einen eingeschriebenen Brief aus Hainburg bekommen, wahrscheinlich sein Billet zur Ueberfahrt. Wir haben ihm so zugeredet, hier zu bleiben, mein Mann und ich. Als ob so ein junger Mensch und ein so hübscher und kluger und fleißiger junger Mensch gleich nach Afrika zu gehen brauchte, in ganz fremde Lander, nach dem Cvngo, dessen Namen ich i» den letzten Monaten zum ersten Male gehört habe! Als ob er nicht im Lande bleiben und sich hier redlich nähren könnte!
Albert. Nun, und was hat er Ihnen erwidert?
Wirthin. Nicht viel, er hat gelächelt und weiter nichts gesagt als: „Lassen Sie es nur gut sein, liebe Frau, es muß so sein." Herr Adenau spricht ja überhaupt nicht viel.
Andreas. Nun also, wir wollen ihn erwarten.
(Die Wirthin verabschiedet sich.I
Zweite ^cene.
Andreas. Albert.
Andreas iM um>hend>. Was sagst Du zu dieser Einrichtung?
Albert. Höchst bescheiden.
Andreas. Bescheiden? Wozu die Beschönigung! Es ist das nackte Elend. Nnd so hat der im Ueberfluß ausgewachsene Sohn meines edelsten Freundes seit Wochen gehaust! Und nun wollen wir ihn gar von hier fort-treiben — in's Ungewisse, vielleicht in's Verderben! Und das soll ich ruhig geschehen lassen? . . . Ich schäme mich meiner Schwäch.', schäme mich, daß die Bosheit mit ihrem beständigen Zischeln mich in meinem Vertrauen hat

schwankend machen können. Aber jetzt habe ich mich selbst wiedergefunden,
und zum Aeußersten lasse ick) es nicht kommen; ich halte den unglücklichen
Jüngling zurück, — wenn es sein mnß^ mit Gewalt! Ich wäre ehrlos,
wenn ich aus schlaffer Bequemlichkeit die Augen darüber schließen wollte,
wie der Sohn meines edlen Wohlthätcrs durch mich zu Grunde geht.
Albert. Nimm's mir nicht übel, Andreas, aber Du bauschest die Ver-
pflichtungen Deiner Dankbarkeit zu sehr auf! Ich weis; sehr wohl, was Du
dem alten Adenau schuldest; ich begreife, das; Du das Menschenmögliche thnst.
um diese Schuld an seinen Sohn abzutragen. Unterstlitze ihn, schenke ihm
die Hälfte Deines Vermögens und mehr, ich würde es ganz in der Ordnung
finden . . .
Andreas <ei„Mend>, Du weißt sehr Wohl, daß sein Stolz derartige
Unterstützungen entschieden von der Hand weisen würde.
Albert. Dann hast Du nicht Dich anzuklagen, sondern es nur zu
bedauern, daß seine Starrköpfigkeit es Dir unmöglich macht, für ihn etwas
zu thnn. Aber so weit Du die Grenzen Deiner Verpflichtungen auch ziehen
magst, sie haben doch ihre Grenzen. Und diese Verpflichtungen hören da
auf, wo die Ehre Deines Hauses bedroht erscheint.
Andreas. Aber so sage mir doch eine einzige Thatsache, nenne mir
eine einzige Handlung des armen Ernst, die geeignet wäre, meine Ehre, die
mir mehr gilt als mein Leben, anzutasten!
Albert. Eine Thatsache? Die Thatsache Eures gemüthlichen Bei-
sammenseins, das genügt! ^Ungeduldige Bewegung Andreas ,) Ich will ja «N die
ideale Reinheit Eures Verkehrs gern glauben; aber kannst Du der Welt ver-
bieten, ihre Glossen darüber zu machen? Und Tu lebst in der Welt und
lebst mit der Welt, und sie ist stärker als Du! Du bist abhängig von ihr,
und ihr Urtheil wird vollstreckt, auch wenn es ein ungerechtes ist! Die
Welt hat »un einmal einen Abschen gegen das Ungewöhnliche, und wenn sie
sieht, wie zn der Ehe zwischen einem älteren Manne und einer blutjungen
Iran ein interessanter junger Mann als Dritter hinzutritt, der in der aller-
vertrautcsten Vertraulichkeit mit dieser jungen Frau verkehrt, dann sucht die
Welt eben die gewöhnliche Erklärung, und der gute Mann spielt in ihren
Augen eine lächerliche Rolle! . . . Wenn Du auch die Stirn in Falten legst
und verächtlich lächelst, es ist nun einmal so, nnd ans unserer nnvollkommenen
Erde muß der Schwächere dem Stärkeren weichen. Deswegen habe ich mich
darüber gefreut, daß Ernst unser Haus verlassen hat, nnd ich müßte lügen,
wollte ich behaupten, daß ich darüber traurig wäre, wenn er sich jetzt dazu
entschlossen hat, sich die Sonne Afrikas auf den Scheitel brennen zu lassen.
Andreas. Du stellst allerliebste Grnndsätze ans, das muß ich sagen!
Also gicbt es keine Reinheit der Empfindung zwischen einem jungen Manne
und einer jungen Frau? Gicbt es keine Freundschaft? Und das Edle, weil
es ungewöhnlich ist, soll gerade so behandelt werden dürfen, wie das Niedrige
und Gemeine, weil dies eben das Gewöhnliche i>t? Wahrhastig, ich werde irre

an Gott und der Welt! (Kurze Pause. Mit leiserer Stimme,, Und das Entsetzlichste
ift, daß ich mich der schändlichen Beeinflussungen selbst nicht erwehren kann.
Ich sage es zwar mit erhobener Stimme und Jedermann in's Gesicht:
sie lügen und verleumden, die feigen Buben! Aber eine leise Stimme mahnt
in mir: und wenn sie doch nicht lögen, wenn ich nun wirklich der Verblendete
wäre, wenn sie Recht hätten, die Anderen ? In der Festung der Ehre ist
das Vertrauen ein schlechter Cvmmcmdcmt ... So arbeiten die widerstrebendsten
Empfindungen in mir und reiben mich aus.

Albert. Ueber Alles das wirst Du ruhiger denken, wenn Land und
Meer Euch von Emst trennen.

Andreas. Du glaubst noch immer, daß ich ihn ziehen lassen werde?
Wenn nicht meine Pflicht, schon meine Klugheit würde mir gebieten, ihn
zurückzuhalten.

Albert. Ich verstehe Dich nicht.

Andreas. Es ist nicht schwer zu verstehen. Seit Wochen, seitdem
uns Ernst verlassen hat, bin ich beständig in gedrückter Stimmung, unwirsch,
unfreundlich, traurig. Julie hat keinen freundlichen Blick mehr von mir
gesehen, kein freundliches Wort mehr von mir gehört. Es muß ihr doch
auffallen, sie muß sich fragen: was ist geschehen? womit habe ich diese
Behandlung verdient? Und das Gefühl, daß sie unberechtigte Kränkungen zu
erfahren hat, muß sie bitter gegen mich stimmen. Wir rücken uns einander
ferner und ferner, mit unseren harmlosen Gesprächen ist eö ans, der Klang
unserer Stimmen ist ein anderer geworden; in mir herrscht ungerechter Arg-
wohn, in ihr Trauer und Kümmernis;.

Albert. Wenn Tu das erkennst, so ist es Deine- Pflicht, Dich zu
beherrschen.

Andreas <i,l schmerzlicher Erregung,, Ich kann es nicht! Ich weiß, daß ich
ungerecht bin, wenn ich an ihr zweifle; aber ich bin eben halb wahnsinnig!
Und was ich verliere, gewinnt er! Ich bin der Eifersüchtige, der Düstere,
der Quälgeist, der Tyrann, und er ist der Edle und Hochherzige, der stets
Ergebene! Und die Welt hetzt und hetzt, und die Beiden hören es aller-
orten und zu jeder Stunde, daß sie sich lieben, und es wird ihnen s,o lange
in's Ohr geschrieen, bis sie es selbst glauben werden.

Albert. Und wenn dem so ist, kann dem Ucbel anders abgeholfen
werden als eben dadurch, daß man die Beiden von einander reißt? Und
Tu kurzsichtiger Thor willst Tich dem widersetzen!

Andreas ,in immer wachsender Erregung,. Ter Kurzsichtige bist Tu! Ich
soll ihn also in die weite Welt ziehen lassen, in ein Leben voll Qualen und
Entbehrungen, — und wir wollen daheim in nnserm gcmüthlichen Neste bleiben?
Und ich soll in Juliens Angen der undankbare Egoist sein, der eifersüchtige
Narr, der seiner Bequemlichkeit ein junges Menschenleben opfert? Ich soll
es ruhig mit ansehen, wenn sie traurig dasitzt, und ihre bedanken über daS
Meer schweifen zu ihm, auf dessen Stirn die Undankbarkeit der Menschen die

Dornenkrone drückt, und um den die Trennung den idealen Heiligcnschiinmer
zieht? Ich soll in ihrem Auge die Spur einer heimlichen Thrcine sehen,
die sie ihm nachweint, dem Verstoßenen, dem Unglücklichen, dem Geliebten?
lSr hat sich auf den Sessel lallen lassen,!
Albert. Beruhige Dich, man kommt.
Dritte Lcene.
Die Borigen. Waller.
Albert. Du bist's? Was treibt Dich hierher?
Walter <bei Seite). Aha, sie wissen Alles. ,La.it.) Vermutlich dasselbe
Geschäft. Guten Tag. Onkel. Guten Tag. Vater. Daß die Geschichte
schon bis zu Euch gedrungen ist, nimmt mich eigentlich Wunder. Aber
freilich, die Scene im Caföhause war zu öffentlich.
Albert. Wie meinst Du?
Walter. Ihr wißt doch . . .
Andreas ,ci,isliiie„di. Alles! . . . oder doch wenigstens die Hauptsache.
Walter. Ich habe es mir gleich gedacht, daß der Scandal sich mit
Windeseile verbreiten würde. . .
Andreas. Alle Welt spricht davon. . .
Albert 'erstaunt,. Wovon? . .
Andreas <ih» durch eine Bewegung zum Schweigen aussordernd, sich tann wieder zu Walter
wendend,. Nur Über die Einzelheiten schwanken die Angaben. Kennst Du sie,
Walter? ,Fre«„dlich,i Du weißt ja sonst alles, was vorgeht und Deine Berichte
bewahren sich immer. . .
Walter (geschmeichelt,. Nun ja, man kommt ja unter die Leute und hört
mancherlei.
Andreas (seine Ungeduld möglich beherrschend) Nun also, wie steht's?
Walter. Schlimm steht die Sache, sehr schlimm, besonders für Ernst!
Andreas. Also wirklich! Aber Du glaubst doch, daß sie sich noch
beilegen läßt?
Walter. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich. Tie Sccundanten
haben die Entscheidung ans Wunsch der beiden Gegner so beschleunigt . . .
Andreas lei„saue„d>. Die Sccundanten, natürlich,— wegen der Abreise
vermuthlich? Aber wir müssen beides verhindern: Zweikampf und Abreise.
Albert ,leise,u Andreas). Von welchem Zweikampf sprichst Tu?
Andreas icbenw,. Schweig. l«aut.> Ich hoffe, Ernst zu einer versöhn-
licheren Haltung zu bestimmen, und sein Gegner wird anch Vernunft an-
nehmen. Ein herbes Wort kann ja zurückgenommen werden.
Walter, Ein herbes Wort? Du scheinst doch nicht genau unterrichtet
zu sein. Ein Faustschlag in's Gesicht war's! Ernst hat den Baron von
Sandten in's Gesicht geschlagen, vor zwanzig Zeuge», im Cafe.
Andreas, Weil der Baron gelogen hat.

Walter. Das mag ja sein. Aber dic Beleidigung ist eine so thcit-
liche, daß ich kein Mittel sehe, sie ungeschehen zu machen, um so weniger,
als der Baron nicht mit sich spaßen läßt und schon ein halbes Dutzend mal
auf der Mensur gestanden hat. Die Bedingungen sollen denn auch so stramm
wie möglich sein, es geht auf Leben und Tod: Zweikampf bis zur Kamvf-
unfahigkeit.
Andreas (sehr erregt,. Jawohl, das wußte ich! Aber es muß doch
noch ein Mittel geben . . .
Walter. Nach dem, was ich eben im Club gehört habe, kaum!
Andreas. Ich begreife noch immer nicht, wie sich Ernst so vom Jäh»
zorn hat übermannen lassen . . .
Walter. Er ist eben heißblütiger als mancher Andere. Er hatte sich
im Caf6 mit einem Freunde verabredet, der am Congo einen Verwandten
oder einen guteu Freund hat, und der ihm einen warmen Empfehlungsbrief
und einige nützliche Winke für dic Reise geben wollte. Er sitzt an seinem
Marmortisch allein und bekümmert sich nicht um die lustige Gesellschaft junger
Leute am Nebentisch. Da hört er zufällig seinen Namen nennen und zu-
gleich eine spöttische Bemerkung über seine geplante Reise. Er horcht auf,
und da wird der Name einer Dame genannt — in gehässiger Verbindung mit
dem seinigen, und es fällt eine jener wohlfeilen chrnbschneiderifchcn Be-
merkungen, die die jugendliche Umgebung zu ungestümer Heiterkeit hinreißt.
Das Blut schießt ihm in die Wange, er springt auf, er packt den jungen
Baron Sandten beim Handgelenk, und mit bebender Stimme stößt er die
heiseren Worte hervor: „Tu lügst, elender Bube, widerrufe auf der Stelle!"
Tu kannst Dir den Auftritt denken. Eine fürchterliche Stille. Der Baron,
bleich vor Zorn, will die Hand erheben, aber Ernst kommt ihm zuvor und
schlügt ihn mit der Faust in's Gesicht. Die Andern springen herbei und
trennen die Wüthcnden.
Andreas. Und der Name dieser Dame war?
Walter Nchwcign.
Andreas tmit dv,,nernder Stimme). Julie! Ich habe es gewußt. (Er lützt
sich aus den Stuhl lallen und bedeckt die Auge,, mit semen Händen,)
Albert (leife zu Walter,, Walter, was hast Tu gcthan! iAn Andreas heran.
law,»,. Aber so sammle Dich doch, sei gefaßt.
Andreas lauisiewid, !««>, Jawohl, ich bedarf der Ruhe. Meine Frau
ist beleidigt, und ich gestehe keinem Menschen das Recht zu, für ihre Ehre
einzutreten. Dazu bin ich da. Kann ich auf Dich rechnen, Albert?
Albert. Tu kannst immer auf mich rechnen.
Andreas lnachdem er einige Schritte gethan hat, zu Waller streng!. Jetzt verlange
ich von Dir Antwort auf meine Fragen, Antwort ohne Umschweife. Auf
welche Stunde ist der Zweikampf angesetzt?
Walter. Aus heut Nachmittag drei Uhr.
Andreas. Wer sind dic Secnndanten?

Walter. Ich kenne nur eine», den Grafen Lichtenberg.
Andreas, Sehr wohl, er ist auch mir bekannt. Du bleibst hier,
bis Ernst kvmmt. <Eich zu Albert wendend,, Und Du begleitest mich.
Albert. Wohin?
Andreas. Zu Baron Sandten, zu wem sonst? — ,M>, unheimlicher Freude.>
Bis zu dieser Stunde hat sich die Verleumdung mir zu entziehen gewußt,
sie war überall und nirgends, ich fühlte sie und konnte sie nicht packen.
Jetzt habe ich Einen, jetzt hat sie Fleisch und Blut gewonnen! Und
den Einen halte ich fest, er soll mir nicht entwischen, der Bursche?
Komm!
Nlndreas und Albert ab,>
Vierte öcene.
Walter <de„ Beiden nachsehend,. Da habe ich wieder einmal etwas
Schönes angerichtet! Aber die Hauptsache hat er ja gewußt; das Andere
freilich scheint er erst durch mich erfahren zu haben. Meine Schuld ist
es nicht. Erfahren mußte er es ja doch, und vielleicht besser recht-
zeitig als zu spät . . . Eine verwünschte Geschichte . . . Ich für meine
Person glaube ja nichts Böses, ich kenne Julien und ich kenne Ernst;
aber die Welt sagt: man muß nicht immer gleich das Beste denken,
und der Schein trügt gewöhnlich nicht! Und das muß man ihnen nach-
sagen: vorsichtig sind sie nicht gewesen. Und wenn ich hier etwas um-
herschnüffeln wollte, ich bin überzeugt, hier in diesen vier Wtrnden würde
ich den Beweis ihrer Schuld finden, jener Schuld, die vielleicht gar nicht be-
gangen ist! Da auf dem Tisch, da ist schon ein Schnldbcwcis! Hier steht
das Bild von Andreas, dort der leere Rahmen, aus dem unzweifelhaft die
ausdrucksvollen Augen meiner jungen Tante früher den Dichter begeistert
habe». Was ist aus dem Bilde geworden? Hat er es vernichtet? Das
wäre gewiß nicht nnbedenklich. Oder hat das Bild — und das ist das
Wahrscheinlichere — seinen bisherigen Platz mit einem anderen ver-
trauteren, mit dcni schönsten Platze, am Herzen, vertauscht? Hm hm! Und
da Schreibereien . . . Verse,. . . laß sehen. <Sr lies, lächelnd,. Ein ver-
fängliches Gedicht und ,mit veränderter Stimme, ein Akrostichon, wie ich sehe! die
Anfangsbuchstaben der Verse bilden den Namen „Julia". Ei ei! ^r luft.,
„Ja nivrgrii soll ich von Luch zehn,
Und ohne Wiedcrsehn!
Lebt wvl,l, mir wird der Abschied schnür,
Ich Armer, ach, verlasse mebr,
Als ich hier darf gestehn."
Ei ei! Gewiß nur eine poetische Schelmerei ohne sachlichen Inhalt! Aber
es gicbt Angeklagte, die auf geringeres Bcweismaterial hin verurtheilt worden
sind . . . Und da der Dante, und immer auf derselben Seite aufgeschlagen,
immer die Episode der Francesca da Rimini! Und da der Versuch einer
metrischen Umschreibung dieser kurzen Tragödie:

Galeotto.
„Und als sie in Lanzelots Annen lag,
Die schönste der Königinnen,
Als sie dem König die Treue brach,
Schlich Galeotto von hinnen,"
Galeotto! so hat er ja auch sein neues Stück genannt, von dem er sich
Wunderdinge verspricht . , . Ah, da kommt er!
Fünfte 5cene.
Waller. Ernst.
Ernst. Sie warten schon lange?
Walter. Tie Zeit ist mir nicht lang geworden. Ich bin sogar in-
discret gewesen und habe in ihren Papieren gestöbert. Sie sind ein wunder-
licher Heiliger, lieber Freund; Sie stehen vor der denkbar ernstesten Ent-
scheidung, Sie wissen, daß Sie einen gefährlichen Gegner haben, und anstatt
auf dem Fechtbodcn sich einzupauken, setzen Sie sich an Ihr Pult und
schreiben Verse.
Ernst. Sie haben Recht. Es ist lächerlich, aber ich hatte es mir nun
einmal in den Kopf gesetzt, mein Stück fertig zu machen. Es ist mir leider
nicht gelungen, und nun wird der „Große Galevtto" wahrscheinlich Fragment
binden — wie sein Dichter,
Walter. Galeotto? Wie kommen Sie zu dein sonderbaren Titel? Ich
las eben noch Ihr Einlciwngsgedicht. Wer ist der Galeotto, der davon-
schleicht, während sich die Liebenden in die Arme fallen?
Ernst. Der nichtswürdige Erzkuppler, der die Arglosen zusammenführt,
sie schuldig werden läßt und sich dann mit boshaftem Lächeln bei Seite
stiehlt, ohne Gewissensbisse über die Strafe, die die durch ihn schuldig Ge-
wordenen ereilt; der hämische, elende Seelenvcrgifter, das ist Galeotto! Und
deswegen nennt Tante in großartigem Lakonismus jenes Buch vom Lanzelot.
das Francesca und ihr Schwager lesen, das ihre Liebe entflammt und sie
Pilichtvergessen und verdaminenswerth macht, — deswegen nennt er dies Buch
den „Galeotto". Und „Galevtto" nenne ich mein Stück, weil dieselbe unheim-
liche, vcrhängniszvollc Gewalt die Katastrophe herbeiführt. Mein Galeotto
ist nicht eine Person, wie im Gedichte von Lanzelot, auch nicht ein Buch,
wie in der Dichtung Tantes, es ist ein Allgemeinwesen, es ist die allgegen-
wärtige und allmächtige Gesellschaft, die durch ihre Bosheiten nnd Niedrig-
keiten die reinen und harmlosen Helden aneinander treibt, durch ihren schmäh-
lichen Verdacht die Reinheit vergiftet und den Keim der Schuld in daK
unschuldsvollc Herz streut; die so lange die Schuld der Beiden betheuert,
bis die Beiden in der That Schuldige werden. Ein undurchdringlich dichter
Tunstkreis wird um sie gebreitet und trennt sie von den Uebrigcn; eine
Sturmfluth von Berlcumdungen überschwemmt sie, und in ihrem Elend
schließen sich die Schuldlosen an einander an, fallen, gehen als Schuldige zu
Grunde, und die Gesellschaft, die das Unheil angerichtet hat, triumphirt, —

sie hat Recht behalten! Das wollte ich der liebenswürdigen Gesellschaft sagen,
n»d zwar von der Statte herab, die den lautesten Widerhall findet: von der
Bühne. Und hätten sie mein Stück ausgezischt — meinetwegen: ich hätte
es ihnen doch wenigstens einmal gesagt, und vielleicht hätte sich doch der
Eine oder der Andere etwas davon gemerkt.
Walter, Also blos Ihres Stückes halber hängen Sie am Dasein?
Nun, ich sollte meinen, unser Dasein, so jämmerlich es auch sein mag, bietet
auch »och andere Neize, als die Vollendung eines Dramas. Tie Sonne und
der gestirnte Himmel, der Frühling und das unendliche Meer — es ist doch
eigentlich recht hübsch, ich würde nicht ohne ein gewisses Bedanern auf Alles
das verzichten.
Ernst, Meine Philosophie ist höchst einfach: tobte ich Sandten, so
gewinnt die Welt, tobtet er mich, so gewinne ich.
Walter. Die Nuhc, mit der Sie von der Sache sprechen, ist wirklich
unheimlich.
Ernst. Dem Unabänderlichen gegenüber bin ich immer rnhig.
Walter. Und ist es denn wirklich unabänderlich.
Ernst. Vollkommen.
Walter. Und es bleibt bei der festgesetzten Stunde: heut Nachmittag
drei Uhr?
Ernst. Jawohl.
Walter, Haben Sie denn ein geeignetes Terrain gesunden? Die
Stunde ist doch unbequem.
Ernst. Wir werden nicht gestört werden. Hier über mir ist eine
Wohnnng frei: ein großes Atelier mit Oberlicht. Der Portier hat uns für
ein paar Goldstücke den Schlüssel für heute Nachmittag zur Verfügung ge-
stellt. Die Secundanten sind benachrichtigt, die Waffen sind besorgt . . . .
Walter. Da spricht Jemand im Vorzimmer. Die Secnndanten?
Ernst (sieht nach der Nhr,. Nein, es ist noch zu früh.
Walter. Eine Frauenstimme,

sechste öcene.

Die Vorigen, Die Wirtstin,

Die Wirthin. Draußen fragt Jemand nach Ihnen, in einer sehr
dringlichen Sache . . .
Ernst. Ich habe auch nicht viel Zeit zu verlieren. Wer ist's?
Die Wirt hin (geheimnisvoll). Eine Dame.
Ernst. Seltsam.
Walter. Ist sie hübsch?
Die Wirthin. Das kann ich nicht sagen, der Vorflur ist ziemlich
dunkel, und die Dame hat ihr Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt.
Sie scheint sehr aufgeregt zu sein, sie sprach sehr hastig und zitternd und
machte es sehr dringlich.

Ernst ‚zn Walter'. Wer mag das sein?
Walter. Jedenfalls müssen Sie die Dame empfangen, sie hat Ihnen
doch unzweifelhaft Wichtiges zu sagen. ‚Er „>mmt seinen Hu». Ich lasse Sie
also allein. (Er drückt ihm die Hand kräftig., Und nun, lieber Ernst, glauben Sie
mir, von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Glück. <S»r Wirthin.) Worauf
warten Sie denn?
Die Wirthin. Auf Bescheid. Ich weiß ja gar nicht, ob der Herr
die Tame empfangt.
Walter. Natürlich. Lassen Sie die Dame eintreten. Im Uebrigen
ist der Herr für Niemand zu sprechen, verstehen Sie? für keinen Menschen.
Die Wirthin. Sehr wohl.
Liltcr Kitt noch einmal an Ernst heran, drückt ihm die Hand kräftig und ausdrucksvoll und geht ab,)
Ernst l»«ch einer Paust, allei«. Was mag man von mir wollen?
Siebente 5ccne.
Ernst. Julie.
lJvlic bleibt an der Schwelle stehe», Ernst wendet sich zu ihr um und verbengt sich Julie lüftet den
Schleier,)
Ernst (im höchsten Grade erstaunt), Julie! (Sich verbessernd.) Gnädige Iran!
Julie (in äußerster Erregung, kaum des Wortes machtig,. Wo ist Andreas?
Ernst (überrascht,, Ihr Mann? Ich weiß es nicht.
Julie (wie oben). Ich muß ihn sprechen— und hier!
Ernst. Aber so sammeln Sie sich doch, gnädige Frau!
Julie (noch immer sehr errcgt und mit Ichwacher Stimme). Ich muß ihn sehen . . .
sogleich! Ich will ihn beschworen . . . Therese hat mir gesagt, daß er
mit Albert zu Ihnen gegangen ist, daß ich ihn sicher finden würde . . .
Ernstsdcr an sie herangetreten ist und sie nach vorn sührt). So erivartenSie ihn hier, . .
Jnlie (angstvoll,. Hier?
Ernst. In meinem Zimmer, gnädige Frau, und Sie wissen, daß ich
das Vertrauen, durch welches Sie mich ehren, voll zu schätzen weiß. Also
blicken Sie nicht s« scheu und verzagt um sich, seien Sie ruhig, gnädige Frau!
Julie. Herr Adenau! Es gab eine Zeit — ach, daß sie verschwunden
iü! — da trat ich sorglos und unbefangen in Ihr Zimmer, wie in das eineK
Bruders, da brauchte ich nicht zn zittern und zu zagen; und wenn damals
die Abschiedsstunde zwischen uns geschlagen hätte, so hätte ich dem scheidenden
Freunde die Hand mit Traner und Wärme gedrückt und ihm die Stirn zum
Kuß geboten, — vor Andreas, vor aller Welt! Und heute schleiche ich zu
Ihnen wie ein Nebelthäter, verschleiert, und mir pocht das Herz n»d meine
Hände zittern, ich fahre angstvoll zusammen bei dem Gedanken, daß uns ein
Fremder hier überraschen könnte. Weshalb das Alles? erklären Sie mir das,
Herr Adenau, Sie sind ja klüger als ich.
Ernst. Ich kann Ihnen keine Antwort darauf geben, gnädige Frau,
ich stehe dieser Veränderung so rathlos und so traurig gegenüber wie Sie.

Auch ich cmpsindc es, daß zwischen uns ein Abgrund sich aufgethan hat, ohne
unser Verschulden, und wir können nichts dazu thun, um ihn zu überbrücken.
Wenn unsere Hände sich jetzt berühre» würden, es wäre etwas Anderes, clls
es gewesen ist. Und was mich am tiefsten schmerzt, ist das Bewußtsein, dem
edlen Manne, der mir nur Gutes gethan, die Ruhe geraubt zu haben, ist
das Bewußtsein, daß Andere meinetwegen leiden. — auch Sic, gnädige Frciu,
Julie. Sprechen Sie nicht von mir. Ja, ich habe kummervolle Tage
und Nächte verbracht, es ist wahr. Es kränkt mich und schmerzt mich, daß
Andreas ein so ganz Anderer geworden ist. Aber Ihnen bin ich darum nieiNi.il?
gram gewesen. Sie haben keine Schuld daran, und nicht Sie kann ein Vorwurf
treffen, wenn der unglückliche Andreas jetzt an mir und meiner Liebe zweifelt.
Ernst. Ich fasse es nicht! Wie kann ein Mann an einem Weibe
wie Sie zweifeln!
Julie. Er leidet schwer darunter, beklagen Sie ihn, beschuldigen Sie
ihn nicht!
Ernst. Ich ihn beschuldigen? Sollte ich daS gethan haben? Ver-
geben Sie mir! Ter unglückliche Andreas! Daß der Zweifel an ihm nagt,
ach, ich begreife es nur zu gut. Es giebt ja Lente, die an Gott im Himmel
zweifeln. Wer reich ist, wahrt sein Gold und bewacht es argwöhnisch. Und
wenn ich die übermenschliche Kraft besäße, Sie zu gewinnen, wahrhaftig, auch
ich würde zweifeln, Julie!
(Man hört drauhen Stimmen,>
Julie (entletzt). Still, man kommt,
Ernst (nach der Uhr sehend). Unmöglich.
Julie (austubeind), Andreas! Ich kenne seine Stimme . . . Sie nähern
sich der Thür . . . (Sie will ihm entgegeneilen, Ernst IM, sie respektvoll zurück,!
Ernst (aushorchend), Nein, sie bleiben stehen . . .
Julie «ebenfalls horchend). Es sind Andere . . . o Gott!
Ernst (leise). Sind es Andere, sind es Zweifler — jene Thür
,,l°ch rechts deutend) führt in den Alkoven.
(Julie macht wiederum eine Bewegung der Thür zu.>
Ernst <h°rch°„d). Bleiben Sie, es ist Alles still. Die Wirthin hat den
Besuch offenbar abgewiesen. (Wieder „ach vorn kommend.) Wie Sie zittern!
Julie. Ich bin halb todt vor Angst! Die Zeit verrinnt . . .
Ernst. Ja die Zeit verrinnt, und ich muß daran denken, daß wir
hier nicht beisammen bleiben können. Ich erwarte . . , Freunde, die ich
nicht abweisen kann.
Julie. Ich weiß es.
Ernst (erstaunt,. Was wissen Sie?
Julie. Therese hat mir Alles gesagt. Sie wollen sich für mich
schlagen. Ich dulde es nicht!
Ernst. Man hat Sie beleidigt, beschimpft, ich habe die Beleidigung
aufgenommen, und nun geht die Sache mich etwas an, nur mich.

Julie. Und uns! Und wenn ich Ihnen befehle . . .
Ernst. Ich gehorche Ihnen blindlings, verfügen Sie über mich und
über Alles, was ich bin und habe, Sie sind die unbeschränkte Herrin, aber
doch nur bis zu jener Grenze, wo die Ehre ihr Machtwort spricht.
Julie. Und bedenken Sie nicht, welches Aergernisz der Zweikampf
hervorrufen wird? Wie er ganz dazu angcthan ist, die Verleumdung zu
verstärken?
Ernst. Das Aergerniß ist schon gegeben. Es gicbt kein Mittel, es
zu verhindern, aber es giebt ein Mittel, es zu vermindern, das ist die
Züchtigung.
Julie. Und Andreas?
Ernst. Nun?
Julie. Glauben Sie, daß er es ruhig mit ansehen wird, wenn ein
Anderer als Vertheidiger der Ehre seiner Frau auftritt?
Ernst. Es steht mir nicht das Recht zn, die Frau meines Freundes
Andreas zn vertheidigcn, und ich maße mir keine fremden Rechte an. ES
handelt sich nicht um Sie, es handelt sich um eine Dame, die in meiner
Gegenwart beleidigt worden ist. Ich habe die Beleidigung gehört, ich bin
der Freund der Dame, ich war zur Stelle, ich habe dem Verleumder eine
Lection erthcilt und mich um nichts Anderes bekümmert.
Julie (w tieser schmerzlicher Erregung,. Ach, es Wird Ihnen nicht schwer
werden, mich zu überzeugen, daß Sie Recht haben; mit Gründen kann ich
nicht mit Ihnen kämpfen. Aber zählen denn meine Empfindungen für
nichts? Ernst, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, haben Sie Mitleid mit mir!
Tic sollen sich nicht schlagen, Sic sollen es nicht!
Ernst. Und ich beschwöre Sie, Julie, verwirren Sie mich nicht! Es
muß sein und es wird sein: die Beschimpfung kann nicht ungesühnt bleiben.
Und trete ich zurück — die Welt würde sagen- verkrieche ich mich —, nnn,
so wird Andreas an meine Stelle treten, — und was würden Sie dabei
gewinnen? Der Ausgang des Zweikampfes ist unbestimmbar, und wenn das
Glück der Waffen dem Verleumder Recht giebt, wie dann? Was ist an
mir gelegen? was verlasse ich? Ich stehe allein, an meinem Sarge weint
kein liebendes Weib, und die Thränen des wehmüthigen Bedauerns und des
leichten Mitgefühls werden bald getrocknet sein.
Julie. Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun, wie inbrünstig ich
iiir Sie gebetet ....
Ernst. Man betet für Jedermann, aber man beweint nur den Einen.
Julie im Thrönc,!). Sehen Sic mich mich an, und haben Sie Mitleid!
>5rnll will sich in leidenschaftlicher Bewegung ihr nahern, bleibt aber plötzlich wie gebannt stehen,
Transze» Geräusch und Stimmen, Julie zeigt sprachlos nach aussen, Tie folgende Scenc mit halber
Stimme und in lebhastem Tempo.>
Ernst <JulienS Bewegung folgend,. Man ist da!
Julie <an der Thür lauschend,. Man verlangt gebieterisch Einlaß!
Ernst. Jawohl. Dort (nach der Thür weisend,, dort, Julie.

Julie. Wozu soll ich mich verstecken? Andreas wird Alles begreifen.
Ernst. Andreas! Und wenn es nicht Ihr Gatte wäre?
Julie. Nicht mein Gatte?
Ernst. Es find die Anderen, schnell.
Julie (in tiesn Leidenschaft), Sie dürfen sich nicht schlagen! Sie solleil
leben, Ernst!
Ernst. Mögen Sie mich hassen, verachten sollen Sie mich nicht!
Julie lsast zusammenbreche,,!,!. O Gott!
lErnst hat Julien biL an die Thiir gesuhlt. Julie schwankt in den Alkoven, Er schließt die Tlitir.
Trauben ist der StimmenlKrm starker geworden,!
Achte öcene,
Ernst. Walter.
Walter lnoch draußen, mit erhobener Stimm«, Scheeren Sie sich zum Teufel!
Ich muß ihn sprechen! lEr stürzt in heftiger Bewegung in das Zimmer,) Ernst!
Ernst. Um Gottes willen, was ist geschehen?
Walter. Das Entsetzliche! Ein Unglück! Andreas hat um das Duell
gewicht, er ist Ihnen zuvorgekommen. Er hat den Baron aufgesucht und
durch eine tödtliche Beleidigung gezwungen, sich mit ihm zu schlagen. Er ist
zu Ihnen geeilt, man hat ihn nicht eingelassen. Ihre Sccundanten haben
ihm als Zeugen gedient.
Ernst <in ausjersterAufregung). Sie haben sich geschlagen?
Walter. Wie zwei Nafende . . . Da oben!
Ernst. Und er ist verwundet?
Walter. Tödtlich.
Ernst. Leiser, leiser, ich beschwüre Sie.
Walter. Da bringen sie ihn.
Neunte öcene.
Dic Vvrigcn, Andrea« (tvdtlich verwuudet, aus den Arm seines Bruders) Albert
lgcstützt). Der Arzt. Zwei Herren,
Ernst lgeht Andreas entgrgen, sinkt aus's Knie, faßt seine Hand und küßt sie), Andreas,
mein WohltlMcr, mein Freund!
Andreas (schwach). Laß es nur gut sein, mein Junge, Du hast Deine
Pflicht thun wollen, ich habe die meinige gethan.
Der Arzt. Der Verwundete muß sogleich gebettet werden,
Ernst (wie abwesend). Dieser Schnrke, dieser Sandten! Und nun soll er
mir für zwei büßen! l?r mach, einige Schotte nach Hinte,,,)
Walter iz» dcn nebligen?. Das Bett steht im Alkoven, rechts.
Ernst (bleibt plötzlich stehe,». Wohin?
Albert. In jenes Zimmer.
Ernst (Dringt schnell vor, stellt stch vor die Thür und deckt sie). Unmöglich.
Albert. Was sagen Sie? Unmöglich? Sind Sie bei Sinnen?

Ter Arzt. Jetzt gebietet der Arzt. Der Kranke muß sofort in
ruhige Lage gebracht werden.
Ernst «mit erstickter >Tiimme>, Nicht da!
Andreas. Was sagst Dn mein Junge? Du weigerst mir. . . .
,Sr richtet sich mühevoll aus und ficht Ernst mit durchdringenden Blicken an.I
Ernst. Und Sie zweifeln an mir? <Tritt einen Schritt vor und will Andrea« die
Hand reichen.!
Albert «geht wöhrendem entschloffen aus die Thür zu u„d öffnet sie). Es Mus; sein,
«Jnlie erscheint aus der schwelle,)
Ernst Gerechter Gvtt!
Albert und Walter s ^ Julie!
Der Arzt i S Eine Dame!
Julie lleidenschastlich und in Thra, c„>, Nein, Tu zweifelst nicht, Andreas!
Andreas «stöbt sie von sich, macht sich geivaltwm srei, richtetet sich aus und stürzt mit dem
«usschreil Julie! ,bewußtlos zusammen,,
«Ter Vorhang I!illt,>

Vritter Act.

,Tie leioration des erste,, Zlltc«, I?s ist Abend, Aus dem Tische und dem Kami» brennen die
Lampen,)

Lrste Scene-

Therese ,»leich daraus, Walter.
Therese >gcht unruhig und nerdvü im Ziinmer aus und ab, horcht an der Thür hinlc,,
l:i,ls und durchschreitet dann wiederum das Zimmer mehrere Mole, Halblaut, m hcstiger Erregung,,
Mein Gott, mein Gott, waS soll daranS lverden!
«Walter tritt o»S dem Zimmer «links,>
Therese >u,,n enigcgeneilendl Nllll?
Walter. Tie Schmerzen haben für den Zlugeublick nachgelassen, er
ist ruhiger,
Therese. Und was sagt der Arzt?
Walter. Er ist außer sich darüber, daß der Onkel seinen Befehlen
getrotzt hat und nicht ruhig da geblieben ist, wo er war. Das Steigen der
Treppen, die Stöße des Wagens haben die Gefahr auf's Höchste gesteigert.
Er sogt, er könne nun für nichts einstchen.
Therese, Entsetzlich!
Walter. Ja, er hat gut reden, der Arzt; aber welcher Ehrenmann
hatte, so lange noch ein Fünkchen Leben in ihm glimmt, in jenem Hause
bleiben wollen!
Therese. Und was sagt denn Papa?
Walter. Er ist unheimlich; zum ersten Mal in meinem Leben flößt

cr mir Angst ein. Ich wußte ja, daß er seinen Bruder über Alles liebt, daß mein Vater aber eines so tiefen Schmerzes, eines so finsteren ZsrneS fähig wäre, das hätte ich nie geglaubt. Er sitzt nebe» dem Bette seines Bruders und laßt dessen Hand nicht aus der seinigcn. Und der Onkel liegt da, bleich, erschrecklich anzusehen, starrt aus deu weit geöffneten Augen in die Leere, zupft mit der linken Hand am Bctttuch, schließt dann wieder die Augen, stöhnt und stößt mit heiserer rauher Stimme zwischen den bleichen Lippen das eine Wort: „Julie" hervor; dann schweigt cr wieder und bleibt starr wie eine Bildsäule; plötzlich übermannt ihn eine unbezwingliche Unruhe, er will aus dem Bett heraus, zu ihm, wie er sagt, und zu ihr, sie erwarteten ihn! Und nur mit äußerster Mühe gelingt es meinem Vater, ihn im Bette festzuhalten; und seine Finger krümmen sich, sein Haar ist zerzaust, und er blickt wild, geängstigt, wüthend um sich.

Therese, Schrecklich! Und Dein Vater?

Walter. Er sucht den Kranken zu besänftigen, zu trösten, er sagt ihm, die zärtlichsten Worte; aber von Zeit zu Zeit übermannt es auch ihn, die Zornesader schwillt auf seiner Stirn, und unwillkürlich stößt cr mit drohendem Ausdruck die Worte hervor: „Die Elenden!" oder: „Der Bube!" — Wo ist denn übrigens Julie?

Therese. Oben bei mir, wo soll sie sein?

Walter. Noch immer?

Therese. Soll ich sie um diese Stnnde vielleicht aus dem Hanse jagen? Wäre sie selbst schuldig, ich würde ihrcr Verzweiflung mcin Mitlcid nicht versagen können. Und sie ist es nicht. Walter, ich kann's nicht glauben! Sie ist ein Kind, unvorsichtig, unklug, aber nicht schuldig.

Walter. Jawohl, ein Kind! die reine Unschuld, die mit kindlicher Anmnrh und Einfalt in Zncht und Ehren ihren Mann in den Tod hetzt!

Therese. Wenn Du sie sähest, würdest Du nicht so hart urtheilcn. Dein guter Frcnnd, der Dichter, der Schwärmer, der Idealist, der saubere Ernst — cr allein ist an Allem schuld! . . . Was mag ans ihm geworden sein?

Walter. Was weiß ich! Vielleicht irrt cr jetzt durch die dunklen Straßen, von seinem Gewissen gepeitscht, vielleicht sitzt er zuhause beim traulichen Schimmer der Lampe und dichtet an seinem unsterblichen Meisterwerk ....

Zweite öcene.,

Die Vorigen. Diener»

Diener. Herr Adenau!

Therese. Diese Keckheit!

Walter. Wir sind nicht zu sprechen.

Diener. Ich habe dem jungen Herrn gesagt, daß der gnädige Herr schwer erkrankt ist, daß der Arzt verboten hat, irgend Jemand vorzu-

lassen, abcr der junge Herr hat mich so gedrängt, — nnr auf einen Augen-
blick, sagte er; er hat den Wagen vor der Thür warten lassen . . ,
Walter. So lassen Sie ihn eintreten . . .
Walter (zu seiner Mutter,, So werde ich ihm denn selbst die T)üc weisen,
wenn er es durchaus hören will.
(Therese setzt sich, Walter bleibt in der Mittc des Zimmers stehen,.
Dritte öcene.
Die Vorigen. Ernst.
(Ernst tritt ein. Die Beiden verharren in ihrer IieiUm^, ohne sich umzumeüden,,
Ernst (bitter. l:ise,. Das ist der Empfang, den man mir heut bereitet,
und weshalb? Großer Gott! <sr tri,, v°r,>
Walter (>««,. H.'rr Adenau, Sie werden begreifen . . .
Ernst (einlallend,. Ich errathe, daß Sie mich aus dem Hanse jagen
wollen, aber ich begreife es nicht. Die Jugend hat doch sonst ei» gewisses
instinctioes Gefühl für das, was recht ist und was nicht recht ist. Daß
Sie an mir zweifeln ... es wurde mich wundern, wenn mich überhaupt
noch etwas in Erstaunen versetzen könnte.
Walter (den Ton wechselnd,. Nein, Ernst, wenn ich Ihre Stimme hure, wenn
ich Sie sehe — ich kann es nicht glauben! Aber ich bitte Sie, (h^lich, ent-
fernen Sie sich, mir zu Liebe; > wenn Sie hier jetzt von Jemand getroffen
wurden, von meinem Vater — Sie würden ihn nicht wieder erkennen; der
Schmerz, der Zorn machen ihn unzurechnungsfähig; es würde zu einem
nenen Auftritte kommen. Ich bitte Sie. Ernst.
(Ernst bleibt Uarr vor sich hinbli^end unbcwez,,,
Walter (sortsahcend mit WZr«!^ Nicht umsonst haben Sie meine Jngend
angerufen, ich glaube Ihnen; aber Andere glanben Ihnen nicht; die Welt
denkt . . . denkt und spricht wie der Baron Sandten!
Ernst. Dem Hab? ich für's Erste den Mund gestopft.
Walter. Was, Sie haben ihn getroffen?
(Therese erhebt sich,,
Ernst. Er hatte mit seinen Zeugen den Saal über mir noch nicht
verlassen, und als ich allein in meinem Zimmer zurü kdlieb, immer mit
demselben entsetzlichen Bilde vor den Augen, wie sich ein tödtli h Verwundeter,
aus zwei Männer gestätzt, aus meinem Zimmer schleppen laßt, gefolgt von
dem bleichen Weibe, besinnungslos und stumps — da hörte ich über mir
Scheitle, und da dachte ich mir: am Ende findest Du ihn noch! Da sprang
ich die Treppe hinauf, und da stand er; und dann stand er mir gegenüber,
und blitzende Klingen schvirrten mir vor den Augen, und der Secundant
fuhr mit dem Rus: „Genug!" mit der Klinge dazwischen, und der Elende
brach zusammen.
Therese. Todt?

Ernst (leise'. Ich weiß es nicht.
(Pause. Therese wendet sich schaudernd ab.1
Ernst (in einem plötzlichen Ausbruch, mit großer Wörme). Haben Sie Mitleid mit mir, gnädige Frau! Andreas, mein Freund, mein Wohlthäter, sagen Sie mir, er lebt?! Er darf nicht sterben! Ich muß ihn sehen!
Therese. Unmöglich!
Walter. Ganz unmöglich!
Ernst. Ich muß ihn sehen, und er darf nicht sterben, ohne den Glauben an mich wiedergewonnen zu haben!
Therese. Um Gottes willen sprechen Sie leise!
Ernst. Sehen Sie, gnädige Frau, wenn man einen Menschen wie mich ohne Grund ächtet und mit Füßen tritt und ihn zum Verbrechen antreibt, dann kann die Sache gefährlich werden für Alle, nur nicht für mich, denn ich habe im Kampfe mit jenem ungreifbaren und unsichtbaren Wesen, das man „alle Welt" nennt, — ich habe die Ehre, die Freundschaft, die Liebe verloren; ich habe nichts mehr zu verlieren!
Walter. Ich beschwöre Sie, Ernst, fassen Sie sich. Wenn er Ihre Stimme hört!
Ernst. Wenn er sie doch hören möchte! Aber ich fürchte, sie wird schwerer zu ihm dringen, als der Widerhall des lauten Gewirrs, das jetzt auf allen Gassen und in allen Salons unserer Stadt ertönt. (Sarkastisch., Ja. man erzählt sich saubere Geschichten, interessante Neuigkeiten: Ter alte Hennersdorf hat seine Frau abgefaßt! — Und Alle lächeln. — Bei wem denn? Natürlich bei dem jungen Adenau! — Und alle lachen. — Und Adenau hat sich auf ihn gestürzt und ihm mit dem Tegen einen tödtlichcn Stich beigebracht. Nun verstummt das Lachen, aber das Interesse wird noch lebhafter, und nnn forscht man „ach Einzelheiten. — Und da erheben sich denn die Stimmen meiner Freunde und sagen: Es war kein gemeiner Meuchelmord, in ehrlichem Zweikampf hat Adenau seinen Wohlthäter niedergestochen. — Und so läuft es weiter, das wachsende Ungeheuer, das verleumderische Gerücht!! . . . Nehmt das Entehrendste, das Schändlichste, das, was am meisten besudelt und am meisten empört, streut es auf die Gasse, laßt es vom Winde weitertragcn, befleckt damit Lippen und Zungen, und es wird Euch die erbaulichen Geschichten erzählen, die man sich jetzt von uns erzählt!
Therese. Still, man kommt. (Sie <it nach d,n, Hintergrunds. wirst ciucn Blick durch die TlKr l-nd komm, Ichnill zurück, zu Ernst? Entferne ihn UM Gottes willen, es ist Julie.
Walter ilcgi M,I de,, säst willeiiloicn Ernst !ri,ie„ Arm und sulirt ll,n zur nahen Thür). Kommen Sie Ernst!
Ernst 'wie erwachend). Wvhi» ?
Walter. Kommen Sie nur, Sie wissen ich meine es gut mit Ihnen.
Ernst (der sich von Walter jüliren Mjit, wahrend er mit diesem das Zimmer vcrlSfzt. wie abwesend'. Machen Sie mit mir, was Sic wollen. (Sie trete» in l-uk Zimmer rechts.,

Therese. Sie hat sich gesammelt. Jetzt will ich die volle Wahrheit
erfahren. ,„ , . « ,
" " <Juw tritt ein,)
Vierte öcene.
Therese. Julie.
lZulie tritt an die Thür und horcht, mit dem Tuch sich den Mund bedeckend, u»> ihr Schluchzen j„
unterdrücken!
Therese. Julie!
Julie. Ah,, Du bist's! l-ie tritt zu ihr,!
Therese. Weine nicht, Thräne» machen das Geschehene nicht unge-
schehen.
Julie. Sag mir die Wahrheit, wie befindet er sich?
Therese. Es geht besser.
Julie. Du sagst die Wahrheit?
Therese. Ja.
Julie. Mein Leben würde ich für ihn geben. Ach, könnte ich es
ungeschehen machen! (Tie fegen ftch »orn.i Aber ich schwöre es Dir, Therese, ich habe
mir nichts Arges gedacht. Du erzähltest mir vom Zweikampf, ich wollte
ihn verhindern, verhindern um jeden Preis. Tu sagtest mir, wo ich Andreas
finden würde. . . Ach, daß ich ihn gefunden habe! . . So finden mußte! .
Therese. Und dachtest Tu nicht auch ein wenig an Ernst?
Julie. Gewiß! und ich wäre unmenschlich, wenn ich nicht an ihn ge-
dacht hätte. Baron Sandten ist ein stadtbekannter Raufbold.
Tercse. Für's Erste ist nichts mehr von ihm zn fürchten.
Julie. Wieso?
Therese, Er ist verwundet, vielleicht todt.
Julie ^unwillkürlich freudig ausfahrend,. Ah, Ernst hat ihn gerächt! Ich
lMe es nicht anders von ihm erwartet.
Therese. Was sagst Tu da?
Julie. Ah, Du mißtraust mir also noch immer? Der unglückliche
Ernst soll nuu ans einmal ein Verstoßener in meinen Augen und es soll
mir verboten sein, seinen Muth zu bewundern? Und weshalb? Weil ich
aus freundschaftlicher Unbesonnenheit das Unheil angerichtet, weil Andreas
uns nicht geglaubt hat. Was hat denn Ernst gethan? frage ich.
Therese. Also Du empfindest Mitleid mit ihm?
Julie. Das tiefste.
Therese. Hüte Dich, hüte Dich, da? Mitleid ist ein gefährlicher
Pfad, der zum Abgrunde der Liebe fuhrt.
Julie. Und wollt Ihr nns denn Alle gewaltsam in den Abgrund
stürzen?
Therese. Ich will Dir ins Gewissen reden, wie eine Mutter, wie
eine Freundin.
Julie. Und deswegen zischelst Dn mir immer in's Ohr: Er liebt

Dich, Tu licbst ihn! <Err,gt>, Immer wieder und imnier wieder! Und ich schwöre Dir: es ist nicht so! Aber Ihr umnebelt meine Sinne, Ihr macht mich zweifeln an mir selber nnd an der Wahrheit, Ihr verdreht die Wahrheit zur Lüge und werdet, Gott sei es geklagt, die Lüge noch zur Wahrheit machen!
Therese. Also gestehst Du . . .
Julie. Ich habe nichts zu gestehen. Noch bin ich bei klarem Sinn und noch sage ich Dir: ich habe für Ernst nie etwas Anderes empfunden, als die reinste freundschaftliche Zuneigung. Für sündige Liebe ist in meinem Herzen kein Raum, weil ich ihn liebe, den edlen, unglücklichen Andreas, — und von ganzem Herzen!
Therese. Das ist die Wahrheit?
Julie. Ich habe nie gelogen,
Therese. Und Ernst, Tu licbst ihn wahrhaftig nicht?
Julie (leidenschaftliche Nein, nein, uud abermals nein! Mit veränderter Stimme.) Wie würde mich sonst eine so beleidigende Frage empört haben! Aber Ihr habt mich schon so mürbe gemacht, ich muß Alles über mich ergehen lassen. Und nun mach was Tu willst: mißtraue oder glaube mir, ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll. Wir sollen ja nun einmal durchaus Schuldige sein, ich und der arme Ernst!
Therese. Ter arme Ernst? Tu weißt nicht, wie schlecht er ist!
Julie. Tu irrst. Er ist eine durchaus vornehme und edle Natur Er verehrt Andreas . . .
Therese. Er hintergeht ihn.
Julie. Es kann nicht sein!
Therese cmit Nachdruck,. Er liebt Dich!
Julie. Es ist nicht wahr!
Therese. Es ist wahr! Und hättest Tu ihn eben gesehen, hier an dieser Stelle . . .
Julie. Wie?
Therese. Ja hier, vor wenigen Minuten. Uud Alles: sein Schmerz, seine Verzweiflung, sein Trotz uud Muth, sein ganzes Sein nnd Wesen, — Alles schrie uns das eine Wort in die Ohren, das seine Lippen gewaltsam verschließen wollten: Er liebt Dich, Julie, Dich und keine Andere!
Julie <in tteser Niedergcschlagcnhcw. Wenn Du die Wahrheit sprichst!.
Therese. Ich sage die Wahrheit. Ich bin älter als Du, und meiner Erfahrung darfst Du trauen.
Julie. Ist denn des Jammers kein Ende! Wie ist er denn hierhergekommen?
Therese. Ich weiß nicht mehr, unter Welchem Vvrwande.
Julie. Uud er hat sich entfernt?
Therese. Nein, er wartet dort. («u> d°s Zimmer weilend.,
Julie. So befiehl ihm, daß er sich entfernt. Ich will ihn nicht wiedersehen.

Therese. Im Gegentheil, Du wirst ihn sehen, und Tu selbst wirst
ihm den Befehl ertheilen, daß er sich entfernt.
Julie (w starker Erregung,, Ja, bei Gott, das werde ich!
Therese ttriit an die rhur, dffnet siel, Herr Adenau!
(Ernst tritt v°r,>
Fünfte öcene.
Die Vorigen. Ernst.
Therese, Meine Schwägerin hat Ihnen etwas mitzutheilen. «Zu Julien,
dxtdlliui., Bleibe stark und fest. Tu hast an mir eine Stütze!
Julie !laui>. Ich bedarf keiner Stütze und kenne meine Pflicht. Ich
bitte Dich, laß mich mit Herrn Adenau allein. Bewegung Thalien«, Julie park,
pl«teri,ch.> Genug des schmählichen Verdachts! Noch bin ich die Herrin, und
noch gebietet hier mein freier Wille, noch anerkenne ich keinen andern Zwang
als mein Pflichtgefühl — und Niemand soll daran zweifeln, weder Herr
Adenau — noch Du! Laß uns allein!
Therese Ohr di, Hand reiche,,!,,. So wirst Tu Teilte Pflicht thun. Ich
vertraue Dir. c«,i
sechste öcene.
Julie. Ernst.
Julie tieft, aber nicht lau». Ich ersuche Sie, dies Haus künftig zu meiden
«Bewegung srnsts.i Ich befehle es Ihnen.
Ernst. Also Sie weisen mir die Thür? Und das ist Ihr freier
Wille?
,Jnlie, die abgewandt ist, macht ein bejahendes Zeichen,!
Ernst. So habe ich denn zu gehorchen! Andere würden mich weniger
gehorsam finden, aber von Ihnen ertrage ich Alles, auch diese Kränkung,
diese äußerste Beleidigung.
Julie "immer abgewand,', Sie werden begreifen . . .
Ernst. Ich begreife Alles!
Julie !im„,er al'gen'nndt, lehr erregt,, Leben Sie Wohl! und möge es Ihnen
gut ergehen!
Ernst. Leben Sie Wohl! ikr zaudert einen Augenblick. Julie bleibt abgewandt
stehe». Endlich entscrnt er sich. Plötzlich telirt er um und nähert sich ihr, Julie bemerkt da«, sie
I°brt zulammen, ohne den Kops nach ihm zu wenden., Könnte ich, Was ich Ihnen ohne
mein Verschulden Leides angcthan, mit meinem Leben wieder gut machen,
ich schwöre Ihnen, Julie, ich würde nicht schwanken! Alle Schatten sollten
dann von Ihnen weichen, die traurige Blässe von Ihrem Antlitz sollte ver
schwinden, die dumpfe Verzweiflung aus Ihrem Blick, die Thröne aus Ihre»,
Auge!
Julie 'bei Seite, indem sie sich von Ernst enlsernti Gerechter Himmel, Therese
hat die Wahrheit gesagt! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen,

Ernst. Und haben Sic kein Wort des Abschiedes für mich? kein
einziges?
Julie lN°ck«»d>. Leben Sie wohl! Ich vergebe Ihnen Alles, was Sie
^ethan haben,
Ernst. Was ich gethan habe?
Julie 'streng,. Ja.
Ernst. Und in diesem Ton sprechen Sie zu nur? auch Sie?
Julie, Hören Sic nicht meine Stimme, verlangen Sic keinc Aufklärung
mehr von mir! Leben Sie wohl!
Ernst. Ist es denkbar! Auch Sie?
Julie ,wlt. nach der Ihür weisend,. Mein letztes Wort, laste» Sic mich allein.
Ernst, Also Sie jagen mich Mlö dem Hause?
Julie. Mein Gatte stirbt dort, und ich, ich sterbe hier! i-ie schwankt
,,„d stützt sich aus dic 5,'ehiic des Stuhles,!
Ernst »ritt eilig a„ sie heran, um sie zn stützen,. Julie!
Julie (gewinnt ihre Kräfte wieder ,md weicht entsetz, zur»«,. Fassen Sie mich nicht
an, Ihre Berührung befleckt!
Ernst. Also dahin, ist es gekommen! Auch Sie schmähen mich?
lind nicht eine einzige wohlfeile erlogene Phrase, um mich zu trösten und
zu stärken, bringen Sie über die Lippen! Sie stoßen mich in die Ein-
samkeit und versagen mir das einzige Geleit, das mich aufrecht erhalten
konnte.- Ihre Vergebung, Ihre Achtung! Also auch in Ihren Angen bin
ich der ehrvergessene Schurke, zn dem mich die Welt stempelt! Jene grau-
same boshafte Welt, über deren blöden Unverstand ich mich hinwegfetzen
tonnte! Tasz aber auch Sie mich verdammen, Sie, das reinste Wesen, das
die Einbildungskraft geschaffen, Sie, für die ich mit tausend Freuden in
diesem wahnwitzigen Kampfe der allgemeinen Niedertracht gegen uns nicht
blos mein Leben, nein, meine Seligkeit hingeben würde, — das ist zuviel.
-,ilv!el!
Julie. Ich darf jetzt nicht mit Ihnen sprechen, — später. Lassen Sie
mich, haben Sie Mitleid, bedenken Sie! i«us die ZI,i,r des Zimmers weilend, indem
Andreas liegt)
Ernst. Wäre ich an seiner Stelle! Ein tvdtlicher Stich in die Brnst
würde mich weniger schmerzlich treffen, als Ihre Verachtung.
Julie. Vergeben Sie mir, wenn ich Sie beleidigt habe!
Ernst. Ich vergebe Ihnen Alles; Aber sagen Sie mir die Wahr-
heit: glauben Sic wenigstens an meine Reinheit, an meine Treue? Ant-
worten Sie mir, auf den Kuiecn beschwöre ich Sie darum! <«r kniet neben
J»lic» nieder, In dem Augenblicke öffnet sich die Thür von RdreoZ Zimmer, und «lbert erscheint aus
d.r Schwelle.)
Albert iempvr,,. Die Elenden!
Julie schnell bei Seite tretend, Ues bewegt,. Albert!

Salcotto, ZZ?
Siebente öcene.
Juli,-, Ernst, Albcrl,
,l?rnsi Hai sich erhoben und ist nach links getreten, ^„t>e »uch rechts,)
Albert (tritt au Ernst heran, Lciie mit bebender Stimme,, Sie sind ein Bube!
,Ans die Thür weisend,? Hindus!
Ernst. In diesem Augenblicke und an dieser Stelle habe ich keine
andere Antwort als Schweigen.
Albert (der sich abgcivandt hat und glaubt, das! Er,,st sich entfernt!. Sie haben aller-
dings nur zu schweigen und zu gehorchen!
Ernst. Sie haben mich nicht recht verstanden. Ich gehorche nicht,
ich bleibe.
Albert <i„ bbchstcr Erregung. Sie bleiben?
Ernst (stark,. Jawohl! Es sei denn, daß mir die Herrin des Hanse«,
die allein zu gebiete» hat, die Thür wiese. Ich stand im Begriff, dies Un-
glückshaus zu verlassen, aber Ihre Beleidigungen haben meine Füße mit
Cenrnergcwichten belastet, die mich an diese Stelle fesseln.
Albert. So werde ich Sie geivaltsam von hier vertreiben!
Ernst, Tarauf wollen wir es ankommen lassen. (>?r tritt ihm „n, drohe,,.
der Seberdc einen Schritt entgegen,!
Julie (stürzt zwischen die Beide» und hält Ernst zurück), Herr Adenau! (Tich an
ven Schwager wendend, mi, W,rdc,, Dies ist mein Haus, so lange mein Gatte
lebt, und Niemand hat hier Befehle zu ertheilcn als er und ich. (Sich«„Ernst
wendend,, Vergessen Sie, was geschehen ist. (Mit Herzlichkeit, Und um meinet-
wegen, uni meines Kummers willen . . .
Ernst (ergriffe,». Sie wünschen co.
Julie, Ich bitte Sie darum.
lernst verneigt sich lies und wendet sich dem Hintergründe zn>
Albert (empört,. Vor meinen Augen! Die Kühnheit dieser Person
entrüstet mich noch mehr, als die Vermessenheit jenes Burschen. (Er tritt hestig
an Julie» heran, l5rnsl bleibt stehen „nd v^solgl mit immer steigender Erregung die Sicne, die sich vorn
abipiel,,. Du wagst es, Elende, in meiner Gegcmvart diesen Menschen flehent-
lich zu bitten? Tu wagst es, noch die Stirn zu erheben? Vergißt Tu, daß
ich Dir verboten habe, diese Schwelle, die da? Blut Deines unseligen Gatten
befleckt hat, wieder zu überschreiten? ,Indem er ihn Hand ergrcis,,. Weshalb bist
Tu zurückgekehrt, Elende?
Ernst (vorsvrmgend, indem er Albert von Julien zurückstoßt und sich vor sie stellt,. Du
beleidigst eine Frau, Memnic, die Du wehrlos wähnst! Du irrst Dich, sie
hat einen Vertheidigcr, und hier steht er!
Albert (bebend vor Zorn), Das sollst Du mir bnszen, mir Teinem Leben!
Ernst (in wildem Hohn). Mit meinem Leben? Nehmen Sie es, wenn
Sic es vermögen. Aber zuvor, bei Mott im Himmel, sollen Sic diese Frau
NM Vergebung bitten, kniefällig! (Er will sich Albert „Shcrn, der trotzig abgcwandt steht.
^,ulie hiUt ihn zurück „nd vcranlasit ihn durch ihre bittende Sevcrde, luug'am zurlickzulret,,,,!

Achte öcene.
Die Borigt'ii. Andreas.
Andreas (noch in, Nebenzimmer'. Laß nnch!
Therese lcbcnsalis im Nebenzimmer, stehend,. Um Gottes willen I
iNndreoS ericheint bleich, lerslvrt. als Sterbender aus der Schwelle seines Zimmers, Therese sucht ihn , zu Pütze», In dcm Augenblicke sieht Albert aus der einen Seite der Bühne, Ernst und Julie dicht nebeneinanter aus der andern.)
Andreas. Beisammen . . . das Pärchen! Mein Ohr hat mich nicht getäuscht. Die Verräther! <Er will ans sie einstürzen, seine «rüste versagen ihm, er schwankt,)
Albertlherbcieilend und ihn stiil.end>, A,idrcas! , ., Laß sie, bedenke Dein Leben!
Andreas lzu «Iber», Sie haben mich belogen und betrogen. Und sieh, wie sie da vertraulich bei einander stehen, lernst und Julie entscruen sich schnell von einander.) Und sie wagen nicht, sich mir zu nähern, sie wagen es nicht! tJulie macht langlam einen Schritt Hachborn und bleibt dann stehen.) Nur näher, immer näher!
Julie <mit flehendem «usd>u><. ohne sich ihm z„ nshcrn). Geliebter Andreas!
Andreas cgebie eris°z>. Näher, sage ich! An meine Brust! (Julie will sich ihm in die Arme Wersen. Er zwingt sie mit einem gewaltsamen Ruck zu einer knieenden Stellung,! In den Staub, Du Treulose! Jetzt könnte ich Dich zerschmettern, wie Du es tausendfach um mich verdimt hast. Aber der wahre Schuldige steht da! t«us Ernst weisend. Mit gebieterischer Gesle.) Hierher!
Ernst. Ja, Sie sind schmählich belogen und teuflisch betrogen worden! Aber nicht durch mich, das schwöre ich beim Andenken meines Vaters!
Andreas. Schweig! Entweihe nicht den reinen Namen meines Freundes! Willst Tu mit eherner Stirn leugnen, was alle Welt weiß?
Ernst. Alle Welt lügt, und ich sage die Wahrheit, und ich beschwöre sie bei Alleni, was mir heilig ist! <Sich an Julien wendend.. Was sollen wir denn thun?
Andreas ,zu « der». Siehst Tu eö? Vor meinen Augen verabreden Sie sich!
Ernst. Sie sehen in der Fiebergluth Ihrer Sinne Wahngebildc!.
Andreas. Ja, in der Gluth des Fiebers, das mich verzehrt. Komm näher! lernst tritt an ihn heran. Andreas betrachtet ihn mit durchdringenden Blicken,) Dein Auge ist nicht feucht! So habe ich Euch denn Beide vor mir! Und nun gesteht, Elende, daß Ihr Euch liebt, verbrecherisch liebt! Gesteht es!
Ernst. Es ist nicht wahr!
Andreas. Du lügst! Und ich will Dir das Brandmal Deiner Schande auf die Stirn drücken, — bald, so Gott will, mit dcm Stahl, heute mit der Faust! (Mit einer letzte» Anspannung leiner «rüste richtet cr sich aus und »erletzt Ernst einen Schlag in'« Gesicht).
Ernst (Mit fürchterlichem Ausschrei,. Ah! (Er iprtugt bei Seite, macht beflnuungtNolj zunächst mit irohenden Veberde» einen Schritt aus Andreas zu. krampst dann die Hände zusammen und bleibt regungslvS stehen. Auch die Andcrn geben ihr Entsetzen kund. Lange Paule. Andrea« Ift ganz zulamineiigrbrochen. Albert und Therese stützen ihn,)

Albert. Du tobtest Dich, komm.
(Sie sühren Andreas langsam „ach h n en. An dir Thür bleibt er stehen,)
Andreas lmil schwacher Stimmt, Ich sterbe, ja, aber ich bin zilsrieden,
Schande über Schande! <Me Drei od
Neunte öcene.
Ernst. Julie.
Ernst (der sich ins zu einem Ttuhl geschleppt hat >„,d sich a,,s denselben sallen laßt). DllS
ist Deinem Sohn geschehe», mein edler Vater! Und von ihm, Deinem
treuen Freunde! Dich frage ich: was frommt es uns hieniedcn, unsere
Pflicht zu thnn nnd ehrenhaft zn bleiben, wenn als Lohn für Redlichkeit
und Nechtschaffenheit die äußerste Schmach und Schande nns angcthan wird?
Gieb mir Antwort, denn ich finde sie nicht, nnd mein Beistand verfinstert sich'
(Julie, von tiesem Mitleid lcwe^t, sieht Ernst an. Er wendet sich zu'ihr. erhebt sich, tritt ans sie
zu und reicht ihr die beiden Hände, Tie blick.» sich stumm an, Im Nibenzimmcr unheimliche« Gc>
rSm'ch, gleich daraus Auirnsc der höchsten Angst,!
Albert lim Nek-enzimmir,, O Gott!
Therese. Zu Hülfe!
Walter. Schnell!
Julie. Was ist das?
Ernst. Er stirbt.
(Julie will sich znr Thür wenden, krnsi halt sie zurück !
Ernst. Wohin?
Julie. In ihm!
Ernst. Unmöglich!
Julie. Ich muß ihn sehen!
Zehnte öcene.
E rn st (in der Mitte des Zimmers,. Julie ,an der Thür von Andreas Zimmir), Nlberl,
(erscheint aus der Zchwclle und wehrt ihr den i^nir tt. I>,,„ svlgt, Walter.
Albert. Niemand überschreitet diese Schwelle! ‚J»lie «cht zurück, i?r„,'
triii vor. Sich an seinen Sohn wendend,! Sorge dafür, daß diese Iran mein Haus
auf der Stelle verlaßt, ohne Gnade nnd Erbarmen. Laß Dich dnrch nichts
rühren, weder durch ihre Thränen, noch durch die Iiirbitten Deiner Mutter,
Hinweg mit ihr!
Julie lverzweisew. Ich mnß ihn sehen!
Albert. Nnn Wohl, Tu sollst ihn sehen! I«r ergreis, sie ander Hand, öffnet
die Thür und Mir, sie davor,)
Julie staun»« zürn«,. Andreas! mein unglücklicher Andreas! todt! <sie
bricht zusammen.!
Ernst sin tiesster Trauer). Ja, unglücklicher Andreas! Heißgeliebter
väterlicher Freund!
Albert «°ch einer Paule), Genug und abermals genug! Tie Heiligkeit

meines Schmerzes soll nicht durch die Gegenwart der Schuldigen entweiht
werden! Walter, Tu hast meinen Befehl vernommcn, vollstrcck ihn!
Walter (beschwichtigend,,. Aber Vater!
Albert. Bist Tu zu schwach, nun so will ich's selbst.
Ernst ,m sinchtcrlichcr Ausregung, tritt bor ihn ,,i„>. Halt ein! Ta NcbeiMN
liegt ein Tvdtcr, hingemvrdet vvn Eurer blöden Niedertracht! Und hier ein
unglückliches, unverschuldet leidendes Weib, dem der Schmerz und die Ver-
zweiflung das Bewußtsein geraubt haben! Und weder der Hauch des Todes,
noch die Umnachtung deS Lebens vermag Euch zu rühren? Gewaltsam stoßt
Ihr uns in den Strudel zurück! Wir widerstehen nicht länger, — Ihr sollt
siecht behalten! tMit erhobener Stimme gegen Mbert, der eine Beweg!,„g macht als wolle er
Julien anrühren., Wage es Niemand, dieses Weib anzutasten! Vvn Stund ab
ist sie mein! mein allein! So hat es die Welt gewollt, — nun gut, ich
nige mich ihrem Willen! Sic hat uns gewaltsam an einander geheht, —
»UN gut, wir sind vereint! Komm, Julie! <Jndem er sie ausrichte, und aus seinem Arm sticht.)
>!oi»m, wir sind die Ausgestoßencn, die Geächteten, nnd die Verurtheilung
ioll uns vereinen auf immerdar!
Albert. So bricht also doch die Wahrheit durch!
Walter. Der Elende!
Ernst. Eure Schmähungen erreichen mich nicht! Ja, Ihr habt jetzt
Recht! Nun habt Ihr uns so. wie Ihr uns gewollt habt! Dieses Weib
war rein wie der Sonne Strahl! Und kein sündiges Gefühl hat memo
'^rust bewegt; ich bin ihm ein treuer Fvcnnd gewesen, dem Tobten, dem ich
die mir angethane Schmach von Herzen vergebe, und ein treuer Freund dieser
Unglücklicheren, die ich lebend in meinem Arm halte! Das schwöre ich vor
cenisclbcn Gott, vor dessen Nichterstnhl Jener dort die Anklage wider mich
erheben wird! So ist es gewesen! Aber nun, ja, nun sind wir so schuld-
beladen, wie Ihr es gewollt habt! Noch ist des Lebens Wärme aus jenem
Körper uicht gewichen, und schon schlägt die Lohe der verbrecherische» Liebe
in helle Flammen auf! Und nun geht auf die Gassen und schreit es in
alle Winde: Ihr habt doch Recht gehabt! Triumvhirt' lind fragt man
Euch: wer hat das Unheil angerichtet? so betrachtet Euch nur im Spiegel,
der Schuldige wird Euch aus dem Glase entgegcngrinsen; und seht Euch nm!
Ta steht er! Nnd da! Und überall! ... — Ja. Ihr Alle, Ihr seid die
qvttversiuchten Giftmischer, die Seelenvcrderber »nd Kuppler: Ihr habt'5
erreicht! — Mir gehört sie an! — Komm Jnlie. mein unglückliches Weib,
i: eine Geliebte! — Und der allgercchte Himmel wird »rtheilen zwischen Euch
nnd uns!
iWSHiend er Juli:,,, die ni>, w,ll,'„ws ans iei„e„ Arm Pichl, iaoo„s,ihrt, s,,,It d>r Vorhang,,

PersenS, VronzeÂ» Stotne von Benvenuto Cellini.
AuÃ¼: Kleinxaul, Florenz m Wort unÂ« Ã¶.ld, Leipzig, Schmidt K Sllnther.

und Kuiistsammlungen. Kleinpaul macht uns niit de» Schäden dieser^Vcrgangenheit bekannt. Er gicbt eine Beschreibung der hervorragenden Oenlichkeiten der Stadt und eine Darstellung alle« dcsien, was sie nn Werke» der Baukunst, der Malerei und Bild-

hauerlimst aufzuweisen hat. Er führt uns zunächst die Geschichte von Floren; vor vem der Begründung der ersten römischen Militärstaliou bis zur Erhebung Firenzrs zur Hauptstadt des Königreichs Italien. Dann besucht er aus einer Wanderung durch die Stadt und um die Stadt alle hervorragenden Gebäude und verweilt besonders in den großen Sammlungen, welche die Loggia dci Lanzi und die Gallcrie der Uffizien beher-

bergen. Er verfolgt dabei die Methode, zunächst die Antiken zn erklären, dann die christlichen und zum Schlich die profanen Gemälde folgen zn lassen.
Von all den hervorragenden Kunstwerken erhalten wir Abbildungen in ganz vortrefflichen Reproduktionen. Welcher Reichthum an Ztatncn und Gemälden! Ta ist der bekannte und in allen unseren Mn'een in Abgüssen vertretene Perscns, MenclaoS und Patroklos, die niediceische Venus, der tanzende Fann, die ebenfalls i,l tausendfältigen Nachbildungen bekannten Ringer, der Schleifer, Aus der Niodidengruppe werden uns Theile zur Anschauung gebracht, Michel Angclos heilige Familie, Tizians sogenannte Benus, Rafacls Madonna del Enrdelliiio und

MarkgrSfin Mathilde von Cnnosla.
Aus: Kleinpaul, Florenz in Wort und Bild, Leipzig, Schmidt K Eimther.

del Pozzo, die Fornarina, Nafaels berühmtes Bild des Papstes Julius II. Correggios Madonna, Tizians Flora, Tizians Schlafender Jesus, Paolo Beroneses heilige Calherina.
Ebenso reich illustrier, ohne überflüssigen Bilderschmuck zu bringen, ist die Geschichte von Florenz. Die Totalansicht der Stadt, ein Plan des neuen Florenz und das Wappen bilden gleichsam die Einleitung, Im Versolg der Geschichte werden uns die Portraits der Mediceer vorgeführt, Savvnnrola und dessen Verbrennung (nach einem alten Bilde), Mncchiavelli u. s, w.
Es liegen uns von Kleinpanls Florenz erst acht Lieferungen vor: sie gestatten aber, da Kleinpaul sich als Schildern Monis und Neapels so tresllich bewährt hat, wohl das Urtheil, dag mir auch in Florenz ein in vinsicht des Terles wie der Illustrationen gleich ausgezeichnetes Werk erhallen werden, V.

Historisches Taschenbuch.
Begründet von Friedrich von Räumer. Herausgegeben von Wi Ivel in
Maurenbrecher, ö, Folge, ö. Jahrgang. Leipzig, F. A, Brockhans,
Pünktlich »in die Weihnachtszeit hat sich der ncne Band des historischen Taschen-
liuchs eingestellt und auch diesmal wie im vergangene» Jahre durch eine Reihe von
Aufsätzen aus allen Theilcn der Geschichte seinen treuen Leserkreis erfreut. Nur wenige
Jahrbücher sind seil dem Beginn ihres Erscheinens durch den La»f der Jahre ihren
Grundsätzen so treu geblieben wie das Taschenbuch, und wenige nur gicbt es unter
il»icn, welchen man ein gleich herzliches Willkommen in den Weihnachtsfericn entgegen-
bringt. Von den Mitarbeiter» des letzten Bandes begegnen »ns in diesem nur zwei,
Julius Asbach und S. Löwcnfeld, jener seine Studie über Tacitus, dieser die
Geschichte des päpstlichen Archivs fortsetzend, Ter weitaus größere Theil in Löwenfclds
Aufsatz beschäftigt sich mit Leo XIII. und seiner epochemachenden Fürsorge sür die
lnstvrischcn Studien. An der Hand der päpstlichen Erlasse wird der Nachweis geliefert,
das? die Erschließung des Archivs „ans der eigensten Initiative des Papstes selbst,
d. h. aus der teleologischen Richtung seiner Philosophie und aus einem klaren Ver-
ständnis; für das wissenschaftliche Bedürfnis; der Zeit hewvrgcgangen ist, nnd das, beide
Momente ihre Erklärung finden in dein Stndiengnng nnd der Laufbahn Leos XIII."
Der Aufsatz ergänzt in gewissem Sinne das Lebensbild, welches Münz im Octobcr
»nd Novcmberlieft dieser Zeitschrift entworfen hat, — Bernhard Kuglcr erzählt
die Geschichte Gottfrieds von Bouillon, während man den Helden des ersten Kreuz-
zugcs früher auf's tlcberschwäuglichsie gefeiert hat, haben neuere Historiker ihn im
Gcgentheil zu einem „unbedeutenden, gutmüthigeu, fast beschränkten Menschen gemacht".
Von einer Glorificirnng Gottfrieds ist Kugler ebenso weit entfernt wie von dem nn-
günstigen Urlheil: er versucht es, die Bedeutung des Mannes in das rechte Licht zu
setzen auf Grundlage der Quellen, deren Kritik er in einem umsangreichcn Werke übe.
Albert von Achen unternommen hat. — Die anderen Aufsätze sind: Horawitz, „lieber
die Evlloquia des Erasmus von Rotterdam", Hnbler: „Aus dem Leben des ersten
Vicekönigs von Mexiko": Frank, „Mysticismus nud Pietismus im 1!>. Jahrhundert":
von Bclvw, „Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des
1'!. Jahrhunderts". I..

Die Gebärdensprache.
Die Gebärdensprache dargestellt für Schauspieler sowie für Maler und Bildhaue,
von Carl Michel, I, Thcil, Auflage (Text). II. Theil. enthaltend !)4 mimische Dar-
stelluugen. Köln 1886, Verlag der Dn Mont-Schnubens'chen Buchhandlung.
Die Vorrede des eigenartigen nnd hochbedeutenden Werkes ist im Juni geschrieben,
und schon liegt dasselbe in zweiter Auflage vor, sicherlich ein Beweis, das; ihm wirklich
einmal ein tief gefühltes Bcdmiuis! entgegenkam, von dessen Vorhandensein sonst nur
jugendliche Schriftsteller zu träumen pflegen, Tie körperliche Bercdtsamkcit, wie sie
der Schauspieler anwenden mufj, lasse sich nicht lebren, hat man hänfig genug ge-
sagt', sie sei dem Genius eingeboren und unnachahmlich. Darum sei auch bisher kein
geeignetes Lehrbuch darüber geschrieben worden, Herr 1)r, Michel, der seinem Beruie
nach nicht Schauspieler von Fach ist, wohl aber ein tüchtiger aus Neigung zur Kunsi
lehrender und wirkender Darsteller nnd dabei ein scharssinniger ,Kops, betont in seiner
Einleitung sehr richtig den Gedanken, das; in der obigen Ansicht ein arger Fehler sterke,
denn die Technik jeder Kunst — richtiger mühten wir die Mechanik sagen — sei lehrbar,
sie habe mit dem GeninS an sich nichts zu schaffen. Aber warum lösten die ausführe
lichen Anweisungen zur Erlernung der Gebärdensprache ibre Aufgabe nicht? Einzig
und allein, weil die Beschreibung der nachzuahmenden besten nicht klar, also auch nicht
nachzumachen war. Diese Unklarheit beruhte dann weiterhin daraus, das; man die ver-
schiedenen Arte» der biesticulatio» nicht denllich nuseinnnderbie» und bei den Einzel-

heilen dic Gesammthcit der mitwirkenden Körper- und Gcsichtsmuskeln onster Acht liest, Das Streben, immer in Verbindung mit der Praxis zu bleiben, unterscheidet demnach Michels Buch von allen früheren: er hat dic Deutlichkeit, wie er in einem Privatbriefe uns mitzutheilen die Güte hatte, auf doppeltem Wege erreicht, indem er einmal dic Ärmgebcirden streng schematich ordnete, je nachdem die Handflache nach oben oder nach unten, nach vorn und seitwärts sich bewegt, dic Fingcr gespreizt, dic Hände geballt ^dcr am Körper anlicgcnd gedacht werden: alsdann hat er die Beschreibungen solchen 'Personen, dic mit der Sache unbekannt warcn und die betreffenden Gebärden von ihm selbst noch nicht gcschcn hnttcn, vorlesen lassen, „Konnten sie dic Gebärden nicht richtig machen, so fehlte es irgendwo an der Beschreibung," Auf diefcm Wcgc hat er seinen Zweck vollständig erreicht, und seine Arbeit wird nicht allein den im Titcl angcgcbenen Bcrufsklassen von Nutzen sein, sondern auch besonders dem Lehrer, der Rhetorik und Deklamation pslegen soll. Jede Gestikulation steht in der engsten Beziehung zu den 'Zeclcnaffcctcn und deren Aeustcrungcn in der zusammenhängenden Rede oder in Naturlauten: diese Beziehung sucht der Verfasser überall nachdrücklich zu betonen. Eine ganze BlütKcnlcsc aus unsern klassischen Bühnenstücken findet auf diese Weise ncbcnhcr ibrc niimischc Erläuterung: es genügt hier aus den berühmten Monolog Grethchcns „Ach zicige, Du Schmerzensreiche" u. f. m. <S. 120.) hinzuweisen. Die Dcclamation, auf deren hohe Bedeutung für Schule und Leben eine soeben erschienene tüchtige Schrift von lir. Waller Parow (Bcrlin, H. Heyfeldcr) mahnend hinweist, erhält von Michel unzählige Anregungen. Vielleicht fügt cr ciner demnächstigcn Auflage noch eine lieberficht aller behandelten Tichterstcllcn bei. — Der 2. Theil cnthäit aus 25 Tnfcln 94 nugerordcntlich sorgsallig in der Anstalt von Nicola Tonger in Köln hergestellte Photographien, wclchc dic Beschreibung wcscntlich bclebcn und erläutern: sie bcruhcn zum geringeren Thcilc aus Darstellungen von Rvisi, während dic Mehrzahl von dem Herrn Verfasser selbst erfunden sind. — Was das Acusterc des Ganzen anbetrifft, so machen der herrliche Druck und das schwere Papier dem Verleger dic höchste Ehre.

?. V

Bibliographische Notizen.

«rua und Zintcnfas; Gedichte von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Lievcstind,

Unerschöpflich scheint dieSnugeSlust des «sten unter den jüngeren Lyrikern zu sein, Senn jedes Weihnachtsfcst bringt uns ein Bändchen Lieder in der bekannten vornehmen Ausstattung und mit bisher unbekanntem, aber nicht minder vornehmem Inhalt, „Krug" und „Tintenfasi" sind die beiden Hausgeister dcs Tichters, wie er selbst bekennt, der cinc gicbl ibm die hvhc Begeisterung, dcr andere ernsthafte Lehren: doch bisweilen vermischt sich auch ihr Inbiill. und dann läuft ein Trvpflcin launiger Neckerei mitunter, dic Niemand verletzt, weil sie aus einer ehrlichen geraden Gesinnung cntsprang. Selbst die Gcdichtc, denen dcr Bersasscr die Ucberschrist „Lehrhaftes" gab, enthalten so wenig von trockener Moralpredigt, das; mm, unwillkürlich an den Krug im Hiutcrgrundc dcnkcn must. Der heitere Ton nimmt hier dem Augrisf sofort seinen Stachel: man lese nur das Lied vom Dichter Lump, das als Probe angesührt werden mag:

„Nun singen wir das Lied vom Lump,
Dem Tichtcr nach ucucstcm Schnitt,
Er nahm von dcn Juden Geld auf Pump,
Drauf ward cr Antisemit.
Er hetzte, gehüllt in dcs Schlafsrocks Vlies;,
Todmuthig dic Völker zum Streit.
Und als er sein Mädchen sitzen liest,
Bcscmg er die trcnlvse Maid."

Eine glänzende Wiederbelebung von Lessings Fabel von den drei Ringcn enthält das Gedicht „Dcr Tisch des Snladin"; auch einzelne Geschichten von Burkhard ^ Waldis und Rollcnhagcn Hirt Baumle, meisterhaft umgcdichtet. Sein letztes Wort gilt diesmal dcn Freunden in dcr thü-

rinzischcn Heimat, ihnen singt er. „Das Liad vom Hütes", d. i. dem Kartoffelkloß. Wir verzichten darauf, noch weitere Titel anzuführen, denn Baumbach will selbst gelesen fein, jede kritische Bemerkung über ihn wird zu einem nichtssagendem Lobspruche.

HoranV und Hilde. Gedicht von Rud ols Baumbach. Neue veränderte Ausgabe (zweites Tausend). Leipzig, A. G. Licbcskind.

Die uns aus dem alten Gudrunliede liebgewordenen Gestalten führt Baumbach iu dem genannten jüngsten Werke in neuer Gruppirung und in einer wundervoll unserem Empsinden angcpafztcn Form vor. Wie in allen seinen Dichtungen beruht auch hier die Wirkung auf einer durch die Natur des Stoffes wenn nicht gerade bedingten, so doch gestatteten Abwechselung von epischen und lyrischen Thcilen. Der Sänger Hvrand wirbt im Namen seines Herrn, des Hcgelingcnherrschers, um die schone Tochter des grimmigen Königs Hagen, und dies bisher mit ciuszerster Strenge gehütete Mädchen, Hilde, weiht ihre Minne dem Sänger und stirbt über seiner Leiche iu derselben Stunde, in der sie — nun mit der Einwilligung ihre« Vaters — die Gattin König Heitels werden sollte. Die alten Helden erscheinen in ihrer ganzen Wucht und Urspriinglichkeit, die gleiche Schätzung körperlicher und geistiger Vorzüge gicbt ihnen den Charakter, der ihnen in der altdeutschen Dichtung eigen ist. Andererseits sind sie durch die Ausscheidung alles Rohen und Ungeheuerlichen uns so nahe gebracht, das, wir leicht mit dem Dichter die Entfernung der Zeit überbrücken.

Ter epische Theil ist schlicht und prunklos und doch von ticsstcr Wirkung, unter den Liedern befinden sich einzelne von höchster Vollendung, Wir glauben, fortan wird Hornnd und Hilde als die bedeutendste Schöpfung Baumbachs angesehen werden.
nv.

Schwert und Rose. Lieder und Gedichte von Panl Frciherrn v. Roöll. Berlin, Vossische Buchhandlung >,Strikker).

Mit stillem Bangen erblickt der Rccenscnt immer einen Band moderner Lyrik, denn diese ist das Schmerzenskind der zeitgenössischen Literatur, und der Reccnfent ist doch auch ein Mensch, der nicht absichtlich eines andern Illusionen zerstören mag, zumal wenn sie sich bis zn Versen versteigen. Des Frciherrn > von Roell liebenswürdiges Büchlein bewahrt ihn vor einer solchen Grausamkeit, denn die darin enthaltenen Erstlingsliedc, haben einen grosten Vorzug, sie sind wahr empfunden, aus dem Herzen geschrieben ^ in glatter Form. Tiefe Leidenschaft, glühende Sinnlichkeit wohnen freilich nicht in diesem Dichterherzen, das wenige davon stammt wie gewöhnlich theils von Heinrich Heine, theils von Mirza Schafft,, aber dafür reiche andere Eigenschaften: deutsche Ritterlichkeit, goldene Treue und klarer Sinn für die Aufgaben des Lebens, Der deutsche Adel kann auf diesen Sänger stolz sein! er bleibt in jedem Verse Cavalicr. der für seine Standcsehre mit der blanken Waffe einsteht. Für feinen Adel der Gesinnung zeugt der Dichter selbst am besten, wenn er singt:

„Wer nicht inehrglaubt an Frauen-Reinheit^
Der sei doch wenigstens so klug,
Zu bergen seines Sinn's Gemeinheit —
Das; er so denkt, ist schon genug!"

Aus treuem Herzen sind auch dir den Schills, bildendeil „Hvhcnzvllcrnlieder" gedichtet, darunter vier zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers. Der Dichter ist fast immer ernst und feierlich: das; ihm aber der Humor darum nicht gnn.; versagt blieb, beweisen seine Verse über

die Schweiz:
„O Schweiz, dereinst der Freiheit Hort.
Der Feinde Schrecken und Graus —
Jetzt macht man guten Käse dort
Und plündert den Wand'rer aus!"
sv.
Rudolf Genee: „Hundert Jahre des.
Königlichen Schauspiels in Berlin
1780—188«," Berlin, A. Hofmann
u. Comp.
An, 5. Decembcr 1736 wurde das-
Döbbelinsche Theater in der Bchrenstrnf;e
nach dem Friedrichstädtischcn oder Gens-
darmenmarktc verlegt, und hier wurden
die Vorstellungen mit königlicher Unter-
stützung in dem ehemaligen französischen
Comödienhause eröffnet! es war eine der
ersten Regierimgshnndlnngen Friedrich
Wilhelm II. Die Jubelfeier dieses Tage??,
ist von dem Berliner königlichen Schau -
spielhause festlich begangen worden! ihr
gilt auch die vorliegende Schrift, welche
trotz ihres gelingen Umfnngs doch reich
an werthvollen Angaben ist, die der Ver-
fasser aus bester Quelle, aus dem Theater-
archiv, schöpfen konnte. Namentlich bieten
die Abschnitte über Jsslands Direktion

17S6—1814 und über die neuere
Zeit — letzterer schlicht mit dem Tode
des General - Intendanten Botho von
Hülsen — viel Interessantes. Diesem
Abschnitte sind noch zwei Anhange ge-
widmet über die Personalveränderungen
während Hülseiis Leitung und ein genaues
Verzeichnis sämmtlicher Neuanführnngen
in demselben Zeiträume. Unter der Fülle
oon Einzelheiten ist es schwer, einiges
Kervorzuhebeii! immerhin mag hier er-
wähnt werden, das, bereits 1778 Shake-
speares „Macbeth" in Berlin ausgeführt
rvurde in einer Bearbeitung von Wernicke,
>omie daß Schiller sehr ungleich von Jffland
mit Honorar bedacht wurde! er erhielt
z, B. für die „Braut von Messina"
IliZ TKaler M Groschen, dagegen für den
„Tel!" volle W1 Thaler 12 Groschen.
Tie beigefügten Bildnisse und Abbildungen
machen Genscs Buch »och werthvoller;
cs wird sicher sehr vielen Beifall finden,
iiimal da der Verfasser klar und einfach
schreibt und gelehrte Nachweise seinen
Lesern erspart hat.

Ter Treppenwitz der Weltgeschichte
von W. L. Herlslet. Dritte, voll-
ständig umgearbeitete und bedeutend !
vermeinte Auflage. Berlin, F. Weid-
ling.

Das Gescheite fallt dem Menscbe»
immer erst ein, wenn es zu spät ist:
erst wenn der Bittsteller die Treppe
hinuntergeht, wein er, was er eigentlich
sagen wollte in der Audienz bei dem
Minister .V oder dein Rath Z>, während
roben im Zimmer kein Wort faud. Aus
derartigen Wahrnehmungen ist die Be-
zeichnung „Treppenwitz" entstanden. Sehr
glücklich kann man sie gerade nicht nennen,
aber sie ist vcisläiidlich. Sv lange Geschichte
qrschriebe» worden ist, habe» die Historiker
iich Treppenwitze erlaubt, d, h, sie haben
'ich ausgemalt, wie schon und treffend
dieses oder jenes Wort in dem betreffenden
Äomenle gewesen wäre, ohne sich darum
:u sorgen, das, es in Wirklichkeit doch
nickt gesprochen wurde. Die dichtende
Äolksphantasie hat ihnen ehrlich bei ihrem
Bemühen geholfen, und je unklarer an sich
üer Vorgang war, um so schöner und
Muhender der Treppenwitz, Eine Sammlung
derartiger Gefchichtchcn ist schon oft versucht
morden: Lancclotlis „Impostnrss äe
i bi»t,,.>iro." Paris 1770, hat es sogar zu
miger Berühmtheit gebracht. Hcrtslct
!»t diesen Versuch in großem Maßstäbe
sieder aufgenommen. Er geht von dem
ältesten Treppenwitze, der Sage von einem
goldenen Zeitalter, aus und erwähnt das
Bedeutendste aus allenZeitcn und Nationen,
Einen großen Ranm nehmen die Bibel
und die Kirchenväter ein. Viel Unbedeu-
tendes ist mit untergelaufen! wir freuen
uns aber zu bemerken daß die Sammlung
mit jeder Auflage werthvoller und reich-
haltiger wird. Vollkommen ist sie noch
nicht, wie natürlich, auch dem seligen
„Biichmann" sind die Flügel erst allmählich
gewachsen. Die Litcrnturaugabc,! sind bei
Hertslet außerordentlich zahlreich, wenngleich
nicht immer die besten. Die Register sind
praktisch angelegt und leidlich vollständig.
Für die neue Auslage möchten wir dem
Herrn Verfasser noch zwei Wünsche unter-
breiten! einmal den, in seinem Anhang
unter „Gesuchtes" seine Fragen bestimmter
zu stellen^ denn Fragen wie! „Was ist
das Historische an der Sieilianischen
Vesper?" „Ist zur Zeit der Schreckens-
herrschaft in Paris aus dem von der
Guillotine fließenden Blute eisernes (siv!)
Geld geprägt worden?" „Wie verhält es
sich mit Schillers Schädel?" sind unklar.
Der zweite Wunsch betrifft einen etwas
fehlerfreieren Drnck, der gerade für ein
derartiges Buch unentbehrlich ist,
Londinismcn — «lan? und 0»ut —

Alphabetisch geordnete Sainmluug der eigenartigen Ausdriicksweisen der Lon> doner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrose» , Sport- und Zunft Ausdrücke. Mit einer geschichtlicheil Einleitung und Musterslücken, Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern von Heinrich Bnn- mann. Berlin, G. Langenscheidt.

Der ausführliche Titel des Buches zeigt schon seinen außerordentlichen Werth für Jeden, der englisch liest, a»! ein der- artiges Werk ist bisher schmerzlich entbehrt worden, denn das ,,8liiN!/" macht sich in den Londoner Zeitungen ebenso beeil, wie das ,,.VrjZ!,it/- in Pariser Siltenroinaiien oder die Sprache von Wilhelmine Bnchholz in Berlin! schon bei Shakespeare hat das .,8>!i,i^" seine Stellung, Das,,(^ant" ist bei uns weniger bekannt, es ist die eigentliche geheime Gaunersprache! der Gedanke, diese mit zn berücksichtigen, mar aber entschiede» ein sehr richtiger. Heinrich Bauman» ist ein gründlicher Kenner beider Eigenthüinlichkeilen der englische» Sprache lind seit Jahren als solcher in wissenschaft- lichen Kreisen rühmlichst bekannt! er wird hoffentlich Gelegenheit haben, noch in

mehreren Auflagen die immer neu empor-
schiefzendrn Triebe des und <_'ant
seinem Werke einzureiheii,
Llori» Vioti». Roman in 4 Wichum von
Ossip Schnbin, ii, Auslage. Berlin,
Gebr. Partei.
Der oben genannte Roman ist bei
seinem Erscheinen bereits ausführlich von
der Kritik besprochen worden: das; cr uns
»ach w kurzer Zeit in zweiter Auflage
vorliegt, ist ein Beweis, das, Kritik und
Publikum sich in der Anerkennung desselben
in llcbereinstimmung befinden,
Ossip Schubin gehört zu den wenigen
schriftstellcrnden Frauen hinter deren Ano-
niimilcit man ihr Geschlecht nicht sofort
errathen würde, sie besitzt neben einer
üppigen Phantasie logische Schärfe im
Denken und versteht es, das behandelte
Thema mit änsterster Konsequenz dnrchzu-
fülireu
In .,6I"r!a Virtig" schildert sie, wie
die zu Reichthnm gelangten Bürgerlichen
sich bemühen in die Kreise des hohen
Adels einzudringen, und wie die bisher
streng gehütete Abgeschlossenheit aus den
verschiedensten Ursache» immer mehr
schwindet. Bollständig lebenswahr und
der Wirklichkeit abgelauscht zeigt uns der
Roman, wie die Aristokratie nur wieder-
willig diesem nivellirenden Zuge der Jetzt-
zeit sich fügt und nnter den ungünstigste»
äuncrcn Bcrhälliüssen bestrebt bleibt, das
alte Fnmilienwappen blank und rein zn
erhalten. Ter Titel ,.(ZI>>ria Vi>t!«" sindet
in dem Buche in der Weise seine Begrün-
dung, dost das Bestreben des Adels darin
besieht, selbst wo er dem Zwang der äuszeren
Umstände unterliegt, sich jene Ritterlichkeit
z» bewahren, die von jeher als sein an-
geborenes Attribut galt! — diese Schilde-
rungen sind der Ver-sasserin so gut ge-
lungen, dast die Sympatbie des Lesers
sich vollständig dem „besiegten" Adel zu-
wendet, dessen edelr Handlungsweise sich
wesentlich von derjenigen ehrgeiziger Empor-
kömmlinge unterscheidet. m?.
Vebensrrinncrungril von vr. Friedrich
Letter, Band III, Aus dem Nachlasse
herausgegeben von Dr. Fr. Oetker,
a. v. Professor der Rechte zu Bonn.
Cassel und Berlin, Theodor Fischer.
Zwischen dein Erscheinen der beiden
ersten Bände der Oclker'schen Memoiren
und des vorliegenden dritten Bandes liegt
ein Zeitraum von zehn, beziehungsweise
acht Jahren, Oetker ist inzwischen in s
Grab gestiegen, und die Bollendung seines
Werkes ging in die Hände 'eines Pietät--
vollen und mit dem Oheim in allen Fragen
, der Politik übereinstimmenden Neffen über»
Nicht ohne Grund heben wir die Pietät
und diellebereinstimmung dcrAnschauungcil
hervor-, denn sie bilden die Grundlage,
von welcher ans eine Fortsetzung der-
„Memoiren" allein denkbar war. Wir-
reich auch das Material sein mag, welchem
! Oetker hinterlassen hat, es war kcinc-
Selbstbiographic mehr: und sollte der
Charakter einer solchen hergestellt werden,
so konnte das nur von Jemandem
geschehen, der sich mit den Intentionen
dcsBerstorbenen zn idcntijieiren im Stande
war. Also nicht blos im dritten, auel>
noch in dein zu erwartenden vierten Bandc
! „wird die handelnde Person das Wort
erhallen", Nene Studien nnd neue Kämpfe
in den Jahreu I«.'>6—werden hier
geschildert. Wir treffen Oetker in Belgien,
wo er neben wissenschaftlichen und künstle-
rischen Interessen auch der Politik des-
^ Landes und besonders dem Sprachenstreit
seine lebhafte Aufmerksamkeit zuwendet.
Der zweite hessische Vcrsassuugskamps 1M>
rust ilm in seine Heimat zurück. Es ist
bekannt, welche entscheidende Rolle Oetkrr
in diesem Kampfe gespielt hat. Ten
gro'sstc» TKeil des Buches nehmen „die-

letzten Jahre des Knrfürstcnthums" und
seine „Einverleibung" in den prenstischcn
j Staat ei». Namentlich für die Geschichte-
> des Jahres enthält dieser Band ein
werthvollcs historisches Material, rnp.
Ailf der Sonnenseite. Ein Geschichtcn-
buch von Ludwig Hcvesi, Stuttgart
Ad. Bonz K Co/
Das alte Wort, dast die Kunst ein
heiteres Antlitz trage, gcräth gegenüber den
philosophischen, gelehrten, socialen »nd ähn-
lichen Romanen »nd Erzädlnngen immer
mehr in Vergessenheit, und doch giebt es
viele Leute, die nur ungern etwas Trauriges
lesen, weil wenigstens ihre Einbildungsrrdft
ihnen vorzaubern soll, wie es auf der
Sonnenseitc des Lebens aussieht, von der
sie sonst nichts zu sehen bekommen. Ein
solches Gcschichtcnbuch, wie es Hevesi, der
hochbegabte Wiener Schriststeller, bietet,
wird allen Wünschen gerecht werden. Er
scheint über einen nnversieglichen Quell
von Humor zu gebieten, denn dies ist
binncn kurzer Zeit schon die dritte Samm-
lung der anmulhigslen Erzäblungen, dir
er veröffentlicht hat, und dabei ist jede
einzige nen und köstlich erfunden. Das
will sehr viel sagen, denn in dem jüngst
c>l'chicnenen Bande sieben M Erzählungen.

Einige davon zeugen von außerordentlich '
feiner Beobachtung, sie schauen Schäden
Oes gesellschaftlichen Lebens satirisch geißeln
zu »vollen und sind doch so harmlos schalk-
haft, dag sie Niemand verletzen. Diese
„Frau, die keine Zeil hat, Fran zu sein,"
weil sie unzähligen WohlthätigkeitSvcrcinen ,
angehören muß, ist eigentlich eine alte Be-
kannte, aber sie ist so herzensfrisch und
macht ihren Mann am Ende so glücklich,
roie dies andern „wvhlthätigen Frauen" ^
erst nach großer Mühe gelingt. Der junge
Lebemann, welcher am Sylvesterabend sich
zu bessern beschließt, weil seine Ver-
schwendung ihn ruinirt, und an eben jenem
Abend wieder in die lebenslustigste und
leichtsinnigste Gesellschaft gcräth, ist so
liebenswürdig geschildert, daß man an die
ernsten Folgen seines Leichtsinns gar nicht
denken mag. Und überall, bei der ein-
fachsten Geschichte, findet sich am Schluß
eine köstliche launische Pointe, die gerade-
zu verblüffend wirkt. Hierfür nur ein
Beispiel: Jemand lernt ans einem Masken-
ball in Neapel die „berühmteste Frau"
kennen, deren Name seit Jalnen in allen
Zeitungen geprangt hat. Wer ist sie?
wird unwillkürlich jeder Leser fragen, denn
'eine Geduld wird auf's höchste gespannt.
Wir wollen aus der Schule plaudern,
denn rnthcn wird es schwerlich Jemand:
es ist die Baronin de Brshan, deren
Name unter „Ccrtificat Nr. L4210" seit
länger als 20 Jahren zur Empfehlung der
„köstlichen Revnlcscisre Barry du Barry"
dient. Das ist doch gewiß originell. Ganz
eigenartig sind auch die Erzählungen,
welche in Ungarn spielen, man glaubt diese
Gestalten wie den angestellten Pseifenan-
raucher Füschlösch Mischt oder die braune
Julka leibhaftig zu scheu, um ihnen trotz
ihres Zigenncrnussehens freundschaftlich die
Hand zu drücken. Jcdcnsnlls ist gerade auf
diesem Gebiete eine Hauptstärke von Hevcsi
zu sehen, dessen echte Dichtergabe hoffent-
lich noch manche derartige Pußtnblüthe uns
befcheerl.

Robert Bischer, Studien zur Kunst-
geschichte. Stuttgart, Adolf Bonz u.
Comp.

Die hier vereinigten Aufsätze lassen
sich dein Inhalt nach in zwei Theile
sondern: wahrend die in der zweiten
Hälfte des Buches gebotenen Arbeiten
(Ueber Michel Wohlgemut. Beiträge
zur Geschichte der bairischen Kunst.
Quellen zur Kunstgeschichte von Augs-
burg, Ueber die Grnbeapellc der Fugger)
sich auf streng historischem Gebiet hallen
und theilmeise nichts mehr bieten wollen,
als die unmittelbaren Ergebnisse archi-
valischer Quellenstudien, klingt in den
vorangestellten Aufsätzen auch die philo-
sophische Saite an, welche der Verfasser
als ein Erbtheil vom Vater her —
Friedrich Theodor Bischer, dem daS Buch
anch gewidmet ist — sein eigen nennen
darf, Tie Auseinandersetzungen über
„Nafacl und den Gegensatz der Stile"
sind ein glänzendes Beispiel kunstkritischer
Betrachtung «nl> «pc«ik> autorui. „Albrecht
Dürer und die Grundlagen seiner Kunst"
bietet eine Fülle feinster Beobachtungen
über technische und stilistische Eigenthüm-
lichkcitrn des großen Meisters. Die Auf-
fassung des byzantinischen Stils, welche
der Abschnitt „Zur Kritik mittelalterlicher
Kunst" darlegt, gewinnt nur an ein-
leuchtender Kraft dadurch, daß sie in
ReberS gleichzeitig erschienener „Kunst-
geschichte des Mittelalters" ähnlich aus-
gesprochen worden ist. So bieten VischerS
„Studien" fast auf jeder Seite Neues,
Eigenartiges uud Anregendes. ms.

Tic Frithiofssage. Das Lied von
FritKiof dem Kühnen für's deutsche
HnuS, Nach den Quellen der alten
isländischen und der E. Tegnerfchen

FrilhiofSfage. Bearbeitet von Emil
Engclinann, Mit I! Lichldrnckbildern
und ÜO Illustrationen im Text, sowie
einem Runen-Alphabet, Nach Zeich-
nungen von R, E, Kepler, Th,
Hosfmnnn u, A, Stuttgart, Paul Nest,
Emil Engclmann versucht mit dieser
Arbeit etwas Aehnliches, wie ihm mit
dem Nibelungenliede und dem Gndrun-
liede glücklich gelungen ist: eine Uiudichtung
für dnö Volk, An deutschen Uebersctzmigen
des Teguer'schen Gedichtes fehlt es gewiß
nicht. ES sind etwa M seit dem Jahre
erschienen und unter diesen ganz
vorzügliche. Nicht also in einen Wettstreit
mit diesen tritt Engelmann: ihm ist es
weniger um eine Uebersetzinig der Worte
und Verse zu thun, als nm eine
llebertragung des Geistes der fremden
Tichlung in die Sprache der Heimat.
Engelmann verändert darum seinem Zwecke
gemäß in einzelnen Gesängen das Vers-
maß. Er vermeidet den Hexameter und
den jambischen Trimcter und setzt dafür
gereimte, moderne deutsche Verse. Gewiß
mit Recht: denn wenn auch die beiden
griechischen Metren schon lange Eingang
gefunden haben in unsere Dichtung nnZ

durch wiederholten Gebrauch dm Gebilden
kaum noch fremd klingen, so ist doch für
eine Dichtung, welche in erster Linie die
Bolkslhümlichkeit anstrebt, derReim zweck-
entsprechender, als die reimlosen, klassischen
Versmnsje. Manches hat Engelmaun auch
im Anschlus; an die alte Sage zu ver-
ändern gewagt, w das; man in der Thnt
von einer Uindichtung spreche» darf, und
zwar von einer gelungenen. Engeluianns
Arbeit wird um so leichter, meinen wir,
ihren Weg machen, als die Ausstattung
des Buches in Illustrationen wie in Druck
eine sehr schone, gediegene ist, ohne durch
überinäszigen Prunk anspruchsvoll zu werde».
uv.

Heiteres nnd Weiteres. Kleine Ge-
schichlchrn von Ernst v, Wvlzogc,,.
Berlin und Stuttgart, W, Spemaui,.

„Zwar ein Kleiner, doch iiuuierhin —
unterdes; — auch Einer!" bittet der
Dichter in einer poetischen Epistel an
Fr, Bischer von ibm selbst zu urlhcilen.
Nun, ein gar zu kleiner ist er unter den
jüngeren Schriftstellern grwis; nicht, sondern
ein äuszerst talentvoller. Unter den sechs
Geschichten, die er in diesem Bündchen
der Oefsentlichkeit bietet, sind natürlich
nicht alle gleich wrrlhvvll, aber alle sind
eigenartig erfunden, nnd hinter dem
„Heitern" verbirgt sich in ihnen sehr viel
„Weiteres", weil der Autor das mensch-
liche Herz in seinen geheimsten Falten
belauscht hat. Die Perle von allen ist
wohl die Erzählung von „Beit Zisolins
Galgenfrist", welche mit dem Erhenkt.
werde» cmsängl und mit demselben wenig
angenehmen Gedanken schlief;!, und doch
wie unendlich viel Lmmor lieg! dazwischen,
und wie eischütternd ist die Idee von der
dänionischen Macht eines treulosen Weibes
behandelt, llncndlich ergreisend ist die
Herzensgcschichle ans dem 17. Jahrhundert
von „Christel und Wigcl", nicht minder
rührend „Werthers Leiden in Serw",
eine Bcrli»er Kindergeschichle. Das Talent
dcS Verfassers verführt ihn vielleicht zn
allzu kühner Erfindung, wenigstens dünkt
es uns nicht sehr wahrscheinlich, das; ein
Pastor nicht weis;, was „iu,„lio,>" bedeutet,
wie dies von Ehren-Kanncpich mit der
„Gloriahosc" vornusgescht wird: auch das
„Derwischiied" bietet eine über das
Mcijz überspannte Frau, die sich dem
Manne ihrer Wahl geradezu an den
Hals wirft. Aber durchaus originell sind
auch diese beiden Geschichten. Ein psycho-
logisches Mustergcincilde ist endlich die
! Geschichte aus dem Rcichsland: „'s Mei-
kcitel und der Serack" - eine ansprechendere
„Dorfgeschichte" ist wohl in neuerer Zeit
nicht geschrieben worden.

Jung'Wupperthal. Ein Blütlicnstrcmn
aus der Heimat, Herausgeben von
Albert Herzog. Bannen, Alb. Röder.

Im Wnpperthal herrscht ein ganz be-
sonderer Ton, wie er einein reinen und
fromme» Herzen wohl ansteht- da ist kein
Raum sür heisze Sinnlichkeit und ebenso-
wenig für düstrrn Pessimismus. Aber
! echte, wahre Hcrzinnigkcit des Gefühls, die
! Liebe zur schönen Heimat und Lust an
den Gaben des nahen Rheins sind auch
Stoffe für den Dichter und gcwis; nicht
die schlechtesten. Aus ihnen hat Alberl
Herzog einen lyrischen Strang gebunden,
wobei ihm Rudolf Herzog, Albert Strausz,
und B, Walter wacker geholfen. Alle vier
sind jung und singen für die Jugend.-
sie singen Spielmannsliedcr und Rhein-
, Märchen, Lenzgebete und Weilmachlsträume,
sogar von den Skalden und Ossinn, Aber
sie wollen auch nichts weiter, als das; die
Jugend sich ihrer Gaben erfreue, und bei
dieser werden sie zweifelsohne vielen Bei
fall finden. Da der Ton dieser Bier-
mämicrlieder fast der gleiche ist, scheint ein
Unheil über die Begabung des Einzelnen

schwierig- aber nächst dein Herausgeber
möchten wir Arthur Slraus; den Sieges-
preis zu erkennen,
Rohden. Wandertage eines Arztes
I. Norden und Norderney, Hermann
Braams,
Der Verfasser, in der medicinischcil
Publicistik seit lange als origineller und
geistreicher Schriftsteller wohl bekannt, ist
zum ärztlichen Direktor des neuerlichteten
Seehospizes zu Norderney ernannt worden
und bereiste, che er sein Amt antrat, iin
Auftrage des „Vereins für Kindcrheil-
stätlcn an den deutschen Seelüften" die
betreffenden Institute nn den verschiedenen
europäischen «üsten. Die Resultate dieser
Jusormationsreisc, soweit sie das Ostsee-
becke» und die östlichen Thcile der Nordsee
betraf, liegen in dem oben erwähnten
Büchlein vor, dessen Lectüre nicht bloS
wegen des sür jeden Kindersreund hoch-
wichtigen Inhalt?, sondern eben so sehr
wegen der frischen, fesselnden Schreibweise
sehr zu empfehlen ist. Rohden hat ein
offenes Auge, liebenswürdigen Humor,
eine flinke Feder und — das Herz auf
dem rechten Fleck. Wir reisen mit ihm

in seiner hastigen Weise und sehen, trotzdem wir immer ein bestimmtes Ziel im Auge haben, an und auf dem Wege allerlei Interessant« nebenher, wobei die skizzenhafte lebhafte Schilderung manchmal etwa« allzu salopp Menschen und Dinge abthut. „Ein weniges Schwatzen soll mir nicht verübelt werden," bittet der Autor, und man wird ihm gern verzeihen, wenn man sich dem Genüsse hingicbt, diese geschickte und hübsche Schilderung einer vaschen Orientirnngsrcise zu lesen. Wir wünschen dem Büchlein viele Leser und der Sache, für die es inicrcssircn will, viele Gönner und Förderer. jl.

Turch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingu im Jahre 1884 von Dr. med. Karl von den Steinen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Im Lande der Sonne Wanderungen in Persicn von Heinrich Brugsch. Berlin.

Dic Reisebeschreibungcn ferner Länder Imbcn durch Deutschlands überseeische Erwerbungen neue Liebhaber gewonnen; nächst Afrika sind auch andere Ziele erstrebt worden von namhaften Gelehrten, deren Schilderungen dann veröffentlich! wurden. .^Zivei gaitt hervorragende Werke dieser Art sind dic obengenannten Veröffentlichungen SteinenS und Brugschs. Das erstgenannte ist ein Prachtwcrk in Folio mit reichem Bilder- und Kartenschmuck, welches in Tagcbiich'onn dic Beobachtungen der Reisenden wiedergiebt und mit dem lebendigen Ton, wie ihn allein die persönliche Wahrnehmung verleiht, dic genauesten wissenschaftlichen Angaben verbindet. Der Schingu ist ein rechter Nebenflus; des Amazonenstromes, welcher in seiner ganzen Länge und zwar von Süden her im JaKre 1M4 von dem 'chon genannten Reisenden in Begleitung 'eines Leiters, des Malers Wilhelm von den Steinen, und des PH»sikeiS Dr. Otto Clausz besucht wurde, Tie meisten beigedruckten Bilder sind demnach Reise» fkizzen, nur einige größere Compositionen sind nachträglich von dem Düsseldorfer Johannes Gehrls hinzugefügt worden. Im Tert fesseln den harmlosen Leser nicht allein die Miitheilungen über die ihm gewisz ziemlich unbekannten milden Stämme der Bakam, Tuil^n u, s, w.. sondern noch mehr diejenigen über das Volksleben der balbeuropäischen Brasilianer, welches des Merkwürdigen viel bietet. Die gröszte wissenschaftliche Bedeutung haben dic > ethnologischen Entdeckungen SteinenS, er hat mit Bestimmtheit die Heimat der „Kurilen" südlich vom Amazoncnstrom ermittelt und dadurch zucrst Licht in ein iiuszerst dunklcs Gcbictdcr südamerikanischen Ethnologie gebracht. Es ist ihm das gelungen durch genaues Studium der Sprachverwandtschaft dieser Stämme, dessen grammatische Ausbcutc in den Anhängen mitgetheilt ist. Was sonst aus der Reise gesammelt wurde, ist bereite sicher im Museum für Völkerkunde in Berlin geborgen. Wir können von dem ehrenwcrthen Zeugnis, deutscher Forschnng und deutsche» FleiszeS nicht Abschied nehmen, ohne wenigstens noch der vorzüglichen Karte, die Or. Claus; gezeichnet, anerkennend zu gedenken. — Aeusierllch ein» sachcrausgestattet sind Brugsch-Paschas ! Schilderungen aus dem „gesegneten ! Königreich von Iran", sie bilden den neuesten Band der Bibliothek des „Bereins ' für deutsche Literatur". Der gelehrte Prvfcssor, welcher bisher meist nur „Aeg>iplischeö" schrieb, zeigt, das; er auch auf dieser sehr ausgedehnten Linie von der Spree zum Kaspi-Meere, von dort südwärts nach Teheran, Jspahnu und Schiras ansjerordenilich gut Bescheid weif,. Dem Berichte sind die Erfahrungen einer

Reisc im Herbste 1«84 zu Grunde gelegt und ältere Beobachtungen, wie sie z, B, im Jahre 18M von Brugsch bei einer Besteigung des Dcmmvend gemacht wurden, sind geschickt Kineinvenvebt. Jeder gelehrte Krimstrams ist fortgeblieben, der Verfasser begnügt sich mit der einfachen schlichten Erzählungsmcise eines Augenzeugen der Vorgänge. Das, er sich reiches Wissen über sein TKema außerdem angeeignet, zeigt der Abschnitt „Aus vergangenen Zeiten", in dem der reichen Sagenpocsie der Jranier gedacht wird. Die Schilderung des persischen Volkslebens, wie es in Teheran dem Reisenden entgegentrat, bildet wohl den Glanzpunkt von Brugschs Werk, wie überhaupt Alles, was staatliches sociales und religiöses Leben anbetrifft, von Anfang an der besondere Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen ist; er hat , keine Sammlungen mitgebracht, aber lebhafte und liesc Eindrücke,

H. d Altona: Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte. Annabcrg, I. van Groningen.

Moralisch mag dic Geschichte sein, sehr ästhetisch ist sie eben nicht, jedoch gut crslinden und mit seinen Zügen durchge-

führt. Ter Regenwurm, welcher die
sicheren Wände seiner Erdhöhle verläßt
und von Licht und Leben mit blutigem
Kopf in das gewohnte Dunkel heimgeschickt
wird, ist das Bild manches philosophischen
Dichters, „der sich andern Leuten in die
Nasenlöcher setzt und sie so lange mit
seinen Gedichten kitzelt, bis er sie zur Ver-
zweiflung getrieben hat!" Dafür trifft ihn
auch die gerechte Strafe, er verliert sein
edelstes Gut, seine beste Lebenskraft, näm-
lich — sein Hintcrtheil. Das ist grausam,
aber der Prahlhans verdient es nicht
anders. Der Leser würde höchstens
wünschen, das; ihn fein Verhängnis! be-
reits auf der 50., statt auf der 150, Seite
ereilte! für diese lange Marter bleibt ihm
der Herr Verfasser die „Explification",
wie er zu sagen beliebt, schuldig,
lieber Wilhelm Busch und seine Be-
deutung. Eine lustige Streitschrift von
Eduard Daelen. Mit bisher unge-
druckten Dichtungen, Illustrationen und
Briefen von Wilhelm Busch. Düssel-
dorf, Felix Bcigcl,
Das eigcnthüiuliche Schicksal, welches
den beliebten Enricaturzeichncr und Dichter
verfolgt, alle Augenblicke zu den Tobten
gerechnet zu werden, läßt die Herausgabe
dieser Biographie eines Lebenden durch,
aus angemessen erscheinen, Daelen ist sein
begeisterter Anhänger und bereits mehrfach
als sein begabter Nachahmer bekannt ge-
worden, kein Wunder also, wenn er eine
Lobschrift schreibt, obgleich wir ihm den
heftigen AuSsall gegen den Acsthetiker
F. Bischer gern geschenkt hätten, Büschs
Hauptkunst, „mit möglichst Wenigem
das Wesentlichste zn treffen," hat er
klar erkannt, und die Menge Zeich-
nungen, welche namentlich das werdende
Talent des Verfassers von „Max und
Moritz" zur Anschnunng bringen, sind
werthvolle Beigaben seines Werkes. Mit
Freuden ersehen wir auch aus demselben,
das; der ganz in Znrückgczogenheit lebende
Meister erst nm 15. April 15M geboren,
also sicherlich noch nicht am Ende seines
künstlerischen Schaffens angelangt ist.
Neue Gedichte von Karl Stelter,
Elberfeld, Bädekcr.
Der Verfasser hat diesen stattlichen
Band der neuesten Erzeugnisse seiner
lurischcn Mnse Gustav Frcutng gewidmet;
er nennt bescheiden seine Lieder nur
„Blätter aus Hcrbstcslagcn, wie sie der
Wind dem Wandrer weht zu Füßen",
doch sind es recht frische duftende Blätter.
Eine große Anzahl der Lieder ist bereit«
componirt, nnd andere verdienten es zu
sein. Wer jemals am Rhein gewesen,
dem wird bei Stelters „rheinischen" Liedern
neu die Sehnsucht erwachen, denn sie sind
aus dem Herzen heraus gcdichtei.
Aeuszerst glücklich trifft auch der Dichter
den ernsten Balladcnton: wir verweisen
nur auf die vier Gedichte von der „Meeres-
brant" oder den „Geiger von Straßburg".
Für seine Macht über die Sprache biete!
das formvollendete Sonett „Sphinx" und
eine Reihe von Ueberlragnngen nach
Alfred de Musset, Victor Hugo, Lamartine,
Coppse, Barbier u. s. M, mannigsachc Be-
lege. Als anmuthigcs Geschenk sei hier
mit die Sammlniig allen Liebhabern
neuerer Lyrik bestens empfohlen.
tv.
Richard Wagners Varsifal illnstirt von
(5. Ritter. Bayreuth, Heinrich
Heuschmanns Verlag,
In einer handlichen Mappe sind nun-
mehr die Photographien nach Ritters Illu-
strationen zum Parsisal vereinigt, deren
Erscheinen in Ablheilungcn wir unseren
Lesern angezeigt haben. Der Künstler
hat mit Berständniß für die Grenzen,
welche die Malerei von der dramatischen
Kunst scheiden, ausschließlich Ruhepunkleder

Handlung zur Darstellung gewählt und
das war, nnsercs Bedünkcns, die erste Be-
! dingung des Gelingens, Man erhält, auch
wenn man den Bnurcuther Festspielen
nicht beigewohnt hat, eine Borstellung von
der Bedeutung des Wngner'schrn Werkes
nach der Seite der malerischen und poetischen
Wirkung. Tic Photographien sind gleich-
mäßig schön.

Samuel Taylor Colcridge und die
englische Romantik von Alois
Brandl, Berlin, Robert Oppenheim.

Ter Beifasscr, Vertreter der eng
tischen Sprache und Literatur au der
deutschen Unwersität Prag, hat sich durch
mehrfache Publikationen aus dem Gebiete
der englischen spräche und Literatur einen
bedeutenden Namen erworben. Das vor-
liegende Werk über Cvleridge hatte dem^
nach unsere Erwartungen sehr hoch
gespannt, Tas Buch verräth auf jeder
Seite, daß der Berfasser den Stoff mit
Meisterschaft beherrscht. Mit Belingen
versenkt man sich in diese vortreisliche
Schilderung des Philosophen, des Dichters,
des Menschen. Da das Buch auf breiter

historischer und philosophischer Grundlage
geschrieben ist, können wir die Einflüsse
der Zeit auf den Dichter, sowie sein?
Entwickelungsphasen genau übersehen.
Es bildet einen sehr wertkvollcn Beitrag
zur englischen Literaturgeschichte und wird
von jedem Freunde derselben mit Interesse,
Nutzen und Vergnügen gelesen werden.

Rebelland und Themseftrand. Studien
und Schilderungen ans der Heimat
John Bulls von Leopold Katscher.
Stuttgart, G, I. Göschen schc Verlags-
buchhandlung,

Das Buch ist feinem Inhalte nach
reichhaltig und interessant. Der Verfasser
ist ja auch schon als Kenner und Schildcrer
Englands bekannt. Indes; kann sich wohl
der Leier kaum hinwegsetzen über die Nach-
lässigkeit und Leichtfertigkeit der Schreib-
ark, über die zahllosen nn den Haaren
berbeigczogenen entstellten Eitate und das
Alter und die Geschmacklosigkeit der Witze,
Der Verfasser scheint sich mit Vorliebe
in Ausdrücken zu bewegen, die sich das
literarische Bürgerrecht nicht erworben
haben und Koffenllich auch nie erwerben
werden, 8s.

Bier Novellen von Adalbert Mrin-
Hardt, Braunschweig, George Wester-
innnn.

Mit wakrem Melius! haben wir die
vier Novellen gelesen, die sich dem Beslcn
an die Seile stellen können, was auf dem
Gebiet deutscher Novellist!! geleistet worden,
Meinhard! ist ein Dichter und der Inhalt
seiner Novellen ist ebenso poetisch, nlS
die Form edel und abgerundet ist. Eine
der vier Erzählungen ist in Versen ge-
schrieben, aber mir mochten den in Prosa
verfaßten den Vorzug geben, von denen
uns alle drei in gleichem Mäste ange-
sprochen und gefesselt haben. in?.

AtlaS von Afrika. 5» colorirtc Karten
auf Itt Tafeln. Mit eincm geographisch-
statistischen Text. Wien, Pest, Leipzig,
A. Hnrtlebens Verlag.

Wie die meisten kartographischen Dar-
stellungen des „dunklen Weltlheils", welche
in den letzten Jahren erschienen sind, so
ist auch der vorliegende Atlas zur Oricnli-
rung aus dem jüngsten Felde uin'erer
Eolonialpolitik bestimmt. Seinen prak
tischen Zweck vcrräth er schon durch sein
handliches Format in Grostvctav, durch
die knapp gehaltene Einleitung, welche
das Wissenswertheste aus der plwsischc»
Geographie des ErdtKeils und eine klare
Nebcrsicht über seine Länder und Staaten
mit den nöthigeu statistischen und historischen
Notizen enthält, nnd drittens dnrch die
Auswahl der Specinlknrten, in welchen
man den in den Zeitungen am häufigsten
genannten Gebieten in vergrößertem Maß-
stäbe begegnet. Der Schreiber dieser Zeilen
hat schon häusig Gelegenheit gehabt, du»
Brauchbarkeit des Harttcbeu'schen Atlas
zu erproben, rnp.

v»usr .«i« lli„»l>c,is<, I!mli„?r V„I>d>„t Mick
KiIKl>»-«»rIl<>^, II,, K »ins I rvöik'Isn kiir « Usus
X^i», Ilni^ix, V^Iic^i», iIü„?K^„, I>,»>>«r
I.»uss, Znsok, ^ von O«IKsr, Li,, il^Isrlis,! in
>«I«»I», N. ,>, Vlivtv, ^«rcKeckun^Lin H«m»a
Nü!>»r.^>MIs^»«K^ ^Lli,, vsr L»u«rukreuuck.
?o»«l!>oi>, Lmil«, ^vsstlv, Lins KsniSsised«
Nsutü^K von Iis« rr»pli„,
lirswr ?K«iI ' vi« >V,,>t ,1«? 8<,'KUuor,.
Xvvi Wuck«, Lsilii,, li«^,? ?isälsr,
Ltslsi'mSi'KlsvK«» vioKtoi'.SlioK, II«auszos«Kv»
I«g»I>üo^»r unä Sriek« ljastdvs »Iis ^ °"
Druck ,,„d vrrlag von -chottlaendcr m Aresl^ll,

?rise^s ^üIIunF. 1SS7«.

5io<I !U bezirken 6urcd <tie

I.öbel 8cKattIasnl!s^ Oarl8bslt '/SSnmsn
sovie ciurcd
llsd«r,e«l8i:Ks 0spöt8 in äsn g^ö88t«n 8täcttsn «Ilor Wslttnoll«.

Vor MOLKIG läfel^äSLern rüdmlickst
äUL^e^eicKnet auf äer
älILLILI^VM, L0^001i, 1884.
^scnen,
creselcl.
Oörlitü,
Kempten i «.,
?osen,
Augsburg,
Oren^nacb,
Wie 2/8,.
Köln.
Kemugen,
Saäen-Laäcn,
Dortmund,
Hamburg,
I.anclau,
KgmscKeiiI,
Samberg,
Orescien,
Hamm >/XV,,
Leipzig,
Saarbrüclien,
Sarrnen,
OuisKurg,
Hannover,
I^uävigslialen,
^clinorin i/^l,
Lerljv,
Oüren,
btsrburg,
>lagcleburg,
Stettin.
Lielelelii,
Oiissel^ort,
tteicielberg,
Stuttgart.
Rocli'urn,
MKerselä.
tteilbronn.
>I^nnl,eim,
Trier,
Lonn,
LII«'angen,
I^ersorä,
Z^lüncKen,
Viesbatlen,
Lrauvscbvveig,
Lsse»,
Ingolstadt,
I>liinster i V„
^Vorms,
Breslau,
?ranlil»rt ^i,!aiv,
Kaiserslautern,
Dürnberg,
>Vi>ridurg,
Nobler,!,
kreiburg
Karlsrube,
Osnabrück,
/.«eibriic^eu.
Coburg,
> ^l, (Zlaäbacb,
Kassel,
. Clauen i/V.,

März 1887.

Inhalt.

hierzu ein Portrait von Iosö Lchegaray.
Radirung von Iolz. Lindner in München.

—— preis pro Puarl.il >Z i?ef,e> b Mark, ^

^ ^ Alle auf den redactionellen Inhalt von „Äord und Süd" bezüglichen
5cnöungen sind an die Scdsttion nach Breslau, 5iebent>ufenerstrasze 2,z, ohne
Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem hefte
l'on
S, Schotti»k»dtr in Breslau. <Urche!Ik dcr presse über de,, Bericht über die Allgemeine deulsche
Ausstellung auf den, Sedieie dcr Hygiene und des Rettungsmcscns Berlin lS8?/8Z,

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul Lindau.
XL. Band. â€” MÃ¤rz M7. â€” Heft ^20,

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Pfarrer von positano.

von

<^srl Vogt.

— Genf. —

!as Meer war glatt wie ein Spiegel. Auf den schroffen Kalkfelscn
! der Küste von Amalfi brannte die Sonne mit so intensiv weißem
! Ächte, daß man kaum die wenigen dunkelgrünen Vegetationsflecke
unterscheiden konnte, welche hie nnd da zwischen den nackten Gesteinen in
Klüften und Runsen sich angesiedelt hatten. Ein kleiner Dampfer näherte
sich langsam der Küste. Von Zeit zu Zeit hielt er an, nm feine Niche aus-
zuwerfen, mit welchen das an der Oberfläche des stillen Wassers treibende
Kleinzeug von Meerthieren gefangen wurden. Es wimmelte in großen und
kleinen Gläsern von fast mikroskopischen Krcbschen, Larven von Seesternen,
Ringelwürmern, Seeigeln, Muscheln nnd Schnecken, die wahrend einer
kurzen Jugendzeit sich frei schwimmend umhcrtummeln, bevor sie dazu ver-
dammt sind, langsam ans dem Boden nmherzukriechcn: behende, durchsichtige
Pfeilwürmer schössen zwischen kleinen, glockenförmigen Quallen nnd nicht
minder durchsichtigen Salpen umher, die sich durch das Wasser gewissermaßen
hindurchschluckten.

„Ich habe genug," sagte Carlo, indem er das Glas, welches er gegen
das Licht hielt und mit der Lupe durchforschte, unter die Schifssbank in den
Schatten stellte nnd das Vergrößerungsglas in die Tasche schob. „Ich habe
genng, die Augen fangen an zu schmerzen. Wir haben mehr Material, als
wir in einem Monate ausarbeiten konnten, wenn sich die Bestien so lange
am Leben erhalten ließen. Der Auftrieb hier in der Nähe der Sirencninseln
und längs der Küste von Amalfi her ist ja merkwürdig reich. Aber man muß
sich zu begnügen wissen. Wie wäre es, wenn wir dem Lande zusteuerten

und Eurem Freunde, dem Pfarrer von Positano, dort oben einen Besuch
abstatteten? Ich habe Durst und wie Ihr sagt, hält der Pfarrer viel auf
einen guten Tropfen! Ich hätte Lust, den Mann und seinen Wein kennen
zu lernen!"
„Mir schon ,recht," brummte Christian, der am Steuer sasz. „Aber
das will ich Euch sagen, wenn wir jetzt, wo die Sonne schon zu Rüste zu
gehen sich anschickt, dort unten anlegen und dann m>f den heißgebrannten
Steintrcppcn zu dem Pfarrer hinauf kraxeln wollen, fo können wir uns gleich
dazu einrichten, droben über Nacht zu bleiben. Ich weiß schon, wie es
kommen wird!"
„Ja," lachte Arnold, „wir werden erhitzt und schwitzend oben ankommen,
auf der Veranda des Pfarrers Kühlung und Labung suchen und finden und
die Nacht wird kommen, ehe Don Gcnnaro die erste seiner wunderbaren
Geschichten beendet hat, die er nns mit seinem Weine aufzutischen pflegt!
Ist es nicht so, alter Brummbär?"
„Ich denke wohl," sagte Christian. „Aber ich habe keine Lust, mir
beim Heruntersteigen in dunkler Nacht das Genick zu brechen!"
„Gehen wir also hinauf und bleiben wir oben," entschied Arnold.
„Wir werden zwar schlecht schlafen, aber der Pfarrer hat Wein, wahrscheinlich
auch Macaroni, Käse und Liebesäpfel, die ja nach Padre Rocca die heilige
Dreifaltigkeit smnbolisircn, und ein oder zwei Hühner werden sich schon finden,
denen Du den Hals abschneiden kannst, um sie uns 5 la ÄaiovFo zu schmoren,
worin Du Meister bist!"
„Was ist's mit dem Padre Rocca?" fragte Heinrich, der noch nicht lange
in dem Lande war.
„Gleich, gleich!" gab Arnold zurück. „Aber erst wollen wir wissen, wie
die Wachteln fliegen, sagen sie auf Capri. Wie steht's mit dem Wetter.
Luigi?" rief er dem Maschinisten zu. „Können wir die Nacht über hier in
Posito.no beilegen oder müssen wir einen besseren Hafen suchen?"
Luigi, der eben einen Cigarrenstnmmel in den Mund geschoben hatte,
welcher von Heinrich, dem Neuling, der die Sitten der Matrosen noch nicht
kannte, unbedachtsam in's Wasser geworfen worden war, Luigi hob den Kopf
und schantc prüfend über den Horizont.
„Ich glaube ja!" sagte er. „Die Kimmung ist zwar sehr blau nach
Südwesten hin, ein Zeichen, daß der Sirocco im Anzüge ist, aber die Nacht
über wird ihn die Tramontana noch aufhalten, und che er losbrechen kann,
find wir morgen schon durch die IZovoa r,iu«o1a im Golfe von Neapel und
haben noch guten Wind zur Heimfahrt!"
Es waren vier Naturforscher, die auf dem kleinen Dampfer der
zoologischen Station von Neapel eine Fahrt in den Golf von Salcrno uud
Amalsi zur Erforschung des Thierlebens an der Oberfläche unternommen hatten.
„Abgemacht!" rief Christian nnd warf das Schifflein herum, das nun
gerade auf die Schlucht lvsdampfte, zu deren beiden Seiten die Häuser von

Positano zwischen Gärten an die Felsen angeklebt sind. „In einer halben
Stunde sind wir dort."
„Da bleibt Ihnen wohl Zeit," wandte sich Heinrich zu Arnold, „mir
Ihre Anspielung auf den Padre . . ."
,.Ach ja, deu Padre Rocca! Gleich, gleich! Ist übrigens bald erklärt.
Sind Sie schon auf San Martino gewesen?"
»Bis jetzt noch nicht."
„So gehen Sie einmal hinauf und betrachten sich den Padre Rocca.
Cr war ein berühmter Volksprediger in Neapel und sitzt jetzt ausgestopft im
Museum des Klosters von San Martino, wie er leibte nnd lebte."
„Nicht möglich!"
„Wie ich Ihnen sage. Wenn Sie übrigens länger hier in Neapel bleiben
und sich mit der Sprache des Volkes vertraut machen, so können Sie noch
manche Geschichten vom Padre Nocca huren! Er war so bekannt, daß ihn
Köi,ig Bomba eines Tages kommen ließ, unter dem Vorwandc, er solle seine
Kinder unterrichten. Der Padre hatte sich aber einen großen Krebs in die
Tasche gesteckt, der ihm zur Demonstration dienen sollte, zur Erläuterung
einiger Sätze über den Fortschritt in der absoluten Monarchie, denn außer
seinem frommen Geschäfte betrieb er auch nebenbei ein bischen praktische
Revolutionspvlitik. Der Krebs kroch zum großen Gaudium der königlichen
Kinder immer rückwärts und die Erläuterungen des Padre wurden so spitzig
und anzüglich, daß der König endlich sagte: ,Basta, Padre! Laßt Ench Euren
Krebs nächsten Freitag kochen oder braten zur Fastenspeise, aber jetzt fchecrt
Euch damit zum Teufel nud kommt nicht wieder!"
„Recht interessant," sagte Heinrich, aber das erklärt mir noch immer nicht
die Dreifaltigkeit n la Rocoa?"
„Achtung, Signor Christian»," schrie Luigi. „Backbord, per Di«, Back-
bord! Dort liegen Netze! Sehen Sie nicht die ttvrkplatten, die auf dem
Wasser schwimmen?"
„Wahrhaftig," sagte Christian, indem er das Schiff halb herum warf.
„Da hätten wir schön hineingerathen können! Voriges Jahr hatten wir uns
derart in ein Netz verwinkelt, daß wir stoppen und die Messer zu Hülfe nehmen
mnßten, um uns loszumachen. Nachher verlangten sie noch Entschädigung
und schlugen den Werth ihres miserablen Stellnctzes so hoch an, daß wir
ein Thuttfischnctz von einigen Kilometern Länge dafür hätten herstellen können.
Aber einen Umweg werden wir schon machen müssen!"
„Desto mehr Z^it bleibt uns für den Padre Nocca! Bitte, Herr Arnold."
„Gleich, gleich! Padre Nocca schlenderte also eines Tages über den Platz
vor dem Schlosse, auf dem zur Zeit deö Königs Bomba immer eine Horde
von Lazzaronis lungerte. ,Predige uns Etwas, Padre!' ,Laßt mich in Ruhe.'
,Jch sage Dir. Padre. predige!' ,Jch will nicht!' Iber Du mußt!' Das Volk
sammelte sich; es bildeten sich zwei Parteien, die fürchterlich gegeneinander
schrieen. Die Einen wollten den Padre zwingen, die Andern wollten ihn

ziehen lassen. Ein großer Kerl mit einer Stentorstimme that sich besonders
hervor. ,Bei der heiligen Dreifaltigkeit/ brüllte er, ,der Padre soll reden?
?sr la ssnt» trinita>/
„Das ging dem Padre wider den Strich. ,lZiutw bestis!' schrie er,
indem er mit geballten Fäusten auf den Kerl losfuhr, ,wie kannst Du bei
Etwas schwören, wovon Du gar nicht weißt, was es ist?' ,Vwsrc>!' johlten
die Umstehenden, der Padre hat Recht'/ ,Recht? Wie so Recht?' rief der
Padre, der nun auch in Eifer gerieth. ,O Ihr ungcsattelten Esel! Ihr wißt
> ja selber nicht, was die Dreifaltigkeit ist! ?or Lum»! Ihr nennt Euch Christen
und kennt nicht die Dreifaltigkeit! Habt gar keine Ahnung davon! Nicht wahr,
jetzt steht Ihr da wie begossene Hunde und schämt Euch? Aber ich habe
Mitleid mit Eurer Unwissenheit, wofür Ihr einmal im Fegefeuer braten
werdet! Ich will sie Euch erklären/
„,üwivä il ?a<Zre! Stellt ihn auf den Eckstein, sonst können wir den
Knirps nicht hören", schrieen die Fernstehenden. Zwanzig Fäuste griffen zu,
und schwangen den Padre auf den großen Abweisstein an der Ecke von
San Carlo°.
„Da stand er nun, schaute sich mit seinen witzigen Aeuglcin die Menge
an, die sich um ihn drängte, nahm bedächtig eine Prise, wischte sich mit dem
Aermel seiner Kutte den Schweiß von der Stirne und sagte: .Ihr habt mir
warm gemacht! Erst muß ich mich ein wenig stärken. Du, Junge! Da hast
Tu einen Soldo! Geh dort hinüber und hole mir dafür Macaroni! Du,
sagte er zu einem Andern, ,gehst dort an die Ecke und holst mir für einen
Soldo Käse. Er soll Dir aber Parmesan geben nnd keinen (Avullo
darunter mischen, wie der Betrüger gewöhnlich thut! Und Du/ herrschte er
einen Dritten an, ,gchst und holst mir für einen Soldo LicbesUpfelsauce!
?«mi cl'oro! Hörst Du?'
„Die Jungen waren bald zurück. Die Macaroni dampften. Ter Padre
mischte bedächtig den zerriebenen Käse und die Tomatenbrühe und aß dann sein
Gericht vor allem Volke in landesüblicher Weise, indem er die Macaroni mit
der Hand emporhob, nnd mit zurückgcbogcnem Kopfe in den wcitgeöffnetcn
Mund gleiten ließ. ,So/ sagte er nach beendetem Mahle, ,was habe ich nun
gegessen?°
„,Macaroni!' brüllte der Haufe, Macaroni!'
„.Freilich Macaroni/ schmunzelte der Padre. ,Aber da habt Ihr die
Erklärung der Dreifaltigkeit. Ich habe Nudeln, Käse und ronü ä'oro zusammengemischt und doch nur Macaroni gegessen. Drei in Einem! Geht
heim und erklärt es Euren Weibern!'
„Unbändiger Jubel! Ter Padre ward im Triumph über den Platz getragen von de» Lnzzaroni, die nun wußten, was die Dreifaltigkeit sei!"
Man näherte sich dem Lande. „Wir treffen es gut," sagte Carlo, „Wenn
ich nicht irre, steht dort am Ufer der Schwager des Pfarrers. He! Ginseppe!"
„Lcm Fiorno, Liguori!"

„Binde Deine Barke los und hole uns über! Du ersparst uns die
Mühe, unser Boot herabzulassen! Luigi! Laß den Dampf los! Herunter
mit dem Anker!"
Die Küste fällt so steil ab. daß man sich ihr auf wenige Schiffslängen
nahern kann. Mit einigen Ruderschlägen war Giuseppe an Bord. Die Ge-
sellschaft beeilt sich, in die Barke zu steigen. Man fragt erst am Lande nach
dem Pfarrer. „Wie befindet sich Don Gennaro? Ist er zu Hause? Nimm
unsere Bündel, wie wollen hier übernachten."
»Das könnt Ihr, sagt Giuseppe. Aber mein Schwager ist nicht da!"
„Nun, er wird auf der Jagd oder ans dem Fischfang sein und zum
Nachtessen zurückkommen. Vorwärts!"
Giuseppe zuckt die Achseln, spricht aber kein Wort und packt die leichten
Nachtsäcke auf. Er berechnet mit der schlauen Findigkeit des Neapolitaners,
daß die Herren auf den Gedanken kommen könnten, umzukehren und weiter
zu dampfen, wenn er die Wahrheit sagen würde.
Man steigt langsam den steilen Weg zu dem bekannten Hause des
Pfarrers empor. Arnold stutzt. Uebcr der Thüre ein mächtiges Schild-
Krsucl Hotel dos Italiens st des L,uAls,is! „Hat denn der Pfarrer sein eigenes
Haus, das er bis jetzt bewohnte, verkauft und sich in die Pfarrwohnung
zurückgezogen?"
„Es ist eine lange Geschichte," sagt Giuseppe. „Ich werde sie Ihnen
nach Tische erzählen, denn Sie werden hungrig und durstig sein. Das Haus
ist noch immer das Eigenthum meines Schwagers, aber während seiner Ab-
wesenheit, die noch lange dauern kann, hat er mich hier als Wirth eingesetzt.
Wir rechnen auf die Fremden, die jetzt in Masse kommen werden, seitdem die
neue Straße von Amalfi über den Berg nach Sorrento fertig gestellt ist.
Ein Engländer hat uns gesagt, das sei die schönste Straße der Welt und
man würde expreß von London und Rom hierher kommen, um Positano
kennen zu lernen. Wir haben uns an einen Scienzatv in Neapel gewendet,
der uns die Inschrift des Schildes geliefert hat. Erst wollte er zehn Lire
dafür haben, dann hat er sich aber mit fünf Lire begnügt. Treten Sie ein,
meine Herren! Wenn Signor Christian« so gut sein will, mir ein bischen
zu helfen, so soll das Essen bald fertig sein."
Das Grand Hotel war nur erst ziemlich dürftig bestellt. Die einzigen
zwei Betten könnten zwar im Nothfall jedes zwei geduldige Schlafgenosfen be-
herbergen; aber, meinte Giuseppe selbst, bei dem Wüchse seiner lieben Gäste
möge es doch Wohl besser sein, auf der Veranda einiges Stroh aufzuschütten
und ein Segel darüber zu breiten. Darauf schlafe man vortrefflich in den
warmen Nächten und die beiden jüngsten Herren könnten sich wohl auf diese
Weise behelfen. Nächstes Jahr, nach Ausbeutung des erwarteten großen
Fremdenzuges, werde man Wohl so viel erübrigt haben, um einige Betten
mehr aufzustellen.
Christian verschwand für einige Augenblicke mit Giuseppe. Man hörte den

verzweifelten Todcsschrei einiger Hühner und sodann geräuschvolles Treiben
in der Küche, wo zwei Weiber, mit alten Pappdeckeln bewaffnet, das Feuer
anfachten, Giuseppe und Christian, beide mit weißen Papiermützen auf dem
Kopfe und mit vorgebundenen weißen Schürzen, zwischen Pfannen und
Kasserolen hantirten, während die etwa zehnjährige Giuseppina, die hoffnungs-
volle Nichte des Pfarrers, den Tisch deckte und sorgsam die Gläser erst dann
auf das in etwas zweifelhaften Farben schillernde Tischtuch stellte, nachdem sie
einige Mal hinein gepustet und sie mit dem Finger ausgewischt hatte. Giu-
seppina sei ein kleiner Reinlichkeitsteufel, nieinte die Mutter,
Dreifaltigkcits-Macaroni nach Padre Rocca's Reccpt, geschmorte Hühner
mit ?omi (l'oro, Salat von Liebesäpfeln — trotz dieser steten Wieder-
kehr der Tomaten bei jeder Schlüssel mundete das Mahl vortrefflich. Ter
Becher, mit Wein ans dem Garten des Pfarrers gefüllt, kreiste und die
Cigarren, welche glücklicher Weise den Krallen der Duane entschlüpft waren,
erhöhten die heitere Stimmung. Wein kann man überall in Italien haben,
aber eine rauchbare Cigarre ist in dem Lande des Monopols ein Genuß für
Götter!

„Der Moment ist günstig," sagte Arnold. „Heraus mit der Sprache.
Giuseppe, was ist's mit dem Pfarrer? Du machtest vorhin, als wir Dich
nach ihm fragten, ein Gesicht wie ein Thunfisch, der einen Delphin kommen
sieht! Rede, aber sage die Wahrheit, wenn es Dir überhaupt noch möglich
ist, was ich stark bezweifle!"

„Ihr habt Recht, Signor Arnoldo! Aber die Geschichte paßt eigentlich
nicht zu der fröhlichen Stimmung, in der Ihr seid und die Euch mein Schutz-
patron, der heilige Joseph, erhalten möge. Ich möchte lieber, daß Ihr uns
einige Enrer schönen Lieder sänget — soll ich eine Mandoline holen lassen?
Oder das Lied, womit Ihr voriges Jahr bei den Capuccini in Amalfi die
Engländer verjagt habt, zu dessen Begleitung mit den Messern auf dem Tische
geklappert wird und das so lustig war, daß die Gebrüder Giusti, die Wirthe,
noch heute darüber lachen, trotzdem es ihnen fast Schaden gebracht hätte,
denn die Engländer waren sehr wüthcnd, weil es am Sonntag war, wo sie
meinen, jede Lustigkeit sei Unsng,"

..Ein andermal, Giuseppe! Jetzt ist die Reihe an Dir!"

„Zu Befehl, Eccellenza! Aber ich muß etwas weit ausholen. Ihr und
Signor Ehristiano. Ihr habt den Pfarrer gekannt, aber die beiden anderen
Herren nicht. Ihr wißt, welcher Mensch das war. ein kühner Mann, der
immer bei der Hand war, wenn es galt! Ihr wißt, er ist mein Schwager
und Schwäger sind selten gut ans einander zu sprechen wegen der Erbschafts -
Händel; also, wenn ich es sage, muß es wohl wahr sein! Einen solchen
Pfarrer bekommt Positano nicht wieder! Der beste Fischer auf dem Meere
und der findigste Jäger im ganzen Gebiet des Monte Angelo! Aber das
hatte er von feinem Vater, vom alten Ciccino!"

„Den haben wir nicht gekannt,"

„Glaub's wohl! Er war schon langst todt, als Ihr in die Gegend
kamt. Ein frommer Mann, der dem heiligen Pctroniv, unscrm Schubpatron,
mehr Kerzen verehrt hat, als die übrige Gemeinde zusammengenommen!"
„Da muß er viel auf dem Gewissen gehabt haben!"
„Vielleicht," sagte Giuseppe, mit den Achseln zuckend. „Habt Ihr Euch
den Monte Angelo recht angesehen, mit seinen Schluchten und Felsenwild-
nissen? Dort kannte er jeden Schlupfwinkel und weit über Salerno hin-
aus, in dem Apennin, hätte er Euch mit verbundenen Augen umher führen
können, ohne jemals den Weg zu verfehlen."
„War er Jäger oder Schmuggler?"
„Zu Zeiten, ja! Aber sein Hauptgeschäft war Brigant. Das war zur
Zeit ein einträgliches Geschäft, als die Oesterreicher und die Engländer kamen,
und den Kimig Jvcichino verjagten und später erschossen. Ciccino verdiente
viel Geld! die Engländer, die ja alle Taschen voll Geld haben, bezahlten
ihn reichlich für jeden Streich, den er ausführte. Das ging nun begreiflicher
Weise nicht immer ganz glatt ab, aber Ciccino war nicht der Mann, seine
Rechnung hoch auslaufen zu lassen. Er kam dann nach Positano, kanfte
nn Stückchen Land oder nahm einen Antheil an dem großen Thuufischnetz
der Tonnara, spendete dem Schutzheiligen einige Kerzen, oder eine Altardecke
oder was sonst der Pfarrer verlangte, beichtete und ließ sich Absolution
geben."
„Hat er das lange getrieben?"
„Nicht gnr zu lange, beim eines Tages brachten sie den guten Ciccino
auf einer Bahre, und der Professor, den man von Neapel holte, schnitt ihm
ein Bein ab, dessen Knochen von einem Schusse ganz zersplittert waren.
Aber um Brigant zu sein, muß man gute B.'ine haben. Er konnte nicht
mehr selbst gehen, aber er nahm noch hier und da eine Actic, wenn seine
Kameraden eine besonders wichtige Erpedition planten. Indessen wurde das
Geschäft auch flau nach Aufhören der Kriegswirren und so lebte er dann
hier in Positano, allgemein geachtet, weil er immer ein guter Mann gewesen
war, besorgte feine Gärten, beaufsichtigte seine Schafe, die um den Monte
Angelo herum weideten, und wenn er hätte lesen und schreiben können, würde
man ihn zum Sindaco gemacht haben. Der alte Cvnte Giulio, der seine schöne
Villa hoch über Castellamare hat und den Ciccino gut kannte, sagte immer,
es sei schade, daß er nicht lesen und schreiben könne. Positano könne keinen
besseren Sindaco haben, keinen frömmeren, keinen, der die Interessen der Ge-
meinde besser vertreten könne."
„Wir wollen den Ruhm der Familie Deiner Frau gerne gelten lassen,
Giuseppe, aber was hat das Alles niit dem geistlichen Stande des Sohnes
zu thun?"
„Doch, Eccellcnza, doch! Ciccino war nicht auf den Kopf gefallen.
Ter kleine Gcnnaro, sagte er sich, ist ein aufgeweckter Bursche und wäre
jetzt schon im Stande, den Tcusel auf freiem Felde zu fangen, wenn er auch

barfuß über spitze Steinc und Dornen laufen muß,, während der Teufel feste Bocksklauen hat. Er soll also lesen und schreiben lernen und ein Scienzats werden!"

„Nicht übel calculirt!" lachte Arnold.

»Ja," sagte Giuseppe, „aber Ciccino hatte noch einen Hintergedanken. Bis zum zehnten Jahre war der Junge beständig draußen. Man nannte ihn nur den Brigantino. Er kannte alle Schliche meilenweit im Umkreis, wußte, wann und wo man die Netze für die Wachteln und die übrigen kleinen Vögel, die Schlingen für die Rebhühner und die Hafen aufzustellen habe, und wenn er auf dem Lande nichts zu thun hatte, ging er auf's Meer mit den Fischern, die ihn sehr gern mitnahmen, denn er war anstellig und flink, wußte immer, woher der Wind kommen würde und sah mit seinen Luchsaugen die Thunfische, die Palamidcn und die Cöfali eher als alle Andern. Das ist ihin auch geblieben. Sagt selbst, war man nicht sicher gute Beute heim zu bringen, wenn man mit Ton Gemmro auf die Jagd oder den Fischfang ging ? Erinnert Ihr Euch, Signor Cristiano, des jungen Wildschweines, das er Euch lebendig sing, als Ihr seine Mutter erschossen hattet?"

„Ich hatte später Mühe genug mit dem wilden Säuding. Wir hatten es glücklich nach Neapel durchgeschmuggelt und da ich das Thier nicht gleich schlachten konnte, hatte ich es auf das Dach meiueS Hauses gesetzt. Es sprang aber über die Brüstung auf die Straße, brach ein Bein, schrie, daß alle Leute zusammenliefen und darunter auch ein Beamter vom Daziv, dem ich nur mittels eines Bankzettels begreiflich machen konnte, daß es ein zahmes Schwemcheu sei, das ich schon seit Monaten auf dem Dache halte. Vielleicht hätte der Beamte doch nicht nachgegeben, wenn nicht gerade Pctruccio, unser Matrosenjungc, herzugekommen wäre. Der begriff sogleich, worum es sich handele, lief auf das Thier zu, umarmte es und sagte: ‚Poverctto! Was ist Dir eingefallen, daß Tu von dem Dache herunter sprangst, wo Du doch so Wohl warst? Hat man Dir nicht Alles gegeben, was Du wünschen konntest, weiche Kartoffeln und süße Kastanien und Eicheln, die ich in der Villa reale täglich für Dich sammelte? Jetzt wird Dein Herr Dich elend schlachten und verspeisen müssen'/ Der Jammer Petruccios schnitt dem Wächter des Dazio in's Herz, er trollte sich fort und wir thateu, wie Pctruccio gesagt hatte. Aber mein Lebetag sehe ich den Pfarrer vor mir, wie er mit ungeheuren Sprüngen hinter dem Frischling her durch das Gestrüpp flog und die Sutane um ihn herum flatterte, wie ein vom Sturme losgerissenes Segel."

„Seht Ihr," sagte Giuseppe, „Positano wird lange warten können, viK es einen solchen Pfarrer wieder bekommt. Aber ich wollte Euch von seinem Vater Ciccino sprechen. Als der Brigantino etwa zehn Jahre alt war, nahm ihn der Vater emmal bei Seite und sagte, indem er ihn am Ohre zupfte: ‚Weißt Du. warum ich Dir in der Taufe den Namen Gcnnaro habe geben lassen? Ich will Dir es sagen. San Geimaro ist der Schutzheilige von

Neapel, wohin er sein Blut gegeben hat, das zur Beglaubigung seines
Märtyrerthums alle Jahre einmal flüssig wird/
„,Das weiß ich schon lange, Vater/ sagte der Brigantino.
„Mm, dann weißt Tu auch, daß San Gennaro einer der mächtigsten
Heiligen im ganzen Himmel ist, der ein ganz anderes Wiirtchcn zu sagen
hat, als ein armer Schlucker von Dorf-Heiligen, wie unserer von Positano.
Ist nicht Neapel die erste Stadt der Welt? Deshalb habe ich ihm auch
immer ein Gelübde gethan, wenn wir eine Unternehmung vorhatten/
„,San Gennaro hat aber doch nicht verhindert, daß sie Euch ein Bein
abschössen,' sagte der naseweise Junge.
„,Das ist gerade der Beweis/ fuhr der Alte auf. ,Die spitzbübischen
Franzosen überfielen uns, und ehe ich nur einen Stoßseufzer an San Gennaro
loslassen konnte, lag ich schon am Boden. Aber darum handelt es sich nicht.
Ick? frage Dich, ob Du weißt, warum ich Dir seinen Namen habe geben
lassen?'
„Mein Pathe hat mir nichts davon gesagt/
,„Natürlich! Aber Du bist ein gescheiter Junge, Du wirst es begreifen.
Wir waren einmal in großer Gefahr und da gelobte ich dein Heiligen, wenn
er mich glücklich errette, wolle ich ihm den nächsten Buben, den Deine Mutter
haben werde, weihen und ihn zum Geistlichen erziehen lasse», damit er
für die Sünden seiner Eltern und Geschwister beten könne. Du wirst also
studiren müssen. Es dünkt mich, es sei hohe Zeit/
.Der Brigantino riß sich die Haare, wälzte sich auf der Erde und heulte,
daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Eiccinv aber verstand keine»
Spaß; wenn er einmal etwas gesagt hatte, so blieb es gesagt. Er packte den
sich sträubenden Bengel und schleppte ihn ohne Weiteres am Ohre zum Schul-
meister. ,OompacIre/ sagte er, ,da habt Ihr ihn, wie ich Euch heute Morgen
gesagt habe. Spart die Ruthe nicht, wenn er nicht gut thun will, und wenn
er es gar zu arg treibt, so kommt nur getrost zu mir. Ich werde ihm
dann ein Pflaster von ungebrannter Asche auflegen, das ihm alle bösen Ge-
danken aus dem Leibe ziehen soll, wie ein Blasenpflaster die bvsen Säfte.-
„So jung er war, wußte der Brigantino doch heraus zu rechnen, das;
es vorteilhafter für ihn sei, ohne Prügel zu lernen, als lernen zu müsse»
mit Prügeln. Er warf sich also in's Zeug und bald konnte der Schulmeister
dem Ciccino melden, fein Sohn könne bei ihm nichts weiter lernen. Dann
gab ihm der Pfarrer einigen Unterricht, lehrte ihn das Brevier lesen und
die Messe bedienen und rieth dann dem Vater, ihn in daS Seminar nach
Salerno zu bringen.
„Was soll ich noch weiter erzählen? Ihr wißt ja Alle, wie es den
Jungen geht, die geistlich studiren! Bon Salerno schickten sie ihn nach
Neapel, denn Ciccino meinte auch, daß er unmittelbar unter den Augen
seines Schutzpatrons schneller vorwärts kommen werde. Er hatte einen alten
Kameraden in Neapel, der sich ebenfalls vom Geschäfte zurückgezogen und

bei der Camorra eine Anstellung erhalten hatte, von der er sehr vergnüglich leben konnte. Der nahm unfern Gennaro, den man jetzt gar nicht mehr den Brigantino nannte, weil er sich so ganz verändert hatte, in Kost und Logis und hatte seine Freude an dem Jungen, der ihm wacker an die Hand ging. Dafür nahm er ihn öfter auf seinen Ausflügen mit, weuu ihm seine Oberen Urlaub gaben. Freilich geschah das selten, denn Sonntags, wenn der Camorrist Feiertag machte, hatte Gennaro, wie alle Pfaffen, gerade am ineisten zu thun.

„Eines Tages hatte der Camorrist einen Auftrag nach Jschia und er nahm seinen Genuaro mit nach Casamicciola und Lacco, wo gerade das Fest der heiligen Nestituta, der Schutzpatrvnin, gefeiert und auf dem Platze des Klosters getanzt wurde. Die Mädchen waren im besten Putz und eine unter ihnen, Graziella, stach dem guten Genuaro, der jetzt in dem Alter war, so in die Augen, daß er den Nock abwarf und sie zu einer Tarantella aufforderte.

„Was wollt Ihr? Tie Graziella war ein hübsches Mädchen, flink und geschmeidig wie ein Wiesel, und Genuaro ein Bursche, nach dem sich eine Duchessa alle zehn Finger abgeleckt haben würde! Das war eine Tarantella, wie sie noch niemals in Lacco getanzt worden war! Das ganze Städtchen stand bewundernd im Kreise umher und klatschte Beifall, die Nonnen trippelten mit den Füßen und sogar der Curate kam hcrbüi, nahm eine Prise über die andere, stampfte vor Entzücken mit den Fersen und versicherte, im Paradiese könnte die Tarantella nicht besser getanzt werden, selbst wenn die heilige Cacilia die Musik machen und die heilige Barbara ein Feuerwerk dazu losbrennen wollte.

„Nun, jetzt wißt Ihr, was kommen mußte. Gennaro war bis über die Ohren verliebt und die Graziella trällerte den ganzen Tag die Melodie der Tarantella, daß die Wände gellten und die Hühner Nciszaus nahmen. Dem Gennaro aber ließ es keine Nuhe; er wäre nach Jschia hinüberge-schwommcn, wenn ihn die Pfaffen nicht festgehalten hätten und sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, auf irgend eine Weise nach Jschia zu kommen.

„Ihr wißt, oben auf dem Epoinev, dem höchsten Berge von Jschia, ist eine Behausung mit einer kleinen Capelle in dem Felsen ausgehcmcn, die dem heiligen Nicola gewidmet ist und von einem Eremiten gepflegt wird, der zugleich die Aufgabe hat, die Fremden zu bewirthen, welche eine sonder-bare Neugierde dort hinauf führt. Gott allein kann wissen, was sie dort oben suchen. Die Schafe wollen nicht einmal hinauf, so spärlich ist der Gras-wuchs auf dem nackten Gestein. Aber sie klettern oder reiten von Casamicciola aus hinauf, manchmal in hellen Haufen, wenn gerade Badesaifon ist, und ich habe mir sagen lassen, es sei neben der Capelle sogar ein Stall für die Esel in den Felsen gehauen. Der Eremit aber hat da oben noch Manches zu thun. Ter heilige Nicola hat zwar eine Quelle springen lassen, aber er

muß in dem Augenblicke, wo er sie hervorbrechen ließ, etwas verwirrt im Kopfe gewesen sein, sonst hätte er sie nicht eine gute Viertelstunde nnter der Einsiedelei hervorsprudeln lassen. Ter Eremit muß also das Wasser für Menschen und Vieh hcrausschleppen und es gehört ein starker Mann dazu, um dort oben zu einsiedeln.

„Nun kam Botschaft nach Neapel, der Eremit sei krank, man möge Femanden zur Aushülfe schicken. Gennaro, das könnt Ihr Euch denken, war gleich bereit und da er stark von Gliedern war und seine Oberen ihm gern einen Gefallen thaten, so schickten sie ihn. Hätten sie freilich gewußt, weshalb Gennaro sich so bereitwillig zeigte, so hätten sie ihn vielleicht zurück behalten. Aber der alte Camorrist hatte nichts verrathcn, und sie dachten, Gennaro wolle dort oben durch die Pflege des alten Eremiten ein gottgefälliges Werk vollbringen, sich in beschauliche Betrachtungen vertiefen und so sich für die Weihe zum Priester vorbereiten.

„Gennaro hatte sich bald in seine neue Lage gefunden. Er pflegte den Alten, so gut es eben gehen wollte, und spähte Stunden lang nach Lacco hinunter, ob er nicht seine Graziella sehen könne, wenn sie im Garten arbeitete oder Wäsche ausbreitete. Dabei verfehlte er nicht zu bemerken, daß rings um den Epomco tiefe Schluchten und Runscn seien, mit mancherlei Strauchewerk und auch einigen Bäumen bewachsen, wo Hasen, Tauben, Rebhühner und kleinere Vögel willkommene Zuflucht fanden, und er schloß daraus, daß auch die Zugvögel, Wachteln, Schnepfen, Ortolane und Drosseln nicht verfehlen würden, auf ihren Reisen im Frühling und Herbst dort einzufallen und sich auszuruhen. Auch beobachtete er von seincr hohen Warte herab den Zug der Winde und der Strömungen im Meere um die Insel herum und spähte den Fischerbooten nach, die an der Küste bei Tag und bei Nacht, wo ihre Fackeln und Pechpsannen zu ihm heraufleuchtetcn, auf den Fang gingen. Die alten Leidenschaften ermachten in ihm und bald wußten die Leute von Casamicciola, Lacco, Forio uud deu andern kleinen Orten um den Evomeo herum, daß Niemand so geschickt Netze zu stellen, Schlingen zu legen, Sprenkel und Dohnen zu setzen wisse, als der barmherzige Bruder auf dem Epomco, wie er auch im Treffen der schlafenden Fische mit dem Dreizack, im Auswersen von Zugnetzen und Legen von Gruudaugcln seinen Meister suche. Und da er liebenswürdig und ein heiterer Geselle war, so kamen viele jnnge Leute herauf und lösten ihn abwechselnd in der Pflege des alten Eremiten ab, denn sie wußten wohl, daß Gennaro ihnen gern dafür ein Glas guten Weines spendete und seine Beute mit ihnen theiltc.

„Das Beste aber trug er seiner Graziella zu und der alte Schuster, ihr Vater, sah nun gute Tage, denn Fische und Wildpret gingen ans seinem Tische nicht aus. Aber auch Graziella sah gute Tage. Sie war eine geschickte Strohflcchterin, machte die niedlichsten Körbchen, Schächtelchen und andere Nippsachen und hatte viel Geschmack in Auswahl der Formen und der Farben. Bisher aber hatte sie diese Dinge nur an die Wirthe in Casamicciola

liefern können, wobei sie blutwenig verdiente, denn dieses Diebsgesindel steckte «inen unverhältnißmäßigen Gewinn bei dem Verkaufe an die Badegäste in die Tasche. Jetzt nahmen die Dinge ein anderes Gesicht an. Gennaro verschaffte ihr durch seine Freunde in Neapel schön gefärbtes Stroh, so daß sie darin allen ihren Concurrentinnen über war, und wenn die Fremden oben durch die, wie sie sagten, herrliche Aussicht, die freundliche Aufnahme und durch den feurigen Wein von Jschia, der ja alle anderen Weine des ganzen Königreiches weit übertrifft, in guter Laune waren, verkaufte Geunaro ihnen die von Graziella gefertigten Nippsachen, wofür sie gern einen guten Preis zahlten, ohne weiter zu handeln.

„So ging es vielleicht ein Jährchen fort, bis der alte Eremit das Zeitliche gesegnete. Der Himmel habe ihn selig! Er wußte nicht wie alt er war; aber die bejahrtesten Greise aus der Umgegend hatten ihn schon als Kinder dort oben gesehen. Es hieß, er sei aus der Fremde gekommen, habe einen Mord auf dem Gewissen gehabt und sich zur Buße bei dem heiligen Nicola angesiedelt. Aber er starb selbst im Gerüche der Heiligkeit und Gennaro hat mir oft erzählt, er sei nach dem Tode so ausgetrocknet gewesen, wie eine Mumie aus Egypten, steif wie ein Stück Holz und federleicht, so daß sie gar keine Bahre gebraucht hätten, um ihn hinunter in d«s Kloster der heiligen Restituta zu tragen, wo er begraben liegt.

„Nun ward Gennaro sein Nachfolger. Er hatte es nicht besser gewünscht und richtete sich so ein, als ob er sein ganzes Leben auf dem Epomco zubringen und ebenso alt dort werden sollte wie sein Vorgänger. Er schaffte sich also einen Vicc-Ercmitcn an, einen flinken, kleinen Burschen, der die Klause hüten mußte, weun er der Jagd nachging. Da er hauptsächlich von den Fremden leben mußte, richtete er sich nach deren Gewohnheiten. Morgens konnte er seinen Schlingen, Netzen und Sprenkeln nachgehen, denn die Fremden, das wußte er wohl, kamen nicht vor zehn oder elf Uhr auf die Höhe, Dann empfing und bcwirthete er sie und da er besseren Wein gab als der schändliche Eremit vom Vesuv, der seinen Krätzer für I^ci^iuns OI>ri«ti ausgiebt und fündliches Geld dafür fordert, so hatte er viel Zuspruch und hätte können ein reicher Mann werden, während Graziclla sich ebenfalls durch ihn eine schöne Mitgift verdiente. Jeden Samstag Abend ging er hinunter nach Lacco, brachte ihr den Erlös für die verkaufte Waare, blieb die Nacht über bei ihr, hörte am Morgen früh andächtig die Messe und stieg dann hinaus, um die Gäste zu empfangen, die am Sonntage sich zahlreich einstellten.

„Die Graziclla aber war ein honettes Mädchen, das auch den Kops auf dem rechten Flecke hatte. ‚Hvre, Gennaro/ sagte sie, ‚so kann das nicht weiter gehen. Als Eremit kannst Du nicht heirathcn und ich will keine alte Jungfer werden. Ich liebe Dich sehr, Gennaro, nnd möchte auch gerne ein Kind von Dir haben; aber ein Eremiten-Kind, das geht nicht! Laß Dich also zum Priester weihen. Ein ttind von einem Priester zu haben, ist keine schände, und ein Mädchen, welches das Glück hat, ein solches zu bekommen.

kann sich überall sehen lassen und findet sofort einen Freier, weil man wohl
weiß, daß der Priester seine Geliebte ausstatten und für sein Patlienkind Sorge
tragen wird. Also gehe, lieber Gennaro und laß Dich zum Priester weihen'/
„Was sollte Gennaro machen? Er steckte zwischen Thür und Angel,
denn als geweihter Priester konnte er nicht mehr Eremit bleiben und doch
liebte er Graziella zu sehr, als daß er sie hätte verlassen mögen. Aber er
sah ein, daß das Mädchen recht hatte, und so entschloß er sich denn gegen
Weihnachten, nach Neapel zu gehen und seine Oberen zu bitten, ihn zu weihen.
Er kam zurück mit der Zusage, daß es geschehen solle, und mit einigen
schönen Aalen, die er für das Fest gekauft hatte, denn wo ließe sich der
Neapolitaner finden, der nicht Capitone zu Weihnachten äße? Er verzehrte
sie also mit der Geliebten, einigen Freundinnen derselben und ihren Liebhabern
und trotz der inneren Trauer, die unserem Gennaro fast das Herz abdrücken
wollte, ward man doch schließlich fröhlich, spielte die Mandoline, sang und
tanzte vor der Krippe des Jesuskindleins, die mau sehr schön herausgeputzt
hatte und grämte sich wenig ob der Zukunft.
„Ich brauche jetzt nicht viel Worte zu machen. Was wollt Ihr? Zu
Ostern wurde Gennaro geweiht und min geschah Alles, wie Graziella es ge-
sagt hatte. Es dauerte einige Zeit, ehe man einen anderen passenden Ere-
miten fand, dann heirathete Graziella einen braven Winzer und bald nach
der Hochzeit war Gennaro Pathe eines Jungen, der ihm wie aus dem Gesicht
geschnitten war und seinen Namen erhielt, wie das der Brauch ist. Dann
wurde endlich Ton Gennaro, wie er jetzt von Rechts wegen genannt wurde,
seines Amtes als Eremit entbunden und hie und da im Lande als Helfer
und Vicar herumgeschickt, bis endlich unerwarteter Weise die Pfarrei in seinem
Geburtsorte Positano frei ward. Da machten sich der alte Ciccino mit dem
Sindaco und einigen angeschenen Bürgen? auf den Weg zu dem Erzbischof
nach Neapel und als dieser den in Ehren ergrauten Greis sah, der kaum
noch die Wegsteuer hatte und der ihn bat, ihm seineu Sohn als Stütze für
seine alten Tage nach Positano zu ernennen, umarmte er den Ciccino und
sagte ihm: ,Du sollst Deinen Sohn haben'/ Darauf küßte ihm der Ciccino
den Ring, der Erzbischof gab der Deputation seinen Segen zum Abschied und
die Sache war abgemacht."
„Giuseppe," sagte Arnold, „Du fängst an langweilig zu werden! Solche
Geschichten kann man alle Tage hören! ?er IK«««! Komm' zur Sache!
Dein ganzes Gcprepcl von Graziella mit ihrem Bambino, dem Ciccino und
der übrigen sauberen Gesellschaft, der Du auch anzugehören die Ehre hast,
giebt uns nicht den mindesten Ausschluß über das Ausreißen Deines Schwagers."
„Doch, Signor Anwldo, doch! Ich mußte Euch daS Alles erzählen,
weil es mit seiner Abreise zusammenhängt. Denn, seht Ihr, seit Gennaro
den Jungen hatte, war er in einem Punkte ganz umgewandelt. Gewiß ging
er noch, wie früher, wenn eö ihm seine Amtsgeschäftc erlaubten, auf die
Jagd und den Fischfang, aber wenn er früher das Geld nicht sehr geachtet

hatte, so ritt ihn nun der Teufel der Habsucht zum Schaden seiner Nesse»
und Nichten, die doch auch einige Ansprüche an den Oheim hatten. Aber
Nichts! Er schrappte zusammen, wo er konnte, las Messen über Messen,
wenn sie ihm Etwas einbrachten, verkaufte sein Wild und seine Fische, statt den
Tisch seiner Verwandten damit von Zeit zu Zeit aufzubessern, und hing AlleK
seinem Pathcnkinde an, das er in die Schulen nach Neapel schickte und später
auf die Universität senden wollte. Advokat sollte der kleine Gennaro werden,
ein berühmter Redner, Dcpntirter und Minister, wie Crispi, und sich einen
Palast bauen auf dem Corso Vittorio Emmanuele und mit dem König auf
Du und Du stehen.

„Das war Don Gcnnaros Tranm, dessen Erfüllung er mit Anspannung
aller Kräfte anstrebte, und da er ein schlauer, findiger Kopf war, so machte
er tausend Pläne, die alle auf dasselbe Ziel hinausliefen. Tie Hälfte der
großen Tonnara, die dort an den Inseln im Meere liegt, gehört ihm und
er hat mit dem Ankaufe der Acticn ein gutes Geschäft gemacht, denn da er
die Züge der Thunfische stndirt hatte, gelang es ihm, seine Mittheilhaber
zu überzeugen, daß sie anders gestellt werden müsse, was den Fang geradezu
verdoppelte. Tann reiste in seinem Kopse der Plan, daß eine Straße von
Amalfi nach Sorrento über Positano gebaut werden müsse. Wenn das ge
schicht, sagte er mir einmal, so wird Positano alle anderen Orte, Castella-
marc mit seinem Quisisana, Amalfi mit seinen Capuccini, Cava nnd Sorrento
mit seinem tobten Tassv in den Schatten stellen! Tic Fremden werden in
Schwärmen kommen wie Wachteln und sich von uns nicht den Hals, sondern
die Tasche umdrehen lassen. Tu begreifst das nicht? Geh! Dir fehlt nur
der Packsattel auf den Rücken!

„Da er nun oft nach Neapel ging, um die Studien seines Pathcn-
kindes zu überwachen und dort von seiner Ercmitenzeit her viele gute Freunde
hatte, so bohrte er unablässig nn der Sache und als er gute Aussicht aus
ihre Verwirklichung hatte, kaufte er in der Stille Land an, wo die Straße
durchgehen mußte, baute sich dieses Haus, das er zum Hotel bestimmte, und
speculirte so weiter und weiter. Als die Straße gebaut wurde, strich er
schon einen schönen Gewinnst ein, so daß er vergnüglich hätte leben können.

„Aber der Teufel ritt ihn mehr und mehr.

„Nun begab es sich vor einem Jahre, daß ein Mann, der längst ver-
schollen war, aus der Fremde zurückkam und seltsame Mähr mitbrachte. Weit
über dein Meere, sagte er, sei ein Mann gestorben, der ans hiesiger Gegend
stammte. Der habe dort ein großes Vermögen, mehre Millionen, erworben,
habe ohne dirccte Erben das Zeitliche gesegnet nnd seine hiesigen Verwandten
zu Erben eingesetzt. Einige derselben müßten hier in der Gegend sein, und
er sei gekommen, um dieselben aufzusuchen."

„Wie heißt das Millionen-Land?" fragte Christian.

„Ich glaube Hnuttrs male," antwortete Giuseppe. Es ist irgendwo in
der Bibel, haben sie mir erzählt, von vier Reitern die Rede, die seien mit

Krieg, Pestilenz, Hunger und Turst ausgeritten und hätten einen Ort gesucht, wo sie sich niederlassen könnten. Als sie ihn gefunden, hätten sie ihn Husttrs male, die vier Unglücke, genannt."

„Ah so, Guatemala," lachte Christian.

„Möglich," antwortete Giuseppe. „Aber so viel ist gewiß, daß Don Gennaro gar gcheimnißvoll mit dem Fremden that, Tag und Nacht Schriften und Kirchenbücher studirte und mit ihm im Lande herumreiste, um die Erben zu suchen. Sie sollen sie auch gefunden und mit ihnen Contracte abgeschlossen haben, wonach ihnen die Erben die Hälfte der Summe abtreten, wenn sie ihnen die andere Hälfte zurückbrächten.

„So ist es denn gekommen," seufzte Giuseppe. „Mein Schwager hat Alles zu Gelde gemacht, seinen ganzen Besitzstand verkauft, seinem Pathensohn eine Rente gesichert, von der er studiren kann, und ist vor einigen Monaten mit dem Fremden und der Assunta nach dem Unglücksorte abgereist."

„Mit der Assunta?"

„Ja! Ein recht flinkes und nettes Mädchen, das den Pfarrer auf der Reise gut pflegen wird."

„Habt Ihr Nachrichten von ihm?"

„Ja, er hat einmal geschrieben, von dem Schiffe aus und den Brief einem andern Schiffe mitgegeben, das sie begegneten. Es stehe Alles gut; die Millionen seien sicher. Sein Nachfolger hat uns den Brief gelesen. Aber ich weiß dech nicht, ob Alles gut gelten wird. Es sei dort Alles drunter und drüber, sagen die Leute, und Mord und Todtschlag so gang und gäbe, daß man um einen Ermordeten die Hand nicht umdrehe. Um Ton Gennaro habe ich zwar keine Angst, der weiß sich seiner Haut zu wehren. Aber was soll aus ihm und uns werden, wenn er die Millionen nicht bekommt? Tas Morden konnte man ihnen ja noch hingehen lassen, wenn sie wirklich so stolze und jähzornige Leute sind, wie man sagt; aber man behauptet, sie seien auch Räuber und Tiebe und der Regierung sei gar nicht zu trauen; die stecke ein, was sie nur irgend finden könne. Wenn sie auf gewöhnlichem Wege einen Schatz nicht fasse» könne, so machten sie eine Revolution, schössen ein paar Leute auf der Straße todt und raubten und plünderten bci dieser Gelegenheit. Das Aergste ober sei dort die Camorra. Tie begnüge sich uicht, wie in Neapel, mit einem bestimmten Prvcentsave. der ihr ja auch von Gottes- uud Rechtswegen zukömmt — wie sollte sie sonst denn ihre Leute bezahlen? — sundern sie ziehe so viel von allen Jahlnngcn nb. daß den Empfängern nur gerade so diel übrig bleibe, als nöthig sei, um die Steuer zu bezahlen."

Giuseppe fügte noch viele weise Bemerknngen über die Bewohner des Fabellandcs i^inntre male bei. die wir hier nicht wiederholen wollen, und glaubte schließlich, seine ehrenwerthen Gciste auffordern zu sollen, uach ihrer Rückkunft den, heiligen Geiinaro eine Kerze zn weihen, damit dieser Fürsprecher im Himmel weikihälig für seinen Schutz! cfohlenen über dem Meere eintrete. Tie Leute in ()„!>Itr« mul« seien ja auch Christen, also könne der Heilige

dort schon etwas thun! Er wisse sehr Ivohl, das? die Heiligen bei de,, Heiden ganz machtlos seien.
Die Freunde gingen zur Ruhe und schliefen, wie man aus harten Betten in Zimmern schlafen kann, die trotz Ocfsmmg der Fenster vom Dunste der kleinen, rauchenden Handlampen erfüllt waren, die noch ans der römischen Kunstperiode stammen. Früh Morgens trat Christian splitternackt in Arnolds Limmer, der sich erstaunt die Angrn rieb,
„Betrachte doch einmal meinen Nücke»," sagte Christian,
Arnold musterte den Nackten von oben biv unten,
„Ich sehe nicht«!"
„Es sind so seltsame Flecken auf meinem Betttuche," erklarte Christian, „das? ich glaubte, ich müste irgendwo am Rücken geschunden sein, Komm nno siel, selbst!"
Es waren gelbrolhe Flecken in der Nähe des Kopfkissens. Wahrend die Freunde darüber debattirten, trat Giuseppe lierein,
„Was ist das?" herrichte ihn Christian an.
„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte ^iinfcppe die Hände fallend nnd den Kopf beugend, „Ich hatte nicht Betttücher genug und da ich glaubte, das Tischtuch fei ganz rein — die Herren aße» ja mit so viel Anstand — liabe ich es in meiner Noch bemcht, Nim, hat doch Einer der Herren etwa-? Sauee vonl^omi (l'oro verschüttet."
„Im Oinml kl'>t<?1 <1>5 Italien» et i>o« ^ii^lgis>!" lachte Carlo. „Länd-lich, sittlich!"

Don Jos« Echegaray.

von

Johannes Fastenrath.

— «öl„, —

^>n N>. März 1881 wurde im 1'ostr« Lspauol zu Madrid die
gewaltige Tragödie: Der große Galeoto von D. Josö Eche-
garay unter dem fast einmüthigen Beifall der Kritik und des
Publikums aufgeführt. ^Das für den Wohllaut und die blitzenden Funken
der spräche empfängliche, für lyrischen Schmnng und die Pracht calderonia-
nischer Bilder begeisterte Publikum berauschte sich wie immer an den Versen,
die einen so wesentlichen Bestandteil der spanischen Dramatik im Gegensatz
zu der der anderen Länder bilden, und die Kritik, die soust so oft die außer-
ordentlichen Erfolge dieses genialsten Schülers sowohl des Lope, des Calderon
und Rosas, wie des alten Dumas, Victor Hugos und der neueren Franzosen,
mit bitterem Tadel begleitet, w.'il E hegaray den dramatischen Knoten allzu-
kuustlich verschlungen, jnbclte wie noch nie dem Dichter zn, der in seinem
Drama ein großes sociales Problem behandelt, ein verhangnißvollcs allgemein-
menschliches Laster, die Hydra der Verleumdung, mit der gewaltigen Energie
der griechischen Tragödie gegeißelt. Kaum vermochte dnrch den Chor der
Lobrednec die stimme des Kritikers Perezrin Garcia Cadena durchzudringen,
der zwar die glänzende Form der Dichtung, die Shönheit des Dialogs an-
erkannte, aber die pessimistische Thesis des Moralisten, daß die Ungerechtigkeit
der Meinung wie eine unentrinnbare Fatalität die Tugend iu ihre Netze
einschließe und sie ans die Bahn des Schlechten fortreiße, als falsch verwarf
und die Personen des Stüdes als personificirte Peämissen eines Vernnnft-
schlusses bezeihnete, den ein Geist geschmiedet, der mit seinen mächtigen
Schwingen sich zu erheben vermöchte, wenn er nicht an die Spitzfindigkeit
der Beweisführung angekettet erschiene. Die spanische Welt aber hat in diesem

Drama keine Fälschung der Wahrheit, keinen Trugschluß gesehen, fondern „LI ssrsn tZaleow" ward alsbald eine sprichwörtliche Redensart der spanischen Sprache zur Bezeichnung des öffentlichen Geredes und der Verleumdung, und die Madrider Blätter der verschiedensten Richtung eröffneten sofort eine Subscription, deren Ertrag zum schönsten Geschenk fiir den Verfasser des „Galeotv", zu einer neuen Ausgabe seiner ausgewählten dramatischen Werke bestimmt wurde.

Kein spanischer Dichter der Gegenwart hat so große Triumphe aufzuweisen, keiner so tiefe scenische Wirkungen erzielt wie Echegaray, dessen Dramen, bald von staunenswerthem Realismus, bald von großartiger Romantik, selbst den Landmann der Pampas von Südamerika mit heiligem Schauer erfüllen. Echegaray ist ein Vulcan, jedes seiner Dramen ist eine Eruption. Seine tragische Muse trägt den Dolch im Gewände und hat den „Tod auf den Lippen". Seine hervorragendste Eigenschaft ist die Phantasie, die selbst in ihren Verirrungen nicht der Größe ermangelt; selbst das Unwahrscheinliche und Falsche gewinnt unter seinen Händen einen solchen Zauber, daß man es für wahr hält, gleich den falschen Diamanten, die durch die Äuust, mit der sie geschliffen, für echt gelten. Alle seine Werke haben etwas Neues, noch nicht Dagewesenes; aber sein größter Fehler ist die Sucht nach dem Effect um jeden Preis: fiir ihn ist das Schöne nur das Außergewöhnliche, das Großartige, das Phantastische; nicht wie Shakespeare weiß er das Wahre dein Poetischen und Außergewöhnlichen zu vereine»; er bebt nicht vor der grausigsten Situation zurück, wenn er mit ihr den Zuschauer blendet; seine Sucht nach Effekt stürzt ihn, der vielleicht auch die realistischen und idealistischen Tendenzen, gleich einem Ayala, einem Tamayo und einem Garcia GntiSrrez in der zweiten Periode seines Schaffens, mit einander versöhnen wollte, in die Ungeheuerlichkeiten der übertriebensten Romantik. Er ersinnt eine oder mehre« ergreifende Situationen und um diese läßt er das Drama sich entwickeln, für sie schafft er es, statt daß sie aus dem Drama entspringen. In der Katastrophe häuft er Entsetzen auf Entsetzen nnd vereint die melodramatischen Züge der Nvmantiker mit den physiologischen Einzelheiten der Realisten. Einzelne seiner Stücke, wie Galeotv, Wahnsinn oder Heiligkeit, Die letzte Nacht, Wie es anfängt und wie es endet, Fröhliches Leben und trauriger Tod, erinnern an das realistische französische Theater; andere dagegen, wie Die Frau des Rächers, Im Griffe des Schwertes, gehören ganz der Romantik an. Seilst inmillen dieser Dramen stoßen wir neben realistischen Gestalten auf eine durchaus falsche Figur. Tie untergeordnete» Personen sind meist realistisch, die übrige» dagegen romantisch, denn Romantiker ist er, wenn er den Effect sucht oder wenn ihn sein Genius fortreißt. Ja keiner ist Romantiker wie er, der fruchtbare, wie im Fieber schaffende Dichter des Extravaganlen nnd Krassen, des Diisleru und Gräßlichen, der Dichter der Mantel- und Degcntragödic» und der dramatische» Legenden früherer Jahrhundertc, der ein. Fatalist wie Victor Hugo und der Herzog

von ?osö Lchegaray.
Von Rivas, ein Feind von jedwedem Fanatismus und jeder Theokratie und
im Punkte der Ehre von der rauhen, unnachsichtigen Strenge Calderons,
die selbst das Entschuldbarste nicht verzeiht, in der Bestrafung des Ver-
gehens zur Grausamkeit wird und die Schmach nur niit Blut wäscht.
In seinen Dramen werden niemals, wie in denen der Franzosen, Hetären
mit der Krone der Heldinnen geschmückt. Als „der Troubadour der Bühne",
„der Jos« Zorrilla des Theaters", wie ihn der Kritiker D. Luis Alfonso
nennt, trägt er vorzugsweise das romantische Costüm der entschwundenen
Rittertnge. Mit Ausnahme der Dramen Galeoto, Wahnsinn oder
Heiligkeit, Von schlechter Race und Fröhliches Leben und trauriger
Tod, die in der Gegenwart spielen, haben fast alle seine Stücke als Werke
eines Romantikers den Hauch des Mittelalters, und das ritterliche Spanien
ist der Boden, dem sie entprossen. Nur das Drama: „Ein Wunder in Aegypten"
hat die Localfarbe des Landes der Pharaonen. Selbst seine Schwäche wird
ihm beim spanischen Volke znr Stärk,,', denn dies liebt das, was die Kritik
tadeln muß, die Blumen der Rhetorik, die bei ihm wie bei Calderon über-
wuchern. Jedes seiner Dramen hat einen symbolischen Gedanken, fast jedes
stellt einen Conflict zwischen zwei Pflichten dar. der Dichter personificirt in seinen
Personen eine Theorie oder eine Leidenschaft. Aber der exceptionelle Charakter
der Personen und Ereignisse, die er auf die Bühne bringt, thut der moralischen
Idee seiner Werke Abbruch, und nicht minder die übermenschliche Steigerung
der Leidenschaften und die UnWahrscheinlichkeit der Zwischenfälle. So sucht
er z. B. in deni Drama Wahnsinn oder Heiligkeit zu beweisen, dafz die
heroische Erfüllung der Pflicht von der Welt als Wahnsinn angesehen wird;
aber die Don Quijotischc Übertreibung der Tugend des Helden, dessen Ent-
schluß, Worte und Thaten die eines Verrückten sind, nnd ein Nrbenumstand
der in die bis znm dritten Act natürlich und logisch durchgeführte Handlung
eintritt, vernichtet den moralischen Gedanken de? Stückes und läßt den Helden
in der That als wahnsinnig erscheinen, und statt dessen, was der Autor be-
absichtigt, beweist sein Drama nur, daß die Tugend, wenn sie nicht Vernunft
und Klugheit begleiten, zur Narrheit Wird.
Echcgaray hat sowohl Komödien wie Dramen verfaßt. Komödien sind
die dreiactigen Stücke: Einem Ideal nachjagen, Denk' schlecht und
ivirst Du Recht haben? nnd die einactigen Ll libr« talonari«, Eine
Sonne die aufgeht und eine Sonne die untergeht und Friedens-
bogen. Aber die Komödie ist nicht Echegarays eigentliches Feld, er muß
dies seinem um 14 Jahre jüngeren Bruder Miguel überlassen. Die Ein-
bildungskraft Josös verlangt das tragische Drama, nur der Schmerz und
die Trauer ziehen ihn an, er ist der Dichter des Bitteren, selbst die Anmuth
trägt bei ihm einen Stachel.
Die eigenthümliche Mischung von Realismus und Nomantik, die bei
Echegaray sich findet, hat man in Spanien nach dem berühmten Kritiker
M. de la Rcvilla nooroinantici^mc,, Neurvmantik, genannt.

Das Theater Echegaray's, in welchem der Genius der spanischen Raec.-
lebt, in andern Ländern heimisch zn machen ist schwer, scheint doch selbst iir
Spanien die romantische Schule von 1835, an die er wieder anknüpft, ein
Traum, denn das psychologische Trama ist das Trania der Gegenwart, und
auch früher haben die geistvollen Komödien der Spanier, die eines Alarcon.
Tirso und Mvreto bei andern Völkern leichter Eingang gefunden als die
heroischen, sentimentalen nnd mystischen Dramen. Frankreich, das vordem
beim spanischen Theater so viele Anleihen gemacht, hat Echegaray noch nicht
die Psorten seiner Bühne geöffnet: vergebens hat Mine. Ratazzi (Senvra de
Rute) den Galeoto in Prosa übersetzt und in ihren Zlnlinvos esr,«FN«1k«
veröffentlicht; vergebens hat Puerta Wahnsinn oder Heiligkeit für die
<'«m<!lli>> trkm<,'ni«o übertragen, denn so viele Acnderungcn wurden vom lieber-
setzer verlangt, das; er auf die Aufführung verzichtete. Und in Italien, wo
die Nistori im Fechter von Ravenna, der Echegaray'schcn Bearbeitung in
einem Act des Trauerspiels von Halm auftrat, hat der Galeoto, durch den
italienischen Ucbersctzcr des Schmuckes seiner schonen Ncdondilien beraubt, nur
geringen Beifall gefunden. Desto größer muß die Genugthnung dcö mit dem
„Erfolg" vertrauten deutschen Tramaturgcn Paul Lindau sein, ,dcr sich und
Echegaray am 21. Teccmber vorigen Jahres im Hvftheater von Meiningen
mit der freien Bearbeitung des Galeoto reiclen Applans verschasslr. Ter
deutsche Bearbeiter hat wohl daran gethan, den Schauplatz diese? ganz modernen
Stücks, das überall spielen kann, nach Teutschland zn verlege»; er hat, der-
deutschen Bühncnpraxis entsprechend, kernige Prosa dem Vers vorgezogen nnd
der Idee des spanischen Tichtcrs zu ihrem Recht verhvlfen; er hat selbst die
Wirkung noch gesteigert, indem er viele langgedehnte Scencn des Originals
kürzte, und während der, Prolog des Spaniers den Zuschauer ganz im Un
klaren darüber läßt, was der Titel: „Galeoto" sagen will, macht der deutsche
Bearbeiter den Zuhörer sofort damit bekannt. Sein dramatischer Justine!
wies ihn gerade ans dieses Stück, Nährend cen Schreiber dieser Zeilen seino
Vorliebe für das Spanisch-Poetische schon vor Jahren bewvg, die beiden
Tramen Im Schvoße des Todes »nd Tie Frau des Rächers, die
im vollsten Licht der Romantik erglänzen, ohne jedwede Acndernng im Vers-
maß des Originals zu übertragen. Beide haben, obgleich ein knnstliebender
deutscher Fürst sie hochstellt und obgleich eine deutsche Tichtcrin, Rahida Remy,
begeistert für sie in die Schranken trat, in Teutschland noch nicht den Glanz der
Bühne gesehe». Dasselbe ist mit der vom Schauspieler Salomon angefertigten
vortrefflichen nnd wortgetreuen Ncbersetzung des auch im Spanischen in Prosa
geschriebenen Tramas Wahnsinn oder Heiligkeit der Fall. Jcht mag sich
Echegaray mit Meiningen trösten, nnd ich frene mich hier über den mir persönlich
bcfrenndeten Dichter berichten zn können, der — mirukils (liotn — unter einem
Arm ein Bündel geschätzter wissenschaftlicher Arbeiten, physikalischer nnd matlze^
matischer Bücher trägt und unter dem andern an dreißig dramatische Werke
hält, mit denen er in 12 Jahren die spanische Bühne bereichert.

Don Zosi^ Echegaray.

Seltsam! Wie die nordische» Länder für den düstern melancholischen Ibsen, so schwärmt der sonnige Süden für de» ,finstern Echegaray; aber »och mehr als der spanische Dichter scheint sich der scandinavische Poet dem Grausigen zugewandt zu haben, doch der Spanier, der uns erschreckt, blendet uns auch durch das farbenreichste Feuerwerk, Wenn Echegaray, in dessen Tramen Die Frau des Rächers und Im Griffe des Schwertes wie in Wahnsinn oder Heiligkeit die Personen durch ein verhangnißvolleS Zusammentreffen von Umständen zu einer unvermeidlichen Katastrophe ge- trieben werden, mit irgend einem spanischen Dichter dieses Jahrhunderts zu vergleichen, so ist es mit dem berühmten Verfasser >der Schicksalstragödie Ton Alvaro, mit T. Angel Saavedra, Herzog von Rivas, Die kühue Tichtung desselben umfaßt den Geist und den Glanben, die Gefühle und Zilien der spanischen Ration mit all' ihren großen Fehlern, aber auch mit all' ihren schönen charakteristischen Zügen nnd .ihren ritterlichen Tugenden, Mit seinem romantischen Drama hat er in Spanien dem von Frankreich zn Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführten Klassicismus den Todesstoß ge- geben, und man hat ihn mit Recht eine neue Jncarnation der Größe Lopescher und Caldervnianischer Dramen im 19. Jahrhundert genannt. Eine diesem Schöpfer der neuen literarischen Bewegung in Spanien, dem Wiederhersteller der Romantik verwandte Erscheinung ist jedenfalls auch der Schöpfer des Aeuromanticismus auf der spanischen Bühne, Josü Echegaray.

Angel Saavedra, der für die liberalen Ideen sein Leben auf's Spiel setzte, und in langer Verbannung von Andalusien nach Gibraltar, von Gi- braltar nach Malta und von da nach Frankreich gelangte, wo er, um sich und seiner Familie den Unterhalt zu verschaffen, zuerst zur Palette des Malers griff, kam in Frankreich mit den großen literarischen Neuerern unseres Jahrhunderts zusammen und erstieg den spanischen Parnaß mit seinem großartigen Don Alvarv, den er kurz nach der Julirevolntion von 1830. vor der Cholera fliehend, in Tours begann, und der am 22. März 1835 nach der Rückkehr des Dichters in sein Vaterland im leatro äol ?rmcch,>' 5» Madrid aufgeführt wurde, nachdem der Verfasser das ursprüngliche Manuscript verändert und in 14 Tagen den größten Theil der Scenen in Berse gebracht hatte. Er wnrde das Haupt der romantischen Schule in Spanien. Als aber die Quellen der Romantik wieder zn versiegen begannen, als Adelardo Lopez de Ayala, der selbst der spanischen Bühne die herrlichen «tücke LI tesado ds vidri«. LI taut« por (nent« und Lonsuel« ge- schenkt, in denen allgemein menschliche Thesen behandelt werden, den Verfall des spanischen Theaters beklagte; als Manuel Tamajo y Baus, der Verfasser der Lola cls nisv« und des Or»ma nuovo, verstummt war, da erschien plötzlich der als Dichter unbekannte Exminister, Ingenieur und Mathematiker Joss Echegaray mit der Größe seiner wunderbaren Begabung, mit dem Reichthum feiner mächtig lodernden orientalischen Einbildungskraft, nm über die spanischen Gemüther von Neuem das Secpter Lopes zu schwingen. Wie

Angel Saavedra hatte auch er unter französischem Einfluß gestanden: ein halbjähriger Aufenthalt in Paris gab ihm bei seinen nichts weniger als glänzenden Verhältnissen den schon lange gehegten Gedanken ein, als dramatischer Schriftsteller sein Heil zu versuchen, und aus der Hauptstadt Frankreichs ging er als der Dichter hervor, den bald in Spanien der Donner des Beifalls begrüßte.

Aber ehe wir seine Sicgeslaufbahn verfolgen, wollen wir die Geschichte des spanischen Dramas im Fluge an uns vorüberziehen lassen.

Eines der größten Theater, die je dagewesen, ist unstreitig das altspanische. Der Vater desselben, der Schöpfer des romantischen Dramas ist Lope, der sich am Ende des 16. Jahrhunderts, als Spanien noch fast ebenso an die Wunder des Schwertes, wie an die Wunder Gottes glaubte, zum ruhmreichen Hüter der Erbschaft des christlichen Mittelalters machte und die innersten Gefühle, die mystisch-heroischen Gedanken desselben zum Ideal einer dramatischen Schule erhob. Mochte Cervantes immerhin im 48. Capitel des ersten Theils des Don Quijote es der Dramatik Lopes als Todsünde anrechnen, daß sie, ohne sich um die dramatische Tradition der Vorschriften des Aristoteles und Sencca zu kümmern, die Einheit der Zeit und des Ortes nicht wahrt und in einer Fabel Hohe und Niedere, Heroisches und Komisches vermengt, Lope, der selbst seine neue Kunst eine barbarische nannte und weder die kritische Tragweite noch den poetischen Werth noch den nationalen und bleibenden Charakter seiner Schöpfung ermaß, hat gesiegt. Das fahrende Ritterthum, das Cervantes, der Hohepriester des Realismus, im Romane verspottet, verpflanzte Lope auf die Bühne, und mit dem Lachen, das der Don Quijvte erregte, vermischte sich zum Entsetzen des Cervantes der unerhörte Beifall, den täglich die neuen Komödien auf dem spanischen Theater errangen. In seiner gehaltvollen Vorrede zu den ^„torss ^rsmürioos ooutsm» ^or»ns«8 sagt Don Antonio Cünovas del Castillo treffend: „Die Dramatik des Lope ist gegenüber der griechisch-römischen, was der griechisch-römischen Architektur gegenüber die gothische ist/

Mag in vi» comic?» und in der Schöpfung menschlicher Typen Moreto den Lope übertreffe», mag Rojas größere tragische Inspiration besitzen, mögen ihm Alarc6n und Tirso in der Wahrheit der Beobachtung und in der Anmuth und Reinheit des Stils überlegen sein, und mag er Caldcron nicht in der wundervollen Entwickelung moralischer Typen erreichen, ungeschmälert bleibt ihm der Rnhm, in dem System, das er ohne Reflexion und Studium gefunden, dem spanischen Drama für Jahrhunderte die Form gegeben zu haben und in der Erfindung und in der Schilderung weiblicher Charaktere wie im Dialog der Erste unter den spanischen Dramatikern zu sein.

Man hat die Dramen des altspanischen Theaters in Degen- und Mantelstiicke, Liebes- und Jntriguenstücke, Hirtenschauspiele, heroische, tragische, mythologische, philosophische und Heiligendramen eingeteilt; aber Lopes Neuerung, ein eigentliches System ist in den ritterlichen Komödie», den Degen- und Mantel-

stücken und in den Dramen mit religiöser Grundlage enthalten, die aus dem
Geist der Kreuzfahrer und dem achtjahrhundertlangen Kampf der Spanier
mit den Mauren hervorgegangen.
Als edle Erbin der Ritterromane verewigte die spanische Dramatik das
Ideal von Ehre und Liebe, und die angeborene Neigung zum Ritterlichen,
welche die Zuschauer der Stücke Lopes besaßen, wurde durch das Theater zur
Gewohnheit und Leidenschaft. Als aber Calderon, der, treu dem alten Ideal,
mehr sich selbst als die Cavalicre seiner Zeit geschildert, die Augen geschlossen,
trat der veklagenswerthe Verfall Spaniens auch in Moral und Gesellschaft,
in den Sitten hervor. Dennoch überlebte Lopes dramatisches System in seinen
Triumphen den Nationalgeist aus den Tagen der Grüße: das alte Spanien,
das wie eine wehmüthige Erinnerung in Calderons Werken nachklingt, ging
unter, aber nicht Lopes Dramatik. Denn die Poetik des Lnzän von 1737,
der die Dauer der dramatischen Handlung selbst nicht ans einen Tag, sondern
auf drei oder vier Stunden beschränken wollte, hat weder bei Lebzeiten des
Autors noch später die spanische Bühne beherrscht. Meente Garcia de la Huerta,
der selbst eine klassische Tragödie, Naquel, geschrieben, in der die Einheiten
nach den ästhetischen Vorschriften der franzosischen Schule beobachtet sind, trat
trotzdem aus Liebe zur vaterländischen Bühne 1785 heftig gegen die Franzosen
und die Spanier, die ihnen folgten, ans, während der als Dialektiker gewandte
Juan Pablo Forner der Schule der Racine und Moliöre sich annahm. Aber
das spanische Volk zog immer, wie der größte spanische Kritiker seiner Zeit,
der Abbs Estala, 1793 sagte, „die Unregelmäßigkeiten und Fehler eines
Calderon, Moretv, Solis, Rojas und unzähliger anderen Ignoranten, die
das große Geheimniß der Einheiten nicht kannten, den Komödien oder Tragödien
des Pseudoklassicismus vor", und das Beispiel Estalas lehrt, daß auch die
Kritik vorwiegend auf Seiten der altspanischcn Dramatik stand. Selbst der
Dichter des Pelayv, Quintana, war derselben nicht feind, und auch Ramön
de la Cruz erhob sich gegen die Tyrannei der Franzosen. Wie aber mußten
die Gegner der nationalen Kunst frohlocken, als in einer Zeit der Revolutionen
durch königliche Verordnung vom 14. Jannar 1800 Dramen wie Das Leben
ein Traum und Der standhafte Prinz und Komödien wie Ueber
allen Zauber Liebe als anstoszerregend verboten wnrden!
In Cadiz aber begann der Deutsche Böhl von Faber (Vater der nach-
mals unter dem Pseudonym Ferna» Caballero so berühmten spanischen Roman-
schriftstellerin und Schilderen« cmdalusischen Volkslebens), dnrch die Kritik des
altspanischen Theaters von August Wilhelm und Friedrich Schlegel vom
Jahre 1808 angeregt, seine wirksame Propaganda zu Gunsten des altspanischen
Theaters, dem ein ganzes Jahrhundert lang die Dichter gefehlt, und er erwarb
sich in Polemiken gegen den Spanier Antonio Alcalä Galiano Anspruch anf
die Dankbarkeit der Landslentc Calderons. Und Martinez de la Rosa, der
in den Anmerkungen zu seiner Poetik Calderon angegriffen, bekehrte sich in
Frankreich zum Romanticismus und schrieb dort die Verschwörung von

Venedig. Aber erst mit dem Ton Alvaro des Herzogs von Rivac-, den
kein Geringerer als Alcalü Galiano, der frühere Gegner des Böhl von Faber.
auf die Bühne gebracht, war der Sieg der nationalen iiunst, des romantischen
Dramas entschieden. Leandro Moralin hat mit Erfolg die klassische Komödie
der Franzosen nachgeahmt, indem er zuerst die Typen des neuen Spaniens
und des neuen Enropa ans die Bühne brachte und so die Richtung einschlug,
auf der ihm seine unmittelbaren Schüler Gvrostiza und Bret6n de los Herreroo
folgten. Aber den Sieg hat des Lope Schule, die niit der Majestät und
Große der epischen Dichtung und den Blumen der Lyrik geschmückte, im
stolzen Gewand bezaubernder Verse einherschreitende, von Heldcnthum und
chimärischer Liebe erfüllte nationale Poesie davongetragen; gesiegt hat sie mir
dem düsteren Don Alvaro des Herzogs von Rivas, mit dem echtritterlichen
Troubadour des Garcia Gnticrrcz, mit den Liebenden von Teruel
des Hartzenbusch, mit dem Ton Juan Tenvrio des Zorrilla, mit den
historischen Dramen von Gil de Zurate und Nunez de Arce und den Ritter-
stücken Echegarays; aber sie hat erst gesiegt, nachdem anch die französische
Dramatik der Tnmas und Bietor Hugo von den Vorschriften Boileans ab-
gefallen. Daher sagt CünovaS des Castillo mit Recht: „Lopes System wurde
in der Theorie durch die deutschen Kritiker ichabilitirt, aber von Victor
Hugo praktisch angewandt, nnd deshalb verdient auch er, dessen mächtigem
Beispiel die spanischen Tichter folgten, den Tank Spaniens."
Lope hat gesiegt, denn auch heute hat das durch seinen Unabhängigkcits-
kampf zur Leidenschaft entflammte Spanien seinen historischen Charakter, seine
romantische Inspiration nicht verloren. Echegaray aber hat mit feinen groß-
artigen Schöpfungen der Schule Lopes neues Leben eingehaucht.
Wer sollte in diesem leichtzugänglichen, liebenswürdigen, aber nervösen
Mann, um dessen Lippen immer ein freundliches Lächeln spielt und dessen Augen
beständig sunkelu, den Autor so düsterer Tragödien mit den, Geistesblitzen
eines Shakespeare Uermulhen? Zucht länger aber darf ich den Leser auf die
Lebcnsgeschichte des großen Tichters warten lassen, der in Calderon seinen
poetischen Meister nnd in Prim seinen politischen Chef verehrt.
Echegaray enlstammt väterlicher- und mütterlicherseits, wenn auch sein
Vater ein geborener Zarvgozaner war, einer baSkifchen Familie, und nach
dem spanischen Gebrauch, den Namen der Mutter dem des Vaters anzuschließen,
heißt er mit seinem vollen Namen Jvsc> Echegaray y Eizaguirre.
Geboren am Grünen Donnerstag im März 1833 in Madrid in der call,'
>I«I ^'inc>, kam er schon als Kind nach Murcia, wo sein Vater am Institut
Professor der griechischen Sprache war. Ter Sohn empfing dort den ersten
Unterricht und wnrde dann 5 Jahre lang einer der fleißigsten Schüler der
Escmelu cls InAenicro« d« Ouininc>8, cuuclles ^ pnertos in Madrid, An dieser
Schule, der er cineö Tages entlief, nni der ersten Ausführung eines Stückes
von Ayala beizuwohnen, da er von Jugend an das Theater liebte, war er

von 1854 bis 1868 als Professor thütig. Aber dies genügte seinem n'st
losen Geist nicht, er wandte sich der Nationalökonomie zu und machte ncb
in den Meetings von 1858 nnd 185>i> durchseine feurige Beredtsamkcit zu Gunsten
des Freihandels bekannt. In den Corres aber erregte seine gewaltige Rede
Aufsehen, in der er vom ^„einaclero von Madrid sprach, jener Statte, auf der di'
Angeklagten in einem Autodaf« lebendig verbrannt wurden. Jene Rede lies?
schon den zukünftigen Dichter der Tragödien ahnen. Nach der Scptember-
revolution von 1868 wurde er ans Veranlassung seines Freundes, des Handels-
Ministers Figuerola, mit der Gcneraldirection der öffentlichen Arbeiten betraur
und war dann zwei Jahre lang Untcrrichtsminister. Unter dem König Amadev,
den er in Cartagcna empfangen, ging er vom Unterrichtsministerium zum
Handelsministerium über. Aber bald nach dem Sturze des KönigthnniS in
Spanien zog er nach Paris, Frau und Kind in Madrid zurücklassend, und
begann dort seinen ersten dramatischen Versuch mit der einactigen Komödie in
Versen LI libio tslcmari«. Noch einmal indes; lächelte ihm in Madrid die
Politik! er trat als Handelsminister in das Ministerium vom 3. Januar 1874.
Aber die Wandlungen des politischen Lebens nahmen ihm die Illusionen und
zwangen ihn schon nach drei Monaten zum Rücktritt, und für immer entsagte
er jetzt der Politik, um in der Lösung mathematischer Probleme Erholung
von seinen schriftstellerischen Arbeiten zu finden. Diese aber stellte er seil
1874 ganz in den Dienst der dramatischen Muse, die in Spanien »ach einen,
Dichter der Leidenschaft, nach einem Erlöser aus den Fesseln der Frivolität
wie aus den Banden des Ultramontanismus sich sehnte. Einen solchen da:
das Volksgefühl in Echegaray erkannt.
Sein Erstlingswerk: LI libro talcmario wurde als die Komödie eine,?
Jorge Hayaseca — dies ist das Anagramm von Jvs6 Echegaray — an-,
18. Februar 1874 im ?e<irm ds Hrxilo iu Madrid beifällig aufgenommen.
Aber er, der uur als Hayaseca, d. h. dürre Buche, sich angekündigt, zeigte
sich bald als grünende Eiche, die mächtig dem brausenden Sturm trotzt. In
den Bndern von Alhama de Aragon fand der Dichter neue Kraft, dort de
gann er eins seiner besten romantischen Dramen: Tic Frau des Rächers,
Mit diesem Stücke, das am 14. November 1874 mit großem Erfolg im
?esrrc> L8t»iwl aufgeführt wurde, gab er der diamatischen Poesie iu Spanien
einen Aufsckwung, den er durch eine stattliche Reihe schnell aufeinander
folgender Dramen voll Leben und Gluth »och zu steigern wußte. Welch
schöne Schöpfung voll Poesie und Zärtlichkeit ist Aurora, die Frau des
Rächers, welch' edle Gestalt von sittlicher Hoheit ist CarlvS, der Rächer,
und wie wahr gezeichnet ist sein Knappe Parrcno!
Es sei mir gestattet, aus der Frau des Rächers ein paar Stelle,,
anzuführen: Fernando, der Arzt, der Aurora liebt, hat, um sie wieder sehend
zu machen, im Orient, der des Lichtes Quelle, für sie das Licht gesucht.
Er spricht-

Dort voll Kräuter wunderbar
Sind die Wälder ohne Grenze»!
Und von Lichtern, die erglänzen
In den Sphären licht und klar,
Sagt man, sein die Steine hell,
Die dort farbenreich zu schauen,
Und die Blumen auf den Auen
Und der wilden Thicre Fell,
Und dort gegen ird'sche Noll)
Gäb' es »milchen Wundcrsaft,
Ter dein Augenstern giebl Kraft
Und gebietet selbst dem Tod!
Ich Hab' es erforscht, entdeckt,
Das Geheimnis! heft'gcn Dranges
Bis zum Indus, bis zum Ganges
Hat mein Wandern sich erstreckt,
Reich belohnt ward meine Gluth,
Heiszcm Fleh» micht' es gelingen,
Aus dem Orient zu bringen
Nene» Licht für sie, mein Gut!

Carlos da OuirSs sucht den Fernando zu bewegen, seiner Liebe zu Aurora zu entsagen. Er, der jugendliche Nriegsheld, spricht zuerst in mildem Ton:

Nicht beleidigen möcht' ich Dich,
Reizen nicht den Zorn, den grimmen , . .
Doch wie k,,nu ich mild Dich stimmen,
Wen» nicht überreden? Sprich!
Ist den Lippen unbedacht
Nach Soldalcnart, der rohen,
l5in verlebend Wort entflohen,
Alles, was Dich zornig macht,
Ich bereu's! Dich rühr' mein Schmerz,
Bruder, und nicht stolz mich schilt,
Denn ich such' nur Worle mild,
Die besänftigen Dein Herz!
Meinen Siolz, sich' ihn sich hier
Wider seinen Willen »eigen,
Aus der Brust mein Blul sich' steigen,
Steigen in das Antlch mir!
Carlos de Ouirüs, der ich
Schreck Italiens und von Flandern;
Ich, der großer als die Ander»,
Um Verzeihung bitt' ich Dich!
(Dann mit dem Ton der Uebcrredung):
Deiner edlen Seele Loh'n,
Deines Geistes hohe Kraft
Hat crsorscht der Wissenschaft
Wunderbare Region!
Der Natur crbav'ne Kreise,
Asirolab und Alchimie,

Weltweisheit, Theologie,
Alles kennst Du, Du bist weise!
Was ist Dir der Lieb' Gewalt?
Schaust sie als Verirning cm:
Laune, Neberdruß und Wahn,
Ist sie Dir des Leid s Gestalt!
Dir beut, wenn im Knmpfgetümmel
Ich Dich jetzt besiegen werde,
Trost mit Wundern noch die Erde,
Trost mit Wundem reich der Himmel!
Aber was werd' ich dann sein?
Nur ein rauher Kriegesmcmn.
Was von Allem blieb mir dann?
Dieses Weibes Lieb' allein!
Aber Fernando antwortet ironisch:
Ist auch nicht so gros; mein Wissen,
War's doch keinen Heller werth,
Wenn, der Wissen ganz entbehrt,
Heute mir den Sieg entrissen,
Alchimien und Astrvlave
Geb' ich taufende sogleich
Und geb' Erd' und Himmelreich
Nur siir Eines Kusses Gabe!
Der Dichter liebt es, seine Dramen mit dem Titel derselben zu schließe».
So läßt er denn auch in diesem Drama Aurora die Worte sagen, indem
sie mit tragischer- Geberde auf den Leiclnam des geliebten Carlos zeigt:
Rache mehr noch wollet Ihr!
Er war mein . . . bleibt's ewiglich,
Ter gerächt den Vater mein;
Mutter, und vor Gott werd' sein
Treu des Rächers Gattin ich!
Ter stürmische Applaus, den das tragische Drama Im Griffe des
Schwertes am 12. Oktober 1875 im Apollvtheater fand, entschädigte den
Dichter für den zweifelhaften Erfolg seines Tramas Tie letzte Nacht. Das
wunderbar glänzende Colorit und die außerordentliche dramatische Kraft, die
schöne Gestalt der Laura und die wahrhaft große des Fernando in dem Drama
Im Griffe des Schwertes mußte das Publikum clektrisircn; die Mutter
des He den, Violante, aber erscheint bald als der Typus einer Egoistin, bald
als liebende Mutler. Fernando stößt sich das Schwert in die Brust, dessen
Griff ein schreckliches Gel'eimniß, den Beweis der Entehrung feiner Mutter,
bewahrt, und der Sterbende bittet, daß er die Hand am Schwert begraben
werde, und deutet so der Mutter an. daß er ihr Gelcimniß mit m's Grab
ninimt. Ter Sturm der Tragik durchbraust das Stück, aber der Strahl
des Genies erhellt es wie mit Rembrandt'schem Lichtglauz. Wie kraftvoll
ist die kurze Phrase, die Fernando ausspricht, als er seine Geliebte in einer
strafbcnen Zusammenkunft mit dem Grafen zu überraschen glaubt, statt ihrer
seine Mutter findet uud so deren frühere Entehrung entdeckt:

Iolzamics Hastenrath in Köln. —
Laura! , . . Unmöglich —
Meine Mutter!!
Werdet blind, ihr Augen!
Ein Sturmwind wie dieses Stück, dem Antonia Viev in der Nolle des
Fernand» sein mächtiges Feuer verlieh, läßt sich nicht analysire».
Eine» seiner größten Siege aber feierte der Dichter am 22. Januar 1877
im 'I'sstrc> Lspüiwl mit dem Drama Wahnsinn oder Heiligkeit. In
demselben sind aber die beiden Narrenwärter, mit denen Avendano am Schlüsse
des Stückes Leib gegen Leib ringt und die ihn in's JrrenhauS abführen,
von einem widerlichen Realismus. Echegaray, der das Tragische sucht, ver-
fällt hier in s Grausige.
Mit fast gleich stürmischem Beifall wie das eben erwähnte Drama,
welches der Gemahl der italienischen Schauspielerin Pezzana in's Italienische
übersetzte, wurde am 12. April 1879 auf dem ^,'sstio Rsiwnol das Drama
^m Schvoße des Todes gegeben, dessen dritter Act allein schon eine der
gewaltigsten Tragödien ist, die in demselben Mollton ausklingt wie Im
Griffe des Schwertes. Vortrefflich ist der König Pedro III. von Aragon
gezeichnet, das Drama selbst aber ist eine Erfindung des Dichters.
Auch eine Trilogie hat Echegaray geschrieben, von der der erste Theil,
das tragische Drama Wie es anfängt und wie es endet, am meisten
gefallen. Der moralische Gedanke derselben ist der, daß die Sünde den, der
'ich ihr ergiebt, immer zu tragischen Folgen führt; aber die Lehre wird da-
durch entkräftet, daß die Katastrophe nicht die Folge eines freien Actes der
Personen ist. Der Zweite Theil der Trilogie heißt Was nicht gesagt
werden kann; auch er erlangte Beifall, aber der dritte, I^os ckos «'ariosas
impertinsntss, hat ganz mißfallen. Dagegen erwarben sich die Gunst
des Publikums und zum Theil auch der Kritik die Dramen Für solche
Schuld solche Strafe (am 27. April 1877 im ?sati-« L^rwl aufgeführt,
aber schon zehn Jahre vorher in einem Act unter dem Titel: Die natür-
liche Tochter verfaßt), lAm Pfeiler und am Kreuz (am 26. Februar
1878 im ?ssrr« Lspanol aufgeführt), Den Tod auf den Lippen (in
demselben Theater am A0. November 188» zum ersten Male gegeben),
Harald der Normanne (am 3. December 188l aufgefühet) n,id Der
Couflict zwischen zwei Pflichten (am 14. Decemver 18S2 gegeben).
Die Gewissensfcrnpel, die den Lorenz« in Wahnsinn oder Heiligkeit
dahin bringen, daß man ihn, um ihn nicht als Heiligen verehren zu müssen,
in's Irrenhaus abführen laßt, und die den Carlos von Quirns iu Der
Frau des Rachers beweaeu, sich lieber den Dolch in die Brust zu stoßen,
als seinem Wort, den Tod des Vaters Aurorcns zu rächeil, untreu zu werden,
dieselben Gewissenzserupel finden sich auch im Conflict zwischen zwei
Pflichten, in welchem Naimundo, um einen, der nicht schuldig ist, zu retten,
erschreckliche Katastrophen über sich und die, die er liebt, herbeiführt.

Auch die Tragik des Dramas Ten Tod auf den Lippen bringt einen mächtig?» Eindruck hervor: es geißelt die calvinischc Intoleranz und ist die sympathische Rolle dem Katholiken, dem unglücklichen Arzt Miguel Scrvet zugetheilt. Aber der unparteiische Dichter verurtheilt den Fanatismus überall wo er ihn findet: deshalb bezieht sich auf die Katholiken das Drama Am Pfeiler und am Kreuz und ans den heidnischen Fanatismus die tragische Studie in Versen, die Echegaray Ein Wunder in Aegypten betitelt und die am 2 t, März im ?ontr« 55p»nol zur Aufführung kam. In einer Zeit, in der sich die spanischen Bühnendichter dem Ultra-Naturalismus der Franzosen ergaben, mußte ein Drama, wie das eben genannte, das einer ganz andern Richtung angehört, ein archäologisches Drama, welches die er-loschene Civilisation eines großen Volkes heraufbeschwört und eine besondere Bildung beim Zuschauer voraussetzt, als ein Wagnis; gelten. Aber auch hier hat sich wieder das Genie Echcgarays glänzend bewährt, und auf seinen Sesvstris läßt sich das Epigramm nicht anwenden, welches Racine auf de» Sesostris des Longepicrrc machte:

(> f»mrux «on<Msr»nt. e,> vsillant 8sz<,«tris,
Mlis «n L>^l>te, au ^rs lies llt>stinöos,
Veqnit ,1,' «i I«nzf»,',-> änn«>»,
X'ä vsou <z»'nn ^nnr » I'in is.

selten hat die fruchtbare Muse des Dichters sicherer gezeichnete Charaktere hervorgebracht als den Helden seiner Tragödie, den Pharao Namscs II. Wenn Echegaray die Personen seiner Dramen, die einzig als menschliche Wesen erscheinen sollten, gar oft zu Symbolen von Ideen oder nicht immer wahre» Prineivien macht, so muß dagegen der Gestalt des Pharao große menschliche Wahrheit zuerkannt werden, Aber anh in diesem Stück, das ebenso durch Worte zartesten Gefühls und tiefe Sentenzen wie durch feine malerischen Beschreibungen und seine anziehenden, durchaus nicht pedantisch gelehrten Hinweisungen auf die Sitten und Gebräuche eiues entlegenen Zeitalters uns fesselt, fehlt es nicht an einer wichtigen, die gesellschaftliche Ordnung berührenden Idee, und zwar ist es hier der Kampf zwischen der kaiserlichen nnd der vriesterlichen Herrschaft, zwischen dem Pharao Ramses nnd dem Hohenpriester Ameni, aber es beeinträchtigt die Wirkung der dramatischen Dichtung, daß die Einheit nicht gewahrt, sondern die Aufmerksamkeit des Zuschauers durch zwei gleich wesentliche Gegenstände gctheilt wird, nämlich durch den Kamps zwischen Kaiserthum und Priestert.)um nnd die Liebe der reizenden Ncfthis zum tapfern Agir.

Während Echegaray in dem Drama Die Pest von Otranto, das am 12. December Z8«4 im ?sntro Lspnnol aufgeführt wurde, uns in die Zeit der Kreuzzügc versetzt, in der der Held seiueS Stücks zwischen Pest und Feuergluthen seine Hochzeit feiert, führt er uns in dem ungemein wieknugs-uolleu realistischen Drama in Versen Fröhliches Leben nnd trauriger Tod, das mit außerordentlichem Beifall im ?,?at,c> Kapanol am 7. Mär;

1885 zum ersten Mal gegeben wurde, in die Gegenwart zurück. Er schildert in Ricardo einen Don Juan, der im ersten Act von stürmischer Lebenslust, in den folgenden aber Trauer, Schmerz, Verzweiflung, Neue und Thronen zeigt und sterbend mit letzter Kraft sich aufrafft, um die Ehre seiner Tochter vor dem Verführer zu schützen: er stirbt, nachdem er ihn erwürgt.

Am 4. März 1886 folgte das Drama in Prosa Von schlechter Race. Wären die beiden ersten Acte dem dritten ebenbürtig, so würde es eines dcr besten Dramen des Dichters sein; aber sie sind nur eine Art Vor- spiel, das nur einer einzigen Scene bedurft hätte. Erschütternde Scenen ent- hält der dritte Act: ein Vater hält die Frau seines Sohnes, weil sie von schlechter Familie ist, für die Ehebrecherin, während seine eigene Frau die Schuldige ist. Ten Jrrthum des Vaters thcilt die Welt. Das unschuldige Opfer, die Gattin des Sohnes, duldet Erniedrigungen aller Art; die Schuldige aber läßt sie feige in dieser traurigen Lage. Ter Sohn will dem Vater, der ihm das Leben gegeben, wohl seine Ehre opfern, aber darf er ihm auch die seines Weibes opfern, das ihm bald ein Kind gebären wird? Welch' schreckliche Situation! Endlich erfährt der Vater seine grausame Ungerechtig- keit und stürzt sich weinend in die Arme des Sohnes.

Gleich diesem Drama ist auch die dramatische Studie Dcr Bandit Lisandro in Prosa geschrieben. Ter Dieter hat einen Banditen, eine Art Sigismund», aus den Wäldern geholt, um ihn zum Spielzeug eines Feudal- herrn aus dem Mittelalter werden zu lassin. Aber die Liebe erweckt in dem- selben das Gewissen. In den ersten beiden Acten schreitet die Handlung nur langsam voran, doch ist der Charakter des Banditen in feiner Groß- artigkeit glänzend gezeichnet.

Heute, am 15. Januar 1887, wird das dreißigste Tranin Eche^arays in Madrid aufgeführt. Es hat den Titel: Die beiden Fanatismen. Alle Erzeugnisse der Phantasie EckegarayS tragen dasselbe Gepräge des Sellsam- Phantastischen, Extremen und Staunenerrcgenden, Wohl hat ihre Sprache meist das, was die Spanier Gongorismus, d, h. Ueberbiirdung mit Bildern nach Art des Luis G^ngvra, aber die Schvnh.it nnd Poesie kann keiner ihr abspreche». Noch ehe man wußte, daß Echegarau ein Poet sei, erkannte der berühmte Ramon de Camvvamor mit dem Blicke des Genies an den Versen des Erstlingswerks dieses Dichters: „Das kann nur von Echegiray sein!" Und so war es.

Ter Verfasser des Galcoto ist der spanischen Bühne mehr als ein glänzendes Meteor geworden. Jedes Jahr mehrt die Zahl seiner Dramen und seiner Triumphe, und in Eugenio Sellüs, dem Autor des Gordischen Knoten, und Levpvldo Eano, dem Dichter dcr Passionsblume, blickt er aus reichbegabte Schüler,

Seit 1883 gehört der gefeierte Dramatiker dcr spanischen Akademie an. Ans hohem Stockwerk, wie es einem Sohn der Blusen gezienu, woimt er in Madrid in dcr Lallo de In ?rinMüa 13. Er lebt ganz der Erziehung seines

Sohnes, dem Ateneo von Madrid, der Mathematik und der dramatischen
Literatur. Der letzteren widmet er täglich zwei Abendstunden.
Als ich ihm die Aufführung eines seiner Stücke in Deutschland in Aussicht
stellte, schrieb er mir folgende Zeilen, die einen Beweis geben von der Bescheiden-
heit des großen Poeten und seiner Hochachtung für Deutschland: „Mit welcher
Spannung und Aufregung ich das Resultat erwarte, werden Sie ahnen, wie Sie
auch ahnen werden, daß ich nicht ohne Zagen und Mißtrauen dem deutschen
Publikum mich vorstelle. Denn ich achte es, ja ich achte es sehr; weil ich
seinen Werth kenne und weiß, daß es alle Fragen und Probleme vertieft:
weil ich die Höhe kenne, zu der es sich in seinen Kritiken erhebt, floßt es mir
als Nichter beinahe Furcht ein. Und dann, wie verschieden ist der Geschmack
des einen Volks und des anderen! Dem einen gefallen die Einzelheiten,
die EntWickelungen, die episodischen Scenen, die Ausmalung der Charaktere,
die langsame Handlung, kurz das Analytische; das andere Volk dagegen er-
müden die Einzelheiten, die Episoden werden ihm unerträglich, es sucht Hand-
lung, Bewegung, große Situationen, die höchsten Momente, in denen sich
das Drama condensirt, mit einem Wort das Synthetische. Und dies ist es
nicht allein: eine Handlung, die für Alle Interesse hat, die Etwas enthält,
was über das Veränderliche des Geschmackes, der Zeiten und der Rassen hin-
ausgeht, was immer lebenskräftig und immer menschlich ist, wie schwer ist
das, mein Freund! Und selbst ohne so hohe Ideale zn erstreben, selbst in
bescheidenen Grenzen, welche Schwierigkeiten bleiben noch immer!"

Zur Literatur des deutsch-französischen Krieges.

von

Aarl Biedermann.

— Leipzig. —

^er Krieg von 1870—71 hat zwar schon alsbald nach seinem Ende mannigfache Darstellungen gefunden, in erster Linie das klassische Werk des großen Genera lstabcs, dann die Schriften von W. v. Rüstow, v. Glnscnapp, Borbstädt u. A.: allein auch an Nachzüglern aus späterer Zeit, selbst noch aus den allerletzten Jahren, fehlt es nicht. Wenn diese neuesten Schilderungen meist nur einzelne Bilder aus dem Kriege, kein Gesammtbild jener gewaltigen Ereignisse bieten, so ist auch das immerhin willkommen, doppelt willkommen dann, wenn die Verfasser solcher Schriften aus eigenen Erlebnissen und nach persönlichen Beobachtungen berichten. So, wenn die „Kricgsfahrten eines Truppenarztes vom X< Armeecorps, 2. hannoverschen Dragoner-Regiment Nr. 16", von I)r. Georg Hantel*), uns auf die einzelnen Schlachtfelder bei Mars-la-Tour, bei St. Privat, an der Loire, an der Sarthe u. f. w. führen, mitten in den Pulverdampf und Lärmen des Kampfes hinein, und uns hier die furchtbaren Nachtseiten des männermordcnden Krieges, theils während des Gefechtes selbst, theils nach demselben, gleichsam aus erster Hand sehen und miterleben lassen, die Leiden der Verwundeten und die gransige Ernte, die der Tod hält. Und doch liegt selbst darin oft etwas Erhebendes. Am Abend nach der Schlacht bei St. Privat führt den Verfasser sein Beruf über das Schlachtfeld. Er kommt an den Ort, wo der heftigste Kampf gewiithct.

„Hier war es," erzählt er, „wo unsere Garden, im Verein mit den Sachsen, gegen die von starken steinernen Gartenmauern nmgcbcncn massiven Gebäude

*) Elbing, Reinhold Kühn jun., Nenmann-Hartmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1885.

Von St. Privat, deren jedes von dem Feinde in eine kleine Festung umgewandelt war, ihren heldenmüthigen Sturmangriff ausgeführt hatten. Noch klang mir ihr brausendes Hurrah!' im Ohr. Nun traten mir im ganzen Umfange die enormen Verluste entgegen, welche diesen Siegesruf begleitet hatten. Die Tapfern lagen reihenweise um unseren Lagerplatz hingestreckt und bewahrten noch im Tode die tactische Ordnung, in welcher jenes ‚Hurrah'/ vor dem tödtlichen Blei auf ihren Lippen erstorben war."

Das Wesen des Sanitatsdienstes tritt uns hier, in diesen speciellen Darstellungen einzelner Fälle, anschaulicher entgegen, als in den mehr allgemein gehaltenen Kriegsberichten. Wir sehen das ärztliche Personal, bald im Anschluß an die Trnppe, zu der es gehört, bald auch Wohl durch das Hin- und Hcrwogen der Schlacht zeitweilig von dieser getrennt, seinen Dienst verrichten, schon während des Gefechts den Verwundeten, so weit möglich, Hülfe bringend, nach dem Ausgange des Kampfes, meist im Dunkel der Nacht, emsig das Schlachtfeld nach solchen absuchend, und in der Art, wie dabei auch dem Feinde das Leben erhalten oder der Tod erleichtert wird, erkennen wir mit Befriedigung einen wesentlich humanen Fortschritt der heutigen Kriegführung.

Auf einen andern Schauplatz als das vorige führt uns das Schriftchen: .Vor 15 Jahren. 150 Tage vor Paris. Erinnerungen aus dem großen Hauptquartier." Von H. R.*). Der Verfasser (ein Berichterstatter für Zeitungen, wie man sieht) hat weniger die deutsche Seite des grandiosen Bildes, welches die Belagerung einer Stadt wie Paris bietet, als vielmehr die entgegengesetzte, die französische, im Auge, das Thun und Treiben der Belagerten, die wiederholten, aber immer mißglückten Versuche zur Sprengung des eisernen Gürtels, mit welchem die deutschen Heere die „Weltstadt" umspannt hatten, die dabei vorgekommenen mannigfachen Kundgebungen des französischen oder speciell Pariser Geistes, die Selbsttäuschungen und Enttäuschungen, zwischen denen diese vielbewegliche Bevölkerung hin- und hergeworfen ward, das Uebermaß großer Worte und den Mangel an entsprechenden Thaten, die Eifersüchteleien zwischen Linie, National- und Mobilgardcn, die bereits zu Tage tretenden einzelnen Erhebungen der unteren Schichten u. dergl. m.

„Die Franzosen," sagt der Verfasser im Vorwort, „sind heut eine formidable Kriegsmacht geworden, eine andere, als sie im letzten Kriege waren. Aber, wie man sich aus ihrem Nevanchegcschrci und überhaupt der Art ihres Benehmens gegen nns täglich überzeugen kann, in ihrem Wesen sind sie die Alten geblieben: dieselben Illusionen, derselbe Dünkel, dieselbe Geringschätzung des Feindes, dasselbe Bramarbasiren! So lange das so fortdauert, kann Deutschland ruhig sein: die französische Selbsttäuschung und Selbstüberhebung ist sein bester Bundesgenosse, wie sie das schon vor 15 Jahren war."

Eine einzige Sccnc vom deutschen Bclagerungsheere sei hier angeführt, die

*) Mit einem Plane von Paris und Umgebung. Leipzig, jiriiger'sche Buchhandlung. 3. Auflage. 1»8S.

Aar! Biedermann in Leipzig.
der Verfasser ebenso lebendig als ergreifend schildert, nämlich wie am Christ-
abend, inmitten kriegerischen Tumultes, unter den weithin Verderben speienden
Kanonen der Forts von Paris, die deutschen Truppen, vom obersten Kriegs-
herrn, dem König Wilhelm an, bis hinab zu den einfachen Landwehrleuten, in
gut deutscher Weise, nach heimischer Sitte, ihr Weihnachten feiern, wie sie die
aus Deutschland angelangten Liebesgaben unter einem angezündeten Christbaum
ordnen, und wie sie dann mit frommem Gesang die heilige Feier begehen.
Das machte, wie er erzählt, auf die Franzosen, wo immer diese es mit an-
sahen, einen tiefen Eindruck.
„So wunderbar es klingen mag, es bleibt dennoch wahr, daß den Fran-
zosen die deutsche Tapferkeit weniger auffällig erschien, als jene Seite des
deutschen Charakters, die wir mit dem Wort: ‚Gemüth° zu bezeichnen pflegen.
Als am Weihnachtsabend preußische Landwehrmänner in einem Hause in
Lagny einen Weihnachtsbaum ausstellten und wehmüthigen Blickes nach den
angezündeten Wachskerzen schauten, während von den naheliegenden Pariser
Forts der Kanonendonner herüberrollte, sahen sich die anwesenden Franzosen
wie verdutzt an, weil sie sich durchaus nicht erklären konnten, daß dieselben
Männer, von denen sie in so zahlreichen Schlachten besiegt worden waren,
durch den Anblick eines Tannenbaumes zu Thränen gerührt wurden. Ihr
Erstaunen aber wurde nicht geringer, als später aus dem Munde eben dieser
Männer das Lied erscholl: Mille Nacht, heilige Nacht!'"
Der Verfasser sagt weiterhin: „Das Gemüth der deutschen Soldaten hat
überhaupt auf die Franzosen Eindruck gemacht. Ich habe nicht blos am
heiligen Abend aus dem Munde eines Franzosen gehört: ‚Das also sind die
„Barbaren" Victor Hugos?' Jede französische Stadt, welche deutsche Truppen
in ihren Mauern gesehen hat, weiß hiervon zu erzählen. So theilten mir
Einwohner von Chatcaudun mit, daß dieselben Soldaten, welche auf den
Befehl ihrer Vorgesetzten eine Anzahl Häuser der Stadt in Brand gesteckt
hätten (wahrscheinlich, weil aus diesen Häusern auf die deutschen Truppen
geschossen worden war), den unglücklichen Bewohnern derselben bei der Rettung
ihrer Habseligkeiten behülflich gewesen seien."
Auch eine recht traurige Geschichte erzählt bei der gleichen Gelegenheit
der Verfasser. In Montereau war der heilige Abend auch so fröhlich-
wehmüthig begangen worden. Aber noch eine Sendung Weihnachtsgabcn war
Von Mclun her angekündigt. Eine Feldpostexpeditivn von drei Wagen, unter
Begleitung von sechs Landwehrmännern, ging daher am ersten Feiertage dorthin
ab. Sie ward von Franctireurs unterwegs überfallen, man fand sowohl die
deutschen Landwehrleute als die französischen Fuhrleute von Kugeln und Stichen
durchbohrt, die Wagen ausgeplündert, selbst die Leichen ihrer Kleidungsstücke
und Habseligkeiten beraubt! „In Montereau," sagt der Verfasser, „war mehr
noch, als der deutsche Soldat, der französische Einwohner empört über diesen
feigen Meuchel- und Raubmord am heiligen Weihnachtsfcste."
Ein anderes kleines Schriftchen „Aus den Kricgstagen von 1870" von

Georg Friedländer*) ist dem Schriftsteller Theodor Fontane gewidmet und
erinnert so an des letzteren interessante (schon 1871 erschienene) Schrift:
„Kriegsgefangen", eine Schilderung seiner ziemlich langen Gefangenschaft in
Frankreich, die er sich dadurch zugezogen, daß er, im Eifer der Nachforschung
nach Spuren der „Jungfrau von Orleans" in St. Remy und Vaucoulcurs,
sich allzu kühn aus dem schützenden Bereich der deutschen Heere hinausge-
wagt hatte und Franctireurs in die Hände gefallen war. Die Friedländer'sche
Schrift enthält nur einen kurzen Abriß der Erlebnisse und Beobachtungen
eines preußischen Offiziers, der erst die Einbringung französischer Gefangener
in Spandan, dann die Freuden und Leiden des Führers einer „Ersatzreserve-
truppe", weiterhin aber seine Beförderung zur activen Armee, seine Theil-
nahme an den Kämpfen vor Metz, an der Belagerung dieser Stadt, endlich
an den Gefechten an der Loire schildert. Besonders Neues findet sich darin
nicht. Auch das „Kriegstagebuch eines Truppenoffiziers", von Hermann
Vogt, Oberst-Lieutenant a. D.**), bietet dessen wenig; doch mag es immer-
bin, mit seinen genauen Schilderungen der Märsche, der Gesechte und der
sonstigen Erlebnisse des Truppencorps, zu dem der Verfasser gehörte, den
nächstbetheiligten Kameraden desselben, den Offizieren und Mannschaften dieses
Corps, Interesse gewähren.
Als einen ganz merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Krieges von
1870/71 geben sich die „Enthüllungen und Erinnerungen eines französischen
Generalstabsoffiziers aus den Nnglückstagen von Metz und Sedan. Aus den
hinterlassenen Papieren des Baron de la Belle-Croix".***) Fast möchte man
hier an eine Mystifikation glauben oder doch an eine ähnliche Verschmelzung
von Dichtung und Wahrheit, wie etwa in Bleibtrcus Oiss iras (wo auch
allerhand frappante angebliche „Enthüllungen" über die Motive der strategischen
Fehlgriffe der Franzosen bei Sedan unter der Firma authentischer Berichte ge-
macht werden) — wäre nur nicht der Name de la Belle-Croix wirklich der
Name eines höheren französischen Offiziers im letzten Kriege (der unseres
Wissens sogar selbst als Militärschriftsteller aufgetreten ist) und böte nicht
der Name der wohlangesehencn Vcrlagshandlung Bürgschaft gegen eine solche
absichtliche Täuschung.
Aber freilich, unverständlich bleibt es, wie ein Franzose, noch dazu ein
höherer Offizier, dazu gekommen sei, die Schwachen seiner eigenen Nation, die
furchtbaren Schäden der französischen Kriegführung und Militärverwaltung im
Kriege von 1870/71, den auf's äußerste getriebenen Leichtsinn vieler Offiziere
inmitten der ernstesten Katastrophen des Heeres und des Vaterlandes, endlich
die Jntrigue, als deren Opfer Napolen III., mit ihm aber auch in gewisser
Hinsicht Frankreich selbst hier erscheint, mit solcher RückHaltlosigkeit bloßzulegen?
"> Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1886.
") Berlin, Eisenschmidt. 1886.
Hannover, Helming'sche Buchhandlung, 3. Auflage. 1885.

Selbst angenommen, Baron de la Belle-Croir habe das Alles nnr für sich, zum eigenen Gebrauche, notirt, sollte er dann nicht — sowohl in patriotischer Scham, als wegen der möglichen schlimmen Folgen einer Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen für sein Vaterland — Alles gethan haben, um einer solchen Veröffentlichung vorzubeugen? Wie ist, so fragt man sich verwundert, der (ungenannte) deutsche Uebersetzer und Herausgeber in den Besitz des „Nachlasses" eines sranzösischen Offiziers gelangt? Darüber erfahren wir leider nichts.

Nach der hier gegebenen Darstellung wäre der „französische Generalstabsofsizier" (also der Baron de la Belle-Croir) aus dem Hauptquartier Mac Mahons vor Chalons (bei welchem sich der Kaiser befand) an den in Metz eingeschlossenen Marschall Bazaine mit einer Depesche entsandt worden, worin dem letzteren angezeigt wurde, Mac Mahon werde sich über die Maas rückwärts wenden, um Bazaines Durchbruch nach dem Norden zu unterstützen. Der Offizier gelangt glücklich durch die deutschen Linien hindurch (was etwas sehr romantisch geschildert wird) und übergicbt seine Depesche. Marschall Bazaine ist darüber auf's Höchste betroffen. Er hatte allerdings am 19. August dcm Kaiser gemeldet, er habe die Absicht, nach dem Norden durchzubrechen, allein Tags darauf hatte er in einer zweiten Depesche die Unmöglichkeit eines Durchbruchs berichtet. ES stellt sich nun später heraus, daß diese zweite Depesche, obschon im Hauptquartier Mac Mahons richtig angelangt und in dem „kaiscrlichen Neuigkcitsbureau" als eingegangen verzeichnet, dem Kaiser unterschlagen worden war, — wahrscheinlich, wie angedeutet wird, um den Kaiser von einer Rückkehr nach Paris abzuhalten. Lieber ließ man ihn mit der letzten noch freien Armee in die Mausefalle bei Sedan hineingehen!

Was der „französische Gencralstabsoffizier" nach seinen, sowohl auf diesem Wege nach Metz und in Metz selbst, wie später auf dem Wege von da nach Sedan (wohin er sich ebenfalls durchschleicht), gemachten Beobachtungen über den gänzlichen Mangel an Ordnung und Tisciplin bei den auf dem Marsche befindlichen französischen Truppen, über die gänzliche Unzurcichendheit des Verpflegungswesens und das infolge dessen vorgekommene Plündern der Soldaten im eigenen Lande, über die greuliche Verwirrung im Fuhr' und Transportwesen u. dgl. m. erzählt, übersteigt alle Begriffe. Es mag ja mit Alledem wirklich bei den Franzosen schlecht bestellt gewesen sein (wie das auch deutsche Beobachter dieser Zustände bezeugen), aber innner wieder fragt man sich: Sollte denn wirklich ein Franzose, auch wenn er vielleicht ein Unzufriedener ist, Derartiges so offen eingestehen und aller Welt verkündigen?

Unter allen den neuesten Aufzeichnungen aus dcm Kriegsjahrc 1870/71 ragt an Bedeutung eine hervor, der wir daher eine etwas eingehendere Betrachtung widmen wollen. Sie führt den anspruchslosen Titel: „Erlebtes aus dcm Kriege 1870/71", vou I. Hartmann, königlich preußischem General-Lieutenant z. T.*) Ihr Verfasser ist nns bereits von früher her wohlbe-

*) Wiesbaden, I. F. Bergmann. 2. Auflage. 1885.

kannt und Werth, sowohl als guter Erzähler wie durch die warm patriotische und hohe Gesinnung, die er in einer kritischen Zeit und unter Umständen bethätigt hat, welche so manche feiner damaligen Schicksalsgenossen in ganz anderer Haltung fanden. Es ist nämlich dieser „königlich preußische General-Lieutenant z. D." Hartmann kein Anderer, als der (damals nicht genannte, auch nicht bekannt gewordene) Verfasser der im Jahre 1884 erschienenen „Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848/71",*) eines Buches, welches eine so günstige Aufnahme beim deutschen Publikum fand, daß es bald in zweiter Auftage erschien. Hartmann ist von Geburt Hannoveraner; er diente in der königlich hannoverschen Armee, als jene Katastrophe von 1866 eintrat, welche das Königreich Hannover aus der Reihe der selbständigen Staate« strich. Abweichend von der Mehrzahl seiner Landsleute, fühlte sich Hartmann selbst in diesem, für einen Hannoveraner und vollends für einen hannoverschen Offizier offenbar sehr peinlichen Momente doch vor Allem als Deutscher und handelte nach diesem Gefühle. Statt müssig zu klagen um den Untergang eines Staatswesens, von dem er sich gestehen mußte, daß es durch die Schuld seiner Leiter diesem Schicksal verfallen sei, statt unversöhnlich zu grollen mit der neuen Ordnung der Dinge, von welcher er mit feinem klaren Verstände einsah, daß sie die nvthwendigc Folge eines unbestreitbaren Bedürfnisses der Nation gewesen, stellte Hartmann sich ohne Bedenken und Zaudern in den Dienst des an der Spitze dieser neuen Ordnung stehenden Staates Preußen, ward ein preußischer und damit zugleich im vollsten Sinne „deutscher Offizier". Rasch arbeitete er sich in die neue Stellung ein und ward schon vor dem Kriege von 1870 zum großen Generalstabe nach Berlin commandirt. In dieser Stellung finden wir ihn am Anfange seines „Erlebten".

Als Artilleriestabsoffizier ward er zur dritten Armee, die unter dem Kronprinzen von Preußen stand, commandirt. In dieser Eigenschaft dem Hauptquartier des Kronprinzen beigesellt, ward er öfters in ehrenvollster Weise mit besonderen Aufträgen versehen, die ihn mehr oder weniger direct in wichtige Actione« verflochten. Die Beobachtungen, die er dabei anzustellen Gelegenheit hatte, spricht er offen und freimüthig aus; seine Bemerkungen machen immer den Eindruck, daß man es hier mit einem ebensowohl von Natur glücklich veranlagten, als durch wissenschaftliche und praktische Studien zur Beherrschung eines weiteren Gesichtsfeldes herangebildeten Manne zu thun hat.

Zunächst giebt er uns ein ebenso anschauliches als anmuthcndeS Bild von dem kronprinzlichen Hauptquartier selbst. „An der Tafel des Kronprinzen sah und hörte man, wie zahlreich unser Hauptquartier war. An Offizieren allein zählte es etwa sechzig. Ter Dienst bei dem Obercommcmdo einer Armee erfordert viele Personen; andere kamen aus diesem und jenem Grunde hinzu. Die süddeutschen Staaten hatten ihre besonderen Vertreter

*) Ebenda, 2 Bände.

geschickt, und von den deutschen Fürsten, welche keine active Dienststellung im Heere einnahmen, auf dem Schauplatze des nationalen Krieges aber nicht fehlen wollten, trafen die meisten bei dem Kronprinzen ein. Die Herrschaften gaben sich auf das Liebenswürdigste ü la Ausris oomms s 1s ß-usrro! Ueber Alle ragte unser Kronprinz hervor. Seine große, kräftige Gestalt, seine edlen Gesichtszüge, sein einfaches, ruhig ernstes und doch hohes und freundliches Wesen flößten, wohin er kam, sofort Vertrauen ein. Wenige Tage genügten, die fremd Zusammengekommenen in ein angenehmes Verhältnis; zu bringen, Nord- und Süddeutsche mehr zu verbinden. Daß man sich vor vier Jahren feindlich gegenübergestanden, war vergessen. Die französischen Friedensstörer hatten die Mainlinie weggeschafft und unsere Nation geeeinigt. Die Zuversicht wuchs von Tage zu Tage. Weil der Feind nicht kam, verlangte man vorwärts, um ihn aufzusuchen."

In einem Bivouak bei Lußheim trifft Hartmann mehrere baierische Artillerieoffiziere, die er früher kennen gelernt hatte, als er noch hannoverscher Offizier war. „Sie vermieden, von 1866 zu sprechen; auch über die preußische Führung äußerten sie sich nicht; Wohl aber drückten sie gern ihre Freude aus, mit den norddeutschen Kameraden wetteifern und an deren Seite für Deutschland eintreten zu können." Den baierischen General von der Tann hatte Hartmann, als junger Offizier, im schleswig-holsteinischen Kriege von 1848 kennen gelernt. Als er ihn daran erinnerte, sagte der damals noch jugendliche, nun aber schon in höheren Jahren stehende wackere Haudegen: „Die Jugend hätte ich gern wieder, aber jene Zeiten nicht!" Der andere Commandirende der Baicrn, General von Hartmann, war der älteste Soldat in der ganzen Armee. Ein geborener Rheinpfälzer, hatte er 1314 als französischer Offizier gegen die Deutschen kämpfen müssen; jetzt, 56 Jahre später, kämpfte er als deutscher General gegen die Franzosen!

Der Verfasser entrollt nun vor unseren Blicken ein lebendiges Gemälde der Schlachten von Weißcnburg und Wörth. Wir sehen die Hauptmomente der blutigen EntWickelung, von fachkundiger Hand klar auseinandergelegt, zugleich in ihren menschlich traurigen Folgen mit warmfühlendem Herzen geschildert, und so gewinnt die Darstellung ein doppeltes Interesse. Auch das ist — für den Laien wenigstens — interessant, zu sehen, wie sich bei einem solchen Schlachtendrama das Obcrcommando, gleichsam der Regisseur, verhält. Der Verfasser, im Gefolge des Kronprinzen, führt uns auf eine Höhe unweit Wörth. „Wir ritten sehr schnell," erzählt er. „Es war ein sonnenheitzer Tag. Unterwegs erhielt der Kronprinz Meldungen. Sie klangen nicht günstig. Er überblickte die Lage genau, behielt seinen Gleichmuth, sah ruhig, ja heiter aus und schickte kurz und bestimmt seine Befehle an die entfernten Theile der Armee. Um 1 Uhr stieg er vom Pferde, setzte sich auf einen Grabcnrand, der General von Blumcnthal neben ihn, und so beobachteten sie, schweigend oder leise unter sich sprechend, die an und jenseits der Sauer wogende Schlacht. Etwas zurück die Offiziere des Stabes, der Befehle gewärtig, die der Krön-

prinz einige Male persönlich und, wenn es ihm zweckmäßig schien, auch scharf
aussprach. In größerer Entfernung das zahlreiche Gefolge. Jeder betrachtete
gespannt das wichtige Ereigniß, welches sich auf einem tactisch interessanten,
landschaftlich schönen Boden in der Breite einer halben Meile vor unseren
Augen vollzog. Der Eine betrachtete es mit ernstem Nachdenken, ein Anderer
mit natürlicher Zuversicht, ein Dritter auch wohl zaghaft und beklommen,
denn man sah, wie unsere Braven rangen, um sich zu behaupten."
An heiteren Episoden fehlt es nicht gänzlich. „Auf dem Wege, der von
feindlichen Geschossen oft erreicht ward, stand ein kleiner Mann, sorglos und
aufmerksam die kriegerische Handlung betrachtend. Er fiel mir auf; ich sah
mich nach ihm um und erkannte den Schlachtenmaler Bleibtreu aus Berlin,
welchem gestattet war, unser Hauptquartier zu begleiten. Er warf mir einen
vergnügten Gruß zu. Gleich darauf, am Eingange von Worth, traf ich noch
einen Mann, der für seinen bürgerlichen Beruf Notizen in der Schlacht,
freilich von einem höheren Standpunkte aus, sammeln wollte. Unsere Soldaten
hatten ihn vom Kirchthurm heruntergeholt. Er war Berichterstatter einer
Pariser Zeitung, Gaulois oder Figaro. In diesem Augenblick, als er in die
niedrigen, von mancherlei Wurfgeschossen gefährdeten Regionen herabgestiegen
war, zeigte er sich recht bescheiden; am anderen Tage, nach guter Behandlung,
als der Kronprinz ihn vorführen ließ, hatte er seine Dreistigkeit wieder
gesunden und renommirte in Pariser Art."
Von düsterem Ernste dagegen ist das Bild nach der Wörther Schlacht,
das der Verfasser vor uns ausrollt.
„Der Kronprinz ertheilt die letzten Befehle für die Verfolgung und
begiebt sich dann in schnellem Ritt nach dem Kampfplatz. Vorbei an Tobten
und Sterbenden, an Haufen gefangener Franzosen. Einige Offiziere darunter
wenden den Blick traurig ab; andere dagegen sind begierig, ihren hohen
Besieger zu sehen, und grüßen respektvoll. Des Kronprinzen hehre Gestalt
auf edlem Pferde wird ihnen unvergeßlich sein. Siegesfrcude und wehmüthiger
Ernst lagen auf seinem Gesicht, unermüdliche Hohenzollernkraft und Pflicht-
treue in seiner Erscheinung. Er sucht alle deutschen Trupventheile auf; sie
rufen ihm frohlockend zu; er beglückwünscht sie, dankt ihnen, fragt nach ihren
Thaten, nach ihren Verlusten. Da stehen französische Geschütze, wie man sieht,
aus der Stelle, wo sie erobert wurden, denn um sie herum liegen ihre
Vertheidiger; dort deutsche Soldaten verschiedener Regimenter und Corps,
wie der Kampf in den letzten Stunden sie durcheinander gebracht hat, stolz
um den Adler oder die Turkofahne, die sie genommen; hier die Artillerie-
abtheilung, welche dem schwankenden Gefecht entschlossen die günstige Wendung
gegeben. Der Kronprinz erfreut sie durch sein Lob. Hier ein stark gelichtetes
Bataillon, welches ihn mit Hochs empfängt. Verwundete Franzosen daneben
auf der blutigen Erde, von der Scene ergriffen, ahmen den Ruf in schwachen
Tönen nach und versuchen mit ihren Käppis zu winken. Zuavcn und Turkos
in der malerischen Kleidung werden von deutschen Soldaten mit neugieriger

Scheu bewacht. Brennende Gebäude flammen aufwärts, und darüber schimmert
der blasse Mond. Die Verwirrung einer Schlacht erstreckt sich weithin. In
den Bivonaks auf blutgetränktem Boden sammeln und ordnen sich die Sieger —
Truppentheile, welche der Kampf aus ihrem Verbände gerissen, suchen ihre
Corps, einzelne Soldaten ihre Fahne, herrenlose Pferde jagen umher. Die
Feuersbrunst in den Ortschaften ist nicht sobald erstickt und leuchtet in die
einbrechende Nacht. Krankenträger forschen noch nach Verwundeten, den
Klagetönen lauschend. Mancher wird nicht gefunden, und Andere brauchen
nicht mehr weggetragen zu werden."

Ueber die Haltung des Gegners urtheilt der Verfasser unbefangen. Er
rühmt die Tapferkeit der Franzosen. „Allein ans ihren zähen Widerstand
und ihre kühnen Angriffe folgte die der Nation eigene Haltlosigkeit, welche
der Disciplin zuletzt ein schnelles Ende und aus dem Rückznge ein zügelloses
Wegeilen machte. Nicht minder charakteristisch war die Art, wie ihre Reiter-
massen verfuhren. Von dem Augenblick fortgerissen, opferten sie sich, die
Bodenhcmmnisse vor ihren Pferden nicht beachtend, ebenso todesmuthig wie
unüberlegt. Unter den Gefangenen machten die Offiziere im Allgemeinen einen
günstigen Eindruck. Man hörte von ihnen kein Wort der Klage. Sie
gaben ihren letzten Sou, und was man ihnen zu ihrer eignen Erquickung
reichte, den Mitgefangenen Soldaten. Diese waren meist kleine Leute mit
nichtssagenden Gesichtern. Nur die ausgesuchten Gestalten der Kürassiere' in
der Uniform der altnapoleonischen Zeit und die thcils schönen, theils ab-
scheulichen Köpfe der Afrikaner zogen die Aufmerksamkeit auf sich."

Als der Verfasser einem gefangenen französischen Oberst in einem Eisen-
bahncoupo auf dessen Bitte ein Glas Wasser gereicht hatte und nun die Wagen
entlang, in denen gefangene Turkos saßen, weiter ging, rief ihm jener warnend
nach: „Gehen Sic nicht so nahe an die Turkos, mein Kamerad! Der eine
und andere hat sein Messer verborgen und hat gewiß Lust, Sie zu erstechen."

An solchen individuellen Zügen ist das Hartmann'sche Buch reich. Wir
haben ein paar derselben hier herausgehoben, weil man in den eigentlich
kriegsgeschichtlichen Werken solche gewöhnlich nicht findet. Was dem Buche mit
diesen letzteren gemein ist, die Schilderung strategischer Operationen u. dgl.,
übergehen wir. Nicht übergehen aber können wir ein Gcsammturthcil über
die deutsche Kriegführung von ebenso kompetenter wie unparteiischer Seite,
welches Hartmann mittheilt. „Der bekannte militärische Berichterstatter der
Times, Mr. Russell, der auf keinem Kriegstheater fehlte und welchem diesmal
der Aufenthalt bei uns gestattet worden, war angelangt. Er hatte seine
Lnndsleute gegen die Russen in der Krim, gegen die Sipohs in Indien, die
Nordamcrikaner gegen einander, die Oestercicher gegen die Prenßen 186ö
kämpfen sehen, und sprach im Tone des Erstaunens und der Bewunderung
aus, daß feine merkwürdigsten Erinnerungen verschwänden vor der Großartigkeit
der deutschen Kraftänßerung, vor unserer schnellen Kriegsbereitschaft und vor
dieser rapiden Gcschichtsentwickelung."

Die weitaus interessanteste Partie des Hartmann'schen Buches ist diejenige, welche sich mit den Operationen des Generals von Werder, erst gegen Straß-burg, dann vor Belfort und an der Lisaine (Jsel), beschäftigt. Dieser hoch-wichtige Abschnitt der kriegerischen Ereignisse von 1870/71 ist bisher weder so eingehend, noch so anschaulich, lebendig und auch dem Laien verständlich ge-schildert worden. Die Figur Werders, des tapferen Vertheidigers unserer Südwestgrenzc gegen den von den Franzosen geplanten Einfall nach Teutschland im Rücken der deutschen Armeen, tritt uns hier in voller Beleuchtung entgegen, und zwar sowohl in seiner Eigenschaft als Mensch, wie als Soldat. Nach beiden Richtungen theilt der Verfasser, der dem General in jener kritischen Zeit immer nahe gestanden, charakteristische Züge von ihm mit.
Hartmann fand den General von Werder, als er kam, sich bei ihm zu melden, in einem Bauernhanse des Dorfes Mundolsheim, drei Viertelstunden nördlich von Straßburg, umgeben von seinen höheren Offizieren. „Diese ver-deckten die kleinere Gestalt des Generals, der, aus beide Arme gestützt, sich über einen Plan von Straßburg beugte und erst, als die Thür hinter mir geschlossen wurde, schnell, gerade aufgerichtet, ein paar Schritte machte. Er sah unzu-frieden aus. Meine Meldung nahm er freundlich entgegen, und als ich mich zurückziehen wollte, sagte er: .Bleiben Sie nur gleich hicr!^ und stellte sich mit einer raschen Wendung wieder an den Tisch. Er hatte das Bombardement an diesem Morgen einstellen und den Gouverneur von Straßburg, General Uhrich, abermals zur Ucbcrgabe auffordern lassen. Man erwartete abermals eine ablehnende Antwort. Man hatte das Bombardement in der Hoffnung begonnen, durch dasselbe schneller als durch den förmlichen Angriff die 40 000 Mann deutscher Truppen, welche Straßburg festhielt, für andere Auf-gaben frei zu machen, und man fühlte sich zu diesem Verfahren um so mehr berechtigt, als die französische Artillerie das offene Kehl bombardirte. Da man das Innere der belagerten Stadt hinreichend kannte, so hatte man den Batterien die Gebäude bezeichnen können, welche verschont, und diejenigen, welche, als der Vertheidigung dienend, wie Kasernen, Magazine, Mühlen, haupt-sächlich beschossen werden sollten. Daß trotzdem viele andere Häuser getroffen wurden, war unvermeidlich, und in der letzten Nacht war das Dach des Münsters in Feuer aufgegangen. Dieses Mißgeschick verdroß den General, dessen Gemüth überhaupt einem Verfahren widerstrebte, welches um so grausamer erschien, je länger es währte. So Wenig er eine blutige Fcldschlacht scheute, dieses nichts entscheidende Vernichten war ihm peinlich. Tie Meinungen seiner Offiziere waren getheilt. ,Was sagen Sie dazu?^ fragte plötzlich General von Werder mich. Ich antwortete, daß die Fcuersbrünste, die in Tonl und Pfalzburg nicht zum Ziele geführt hätten, eS hier, wo sie sich ans eine große Fläche vertheilten, nach meiner Ucberzeugung noch weniger vermögen würden. Es freute mich, daß der Oberbefehlshaber entschied: der förmliche Angriff solle sobald wie möglich beginnen. Nur die Beschießung der militärischen Anlagen sollte fortgesetzt werden, um die Verthcidigungsarbeiten des Gegners zu stören."

Hat der Verfasser uns hier den General von Werder als weichherzig- und edelfühlendcn Menschen gezeigt, so lehrt er ihn uns gleich darauf als unerschrockenen, sein Leben furchtlos, fast verwegen im Dienste wagenden Soldaten kennen. Zugleich erhalten wir ein recht anschauliches Bild von der Art, wie der Angriff auf eine Festung vorbereitet wird.

„In der Nacht zum 30. August," so erzählt Hartmann, „sollte der förmliche Angriff auf die Festung mit dem Bau der ersten Parallele eröffnet werden -7- ein wichtiger Anfang, dessen Gelingen eine Gewähr weiteren Fortschritts ist. Der längs der Angriffsfrout, nahe an der Festung, ausgehobene Laufgraben, mit tüchtigen Schützen besetzt, von Jnfanterieabtheilungcn bewacht, schränkt den Gegner ein und sichert die Batterien, welche dahinter erbaut werden, um die Artillerie auf den Wällen zum Schweigen zu bringen.

Als es dunkel wurde, fuhr der Oberbefehlshaber nach Schiltigheim. Er hatte mich zu seiner Begleitung befohlen. Wir kamen an den Mannschaften der Belagerungsartillerie vorbei, die bei den Fuhrwerken mit ihrem Baumaterial batterieweise geordnet standen. Dann trafen wir die Colonnen von Infanteristen, die unter der Führung von Ingenieur-Offizieren und nach der Anleitung von Pionieren die Grabenarbeit ausführen sollten; sie waren mit dem Schanzzeug versehen und erwarteten den Befehl zum Abmarsch. An andern Orten fanden wir zur Deckung des Unternehmens bestimmte Truppen, voran Schützen, die über die Linie der Parallele hinausgehen und sich dort niederlegen sollten, dahinter die Reserven, welche bestimmt waren, den zu erwartenden Ausfällen entgegenzutreten.

Ter General von Werder wollte in der Nähe sein, so lange der Ausgang ungewiß war. Tie Nacht war sternklar und still. Kein Schuß fiel, keine Leuchtkugel ward aus der Festung geworfen. Man durfte annehmen, daß der Feind vollständig überrascht worden sei und Alles gut verlaufen werde.

Nun ging der General über das freie Feld, ich neben ihm. Oft blieb er stehen und horchte. Endlich kam ein schwach klingendes, scharrendes Geräusch an unsere Ohren, und gleich darauf waren wir an einer Batteriebaustelle, wo die Kanoniere gruben, ihre Vorgesetzten die nöthigen Befehle flüsterten, die Brustwehr schon anwuchs.

Noch ein paar hundert Schritte weiter belehrte uns ein ähnliches, kaum hörbares Geräusch, das; wir uns an der ersten Parallele befanden. Ebenso emsig wie leise hoben die Leute die Erde aus und warfen sie vor sich. Der General ging weiter, der Festung zu. Da lagen die vorgeschobenen Posten lautlos auf der Erde, das Gewehr fchußfertig. Ich bückte mich zu einem hinunter und frug ganz leise, ob er etwas vom Feinde gehört habe. Seine Antwort bestand in einem Zeichen, einer Mahnung zur Vorsicht, einer Andeutung, daß es vor uns nicht geheuer sei.

Als ich mich aufrichtete, war mein General nicht mehr zu sehen. Dies brachte mich in große Angst. Ich fragte den nächsten Posten, er hatte den Oberbefehlshaber erkannt und wies nach vorwärts. Ich eilte der Richtung

nach und hatte das Glück, den Gesuchten zu finden. ‚Da kommen wir an
die Festung/ flüsterte ich. Er wandte sich, das eine Bein, wie er in solchen
Momenten zu thun pflegte, herumwerfend. Schweigend gingen wir bis an
die Parallele, wo ich nun die Bemerkung mir erlaubte: ‚Excellcnz bringen
uns in Gefahr, Sie zu verlieren/ Er antwortete mit der schwenkenden Be-
wegung seines Armes, die ich schon kannte, und welche gewöhnlich der Ausruf
begleitete: ‚Da kehre ich mich gar nicht dran!' Aber hier durfte er nicht rufen.
Nnd jetzt, wer weiß durch welchen Umstand veranlaßt, fielen die ersten
Schüsse von den Wällen — nur einige Gewehrschüsse, dann war es wieder still.
Um 3 Uhr Morgens war die 3600 Schritte lange Parallele zu der vor-
läufig erforderlichen Breite und Tiefe ausgehoben, und als es am 30. August tagte,
beantworteten 88 Belagerungsgeschütze das Feuer des überraschten Feindes."
Ein anderes Mal ritt General von Werder mit wenigen Offizieren aus,
um die Lage der zu erbauenden Batterien an Ort und Stelle zu besichtigen.
Sie stiegen von den Pferden und schlichen durch allerhand Gehöfte, die von
den französischen Geschützen eingeäschert waren, bis auf Gewehrschußweite an
das nächste Festungswerk heran. „Nun kam der General, welcher seinen
ersten Feldzug 1842/43 im Kaukasus gemacht hatte, in die Gewohnheit des
kleinen Krieges. Die Mütze in der Hand, gebückt, spähend, ging er immer
vorwärts, und wir freuten uns, daß endlich die Ueberschwemmung seinem
Drange Halt gebot."
Auch beim Feinde kamen Beispiele von Todesverachtung vor, dort freilich
zum Theil Wohl als die Wirkung eines an der Sache des Vaterlandes ver-
zweifelnden Patriotismus. So erzählt Hartmann folgenden ergreifenden Vor-
gang, der sich zutnig, als der Fall Straßburgs so gut wie gewiß war.
»Ueber die Brustwehr der (bereits genommenen) Lünctte 52 hinweg-
blickend, sah ich auf dem Walle gegenüber einen französischen Offizier erscheinen,
der sich unseren Schützen als Ziel offen darbot. Er stand nicht etwa beob-
achtend da, sondern regungslos, herausfordernd, als verlange er den Tod. Er
mußte sich tief unglücklich fühlen. Ich rief den Infanteristen zu: ‚Schießt
nichts Zu spät! Er stürzte getroffen in den Graben hinab."
Am 27. September 1870 capitulirte Straßburg. Hartmann thrilt ein Ge-
spräch mit, das General von Werder mit dem Maire der Stadt, Dr. Küß, führte.
„Ist die Noth groß?" fragte der General.
„Ich habe 10 000 Obdachlose; 4—50« Häuser sind zerstört," ant-
wortete vi-. Küß.
„Wie viel Menschen sind verwundet?"
»Von den bürgerlichen Einwohnern mögen es gegen 2000 sein, von
der Garnison wohl mehr."
„War Hungersnoth in der Stadt?"
„Sie fing an; es mußten viele Pferde geschlachtet werden."
„Ist der Münster stark beschädigt?"

„Das kann man nicht sagen: das Gewölbe hat das Feuer des Dachstuhls von der Kirche abgehalten; das Innere hat nicht gelitten."
„Konnte man die Bibliothek nicht retten?"
„Man hat es unbegreiflicher Weise versäumt. Das Werthvollste hatte in kurzer Zeit gesichert werden können. Die kaiserliche Regierung versäumte ja Alles!"
„Und doch," rief General von Werder aus, „haben die Straßburger mir die abscheulichsten Vorwürfe gemacht. Aus meinem Namen haben sie Mörder' gemacht. Nnd so dummes Zeug steht in Ihren Zeitungen. Wer hat den Krieg veranlaßt?"
„Die katholische Geistlichkeit, Excellcnz," antwortete enschieden der Maire. „Sie wollte die Ketzerei erst in Deutschland, dann bei uns unterdrücken."
Eine kleine Episode, zwar unkriegerischen Charakters, aber menschlich nicht ohne Interesse, erzählt Hartmann aus dem eroberten Straßburg.
„An einem hellen Tage bestieg ich die Plattform des Münsters. Ein Thnrmwart empfing mich, ein alter Mann, Wohl siebenzigjährig. Er zeigte mir die ganz unbedeutenden Beschädigungen am Thurm. Die sichtbarste war das schiefgebogene Kreuz auf der Spitze. Die Thurmscitc, wo die Namen berühmter Deutscher stehen, war gar uicht getroffen. Goethes Namen fand ich gleich. Es war unseren Artilleristen verboten, den Münster zu beschießen. Nur einmal, nach dem Brande des Dachstuhles, sind ein paar Shrapnels hierher gerichtet worden, um die Beobachter auf dem Thurme zu warnen. Der alte Mann hatte mich auf Manches aufmerksam gemacht. Er besaß ein scharfes Auge und ein gesundes Nrthcil. Ich fragte ihn, wie lange er schon diesen höchsten Posten im Lande einnehme. Da erzählte er in glaubhafter Weise das Folgende. Er war ein Tanziger Kind und hieß Grabowski. Als er jung und, wie er sagte, wild war, gefiel ihm Deutschland nicht; er hatte gehört, in Frankreich lebe man freier und besser, und wanderte aus. Aber in Straßbnrg ward es ihm leid; hier schalt man ihn einen Deutschen, in Kehl einen Franzosen. Er war froh, daß er den Menschen entgehen konnte, indem er als Thürmer auf den Münster zog. wo er lange ein stilles Leben führte, bis er noch in seinen alten Tagen das größte nnd merkwürdigste Schauspiel erleben und dabei lebhaft empfinden sollte, daß sein Herz für Teutschland schlage; denn er hatte während der Belagerung (die Wohl kein Anderer so aufmerksam beobachtete, wie er) sich jedes Mal gefreut, wenn wir einen Schritt näher rückten."
Nnter dem Datum der Einnahme Strasburgs (den 27. September 1870) erhielt General von Werder seine Beförderung zum General der Infanterie und zum commandirenden General des ans preußischen und badischen Timppen combinirtcn XIV.Armcccorps, bald darauf aber die Anweisung, mit seinem Corps einerseits die linke Flanke der Armee des Prinzen Friedrich Carl, welche nach der (nahcbcvorstehenden) Uebergabe von Metz gegen die Loire operiren würde, andererseits das Elsaß zu decken, Dijon zu besetzen und Belfort zu belagern. Damit tritt die Erzählung Hartiiianns in ihre jedenfalls wichtigste und

interessanteste Phase ein, die Operationen des XIV. Armeecorps unter Werder
vor Belfort und an der Lisaine gegen die, ihm an Stärke weit überlegenen,
feindlichen Kräfte der Corps Bourbakis, Crömers und Garibaldis.
Anfänglich hatte man es nur mit der Division Cr6mer und dem
Garibaldi'schen Freicorps zu thun, mit denen man leicht fertig wurde; allein
nach der Schlacht bei Orleans, in welcher die Franzosen zurückgeworfen
worden waren, hatte General Bourbaki aus den südwärts ausgewichenen
Heerestheilen eine neue Armee gebildet, welche, wie man erfuhr, sich gegen
den Osten zu bewegte. Damit waren nicht nur die Verbindungen des deutschen
Heeres an der Loire gefährdet, sondern möglicherweise auch das Belagerungs-
corps vor Belfort, ja selbst das südwestliche deutsche Grenzland bedroht. Die
Stärke des Bourbaki'schen Corps ward auf mindestens 60 00V Mann an-
gegeben, und noch mehr Zuzug sollte erwartet werden. Garibaldi hatte
15 000 Mann; ohngefähr ebensoviel mochte die Division Crömer betragen.
Spätere Nachrichten ergaben, daß mindestens 4 französische Armcecorps im
Anmarsch waren, also weit mehr als 100 000 Mann in Allem. Einer solchen
Ucbermacht stand das XIV. Armeecorps mit wenig über 40 000 Mann
(32 Bataillone, 24 Schwadronen, 120 Geschütze) gegenüber!
Allerdings war General von Manteuffel mit einer ncugebildeten „Süd-
armee" im raschen Anmarsch: allein noch trennte ihn vom XIV. Armeecorps
das breite, im Winter fast unwegsame Plateau von Langres; es kam darauf
an, ob inzwischen das XIV. Armeecorps den zu erwartenden Masscnangriff
des ihm an Zahl so sehr überlegenen Gegners würde aushalten können.
Nnd es hielt ihn aus! Ja, mehr als dies, es drängte in dreitägigem
Gefechte (mit einem Gesammtverlust von nur 16—1800 Mann — „wenig im
Verhältnis; zu der Zahl der Feinde") die vier französischen Armeccorvs zurück,
hielt sie zugleich so lange fest, bis Manteuffel herankam und die ganze
Bourbaki'sche Armee zum Uebertritt auf Schweizer Gebiet zwang, wo die noch
übrigen etwa 80000 Mann entwaffnet wurden.
Durch welche geschickte Manöver der Armeeleitung, d. h. des Generals
von Werder, durch welche Tapferkeit und Zähigkeit der Truppen cS gelang,
ein solches, in der Kriegsgeschichte Wohl seltenes, unter den hier obwaltenden
Umständen doppelt wichtiges Resultat herbeizuführen, das muß in dem Hart-
mann'schen Werke selbst nachgelesen werden; eine Wiederholung der dort ge-
gebenen speciellen Schilderungen von den verschiedenen Einzcllamvfen und
ihrem gegenseitigen Ineinandergreifen würde viel zu weitläufig sein.
Man kann es dem Verfasser nachempfinden, wenn er von der gleichsam
aufathmenden Freude erzählt, welche alle Theilnchmcr an diesem denkwürdigen
Feldzuge nach dessen so glücklicher Beendigung beseelte. „Der General von
Werder saß mit seinem Gcncralstabsches nnd noch einigen Offizieren bei einer
höchst einfachen Abendkvst. Es war begreiflich, daß er müde aussah. Ein
Telegramm kam. Es war von unserem Kaiser und in sehr warmen Worten
abgefaßt. Seine Majestät Verlich ihm als Anerkennung der wichtigen Dienste,

welche er und sein Cvrps in dreitägiger Schlacht, eine Festung im Nucken, Deutschland geleistet, eine hohe Auszeichnung. Wir gratulirten. Er war bewegt. ‚Gott sei Dank, daß Alles gut gegangen!' sprach er leise."

Allmählich trafen auch die Frcudenbezcugungen ein, welche aus allen Kreisen der Nation dem Sieger an der Lisaine dargebracht wurden: eigenhändige Briefe höchster Personen, Sicgeskränze, von Frauenhand gewunden, Gedichte, Ankündigungen von Bürgerdiplomen. Stiftungen, Ehrendegen und Schildern. Die Universität Freiburg machte ihn zum Ehrendoctor und schickte das Diplom viro torti Frmvoprucksnti, pstriiw ckskeii8«ri etv. „General von Werder äußerte sich hierüber, zuweilen mit einem hübschen Lächeln, in seiner natürlichen Weise zugleich beglückt und ablehnend; lieber hätte er Alles seinen Truppen zugewendet. ‚Die haben es ja gemacht!' sagte er mir einmal, als wir zusammen ritten, worauf ich entgegnete: ‚Die haben aber nicht die schwere Verantwortung getragen, und Ew. Excellenz haben sie geleitet. Wäre die Sache schlecht verlaufen, so bliebe mit ihr der Name des Befehlshabers traurig verbunden. Sollte man ihm in dem glücklichen Falle nicht die verdienten Ehren geben?'"

In Nancy sammelten sich um den Kaiser — bei dessen Rückreise nach Deutschland nach gesichertem Frieden — seine vornehmsten Generale. Hartmann erzählt: „Sie stellten sich nach der Anciennetät. Der General von Werder war etwa der vierte. Der Kaiser (mit dem Eisenbahnzug angelangt) trat, elastisch sich bewegend, kräftig, glücklich aussehend, mitten unter sie. Mit dem ersten Blick erkannte er den Sieger an der Lisaine, ging sogleich auf ihn zu, umarmte/ küßte ihn. Mein lieber Werder, wie soll ich Ihnen dankend Aus diesen Worten klang der natürliche, herzliche Ausdruck der Genugthuung, daß feindliche Schaarcn vom deutschen Boden fern gehalten worden waren. General von Werder stand tief ergriffen da."

In Straßburg, dieser von ihrem Corps zurückeroberten, nun wieder deutschen Stadt, feierten die Offiziere des XIV. Armeecvrps den Geburtstag des Kaisers I

„Von der Plattform des Münsters erklangen deutsche Choräle; von den Wällen donnerten die Kanonen; in St. Thomas hörten wir des Feldpredigers Fromme! ergreifende Predigt. Nns aber wurde der von dem köstlichsten Wetter begünstigte Tag noch dadurch verschönt, daß General von Werder die höchste kriegerische Auszeichnung, das Großkrcuz des Eisernen Kreuzes, erhielt."

Nach solchen „Erlebnissen", erst so gefahrvollen, dann so freudigen, sah der Verfasser Berlin wieder — „zum ersten Male als die Hauptstadt eines Deutschen Reiches!" Und er schließt seine Aufzeichnungen mit dem patriotischen Gebet: „Gott schenke Deutschland immer einen solchen Kaiser und ein solches Heer!"

Rafael Santi's Freundeskreis in Rom.

von

Marco Minghrrri -j-*).

das Jahr 1516 und 1517 war Rafael bereits so hochgeehrt, daß
er, wie Vasari sagt, mehr wie ein Fürst als wie ein Künstler
lebte und nicht blos aufrichtige Verehrer seines unvergleichlichen
Talents, sondern auch Freunde in allen Ständen Roms hatte. Insbesondere
hatte er zu einigen hohen Würdenträgern der Kirche innige Beziehungen,
Unter diesen steht an erster Stelle der Cardinal Divizio da Bibbiena von
Santa Maria in Portico. Er war ein Gelehrter, seiner Diplomat, Mit
arbeite? des Papstes an vielen Geschäften und Verfasser der Volkskomödie
La Calandra, die man im Vatican aufführte. Rafael hatte bereits am
Hofe Guidobaldos in Urbino mit ihm verkehrt; dann traf er ihn in Rom
wieder und befreundete sich derart mit ihm, daß der Cardinal ihm seine Nichte
Maria zur Frau geben wollte. Schon war die Sache eingeleitet, aber e«
kam nicht zur Hochzeit. Wir wisse», daß Rafael auf mancher Freske der
Stanzen, so auf der „Die Niederlage der Sarazenen bei Ostia"
unter den Cardinälen auch Bibbiena darstellte, und wicwol das Gemälde
arg gelitten hat, kann man ihn doch noch erkennen. Wir haben aber über-
dies zwei Bildnisse des Cardinals: das eine zu Madrid, das andere im
Palazzo Pitti. Sind beide von demselben Maler, oder ist das eine da5
Original und das andere die Copie? Prüft man sie aufmerksam und ver
gleicht sie beide mit den Gemälden Rafaels, und nimmt besondere Rücksicht
auf die Art, wie dieser, auch in den Einzelheiten, lebende Personen darstellte,
so muß man schließen, daß das Madrider Bildniß des Cardinals Bibbiena
den ganzen Geist Rafaels athmet; und so sehr ist es dem im Palazzo Pitti

') Aus dem Italienischen übersetzt vvn Ziginund Münz,

überlegen, daß die hervorragendsten Kenner darin übereinstimmen, jenes sei das Original und dieses eine, allerdings sehr werthvolle, Copie. Rafael malte ihm auch das Badezimmer aus im Vatican, nahe den Loggien. Die Malerei war wunderbar fein und stellte Venus und Cupido dar, wie man dies noch auf Stichen sehen kann. Seit lange aber ist der Eintritt Jedermann verboten, und man zweifelt sogar nn dem Vorhandensein der Gemälde.
Ein anderer naher Freund Rafaels war der Cardinal Baldassare Turrini da Pescia, oder, wie man ihn gewöhnlich nach seinem Amte nannte, der Cardinal Datario. Diesen und den päpstlichen Cardinal-Kämmerling Giovanni Battista Branconio bell' Aquila ernannte Rafael zu seinen Testamentsvollstreckern; auch der letztere war sein Freund, und er hatte ihm den Plan zu seinem Palaste im Borgo Nuovo gemacht. Man darf unter seinen Freunden den Prälaten Tommaso Jnghirami von Volterra. mit dem Beinamen Fedro, einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, nicht übergehen. Er war Bibliothekar der Vaticana, und starb 46 Jahre alt in Folge eines Sturzes vom Pferde. Erasmus schrieb von ihm, er hätte für den Cicero des Jahrhunderts gegolten; wenn er auch nicht die Zeit hatte, die vielen Schriften, die er bereits im Geiste entworfen, zu vollenden, so nimmt er doch einen bedeutenden Platz ein in der Literaturgeschichte. Rafael malte sein Bildniß voller Leben in Halbfigur: mitten im Schreiben hält er inne und blickt gen Himmel, als ob er von dort eine Eingebung erwarte, um dann fortzufahren. Von diesem Bildnisse giebt es zwei Exemplare wie von dem des Bibbiena: das eine allbekannte im Palaste Pitti, und ein anderes im Besitze seiner Nachkommen zu Volterra. Trotz der vielen Veränderungen, die das Bild erlitten, scheint doch das Exemplar des Hauses Jnghirami das Original zu sein.
Beschützer und Freunde Rafaels waren auch der Cardinal de'Pucci. der Bischof von Troia Pandolfini, und der Cardinal Grimani. Der Erstgenannte erhielt von ihm das Bild „Die heilige Cacilia", dem Zweiten machte er den Bauplan zu seinem Palaste in Florenz; der Letztgenannte, ein Venetianer, ein Sammler von Handschriften nnd Alterthümcrn, bekam von Rafael den Carton zur „Bekehrung Pauli", welcher Carton seither verloren gegangen ist. Sigismondo von der vornehmen Familie dei Conti, Prälat und hervorragender Schriftsteller, bestellte die „Madonna von Foligno" bei ihm.
Noch müssen wir von den beiden allmächtigen Cardincilen Giulio de' Mcdici und Raffaello Riario sprechen, deren Name innig verknüpft ist mit der Geschichte jener Zeit. Beide waren Förderer der Künste und Wissenschaften.
Der Cardinal Giulio de' Medici war, so lange Leo X. lebte, die Seele aller Unternehmungen des Papstes. Noch jung, machte er doch sichtlich Anspruch auf die Nachfolge seines Vetters in der Papsthcrrschaft: und es gelang ihm ja, wenn auch erst später. Glanzlicbcnd, damals noch kein Verschwender, im Rufe von Scharfsinn und Klugheit, förderte er hochherzig die Kunst und ihm verdanken wir Rafaels Transfiguration.
Raffaello Riario war, nicht älter als 17 Jahre, im Jahre 1477

zum Cardinal befördert Worden. Bald darauf hatte ihn Sixtus IV. mit der geheimen Weisung nach Florenz geschickt, den Erzbischof Salviati und die Pazzi in ihrer Verschwörung gegen die Mediccer zu unterstützen. Er war gerade im Dom, als Giuliano im Augenblicke, da die Hostie in die Höhe gehoben wurde, von vielen Dolchstichen getroffen zu Boden fiel und Lorenz» sich nur mit Muhe zu retten vermochte. Beim Anblicke des Mörders erhoben sich die Florentiner, die in der Kirche waren, in wildem Tumulte gegen die Verschworenen, und sie hielten auch den Cardinal Riario zurück, der sich in der Nähe des Hochaltars befand, dort wo die Missethat geschah. Man wollte ihn auch — und man rief es laut — sofort am Balkon des Palastes der Signoria aufhängen, wie man es später mit dem Cardinal Salviati und Francesco de' Pazzi machte. Nur seine Jugend bewahrte ihn vor dem Aeußersten; er wurde manchen Monat im Gefängnisse gehalten, und erst der Kirchenbann Sixtus' IV. setzte ihn in Freiheit. Aber dieses Ereignis; hatte bei ihm eine Neigung zur Melancholie und eine gewisse Blässe im Antlitz zur Folge. Nach Rom zurückgekehrt, hatte er Glück. Cr wurde allmächtig im Heiligen Collegium, er wurde Kanzler der Kirche. Aber da ihm Cesare Borgia feindlich gesinnt war, fand er sich in seinem Dasein derart bedroht, daß er von Rom fliehen mußte; erst nach dem Tode Alexanders VI. wagte er zurückzukehren. Er gelangte zu seinem alten Ansehen und übte einen großen Einfluß auf die Wahl Pius' lll. und Julius' II. Er hoffte auch vorübergehend, auf diesen letztern zu folgen, aber er sah alle seine Erwartungen getäuscht, und da richtete er die Stimmen seiner Anhänger auf Giovanni de' Medici, in der Hoffnung, auf diese Weise den alten Familien-zwist zu beseitigen. Dies glückte ihm jedoch nicht, denn Leo X. haßte ihn, und anläßlich der Verschwörung Petruccis hielt er ihn als Bctheiligten in der Engelsburg gefangen. Die Gunst, deren sich Riario allgemein erfreute, und die Rathschläge Frankreichs und Spaniens brachten Leu dahin, ihn zu begnadigen, unter der Bedingung, daß er ihn knieend um Verzeihung einer Schuld bäte, die er nie begangen, daß er eine ungeheure Geldsumme bezahlte und für den Fall seines Todes seinen Palast dem Fiscus hinterließ. Als der greise Cardinal, in der Absicht, sich im Vatica» zu demüthigcn, die Engels-burg verließ, da drängte sich das Volk auf die Straßen und begrüßte ihn beifällig. Er flüchtete nach Neapel, wo er im Jahre 1521 starb. Er war ein Beschützer der Künste und Wissenschaften. Im Hofraume seines ersten Palastes führte man lateinische Dramen auf; und Bramantc baute ihm dann einen zweiten prächtigem, den der Cancellcria. Unter seinen Schützlingen war auch Rafael, der für ihn die Madonna mit dem Fische malte.

Damals lebte auch in Rom ein Prälat, Johann Göritz, Luxemburger von Geburt, ein jovialer Mann, der eine gewisse Leidenschaft für Rom, das römische Altcrthum und die Literatur hatte. Alle gebildeten Deutschen, die nach Rom kamen, schaartcn sich um ihn, und er ließ ihnen Allen die freundlichste Behandlung widerfahren, Tic Römer wiederum sahen ihn wie einen Erzrömer

an, und liebten ihn mehr als einen Mitbürger. Die Humanisten nannten ihn
Loi-z^nis sciiox und feierten ihn mit Poesien. Andren Sansovino machte
für ihn eine Gruppe, die heilige Anna und die Madonna, sitzend dar-
gestellt, cm Meiste,Werk der Sculptur, das in die Kirche Sant' Agoslino kam.
Darauf trug er Rafacl auf, der ihm wie einem Freunde gefällig war, auf einen
der Pilaster, die das Gewölbe der Kirche tragen, den Propheten Jesaias
zu malen. Ich kann diese Fieskc nicht beschreiben, denn wenn auch erhalten,
ist sie doch so beschädigt und übermalt, das; man sie kaum noch erkennt. Der
gute Corycius überlebte Rafael und sah die schreckliche Verwüstung Roms; seine
eigenen Landslcute raubten ihn aus. Er flüchtete nach Verona, wo er kurz darauf,
nachdem er sein geliebtes Rom und die schönen Jugendtage beweint, trostlos starb.
Das Bildniß des jungen Biudo Altoviti, das sich jetzt in München
befindet, und die Madonna bell' Jmpann ata, die er für Bindo malte,
erinnern an diesen Freund des Künstlers. Bindo war jünger als Rafael.
und wie mit diesem so überhaupt mit den berühmtesten Künstlern seiner Zeit
befreundet. Er war als Bankier und Kaufmann nach Rom gekommen, und
bald wnrdr er einer der Reichsten seiner Zeit. Er war ein Anhänger der
Demokratie und darum ein Gegner des Hauses Mcdici. Er unterstützte die
bedrohte florcntinischc Republik, er förderte die Verbannten gegenüber Alcssandro
und Cosimo, er half Pietro Strozzi bei der Verthcidigung Sienas, und
nicht mit Geld allein, sondern auch seinen Sohn ließ er unter seiner Fahne
kämpfen. Ter Herzog Alcssandro haßte ihn Wohl, wagte aber doch nicht
ihn zn verfolgen, und Cosimo, der ihn zuerst milde behandelte, confiscirtc
nach der Einnahme von Sicna seine toskanischen Güter uud sogar die Mitgift
seiner Frau. Bindo jedoch, trotz Confiscativnen noch immer sehr rvich, verließ
Rom nicht mehr. Er war auch der Gönner des Sansovino, Benedetto da
Rovczzo.no, Cccchino Salviati, Bcnvenuto Cellini, Santi di Tito und Vasari.
Alle diese Meister arbeiteten sehr werthvollc Kunstwerke für ihn. Er starb
im Jahre 15S2 und wurde in dem Grabe beigesetzt, das er sich selber in der
Trinitn-Kirche nm Pinciv ausersehcn hatte.

Heiterer, klüger, gewandter nnd noch weit rcichcr als er war Agostino
Chigi, der, im Jahre 1485 mit 20 Jahren nach Rom gekommen, bald der
erste Bankier der Stadt wnrde. Er hatte Banken nnd Agenturen auf einigen
Hauptplätzcn Europas uud auch Asiens, so daß man seinen Namen in allen
Häsen des Mittclmeers uud des Schwarzen Meers kannte. Wenn ihm der
Sultan schrieb, richtete er den Brief: An den großen Kaufmann der Christen-
hcit. Er ließ sich auch in industrielle Unternehmungen ein, ich denke da an
die Salinen der apostolischen Kammer, an die Salinen von Neapel und an
die Alaungrnben. Mehr als hundert Schiffe durchkreuzten auf seine Rechnung
die Meere. Bei ihm borgten Herrschcr und Private. Wcnn sich einmal die
kleinen, Bankiers gegen ihn verschworen uud ihn auf die Weise in Ver-
legenheit zu bringen hofften, daß sie viele Wechsel auf seine Bank sammelten
und sie ihm gleichzeitig vorwiesen, da zrigtc cr sich nicht nur nicht irgendwie

verlegen, vielmehr bot er sich einfach an, in Gold oder Silber zu zahlen, oder wie immer es ihnen gefiele.

Aber wenn er als Kaufmann Rcichthümer aufhäufte, so sagt doch sein Urenkel und Biograph mit Recht, daß er ein Konig im Geben war. Demi er verstand es, von feinem Reichthume einen so hochherzigen Gebrauch zu machen, daß Päpste und Cardinäle, Künstler und Gelehrte sich um seine Freundschaft bewarben. Seine Villa auf der Longara, die ihm Peruzzi baute. Sodoma und Sebastian« del Piombo und dann Rafael und dessen Schüler ausmalten, enthielt das Werthvollste an Büchern nnd Alterthümern. Dort empfing er zu edlen Gelagen die Würdenträger der Kirche und den Papst selbst, noch häusiger die Gelehrten und Künstler; dort fand sich noch manchmal die römische Akademie zusammen. Er starb wenige Tage nach Rafael, von Allen beweint. Von feiner Vornehmheit und Prachtliebe erzählt die Geschichte. Er wurde in der Capelle beigesetzt, zu der Rafael den Plan gemacht und die er auch gebaut hatte. >

Nun möchte ich noch von den literarischen Freunden Rafaels sprechen; man darf wohl annehmen, daß alle Jene, die in Rom lebten oder sich einige Zeit dort aufhielten, bestrebt waren, ihn kennen zu lernen. Ich will aber nur von seinen intimsten und bekanntesten Freunden sprechen.

Marco Fabio Calvo, einer der angesehensten Hnmanisten seiner Zeit, war Rafael so zugethan, daß dieser ihn in sein Haus nahm, und ihn dringend bat, ihm den Vitruv zu übersetzen, damit er ihn aufmerksam studiren könne. Es ist eine Freude zu sehen, welche Liebe Rafael zu dem sittenstrengen Greise hegte, der ganz in seine Studien vertieft war, wenig Mittel und noch weniger Bedürfnisse hatte. Er war ein Abbild der alten Stoiker oder gar eine Art Diogenes. Unter den Humanisten und Archä «logen, die mit Rafael befreundet waren, nenneich noch Andrea Fulvio, einen der ersten Illustratoren des antiken Rom.

Pietro Bembo, viele Jahre später unter Paul III. Cardinal, hatte Rafael zuerst in Urbino kennen gelernt; dann sah er ihn in Rom wieder, als er unter Julius II. dahin kam; aber enger befreundet wurde er mit ihm, als Leo X. bei seiner Thronbesteigung ihn zum Secretär ernannte. Venetianer Von Geburt, von adligem Geschlechte, von würdevoller Erscheinung, ein ausgezeichneter Latinist, setzte er gleichzeitig alle Muhe daran, den Gebranch der guten italienischen Sprache wieder aufkommen zu lassen. Aus seinen Briefen ersehen wir, wie häufig er Rafael sah, wie er Ausflüge mit diesem unternahm, nnter andern einen in Gemeinschaft mit Navagero, Beaziano und Castiglionc nach Tivoli; wenn Bibbicna abwesend war, da machte er den Vermittler zwischen dem Cardinal und dem Künstler. Rasael machte ein Bildniß in Kreide von ihm, als Bembo noch in Ilrvino war, dann wünschte dieser ein solches in Farbe zu bekommen, und inzwischen gab ihm Rafael die Bildnisse seiner Freunde Andrea Navagero nnd Azostinu Beaziano, beide berühmte Literaten jener Zeit. Der erstere war ein venetianischer Patrizier, und so streng ging er mit seinen eigenen Versen in's Gericht, daß er den größern Theil derselben, un-

befriedigt den Flammen übergab; so ist uns nur wenig von ihm erhalten.
Er starb im Jahre 1529 zu Alois, wo er als Gesandter der Republik
Venedig zu Franz I. gegangen war.
Und auch Beaziano, von Treviso gebürtig, war Dichter. Leo X.
schätzte ihn sehr und verwendete ihn mehrfach; aber nach dem Tode des
Papstes verließ er Rom und zog sich nach seiner Heimat zurück. Das Bildnis;
Bembos ist verloren gegangen, und Manche nahmen dies auch in Betreff
des Bildnisses der beiden Venetianer an. Aber wer das Bild in der
Galerie Toria zu Rom, das unter dem Namen „Bildnisse Baldos und
Bartolos" bekannt ist, genau betrachtet und ein Kenner Rafaels ist, sieht
ohne Mühe die Zeichnung und das Colorit des Urbinaten darin. Gewisz
sind es nicht die beiden Rechtsgelehrten des 14ten Jahrhunderts; man braucht
das Bild nur anzusehen, um das Costüm ganz der Zeit Rafaels entsprechend
zu finden. Das beweist Wohl hinlänglich, mit wie wenig Vorsicht man im
vorigen Jahrhundert die Gemälde taufte. Jene Beiden können demnach
nicht Baldo und Bartolo sein; aber vergleichen wir den Mann, der eine
Art Baret nach Ari der Künstler jener Zeit trägt und gewisse männliche
Züge verräth, ein zugleich strenges und schlaues Gesicht hat, mit dem Bildniß
der Berliner Galerie, das ein venctianischer Maler im Jahre 1526 gemalt
hat und worauf die Worte stehen: Andreas Navagerus, so kann man in
Betreff der Identität der Person nicht im Zweifel sein. Wenn aber der
Eine Navagerus ist, ^so entsteht wie von selbst die Vcrmuthung, daß der
Andere Beaziano sei. Von diesem sagen die Biographen, daß er sehr gur-
müthig war und, da er in Leos X. Gunst stand, jedenfalls jovial sein mußte;
daher denn jener sanfte und feine Ausdruck, den wir hier wahrnehmen.
Endlich sieht man noch im Prado zu Madrid zwei Bildnisse auf zwei neben
einander befindlichen Bildern, die unter dem Namen Navagcro und Beaziano
bekannt nnd eine genaue Wiederholung jener Bildnisse sind, von denen wir
oben sprachen. Manche wollen Rafael für den Schöpfer derselben halten.
Ter einzige Einwand, den man macht, um das Bild in der Galerie Toria
Rafael abzusprechcu, ist der, daß der Anonymus Morelli von einer Tafel
spreche, während wir es hier mit einem Gemälde auf Leinwand zu thun
haben. Aber es trifft sich nicht selten, daß man die Worte Tafel und Lein-
wand durcheinanderwirft; und andererseits sehe ich die Hand des göttlichen
Urbinaten so deutlich, daß mich die Wahrheit des Pinsels Wohl mehr als der
Jrrthum im Worte überzeugt.
Unbekannt, wohin es gekommen, nnd vielleicht für immer verloren
ist das Bildniß Antonio Tcbaldeos, Dichters und Freundes ^Rafaels.
der auch aus Fcrrara war. Wir wissen ebenfalls durch Bembo, daß jener
bei Leo X. sehr gut angeschrieben und mit den römischen Literaten befreundet
war; derselbe Bembo fügt hinzu, daß er ihn sehr liebe, nnd er nennt ihn
den guten Tebaldeo. Turch die Plünderung Roms sehr verarmt, wurde er
im Hause Colvnna aus Barmherzigkeit aufgenommen, und Bembo unterstützte

ihn. Auch zwei andere Männer aus Ferrara Ariosto und Calcagnini
knüpften in Rom freundschaftliche Beziehungen zu Rafael an. Aber sein
innigster Freund war Baldassare Castiglione aus Mantua, den er
bereits in Urbino kennen gelernt hatte, als er noch an jenem Hofe lebte
und mit dem er in Rom stets verkehrte. Ich könnte zu ausführlich werden,
wollte ich hier von Castiglione, dem Edelmann, Cavalier, Literaten und
Diplomaten sprechen. Rafael hat, wie eS scheint, zwei Bildnisse für ihn
gemalt, deren eines uns im Louvre erhalten ist, seinen richtigen Namen
trägt: Bildniß Baldassare Castigliones, und glänzend ausgestattet ist.
Rembrandt und Rubens haben es mit eigener Hand copirt. Da sehen
wir ihn in reichem Gewände, mit einem fürstlichen Sammtbaret bekleidet —
— edle Züge — Vollbart. Aus den Zeugnissen der Zeitgenossen ersehen
wir, daß sie häusig zusammen waren. Sie führten auch einen lebhaften
Briefwechsel. Welchen Schmerz Baldassare ob des frühen Todes Rafaels
empfand, geht mehr als aus seinen Versen aus folgenden Worten hervor,
die jener am LH. Juli 1520 an seine Mutter schrieb: „Ich befinde mich
wohl, aber kaum glaube ich mehr in Rom zu sein, denn mein armer Rafael
ist nicht mehr hier. Gott habe ihn selig."
Ich sprach von den Gelehrten. Nun muß ich von den Künstlern sprechen.
Ich berührte schon anderwärts, wie sehr ihm Sodoma und Baldassare
Peruzzi zugethan waren, auch dann noch, als er an ihrer Stelle die Stanzen
im Vatican ausmalte. Von Neid hatte er wenig oder nichts zu leiden, denn
seine Größe an sich bewahrte ihn davor. Ueberdics förderte er alle Künstler,
denen er begegnete. Er that es, da es ihm Natur und Neigung gebot. Aber
hier führe ich lieber eine Stelle bei Basari an, die ihn besser als alles
charakterisirt: .Unter seinen ausgezeichneten Eigenschaften ist eine besonders
bewundernswerth. Der Himmel gab ihm die Kraft, einen den nns Malern
eigenthümlichen Eigenschaften ganz entgegengesetzten Erfolg zu erzielen. TaS
ist, daß unsere Künstler, ich meine nicht die kleinen allein, sondern auch die
großen, wenn sie mit Rafael zusammen arbeiteten, derartig einträchtig wurden,
daß alle schlechte Stimmung schwand, und jeder niedrige Gedanke aufhörte,
sobald sie ihn sahen. Nie waren sie so einig, wie in seiner Zeit. Und das
geschah, weil er sie durch den Adel seiner Seele und seine Kunst besiegte,
noch mehr allerdings durch den Genius seiner guten Natur. So edel und
so liebenswürdig war er, daß ihn nicht nur die Menschen, sondern fast auch
die Thiere ehrten. Man erzählt, daß, so oft ein ihm bekannter oder auch
nicht bekannter Maler ihn um eine Zeichnung, deren er bedurfte, bat, er seine
Arbeit im Stiche ließ, um ihm zu helfen. Und immer beschäftigte er un^
endlich viele Maler, wobei er ihnen half und sie mit einer Liebe unterwies,
die man nicht so sehr Künstlern, wie vielmehr den eigenen Kindern zollt.
So kam es denn, daß man ihn nie zu Hofe gehen sah, ohne daß ihn fünfzig
Maler vom Hause aus begleiteten, alle tüchtig und gut, die ihm Gesellschaft
leisteten, um ihm Ehre zu erweisen. Er lebte im Ganzen nicht wie ein Maler,

sondern Wie ein Fürst. Wahrlich, Malerkunst, Du mochtest Dich damals glücklich preisen, denn Tu hattest einen Künstler, der Dich durch sein Thun und Lassen zu den Sternen erhob." — Ich kann nicht schließen, ohne die zwei größten Künstler zu erwähnen, von denen der eine sich nur kurze Zeit, der andere lange in Rom aufhielt, ich meine Leonardo da Vinci und Michelangelo.
Leonardo kam im Jahre 1513 mit seinem Beschützer Giuliano de' Medici nach Rom. Es begleiteten ihn Boltrafsio, Marco d'Oggionno, Salaino. Zarfoia (Cesare da Scsto) und Francesco Melzi, feine Schüler. Es war bei Gelegenheit der Thronbesteigung Leos X. Wir wissen nicht genau, wie lange er in Rom blieb. Aber gewiß blieb er längere Zeit. Man darf annehmen, daß er zu Rafael Beziehungen hatte, denn dieser hatte ja das Bildniß Giulianos de' Medici gemalt. Und mit mehr als Wahrscheinlichkeit geht es aus den Beziehungen Sodomas zu Rafael hervor. Sodoma war ein Schüler Leonardos zu Mailand gewesen, ehe er nach Florenz kam. Dann aber sahen wir ihn als Freund Rafacls in Rom; und ich meine, daß dieser des Freundes Bildniß neben feinem eigenen auf der Schule von Athen dargestellt habe. Ich glaube, daß wir. wenn wir die uns erhaltenen Zeichnungen Rafaels, Sodomas und Leonardos aus jener Epoche mit einander vergleichen, ohne Schwierigkeit manchen Verbindungsring zwischen diesen drei Malern entdecken. Es möchte sich dann wohl bestätigen, was mir ohnehin immer sehr wahrscheinlich erschien, daß während des Aufenthalts Leonardo's da Vinci zu Rom die beiden großen Künstler nicht nur persönlich mit einander verkehrten, sondern vielmehr freundschaftliche und künstlerische Beziehungen zu einander hatten.
Was Michelangelo betrifft, so war er bereits in Rom, als Rafael dort ankam; dann verließ er wieder Rom, um bald darauf zurückzukehren und die Decke der Sirtina auszumalen. Aber es ist erwiesen, daß zwischen den beiden Künstlern nie ein innigeres persönliches Verhältnis; bestand. Der Grund dafür liegt Wohl in ihren verschiedenen, fast entgegengesetzten Naturen: Michelangelo — ein strenger, mürrischer Denker; Rafael — eine liebenswürdige, freundliche Natur. Dazu drängten sich noch, wie dies zu geschehen pflegt, Neider und Nebenbuhler an sie heran, und namentlich stellten sie dem Buonarroti jeden Triumph dcS jungen Meisters so hin, als ob jeneS Größe darunter litte. Unter diesen Neidern steht obenan Sebastians del Piombo, von dem uns Briefe erhalten sind, ans denen wir ersehen, wie mißgünstig er dem Rafael gesinnt war, und wie er dessen Rnhm auf jede Weise zu verdunkeln suchte. Er glaubte, diesen im Cvlorit zu übertreffen, er rühmte sich, von Giorgione dessen weiche und lebendige Farbe an-genommen zu haben, aber er fühlte selbst, wie sehr er Rafael in der Zeichnung nachstehe. So brachte er denn Michelangelo dazu, daß dieser ihm die Zeichnung zu einem .Christus an der Säule" lieferte, den mau jetzt in S. Pietro in Moutorio sieht, zu dem er selber das Colorit steuerte. Er hoffte dadurch, daß er seine Kunst mit der Kunst Michelangelos

zusammenthat, Rafael aus dem Felde zu schlagen. Ein unglücklicher Versuch, denn dieses Gemälde steht nicht nur weit hinter den Bildern Rasaels zurück, nicht nur hinter den von Michelangelo vollständig ausgeführten Gemälden, sondern sogar hinter denen des Sebastian«, in dessen völlig selbständigen Werken sich doch Frische und Empfindung äußert. Aber gleichwohl begegnen wir keiner Spur von Feindseligkeit von Seiten Michelangelos gegen Rafael, ich will gar nicht von Feindseligkeit von Seiten Rasaels gegen Michelangelo sprechen, denn zu vornehm war die Natur Rafaels, als daß er solcher Niedrigkeit fähig gewesen wäre. Auch Condivi, der sich einmal mit Michelangelo über dessen Verhältniß zu Rafael unterhielt, versichert uns, daß jener diesen sehr schätzte und rühmte; nur horte er ihn einmal sagen: „Rafael ist nicht so sehr von Natur Künstler wie vielmehr auf Grund langen Studiums." Die Legende erzählt, Michelangelo hätte einmal, von Händlern über den Preis eines Rasael'schen Bildes, das diesen zu theuer schien, befragt, barsch geantwortet, das Angebot sei doch tief unter dem wahren Werthe des Bildes. Dieses Gerücht entspringt jeoensalls, wenn es auch nicht wahr wäre, einer allgemeinen Ueberzeugung, die begründet sein muß. Es erfüllt uns darum mit Gcnugthuung, daß Michelangelo, wenn er schon nicht Rafael besonders zugethan war, ihn doch auch nicht in Wort oder That herabsetzte oder beleidigte. So bleibt denn auch nach dieser Richtung hin die Achtung, die jeglicher Italiener Rafael zollt, ungeschmälert. Diese drei großen Meister, deren Einer schon hinlänglich eine Nation ehrte und den Ruhm vieler Jahrhunderte ausmachte, waren viel mehr einander unähnlich als unter einander verschieden. Leonardo war von Natur mit so vielen und so seltenen Gaben ausgestattet, daß er, auf welchem Gebiete immer er sich bethätigte, überall Spuren seines Schöpfergeistes zurückließ: aber der Umfang seines Wirkens kam der inner« Kraft desselben nicht zu Statten. Zuletzt widmete er sich mehr der Wissenschaft als der Kunst, und wenn er auch in dieser Wunderwerke schuf, so ist er in jener als Vorläufer Galileis und Bacos anzusehen, insoferne die Definition und Verbreitung der Erfahrungsmethode in Betracht kommt. Michelangelo, streng und groß als Mensch und Künstler, übte auf seine Zeit und auf die svätern Generationen einen so großen Einfluß, daß es die Künstler als ihren Lebensberuf ansahen, ihn nachzuahmen. Er hatte einmal verkündet, daß seine Nachahmer Dummköpfe werden müßten, und in der That verfiel die Kunst nach seinem Tode. Rafael, anmuthig, maßvoll, harmonisch, nicht von dem Schergeiste Leonardos, nicht von der Erhabenheit Michelangelos, trägt doch im Wettstreite um die Schönheit die Palme der Vollendung davon.

Marina Bionda.

von

^ Willy Asftner.

— Altenburg. —

s war am Lac kcman. — Das <Lnde der Saison
Ging schon wie ein vergessener letzter Sommergast
Mit Schweigen durch die Gärten vonMontreur. Im Wald
Ivo nach dem reichen Schwärm der eleganten Welt
Noch hie und da ein cinsam'frohes paar erschien,
Fiel leise buntes kaub in s Moos, und zitternd trug
Die letzte Sommerstnnde in den Waldesgrund
Des sern verklingenden Concertcs Melodien.
Zu jenen späten Gästen zählte auch ein Mann,
In dessen dunkies Aug' so manche Frau geblickt
Mit Ucbcrraschung, Neugier oder Mitgefühl,
wenn durch die Menge an der Seite seiner Frau
Er wie ein Träumender dahinschritt, Selten sah
Man sie in längerem Gespräche, und ihr Kind,
<Lin Mädchen, blond, mit veilchcnaugen, senkte triib
Den Blick, wenn sein Geplauder ohne Antwort blieb,
<Lr war ein Florentiner, wie es hieß; bekannt,
Doch nur in engerm Zirkel, als ein Mann der Kunst,
Man rühmte ihn, er sei berühmt gewesen. Jetzt,
wenn auch noch in der Jahre Blüthc, habe er

Tarina Bionda.
Dem dornigen Beruf entsagt, um stilles Glück
Im Kreise nächster Lebeiispflicht zu finden. Reich,
Geliebt von seiner Frau, im Vaterland geehrt,
Genüge ihm das Anschau'n seiner innern Welt. —
Die heitern Gäste schieden, um den kiistreglanz,
Den amüsanten Schnee der lauten Residenz
Nicht zu entbehren. — Unter wenigen allein
verweilten sie. Sie mußten weilen; denn sein Weib —
„Tarina Bionda" nannt' er sie mit Zärtlichkeit,
wiewohl sie ihren Namen „Kälhchen" besser sand, —
Sein Weib war nicht genesen in der milden kuft.
Sie war so klein, so fein und sanft, ja märchenhaft,
wie eine Lilie, die in deutschen Wäldern blüht. —
Gin frischer Wandrer, kam er in ihr Heimatsthal,
Ein guter Zufall zeigt' ihm sie, und — schnell gefreit —
War er mit der Trophäe aus dem nord'schcn Land
Zum Süd, dem wärmer pulsenden, zurückgekehrt,
was hinter ihnen lag, das fragte Niemand. — Doch
Zur Sühne nun des jugendlichen llebermuths
Befahl er sich, ihr treu zu bleiben, und er war's.
wenn sie allein, geschah es oft, daß er zum Trost
Der Zarten, die mit jedem Tage schwächer ward,
Sich heiter gab, daß ihr bei seinem Kosewort
Die Augen wieder leuchteten. — «Doch warum nennst
Du mich Tarina?" fragte sie. „Ts klingt so fremd,
Wie Deine Knabenzeit, Dein Vaterland mir ist.
Nicht? Meine liebe Blonde' heißt es wohl auf Deutsch?
Da fällt mir ein, was ich Dir sagen wollte: — Tinst —
Nein, gestern war es — nicht? — Ja, gestern — sieh,
Da ging am Fenster eine schöne Frau vorbei,
Die ich den Sommer über nie im Bad bemerkt.
Sie sah mich an, und als sie zögernd weiterschritt,
Entschlüpften ihr die leisen Worte: .Armes Rind!'
Nicht wahr, Tttore, ich will mein Gesicht nicht mehr
Den Leuten zeigen, bis zu jenem letzten Tag,
Wo ich gesund und Deines Herbstes Rose bin."
Nachmittag war's. — Im dumpfen Schlafgcmache, wo
Die Kranke ruhte, schwebte mattes Dämmerlicht.
Die einz'ge Kunde von der Bäume bunter Pracht
Schrieb ihr die Sonne auf den Fenstervorhang hin;
Kein Andrer als ihr Kind gab ihr Gesellschaft, gern
Des Spiels entbehrend in dem freien Licht des Tags:
Am Bett der Mutter saß sie still und hülfbercit.
Doch er, dem dicscs Bild die Seele preßte, er
5aß stumm gedankenvoll in der Veranda Grün

Willy Kästner in Altenburg,
Und sah auf die verlass'nen Wege ernst hinaus,
ver Kunst entfremdet, wagte er es heute nicht,
Sich in der keidensstunde ihr zu nahen. Herb
Durchzog ihn der Gedanke an den Schaffensmuth
Dergang'ner Tage, wo das warme Ideal
Ihm vorgeleuchtet durch die Wand'rung seiner Nacht,
Heut sah er sich als einen Mann, gereift, — enttäuscht,
Und seine Pflicht die Sorge für ein krankes wcib,
Das ihn geliebt, doch das ihn nie verstanden. Fern
Ging sein Gedanke willenlos zurück in's Land
Der Jugend, und er sah die Vaterstadt Florenz,
Der Studienjahre lust'ge Regung, sah — doch nein!
Kommt denn vergang'nes leiblich ihm zurück? Er sieht
Im Schatten der Allee ein schlankes Weib. Bestürzt
Gewahrt er die Erscheinung. Sie kommt nah. Das ist
Die edle Form in dunklem Kleid, die stolze Brust
In glatter Seide Fesseln, ihres schwarzen Haars
Bezaubernde Schattirung auf dem weißen Hals.
Jetzt ist sie nah; sie will vorüber; nein, sie weilt,
Sie hebt den Blick vom Boden, und ihr dunkles Aug'
Flammt aus der Blässe ihrer Züge schmachtend auf,
Mit dumpfem Schrei steht sie gebannt vor ihm; dann schnell
Und ohne Rücksicht zu ihm eilend, ruft sie aus:
„Du bist's, Litorel wie ich Dich gesucht, gesucht
Mit heißer Sehnsucht lange Jahre durch! Du bist's!
Nun zeige mir Dein Glück, wie eine Braut den Schmuck
Hu ihrem Fest der Sonne zeigt und jubelnd ruft:
Sieh, das ist Mein! Ich hab's erreicht! Und das ist Mein!"
Lr starrt sie an mit überraschtem Frageblick.
Dann endlich flüstert er ihr zu: „Marina! Still!
Ich bitte Sich, wo kommst Du her?" „Nun, aus Florenz,
Wo viele Jahre mich um Dich betrogen. Doch
Dein letztes Bild, das ich zu Rom geschn, verrieth
Mir den verlor'nen weg zu Dir: Ich folgte dreist
Den Spuren Deiner wandrung; deun es ist nicht nur
Die tolle kanne einer Frau, die mich bewegt,
In einer Sendung bin ich hier . . ." „was immer auch
Du wollest," fallt Ettore ein, „kchr um! Ich bin
Ein Andrer, Dort durch vieler Zimmer Flucht, da liegt
Mein krankes Weib. Es ist zu spät. Geh fort!"
„Dein Weib?"
„Zu spät! An ihren, Bette wacht mein Kind."
„Dein Kind?
Und wo ist Deine Kunst? wo t-ist Du selber? Bh!
Die ganze sel'gc Zeit von einst: Lrinn'rung, Glück,
Du weisest sie mit einem Worte ab: Geh fort!"
„Doch sie ist krank, dem Tode nah."
„Bh Gott! Dein weib!

Was ist sie für cin Weib?"
„Ein blondes, deutsches Kind."
„Und ohne Furcht sagst Du mir dies? Und ohne Schmelz?
Sieh, mein Ettore, nicht um Deiner Gattin Dich
Zu stehlen, komm' ich; doch umsonst auch komm' ich nicht.
Ich seh's auf Deiner Stirn: Du liebst sie kaum. Nun denn:
Du sollst mir eine Stunde schenken, edler Freund,
Nur eine Stunde der Lrinn'rung, die mir zeigt,
wie unsrer Jugend muthige Verheißung sich
An Dir erfüllt. Du weißt, Dein Glück war mein Beruf I"
Sie sah ihm tief in's Aug'. Derselbe Feuerblick
Von einst durchglühte seine Seele, und er sprach:
„Du wolltest stets mein Glück. Ich weiß es, Dankbarkeit
verknüpft mein koos mit Deinem. — <Z)h, Marina, sieh,
Mit altem Zauber trat vorhin der frohe Traum
Des Glückes von Florenz vor meinen Geist, Ich sah
Mich dort, wie ich den vollen Schatz des Ideals
Mit leichtem Tritt in die Mansarde trug. wie groß
Erschien mir meine Zukunft, wenn ich sie entzückt
vom kleinen Fenster hoch herab in Fernen sah:
Im weißen Nebel, der den Berg umkleidete,
Im Sonnenlicht, das diese Wolken siegend brach,
Im Duft des Mondes, der mir leisen Blumengruß
Herübersandte aus den Gärten dieser Welt,
Denn sieh: ich hatte Dich! — Glaubst Du, daß ich vergaß,
Wie Du mich fandest; wie Du dann mich fördernd trugst
Zu immer schnönerer Entfaltung meines Selbst?
Es liegt ein stilles Dörfchen am tyrrhen'schen Strand,
Und in dem Dörfchen lebte ich verachtet, arm,
Des Dorfes Brutus, — Einsam oft zur Abendzeit
Sah ich hinüber nach dem See, worin Dein Haus
Sich schimmernd spiegelte. Da ward ich reich beschenkt
In meiner eig'nen Märchenwelt, die malend ich
Mit ungeübter Hand in Bildern mir erschuf.
Da sahst Du mich, und ich gefiel Dir. Gutig gabst
Du mir Belehrung, gabst mir Bücher, führtest mich
Dann nach Florenz, nach Rom, zum heil'gen vatican,
Wo ich die Meister fromm bewunderte. Du gabst
Die Achtung vor dem eignen Geiste mir zurück.
Ich sehe noch Dein Haus: Kastanien blühten rings —
GH, gold'nc Stunden in dein düsterii kaubengang,
wo prachtvoll lebten unter Deiner Blumen Flor
Die marmornen Gedichte des Praxiteles,
Und dann Dein Stäbchen I — Ja, Du warst mein Sei», mein All,
In meinem Irrthum gabst Du Rath, im Fortschritt Lob;
Den Blick, den ich in Leben und in Kunst gewann,
Hat Deine Freundschaft mir erschlossen. Theures Herz,

Wie liebt' ich Deine kleinen Hände, wenn sie inir
Des Künstlers Wege wiesen an dem Marmorbild!"
„Und weißt Du noch?" fährt dann Marina plaudernd fort,
Und malt in süßen Tönen das Idyll von einst:
Den Ausflug auf das Tand, die Kahnfahrt und das Fest
Der Bauern, wo sie tanzten, zwanglos und vergnügt,
Und dann die Abende zur Regenzeit, wenn er
Beim kampenschein so sorglos schwatzend bei ihr saß,
Bewundernd ihrer Frauenarbeit brave Kunst,
Und endlich, wie er eines Tages Abschied nahm,
Sein Glück zu suchen in der weiten Welt, — sein ‚Glück'."
Sie schwiegen, Stille herrschte rings. — Die Kette nur
von ihrem Armband klirrte, als sie seine Hand
verstohlen suchte, — Da, — von dem entleg'nen Zimmer her
Ein schwacher Ton, und zitternd dringt es an sein Ghr:
„Lttorel" Ihn durchzuckt's. Lr lauscht beklemmt. Sc stößt
Die Hand zurück: „Fort! Fort! Sic ruft mich! Gehl
Unzeit'ge Rührung! Laß die reine Musenzeit
Nicht zum verhängniß für mich werden I Scheiden wir!
Ich bitte Dich! Ls ist zu spät! . . . <Ls ist zu spät!"
Und sich gewaltsam trennend von der schönen Brust,
will er hinweg; doch sie mit ihrem weichen Arm
Des Mannes starren Nacken schnell in Fesseln legt,
Und ihres Mundes Athem streift die kippe ihm,
wie sie die schnellen gluthenvollen Worte spricht:
„GH, einen einzigen Moment, Lttorc, sei
So groß, wie ich Dich mir geträumt. Ist's wahr, daß Du
Dein Ideal verließest um ein blondes Weib,
Alltäglich, ohne Geist, das nicht den Flug verstand
Der Mannesseele, das mit weichen Thräucn Dir
Das selt'ne Feuer des Prometheus ausgelöscht?
Wach auf und höre mich: I» dieser Stunde folgst
Du mir, wo ich Dich führe. Komm, und frage nicht!"
Und machtlos folgt er. Blendend schaut der volle Tag
Ihm in's Gesicht, und er erröihct; doch — er folgt.
Sie eilen auf entlegnem Pfad zu ihrem Ziel:
Lin Landhaus abseits von dem weg. Sie treten ein.
Das ist Marinas Wohnung! Ja, derselbe Reiz,
Der einst ihr eignes Haus im Hcimatsland geschmückt,
verleibt nun auch dem fremden Raum Vertraulichkeit,
Und rechte Wrdnung spricht: die Frau ist hier kein Gast,
wie er nun um sich schaut, sieht er die Staffelei,
Dieselbe, die er einst besaß, und dort . . . Ja, es
Ist wahr! Dort auf der Staffelei dasselbe Bild,
In das er seiner Seele ganzen Ernst gelegt

vor Jahren, wo sein Bestes einst Gestalt gewann.
Zwar unvollendet blieb's: des Zweifels Lähmung nahm
Ihm damals aus der Hand den Pinsel; doch er trug
Zu dem Juwel aus seiner besten Schöpferzeit
Noch immerdar die keusche Liebe in der Brust.
Und dieses ihm so treulich nun zurückgebracht
Durch sie, durch sie! — von warmer Rührung übermannt
Dankt er mit stummem Blick der Freundin, und sie spricht:
„kebst Du und achtest Du des Ruhmes Klang für Nichts?
Daß Du's erreichst, was Deiner Jugend Streben war,
Geb' ich mich Dir. Noch bin ich schön. Dein Bild verlangt
Die reinen Formen einer schönen Frau. Sieh Herl
,Das Glück' nennst Du Dein Bild: des Glückes Geist erscheint
In meinem Auge nun. Den seltenen Moment,
Den Monde Dir nicht brachte», bringen Jahre Dir,
wohlan! Sei muthigl Sei ein Künstler und ein Mann l"
Und ihres Körpers edle Formen bietet sie ihm dar,
Und der Begeiferung lang' entbehrte keusche Gluth
Durchbebt sein Herz mit göttlicher Belebung: Nun
Ist er wie einst der jugendfrische Schöxfergeift.
Gestaltung fügt sich glücklich dem Modell: Es wölbt
Der Grotte Felsen sich und schließt die finstre Nacht
In seine starren Arme. Doch daraus hervor
Tritt nun ein Weib in holder Schönheit. Rings das Land
Erwacht im Schimmer ros'gen Sonnenlichts; es blüht
Die Matte, die den nackten Fuß der Nymphe trägt;
Die Welle strebt, sich diesem schönen Fuß zu nah'n,
Und wie zum Dufte ferner Berge sie den Blick —
Den selt'nen, wundervollen Räthselblick — erhebt,
Den Blick, den aus der Freundin Aug' der Künstler trinkt,
— Das Höchste, was er schuf! — da — „War es eben nicht,"
Fragt er sich stockend, „als ob sie ,Ettore' rief?"
Doch weiter schafft er, und der Tag verbleicht. Er muß
vor der Vollendung unterbrechen. In das Kleid
öüllt nun Earina wieder stumm der Glieder Pracht.
So sank die Nacht umher, und seinem Auge nah
Durchschimmerte ihr weißer Hals die Dunkelheit
Und ihrer halb entblöszten Arme Schnee, wie sie
Sich nun an seine Seite setzte, sinkend, leicht —
Umströmte ihn die Wollust des Gdeurs, das einst
Ihn in Florenz so manche schöne Nacht berauscht.
Und von der Staffelei steht ernst der Maler auf:
„Nein! Gieb zuerst mir jene Zeit zurück, wo ich
Die Hand an meine Arbeit legte ohne Schuld!
von meiner Pflicht, die mir das Leben auferlegt,
Rufst Du mit einem heißen Blick mich fort. Zu spat!

Ich kann— ich kann Dich nicht wie damals sehn, nicht mehr
Mit jener sel'gcn Inbrunst mein und aller Kunst. —
viel schuld' ich Dir: Hier hast Du meine Dankbarkeit:
Was ich Vir schulde, zahl ich Dir mit — meiner Schuld!
Gieb mir die Hand, Earina, und versprich mir dies:
Kehr heim! Vergiß mich, srage nie nach mir. Die Welt
Reißt mit Gesctzen mich von Deinem Busen sort.
wir scheiden, und wir sehn uns nie mehr. — kebe wohl!"
— Ein Schrei, ein wüdes Schluchzen tönt ihm bebend nach.
Und hastig, wie verfolgt, verläßt er sie und eilt
Zurück zu seiner Gattin Haus. Der Thau der Nacht
Befeuchtet perlend seinen Bart. Fast athemlos
Tritt er herein, doch leise. — Bh, das holde Bild!
!Nit einer Ahnung sanften Lächelns ruht sein Weib
Auf weißen Kissen, schlummernd. — wie so schön und gut
Ist doch sein we,b! Wie goldig scheint ihr reiches Haar
Beim unstät matten kicht der Kerze! — Stille herrscht.
Die Tochter schlummert neben ihrer Mutter Bett
In holdem Frieden. — Sanft berührt er nun den Arm,
Die kleinen Hände seiner Frau. — Sie sind so kalt —
So starr, gefühllos. — Graun durchbcbt ihn. — wie? was ist's?
Ist das die Krankheit? — Ja, was sonst? — Er küßt gerührt
Die kippen. — Fürchterliche Ahnung I — Sollte sie? — Doch nein!
Sie athmct ja, nicht wahr? — Das ist ihr Hauch: Sie lebtl
In seinen Armen hält er sie in langem Kuß,
„Bist Du's Ettore? — wie ich Dich, gesucht ersehnt
Mit banger Sorge all die lange Zeit! wo warst
Du denn?" „Hast Du vielleicht — vorhin — nach mir — gefragt?"
„Ich hätte gern, auf Deinen Arm gestützt, zuletzt
Noch einmal diese schöne Welt gesehn, — Sci still!
Ich liebe Dich. Doch — es ist kalter Herbst, nicht wahr?
Mich fröstelt, — Sag, warst Du mit mir zufrieden? wie?
Ich siihl's, mein Guter, doch ich kann ja nichts dasiir,
Daß ich Dich nun verlassen muß. — Die Welt ist schön.
Mein Gott, zu schön! — Denk on Dein Kind! keb wohl, mein Mann I"
Auf seine Locken sinkt die kleine Hand, — „G, bleib!"
Ruft er erschüttert, und er schlingt um sie den Arm.
Es ist umsonst. — Er weiß, daß sie gestorben ist.
Und ob er wieder zärtlich zweifelt, bangend fragt:
Gemeißelt ftnrr blc-bt ihm die Antwort: Sie ist todt. —
Mit bangem Schweigen feiert er sein Elend. Dann, sein Kind
Erweckend, spricht er thrLnenlos und fest: „Mein Kind,
Geh schlafen nun und laß die Nacht mich wachen. Geh!"
Er bleibt allein. Er sieht sich wie nach Rettung um.
Das namenlose weh gönnt seinem Munde nur

Noch dumpfe Laute ohne 6inn. <Lr wcint und schwankt,
Und vor dem Angesichte seiner blonden Frau
Bricht er zusammen. Leise klirret der Rrystall
Des Leuchters auf dem Tische neben ihrem Bett,
Umranscht von Bäumen liegt das unbekannte Grab
Tarina Biondas, und mit seinem Rind allein
Ist er. Die Kleine fragt betrübt: „Ivarum ist denn
Die Mutter todt, mein Vater?" Und ihm bebt die lZand,
Mit der er durch den welken park die Tochter führt,
lind sie spricht weiter: „Mo, mein Vater, ist die Frau
Mit schwarzen Augen, die der Mutter Grab geschmückt
Noch jüngst mit frischen Blumen?" „5till! Ich . . . weiß es nicht.
In . . , meinem vaterlande," sagt er tonlos schnell.
Und endlich fragt die Kleine: „tvo, mein Vater, sind
Die vielen Jahre, die so schnell Dich grau gemacht?"
„In . , , meiner Iogendl" spricht er sinnend; dann: „Mein Rind,
Du meine liebe Rleinc, ach, wie sühnt ein Mann
Des Lebens Schuld? verstehst Du, was das sagen will?
Ivas soll Dein Vater thun, daß D» ihn liebst?"
Und ihre blauen Augen schlägt sie lächelnd auf:
„Mir ist, als hattest Du mich heut' zum ersten Mal
5o recht von Lzerzen gern, Willst Du mich lieben? Ja?
„Bh, daß ich Dich an diesem Herz noch halten darf!
Noch darf! Sühn' ich durch Dich mein Leben? — Ja, die Rnnst
Ist heilig, wie die Kindheit, Romm, ich liebe — Dich!"

Iule.

Erzählung
von
Elise GrzezzzKo*).

— Grodno, —

ii einer der stillsten und entferntesten Straßen der Stadt Grodnv
sieht man einen großen Hof, den einst eine hohe Mauer, welche
jetzt in Trümmern liegt, umgab. Im Hintergründe steht die
Hanptwand eines großen Gebäudes. Die eintönige Oberfläche dieses alten,
verlassenen Baues unterbrechen lange Reihen scheibenloser Fenster, aus denen
Dunkelheit und Verödung schauen. Zuweilen bemerkt man in den höheren
Stockwerken oder anch ganz unten, fast in den Kcllerränmen, dnrch glanzlose
Scheiben ein mattes Licht durchschimmern, welches allein vermnthen läßt,
daß vielleicht ein großes Elend hier endlich eine Zufluchtsstätte gefunden hat.
Hin und wieder ruht das Auge auf Ephcuzweigcn, welche sich an den Dach-
gesimsen herabwinden, mitunter erblickt man auch in einer Mauerspalte eine
wilde Levkohe, in vollster Blnthe prangend. Das große Gebände mit allen
umliegenden Nebenbauten war einst das Besitzthum eines reichen und vor-
nehmen Geschlechtes, aber unglückliche politische Verhältnisse brachten es in
die Hände der Regierung, die keine andere Verwendung dafür fand, als in
seinen Räumen Armen für eine geringe Entschädigung eine armselige Wobnuug
zn gewähren. Wie arm, wie elend mußten die Menschen sein, welche weder
die Verödung noch die Trümmer dieser Rnine abschreckten! Der Reichtbnm,
der hier einst geherrscht, hatte Spuren hinterlassen, welche selbst Jahrzebnte
nicht hatten zerstören kleinen. In den vier Ecken des Hofes stehen mächtige
Linden, deren ausgebreitete Zweige ein Dickicht von empvrwncherndei»

*) Nutorisirte Ueberschung aus dem Polnischen von N. Erlich.

Unkraut beschatten- zwischen den riesige» Meerrettig- und Rhabarberblättern
sieht man zuweilen eine kleine Hyazinthe oder eine verkümmerte Aster;
dornige Disteln beugen sich unter der Wucht eines verwilderten Flieders
oder eines Hagebuttenzweiges, der eben in prachtvoller Blüthe steht. Dichtes
Gras bedeckt den ganzen Hof, der wahrscheinlich nie gepflastert worden
war; Sonnenstrahlen dringen durch die seit langen Jahren stets ge-
öffnete Hansthüre in den tiefen Flur und beleuchten flimmernd die ver-
schossenen Farben alter Wandgemälde und verstümmelte Bildsäulen, welche
mit Spinngeweben ganz bedeckt sind. Im Gegensätze zu diesen verfallenen
Ueberresten machen die hölzernen Banten, die dem großen Gebäude gegenüber-
stehen, einen viel angenehmeren Eindnick. Tie Fenster dieser Wohnungen,
die einst den vornehmen Bewohnern des Schlosses als Speicher gedient,
gehen auf die enge, lautlose Gasse. Ihre bölzernen Wände sind niedrig
und durch die Zeit geschwärzt, sie verschwinden fast vor der sie überragenden
Höbe der alterthümlichen Dächer, die, oben zugespitzt, sich unten sehr breit nn
die Mauern lehnen. Ans dem Schatten dieser bemoosten, weit hei vorstehenden
Tachgesimse treten sehr bescheidene Fenster, die nngleichmäßig bald tiefer,
bald höher in die morschen Wände eingesetzt sind. Ohne das mindeste
Ebenmaß in Länge und Breite bestehen sie größtentheils aus kleineren und
größeren Scheiben. Tie Fensterrahmen sind zuweilen neu und gut, anderen
wieder sieht man es an, daß zu ihrer Anfertigung vermittel tes und morsches
Holz gedient hat. Sic geben mich den besten Maßstab für die Wohlhabenheit
der Menschen, die hinter ihnen ein kümmerliches Dasein führen. Ganz dicht
an dem engen Teoltoir, dessen Steine fast vertikal stehe», befindet sicb eine
kleine Victualieuhaudlung. Ihre Besitzerin ist eine alte gebengtc Jüdin, die
niemals ohne eine alterthümliche, bunte Kopfbedeckung gesehen wird. Hinter
den ziemlich großen, aber sehr schmutzigen Fensterscheiben stehen schon jahre-
lang Reihen harten Käses, gelbe Bretzeln nnd Flaschen in allen möglichen
Größen, die mit verschiedenen Flüssigkeiten gefüllt sind Hier verweilen
stundenlang Dienstboten, die ohne Stellung sind, Handwerker, die immer
elend nnd arbeitslos, ihre Familien in dumvfen, dunklen Kammern nnter-
bringen, selbst aber fast jede Nacht das schweigende Straßenech.' durch ilire
unsicheren Schritte und ihr trnnkmeS Geschrei wa lirns.',,, die elendsten
Winkel verkriechen sich die Straßenbettler, welche jeden Al'end ihre geineinen,
schreienden Zwistigkeite» um den tagsüber eroberte i Groschen ans de,i grüßen
Hufe erschallen lassen. Am Morgen hört man sie wiede in heiseren Tönen
in Begleitung der schallenden Stöße ihrer Krücken nnd W i >de stabe A dachts-
lieder singen, die nnr in der Ferne inmitten des Lärmes belebterer Straßen
Verhallen. Hier, wo die große Linde ihre mächtigen Zweige ans das schwarze
Dachgesims niederhängen läßt, hört man oft schwache Musik, welche ans einem
alten Clavier mit klimpernde» Saiten tönt. Dort, ein w.'nig weiter, schallt
das unheimliche, immer gleichmäßige Getöse einer Mangel, die olme Unter-
brechung Morgens wie Abends ihre steinerfüllten Laden kreisen läßt. Znweilen

hört dieser Lärm auf Augenblicke auf, dann dringt aus einem kleinen Nebenbau, dessen weiße, niedrige Wände von üppigem, schmutzig grünem Unkraut bis zur Halste bedeckt sind, das stille und heimliche Gesumme einer Nähmaschine. Ueber ihre Arbeit gebeugt, sitzt dort eine Frau mit abgemagertem Antlitze und verblaßten Augen. Von ihren Lippen ertönt kein frohes oder wehmüthiges Lied, wie so oft unrichtiger Weise von nähenden Frauen erzählt wird; denn sie blickt oft unruhig aus dem Fenster, in dessen unmittelbarer Nähe sie sitzt, und ruft mit einer aus müder Brust herausgrstoßcnen.
erregten und fast kreischenden Stimme einige verzärtelte Kindernamen. Die Besitzer dieser Namen sind kleine Geschöpfe, die barfuß und mit wirrem Haar in Gesellschaft vieler ihnen ähnlichen Wesen den großen Hof mit ihrem Geschrei und mit dem Getrampel ihrer kleinen, im Eifer des Haschens rasch auftretenden Füße erfüllen. Eigentümlich ist es, daß. trotzdem die Bewohner dieses Hauses oft wechseln, man dennoch immer dieselben zu sehen wähnt. Wenn Jemand sich Jahrzehnte lang jeden Monat oder jede Woche, ja jeden Tag die Mühe nehmen würde, einen Blick auf den Hof zu werfen, so würde er staunen, immer denselben Anblick zu haben und denselben Lärm zu hören. Dienstboten, die ohne Stellung waren, zerstreuen sich von hier aus nach verschiedene» Gegenden, um eine Zeitlang schöne Häuser zu bewohnen, die ihre minder glücklichen Gefährten verlassen und an ihrer Statt in das alte Gebäude ziehen mußten. Zuweilen räumen auch Bettler und Bettelweiber den Platz, um in ein wohlhabenderes Kirchspiel zu wandern, andere wiederum legen sich zur ewigen Ruhe in die bescheidensten Winkel des Friedhofes.
Tie Genossen aber, welche sie zur letzten Stätte geleitet, treten mit ihren Krücken und Wanderstäben das Pflaster weiter, auf welchem auch die Verblichenen einst mühsam dahingegangen sind. Oft wird auch eine ärmliche Kinderbahre aus dem Thorweg getragen, und hinter der kleinen Leiche schreiten mit gebeugtem Haupte und thränenschweren Augen dieselben frechen Männer, welche durch ihr unanständiges, trunkenes Gebühren die Nachtruhe der Straßenbewohner stören. Die Zahl der kleinen Wesen, welche sich auf dem Hofe tummeln, wird darum nicht geringer. Im kleinen Nebenbau. dessen Wände von überwucherndem Unkraut fast ganz verdeckt sind, sitzt statt der Nähterin mit verblaßtem Antlitz und verweinten Augen eine von der Feuersgluth roth angehauchte Wäscherin mit bloßen, immer nassen Armen, welche auch fortwährend mit heftiger Stimme ihre Kinder ruft. Mit einem Worte:
es bleibt hier Alles beim Alten trotz des ewigen Wechsels. Die Mangel mit ihrem dumpfen Getöse steht seit Jahrzehnten an demselben Platze, und dieselbe alte gebeugte Jüdin wiegt hinter dem mit hartem Käse, Flaschen und Bretzeln geschmückten Fenster ihr Haupt, das stets derselbe verschossene Kopfputz bedeckt. Tie Besitzerinnen der Mangel wechselten oft, und auch die alte Jüdin hatte Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen, welche ihr im Geschäfte halfen, verschwinden sehen, sie selbst aber saß seit langen Jahren an derselben Stelle und erzählte gern Jedem, der es hören wollte, von den Geschicken.

Iule,
der vielen Menschen, die über den großen Hof geschritten waren, Ihr selber
kamen diese Meiischenmassen wie Schatten vor, die, einander unähnlich, doch
denselben Eindruck hinterließen.
Eine Bettlerin, die eines Morgens sich sehr früh vom Lager erhoben
hatte, fand in dem zerbröckelten, röthlichen Thorwcg ein neugeborenes Kind,
das, in ein dickes Tuch gewickelt, auf der Erde lag. Es war ein Herbst-
morgen, und ein leichter grauer Nebel befeuchtete das Tuch. Aber die
Strahlen der aufgehenden Sonne sielen darauf, erwärmten das kleine unbe-
wegliche Wesen und trockneten seine Umhüllung. Gleich darauf lies; sich auf
dem Hofe ein eigenthümliches Geräusch hören; in der Mitte stand die
Bettlerin, hielt in erhobenen, mit Fetzen bedeckten Armen den Findling und
zeigte ihn den Bewohnern dcZ Hauses, welche sie neugierig umdrängten.
Man besah und bestaunte das Kind; viele schienen empört und ballten die
Fäuste, andere zuckten mit den Achseln, legten ihre Stirn in tiefe Falten,
-schantcn in die Höhe und gaben sich alle Mühe, zu errathen, wem wohl
das kleine Wesen gehöre. Einer ließ ein freches, grausames Gelächter er-
ichallen, aber ein anderer wischte mit der rauhen Handfläche eine Thräne von
dem müden Auge.
Durch den großen Lärm in ihrem Schlaf gestört, trat die alte Jüdin
<nis ihrem Laden, betrachtete das Kind genau und wiegte mit vcrwnnderter
und zugleich mitleidiger Gebcrde den Kopf. Tann wandte sie sich zu den
herumstehenden Menschen, wies mit ihrem gelben, gerunzelten Finger auf den
Säugling und fragte: „Was werdet ihr damit anfangen?" Diese Frage
griff zuerst in die Sache praktisch ein. Eine Stunde lang wurde nun be-
rathen, ohne zu einer befriedigenden Lösung zn gelangen. Eine männliche
Stimme behauptete, es wäre wohl das beste, den Findling unter den Schutz
der Polizei zu stellen, die schon wissen werde, was sie mit ihm anzufangen
hätte, aber dieser Vorschlag wurde mit solch keifenden Worten beantwortet,
daß, obgleich eine große Zahl der Zuschauer derselben Ansicht war, sich diese
dennoch keinen Augenblick behaupten konnte.
„Armes Ding!" „Kleiner Wnrm!" „Diese niederträchtige Mutter!"
„Spitzbube von einem Batcr!" „Sind es nur Spitzbuben, die solche Thaten
sich zu Schulden kommen lassen?" „Hatte sie denn keine Scham!"
Solcher Art waren die Ausrufe, welche man vernahm, aber alle ver-
einigten sich schließlich in der Frage: „Was sollen wir damit anfangen?"
Die Waschfrau, welche den kleinen Nebenbcm bewohnte, antwortete darauf:
„Mag es doch hier aufwachsen!" Diese Worte blieben lange unbeantwortet,
bis endlich die Besitzerin der Mangel, welche für die wohlhabendste Person
dieser Gesellschaft galt, alle aufmerksam mit ihren kleinen Augen, welche
ilnstcit in ihrem feisten Gesichte hin- und hcrirrten, prüfte und dabei be-
merkte, es könne ja hier aufwachsen, aber unter wessen Schutze werde es
stehen? Ein allgemeines Schweigen folgte, einige Personen zogen es vor,
sich zn entfernen, und schritten eiligst ihren Wohnungen zu, andere blieben

mit gesenkten Armen und hoffnungslosen Blicken stehen, „Was macht ihr so viel Gerede?" sagte da die alte Jüdin, „unter wessen Schutze? Wir alle wollen uns des Findlings annehmen!" Kaum hatte sie ihre Rede beendigt, als auch ein ältlicher Mann in einem langen abgetragenen Rocke aus dem Znschauerkreise heraustrat, feine Schafspclzmütze abnahm und sie der Reihe nach bei allen mit bittender Geberde herumreichte. Es war ein Riemer, eine von den Existenzen, welche sich niemals aus tiefem Elende herausarbeiten können. Sein rothes, anfgedunsenes Gesicht sprach nicht sehr zu Gunsten seiner Nüchternheit, aber in diesem Augenblicke hatte es einen schonen Ausdruck der Rührung, vor dem alles Häßliche verschwand. Er schien großes Mitleid für den armen Wurm zu empfinden, seufzte oft und winkte ermuthigend mit seinen rothen, zwinkernden Augen, sagte anch oft: „Wir können ja gar nicht anders handeln." Die Zuschauer wiederholten im Chore seine Worte. Eine kleine Greisin, mit einem unzureichenden, wattirten Mäntclchen und einer Kapuze bekleidet, die nur spärlich ihr graues Haar bedeckte, näherte sich dem Kinde, betrachtete es aufmerksam durch ihre Brille und warf als die erste ein kleines silbernes Geldstück in die dargereichte Mütze. Darauf zog sie aus einem Körbchen, das an ihrem Arme hing und mit kleinen, wollenen und baumwolleneu Handarbeiten vollgepackt war, ein zerrissenes Taschentuch hervor, wischte sich damit die feuchten Augen ab und trippelte dann zur Stadt, wo sie, von Hans zu Haus wandernd, die mühselige Arbeit ihrer alteil Hände um ein Spottgeld verkaufte. Jetzt fiel manches Geldstück in die Mütze des Riemers. Tie feiste Besitzerin der Mangel warf mit großartiger Geberde einen Papierrubel hinein und entfernte sich mit stolzer Haltung nnd langsamen Schritten, begierig auf die Ausrufe des Staunens und der Bewunderung horchend, welche ihre Freigebigkeit hervorrief. Alle gingen unn ihren Behausungen zu, sobald sie sich an der Sammlung theils ans wahrer Herzensgüte, theils auch ans Eitelkeit bethciligt hatten. Zuletzt blieben nur noch drei Personen inmitten des Hofes stehen. Dies waren: die Bettlerin, welche noch immer den Säugling in ihren Armen hielt, der Riemer, die Mütze mit dem gesammelten Gelde in der Hand haltend, und eine Frau mit bloßen Füßen und Armen, welche nur spärlich mit einem kurzen Rocke und Hellem Kvpstuche bekleidet war. Einige Schritte weiter sah man noch die alte Jüdin stehen, welche auf dem Wege nach ihrem Laden begriffen war, aber immer wieder umkehrte und unverständliche Worte vor sich hermurmelte.

„Bitte, nehmen Sie mir doch den Wurm ab, die Arme schmerzen mich vom langen Halten, und ich muß mich sogleich zur Kirche aufmachen; es ist schon die höchste Zeit zur heiligen Messe." Mit diesen Worten reichte das Bettelweib der ihr gegenüberstehenden Wäscherin den Findling hin. „Sie nähren ja Ihr Kind," fuhr es fort, „da können Sie sich auch dieses annehme,^' Die Frau mit den bloßen Füßen nickte zustimmend und nahm der Bettlerin das kleine Wesen ab. Sogleich schüttete der Riemer das in seiner Mütze

besindliche Geld in ihre aufgehaltene Schürze, und die alte Jüdin flüsterte,,
an sie herantretend, ihr folgende Worte in's Ohr: „Behalten Sie nur das Kind,
ich verpflichte mich, Ihnen jeden Monat bei den Hausbewohnern so viel zu
sammeln, als Sie eben bekommen haben, ich kann das schon zustande bringen,
denn jeder von ihnen braucht mich, und keiner will es mit mir verderben."
Hierauf wandte sie sich zum Riemer und fragte ihn: „Wäre Ihnen jetzt ein
Schnäpschen gefällig?" Dieser machte eine unwillige Handbewcgung, hatte
aber nicht die Kraft, der unseligen Versuchung zu widerstehen, sondern folgte
der alten Jüdin seiner Gewohnheit gemäß in die sich eben öffnende Thüre
ihres Ladens. Das Getöse der Mangel begann in diesem Augenblicke, die
klimpernden Saiten des alten Clavicrs klangen schrill durch die Luft, schreiende
Kinder stürzten aus allen Wohnungen heraus, Bettler und Bettlerinnen
sangen mit heiserer Stimme ihre AndachtSlicder und suchten ihren Weg unter
den lauten Stößen ihrer Wanderstäbe. Leise, aber tief aufseufzend stand an
einem schwachen Herdfeucr die Frau des Riemers, der eben sein erstes, aber
leider nicht letztes Glas Branntwein trank. Mit einem Worte: der Hof bot
heute den gewöhnlichen, seit Jahrzehnten nicht veränderten Anblick.
Tie ersten Arme, die Jule empfangen' und den Menschen gezeigt hatten,
waren die einer schmutzigen, zerlumpten Bettlerin, das erste Bild, auf welches
sie ihre Augen verständnißvoll richtete, war eine niedrige Kammer mit grauen
Wänden und einem großen, glühenden Herdfeuer. Schwere Dunstwolken
stiegen ans einer Waschbütte, welche in der Mitte des Zimmers aufgestellt
war, in die Höhe, um sich auf der Decke zu lagern. Ueber diese Waschbütte
gebückt, stand das uns schon bekannte Weib mit den bloßen Füßen und dem
unzureichenden Rocke. Oft wischte sie sich mit den groben Hemdärmcln,
welche bis zum Ellenbogen aufgeschlagen waren, helle Schweißtropfen von
dem glühenden Gesichte, steckte aber immer wieder eiligst die Arme in das
schäumende Seifenwasser. Zuweilen sah man sie in der rothen Flamme
Bügeleisen heiß machen, oft auch schleppte sie einen Kessel kochenden Wassers,
dessen Last ihr manchen Seufzer entrang, an die Waschbütte, um ihn dort
auszuleeren. Zu den Füßen des hart arbeitenden Weibes kroch ein kleines
Kind herum, während ein Mädchen und ein Knabe mit großem Lärm aus
und ein liefen. Das Gesicht dieses letzteren, welches an sich düster war, hatte
dennoch einen Ausdruck der Kraft und des Muthes; so oft er in die Stube
lief, warf er stürmisch die Arme um den Nacken der Mutter und drückte
heiße Küsse auf ihre glühenden Wangen, das Mädchen hingegen schien nnr
Sinn für den Säugling zu haben, denn sobald sie in's Zimmer trat, nahm
sie das kleine Wesen bei der Hand und tanzte und fang zu seiner Unterhaltung.
Wenn die Kinder sich auf dem Hofe tummelten, dann herrschte tiefe Stille
in diesem Raum, und man hörte nur das Plätschern des Wassers, das
Knistern der Flamme, zuweilen auch ein leises, fast unterdrücktes Stöhnen
oder ein ungeduldiges Murren. Mitunter ließ die Wäscherin ihre Arbeit
ruhen, richtete sich aus der gebückten Stellung auf, stützte das müde Haupt

auf die Hand und blickte mit verglasten, starren Augen in die Ferne. War
es ihre lichtere Jugendzeit, die an ihrem geistigen Auge vorüberzog? Oder
dachte sie an die schwere Gegenwart? Vielleicht schaute sie auch mit hell-
sehendem Auge in die Zukunft ihrer Kinder? Wer in solchen Augenblicken
die Stube betreten hatte, würde Wohl in dem entlegensten Winkel hinter einem
großen Kehrbesen ein kleines Kind bemerkt haben, Tie dürren, stechenden
Reise dieses Kehrbesens drangen in das Haar des armen Wesens ein und
verwirrten es bei jeder Bewegung der Kleinen, diese schien das jedoch gar
nicht zu beachten, sondern blickte fortwahrend durch die Zweige auf die breite,
prasselnde Flamme, der unzählige Funken cntsprühten, auf die sich goldig
röthenden Bügeleisen, welche im Feuer standen, auf die schaumenden Ströme
Seifcnwassers, die, aus der Waschbütte herausquellend, sich über den ganzen
Boden ergossen, auch auf das Bügelbrett, an dessen einem Ende schneeweiß
gebügelte Wäsche aufgehäuft lag. Im dämmerigen Hintergrunde des Zimmers
lockte auch ein halbgeöffneter Schrank die Blicke des Kindes an sich. Glühende,
knisternde Feuerflammcn begrüßte sie mit einem leisen, unbeweglichen Lächeln.
Goldige Funken, die lärmend in die Höhe sprühten, glühende Kohlenrcste,
die zuweilen aus der Ofenthüre bis in die Mitte der Stube sielen, riefen
ein unüberwindliches, aber leises Lächeln auf ihre Lippen. Reichten die
Feuerstrahlen bis in den Winkel, 'in welchem sie niedergekaucrt saß, und be-
leuchteten sie ihr nußbraunes Gesichtchcn und ihre tief schwarzen Augensterne,
dann warf sie heitere, schelmische Blicke durch die Aeste des Besens dem
Zimmer zu. Wenn aber die Flamme erlosch und die Dämmerung ihre
schwarzen Fittiche ausbreitete, dann kroch sie womöglich noch tiefer in den
Winkel, und man sah von dem Kinde nichts weiter als zwei dürre, nackte
Beinchen, die lang ausgestreckt auf der rauhen Diele lagen.

In der Mittagszeit stürzten lärmend der Bube und das Mädchen in
die Stube, hingen sich mit heiterem Gekicher an die Rockfalten der Mutter,
die eben das ärmliche Mittagsmahl vom Herde hob, setzten sich dann alle
auf die Diele und langten eifrig aus der gemeinschaftlichen Schüssel zu.
Gleich darauf hörte man gewöhnlich aus der Ecke, wo der Kehrbesen stand, ein
schwaches Geräusch dringen. Dürre, nackte Füßchen, denen mit vielen Wunden,
Narben und blauen Flecken bedeckte Händchen halfen, fetzten sich in Be-
wegung und krochen auf den Platz hin, wo das Essen stand. Kaum aber
hatte die arme Kleine das Ziel ihrer mühseligen Wanderung erreicht und
das Händchen nach dem Lössel, den die Waschfrau für sie hingelegt hatte,
gestreckt, als der große Bube ihr mit dem scinigen einige feste Hiebe auf
Kopf, Gesicht oder Rücken versetzte und mit großer Genugthuung ob dieser
Heldenthat hell auslachte. Das arme Kind verkroch sich mit der Geschmeidig-
keit der Katze unter die zunächststehende Bank. Oft nahm sich das Weib
der Kleinen an und rief mit ärgerlicher Stimmei

«So laß' sie doch in Ruhe essen!" Mitunter aber ließ die brave Frau
die Unart ihres Sohnes stillschweigend geschehen; dies trat jedoch nur dann

Zule,
ein, wenn sie sinnend in s Feuer oder in die Tiefe ihrer Waschbütte blickte.
Tos Mädchen hielt den kleinen Bruder in ihrem Arm nnd flößte ihm unter
heiteren Scherzen und zärtlichen Liebkosungen einige Löffel der sorgsam ab-
gekühlten Suppe in's Mündchen. Zuweilen nahm sie auch eine Kartoffel
aus der Schüssel und warf sie nntcr die Bank, wo das zusammengekanerte
Kind sie schnell vom Boden hob und gierig aß, Ter Junge beugte sich
dann mit spottenden Blicken nieder und rief laut: „Na, Jnle, fang!"
In der Tämmcrungsstuude gab die Wäscherin ihren Kindern ein Stück
harten Brotes, vergaß aber dabei niemals die arme Jnle. Wenn sie eben
keine dringende Arbeit hatte, nähte und flickte sie bei einem bescheidenen
Talglichte zerlumpte und verschossene Kleidungsstücke. Die Kinder schliefen
gcwöhnlich um diese Zeit, wurden aber oft dnrch ein heftiges Rücke» des
Stuhles, auf welchem ihre Mutter saß, geweckt. Von der Straße nämlich
klang oft ein mit trunkener, unsicherer Stimme gebriilltes Lied in die Stube
hinein; dann fiel der Acrmsten die Arbeit ans den zitternden Händen; sie
stand mit vorgebeugtem Kopfe und starrem Blicke und lauschte dem Echo,
das aus der Ferne zu ihr drang. Dieser gemeine Gesang, welcher mitunter
von frechem Hohngelächter unterbrochen wurde, kündigte die nahe Ankunft des
„Versvrgers der Familie" an. Dieser, ein Koch Von Profession, hätte in
der Stadt stets eine Beschäftigung finden können. Trotzdem mußte das arme
Weib sich und ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit ernähren; den» ihr
Mann hatte sie verlassen und ließ sich nur selten bei ihr sehen. Doch er-
kannte sie seine Stimme schon lange bevor seine schweren Schritte ans dem
Hofe widerhallten, und suchte mit spähenden Blicken nach einem sicheren
Schlupfwinkel, in dem sie einige in Lumpen gewickelte Geldstücke verbarg.
Gleich darauf wurde es sehr laut in der kleinen Stube, eine tiefe, rauhe
Männerstimme versuchte eine schrille, weibliche zu übertönen, welcher sich bald
Kindergeschrei und lautes Schluchzen beigesellten. Jnle erwachte sogleich nnd
erzitterte am ganzen Leibe; mit weit geöffneten, furchtsamen Angen schaute
sie durch das dürre Geäst des Kehrbesens auf die schauerlichen Vor-
gänge. Sie sah, wie ein großer, starker Mann unbarmherzig mit geballten
Fäusten auf den Rücken des armen Weibes schlug, welches ihre ganze Kraft
aufbot, um sich zu wehren, wie er seine Frau so lange am Haar zerrte,
bis sie, vor Schmerz und Wuth sich windend, auf dem Boden lag. Dann
sah sie noch, wie der Bube seiner Mutter zu Hülfe eilte, sich über ihren
Körper warf und mit frechem Antlitz und haszglühenden Augen de» Bater
anblickte. Dann flohen Wohl die anderen Kinder, fast zu Tode geängstigt,
aus dem Bette der Mutter, das sie mit ihr theilten. Gcwöhnlich fand
dieser zärtliche Gatte und Vater das, was er zu holen gekommen war, ent-
riß der Aermsten das Geld, welches sie so sorgsam unter einem Balken der
Zimmerdecke oder in der Tiefe des Bodens versteckt hatte, und entfernte sich,
die Thüre heftig zuschlagend. Das Weib war zu erschöpft, um sich zu er-
heben, es bemühte sich nur, aus der liegenden Stellnng zu einer sitzenden

zu gelangen, um dann das Haupt in den rothen Händen zu bergen und laut und schmerzlich zu weinen. Sein Jammern wurde immer leiser, so leise, daß man den heißen Thränenstrom auf den zerlumpten Rock, der die zitternden Kniee barg, herniederträufeln hörte. Dies alles spielte sich vor den Auge» des im dunkeln Winkel niedergckauerten Kindes ab, welches alles beobachtete und sich dann immer dichter an die kalten Wände anschmiegte, oder mit zitternden Aermchen und verstörten Blicken den dürren Kehrbesen umfing. Einst geschah es, daß während eines solchen Auftrittes die Augen des Mannes sich auf diesen dunkeln Winkel richteten — die Kleine bemerkte es und verging vor Angst. Der Blick dieser runden, schwarzen, inmitten eines rothe» Gesichts schauerlich leuchtenden Angen war wirklich surchterregend. um so nielir aber mußte das arme Mädchen erschrecken, da es hörte, wie er von seiner Frau das Geld verlangte, welches ihr die Leute für den Unterhalt des Findlings zahlten, und auch vernahm, wie das Weib erwiderte, daß sie schon lange Zeit keinen Groschen erhalten habe, da die Menschen, welche einst das Geld gegeben, längst ausgezogen seien und die neuen Bewohner des Hauses nichts davon hören wollten. Nach diesen Worten lenkte der große Mann seine Schritte nach dem dunkeln Winkel, Bon furchtbarer Angst beherrscht, schloß die Kleine die Augen, fühlte aber,. wie er sie am Sauine stires rauhen Hemdchens ergriff, einige Augenblicke trug uud endlich auf der Schwelle der Wohnung aus die Erde hinwarf. Tann aber hörte und fühlte sie nichts, bewußtlos, wie im tiefen Schlafe, lag sie vor der Tbüre. Als sie die Angen öffnete, herrschte große Stille um sie her; ihre Füßchcn versanken im nassen Grase; feuchtes, kaltes Unkraut berührte ihren Nacken

Das arme Kind fing an heftig zu zittern und schien beängstigende Furcht zu empfinden. Was aber verursachte eigentlich diese große Angst? Die Kleine wußte es wohl selbst nicht. Vielleicht fürchtete sie die rauhe menschliche Stimme, die immer noch in ihren Ohren dröhnte, oder die schweren Regenwolken, die über ihrem Köpfchen am Firmamcnte hinsegclten, vielleicht auch das feuchte Unkraut, welches glattem, kühlem Gewürm gleich auf ihrem bloßen Körper sich bewegte, oder die breiten Zweige, der mächtigen Linden, Welche in der Tnukelheit wie schwarze Gespenster sich rauschend bewegten und murmelnd düstere Gespräche mit einander führten. Inmitten dieser Finsternis; und schauerlichen Umgebung fielen plötzlich die Blicke der armen Kleinen ans einen Lichtschimmer, der schwach und zitternd a«s einem kleinen Fenster drang. Sie erhob sich langsam, besann sich einige Augenblicke, dann — sie fürchtete sich nämlich sehr — machte sie sich mit zögernden Schritten, schwankend durch das hohe, feuchte Unkraut, auf den Weg, dem matten Lichtschein? zn.

Im entferntesten Winkel des Hofes befand sich eine Kammer, die niedriger und dürftiger war als diejenige, welche die Wäscherin mit ihren Kindern bewohnte, aber trotzdem einen ganz anderen Anblick bot. Dort

waren die Wände und die Zimmerdecke von fortwährend aufsteigenden Dünsten
förmlich geschwärzt, hier hatte die Zeit keine Spuren an den Minden hinter-
lassen, hier hatten diese ihre gelblich weiße Farbe behalten und schienen sehr
geschont und sorgsam gereinigt zu werden. Tort war die Luft heiß und
dumpfig von dem immer glühenden Herdfeuer, hier fühlte man eine durch-
dringende Kälte und große Feuchtigkeit, da der kleine halbzerfallene Ofen nie
geheizt wurde. In dieser kleinen Kammer standen nur wenige Möbelstücke -
eine alte Lagerstätte mit so spärlichem Bettzenge, daß man dessen kaum an-
sichtig wurde, dann eine hölzerne Niste, welche mit einem zerfetzten Teppiche
bedeckt war, und eine kleine mit rauchendem Cylindcr versehene Lampe. In
dieser so ärmlich ausgestatteten Stube saß auf der hölzernen Niste eine kleine
zusammengeschrumpfte Greisin, Welche bei dem Lichte der Lampe damit be-
schäftigt war, ein Netz zu verfertigen. Sie war von kleiner, zierlicher Gestalt
mit gewölbtem Rücken und abgemagertem Körper; ein alter wattnter, viel
zu kurzer Schlafrock bildete ihre ganze Kleidung. Ihr Kopf war unbedeckt
und die grauen, dünnen Haare fielen in wirren Strähnen auf Stirn und
Nacken herab. Tief gebeugt über ihre Arbeit, zog sie ihre Nadel flink aus
und ein und murmelte dabei fortwährend unverständliche Worte, bei denen
sich aber wunderbarer Weise viel weniger ihr eingefallener, fahler Mund
bewegte als die Stirn, deren unzählige Falten sich immerfort hoben und
senkten, sich näherten und wieder auseinandergingen, überhaupt ein so leb-
haftes Spiel trieben, daß man glauben konnte, sie erzählten einem unsichtbaren
Wesen eine lange, seltsame Geschichte.

Plötzlich erhob die greise Arbeiterin ihren Kopf und blinzelte mit ihren
hinter der Brille röthlich leuchtenden Augenlidern. An der niedrigen Zimmer-
thür ließ sich nämlich ein leises Geräusch hören, verstummte aber gleich
darauf, um bald auf's neue vernehmbar zu werden. „Alle guten Geister
loben Gott, den Meister!" rief die Alte, erhielt aber keine Antwort. Sie
erhob die Hand und wollte das heilige Kreuzeszeichen machen, als das Ge-
räusch bei der Thüre lauter wurde und man sogar ein leises Stöhnen und
Schluchzen deutlich hören konnte. Sie stand auf, schritt bis zur Schwelle
und fragte laut: „Wer ist denn da draußen?" „J»le," antwortete eine
schwache Stimme. Tiefe schwachen Töne, die keine Worte, sondern fast nur
Seufzer waren, drangen Dank der tiefen nächtlichen Stille an das Ohr der
Alten. Sie machte eine unwillige, ärgerliche Handbewegung, nahm die Lampe
und schritt, leise keifend, zur Thüre. „Daß diese Balger mich auch niemals
in Ruhe lassen können! Der Schlingel warf mir bei Tage einen Stein
durch's Fenster, und jetzt stört mich diese mitten in der Nacht I" Mit diesen
Worten öffnete sie die Thüre und sagte mit erregter Stimme:
„Warum treibst Tu Dich in der Nacht herum?"

Ihre Rede abbrechend, blickte sie auf das Kind, welches unbeweglich auf
der Schwelle stand. Die nackten zitternden Beinchen schauten aus dem viel
zu kurzen Hemde bis an die Knie heraus, dichte Regentropfen lagen auf

ihrem Haar und benetzten ihr Antlitz. Tie Alte zog schweigend das Mädchen
in die Stube und fragte, indem sie die Thürc schloff
„Warum kommst Du zu so später Stunde zu mir?"
Lange dauerte es, ehe von den Lippen der Kleineu die geflüsterten
Laute erklangen:
„Sie haben mich hinausgeworfen!"
„So," sagte mit erstaunter Stimme die alte Frau, setzte sich wieder
auf die Kiste, beobachtete aber mit noch immer prüfenden Blicken das arme
Kind.
„Man hat Dich hinausgeworfen, und wer von ihnen hat es eigentlich
gethan?"
„Ter Herr," antwortete die Kleine.
„Der Herr? Damit ist Wohl jener freche Trunkenbold Jakob gemeint,
der so oft unsere Nachtruhe stört? Hat er denn seine Frau wieder miß-
handelt?"
„Ja, es war ganz so, wie immer," sagte die Kleine und schluchzte
heftig.
„Rein, das ist doch unerhört! Dasz er zum Verbrecher werden wird,
das ist mehr als sicher, und Dich hat er so mir nichts Dir nichts hinaus-
geworfen, hat sich weder an die Kälte, noch an die Dunkelheit, noch an den
strömenden Regen gekehrt! — Woher ist es aber Dir eingefallen, zu mir
zu kommen, gewiß weil ich Dir vorgestern eine Brotrinde gegeben habe? —
Willst Du jetzt ein paar Tropfen Milch trinken?"
Lauter und entschiedener erwiderte das Kind: „Ja."
Die Alte bückte sich nnter den Tisch, langte einen kleinen, mit Milch
gefüllten Topf hervor, dem ein Stück Papier als Deckel diente, und reichte
ihn der Kleinen mit folgenden Worten hin:
„Trink' die Hälfte davon und laß mir die andere zum Frühstück. Na,
beruhige Dich, es wird auch etwas für Dich übrig bleiben." Das Kind
trank mit gierigen Zügen, kaum aber hatte es die ihm bestimmte Hälfte aus-
getrunken, als auch die Alte das Töpfchen seinen Händen entzog, um es
wieder unter den Tisch zu stellen.
„Warum zitterst Tu so heftig, wie im Fieber?" fragte sie, „hast Tu
denn nichts mehr anzuziehen, als dieses armselige Hemd?"
„Nein," erwiderte stumpf die Kleine.
„Bei mir kannst dn auch auf nichts rechnen, ich habe nichts zu vergeben,
trage selbst meinen letzten Lumpen. Ten alten Lappen da kannst Tu nehmen."
Ties sagend nahm sie von ihrem Bette ein großes, zersetztes Tuch,
wickelte das kleine Mädchen hinein, sührte sie dann in den Winkel, der zwischen
dem Ofen und der Wand sich befand, und sagte mit gütiger Stimme: „Jetzt
setz' dich ruhig hin, oder was am besten wäre, lege dich hin und schlafe.
Nun hast Du mir mein warmes Tuch genommen, das habe ich Von der
ganzen Geschichte, Gott weiß, was mir diese Nacht als Decke dienen wird.

Tieser Morgenrock vielleicht? Na, schlafe ruhig und mach' Tir keine unnöthigen Sorge,,. Ter Jakob wird Tich hier nicht aufsuchen." Jule setzte sich recht behaglich in den Winkel, konnte aber trotz großer Ermüdung nicht einschlafen, sondern starrte lange auf ihre neue Beschützerin, die, auf der hölzernen Kiste sitzend, eifrig mit dem Netze beschäftigt war und dabei fortwährend mit sich selbst sprach. „Ich will noch ein kleines Stückchen weiter arbeite», es ist noch früh, die Thurmuhr hat noch nicht elf geschlagen, und bis zu dieser Stnnde muß ich unbedingt an meiner Arbeit sitzen. Tic Wollstickereien mufz ich beim Tageslicht besorgen, weil sie die Angen viel mehr anstrengen. Ach, meine Augen, meine Augen! Sie lassen mich im Stiche!" Bei diesem Ge-danken scuszte sie laut ans und blickte auf das in der Ecke sitzende Kind. „Armer Wurm! Dieser Lümmel Jakob wird noch vor das Criminal gericht kommen, uud sein Bnbc wird ein ihm ähnlicher Verbrecher werden, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ter freche Beugel wagt cS mir Steine in's Fenster zn werfen; wenn so etwas mir vor dreißig Jahren begegnet wäre, dann hätte ich meinen Ticnstboten besohlen, ihn zn fangen und gut durchzuhauen. Tienstboten! Die hatte ich einst, aber das ist schon lange her! Wer hätte es gedacht!" Bei dieser schmerzlichen Erinnerung hoben sich ihre tief eingefurchten Runzeln, als ob sie sich über etwas wunderten, und die grauen, dünnen Haarsträhne sielen noch wehmütiger auf die gelbe Stirn. Da ließ sich aus der Ferne, gewiß aus dem Mittelpunkte der Stadt, der Schall der Kirchenuhr hören. Tie Alte streckte ihre dünnen, blassen Finger in die Höhe und zählte an ihnen die Glvckenschläge, welche die elfte Stunde verkündeten und allmählich verhallten. Im selben Augenblicke stand sie ans, legte ihre Arbeit weg und murmelte wieder vor sich hin: «Einst sasz ich bis ein oder zwei Uhr nach Mitternacht auf und unterhielt mich in meinen Sälen mit Gästen. Ja, ich hatte Säle, aber das war vor langen Jahren. Wer hätte es gedacht!" Sie nahm ihre Brille ab nnd sprach, mit den Augen zwinkernd: „Ja, wenn ich noch so gute Augen hätte wie einst, würde ich einen schönen Teppich sticken in derselben Art etwa wie denjenigen, der in meinem Salon lag. Ich könnte schönes Geld dafür bekommen, aber das, was mich an dieser Arbeit hindert, sind meine Augen, die mir znweilcn den Tienst versagen und mich vielleicht bald im Stiche lassen werden." Bei dieser Aeußerung bewegten sich nicht nnr ihre unzähligen Stirnfalten, fondern der ganze Kopf zitterte heftig, als ob er über etwas Entsetzliches, Schauder-erregendes erschrocken wäre. Sie rüstete sich nun znr Nachtruhe, löschte die Lampe aus, sprach mit leiser Stimme das wunderschöne Gebet: „Wer sich in Gottes Hut begiebt ..." und legte ihre alten, müden Glieder aus das spärliche Stroh, murmelte aber noch lange: „Wer hätte es gedacht!" Wer hätte es gedacht! Das in dem Winkel liegende Kind schlief unruhig uud rief oft im Schlummer aus: „Hinausgeworfen, hinausgeworfen!"

Kaum hatte Jnle am andern Tage die Augen aufgeschlagen, als sie ein silberhelles Lachen durch die Räume erklingen ließ. Warum sie eigentlich

lachte? Ja, was veranlaßt denn die kleinen Vögel, den anbrechenden Morgen
mit frohem Gezwitscher zu begrüßen? Was laßt die goldig schimmernden
Fliegen oder Mücken, die an Sonnenstrahlen zu hangen scheinen, so heiter
summe»? Ein Lichtstrahl der aufgehenden Sonne fiel in die Stube und
huschte flimmernd über das Weiße Haar der kleinen Greisin, die eben mit
andächtig gefalteten Händen und erhobenem Blick, der durch das kleine Fenster
den Himmel suchte, das Vaterunser betete. Kaum hatte sie ihre Andacht
beendet, als sie das frohe Lachen der Kleinen vernahm, sie wandte sich der
Kammer zu und sagte: „Nun, Tu bist ja schon aufgewacht! Hast Du gut
geschlafen und warm gelegen?"
Jule fand es so behaglich in dem dicken Tuche, mit dem sie fest um-
wickelt war, daß sie noch eine Weile liegen blieb, unbeweglich wie eine kleine
Mumie: die blitzenden Augen und der lächelnde Mund waren das einzige
Lebenszeichen. Bald erhob sie sich jedoch und lief mit dem ihr nachschleppenden
Tuche, welches nur noch ihren Rücken bedeckte, auf die alte Frau zu, sdie
ihr das Milchtöpfchen mit der Ermahnung reichte, ja nicht alles auszutrinken,
sondern auch für sie etwas übrig zu lassen. Die Kleine trank mit gierigen
Zügen, und man sah es ihr an, daß sie selten etwas Wohlschmeckendes ge-
nossen hatte.
„Jetzt bin ich an der Reihe." sagte die Alte, indem sie ihr die Milch
abnahm, „siehst Tu, das ist alles, was ich zum Frühstück esse. Ich werde
es gewissenhaft mit Dir thcilen und hoffe zuversichtlich, daß es Dir wohl
bekommen wird. — Einst hatte ich Morgens zwischen Thec. Kaffee und
Ehukolade die Wahl, das ist aber schon lange her: wer hätte es gedacht! —
Doch man muß sich in sein Lvvs fügen, denn das irdische Glück ist sehr
schwankend, oft stürzt es die Menschen von lichter Höhe in dunkle Nacht.
Ich war auf der Höhe und fiel in die Tiefe, wo ich bis zu meinem letzten
Tage verbleiben werde. Vielleicht wird es aber Dir gelingen, Dich auf die
sonnige Höhe des Glückes zu schwingen. Tu bist ja noch jung und hast
ein langes Leben vor Dir. Heute bist Tu zwar ebenso arm wie ich und
hast nur ein einziges, viel zu kurzes Hemd, Deine Kniee schauen heraus, so
sehr bist Tu ausgewachsen, das ist unanständig, ich werde wohl bei Be-
kannten um ein altes Kleidchen für Dich bitten müssen."
Während dieser oft unterbrochenen Rede kleidete sie sich an, legte ihr
armseliges Mäntelchcn um und band eine zerlöcherte Mussclinhaube um ihren
Kopf.
„Ich kann das für Dich auswirken," sprach sie weiter, „da ich viele
Herrschaften kenne, die mir meine Handarbeiten abkaufen, denn ich wandere
ja den ganzen lieben Tag von Haus zu Haus, obgleich mir das Treppen-
steigen sehr sauer wird. Und ^doch ziehe ich die hochgebauten Häuser den
einstöckigen vor, da in den letzteren mich sehr oft abscheuliche Hunde anfallen,
an meinen Kleidern zerren, ja einer mich unlängst in's Bein gebissen hat.
Tie Geschwulst, die dieser Biß verursachte, war so schlimm, daß ich eine

Znle,
ganze Woche zu Hause bleiben mußte. Wenn es nur die Hunde wären,
aber oft vertreiben und beschimpfen mich Dienstboten, sie nennen mich Bettlerin.
Wer hätte es gedacht!"
Sie lob ihre rochen Augenlider und blickte mit ihren mattblauen
Augen in die Ferne. „Bettelweib nennen sie mich! Warum denu dies ab-
scheuliche Schimpfwort? Verdiene ich etwa meinen Lebensunterhalt nicht auf
ehrliche Weise? Sind meine Arbeiten nicht viel schöner als die, welche in
den Schaufenstern der großen Laden liegen? Ich arbeite fleißig und werde
so fortfahren, so lange es ,mir meine Augen erlauben, Freilich — wenn
die mich im Stiche lassen! . . ." Ihr Hnipt zitterte wieder so h'ftig. als
ob es einen unsäglichen Schreck empfange, und die tiefen Stirnfalten be-
wegten sich rasch nach verschiedenen Richtungen. Sie nahm vom Boden das
alte Tnch, das von den Schultern des Kindes herabgeglittcn wir, hüllte sich
darein und setzte eine kleine Kapuze auf den Kopf. „Jetzt." sagte sie zur
Kleinen, „mußt Du auf den Hof gehen; denn ich gehe ans und verschließe
mein iZimmer. gegen Abend kannst Du wiederkommen, dann werde ich Dir
ein wenig Von meiner Milch geben und erlauben, die Nacht bei mir zuzu-
bringen. Ich kann Dir kein Mittagsmahl anbiete», da ich nicht zu Hanse
esse: es ist ganz unmöglich, in diesem zerfallenen Ofen ein Fen.'r anzu-
machen. Deshalb gehe ich zu einer Bekannten, die einen Kochherd besitzt,
jede von uns giebt ein paar Pfennige, nnd dann wird ein Topf mit Kartoffeln
oder Graupen gekocht. Nur wenn sich zu viel Arbeit aufhäuft, gehe ich
nicht ans, sondern esse zn Hause einige in Wasser aufgeweichte Bretzeln. Wer
hatte es gedacht! — Doch es ist schon spät, ich mnß gehen, lauf' jetzt auf
den Hof, aber komme Abends zurück, vielleicht werde ich an meinem Mittags-
essen ein paar Bissen für Dich absparen." Beide verließen das Stäbchen,
die Greisin trippelte ans dem Thorwegc das Kind blieb anf dem Hofe
stellen, an eine Mauer sich anlehnend. Das glii kliche Lächeln war von seinem
Gesichtchen verschwunden; denn der Tag war kalt und windig und die herbst-
liche Sonne leuchtete zwar hell, konnte aber die arme Kleine nicht erwärmen,
Sie zitierte nnd bebte vor Kälte und lief bald im Sturmschritt nach dem
Nebenbaue, in dem sich das Zimmer der Wäscherin befand. Dort blieb sie
an der Thüre der Wohnnng stehen nnd regte sich eine zeitlang nickt, bis sie
endlich ihr dürre? Aermchen nach der Klinke streckte, aber immer wieder
ängstlich zurückzog, Ju diesem Augenblicke erschien in der geöffneten Tliüre
die Wäscherin, die gewiß Wasser holen wollte, da ein dicker Stock auf ihren
Schultern ruhte, an dessen beiden Enden zwei leere Eimer hingen, Ihr
Antlitz trug noch deutliche Spuren des nächtlichen Auftrittes, es war ge-
schwollen, zerkratzt nnd stellenweise mit blauen Flecken bedeckt, ihr durch die
grausame Männerhaud verwirrtes Haar hing unordentlich anf ein Hemd hin-
unter, dessen Aermel sehr von der nächtlichen Schlägerei gelitten hatten.
Als ihr Auge auf das an der Schwelle stehende Kind fiel, rief sie ärgerlich:
„Bist Du wieder hier? Quäle ich mich denn nickt genng? Mußt Tu mir

auch noch zur Last stillen! Bist Tu denn mein eigenes Kind, daß ich im
Schweiße meines Angesichtes für Dich arbeiten muß, um dann noch Höllen-
qualen dafür zu erleiden? Packe Dich fort von hier und tritt mir nie wieder
vor die Augen!" Sie stieß das Kind unsanft von der Thüre weg und rief
mit lauter Stimme in's Zimmer: „Anton, daß Du mir nicht den Findling
hineinlassest!" Anton ließ sich das nicht zweimal sagen, fondern eilte bar-
fuß und in kurzer Jacke aus der Wohnung, schien sich auf die Kleine stürzen
zu wollen nnd rief ihr zu: „Packe Dich!" Jule zog sich ängstlich einige
Schritte zurück, während er sich ihr wieder näherte und seine Worte«
wiederholte. Dies dauerte so lange, bis der blonde Kopf eines achtjährigen
Mädchens im Fenster erschien, und die Schwester den Knaben laut aufforderte,
ihr beim Anmachen des Feuers zu helfen, da sie befürchtete, allein bis znr
Rückkehr der Mutter damit nicht fertig zu werden. Der Bube lief eiligst,
dieser Aufforderung Folge leistend, in die Stube, und die Kleine blieb d^r
stehen, wohin sie die Angst vor dem bösen Knaben getrieben hatte. Keine
Spur von Schmerz oder Wehmuth war an ihrem Gesicht zu bemerken, in
ihren weitgcöffneten Augen spiegelte sich nur großes Staunen und ohn-
mächtige, zurückgehaltene Wuth. So sand sie die wiederkehrende Wäscherin,
betrachtete sie eine kurze Weile, murmelte einige unverständliche Worte und
schritt dann in ihre Wohnung, aus welcher sie bald mit einem großen Stücke
Schwarzbrot herauskam. Sie reichte es dem Kinde und sagte mit unfreund-
licher Stimme: „Nimm dies, es wird wohl auf den ganzen Tag langen;
ich will Dir von Zeit zu Zeit Brot schenken, aber Gott sei Dir gnädig,
wenn Du wieder meine Wohnung betrittst. Tu würdest schreckliche Hiebe
bekommen, uud dann würde ich Dich in die dornigen Disteln werfen."
Jule blieb solange regungslos auf derselben Stelle stehen, bis die Thüre,
hinter der die Wäscherin verschwand, geräuschvoll geöffnet wurde, und die
Kinder lärmend ans den Hof stürzten, dann lief auch sie, so schnell es ilire
kleinen Füße vermochten, in den tiefen Flur des großen Baues, über dem
soeben das dröhnende Getöse der Mangel erscholl.
Einige Monate später begrüßte die an der Schwelle ihres Ladens
stehende Jüdin die kleine Greisin, die von ihrer täglichen Wanderung in die
Stadt zurückkehrte, und fragte neugierig, ob die Frau Räthin jetzt den Findling
in ihren Schlitz genommen habe. Tie Alte erwiderte mit den traurigen
Worten:
„Sie meinen Wohl, liebe Frau, daß ich selber Kummer und Sorge
genug habe?"
„Ta haben Sie wieder Recht, Frau Räthin, in Ihrem Unglück bedürfen
Sie selber des Schutzes! Aber das Kind hat bei Ihnen wenigstens ein
bischen Nahrung nnd ein ruhiges Nachtlager."
„Tas ist eine elende Ernährung, die ich ihm bieten kann; wenn ich
selber was habe, dann thcile ich es mit ihm, ich erlaube ihm auch, in meiner

Kammer zu schlafen, wenn es gar zu kalt auf dem Hofe ist, olgleich es in meiner Stube nicht viel wärmer ist. Wer hätte es gedacht! Wer hätte es gedacht!"

Nach diesen Worten trippelte sie auf den Hof und murmelte immerfort vor sich hin:

„Ich soll die Kleine beschützen! Kann ich denn Jemandem eine Wohlthat erweisen? Bin ich denn noch wohlhabend wie ehedem ? Ja, damals konnte ich mich armer Mädchen annehmen, sie ernähren und erziehen, ja sie sogar schön putzen! Jetzt sind sie in die weite Welt geflogen und haben ihre Wohlthäterin ganz vergessen! Wer hätte es gedacht! Für dieses Kind zu sorgen, ist eine viel zu schwere Last für mich, die ich weder ihre Mutter noch Großmutter bin!"

Trotz dieser unwilligen Rede bemühte sie sich sehr, ein in Papier eingewickeltes Stück Fleisch und einige Kartoffeln, die sie in der Hand hielt, beim Oeffncn der Thüre nicht fallen zu lassen. Sie flüsterte wieder vor sich hin:

„Tas ist der für das Kind bestimmte Theil. Aber wo treibt sich denn das Mädchen ewig herum?" und sich aus dem Fenster beugend, rief sie mit schriller, zitternder Stimme:

„Jule, Jule, wo steckst Tu denn?"

Tiesem Nufe folgend, huschte das Kind in die kleine, weiße Kammer und machte sich gierig an das mitgebrachte Essen. Tie Alte setzte sich nnterdeß wie gewöhnlich auf die alte Niste und begann, verschiedene Wollen, die sie ihrem Sacke entnahm, zu ordnen. Bald aber wandte sie sich zu der Kleinen und sagte:

„Setz' Tich hierher zu meinen Füßen und stricke ein wenig."

Die Alte legte in die Kinderhände Stricknadeln und einen Knäuel Baum-Wolle und sing das Mädchen an eifrig zu unterweisen.

„Den Faden mußt Du auf dem Finger halten, Deine Stricknadeln darunter, so wie jetzt, und nun hast Tu auch eine Masche gemacht — jetzt immer weiter."

Stöhnend richtete sie sich in die Höhe, beschäftigte sich wieder mit dem Ordnen ihrer Wollen und sprach, ans die Kleine niederblickend:

„Germ will ich Tich das lehren, was mir nicht zu viel Schwierigkeiten macht, zn stricken nnd ordentlich jzu beten. Tas Ucbrige muß ich anderen Menschen überlassen; mit Teiner Erziehung beginne ich nur, ich fange nverhaupt alles für Tich an; auch an den. Tage, wo Du in unserem Thorweg liegend gefunden wurdest, war ich die erste, welche in die Mütze des für Dich sammelnden Riemers ein Geldstück warf."

Tas Kind folgte diesen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit, kästele neugierig ihre Augen aus das Antlitz der Alten und fragte:

„Wer hatte mich denn dorthin geworfen?"

Tie kleine Greisin bewegte sich unruhig auf ihrem Sitze, und i» ihrem
Gesichte spiegelte sich ein sichtliches Erschrecken über diese Frage.
„Wer es gethan hat, das weiß wohl nur der ^liebe Gott," sprach sie
mit sehr erregter Stimme, „vielleicht war es der große Vogel, der alle kleinen
Kinder in die Welt bringt."
Jule saß tief sinnend, erhob aber nach einer Weile ihre Blicke zu der
Alten und fragte wieder:
„Warum hat mich denn dieser große Vogel nicht zur Frau Wäscherin,
zum Herrn Riemer oder zu einer andern Herrschaft getragen, sondern mich
so ohne weiteres i» einen Thorweg hingeworfen?"
„Willst Tn wohl aufhören so albern zu fragen!" sagte die Greisin und
arbeitete immer emsiger. .Linder brauchen nicht Alles zu wissen; es ist besser
Tu strickst und ich will Dir das Glaubensbekenntniß vorsagen. Ich glaube
an Gott, den Vater . . . nun wiederhole dies!"
Die Kleine sprach leise,
„Ich glaube an Gott den Vater," aber ohne dao mindeste Verständnis;,
da ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Nadel gerichtet war, welche durchaus
nicht durch eine zu fest gestrickte Masche schlüpfen wollte!
„Den Allmächtigen," fuhr die Alte fort: leise, fast wie ein Echo, er-
scholl auch dieses von den Kinderlippen.
„Du hast wohl das Wort gar nicht begriffen?" fragte die Greisin.
„Wir nennen Gott allmächtig, weil er Alles vermag. Hast Du mich ver-
standen?"
^ Jule hatte wieder ihren Strickstrumpf falle» lassen und schaute gespannt
auf ihre Lehrerin, Sic schien über etwas, das ihr räthselhaft war, nach-
zudenken und wandte sich dann mit der schwer zu beantwortenden Frage an
ihre Beschützerin:
„Warum hat denn Gott, da er ja allmächtig ist, diesem großen Vogel
nicht befohlen, mich zur Frau Wäscherin oder znm Herrn Schreiner zu
bringen. Ihre Kinder haben es doch viel besser als ich."
Die kleine Greisin' wiegte verwundert ihr Haupt und schien über die
Fragen der Kleinen, welche bis auf den Grund ^dcr Dinge gingen, sehr er-
staunt; sie begann mit langsamen, ernsten Worten dem Kinde zu erzählen,
daß Gottes Macht unendlich groß, daß seine Mite unerschöpflich und sein
Mitleid grenzenlos sei/ und behauptete in überzeugendem Tone, der Schöpfer
habe es gewiß mit ihr sehr gnt gemeint, aber sie sei unglücklicher Weise in
die Hände schlechter Menschen gefallen.
Das Kind lauschte begierig ans die erklärenden Worte, schien aber
noch viele Zweifel zu hegen; denn plötzlich rief es zürnend aus:
„Jetzt aber weiß sich 'es sicher, es war 'gar kein Bogel, es waren
Menschen, die mich dort vor's Hofthor hingeworfen haben."
Diese Worte versetzten die !Alte in große Aufregung, sie drohte mit
ihrer^Hä'kclnadcl und rief:

Iulc,
„Diese ewigen Fragen, wie. wer, warum, können einen rasend machen!
Wenn es Tir auch schlecht im Leben geht, so geschieht es in Uebereiiistimmung
mit dem göttlichen Willen, und in den Willen Gottes muffen wir uns Alle
sögen; merke Dir das und sage mir sofort, ob Du Dich darein fügst!"
«Ich füge mich." antwortete Jule mit verschüchterter Stimme.
„So muß es auch sein/' fuhr die Alte etwas ruhiger fort, „Du siehst
ja. daß auch mein Leben schwer genug ist, und doch murre und frage ich
nicht, obgleich sich mein Alter so ganz anders gestaltet hat als meine Jugend.
Wer hätte es gedacht! Ich hatte liebe Eltern, ein schönes Vermögen gehörte
mir, und ein trefflicher Mann reichte mir die Hand: er bekleidete eine sehr
lwbe Stellung als königlicher Rath, und wir lebten in dieser Stadt so
glücklich wie ein Königspaar. Nur eins hatte uns der allmachtige Schöpfer
versagt, wir bekamen keine Kinder. Dann — ja dann starb mein Mann,
das Vermögen verschwand und mit ihm zerstoben alle Verwandte und
Freunde. — Jetzt ist mir die Welt zur Wüste geworden, meine Augen und
Hände sind meine Ernährer. Wer hätte es gedacht! Ich bitte den lieben
Gott nur um eins: das Augenlicht möge er mir bewahren, aber ich fühle
es doch, daß die Augen mich allmählich im Stiche lassen. Wenn Tu gut
wirst beten können, dann bitte ihn auch darum, daß er mir nicht die Seh-
kraft entzieht."
„Ich will es thun," erwiderte die Kleine.
Unterdeß war die Dämmerung angebrochen, die Alte zündete die Lampe
^in und sprach:
„Wie gut mir jetzt eine Tasse Thee bekommen würde! Meine Glieder
erstarren, und nach der salzigen Mittagssuppe empfinde ich einen brennenden
Turst; ich habe aber nicht die Mittel, mir solches wohlthuende Getränk zu
verschaffen. Wer hätte es gedacht! Lege jetzt Tein Strickzeug bei Seite:
denn von Teincm Platze aus kannst Tu nicht mehr gut sehen. Komm' an
meine Seite, wir wollen das Vaterunser weiter lernen. Nnd vergieb uns
unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldiger»," sagte die Alte.
„Wie wir vergeben," wiederholte das Kind, brach aber plötzlich ab,
um schüchtern zu sagen:
„Ich vergebe nicht!"
„Wem vergicbst Tu nicht?" fragte erstaunt die Greisin. ,
„Ich werde Anton nicht vergeben," sagte Jule unwirsch, und ihre Augen
sprühten zornige Blitze.
„Solche Hartnäckigkeit ist bei einem Kinde sehr häßlich," sprach die Alte.
„Tu solltest Dich sehr schämen! Anton ist zwar ein arger Spitzbube, aber
Tu mußt ihm vergeben, weil der liebe Gott es so befohlen hat. Du mußt
ihm vergeben und zwar gleich! Hörst Du es?"
Tie Kleine schwieg eine Weile, rief aber dann heftig:
„Ich werde ihm aber nicht vergeben, ich kann ihm nicht vergeben.
Gott soll mich mit Krankheit und Erblindung strafen, wenn ich ihm je ver-

gebe! Ich will nur groß und stark werden, nm mich zu rächen und ihn
so stark zu hauen, wie es der Herr Jakob mit seiner Frau macht. Gott
möge ihm nie vergeben, sondern der Teufel hole den Schuft!"
Dabei ballte sie die kleinen Fäuste, ihre Augen glühten in leidenschaft-
lichem Hasse und häßliche Flüche und Schimpfworter entquollen ihrem Munde,
welche sie den Bewohnern des großen Hofes abgelauscht hatte.
Die alte Frau unterbrach die Fluth dieser Schmähworte und sagte mit
drohender Stimme: „Schweig' augenblicklich oder verlaß mich, wenn Tu so
schlecht bist."
Jule erhob sich vom Boden und schritt langsam zur Thür; als sie schon
auf der Schwelle stand, rief die Greisin:
„Wenn Tu ihm vcrgicbst, werde ich Dir erlauben, bei mir zu bleiben,
und Dir auch etwas Milch geben."
Trotzig blieb das Kind auf seinem Platze, ja streckte schon die Hand nach
der Thürklinkc aus, «der die Alte ließ es nicht geschehen, sondern rief es an
Ihre Seite. Mit düsterer Miene kam es auf seine Beschützerin zu. Diese
richtete prüfende Blicke auf das Mädchen, legte ihre gerunzelte Hand auf
sein Haupt und sagte mit bittender Stimme:
„Vergieb ihm, thue es mir zu Liebe, die ich vor dem lieben Gott für
Dein Seelenheil verantwortlich bin; er wird niir für Deine Sünden zürnen.
Als Tu einst ganz erstarrt, hungrig, von grausamen Menschen zur Nachtzeit
weggejagt, bei mir eine Zufluchtsstätte suchtest, da stand mein Entschluß fest,
mich Tciner anzunehmen, weil Tu eben so verlassen warst als ich. Tu bist
mir eine schwere Last, ich theilc jeden Bissen mit Dir und habe Dir sogar
den letzten warmen Lumpen, der mir zur Bettdecke diente, abgegeben und
werde deshalb meine» Schlafrock sehr schnell verbrauchen, da ich ihn jetzt
Tag und Nacht benutzen muß. Tu schuldest mir Dankbarkeit für so große
Opfer .und mnßt dem Jungen auf meine Bitte hin vergeben. Nun, wirst
Du ihm jetzt vergeben?"
Bei den letzten Worten legte sie ihre Hand auf die düstere Stirn des
Kindes, welche sie zärtlich streichelte, und fragte noch einmal mit bittendem
Tone:^ „Wirst Tu Anton vergeben?"
„Ja/' erwiderte gerührt die Kleine und lüßtc zärtlich die sie streichelnde
Hand.
„So ist es recht, liebes Kind, jetzt setz' Tich wieder zu meinen Füßen
hin; ich will Tir vieles vom lieben Gott erzählen, wie er die Welt ge-
schaffen, die Menschenkind alles andere. Ich bin sorgfältig erzogen worden
und habe von allem ein Bischen gelernt, ich war einst gesprächig und sehr
heiter und meine Bekannten priesen mich deshalb als eine gebildete, liebens-
würdige Tamc. Wo sind sie jetzt, diese Freunde?" Sie seufzte tief auf und
sagte wie gewöhnlich: „Wer hätte es gedacht!"
In langsamer, feierlicher Rede, welche aber oft durch verschiedene Be-
merkungen unterbrochen wurde, erzählte sie dem Kinde, das indes; sanft ent-

schlummerte und dessen Köpfchen in ihrem Schöße ruhte, biblische Geschichten.
Als aus der Ferne schallende Glockenschläge die elfte Stunde verkündeten, er-
wachte Jule. Sorgfältig in das große Tuch eingewickelt, wurde die Kleine,
welche ganz verschlafen war, von der Geisin in de» Winkel geführt, welcher
sich zwischen der zerbröckelnden Wand und dem zerfallenen Ofen befand.
Auf diese Weise lebten und unterstützten sich gemeinschaftlich einige Jahre
lang zwei hülflosc Wesen. Nach Ablauf dieser Zeit fand doch eine große
Veränderung in den Gewohnheiten der alten Räthin statt; ihre Wanderungen
in die Stadt wurden immer seltener, und auch ihr Lehrmeisteramt wurde
bald ausgegeben. Je langsamer sie die Netz- oder Häkelnadel handhabte,
desto heftiger zitterte ihr Kopf und desto ungestümer verzogen sich die tiefen
Stirnfalten. Unsäglich schwer wurde es ihr, die Aarben der bei ihrer Arbeit
zu verwendenden Wollen zu unterscheiden, und sie flüsterte oft bei dieser so
anstrengenden Beschäftigung: „Sie lassen mich im Stich! Sie lassen mich
schon bald im Stich!"
In der Thai verwechselte sie jetzt oft die Knäuel und mußte zuweilen
ihre ganzen Tagesarbeit auftrennen. Dann wischte sie mit zärtlich sorgsamen
Bewegungen ihrer Finger Thränen von den blutigen Augenlidern und sagte
gewöhnlich:
„Bitte Gott, liebes Kind, daß er mir das Augenlicht erhalte! Der
Schöpfer liebt die Gebete der Unschuldigen."
Noch immer saß sie wie in besseren Tagen auf der hölzernen Kiste,
bis die elfte Stnnde geschlagen hatte. Aber statt so fleißig zu arbeiten wie
früher, ließ sie ihre Hände ruhig im Schöße liegen, und ihre Blicke schweiften
in die weite Ferne. Regungslos, mit stnmmen Lippen, saß sie stundenlang
und ließ ihren unzähligen Stirnrunzcln freies Spiel, die immer tiefer sich
herabsenkten und endlich wie eine schwere, unbewegliche Wolke sich über ihrem
kleinen, dürren Gesichte lagerte». Tie Milch, die sie früher alle Tage ge-
nossen hatte, wurde jetzt ein seltener Labetrunk. auch die Mittagsmahle, welche
sie bei einer Bekannten in besserer Zeit verzehrt hatte, fiele» jetzt sehr oft
aus und wnrden durch zwei in Wasser getunkte Bretz.'ln ersetzt, welche Jule
im Auftrage ihrer Beschützerin bei der Jüdin lauste, von der sie auch fast
immer eine dritte als Zugabe erhielt.
Einmal hörte Jule, wie die Alte düster vor sich hinninrmelte: „Schon
bald naht die schreckliche Stunde," überlegte sich aber den Sinn dieser Worte
gar nicht, da sie durch das plötzliche Verschwinden dcS BettgcstellcS und des
einzigen Kopfkissens sehr beunruhigt war. Staunend blickte sie auf einen
kleinen Haufen Stroh, das am Kopfende des auf bloßer Erde liegenden
Lagers sich befand. Rasch nach einander verschwände,, auch das wattirte
Mäntclchen und der hinkende Tisch, der immer am Fenster gestanden hatte.
Es blieb nichts weiter in der kleinen Stube als das elende Lager der Alten
ein großes, schwarzes Kreuz, das über der Stelle hing, Ivo die Greisin schlief,
und die bloße hölzerne Kiste, die der alten Frau noch immer zum Sitze

diente. Ohne jede Beschäftigung saß diese auf ihr tagelang, blinzelte mir
den geschwollenen Augenlidern und wiederholte fortwährend: „Wer hätte es-
gedacht! Wer hätte es gedacht!"
Eines Tages, als Jule beim ersten Morgengrauen erwachte, hörte sie.
wie die Greisin mit eigenthümlich lauter und aufgeregter Stimme rief: „All-
mächtiger! warum hast Du mir dies nicht erspart? Warum hast Du mich
diesen schrecklichen Augenblick erleben lassen ? Eine Stunde später, als helle
Sonnenstrahlen durch das kleine Fenster in die Kammer drangen, schlüpfte
Jule hinaus und sah, wie das greise Haupt der alten Frau regungslos
mit geschlossenen Augenlidern, auf dem armseligen Kissen lag. Der Herbst-
tag neigte sich rasch, Jule kam in der Dämmerung nach stundenlangenl
Herumlaufen auf dem Hofe auf die Wohnung ihrer Beschützerin zu und
wollte wie gewöhnlich die Thüre geräuschlos aufmachen, mit leisen Schritten
hineingehen nnd sich dann zu den Füßen der Greisin setzen. Regungslos,
tief erschrocken blieb sie an der Schwelle stehen; in der sonst so stillen Stube
waltete jetzt ein betäubender Lärm: rohes Gelächter, heisere Stimmen tönten
aus der Mitte des Zimmers. An einem rnnden Tisch saßen drei Männer
und warfen bei dem matten Schimmer eines Talglichtes einander schmutzige,
zerlumpte Karten zu. Dichte Rauchwolken, die ihren Cigarren entstiegen,
verdunkelten so sehr die Stube, daß man nichts außer dein großen schwarzen
Kreuze sah, das, gleichsam ein Vermächtnis; der Greisin, ein Zeuge ihrer so
großen Qualen, hängen geblieben war. Jule blieb lange unbeweglich aus
der Schwelle stehen, dann entfernte sie sich thränendcn Auges und ging mit
langsamen Schritten auf die Bictualienhandlung zu. An der Thür des Ladens
blieb sie stehen und fragte mit schluchzender Stimme: „Wo ist meine Frau
Näthin?"
„Tie Räthin," antwortete die Jüdin in mitleidigem Tone, „Gott weis;
wo sie hingegangen ist! Auf einen Stock gestützt ist sie znr Stadt gewandert.
Hat sie denn keinen Abschied von Dir genommen?"
Stumm und mit verzweifelter Minie horchte die Kleine auf diese trost-
losen Worte, faßte sich aber nach einer Weile und fragte wieder: „Wird sie
denn nie mehr zurückkommen?"
„Was hätte sie denn hier zu holen? Da sie ihre Miethe nicht ent-
richten konnte, hat man ihre Cammer an drei Lakaien, die jetzt ohne Dienst
sind, vermieihet. Diese Hallunken spielen den ganzen Tag Karten und trinken
meinen Branntwein, ich werde doch nur Schaden dabei haben, da sie mir
bis jetzt noch nichts bezahlt haben und auch sicher die ganze Zeche schuldig
bleiben werden."
Noch länger hätte sie in dieser Weise geklagt, wenn ihr Redefluß nicht
durch einen markerschütternden Schrei unterbrochen worden wäre. Das Kind
das bis zu diesem Maenblicke imbcwealich an der Ttnire gestanden hatte,
zerrte plötzlich, vvu wilder Verzweiflung ergriffen, an seinem wirren Haare
schrie durchdringend und weinte heiße Thrttnen. Tie alte Jüdin suchte dir

Jule.
Kleine durch Liebkosungen zu trösten und mit einer Bretzel zu beruhigen, was
ihr aber nicht gelang. Denn plötzlich stieß sie die liebkosende Hand zurück,
warf ungestüm die Bretzel zur Erde und lief dann in den Huf, in welchem
sich noch lange ihr Jammern und Schluchzen hören ließ. Diese wehmüthigen
Töne drangen aus dem entlegensten Winkel des Hofes. Nein Stern, kein
Lichtschimmer beleuchtete das verzweifelte Antlitz der kleinen Kindergestalt,
welche sich dort an die kalte Wand dicht anschmiegte. Zum dritten Male
in ihrem kurzen Lebenslaufe war das arme Wesen auf den Schutz der feuchten
Erde, des regenschwcren Himmels und des heulenden Windes angewiesen.
Von nun an konnte man Jule jeden Morgen aus dem tiesen Flur des alten
Baues schreiten sehen, wo sie sich zwischen alten, zertrümmerten Äeräthschasten,
Kehrrichtshausen und unzähligen Spinngeweben eine Schlafstätte ausgesucht
hatte. Ihre Wahl war auf einen großen zerfallenen und zerfetzten Grvß^
vaterstuhl gefallen, an welchem nur noch zwei hohe Armlehnen und ein Häufchen
Roßhaar, in dem Mäuse nisteten, geblieben waren. Bei grimmiger Kälte
legte sie sich fast zusammengerollt zwischen diese morschen Lehnen und glanbte
in einer etwas engen Wiege zu liegen. Ucber ihren Körper sprangen Mäuse
aus dem Roßhaare und umkreisten mit unheimlich pfeifenden Lauten den alten
Lehnstuhl, dann neigte sie sich aus ihrer eigcnthiimlichen Wiege, da dieser
Lärm ihr gar keine Angst einflößte uud blickte so gespannt, als ob ihre
Augen die dichte Dunkelheit durchdringen könnten, ans die kleinen Thiere,
welche geräuschvoll einen Papierfetzen herbeischleppten oder auch laut au eii em
Knochen uagten. An Wärnieren, lichten Nächten zog sie es vor, auf der
Tiele zu schlafen, und zwar lagerte sie sich am liebsten auf einem breiten,
schimmernden Mondscheinstreifen. Tie zerfallenen Bildsäulen gewährten ihr
dann viel mehr Zerstreuung als die lärmenden Mäuse, welche ihre sogenannte
Wiege umkreisten. Sie betrachtete diese Trümmer mit großer Aufmerksamkeit,
streichelte wohl auch mit ihrem Händchen einen Kopf, dem zwar die Nase
abhanden gekommen war, .der aber beim Mondschein doch so schön glänzte.
Tas Köpfchen aus die Haud gestützt, blickte sie so lange in die unbeweglichen
Augen, bis sie von tiescm Schlaf umfangen auf einen zerbröckelten Arm oder
auf die scharfe Kante eines zertrümmerten Bnsens hinfiel. Eine Zeit lang
erschien sie jeden Morgen auf dem Hofe, um sich einem Bogel gleich, der
mit ausgebreiteten Flügeln und glückseligem Gezwitscher seinen Brüdern nach-
stiegt, jauchzend mit wcitausgestreckten Acrmchen in den Haufen der spielenden
Kinder zu stürzen. Ihre Heiterkeit war von sehr kurzer Zeit, die Aermchcn,
die sich so umthwillig erhoben hatten, sanken nur zu bald verwundeten Flügel»
- gleich herab. Ter größte Thcil dieser Kinder nämlich war gegen Jule sehr
feindlich gestimmt, und sehr oft konnte ihr Anna, das blonde Töchterchen der
Wäscherin, keine Hülfe leisten, trotzdem sie ihre Freundin mit eigenem Körper
schützte und ganz entschieden erklärte, daß sie nur mit ihr Pfcrdchen spielen
werde. Sie war auch gutmiithig genug, der armen Kleinen das Herbei
schleppen von Tand und Tteinen zu erlauben, die eben zu einem großen

Llise Brzeszko
in Gioduo,
Bau, den dic Kinder in der Nähe der Pumpe errichteten, zusammengetragen
wurden. Ihr Bruder Antun widersehte sich diesem heftig und sagte ganz
unverschämt, das; er mit dem Findling nicht spielen werde. Ihm stimmte
auch die langbeinige, schmutzige Schneiderstochtcr bei und drohte sogar, falls
der Findling zu ihren Spielen zugelassen würde, den Hos sammt ihrer Puppe
zu verlassen und sich andern Kindern anzuschließen. Diese Puppe war ein
ans bunten Kattunfetzcn geformter Klumpen, den der Schneider zur großen
Freude seiner Tochter verfertigt hatte. So häßlich dieses Ungethüm auch
war. wurde es doch von den Kindern vergöttert, und die Drohung ihrer Be-
sitzerin erfüllte all die kleinen Herzen mit großem Schrecken. Es wäre ja
auch izu arg gewesen, die Puppe jetzt zu verlieren, wo eben mit großer
Mühe ein Hans, in dem sie wohnen sollte, vollendet war, jetzt wo schon
zwei kleine Mädchen von drei Knaben geschirrt und an Leitseilen gehalten,
zu immer größerer Eile mit lauten Zurufen und Peitschenknallen getrieben
wurden, um ihr einen Besuch abzustatten.
Nach einer solchen Drohung wagte auch Anna kein Wort mehr, da diese
häßliche Puppe ihrem Herzen, das kleine Brüderchen ausgenommen, am
nächsten stanh. Auf diese Wei'e verlor Jule das einzige ihr freundlich ge-
sinnte Weien; Anna entfernte sich dann gewöhnlich, trotzdem sich in ihren
Blicken Traner und Mitleid mit dem armen Kinde spiegelten. Alsdann
drangen alle auf sie ein, schlugen und kniffen sie unbarmherzig, be»
schimpften, verspotteten und umdrängten sie so heftig, bis sie gewaltsam aus
ihrem Kreise heransgestvßen wurde. So lange ihr diese grausamen Angriffe
ncn waren, weinte sie schmerzlich über die Mißhandlungen, welche sie erlitt,
später aber versagten ihr die Thronen, und sie flüchtete sich mit unheimlich
blitzenden Augen und erregten, vor sich hingemurmelten Worten auf die
andere Seite des Hosest Mit der Zeit hörten auch ihre unglücklichen und
für sie so schmerzlichen Versuche, in die Gesellschaft der spielenden Kinder
aufgenommen zu werden, ganz auf. Sie vermied dieselben so viel wie möglich,
zog es sogar vor, einen weiten Umweg zu machen, als in ihre Nähe zu
kommen und warf aus der Ferne düstere Blicke auf den lärmenden Haufen.
Und doch war dies alles nutzlos; denn sobald Anton mit seinen Ge«
fährten sie von Weitem erblickte, liefen sie mit stürmischen Schritten auf sie
zu und ängstigten das arme Kind zu Tode! indem sie Miene machten, sich
aus die Kleine zu stürzen, um sie tüchtig durchzuhauen. Ter liebste Zeit-
vertreib dieser jungen Ungeheuer an winterlichen Tagen war das Schneeball-
Wersen, als Ziel diente ihnen natürlich Jule. Das so grausam verfolgte
Wesen bemühte sich immer mehr, leise und sast unsichtbar an den Mauern
des alten Baues dahinzugleiten. Im Sommer verdeckten sie vor den Augen
der wilden Kinderschaar lange, vom Dache herabhängende Zweige und hoch-
aufgeschossenes Unkraut, im Winter kamen ihr wieder hochansgethürmtc Schnee-
haufen zu Hülfe. Nasch und leise durch den Hof schlüpfend, stieg sie die
alten, morschen Treppen des Gebäudes hinaus, sie war sehr hungrig und hoffte

hier ein paar Bissen zu erhalten. Langsam glitt sie in den großen S^al, dessen
rauhe Diele und geschwärzte Zimmerdecke einen sehr traurigen Anblick bot.
Inmitten dieses Raumes stand eine große Mangel, deren steinerfüllte Laden
dröhnend von zwei Frauen hin- und hergeschoben wurden. Auf den Tischen,
welche an die Wände gerückt waren, legten andere die eben gemangelte
Wäsche zusammen, packten sie dann in Körbe und entfernte» sich, um andern
Frauen, die es ebenso eilig wie sie hatten, Platz zu machen. Die behäbige
Besitzerin der Mangel kam oft in den großen Saal und hielt mit stolzen
Blicken auf Ordnung; sie ertheilte den arbeitenden Frauen Rathschläge,
spendete Lobsprüche, aber sprach auch oft tadelnde Worte aus. Hin^ und
hergehend, bemerkte sie auch gewöhnlich Jule, die an der Thür saß und mit
immer gleicher Neugier auf die rollenden Laden sah. Wenn sie bei guter,
heiterer Stimmung war, so streichelte sie zuweilen mit ihrer fetten Hand das
Köpfchen des Kindes und beschenkte es mit einer Schnitte Brotes oder
einem Stücke Käse, das auf ihren Befehl von dem Dienstmädchen aus der
Küche gebracht wurde.
Selten, aber doch manchmal beglückte sie das arme Geschöpf mit einem
kleinen Pfefferkuchen, den sie aus ihrer Kleidertasche hervorbrachte. So
glückliche Tage waren äußerst selten; denn oft schien ihr der Gewinn, den
die Mangel gebracht hatte, viel zu gering, mißmnthig schritt sie dann durch
den Saal, schimpfte und tadelte alles, was ihr in den Weg kam. In
solchen Augenblicken war ihr die Anwesenheit des Kindes im höchsten Grade
zuwider, und sie verfehlte nie, das unglückliche Wesen herauszuwcisen und mit
ungerechten Vorwürfen zu überhäufen,
„Ich möchte wohl wissen, warum ich gauz allein Tich ernähren soll.
Als Tich das Bettelweib im Thvrwege fand, versprachen alle Bewohner des
Hauses zu Deinem Lebensunterhalte beizusteuern, und jetzt denkt keiner von
innen mehr daran. Du gehst zu keinem andern, nur mir drängst Du Dich
immer auf. Ich bin wahrlich nicht reich, obwohl ich viel wohlhabender bin als
dieser verhungerte Pöbel, der Tich mir zur Last legt. Ich habe Nichten,
für die ich sorgen muß und denen ich eine feine, kostspielige Erziehung geben
will: außerdem hatte ich in der letzten Zeit große Verluste, eine von meine»
Kühen ist gefallen, ich habe ohne Dich Sorgen genug, packe Tich augenblicklich
fort, ich gebe Dir nichts mehr!"
Ter Armen blieb nach solchen Worten nichts anderes übrig, als sich
eiligst zu entfernen. Sie verließ den alten Bau und ging weiter in den
Hof, dorthin, wo die heiseren Töne eines klimpernden Claviers sich hören
ließen. Bei einem kleinen Fenster, das von herabhängenden Lindcnzweigen
dicht beschattet war, blieb sie stehen und blickte, sich mit beiden Händchen auf
das Fenstergcsims stützend, in ein enges Stübchen. Vor einem Clavier,
dessen Holzfarbe schon längst verblaßt war, saß ein hochgewachsener Mann,
der oft und hestig hustete. Er halte die Stellung eines ausübenden Künstlers,
der mit der Zeit wahrscheinlich berühmt geworden wäre, anfgeben müssen,

um Musiklchrer zu werden. Trotzdem er auch in diesem Wirkungskreise sehr
viel Anerkennung fand, konnte er sich, durch langwierige Krankheit gehindert,
nicht Hiel verdienen. Jetzt liatte er nur noch wenige Stunden, für die er eine
sehr geringes Entgelt erhielt. Sein eingefallenes Antlitz und das fiebei-
haste Feuer, das in seinen Augen brannte, gaben ihm den Anschein, als ob
er viel älter wäre, als er wirklich war. Stundenlang spielte er auf
seinem lieben Clavier und begann zuweilen auch ein Lied zu singen. Ein
solcher Versuch gelang il,m leider nie, da ein schrecklicher Hustenanfall. der
immer dazwischen kam, ihn daran hinderte. Tie Töne, die unter seine»
dünnen, blassen Fingern hervorschallten, wurden immer leiser, bis sie mir
einem kaum hörbaren Gesumme in der Lust verhallten. Sobald aber das
Köpfchen der Kleinen am Fenster erschien, wandte er sich ihr zu und fragte
mit gütiger Stimme:
„Da bist Du ja wieder einmal! Was willst Du denn eigemlich
von mir?"
„Ja, da bin ich!" erwiderte tranrig das Kind.
„Was hast Du mir denn zu sagen?" fragte der Musiklehrer.
Fast schien es, als ob Jule nichts Wichtiges zu erzählen hätte; denn
sie griff schweigend nach den herabhängenden Lindenzweigen und schwang sich
mit Hülfe dieser auf das Fensterbrett, ans das sie sich in aller Ruhe setzte.
„Tu fliegst ja wie ein Vvgclchen in mein Fenster hinein." sagte fröhlich
der einsame Mann und begann seinem geliebten Vögclchen heitere Tanzweisen,
schöne Walzcrmelvdien und großartige, geräuschvolle Quadrillenmusik vorzu-
tragen. Jnle hörte gespannt auf sein Spiel und lies; sich oft dazu hinreiße»
die Töne mit leisem Gesang zu begleiten. Ihr dünnes Stimmchen ver-
mischte sich mit den schrillen, schwachen Clavierklnngen, dies schien den Musiker
sehr zu belustigen; denn oft rief er ihr zu:
„Singe, singe nur immer weiter."
Auch Jule schien dies großes Vergnügen zu bereiten, immer lauter sang
sie. hob ihren Kopf und blickte begeistert in die Höhe, wo durch breite Baum-
zweige die blauliche Helle des Firmaments durchschimmerte. Plötzlich ver^
stnmmte sie und rief nüchtern werdend: „Ich habe so großen Hunger!"
Ter junge Mann erhob sich sofort und reichte ihr einige Brustbvnbvns.
fand auch mitunter in den sorgsam durchsuchten, zerfetzten und bestanden
Noten eine alte Semmel oder ein vertrocknetes Stück kalten Fleisches. Tie
Kleine nahm alles niit dankbarem Herzen an und biß ebenso beherzt in die
alten Lebensmittel wie in die wohlschmeckenden Bonbons, wahrend er in
Gedanken und mit sicberglühenden Augen ans das arme Geschöpf blickte. Wo-
ran konnte er Wohl denken, wenn seine blassen Finger durch das wirre Haar
des Kindes glitten? Tachte er mehmüthig an den heißen Ehrgeiz, der ihn
in seiner Jugend beseelt hatte, oder an die fröhlichen Geführten, mit denen
er von Nuhm und Reicliihum geschwärmt? Zog vielleicht die Gestalt des
Mädchens, das er einst verzehrend geliebt, an seil em Ange vorüber? Stimnne

Zule.
ihn seine große Einsamkeit so wehmiithig oder sein unsägliches Elend und
der finstere Gedanke, daß weder Gattin noch Kind ihm die letzten, vielleicht
schon so nahen Augenblicke versüßen würden? Er wußte nur zu wohl, daß
im günstigsten Falle nur aus einer Regenwolke Thränentropfen auf sein ein-
sames Grab fallen würden und daß der so heiß ersehnte Lorbeer nie aus
seiner Gruft sprießen würde.
Tiefes schmerzliche Brüten unterbrach immer ein heftiger Hustenanfall,
mürrisch befahl er dann dem Kinde von dem Fenster herabzusteigen, da er eS
der eindringenden Kälte wegen schließen müsse.
Gleich darauf entfernte sich das Kind und begab sich nach einem anderen
Theile des Hofcs, wo inmitten einer schmutzigen, niedrigen Mauer zwei mit
hell blitzenden Scheiben versehene Fenster sichtbar wurden, in denen ver-
schiedene grüne Blattgewächse standen. Hinter diesen Fenstern lag eine ge-
räumige, luftige Stube, die von der Arbeit eines Schreiners und einer
knisternden Flamme mit heiterem Geräusche erfüllt wurde. An der Werkstatt,
deren Rad fortwährend blitzschnell kreiste, stand ein ältlicher, kräftiger Mann,
dessen reinliche Kleider von einer großen, weißen Schürze geschützt wurden.
Am Fenster saß emsig nähend ein blühendes, junges Mädchen, dessen goldene
Zöpfe aus ein buntes Busentuch herabfielen. An den Wänden sah man
Rahmen in allen möglichen Größen, ferner standen in allen Ecken der Stnbe
Beine von Möbeln und Schirmftvckc. Durch eine Thüre, die aus dem
Zimmer in die Küche führte, fiel von dort ein röthlichcö Licht auf die gegen-
überliegende Wand und belcnchtete flimmernd in Goldpapier gefaßte Heiligen
bilder, die in großer Anzahl über einer breiten Betistelle hingen. Vater und
Tochter arbeiteten fleißig und still, aus der Küche aber drang eine rauhe
und breite Frauenstimme, zu der sich auch dünne Änderstimmen gesellten.
Als Jule auf die ^ank. welche unter dem Fenster stand, geklettert
war und sich dorthin setzte, sah das blonde Mädchen sie und rief freudig
bewegt:
„Tie Waise sitzt bei unserein Fenster, Väterchen!"
Tie Schrcinersleute waren die einzigen, welche mit ihr menschlich um-
gingen und sie nicht Findling nannten. Ter arbeitende Mann mußte wohl
den freudigen Ansruf seiner Tochter erwidert haben, aber das geräuschvolle
Kreisen des Rades hatte seine Worte übertönt. In Folge dieses Ausrufes
kam auch aus der Küche eine behäbige, gesund cmssehende Frau mit zwei
kleinen Kindern; eines von diesen hielt sie auf dem Arm, das andere trippelle
neben ihr, an den Rockfallcn sich haltend.
„Barmherziger Gott!" rief die Schreinersfrau aus. „Das arme Ding
hat es wirklich nicht viel besser als ein herrenloser Hund! Käthe, lauf' und
bring' ihm einen Napf Milch!"
Sogleich sprang Käthe von ihrem Stuhle, der aus einem Tritte stand,
auf und brachte der kleinen nn SclMelchen mit saurer Milch; im Winter
aber reichte sie ihr einen Schnitt BrvteS mit Kaie durch das angelehnte

Fenster. Jule verzehrte mit wahrem Heißhunger alles, was ihr angeboten wurde, entfernte sich aber nicht vom Fenster, sondern schaute durch die breit verzweigten Blätter der Blumentöpfe, die im Fenster standen, in das Innere der Wohnung. Dabei legte sie auf das Händchen, das auf einen hervorstehenden Balken gestützt war, ihren Kopf und blickte mit großer Neugier auf alles, was driunen vorging. Und doch war nichts Besonderes dort zu sehen. Das kreisende Rad und die kleinen Heiligenbilder waren ihr schon so vertraut, daß sie diese Gegenstände kaum eines Blickes würdigte. Fast schien es, als ob die gemüthliche Ordnung, die im Gegensatze zu dem Elend und dem betäubenden Lärm in andern Wohnungen hier herrschte, solche Anziehungskraft ans sie ausübte. Einem natürlichen Triebe folgend, blieb sie so lange wie möglich an dieser Stätte, welche sie so anheimelte. Verschiedene Gedanken kreuzten dann ihren Sinn; einmal rief sie ganz plötzlich aus: „Wenn doch der große Bogel so gut gewesen wäre, mich zu dem Herrn Schreiner und seiner Frau zu tragen, statt mich in dem häßlichen Thorwege hinznwersen!"
Die ihr zunächst stehende Schreinersfrau lachte laut auf und sagte mit belustigtem, aber auch vorwurfsvollen Tone: „Um Gottes Willen, schwatz' doch nicht solches Zeug! Hat er mir vielleicht nicht genug Kinder gebracht? Ich kann wahrlich kein einziges mehr gebrauchen."
Bei diesen Worten machte sie eine Bewegung, als ob sie das auf ihrem Arme sitzende Kind zum Fenster hinauswerfen wollte, drückte es aber dann um so inniger an sich und küßte es zärtlich.
Jule, die immer noch auf demselben Platze saß, sagte wieder mit altklugem, ungläubigem Tone: „Es war gar nicht der große Vogel, der mich dort hingeworfen hat, das weiß ich ganz sicher!"
„Wer hätte eS denn sonst gcthau?" fragte die Schrcincrsfrau mit heiterer Stimme, aus der jedoch ein gewisser Ernst hervorklang.
„Die Mutter!" antwortete ganz gleichgültig die .«leine. Leider wußte sie also scho». daß auch sie gleich andern Kindern eine Mutter gehabt habe. Tie dicke, ewig lachende Magd der Mangelbesitzerin hatte es ihr nämlich mitgctheilt; als sie, neugierig geworden, gern erfahren wollte, ob sie ebenso wie die andern einen Vater besessen habe, antwortete die Magd bejahend, was die kleine zu der Frage veranlaßt?, wo er wohl zn finden fei. Tie dumme Person sagte kurz: „Hasche den Wind im Felde!" lief schnell in den Saal hinein und konnte sich ob dieses Witzwortcs vor Lachen kaum halten. Jule hatte sich diese Worte wohl gemerkt und sagte im weitern Verlauf ihres Gespräches mit der Schreinersfrau:
„Ich hatte auch einen Vater!"
„Wo ist er denn?" tönte es von den Lippen des jüngsten Kindes.
„Hasche den Wind im Felde!" sagte Jule steis und ernst. Als sie diese Worte zum ersten Male hörte, hatte sie sich gleich ein eigenthümliches Bild entworfen. Da sie weder -Felder noch Wiesen kannte, stellte sie sich diesen

unglücklichen Vater als einen durch den großen Hof fliegenden Mann vor.
An stürmischen Tagen wähnte sie diese fliegende Gestalt fortwährend zu sehen,
schaute stundenlang in den rasenden Sturm und glaubte, daß die sie so nahe
umkreisende Gestalt sie doch noch vom Boden erheben und zärtlich in ihre
Arme schließen würde, wie es der Schreiner und sogar der Koch, wenn er
nüchtern war, so oft mit ihren Kindern thatcn. Der noch immer fleißig
arbeitende Schreiner hatte das ganze Gespräch wahrscheinlich gehört; denn er
wandte sich zu feiner Frau und Tochter und sagte mitleidsvoll: „Nehmt
Euch dieses unglücklichsten Geschöpfes um Gottes Barmherzigkeit willen an,
es ist zerlumpt und verhungert, gebt ihm doch ein warmes Kleidungsstück
und einen guten Bissen!"
Seine letzten Worte wurden dnrch das geräuschvolle Gesumme des Rades,
das laut ächzend zu kreisen begann und immer lauter erdröhnte, als ob es
über etwas erbost und empört wäre, übertönt.
„Komm' in's Zimmer, Kleine!" sagte, das Gebot ihres Mannes be-
folgend, die Schreinersfrau.
Jule lies; sich das nicht zweimal sagen, sondern lief eilig in die reine,
gemüthliche Stube, in der sie glückselig den Rest des Tages verbrachte. In
der Nacht theilte sie Käthe's Lager; es war zwar nur ein Strohsack,
auf welchem sie beide schliefen, aber er war sauber und an seinem Kopf-
ende lag ein weiß überzogenes Kopfkissen. Hier waren alle so mild und
gut gegen sie, man hatte sie so reich mit einem warmen Rockchen beschenkt
und gab ihr auch Milch zum Frühstück, — und doch hieß sie Niemand
bleiben, als sie traurig Abschied nahm. Tic armen Leute waren auch mit
so viel Kindern gesegnet, daß es kaum für die eigenen langen wollte. Außer
den drei Kindern, welche sich noch im elterlichen Hause befanden, hatten sie
zwei Buben zu einem Meister in die Lehre gegeben, und ein sechstes ttind
sollte bald das Licht der Welt erblicken. Der Schreiner war zwar der
fleißigste und anstandigste Bewohner des Hauses, aber die Thatsache, daß er
in diesem verfallenen Bau wohnte, sprach nur zu klar für seine Arnmth.
Von Fenster zu Fenster wandernd, fristete Jule auf diese Weise durch
die Gaben der Bewohner des alten Gebäudes ein elendes Leben. Am
schlimmsten ging jes ihr, wenn die Nächte grimmig kalt wurden. Erstarrt
saß sie dann in dem tiefen Flur und litt schreckliche Schmerzen. Bei solchem
Frost machte sie sich gewöhnlich ans den Weg, um einen wärmeren Ort zu
finden. Manchmal ging sie in den großen Saal und brachte die Nacht unter
der Mangel zu, öfters klopfte sie an das Fenster des schwindsüchtigen Musikers,
welcher sich dann hustend vom Lager erhob, seine Thür öffnete und sie in
einen Winkel hinter dem kaum warmen Ofen wus, mitunter schlich sie auch
in den dunklen Gang, Wo sich die Wohnung der alten Jüdin befand. Am
glücklichsten fühlte sie sich aber, wenn Käthchen, die Schreinerstochter, sie in
das warme Zimmer rief, weil wie sie sagte, ihre Eltern befürchteten, die Kleine
würde erfrieren.

Elise Brzeszko in Groduo,
In einer der kältesten Nächte geschah es einst, daß Jule nirgends unter-
kommen konnte. Der Saal, in welchem sich die Mangel befand, wur, ohne
daß sie es gemerkt hatte, geschlossen worden, mich die Thüre des Musikers
wurde trotz ihres lauten Klopfens nicht geöffnet; vielleicht hatte er ihr heftiges
Pochen nicht gehört oder war zu schwach, sich vom Lager zu erheben. Sie
ging dann an das Fenster des Schreiners, konnte es aber nicht erreichen, da
die Bank, die gewöhnlich darunter stand, des hohen Schnees wegen wegge-
stellt war.
So ging sie, dnrch den tiefen Schnee watend, von Wohnung zu
Wohnung und zitterte und bebte am ganzen Leibe. Schließlich kam sie an
die Thüre der Stube, welche die Wäscherin bewohnte, und aller Grausamkeiten,
welche sie dort erlitten hatte, vergessend, klopfte sie heftig an die Thür, ja
rüttelte sogar, von großer Ungeduld erfaßt, an der Klinke.
„Wer ist da?" fragte die Wäscherin aus dem Zimmer.
..Jule'."
„Barmherziger Gott!" rief ungestüm die Frau. „Das Kind muß sich ja
den Tod holen bei dieser Kälte. Anna steh aus und laß sie herein!"
Gleich nachher öffnete sich die Thüre der dunklen Stube, der in einem
Winkel liegende Knabe rief aber zornig aus: „Mutter, Du wirst Dir wieder
eine gute Suppe einbrocken, wenn er vielleicht kommt und den Findling hier
findet.
Tie Wäscherin erwiderte keine Silbe, nur Anna nahm, sich des un-
glücklichen ttindes an nnd sagte, es wäre am besten, wenn er schliefe, sie
würde Jule so gut verbergen, daß der Vater sie unmöglich werde entdecken
können.
„Ich möchte wohl wisse,,, wie Tu das machen willst, hinter dem Kehrbesen
ist jetzt für sie, die so sehr gewachsen ist, nicht genügend Platz," erwiderte
er spottend.
Anna würdigte ihn diesmal keiner Antwort, sondern nahm die Kleine
schweigend an der Hand und führte sie zu ihrem Strohsacke, auf welchem
sich beide niederlegten. Tiefe Stille herrschte in der Stube, als das Mädchen
mit lauter Stimme die Mutter rief,
„Was willst Du denn wieder?" fragte ärgerlich die verschlafene Frau.
„Ich null alle schmutzige Wäsche sammeln nnd sie ganz nahe an mein
Bett legen; wenn dann der Baier kommt, werfe ich den ganzen Haufen auf
Jule, auf diese Weise wird er sie nicht sehen."
Tie Wäscherin erwiderte einige unverständliche Worte, Anna erhob sich
aber und sammelte die in der Stube liegende Wäsche, um sie im Augenblicke
der Gefahr bei der Hand zu haben. Tiefe Sicherheitsmaßregeln w«en
jedoch glücklicherweise unnütz, da Jakob in dieser Nacht seine Familie mit
seinem Besuche nicht beglückte. Am Morgen erwarben die beiden Mädchen
gleichzeitig, lächelten freudig dem klaren, schneeigen Tag entgegen und küßten
sich zärtlich. Eigentümlich war der Anblick, den beide boten. Das blonde

Haar der um eine Kopfeslänge größeren Anna fiel auf die Schultern der
Waiic und vermischte sich malerisch mit ihren dunklen Locken. Eine Stunde
iväter verließ schon die Kleine die Wohnung der Wäscherin, mit zwei heißen
Kartoffeln versehen, welche ihr jedoch von dem vorübereilenden Anton aus
der Hand gerissen und in den Schnee geworfen wurden. Verblüfft blieb
das arme Wesen stehen, drohte mit geballten Fäustchen dem davonlaufenden
Jungen nach und suchte dann emsig nach den verlorenen Leckerbissen,
Oft geschah es, daß d'c meisten Bewohner des alten Baues, welche mit
Arbeit überhäuft und mit drückenden Sorgen überbürdet waren, ihr mürrisch
aus dem Wege gingen; andere wieder, die sich vielleicht krank fühlten oder
auch nur verstimmt waren, sahen sie mit unverhehltem Mißmuthe an. In
solchen Fällen zog sie sich schüchtern in einen einsamen Winkel zurück oder
ging zu der alten Jüdin und setzte sich schweigend auf die Schwelle des
Badens. Die Jüdin war die einzige, welche sie immer gleichmäßig behandelte;
sie überhäufte zwar Jule nicht mit Zärtlichkeiten, erwies ihr aber viel Gutes.
Zie gab ihr immer ein Brötchen oder eine Bretzcl, ließ sie, wenn es draußen
recht kalt war, auch in den Laden eintreten. Ihre Güte ging so weit, daß
ne die Kleine unterwies, wie sie sich die erfrorenen Fiißchen an dem mit
glühenden Kohlen gefüllten Topf, der ihr zu Füßen stand, zu wärmen hätte.
Eines Abendcs sah Jule, welche die grimmige .Kälte in den Laden ge-
trieben hatte, Anton nnd zwei seiner Gefährten hereintrcten. Die Knaben,
von denen keiner über dreizehn Jahre zählte, waren sehr lustig und laut.
Ter zerlumpteste von ihnen gcberdete sich am frechsten nnd gab sich den An-
schein, als ob er der siegreiche Anführer seiner Kameraden wäre. Er näherte
sich dem mit vielen Flaschen nnd kalten Eßwaaren überfüllten Tisch und be-
fahl herrisch:
„Kleine! Für Jeden ein Viertel Schnaps."
Tie alte Jüdin hatte nämlich vor einigen Augenblicken den Laden ver-
lassen, und ihre vierzehnjähige, sast idiotisch aussehende Enkelin saß hinter
dem Ladentisch. Diese erhob sich, diesem Befehle Folge leistend, sofort und
reichte diesen erwachsenen Kunden drei mit Schnaps gefüllte Gläser. Glühende
Röthe ergoK sich über ihre Gesichter, als sie den Branntwein ausgetrunken
hatten, Anton schien das Höllengetränk gar nicht hinunterwürgen zu können;
denn er hustete heftig und spuckte den größten Theil wieder aus.
»Kleine! Gieb noch Jedem ein Viertel!" schrie fast schon unzurechnungs-
fähig der Anführer und warf ein Geldstück auf den Ladentisch,
„Ich trinke nicht mehr," sagte Anton, „da sich die Malter sonst zu Tode
über mich grämt."
„Ach was! Trink' nur weiter!"
Mit rohem Gelächter begannen sie wieder zu trinken, es schien ihnen -
aber gar nicht zu schmecken, nach jedem Schlucke schüttelte» sie sich und machten
jämmerliche Gesichter, hörten jedoch nicht auf, da. sie d.r Ehrgeiz trieb, es
den Aelteren gleichzumachen.

„Kleine! Noch ein Viertel!" erscholl es bald wieder.
Schwankend und lallend verließen sie darauf den Laden, den soeben
die alte Jüdin betrat. Sie erblickte die hinausgehenden Knaben und rief
entrüstet:
„Wie konntest Du nur diesen Jungen Schnaps verkaufe»? Hast Du
denn nicht oft genug gesehen, daß ich solche Buben immer abweise? Du bist
doch wirklich zu dumm, keinen Augenblick kann man sich auf Dich verlassen."
„Warum sollte ich ihnen keinen Branntwein geben? Wenn sie hier keinen
bekommen hatten, wären sie in eine Schänke gegangen, und wir wären um
den Verdienst gekommen," sagte ärgerlich das Mädchen.
Bald darauf verließ Jule den Laden und wollte auf den Hof gehen,
blieb aber erstaunt stehen, da sie einen Menschen unbeweglich auf der Erde
liegen sah. Bei genauerer Betrachtung erkannte sie Anton und prallte, da
er ihr große Furcht einflößte, heftig zurück. Ter betrunkene Knabe lag fest-
schlafend und langausgestreckt, mit entblößter Brust und beschmutztem Anzüge
auf dem kalten, feuchten Boden. Sie näherte sich ihm, von seinem bewußt-
losen, ihr mit keiner Gefahr drohenden Zustande überzeugt, und sprach leise
mit befriedigtem Tone:
„Na, der ist aber voll! Wie gut könnte ich ihn jetzt durchhauen!"
Durch den Gedanken an die Rache, die sie nehmen wollte, heiter ge-
stimmt, lachte sie hell auf und flüsterte, immer auf den regungslos Liegenden
schauend:
„Jetzt wirst Tu auch einmal fühlen, wie wehe es thut, gehauen zu
werden. Tu behandelst mich schlechter als einen Hund und schimpfst mich
einen Findling. Warte, alle blauen Flecke, welche mir von Teinen Miß-
handlungen geblieben sind, will ich Tir jetzt zurückzahlen, ich will Tich
schlagen, kratzen und kneifen, solange ich nur Kraft habe."
Erregt, mit blitzende» Augen und bebenden! Munde stand sie vor ihren.
Feinde und wollte schon mit den geballte» Fäustchen zu einem Schlage aus-
holen, als ihr plötzlich etwas einzufallen schien.!
„Ich muß vergeben." tönte es wie ein Hauch von ihren Lippen. „Meine
Räthin hat ja so sehr darum gebeten!"
Sie schwieg eine Zeit lang und kämpfte sehr ernstlich mit sich selbst,
endlich sagte sie ganz entschieden:
„Ich muß durchaus Wort halten und ihm vergeben, da ich es ja meiner
Frau Räthin fest versprochen habe. Und doch möchte ich ihn gar zu gern
tüchtig durchhauen, aber ich darf wirklich nicht. Ich will ihm vergebcn und
es meiner alten Beschützerin, sobald ich sie nur sehe, gleich erzählen. Wie
wird sich die Gute freuen!"
Sie beugte sich noch mehr über den regungslosen Knaben und schien
über etwas nachzusinnen. Plötzlich richtete sie sich von ihrer gebeugten
Stellung auf und spiach mit entschiedener Stimme:

„Em Vaterunser werde ich auch noch für ihn beten, daß er sich bessert und seiner Mutter keinen Gram bereitet."

Eigenthümlich sah es aus. wie das verlassene Wesen in der Dunkelheit bei dem bewußtlosen Jungen kniete und mit andächtig gefalteten Händen flüsterte: „Vater unser, der Du bist im Himmel, Dein Reich komme . .

Jule hatte inzwischen das siebente Jahr erreicht, war aber schwach entwickelt und klein. Ihr rabenschwarzes Haar war das einzige, was an ihr gedieh, immer üppiger ringelte es sich um ihr schmales, blasses Gesichtchen, das zwei kohlschwarze, große Augen beleuchteten. Sie trug jetzt einen ziemlich langen, aber ihre bloßen Füße nicht völlig verdeckenden alten Rock und eine verschossene, geflickte Jacke, die, vorn auseinandergehend, ein unsauberes Hemd sehen ließ. Trotzdem sie so schmutzig und verkommen aussah, lenkte sie die Aufmerksamkeit vieler Fremden auf sich. Ihr wundervolles Haar und die schönen, so sinnend blickenden Augen fielen Jedem auf. Oft wollten Vorübergehende wissen, wem wohl das auf der Schwelle des Ladens niedergekauerte Kind gehöre.

Die alte Jüdin antwortete kurz und bündig: „Allen!"

„Wie ist denn das möglich?" fragten wieder die Neugierigen.

„Es gehört Niemandem," erwiderte mürrisch die Alte.

„Das ist ja reiner Unsinn! Es soll Allen, und doch wieder Niemandem gehören! Das ist ja ganz räthselhaft."

Die Jüdin lächelte bei solchen Worten eigenthümlich listig, aber auch traurig und antwortete mit ernster Stimme:

„Da es Niemandem gehört, so muß es Wohl Allen gehören; da e« aber Allen gehört, so kann es keinem gehören."

Die Fragenden zuckten die Achseln, über diese unverständlichen Worte erstaunt, welche ihnen erst von der idiotischen Enkelin der Alten erklärt Wurden.

„Es ist ein Findling," sagte sie mit verächtlicher Geberde.

Jule hörte diesen Gesprächen immer aufmerksam zu, wunderte sich aber sehr, daß die Leute, welche so eifrig nach ihr fragten, verständnißvoll mit dem Kopfe nickend, sich entfernten, sobald sie die erklärenden Worte des Judenmiidchens gehört hatten. Eines Tages kam es doch anders . . .

An einem klaren, kalten Herbsttage kam eine mittelgroße, schlanke Frau. Welche einen schon sehr schadhaften Tuchmantel und ein ärmliches Hütchen trug, in die Victualienhandlung. Die großen blauen Augen, und die hellen, über der Stirn sich ringelnde Löckchen konnten sie nicht jung erscheinen lassen, da in ihr Antlitz deutliche Spuren großer Lebensmüdigkeit und quälender Sorge eingegraben waren. Die Jüdin begrüßte sie mit den lauten, herzlichen Worten:

‚Da ist ja unsere neue Nachbarin, willkommen bei uns! Möge e5 Ihnen hier mit Gottes Hülfe gut gehen!"

Das blasse Weib dankte für die guten Wünsche und forderte ein Pfund

Zucker, ein kleines Quantum Thee und ein wenig Lampenöl. Die Alte bereitete die geforderten Sachen und sprach dabei weiter:
„Wollen Sie lange hier wohnen?"
„So lange es nur irgend möglich ist/
„Haben Sie denn auch schon Beschäftigung gefunden?" fragte wieder theilnehmend die Jüdin.
„Ich habe schon einige Stunden erhalten, da aber diese für meinen Lebensunterhalt unzureichend sind, so bitte ich Sie inständig, sich meiner zu erinnern, wenn Jemand von Ihren Bekannten Unterricht nehmen will."
„Das brauchen Sie mir nicht zu wiederholen; was ich einmal versprochen habe, das vergesse ich nicht. Wie sind Sie denn mit den Möbeln zufrieden, die ich Ihnen empfohlen habe?"
„Sie sind sehr gut und entsprechen ganz meinem Bedürfnisse."
„Ich muß Ihnen aber doch sagen, daß es viel klüger wäre, sie zu kaufen, für baares Geld kann man sie sehr billig bekommen."
„Da haben Sie vollkommen Recht, liebe Frau, aber woher soll ich denn so viel Geld nehmen? Vielleicht wird es später möglich sein, aber jetzt kann gar nicht die Rede davon sein."
„Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen so gute Zeiten, aber ich kann leider daran nicht glauben, da gar zu viele Lehrerinnen hier ansässig sind."
Außer dem jugendlich lockigen Haar zeichnete sich die Lehrerin durch eine sanfte, wohltönende Stimme aus. Während sie mit'der Jüdin sprach, konnte sie es nicht unterlassen, sich fast jeden Augenblick nach Jule, die sich auf der Schwelle niedergekauert hatte, umzuwenden, und fragte endlich mit schüchterner Stimme:
„Wem gehört dieses Kind?"
Die Alte antwortete gewohnheitsmäßig:
„Allen."
„Wieso Allen?"
„Weil es Niemandem gehört."
Das dumme Judenmädchen, welches eben Lampenöl in ein blechernes Geschirr goß, fühlte sich wie immer verpflichtet, die Worte der Großmutter zu erklären und sagte:
„Es ist ein Findling."
„Ein Findling!" wie ein schriller Schrei ertönte dieses Wort von den Lippen der Lehrerin, und eine glühende Röthe ergoß sich augenblicklich über ihr sonst so blasses Antlitz. Einige Minuten lang kämpfte sie mit einer heftigen Erregung, beherrschte sich aber dann und fragte mit fast gleichgültiger Stimme:
„Ist es schon lange her, als das Kind gefunden wurde? Können Sie sich vielleicht erinnern, liebe Frau, wann dies geschah."
„Das weiß ich noch ganz gut. Es wurde in demselben Jahr und Monat an einem Herbstmorgen gefunden, als sich meine älteste Enkelin verheirathete, und das ist schon sieben Jahre her."

Die Frau horchte begierig auf jedes Wort und fragte, das Gefäß mit dem
Lampenöl schon in der Hand haltend: „Wer hat denn das Kind gefunden?"
„Eine Bettlerin, welche hier gewohnt hat, aber jetzt schon gestorben ist."
.Wie heißt denn das arme Ding?"
«Jule."
„Warum wurde ihr gerade dieser Name gegeben?"
„Das Weib, welches sie aufgelesen, hieß so und gab ihr bei der Taufe
den eigenen Namen."
Jetzt hatte die blasse Lehrerin die geforderte Waare erhalten, blieb aber
trotzdem noch stehen und fragte mit scheinbar gleichgültigem Tone:
„Nimmt sich Jemand ihrer an?"
„Wer sollte es Wohl thun? Alle Bewohner des Hauses haben kaum
genug, ihre eigenen Kinder zu ernähren. Sie schlägt sich aber doch durch!"
Sinnend folgte die Frau diesen Worten, ihre Augen blickten mechanisch
auf die Hauptwand des Ladens, an der sich in buntes Papier gewickelte
Cigarren aufthiirmten. Nach einer Weile verabschiedete sie sich mit einem
freundlichen Gruße von der Jüdin und verließ den Laden. Ohne Jule an-
zusehen, schritt sie an der Kleinen vorbei, welche ihr auch keine besondere Auf-
merksamkeit schenkte, da die Gespräche, welche von ihr handelten, für sie nichts
Neues mehr waren. Sie saß still da und bemühte sich eifrig, ihre erstarrten
fast blauen Füßchen mit dem zerlumpten Nocke zu bedecken. Einige Zeit
später begab sich die Kleine auf den Hof und bemerkte staunend, daß eine
große Anzahl von Kindern sich vor dem alten Baue versammelt hatte, um
neugierig in die Höhe zu sehen. Auch sie blieb, aber ein gutes Stück weiter,
stehen und schaute hinauf. Entzückt und verwundert blickte sie auf ein Fenster
in einem der obersten Stockwerke, dessen Scheiben erst neulich eingesetzt worden
waren. Ein weißes, unten ausgezacktes Rouleaux, das ein leiser Wind im
geöffneten Fenster bewegte, und ein Käfig mit einem Kanarienvogel, der in-
mitten des hellen Rahmens hing, erweckten die große Bewunderung der Kinder.
Verzückt stand Jule so lange im Anschauen versenkt, bis alle Andern sich
zerstreut hatten. Das blasse Weib schien diesen Augenblick nur erwartet zu
haben, um am Fenster zu erscheinen und Jule mit sprechendem Blicke heraus-
zuwinken. Das Kind konnte anfangs diesen Wink gar nicht verstehen, war
auch nicht sicher, ob er ihm gelte. Die Lehrerin merkte ihr Schwanken und
winkte ihr noch ungeduldiger ein zweites Mal zu. Jetzt lief Jule, so schnell
sie es vermochte, hinauf, da ihr nur sehr selten die Freude zu Theil wurde,
von Jemandem zum Kommen aufgefordert zu werden. Weil sie alle Räum-
lichkeiten des alten Baues genau kannte, fand sie ihren Weg sehr leicht und
stieg, an dem großen Saal vorübereilcnd, in ein höheres Stockmerk, das
ganz unbewohnt war. Hier öffnete sie schlichtem eine morsche, weit abstehende
Thüre und sah, wie das blasse Weib, das Hut und Mantel abgelegt hatte
und ein ärmliches schwarzes Kleid anhatte, sie schon an der Schwelle er-
wartete. Flammend roth waren ihre sonst so blassen Wangen, ungestüm hob

sie das Kind in ihre Arme und eilte mit der süßen Last stürmisch in's
Zimmer. Dieser Augenblick mußte ihre Kräfte verdoppelt haben, da ihre
zierlichen Körperformen und die an ihr so sichtbare Erschöpfung dieser An-
strengung nicht gewachsen schienen. Das Kind noch in den Armen haltend,
ließ sie sich auf ein Sopha nieder, küßte, herzte und benetzte es mit heißen
Thronen. Ihr blonder Zopf, der um den Kopf gewunden war, glitt her-
nieder und verdeckte so völlig das Kindergesichtchcn, daß Jule beim besten
Willen nichts weiter sehen konnte als die großen blauen, thrönenschweren
Augen der sie liebkosenden Frau. Sie begriff nichts von alledem; obgleich
sie von leidenschaftlichen Umarmungen fast erdrückt wurde, war doch keine Spur
von Rührung an ihr zu bemerken. Das Ungewöhnliche befremdete sie nur,
da es ja zum ersten Male in ihrem Leben geschah, daß sie geliebkost wurde.
Nach einiger Zeit beruhigte sich die Lehrerin wieder, setzte die Kleine neben
sich hin und beobachtete sie prüfend, konnte aber nichts aus ihren Zügen
herauslesen als grenzenlose Verwunderung.
„Gicb mir einen Kuß!" scholl es von ihren bleichen, bebenden Lippen.
Jule küßte ihr darauf schweigend die Hand. „Wie abgemagert Du bist!"
sagte mit leisem, wehmüthigen Tone die arme Frau und betastete ihre Brnst.
ihre Hände und Füße. „Thut Dir etwas wehe?"
„Ja," antwortete Jule einsilbig.
„Was denn?"
Als Antwort zeigte die Kleine ihre erfrorenen Füßchen und ihr Aermchen,
das arg gekniffen und geschlagen worden war. Sie erklärte auch mit kurzen
Worten den Ursprung jedes dieser schmerzlichen Male.
„Die Brandwunde," erzählte sie, „rühre noch von ihrer frühesten Kind-
heit her, als einmal ein glühendes Bügeleisen auf sie herabgefallen war, die
blauen Flecke wieder habe sie den Mißhandlungen des verhaßten Anton zu
verdanken, und die Zcrquetschung stamme von einem Ziegel, der gestern in
dem alten Flure auf sie niedergestürzt war.
„Ja," wiederholte sie, „das war erst gestern oder morgen."
Das siebenjährige Kind konnte also nicht einmal den Sinn dieser Worte
unterscheiden. Mit verzweifelter Geberde drückte die Lehrerin die Hano an
Stirn und Busen und fragte wieder mit düsterer Stimme:
„Hast Du heute schon was genossen?"
„Ja."
„Was war es denn?"
„Die alte Jüdin hat mir eine Bretzel gegeben."
„Möchtest Du vielleicht noch etwas essen?"
„Ja, ich will," sagte Jule laut und deutlich. Es schien fast, als ob
das Bedürfnis; nach Nahrung das einzige Gefühl war, das sich in ihr
naturgemäß entwickelte. Die Frau erhob sich und nahm aus einem kleinen
Schranke ein Stück Brot, das sie der Kleinen reichte. Jule begann zu essen
und sah sich dabei in der kleinen Stube um. Die einfachen, aber sauberen

Geräthschaften und der Käfig mit dem singenden Vogel schienen ihr sehr zu gefallen und sie heiter anzuregen. In unbefangenem Geplauder erzählte sie dem blassen Weibe, das sie über ihr vergangenes Leben befragte, von der Wäscherin, bei der sie in frühester Kindheit — sie schien sich schon für erwachsen zu halten — gewohnt habe, von dem betrunkenen Jakob, der sie mitten in der Nacht hinausgeworfen und von Allem, was darauf folgte.
Die gute alte Räthin, welche, von ihren Augen im Stiche gelassen, verschwunden war, wurde ebenso wenig vergessen, wie die Schreinerfamilie und ihre Freundin Anna. Erbost gedachte sie auch des grausamen Anton, besann sich aber und sagte mit gutmüthigem Tone:
„Ich habe ihm vergeben, da es die Räthin so sehr gewünscht, und habe ihm keinen einzigen Schlag versetzt, als er betrunken auf der Erde lag."
Bei diesen Worten umfing wieder die aufmerksam zuhörende Frau stürmisch die Kleine, vergrub ihre Lippen in Julens dichtes Haar und flüsterte kaum hörbar:
„Könntest Du nur immer Allen vergeben!"
Im höchsten Grade erregt, erhob sie sich von ihrem Sitz, schritt einige Male durch das Zimmer und setzte sich dann wieder, scheinbar völlig beruhigt. Selbstbeherrschung war ihr wohl nichts Neues, da sie so schnell Meisterin über ihre Gesühle geworden war. Zärtlich zog sie Jule an sich und sagte mit ernster Stimme:
„So lange ich hier bleibe, will ich mich Deiner gern annehmen, meine Kleine. Bist Du es auch zufrieden?"
Das Kind erwiderte keine Silbe, sondern küßte mehr ungläubig und erstaunt als dankbar und gerührt die Hand ihrer neuesten Beschützerin.
„Du mußt mir aber auch versprechen," fuhr diese fort, „niemals den Leuten zu wiederholen, was wir mit einander gesprochen haben. Verstehst Du auch, was ich meine?"
Jule nickte verständnißvoll mit dem Kopfe, und die Lehrerin sprach weiter:
„Ich bitte Dich anch sehr darum, Niemandem zu erzählen, daß ich Dich küsse und herze. Gott bewahre Dich, daß Du für Dich unverständliche Worte, welche ich zu Dir spreche oder vor mich hinsage, Anderen wiederholest, ebenso wenig, daß ich Dich liebes Kind nenne."
Hier schwieg sie plötzlich, fast schien ihr die Stimme versagen zu wollen, doch bald begann sie von Neuem, ernst, fast streng auf das Kind blickend:
„Du mußt mir blindlings gehorchen. Wenn Du Alles, was zwischen uns vorgeht, erzählen wolltest, würdest Du mir und Dir selber großen Schaden zufügen. Sage mir noch einmal, wirst Dn gehorchen?"
„Ja," erwiderte Jule, die aufmerksam, aber verwundert zuhörte.
„Als Belohnung für Deinen Gehorsam sollst Du auch ein wollenes Kleidchen und warme Schuhe bekommen. Ich will Dich ernähren und Dich viel Schönes lehren. Kannst Du denn auch beten?"

„Ja, das hat mich meine alte Räthin gelehrt."
„Vergelte es ihr, großer Gott, beschütze und beglücke sie für dieses christliche Liebeswerk!" flüsterte leise, mit bebenden Lippen die Frau. ,
„Kannst Du vielleicht auch schon ein wenig Handarbeiten?"
„Ich konnte, als ich noch bei der Räthin war, stricken, aber das werde ich wohl schon ganz vergessen haben."
„Das schadet nichts, liebes Kind, Du wirst es von mir wieder erlernen und noch viele schöne Arbeiten dazu. Nun will ich Dir sagen, daß ich Johanna heiße und daß Du mich ‚Fräulein Johanna- nennen sollst."
„Fräulein Johanna," wiederholte mechanisch das Kind.
„So ist es recht, und noch einmal bitte ich Dich, das, was Du mir Versprochen hast, nicht zu vergessen. Doch jetzt muß ich ausgehen, da ich alle Tage verschiedenen Kindern, die in der Stadt wohnen, Unterricht ertheile. Es wäre am Besten, Du bliebest während meiner Abwesenheit in der Stube, anstatt Dich auf dem Hofe herumzutreiben und Dich allen aufzudrängen. Tu brauchst keine Angst zu haben, kein Fremder darf hier eintreten und auch ein Tieb wird in meine Stube nicht eindringen, da er hier doch nichts zu holen hätte. Wenn Dir die Zeit lang werden sollte, so sieh Dir mal meinen Kanarienvogel an, ich gewann ihn von vornherein so lieb, daß ihn mir die Schülerin, welche ich jetzt eben verlassen habe, schenkte. Du kannst ja auch bis zu meiner Rückkehr schlafen."
Während dieser Worte zog sie ihren abgetragenen Mantel an und setzte ihren mit verblaßten Blumen geschmückten Hut auf. Diese zerknitterten, farblosen Blumen paßten genau zu ihrem Antlitz, dessen Ausdruck infolge ihrer Erregung erschöpft war und sie jetzt noch älter erscheinen ließ. Sie entfernte sich darauf, und Jule näherte sich dem Kanarienvogel, der sie mit schonen Tönen, welchen sie gespannt zuhörte, begrüßte. In seinen Anblick vertieft, begann sie bald seine Triller mit ihrem dünnen Stimmchen zu begleiten und sang so lange, bis sie, ermüdet oder vielleicht gelangweilt, sich vom Käsig entfernte. Schüchtern schritt sie jetzt im Zimmer herum, blickte in alle Winkel und Ecken und besah dann die Möbelstücke. Trotzdem diese sehr einfach waren, erregten doch einige ihre große Bewunderung. Das ärmliche, kleine Sopha besonders zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, sie betastete es von allen Seiten, rührte auch die Bücher an, die auf dem Tische lagen, und versuchte seine Schubladen hervorzuziehen, was ihr auch zu ihrer großen Freude gelang. Nachdem sie alles erschöpft hatte, was in der ärmlichen Stube zu ihrer Unterhaltung dienen konnte, setzte sie sich auf die Diele dem hellblinkenden Samovar gegenüber und schlummerte sanft ein. Sie schlief so lange, bis die Thllre geöffnet wurde und Johanna freudig hercineilte, schon von weitem die Arme nach der Kleinen ausstreckend. Jule erwachte sogleich beim Erscheinen ihrer Beschützerin, blieb aber thcilnahmslos sitzen.
„Willst Tu mir denn keinen Kuß geben, daß Du mir nicht entgegenläufst? Bist Du nicht zufrieden, daß ich zurückgekehrt bin?"

Diese Worte klangen trotz großer Zärtlichkeit doch fast vorwurfsvoll.
Das Kind näherte sich ihr langsam und küßte schüchtern ihre Hand. Johanna seufzte tief auf und flüsterte: „Wie gleichgültig, wie lieblos sie ist!" Sie zündete bald ihre kleine Lampe an und rief das Kind zu sich, um ihm zu zeigen, wie es mit dem Samovar umzugehen hätte, schien aber selbst nicht viel davon zu verstehen. Nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt hatten, hielt Johanna Jule noch lange auf dem Schooße, ließ sie aber dann hinuntergleiten und sprach wieder in ernstem Tone:
„Die Nacht kamist Du leider nicht bei mir verbringen, die Leute würden sonst sagen, daß ich Dich wie mein eigenes Kind behandle, und allerlei für mich unangenehme Schlüsse ziehen. Den ganzen Tag dagegen kannst Du bei mir bleiben, aber Du mußt Allen erzählen, daß ich Dich zur Nachtzeit hinaustreibe, weil .... weil es mir zu unbequem wäre, zu Zweien in der engen Stube zu schlafen. Wo wirst Du denn eigentlich übernachten?"
Sie besann sich lange, nahm dann die Lampe und durchsuchte genau alle Räumlichkeiten des Stockwerkes, in welchem sie wohnte. Endlich fand sie in einer Stube, in welche der heulende Wind durch die leere Fensteröffnung drang, einen durch eine herausstcheude Wand geschützten Winkel. Dort breitete sie das Lager des Kindes ans. Es bestand aus einem dürftigen Strohsacke, einem ihr gehörigen Kopfkissen und einem alten, aber warmen Tuche, welches die Decke ersetzen sollte.
„An frostigen Tagen werde ich Dich in's Zimmer nehmen, aber solange diese noch nicht eintreten, kannst Du ganz wohlgemuth hier schlafen. Gott bewahre Dich jedoch, jemals ein Wort von Allem diesen den Leuten zu sagen!"
Erst nach Verlauf eines Monats änderte sich das Benehmen der kleinen Jule gegen ihre Beschützerin. Immer flog sie jetzt der Zurückkehrenden jubelnd entgegen, umarmte sie stürmisch, ja warf sich oft zu ihren Füßen, die sie leidenschaftlich küßte. Diese erst so spät durchbrechende Zärtlichkeit, welche unglücklicher Verhältnisse halber so lange nicht erweckt worden, war der beste Beweis für die unendliche Liebesfähigkeit dieses Kindes. Es war eine von den Naturen, welche sich in heißer Leidenschaft verzehren, welche aber auch die trostvolle Fähigkeit befitzen, wenn sie Schmerz und Gram erfahren, an dem Herzen geliebter Menschen Thränen zu vergießen. Der erste Glücks strahl, der in dies so traurige Leben siel, war Julens Aufenthalt bei der Lehrerin. Ihr Gesichtchen umschwebte jetzt fortwahrend ein freudiges Lächeln, ihre Backen rundeten sich zusehends, und die ihr angeborene Schüchternheit war ganz verschwunden. Lange Zeit hindurch zeigte sie sich gar nicht auf dem Hofe und besuchte auch keinen ihrer alten Bekannten. Das Zimmer Johannas und das sehr geräumige, leer stehende Stockwerk boten ihr so viel Zerstreuung und Spielraum, daß sie sich »ach Niemandem sehnte. Am Anfange des Winters ging sie doch einmal hinunter und blieb auf der Schwelle des Flures stehen. Sie trug damals ein einfaches, aber warmes Kleidchen, reine

Strümpfe und feste, ordentliche Stiefel. Johannas liebende Hand hatte sogar ein hübsches, buntes Band in ihre schwarzen Locken gewunden. Die auf dem Hofe herumlaufenden Kinder bemerkten sie sogleich und näherten sich ihr. hoch erstaunt über die große Veränderung, welche an ihr zu sehen war. Ihre alte Freundin Anna schien am meisten das bunte Band zu bewundern, sie verschlang es fast mit den Angen und konnte sich die Frende nicht versagen, es mit den Fingern anzurühren; die Tochter des Schneiders, welche noch immer barfuß lief, wandte keinen Blick von den Stiefeln, die ihr am besten von dem ganzen Putze zu gefallen schienen, nur Anton blieb ganz ungerührt und verspottete sie, wie es seine Art ihr gegenüber war.
„Seht mal!" rief er laut, „was für ein vornehmes Fräulein aus ihr geworden ist! Wer hat Dir denn dies Alles gegeben? War es vielleicht Dein zärtliches Mütterchen, das Dich nach mühevollem Suchen endlich auf- gefunden hat, oder kommt dies Alles von Deinem Vater, den der Wind gewiß vom Felde hierher geweht hat?"
Jule hörte diese Worte mit verdüsterter Stirn und zornigen Blicken an, schwieg aber und beschäftigte sich die ganze Zeit damit, das bunte Band aus dem Haar zu winden, um es dann Anna hinzureichen. Diese ergriff es freudig, jubelte laut auf und begann sich sogleich damit zu putzen. Diese Freundschaft, die zwischen den beiden Mädchen herrschte, schien Anton nichts weniger als zu behagen. Wüthcnd schnitt er grimmige Gesichter und begann wieder in frecher Weise das arme Kind zu verhöhnen.
„Na, das ist aber eine gnädige Prinzessin, sie vertheilt ja sogar Ge- schenke und erinnert sich gewiß der Zeit nicht mehr, wo sie einem Hunde gleich die von uns ihr zugeworfenen Kartoffeln, unter der Bank liegend, verschlang."
Dieser Hohn regte sie heftig auf, immer fester ballten sich ihre Händchen, und es schien, als ob sie sich auf den Unverschämten stürzen würde; sie unterließ dies wohlweislich, beugte sich aber aus der Hausthüre heraus und öffnete so weit wie möglich ihr Mllndchen, um dem bösen Jungen ihre lang ausgestreckte Zunge zu zeigen. Sie hatte nicht vermocht, sich diese Rache zu versagen, war aber nach der Ausübung derselben sehr erschrocken, sie lief unverwandt die Treppe hinauf und stürzte in das Zimmer der Lehrerin.
Anton und die andern Kinder wären ihr Wohl sehr gern nachgelaufen, wenn sie sich getraut hätten, in die Stulv Johannas einzudringen. Die Bewohner des Hauses aber betrachteten die Letztere als ein Wesen von ganz anderer und viel höherer Art. als sie selbst waren. Was eigentlich diese Hochachtung hervorgerufen, wäre Wohl sehr schwer zu sagen. War es viel- leicht der Hut, der ihren Anzug von der Tracht der anderen Frauen unter- schied, oder der im säubern Fenster hängende Käfig mit dem Kanarienvogel, waren es ihre geistigen Fähigkeiten, was die Leute veranlaßt?, mit aner- kennender Stimme zu bemerke», daß sie wohl ganz außerordentlich klug und gebildet sein müsse, da sie ja Unterricht crtheile? Was die hohe Bildung

diescs armen Weibes anbetraf, so hätte die alte Jüdin manches erzählen
können, was sie aus dem eigenen Munde der Lehrerin vernommen. Als
diese nämlich vor einiger Zeit in den Laden kam, fragte sie traurig, fast
verzweifelt:
„Haben Sie immer noch nichts für mich, liebe Frau?"
Die Jüdin schüttelte verneinend den Kopf und sagte ernst und langsam:
„Ich habe bei vielen angefragt und mich sehr bemüht, etwas für Sie
ausfindig zu machen, aber es giebt hier mehr Lehrerinnen als Kinder, die
des Unterrichtes bedürfen. Reichen denn die Stunden, welche Sie schon
haben, zu Ihrem Lebensunterhalte nicht aus?"
„Nur spärlich, liebe Frau, man zahlt so jämmerlich für die Stunden,
welche ich gebe, daß ich mich dafür kaum satt essen kann."
„Warum lassen Sie sich denn so schlecht bezahlen?" fragte erstaunt die
Alte. „Ich kenne viele Lehrerinnen, die sich mit ihrem Verdienste ein be-
quemes und sorgenfreies Leben schaffen."
Johanna schaute sinnend auf die bunten Cigarrenpäckchen, die sich an
der gegenüberliegenden Wand hoch aufthürmten, und erwiderte sehr nieder-
geschlagen:
„Das Traurigste ist eben, daß ich nur eine sehr mangelhafte Bildung
besitze und immer nur die Anfangsgründe lehren kann, wofür man doch
gewöhnlich nur schlecht zahlt."
Die Jüdin stimmte diesen Worten traurig bei und sagte: „Ja, da ist
jeder Rath theuer."
Als Johanna an diesem Tage in ihre Wohnung zurückkehrte, umarmte
sie nicht so wie immer die Kleine, sondern wehrte sie, die ihr stürmisch ent-
gegeneilte, unsanft ab, setzte sich dann auf das kleine Sopha und zupfte un-
geduldig an dem Stoffe ihres abgenutzten Morgenrockes. Iule, die über das
veränderte Wesen ihrer Beschützerin sehr erschrocken und bekümmert war,
näherte sich ihr wieder, doch wieder stieß Johanna sie zurück und murmelte
düster vor sich hin:
„Zu meinem und Deinem eigenen Unheil bist Du auf die Welt ge-
kommen."
Diesen ganzen Abend verblieb sie schweigend und regungslos, das arme
Kind aber verkroch sich in einen Winkel und schluchzte laut und schmerzlich.
— Als Iule am andern. Morgen die Augen öffnete, erblickte sie die an
ihrem Lager stehende Lehrerin, welche sie zärtlich küßte und freundlich auf-
forderte, sich ein wenig zu eilen, da es schon hohe Zeit sei, das Zimmer
aufzuräumen. Jeden Mvrgen zeigte sie ihr nämlich, wie man das Feuer
im Ofen anmache, wie das Bett gemacht und der Thee zum Frühstück be-
reitet würde. Die Kleine schien sich die größte Mühe zu geben, dies alles
gut und schnell zu verrichten, sie ermüdete aber oft bei dieser Arbeit, für die
ihre Kräfte noch nicht ausreichten. Johanna bemerkte dies wohl, und ihre

Augen blickten in solchen Augenblicken ungemein traurig und mitleidsvoll auf
die arme Jule, zuweilen sagte sie auch bitter:
„Ich möchte Dich doch wenigstens zu einem anständigen Dienstmädchen
heranbilden."
Während der langen Winterabende lehrte sie das Kind lesen und
nähen. Zuweilen versetzten sie diese gemüthlichen Stunden in eine sehr gute
Stimmung, dann war sie sanft gegen die Kleine und überhäufte sie mit
leidenschaftlichen Zärtlichkeiten, oft aber fand das gerade Gegentheil statt, sie
war dann streng, ungeduldig und heftig erregt. Ein fremder Zuschauer hätte
sie manchmal für irrsinnig gehalten, so raste sie durch das Zimmer, schlug
das arme Kind heftig und küßte es dann wieder ungestüm. Für den kleinsten
Fehler wurde es streng gezüchtigt, aber bald fuhr sie mit den kalten Händen
beschwichtigend über das Gesicht und murmelte unverständliche Worte vor sich
hin. So heftige Ausbrüche ihres Mißmuthes und Zornes dauerten jedoch
nie lange, sie faßte sich nach schwerem, innerem Kampfe, kreuzte die Arme
über der Brust und schien Plötzlich so thatkräftig, als ob sie an einem Vor-
satze trotz großer Leiden und fast unbesiegbarer Hindernisse festhalten wollte.
— Im Anfange des Frühjahres geschah es auch einmal, daß die Lehrerin
die Schreinersfamilie aufsuchte. Lange stand sie muthlos vor der Thüre, ent-
schloß sich aber schließlich doch einzutreten. Der Schreiner, der sie von seiner
Werkstätte erblickte, verließ sogleich seine Arbeit, um sie herzlich zu begrüßen,
seine Frau aber war über diesen Besuch so bestürzt, daß sie einige Augen-
blicke die Lehrerin unverwandt anstarrte, ohne auch nur ein einziges Wort
zu sprechen. Endlich beruhigte sie sich insoweit, als sie ihrer Käthe befahl,
schnell einen Stuhl herbeizubringen. Johanna setzte sich, war aber nicht
weniger eingeschüchtert als die Schreinersfrau.
„Ich wollte mit so freundlichen Nachbarn bekannt werden und habe mir
darum erlaubt, Sic aufzusuchen."
Tics alles wurde mühevoll und unsicher hervorgestoßen, die Aennste
mußte doch durch irgend etwas ihren Besuch begründen.
Die Schreincrsfrau versicherte darauf, daß sie das Fräulein längst kenne
und von ihrem Fcnster ans oft gesehen habe, wie es zur Stadt gegangen
sei. „Ich habe auch oft darüber nachgedacht," fuhr sie fort, „warum Sie
Wohl das Kind niemals mitnehme», es wäre wirklich gut, wenn es auch
einmal etwas von der Welt zu sähen bekäme."
Johanna erröthete heftig und fragte mit gut gespielter Verwunderung:
„Was für ein Kind meinen Sie eigentlich?"
„Ich meine die Waise, die Sie unter Ihren Schutz genomnien haben."
„Das verhält sich ja ganz anders," erklärte die Lehrerin, „wenn ich ihr
machmal begegne und sie über Hunger klagen höre, dann erbarme ich mich
ihrer und gebe ihr etwas zu essen, aber sonst thue ich nichts für sie, da sie
mir ja völlig fremd und ganz gleichgültig ist. Sie kommt zwar sehr häufig

zu mir, und ich verbiete es ihr auch nicht, da sie mäuschenstill ist und mich
gar nicht stört. Das ist aber auch alles Gute, was ich ihr erweise."
Die Schreinersleute blickten einander staunend an und konnten gar nicht
begreifen, warum die Lehrerin sich dieses wahrhaft christlichen Werkes zu
schämen schien.
„Das thut mir aber sehr leid," sagte bedauernd der Mann, „wir waren
schon so glücklich in dem Glauben, daß dieser arme Wurm endlich eine be-
ständige Zufluchtsstätte für seine Kindheit gefunden habe. Wenn Jule er-
wachsen ist, kann sie sich viel leichter durchschlagen, aber was kann sie in
ihrem jetzigen Alter anders beginnen als zu betteln oder auch im schlimmsten
Falle zu stehlen?'
Ein leises Beben durchschauerte bei diesen Worten die Gestalt Johannas,
welche unsicher zu erwidern versuchte:
„Sicherlich werde ich sie nicht von mir treiben, solange ich hier bleibe,
ich will sie ernähren und auch etwas Tüchtiges lehren, ich thue dies sehr
gern, trotzdem sie mich in Wahrheit wenig angeht. Mitleid muß man ja
mit ihr fühlen, und darum erlaube ich mir die Frage, ob Sie, meine Her»
schaften, im Falle meiner Abreise sich ihrer annehmen und sie mit Ihren
eigenen Kindern auferziehen würden."
Durch diese gleichgültig gesprochenen Worte drangen doch flehende Töne.
Der Schreiner sagte nach kurzer Besinnung:
„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, muß ich bekennen, daß ich schon
oft daran gedacht und die Sache mit meiner Frau besprochen habe. Ich
bin aber ein armer Mann, der sechs eigene Kinder ernähren und erziehen
muß. Wenn ich mich entschließen würde, Jule in's Haus zu nehmen, müßte
sie ebenso kräftig essen und ebenso ordentlich angezogen sein wie meine eignen,
ich würde es auch für meine Pflicht halten, sie etwas lernen zu lassen, und
dies Alles ist sehr kostspielig. Meine Ueberzeugung sagt mir, daß es nie-
mals gut thut, dem Einen mit dem Schaden des Andern zu helfen, und ich
müßte die Geldmittel, welche ich auf sie wenden würde, meinen Kindern ent-
ziehen. Dann ziehen wir auch aus, an das entgegengesetzte Ende der Stadt,
wir werden dann nicht immer ihr Elend vor Augen haben und sie leichter
vergessen."
Die Lehrerin hörte diesen Worten mit starren Augen zu, sprach noch
eine Weile über gleichgültige Tinge und, verabschiedete sich dann Höftich.
Diesen ganzen Abend verbrachte sie in Thronen.
Als sie mitten im Sommer einmal nach Hause zurückkehrte, glitt sie,
ein Blumensträußchen in der Hand haltend, an den alten Mauern hin bis
an das Fenster des schwindsüchtigen Musikers, wo sie ihre Gabe niederlegte.
Dieser Acrmste hatte einen so schlimmen Winter durchgemacht, daß er sich
seine einzige Freude, das Clavierspielen, hatte versagen müssen. Jetzt, von
der Sommerlufl etwas gekräftigt, saß er wieder an seinem lieben Instrumente,

hörte aber dennoch das von außen dringende Geräusch und fragte, ohne sich
im Spielen stören zu lassen,
„Bist Du es, mein Vögelchcn?"
Als keine Antwort erfolgte, wandte er seinen Kopf dem Fenster zu und
erhob sich eilig, da er die Lehrerin erblickte.
„Wie unendlich gütig sind Sie, mir so schöne Blumen zu bringen, und
was für eine geschmackvolle Auswahl, fast lauter Lieblinge von mir!"
„Nicht mir, sondern der kleinen Waise müssen Sie danken, welche sie
Ihnen schickt."
„Wie gedeiht denn das gute, hübsche, unglückliche Mädchen?"
.Wenn Sie Jule einmal sehen mochten, so will ich sie Ihnen hierher-
schicken," sagte verbindlich Johanna. Der Musiker schien etwas erwidern,
sich vielleicht für ihr liebenswürdiges Anerbieten bedanken zu wollen, konnte
aber kein Wort herausbringen, da sich plötzlich ein heftiger Hustenanfall ein-
gestellt hatte. Die Lehrerin fand es für passend, sich sogleich zu entfernen,
und flüsterte, während sie die Stiegen zu ihrer Wohnung hinaufging'
„Auf den kann man also auch nicht rechnen, da es sehr bald mit ihm
vorbei sein wird."
Langsam und traurig verging der Sommer für die Arme, um einem
rauhen Herbste Platz zu machen. Die Bewohner fragten jetzt einander oft,
ob die Lehrerin krank wäre, da sie so langsam dahinschritte und so erschöpft
aussehe. Ach, es war kein physischer Schmerz, welcher sie so sehr angriff,
es war die ewig nagende Sorge, welche sie vielleicht mehr als jede andere
mitnahm, da ihre Natur sehr schwach war. Oft ging sie jetzt ohne einen
andern Zweck in die Victualienhandlung, als um sich ein wenig Muth und
Trost bei der alten Jüdin zu holen.
„Sie können gar nicht begreifen, was für ein Unglück es für mich ist,
daß ich keine Stunden mehr bekomme. Ich versuche schon Alles, nehme auch
Näharbeiten an und kann trotzdem nicht auskommen."
Die Jüdin crmuthigte sie und sagte, sie dürfe die Hvffnnng auf bessere
Tage nicht verlieren.
„Das Aergste ist, daß ich mich an so dürftige, elende Verhältnisse nur
schwer gewöhnen kann. Seit dem Tode meines Baters, bei welchem ich es
so gut hatte, fand ich immer eine Anstellung in reichen Häusern, wo für Be-
quemlichkeit und gute Nahrung trefflich gesorgt Ivnrd^."
Die Alte blickte prüfend auf die Klagende und sagte bedeutungsvoll:
„Ich kann Ihnen doch nur rathen, in diesem Elende auszuharren, da ich über-
zeugt bin, daß es noch viel schmerzlichere Leiden giebt als Hunger und Kälte."
„Viel, viel schmerzlichere," flüsterte trostlos die Lehrerin. Sinnend stutzte
sie sich mit beiden Händen auf den Ladentisch und begann nach einiger Zeit
von Neuem: „Ich werde wohl nicht länger als bis zum Frühjahre hier
bleiben, denn ich denke mich nach einer Stellung umzusehen.",
„So? Das kann ich Ihnen aber nicht rathen."

„Warum denn nicht, liebe Frau?"
„Das können Sie sich, liebes Fräulein, am besten sagen!"
»Warum sollte ich denn nicht mein Leben so angenehm als möglich gestalten? Den Winter werde ich noch hier verbringen, ja das beabsichtige ich entschieden, da mir große Kälte schädlich ist."
.Da müssen Sie eben den Winter in unserem kalten Baue nicht erwarten, sondern sich gleich nach einem warmen Zimmer umsehen."
„Nein, nein," rief fast trotzig die verwirrte und fassungslose Johanna aus, „ich habe es mir fest vorgenommen, wenigstens noch den Winter hier zu bleiben. Vielleicht tritt mit Gottes Hülfe ein Umschwung in meinen Verhältnissen ein, dann will ich sehr gern diesen Ort nicht verlassen."
Außer der quälenden Sorge, die aus ihren Gesichtszügen so deutlich sprach, lagerte sich noch in der letzten Zeit der Schatten eines düsteren Schreckens auf ihr Antlitz. Niemals schaute sie jetzt den Menschen offen in die Augen, sondern senkte ihre Augenlieder, sobald Jemand sie ansprach, oder blickte auf Gegenstände, die sich in der entgegengesetzten Richtung befanden. Ihre kleine Wirtschaft vernachlässigte sie immer mehr und man sah es ihr schnell genug an, daß sie einerseits im höchsten Grade unpraktisch war und andererseits sehr kostspielige Bedürfnisse hatte. Trotz dieser verschwenderischen Neigung trug sie sich so einfach, daß sie jeder, auch der unschuldigsten eitlen Regung entsagt zu haben schien. Sie trug noch immer dasselbe schwarze Kleid, das sie an dem Tage, wo sie in das alte Gebäude zog, angehabt hatte, und noch immer denselben ärmlichen Hut, dessen Blumen schon damals verblaßt und zerknittert waren, und der jetzt einem schmutzigen Fetzen glich. Dies war um so auffallender, als sie für Blumen und verschiedene Leckerbissen immer etwas Geld hatte. Oft kam sie nämlich aus der Stadt, mit Blumensträußen und Knchen beladen, sie hatte sich auch einen zweiten Kanarienvogel gekauft, und schöne Blattpflanzen schmückten ihr Fenster. Sie gehörte zu jenen unglücklichen Frauen, die unselbständig und Hülflos, ihr Lebelang Kinder bleiben und fast dieselben Eigenschaften und Fehler wie die Kleinen besitzen.
Einen ganz anderen Anblick aber bot sie, wenn sie in der nächtlichen Stille die Lampe in der Hand haltend, die leeren, dunkeln Räume, in welche der Wind schauerud blies, durchschritt, und an den, Lager der Kleinen angelangt, die Lampe auf den Boden stellte und vor dem schlummernden Mädchen, ganz im Anschauen vertieft, stehen blieb. In solchen Augenblicken war nichts Kindliches mehr an ihr, dann spiegelten sich in ihren Blicken die qualvollen Leiden, welche sie erfahren und welche den Stempel der Lebenserfahrung ans ihr Antlitz drückten. Mit weit geöffneten, verglasten Augen, beide Hände tief im Haar vergraben, stand sie da und schien das lebendige Bild der Verzweiflung zu fem. Zuweilen hallte es leise von ihren Lippen: „Allmächtiger Gott, warum hast Du mir ein fühlendes Herz gegeben?" oder sie flüsterte fast bewußtlos: .Mein Gewissen, mein unseliges Gewissen, wird es mir denn niemals Ruhe gönnen?" Oft auch betrachtete sie bei dem bescheidenen Lichte der kleinen

Llife Brzeszko in Grodno,
Lampe vergilbte Briefe und längst verwelkte Blumensträußchen; bei diesem
Anblick brach sie fast immer in ein leises, aber sehr schmerzliches Weinen aus.
Als sie während dieser kalten Tage einmal der feisten Mangelbesitzerin
auf der Treppe begegnete, begrüßte sie diese und fragte höflich, ob es ihr
nicht genehm wäre, ihre beiden Kanarienvögel zu kaufen.
Die stolze Frau, welche von ihrer Würde als wohlhabendste Person
des ganzen Hauses durchdrungen war, erwiderte, dies sei wohl möglich, doch
müsse sie hierüber erst mit ihren Nichten sprechen. .Wenn diese Lust haben,
die Vögel zu besitzen, so werde ich sie Ihnen abkaufen, da ich es niemals
über mich gewinnen kann, den lieben Kindern etwas abzuschlagen. Gott
sei Dank, ich habe ja auch Geld genug, um ihre Wünsche zu erfüllen."
Die jungen Mädchen wünschten natürlich nichts sehnlicher als die
hübschen, schön trillernden Vögel zu besitzen, und so wurde gleich die Magd
der Mangelbesitzerin heraufgeschickt, um sie nach sofortiger Entrichtung der
Kaussumme zu holen. Schwer, unendlich schwer fiel es der armen Jule.
sich von den gefiederten Freunden zu trennen, sie versuchte die Vvglein durch
die Gittcrstäbe des Käfigs zu küssen, da ihr aber dies nicht gelingen wollte,
lief sie in einen Winkel und begann heftig zu weinen.
„Spare Deine Thrünen," sagte ihre Beschützerin, bald wirst Du vielleicht
einen viel schmerzlicheren Verlust beweinen müssen."
Gleich nachdem sie die Vögel verkauft hatte, sagte sie auch dem Mädchen,
welches ihr Essen aus einer nahen Wirthschaft brachte, daß sie feiner Dienste
nicht mehr bedürfe, da sie der Billigkeit wegen ihr Mittagsmahl sich selbst
zu Hause bereiten werde. Diese guten Vorsätze konnte sie leider nicht ver-
wirklichen; da sie nämlich vieles verkehrt angriff und dann leicht unge-
duldig wurde, verbrannte sie sich jeden Augenblick die Finger und brachte
es nie so weit, die Speisen genießbar zu machen. Da also dieser Versuch
gescheitert war, kaufte sie in der Stadt ganz fertige Lebensmittel, welche sie
oft nicht bezahlen konnte und gerieth dadurch in Schulden. Sie merkte auch
gar nicht, daß sie auf diese Weise viel mehr Geld ausgab, als sie das
warme, kräftige Mittagsessen gekostet hatte. Es war nur zu sichtbar, das
arme Wesen konnte seine so schwer erworbenen Groschen nicht nützlich ver-
wenden, auch besaß es die unglückliche Schwachheit, ihrem Gaumen die besten
Leckerbissen zu gönnen.
An einem der ersten Frühlingstage ging Johanna, die sich schon seit
langer Zeit bei der alten Jüdin nicht gezeigt hatte, wieder in den Laden.
Die Jüdin schien sie herzlich begrüßen zn wollen, brachte aber nur die mit
sichtbaren; Erschrecken gesprochenen Worte hervor:
„Um Gottes willen, wie elend sehen sie aus! Wie ist es möglich, sich
in kurzer Zeit so sehr zu verändern!"
In der That war eine große Veränderung in der letzten Zeit mit der
Lehrerin vorgegangen. Ihre Gesichtsfarbe war ganz gelb, die Augen lagen
tief in ihren Höhlen, überhaupt sah sie viel älter aus und war fast häßlich

geworden. Nur ihr blondes, weiches, sich so muthwillig ringelndes Haar
und ihr kleiner Mund, der einen reizend jugendlichen Eindruck machte, waren
unverändert geblieben.
„Ich komme wieder einmal, um mir bei Ihnen Rath zu holen. Man
hat mir nämlich eine feste Stellung in einem wohlhabenden und angesehenen
Hause angeboten, die ich, scheint mir. nicht ausschlagen darf."
Die Jüdin betrachtete die Sprechende prüfend und wiegte ihren Kopf
wie sie es gewöhnlich that, wenn sie über etwas Wichtiges nachdachte, sagte
aber sogleich:
„Was wird dann aus dem Kinde werden?"
Johanna hatte in diesem Augenblicke nicht die nöthige Selbstbeherrschung,
um ihre gewöhnliche Antwort: „Was geht denn mich das fremde Kind an?"
zu geben, sie stützte sich mit beiden Händen auf den Ladentisch, da sie sicht-
bar wankte, blickte verzweifelnd auf die Alte und wiederholte mit tonloser
Stimme:
„Was wird dann aus dem Kinde werden?"
„Warum suchen Sie denn nicht, liebes Fräulein, eine dauernde Zu-
fluchtsstätte für das arme Wesen zu finden?"
„Wo und bei wem? Ich kenne ja Niemanden! Bei allen Bewohnern
dieses Hauses habe ich schon angefragt, aber ohne Erfolg. Ich kann ja
nirgends auf meiner Bitte dringend bestehen, da sich sonst die Leute Gott
weiß was für abscheulische Gedanken machen würden. Ich habe auch schon
daran gedacht, die Kleine in die Kinderschule abzugeben, welche von wohl-
thätigen Frauen erhalten wird, aber diese ist schon überfüllt, und selbst
wenn ein Platz frei wäre, so würde ihn doch jemand Anderes erhalten.
Ich bin ja arm, verlassen und schutzlos, was kann ich Unglückliche für
sie thun?" Bei diesen Worten erhob sie ihre Stimme, welche stöhnend klang.
Die Jüdin blickte spähend auf den Boden und sagte leise, nachdem sie
sich überzeugt hatte, daß sie mit der Lehrerin allein war:
„Warum soll eigentlich Er dies Alles nicht erfahren? Vielleicht würde
Er sie aus dieser Lage befreien."
„Was meinen Sie damit? Wem soll ich mein Unglück mittheilen?" Um
die eingesunkenen Lippen der alten Jüdin spielte ein mitleidsvolles, aber auch
spöttisches und verächtliches Lächeln.
„Wenn Sie das wirklich nicht wisse», so ist es besser, daß ich schweige.
Da Sie aber mich um Rath gefragt haben, so will ich Ihnen noch Eins
sagen. Die Scham ist eine Tugend, wenn sie uns von der Sünde abhält,
aber sie wird zum großen Fehler, wenn wir aus sogenannter falscher Scham
Andere unsere Sünden büßen lassen. Gottesfurcht ist auch eine gute Eigen-
schaft, aber Menschen fürchten ist eine große Feigheit. Wenn man sich sein
Leben lang schämt und fürchtet, kann man ja seinem Nächsten nichts Gutes
erweisen."
Johanna erblaßte und erzitterte am ganzen Leibe, erhob aber dennoch

zornig die Augen und fuhr heftig auf. „Ich verstehe den Sinn Ihrer
Worte ganz und gar nicht, liebe Frau."
Denselben Abend kam ein ärmlich gekleideter Jude in das Zimmer der
Lehrerin und fordcite anfangs mit leisen, höflichen Worten eine Summe
Geldes zurück, welche sie ihm schuldete, wuide aber im weiteren Verlaufe
des Gespräches so frech und zudringlich, daß Johanna, fieberhaft erregt, ihn
flehend nm längeren Aufschub bat, und da er darauf nicht eingehen wollte,
sich verpflichtete, ihn in den nächsten Tagen zu befriedigen. Früh Morgens
kam am folgenden Tage auch eine gemein aussehende Frau in die Stube
der Lehrerin, und es wiederholte sich derselbe Austritt wie mit dem Juden.
Das Weib, das sich unverschämt auf das kleine Sopha gesetzt hatte, schimpfte
mit lauter Stimme und warf wüthendc Blicke auf die geängstigte Johanna.
Tiefe brauchte einige Zeit, um sich nach diesem peinlichen Besuche zu be-
ruhigen und über ihre schreckliche Lage nachzudenken. Tann erhob sie sich
und ging energisch auf die Victualienhandlung zu. Sie schien einen Entschluß
gefaßt zu haben, den sie kaltblütig und mnthig ausführen wollte. Unglück-
licherweise konnten die bebenden Lippen und die thränenschweren Augen
Niemanden auch nur einen Augenblick lang über ihre Stimmung täuschen.
In solchem Zustande trat sie in den Laden nnd sagte, noch auf der Schwelle
stehend, in entschiedenem Tone:
„Möchten Sie wol,l so gefällig sein und mir mittheilen, wieviel ich
Ihnen fiir genommene Waare schuldig bin?"
Tie Jüdin machte sich sogleich daran, ihr eine kleine Rechnung zu
schreiben, welche sie ihr auch hinreichte.
„Ich werde sie Ihnen noch heute Abend bezahlen," sagte viel lauter
als gewöhnlich die Lehrerin.
„Haben Sie denn eine Stellung angenommen?"
„Ja, und ich gehe jetzt, mit den Herrschaften die endgültige Abmachung
zu schließen; höchst wahrscheinlich werde ich schon morgen mit ihnen aus ihr
Landgut reisen."
„Weit weg von hier?"
„O ja, ungefähr zwanzig Meilen."
Tie Jüdin sagte kein Wort mehr, und doch blieb Johanna im Laden,
trotzdem sie die Rechnung längst erhalten hatte. Nach einiger Zeit begann
sie zu der Alten von neuem zu reden.
„Ich mußte mein jährliches Gehalt schon im Voraus fordern, da ich
Schulden zu bezahlen habe und mir anch viele Sachen anschaffen muß; in
einem so reichen nnd vornehmen Hause kann man nur sehr anständig
gekleidet gehen. Aber ich hoffe, etwas von der Summe erübrigen zu können,
und will, wenn Sie damit einverstanden sind, dies Geld bei Ihnen für die
Kleine niederlegen."
Die Alte erwiderte mit unwilliger Handbcwegung und gereizter Stimme:

„Ach, was soll ihr denn das bischen Geld helfen? So lange es langt, kann sie bei mir essen, aber was soll aus ihr dann werden?"
„Ich kann ja jetzt nichts mehr für sie thun und gehe in der Hoffnung, bald mit einem ersparten Groschen wiederzukommen; unterdeß glaube ich zuversichtlich, daß Sie, die Sie selbst Kinder und Enkel haben, die arme Waise vor dem Verderben schützen werden."
Andächtig, wie im heißen Gebete richteten sich Johannas verweinte Augen auf das Antlitz der Alten.
„Ich kann beim besten Willen sehr wenig für sie thun, da ich eine Jüdin, kein christliches Kind in mein Haus aufnehmen darf."
„Ich fordere gar nicht so viel, ich bitte nur, daß Sie die Kleine vor dem Verhungern schützen und ihr zuweilen ein gutes Wort, oder auch einen Verweis zutheil werden lassen."
„Beruhigen Sie sich, liebes Fräulein, ich will es schon machen," sagte gutmüthig die Jüdin, von dem wahren, tiefen Schmerze der Lehrerin gerührt.
Jetzt ging diese zur Stadt, wo sie viel länger als sonst blieb und woher sie erst mit einbrechender Dämmerung zurückkehrte. Julc schien sie ungeduldig erwartet zu haben und lief, sobald sie ihrer ansichtig wurde, stürmisch mit weit ausgebreiteten Aermchen und silberhellen Freudelauten ihr entgegen. Sie bemächtigte sich ihrer Hände, küßte sie leidenschaftlich und bewies durch die Art ihres Entgegenkommens sehr klar, daß ihr Anhänglichkeit. Dankbarkeit und Liebe keine unverständlichen Begriffe mehr waren.
Heiter plaudernd führte Jule ihre Beschützerin zum kleinen Sopha; ob die sinnende Frau ihr zuhörte, war schwer zu sagen. Ihr regungsloses Haupt zeichnete sich auf dem dämmerigen Hintergrunde wie ein von Künstler-Hand gemeißelter Kopf ab. Tiefe Stille herrschte in der dunklen Stube, da ließ sich die helle Kinderstimme mit der bescheidenen Frage hören, ob sie die Lampe anzünden dürfe, da sie es schon so gut verstehe.
Statt aller Antwort fühlte die Kleine, ^wie die Arme der Lehrerin sie umschlangen und emporhoben, bis sie, fast ohne zu wissen wie es geschah, sich auf ihrem Schvoße sitzend fand.
„Jule!" scholl es leise durch das Zimmer.
„Wollen Sie etwas von mir?"
„Nur daß Du mir aufmerksam zuhörst; denn ich muß etwas Wichtiges und Ernstes mit Dir besprechen."
Durch die schattenreiche Dämmerung blitzten plötzlich die dunkeln Augen des Kindes, die erstaunt auf das Antlitz des blassen Weibes blickten.
„Ich will Dir von Deiner Mntter erzählen."
„Von meiner Mutter?" fragte ganz befremdet die Kleine.
Ein unterdrücktes, schmerzliches Schluchzen verhinderte anfangs die Arme zu sprechen, dann sagte sie düster:
„Deine Mutter ist nicht schlecht, wohl aber tief unglücklich, sie hat gewiß ein ebenso liebendes Herz und peinliches Gewissen wie die meisten Frauen.

Tie Unglückliche sündigte einst schwer, zur Strafe wurde eine Last auf sie gewälzt, welche ihre Kräfte überstieg. Diese konnte sie nicht länger tragen und warf sie unsinniger Weise ab. Tu muszt immer daran denken, daß Deine Mutter weder schlecht noch gleichgültig gegen Dich ist, sunder» daß nur ihre allzugroße Schwäche alles Unglück verursacht hat. Vergiß dieses nie und laß keinen Haß gegen sie in Deinem Herzen keimen. Du mußt sie immer herzlich bedauern und, wenn Menschen schlecht von ihr sprechen, Dir sagen, daß die Aermste stets die besten Absichten gehegt, doch leider nicht genug Kraft und Ausdauer besessen habe, um sie zu verwirklichen."
Die Kleine hörte gespannt der Lehrerin zu, trotzdem ihr Vieles unverständlich war. Diese traurigen, von schweren Seufzern oft unterbrochenen Worte stimmten sie ernst und feierlich. Im Zimmer wurde es jetzt so still, daß die schweren Athemzüge des unglücklichen Weibes deutlich vernehmbar waren. Das Kind brach dieses düstere Schweigen und fragte:
„Wo ist denn meine Mutter?"
Ein leises, mit dem Aufgebot aller Kräfte nicht ganz unterdrücktes Schluchzen wurde von der Seite hörbar, wo das blasse Weib saß. Langsam, noch immer mit den Thränen kämpfend, sagte sie:
„Deine Mutter lebt in einem Lande, das ewig in Dunkelheit getaucht ist' denn es wird weder von dem schönen Stern der Hoffnung erleuchtet, noch von der hellen Flamme der Liebe erwärmt, welche dort nicht um zu trösten, sondern um Qualen zu bereiten brennt. Dieses Land ist finster wie die schwärzeste Nacht; Viele flüchten gern aus diesem Elend in's Grab, aber Deine Mutter war Wohl zu schwach dazu oder ihr Herz sträubte ficb vielleicht dagegen, Dich durch diese Flucht auf ewig zu verlassen. Der Gedanke an Dich läßt sie dort verweilen, in jenem düsteren Lande, wo die Scham, das Herzeleid, der Schrecken und das Elend ihre einzigen Gefährten sind."
Schaudernd wandte die Kleine ihr Gesichtchcn dem blassen Weibe zu und fragte mit weinerlicher Stimme:
„Warum ist sie denn in dieses schreckliche, düstere Land gegangen?"
Tie Antwort ans diese Frage war dem Kinde ganz unverständlich.
Die Lehrerin lächelte nämlich cigenthümlich, fast irrsinnig, und flüsterte:
„Weil sie zu heiß geliebt hatte!"
Jetzt schwiegen Beide eine Zeit lang.
„Wo ist denn mein Vater? Bitte, bitte, sagen Sie es mir!" sagte dringend das Kind.
Der Kopf des armen Weibes sank noch tiefer und der verzweifelte Ausruf: „Allmächtiger Gott!" entfuhr ihren Lippen. Dann richtete sie sich ein wenig auf und sagte mit weichem wehmüthigem Tone:
„Gott wird ihm wohl vergeben, verzeihe auch Du!"
Ihr Antlitz dicht an das Niudergcsichtchen schmiegend, bat sie weiter:
„Deiner Mutter mußt Du auch vergeben, ihr, welche vor allen Anderen

unglücklich war. Du darfst auch nie vergessen, daß ich Dich angehalten habe,
gegen alle Menschen freundlich nnd artig zu sein und Dir niemals fremdes
Gut anzueignen. Denke daran, daß jede Deiner schlechten Handlungen das
Mutterherz schmerzlich verwundet, und daß dieser Gram die Finsternis;, welche
sie umgiebt, noch dichter macht! Nun aber komm' mit mir, da wir beten
müssen."
Sie führte die Kleine zum Fenster hin. Tie Nacht war finster und
regnerisch, nur das düstere Rauschen der Linden ließ sich draußen hören.
Das Zimmer war nicht minder dunkel, und nur mit Mühe konnte man die
beiden knieenden Gestalten unterscheiden.
„Falte Deine Hände, erhebe Deine Blicke zu dem Himmel, der sich ganz
sicher, obgleich Du ihn nicht sehen kannst, hinter diesen dunklen Wolken
befindet, und bete das Vaterunser!"
Leise, fast unhörbar wiederholte die Kleine:
„Vater unser!"
„Sprich es mir lauter und deutlicher nach: Vater unser, der Tu bist
im Himmel!"
„Vater unser, der Du bist im Himmel," sagte das Kind gehorsam.
„Bete nicht weiter, beuge Dich zur Erde und rufe, flehe mir nach:
‚Erbarme Dich unser',"
Von dem eigcnthümlichen Klange ihrer Stimine gerührt, begann Jule
leise zu schluchzen. Tann tönte durch die dichte Dunkelheit ein lautes,
jammerndes Schluchzen, aus dem die Worte: „Erbarme Dich unser" flehend
hcrvorklangcn. Oft wiederholt, verhallten sie erst in immer leiser werdendem
Gewimmer.
Einige Tage später stand Jule in dem tiefen Flur mit herabgejenkten
Armen und trostlosem Blicke. Obgeich sie ebenso ordentlich wie früher ge-
kleidet war, bewies doch ihr verwirrtes Haar nnd ihr plötzlich eingesunkenes
Gesichtchen, daß ein großer Schmerz dies kleine Herz durchwühle. Heute
wurde sie zum ersten Male wieder gesehen, seitdem man den dürftigen Haus-
wth ilirer Beschützerin herausgetragen, da diese heimlich und auf Nimmer-
wiedersehen den alten Bau verlassen hatte. Tie einzige, welche während
dieser qualvollen Tage mit Jule zusammenkam, war die alte Jüdin, die
täglich mehrmals nach ihr sah und stets etwas zum Essen mitbrachte. Ver-
stört und verwundert kehrte sie immer in ihren Laden zurück. Als Jemand
nach dem Kinde fragte, erwiderte sie: „Das ist ein merkwürdiges Wesen!
Ich muß gestchen, daß ich niemals in meinem Leben etwas Aehnliches ge-
sehen habe. Tie arme Kleine sitzt in einem Winkel des leeren Zimmers,
>ßt und spricht nichts, sondern küßt fortwährend die Diele, auf welcher die
Mehrerin geschritten ist. Ich habe ihr vorgeschlagen, doch hinunterzukommen
und mit meinen Enkelinnen zu spielen, da sah sie mich wie irrsinnig an
und antwortete kein Wort. Ja, was kann ich da mit ihr machen?"
Nach zwei Tagen kam Jule doch hinunter nnd vertiefte sich in die Be-

trachtung der hellen Sonnenstrahlen, die über den Rasen goldig hinlmschten, der zwitschernden Vögel und der spielenden Kinder. Da kam ein altes kleines Weibchen, das doch nur eine Bettlerin sein konnte, und schritt in den Thor-weg. Mit Hülse eines dicken Stockes suchte sie sich den sichersten Weg. da die blntig leuchtenden Augen ihr den Dienst versagten. Ein alter Mantel ohne Acrmel, der vorne sehr geflickt uud hinten schmutzig und sarb-lvs war, bildete ihr wichtigstes Kleidungsstück. Leinene Lumpen, die um ihre Beine gewickelt waren, und niedrige, zerlöcherte Schuhe schützten nur unzureichend ihre Füße. Sie ging langsam und vorsichtig, mit ihrem Stocke überallhin tastend, in den Hof und schien Jemanden zu suchen. Jule neigt? sich, sobald sie die Bettlerin erblickte, nngestiim heraus, sprang von der hohen Schwelle des Flures in den Hof und lief stürmisch zu der alten Frau. Tann rief sie jubelnd aus: „Meine gute Frau Räthin!" und küßte ihr zärtlich die Hände.

„Wer ist denn das? Bist Tu es vielleicht, Jule?"

„Ja. ich bin es."

Die Bettlerin suchte tastend, wie es alle Blinden zn thnn pflegen, nach dem Kopse des Kindes, ans welchen sie ihre gelbe runzlige Hand legte.

„Da bist Du ja, liebes Kind, Tu hast mich auch sogleich erkannt und frenst Dich so herzlich, mich wiederzusehen, das ist gut von Dir. Ich habe mich schon mehrere Male nach Dir erkundigt, und man hat mich, Gott sei es gedankt, stets damit beruhigt, daß Du bei einer Dame bist, welche es sehr gut mit Tir meint. Führe mich doch zn ihr, liebe Kleine, vielleicht wird sie gestatten, daß ich mich manchmal bei Euch erwärme, und wird mir auch einen Lössel Suppe von Zeit zu Zeit geben. Wer hätte es gedacht! Nun komm und sühn mich zn Teiner Wohlthäterin!"

Eine Zeit lang stand das Kind schweigend und mit düsterem Blicke da, endlich antwortete es tonlos: „Sie ist schon weg!"

„Wo ist sie denn geblieben? Als ich vor einigen Tagen hier vorbei-kam, muß sie noch dagewesen sein, sonst hätte die gute Jüdin doch davon etwas erwähnt!"

„Ich weiß nicht, wohin sie gegangen ist!"

„Das ist also wirlich wahr, und was willst Dn denn jetzt anfangen?"

Tie Bettlerin erhielt auf ihre Frage keine Antwort, Welche sie jedoch leicht aus den unheimlich glühenden Augen der Kleinen hatte herauslesen können, wenn sie nicht blind gewesen wäre.

„Tas ist so mein Loos," sagte Jnle mit einem feierlichen Ernst, der von ihrer kindlichen Gestalt nur zu sehr abstach, „meine Mutter hat mich verlassen, Sie haben es auch gcthan, uud jetzt ist Fräulein Johanna ver-schwunden; es ist einmal so: wer mich nicht wegjagt, der verläßt mich plötzlich."

„Tu darfst nicht Verzweifeln, liebes Kind, sondern mnßt Dich ruhig in den göttlichen Willen fügen. Das beste Beispiel, wie plötzlich sich Alles im

Jule.
Leben ändert, und wie tief man sinken kann, hast Du an mir. Jetzt bin
ich eine elende Bettlerin! Wer hätte es gedacht! Das große Unglück, das
inich traf, und die dadurch veranlaßt Noth zwang mich, Dich zu verlassen,
da ich nicht mehr im Stande war, Dir etwas Gntcs zu erweisen. Heute
bedmire ich Dich auch aus tiefstem Hirzen, und doch niinmt mir die Blindheit
jede Möglichkeit, Dir zu helfen. Meine Augen haben mich im Stiche ge-
lassen! Ich bin ja so hülflos, daß ich den Weg vor mir nicht sehe! Lebe
ivohl, liebes Kind, und Gott schütze Dich!"
Nachdem sie den Kinderkopf noch einmal zärtlich gestreichelt hatte, wollte
sie sich schon entfernen, als Jule mit beiden Händchen nach dem Saume
ihres Mantels griff und ihn krampfhaft festhielt.
„Lasseil Sie mich nicht allein, liebe Frau Mihi», nehmen Sie mich
aus Barmherzigkeit mit!"
„Wie kann ich Dich denn mitnehmen? Du müßtest ja dann auch betteln,
und das wäre sehr unrecht. Ich thnc es zwar, aber erst am Abende meines
Lebens; daß Tu aber in so zarter Kindheit schon diesen Weg wandeln
solltest, wäre ganz unverantwortlich! Ich kann es nicht zugeben, da ich eine
große Sünde begehen würde, wenn ich Tein Seelenheil auf's Spiel setzte."
Dann machte sie sich auf den Weg. Deutlich konnte man sehen wie
schwer es ihr wurde, der große» Bersuchung zu widerstehen, ein menschliches
Wesen um sich zu haben. Jule ließ sie aber nicht gewähren, sondern
klammerte sich immer heftiger an ihren Mantel und küßte immer flehender
ihre Hände.
„Ich will Ihnen lieber bis an's Ende der Welt folgen, als hier allein
bleiben, Anton wird mich sonst wieder grausam schlagen, und ich werde
gewiß verhungern. Ich mochte Sie auch so gern führen, da ich immer be-
fürchten muß, Sie könnten sich verirren oder auch arg fallen!"
Von der fürsorglichen Liebe des Kindes sehr gerührt, weinte die Blinde
und sagte-
„Du bist gewiß die Einzige, die um mich besorgt ist, und die über
einen Unfall, welcher mir zustoßen könnte, Herzensangst empfindet. Tn hast
mich nicht vergessen und scheinst mir zugethan zu sein. Diese Dankbarkeit
spricht sehr für Tein gutes Herz und beglückt mich so, daß ich Dich dennoch
mitnehmen werde; das wird wohl das Beste sein. Wenn Du eine alte
Blinde an der Hand führst, wirst Du den Vorübergehenden ein solches Mitleid
einstoßen, daß sie uns gern ein Almosen geben werden. Jetzt komm' aber
und sühre mich vorsichtig. Tu bist eine viel sicherere Stütze als der schwere
Stock, der mir bisher den Weg geebnet hat! Ja, ein menschliches Wesen
bei sich zu haben, ist ein unschätzbares Glück!"
Sie verließen alsdann den Hof, blieben aber vor der Victualicnhandlnng
stehen, in welche Jule hineinlief und, ehrerbietig die Hand der Jüdin küssend
sich mit dankbaren Worten von ihr verabschiedete. Tie Jüdin schien nach
einem Blicke, welchen sie auf die Bettlerin warf, alles zu begreifen, sie

schüttelte bedächtig den Kopf und näherte sich der Greisin, welcher sie einiges
Papiergeld in die Hand drückte. „Nehmen Sie dieses Geld, da es Jnle ge-
hört, die Lehrerin hat es nämlich für ihren Schützling hinterlassen."
„Tos nehme ich mit Freuden an," sagte erfreut die Alte, „da wir damit
eine Zeit lang leben können, ohne betteln zu müssen. Wer hätte es gedacht!"
Tie Jüdin blieb vor ihrem Laden stehen und blickte ihnen nach, besann
sich aber Plötzlich und rief laut nach.- „Hör' einmal, Jule, Du mußt von
Zeit zu Zeit hierherkommen und Tich erkundigen, ob Deine frühere Beschützerin
nicht etwas für Dich geschickt hat."
„Gut, ich komme ganz gewiß!" scholl es heiter ans der Ferne. Der
neue Lebensweg, welchen die 5!leine jetzt einschlug, Werlte große Neugier und
rosige Hoffnungen in ihrem Inneren. Begierig und erstaunt schaute sie auf
das lärmende Leben der Stadt, welche sie heute zum ersten Male betrat.
Täglich konnte man jetzt die blinde Bettlerin mit einem neunjährigen Mädchen,
welches sie führte, auf den Plätzen und Straßen der Stadt sehen. Das
Kind war am Anfange dieser Wanderungen sauber nnd ordentlich gekleidet,
dies dauerte aber unglücklicher Weise nur kurze Zeit, dann sah es ebenso ver-
kommen und zerlumpt aus wie die Bettlerin, welcher es das Geleite gab. Am
häufigsten wurde dieses so ungleiche Paar in den Thorwegen großer Häuser
gesehen. Tic Höfe schienen sie absichtlich zu meiden — vielleicht aus Furcht vor
bösen Hunden oder frechen Dienstboten. An den Thüren der Kirchen lnelten
sie sich auch niemals auf; die Alte ging an diesen fast ängstlich vorüber und hielt
es auch für ihre Pflicht, ihr Verfahren dem Kinde gegenüber zu rechtfertigen.
„Wir werden niemals an den Kirchthüren sitzen; denn die Weiber, welche
diese Plätze in Beschlag genommen haben, sind unanständig nnd frech, ich
gehe ihnen deshalb soviel wie möglich aus dem Wege, da ich stets fürchte,
sie möchten mich anfallen und mißhandeln. Am geeignetsten sind für uns
die Thorwcge, da wir dort ein wenig vor den Blicken der Menschen geborgen
sind. Tic meisten Leute werden denken, daß wir dort ans Jemanden warten,
unterdessen gehen doch viele vorbei, und wenn Tu Jemanden bemerkst, der
wohlhabend aussieht, so gicb mir rasch ein Zeichen! Gott behüte Tich aber,
daß Tu je bittend die Hand ausstreclst, das ist meine Sache."
In die Thorwege, welche sie sich zum Aufenthaltsorte ausgewählt hatten,
gingen so viele Menschen, daß Jule oft Gelegenheit hatte, ihre Beschützerin
am Mantel zu zupfen nnd ihr rasch zuzuflüstern: „Ta kommt Jemand!"
Die kleine Greisin versuchte dann ihre Hand auszustrecken, welche aber stets
wieder krampfhaft niedersank; etwas Unwiderstehliches schiea sie an dieser
Geberdc zu hindern, und sie mnßte sich damit begnügen, dem Vorübergehenden
einen in alten Zeiten gebräuchlichen Knix zu machen und den Kops bittend
zu bewegen, oft flüsterte sie dabei geheimnißvoll: „Wer hätte es gedacht!
Wer hätte es gedacht!" Zuweilen standen sie vor den Schaufenstern großer
Läden, die Alte drückte sich dann ganz dicht an die Maner, um Niemandem
im Wege zu stehen, das Madchen aber sah mit befremdeten, entzückten, aber

Iule,
auch begehrlichen Blicken auf die ausgestellten Waaren. Nicht nur vor groß-
artigen Läden mußte die Greisin der Kleinen zu Liebe stehen bleiben, sondern
auch an fast allen Brotbuden, die an vielen Straßenecken errichtet waren.
„Was für prachtvolle Brötchen und Bretzcln sind hier zu haben! Sie
sind wirklich viel schöner als diejenigen, welche unsere gute Jüdin verkauft."
Mitunter flüsterte sie auch mit wichtigem Tone der Alten in's Ohr:
„Wenn Sie nur st Heu könnten, was für wunderschöne Birnen hier liegen!"
„Daß Du mir aber nichts anzurühren wagst," rief dnse heftig. „Sag'
einmal, hast Du schon etwas genommen. Wenn Dir Dein irdisches Glück
und Dein Seelenheil Werth sind, so handle nie gegen das siebente Gebot,
welches heißt: Tu sollst nicht stehlen; vergiß nie diese Worte, sonst wirst Du
in's Gefängniß geschleppt und auch nach Deinem Tode Höllenqualen erleiden "
Jnle zwang sich zum Gehorsam, konnte aber oft nicht verhindern, daß
ihr zitterndes Händchen sich den guten Sachen entgegenstreckte, um freilich rasch
und heftig niederzusinken. Zuweilen rührte dieser Anblick die schmutzigen
Jüdinnen, welche bei den Waaren saßen, und ab und zu reichte ihr wohl
eine von i>>nen eine harte Semmel oder einen halb verfaulten Apfel. Das
Kind bedankte sich dann leise und biß gleich in den geschenkten Leckerbissen,
vergaß aber niemals diesen mit ihrer „Iran Näthin" zu theilen.
Ohne Unterbrechung im Regen wie im Sonnenschein wanderten sie beide
durch die Stadt und ruhten gern auf dem Pflaster einsamer Straßen aus.
Tort konnte man hören, wie die blinde Greisin der gespannt zuhörenden
Kleinen von ihrer Vergangenheit, von dem genossenen Glücke und befreundeten
Menschen erzählte. Hin und wieder benntzte sie solche ruhige Augenblicke,
um ihrem Schützling viele nützliche Rathschläge für die Zukunft zu crtheilen
und ihn über wichtige Tin ,e zu belehren.
„Jetzt bitte ich Gott nur nm eine einzige Gnade, mich so lange ich Dir
nützen kann, leben zu lassen, da Tu verlassen zu Grunde gehen könntest.
Mit zwölf Jahren bist Tu geborgen, dann kannst Du natürlich ohne jede
Vergütung, aber doch für freie Kost und Wohnung einen anständigen Dienst
be.ommen. Dein Loos beunruhigt mich jetzt, wo Du aus der ersten Kind-
heit noch nicht herausgewachsen bist; wenn Du erst groß und stark bist, dann
wirst Tu leicht ein gutes Auskommen haben. Ich möchte wenigstens so lange
leben, bis Tu das zwölfte Jahr erreicht hast, aber ich glaube nicht, daß
mein Wunsch erfüllt wird. Der feuchte Keller, in dem wir übernachten,
wirkt sehr schädlich auf meine rheumatischen Leiden ein, und meine alten
Knochen wollen nicht mehr zusammenhalten.
Diese alten armen Knochen hielten es nicht so lange aus, wie die Alte
so heiß gewünscht hatte. Man sah die Blinde nicht mehr auf den Straßen,
das Mädchen, das sie immer geführt hatte, wanderte jetzt einsam umher, ob-
gleich sie aus der ersten Kindheit noch nicht herausgewachsen war. Es fehlten
der Kleinen noch anderthalb Jahre bis zu diesem reifen Lebensalter. Sie
war klein und noch immer schwach entwickelt, groß waren allein ihre rothen.

verwundeten Füße, die seit langer Zeit keine Schuhe getragen hatten, und
vielleicht deshalb in solchem Abstände zu ihrer zierlichen Gestalt standen, weil
das zerlöcherte Röckchen nur bis zu den Knieen reichte, die mageren Beine
aber bloß ließ. Außer diesem Nöckchen trug sie noch eine schmutzige, lose
Jacke und ein zerfetztes Tuch, mit welchem sie den Kopf bedeckte. Dieses
glitt aber, von dem prachtvollen, sich dicht ringelnden Haare niedergedrückt,
oft auf ihren Rücken. Die ärmlich gekleidete schmückten allein ihre zarten,
regelmäßigen Züge, die eigenthümlich bräunliche Gesichtsfarbe und die wunder-
baren, wie Edelsteine blitzenden Augensterne. Leise und langsam wanderte sie
in der Stadt herum und blieb wie früher gerne vor Schaufenstern oder
großen Thorwegen stehen. Oft sah man sie jetzt auch vor ärmlichen, nie-
drigen Häusern, gespannt auf die kleinen Fenster, welche grüne Blattpflanzen
schmückten, schauend. Wenn sie in diesen Anblick vertieft war, erheiterte sich
zuweilen der Ausdruck ihres Gesichtes, oft aber seufzte sie auch schmerzlich. In
ihrem ganzen Wesen ließen sich überhaupt viele Gegensätze bemerken. Ihre
Augen waren gewöhnlich verschleiert und ausdruckslos, konnten aber auch miß-
trauisch und ängstlich blicken. Ihr Mündchen dagegen besaß einen kindlichen Lieb-
reiz , der aber mitunter einem herben, leidenden Zuge weichen mußte. Das heftige
Wesen, das sie vor allen andern auszeichnete, verschwand oft gänzlich. In solchen
Augenblicken der Umwandlung war sie nur ein schüchternes, schwaches Kind.
Im Winter hob sie die erstarrten Händchen bis zum Munde, um sie
mit ihrem Athem zu erwärmen; so ging sie traurig in der grimmigen Kälte
dahin. Wo sie die Nächte zubrachte, welcher Art die Menschen waren, die
ihren Umgang bildeten, konnte Niemand sagen, da sich eben Niemand darum
kümmerte. Diejenigen, welche sie zuweilen mit einem Stücke Brotes oder
mit einem Geldstück beschenkten, sahen manchmal, daß sie bei einbrechender
Dämmerung in eine enge, schmutzige Gasse ging. Einer der Vorübergehenden
hatte sogar in jenem Winkel ein kleines, mit schmutzig grünen Scheiben ver-
sehenes Fenster erblickt.
Dort, in einer dumpfen, leeren Kammer saß Jule auf einem Häufchen
Streu, an der Seite eines hinkenden Bettlers. Er war eben im Begriffe,
seine wunden Beine in schmutzige, leinene Fetzen zu wickeln, und erzählte dabei
etwas dem Kinde, das aufmerksam zuhörte und neugierig in sein rothes, mit
einem grauen Barte umrahmtes Gesicht blickte.
Eines Morgens fand man auch das unglückliche Mädchen in einer Ecke
des städtischen Friedhofes. Sie lag lang ausgestreckt neben einem kleinen
Grabe, auf welchem das Gras kaum zu keimen begann. Der Aufseher des
Kirchhofes erklärte, das Grab sei dasjenige der blinden Bettlerin, die unlängst
aus den Straßen der Stadt verschwunden war.
Znwcilen flüchtete Jule beim Anbruch der Nacht in den alten Bau, in
welchem sie ihre ersten Jahre zugebracht hatte. Dort legte sie sich gewöhnlich
in den tiefen Flur oder suchte in dem leeren Zimmer, das einst Johanna
bewohnt hatte, eine Schlafstätte. An sonnigen Tagen schien sie ihr Elend

— Iule,
ganz vergessen zu haben und spielte mit Gasscnkindern, welche sie weder ver-
spotteten noch verachteten, da sie ja ihresgleichen war. Ihr Lauf war dann
so ungestüm, ihr Geschrei und Lachen so laut, daß man sie für fieberhaft
aufgeregt halten mußte. Augenblicke so wilder, ungezügelter Lust schienen ihr
alles Traurige, das sie erlebt hatte, reichlich zu vergelten. Trotz dieser
ungestümen Wildheit war sie doch ganz anders geartet als ihre Spielgefährten.
Das tiefe Leid, das an ihrem Herzen nagte, verlieh ihrem Wesen einen
wehmüthigen Zug, vor dem alles Rohe schwand. Hatte Johanna den Keim
zarter Triebe in ihre Seele gelegt, oder hatten dies die Lehren der greisen
Bettlerin vermocht?
Wahrscheinlich war dieser vornehme Zug eines vernachlässigten Kindes
das Erbtheil des unbekannten Vaters, dessen Blut, mithin auch eine Fehler,
Neigungen und Tugenden in ihr Innerstes gedrungen waren. Einige
Familien, welche ihr von Zeit zu Zeit ein Almosen gaben, erlaubten ihr auch
zuweilen in der Küche vor Kälte und Regen Schutz zu suchen. Oft wurde
sie dort zu einer nützlichen Beschäftigung angehalten und war an solchen
Tagen stets bereit, die Stiegen zu kehren, die Diele zu waschen oder den
Thee zu bereiten.
„Bitte, lassen Sie mich es thun, ich verstehe es ganz gut!"
Mit diesen Worten machte sie sich an die Arbeit, welcher ihre Kräfte
meistens nicht gewachsen waren, und mühte sich so lange ab, bis die sie
beaufsichtigenden Mägde ihr den Kehrbesen oder das nasse Tuch, mit welchem
sie über die Tiele strich, ungeduldig aus der Hand rissen, und je nachdem
sie gestimmt waren, die Kleine entweder in die warme Küche schickten oder
auch unbarmheizig wegjagten. Geschah das erstere, so versuchte sie sich wieder
durch das Putzen der Kasserollen und des Samovars nützlich zu machen;
dies war das einzige, was sie tadellos verrichtete. Anfänglich hatte sie der
Samovar an die schöne Zeit, welche sie mit Johanna verlebt, so lebhaft
erinnert, daß sie fast stets laut und schmerzlich weinte. Schließlich hatte sie
sich die Herzen aller ihr bekannten Dienstmädchen erobert. Oft legten diese,
wenn die Hausfrau durch ihre häufige Anwesenheit in der Küche beunruhigt
war, ein gutes Wort für die Waise ein und versicherten, daß sie stets redlich
sei und niemals auch nur das Geringste anrühre. Oft streichelten die
Frauen, wenn sie eben in der Küche waren, ihr schwarzgelocktes Köpfchen
und richteten viele Fragen über ihre Vergangenheit an sie. Fast immer
antwortete sie höflich, aber kurz, selten gab sie mürrische und unwillige Ant-
worten, Sie entgegnete fast stets auf die Frage, wem sie wohl angehöre,
„Allen" oder auch „Niemandem", Worte, welche die alte Jüdin so oft
gebraucht hatte, lieber ihre Elten? verweigerte sie jede Auskunft und schwieg
hartnäckig. Tie kühlen Liebkosungen, die ihr mitunter zu Theil wurden
waren ihr gleichgültig. Es schien, als ob sie keinen Glauben an weichere
Regungen des menschlichen Herzens besaß und deshalb weder selbst diese
empfinden noch Anderen zutrauen konnte.

Nach Ablauf eines Jahres verschwand plötzlich die kleine Bettlerin.
Sie ließ sich weder auf den Straßen noch bei den wohlthätigen Familien,
welche sie unterstützt hatten, blicken. Anfangs beachtete Niemand ihr plötzliches
Verschwinden, nach einiger Zeit aber lenkte sich die Aufmerksamkeit einiger
menschenfreundlicher Seelen auf Jule. Man begann zu suchen und sich nach
allen Richtungen zu erkundigen, die Hausfrauen, die einst ihr Köpfchen ge-
streichelt hatten, sahen prüfend auf die Haufen der lärmenden Gassenkinder
und die Tienstboten fragten bei allen Bekannten nach. Auch auf dem großen
Hofe des alten Baues suchte Jemand nach ihr, da man gehört hatte, daß
sie sich dort öfters aufhielt.
Tie alte Jüdin wußte ebenso wenig wie alle andern, wo sich das arme
Geschöpf befand, und erzähle jedem, der zu ihr kam, um den Aufenthaltsort
der Kleinen zu erfragen, die traurige Lebensgeschichte des Mädchens, das
unter ihren Augen aufgewachsen war. Die gute Seele war sehr beunruhigt
und versprach einigen Bettlern und Bettelweibern eine gute Belohnung, wenn
sie ihr Nachricht von Jule brächten. Doch alle Nachforschungen blieben er-
folglos.
Sie befand sich nicht unter den spielenden Gasscnkindern, sie war auch
weder auf dem großen Hofe noch auf dem Friedhofe zu finden, es schien fast
als ob die Erde sie verschlungen hätte.
Bielleicht war sie an einem frostigen Abende in einer entlegenen Gegend,
an einen Gartenzaun gelehnt, eingeschlummert, um nie wieder zu erwachen,
dann wurde möglicherweise ihre kleine Leiche von fremden, gleichgültigen
Händen aufgehoben und ohne Sang und Klang in die kalte Grube gelegt.
Ties vermuthcten viele, ohne fest daran zu glauben. Tenn Menschen, mit
denen das Schicksal so grausam umgeht, besitzen fast immer ein sehr zähes
Leben, da ihre physischen Kräfte durch steten Kampf gestählt werden. Im
Gegensatze zu diesen stehen die Grundsätze, die sich nur spärlich bilden können.
Vielleicht hatte die arme Jule trotz der guten Lehren, die ihr die alte Räthin
gegeben hatte, einer großen Versuchung nicht widerstehen können? Vielleicht
hatten gleißnerische Worte sie dazu vermocht, gegen das siebente Gebot zu
handeln? Sie halte zwar daran gedacht, daß diese Sünde grausam bestraft
würde, da die Näthin es ihr so ost wiederholt hatte: „Du wirst in's
Gefängnis; geschleppt und auch nach Deinem Tode Höllenqualen erleiden,'
aber vielleicht hatte sie an diese Trohnng nicht recht glauben können und
deshalb ihr Händchen nach fremdem Eigenthum ausgestreckt. Tie schreckliche
Drohung war möglicherweise wahr geworden! Die ehernen Pforten des
Stadtgefängnisses hatten sich vielleicht dröhnend hinter der Kleinen geschlossen!
Möglich war es auch, daß eine verbrecherische Hand sich ihrer bemächtigt
hatte, daß ihre aufkeimende Schönheit ihr Verderben geworden war, und daß
sie, in der Schule des Lasters aufgewachsen, den Weg vieler Menschen noch
kreuzen würde. Am tröstlichsten war für diejenigen, welche das Verschwinden
des Kindes schmerzte, der Gedanke, daß eine in ihr Torf zurückkehrende

Bäuerin die Kleine mitgenommen habe. Sie würde dann gewiß zum Hüten der Gänse oder der Lämmer gebraucht und fühlte sich vielleicht glücklich inmitten der schönen, duftenden Felder. Und doch, mußte die Sehnsucht nach dem Muttcrherzen und einem eigenen Heim hier nicht heftiger als in der Stadt werden, hier, wo sie auf der Schwelle ihrer eigenen Hütten sitzende Frauen sah, welche ihre Kinder herzten und liebkosten?

Jule wäre wohl bald von den Bewohnern der Stadt vergessen worden, wenn die alte Jüdin nicht so ost und gern ihre traurige Lebensgeschichte erzahlt hätte. Diejenigen, welchen ihre Erzählung galt, sagten dann düster: „Das ist aber eine sehr traurige Geschichte."

Nach solchen Worten wiegte die Jüdin ihren mit einem verschossenen Putze bedeckten Kopf und sprach weiter:

„Ich könnte noch manche andere traurige Geschichte erzählen, welche die Bewohner des alten Hauses erlebt haben, aber ich will lieber davon schweigen, da die Leute sie nicht gern hören."

Nur kurze Zeit war seit dem plötzlichen Verschwinden der armen Jule vergangen, als eines TageS ein abgemagertes blasses Weib in die Victualicn-Handlung hineinstürzte. Es war sehr einfach gekleidet, fiel aber durch seine blonden, sich jugendlich über einem verblühten Antlitz ringelnden Locken auf. Tie Frau schien es sehr eilig zu haben, da sie, ohne die Anwesenden zu beachten, die alte Jüdin bei der Hand ergriff und mit leiser Stimme hastig fragte:

„Wo ist sie? Wie geht es ihr? Lebt sie noch?"

Die Jüdin erwiderte ebenso leise Worte, welche das arme Weib ansangS sehr zu beunruhigen schienen, dann aber aus'S Tiefste erschreckten. Als die Alte geendigt hatte, erschallte ein markerschütternder Schrei von den Lippen der Unglücklichen. Sie schluchzte laut aus und bedeckte niit beiden Händen ihr Anilitz, welches heiße Thränen benetzten. Nach diesen, knrzcn, aber so leidenschaftlichen Ausbruche ihres Schmerzes wandte sie sich dem Ausgange zu, „Das ist unmöglich, ich werde sie suchen und gewiß auffinden."

Tarauf blieb sie plötzlich auf der Schwelle ganz niedergeschlagen stehen und sprach tonlos:

„Ich dars sie ja nicht suchen, dars nicht nach ihr forschen, da sonst die Leute Alles errathen würden."

Tie Aermste bemerkte es gar nickt, daß das Schreckliche, was sie besürchtete, schon eingetreten war. Tie Anwesenden erriethen bei dem Anblicke ihres Schmerzes, ihrer Thränen und der schweren Zweifel, die sich ihrer bemächtigt hatten, leicht, daß sie die Mutter der unglücklichen Jule vor sich sahen, nie aber verriet!) die leiseste Spur, wer ihr Vater war.

Das dynamo-elektrische princip in seiner hygienischen und culturellen Bedeutung.

von

Heinrich Alurcchr.

— Berlin. —

s war im Januar 18«7, als Dr. Werner Siemens das von ihm entdeckte Princip der dhnamo-clektrischen Maschine der königlichen Akademie der Wissenschaften mitthcilte. Heute, nach wenig mehr als zwanzig Jahren, beginnt dieser Erfindnngsgedanke ans vielen Gebieten unseres Cultnrlebens Umwälzungen hervorznrnfen, wie wenige der gewaltigen Errungenschaften der Technik, welche unser Jahrhundert gezeitigt hat, in gleich kurzer Zeit eZ vermochten. Schlag auf Schlag folgen sich seit einem Decennium die Erfindungen, welche, auf jenem Princip beruhend, seiner Nutzanwendung für die taglich sich mehrenden Anforderungen der Jetztzeit neue Bahnen eröffnen. Es gicbt bereits Gebiete, auf denen es, alle Nebenbuhler verdrängend, nur noch wei'ige Phasen zu durchlaufen haben wird, um die Alleinherrschaft für sich z',i erringen. Daher dürfte es auch von allgemeinerem Interesse sein und in den Rahmen dieser Zeitschrift passen, dem Siegeszngc dieser deutschen Erfindung auf diejenigen Gebiete zu folgen, auf denen ihr bereits heute der Sieg gesichert zu sein scheint, und dabei die Confequcnzen in's Auge zu fassen, welche ihre weitere Durchbildung für unser gesammtes culturcllcs Leben in Aussicht stellt.

Zunächst wollen wir versuchen, in kurzen Zügen eine schematische Darstellung des Principes zu gebe», um das es sich hier handelt. Ein Stück Eisen, das von einem Magneten angezogen wird, wird selbst magnetisch; dabei braucht dasselbe den Magneten nicht zu berühren, schon wenn es demselben genähert wird, erhält es Magnetismus. Umgiebt man ein Stück Eisen mit einer Spirale von Kupfcrdraht und mackt das Eisen alsdann magnetisch, so entsteht in dem Kupferdraht ein elektrischer Strom. Umgekehrt wird, wenn man durch die das Eisen umgebende Kupferspirale einen elektrischen Strom

leitet, das Eisen magnetisch. Ein so magnctisirtcs Eisen nennt man einen
Elektromagneten. Nähern wir nun unser Stück Eisen mit der umgebenden
Kupferdrahtspirale, einem Magneten, so wird das Eisen magnetisch, und in
dem Draht entsteht in Folge dessen ein elektrischer Strom. Um aber größere
Strommcngen zu erhalten, wie sie z. B. für die Lichterzeugung und andere
Zwecke gebraucht werden, muß das Stück Eisen in kurzen Zeiträumen häufig
dem Magneten genähert werden. Dies geschieht, indem man es mit einem
zweiten Eisenstück verbindet, beide auf eine Axe setzt und sie vor den Polen
des Magneten mit großer Schnelligkeit rotiren läßt. Nun können wir aber
den Magneten durch einen Elektromagneten ersetzen, indem wir den Strom,
bevor er anderen Zwecken dient, um ein Stück Eisen von der Form eines
Magneten leiten. Hiermit ist das Princip der dynamo-elektrischen Maschine
gegeben. Tie Leitung, welche die beiden Drahtenden verbindet, wird von dem
durch den erläuterten Proccß erzeugten elektrischen Strom durchflössen.

Ties das von Werner Siemens gefundene Princip, auf welchem mit mehr
oder minder erheblichen Modificationen in den constructiven Einzelheiten alle
dynamo-elektrischen Maschinen beruhen. Wir werden nun, wenn wir dazu
übergehen, die Möglichkeit der Ausnutzung dieses sogenannten clektro-dynami-
schen Princips für die Praxis in's Auge zu fassen, naturgemäß in erster Linie
auf das Gebiet der Beleuchtung geführt. Hier hat dasselbe seine erste Ver-
wendung und seine weitestgehende technische Durchbildung gefunden.

Neben der Luft, in der wir athmen, ist das Licht, das uns zu unseren
Lebcnsverrichtungcn leuchtet, einer der unmittelbarsten und wesentlichstenFactorcn,
die Leben und Gesundheit des Menschen bedingen. Im primitivsten Zustande
menschlichen Lebens hört mit dem Erlöschen des natürlichen Tageslichtes jede
Arbeitsthätigkcit auf. Aber dieser Verzicht auf jede künstliche Beleuchtung dauert
nicht lange. Der brennende Kicnspahn zieht in die enge Hütte ein, aber mit
diesem ersten Versuch einer künstlichen Beleuchtung sast alle ihre Nachthcile,
in erster Linie der die Athemluft vergiftende brenzliche Qualm. Tann folgt
die Thranlampe und weiterhin die Unschlittkerze, die noch unseren Großeltern
zu allen ihren Verrichtnngen leuchtete, und es ist erstaunlich, daß eine geistig
so fortgeschrittene Zeit, die einen Goethe hervorbringen konnte, sich noch mit
einem so unvollkommenen Bcleuchtungsmittcl begnügte. Welche Errungenschaft
stellt dem gegenüber die Oellampe mit Zugglas dar, welches aus der düster
brennenden, russenden Flamme eine Weiße, reinliche Lichtquelle machte! Aber
auch sie mußte wieder der Petroleumlampe Platz machen, und neben dieser
trat für andere Bedürfnisse das Leuchtgas in sein Recht. Je vollkommener
die Mittel der künstlichen Beleuchtung, desto großer wurde das Lichtbedürfniß
der Menschen. Kaum begann der Gedanke Gestalt zu gewinnen, die Elektricität
für die Beleuchtung nutzbar zu machen, da entspann sich von Neuem der Kampf
des Besseren gegen das Gute.

Auf welche Seite sich in diesem Kampfe der Sieg neigen wird, ist heute
Wohl nur noch eine Frage der Zeit. Schon haben die Gasgescllschaften auf-

gehört, die elektrische Beleuchtung freier Plätze, der Jnncnräume der Wohnungen, der gewerblichen Anlagen und Geschciftslocalitäten, kurz aller, selbst entlegener Räume, in welche bisher Gasrohren gedrungen sind, als eine Unmöglichkeit oder eine finanzielle Berirrung zu bekämpfen. Verwaltungen großer Gemeinwesen haben umfangreiche Erhebungen angestellt und sind mehr oder minder vorgeschritten auf dem Wege, die Einführung elektrischer Beleuchtung in's Werk zu setzen. Versicherungsanstalten haben Normen für die Bedingungen der Versicherung elektrisch beleuchteter Gebäude aufgestellt. Staatsbehörden sind energisch thätig, die Vortheile elektrischen Lichtes öffentlichen Bauwerken, Kliniken, Unterrichtsanstalten, Bibliotheken, Museen möglichst bald anzueignen. In großen Theatern und Concert-Etablissements brennt elektrisches Licht. Der Eisenbahnbetrieb zieht große Vortheile aus seiner Benutzung. Tie Privatindustrie hat mit Erfolg den Versuch unternommen, nach dem Vorbilde der Gasgesellschaften, elektrisches Licht im Großen zu produciren, um es an die einzelnen Verbrauhsorte abzugeben. Kurz es tritt schon heute überall thatsächlich zu Tage, ein wie gewaltiger Factor das elektrische Licht in unserem Culturleben geworden ist,

Dieser Thatsnche gegenüber ist es nn der Zeit, sich definitiv für den Werth oder Unweith der einen oder anderen Belcnchtungsmcthode zu entscheiden. Wissenschaft und Praxis haben denn auch bereits nach dieser Richtung ihre Erwägungen angestellt Vor Allem ist es die Gesundheitspflege, welche hier ein so entscheidendes Wort mitzusprechen hat, daß es von Wichtigkeit ist zu erfahren, wie sie sich dieser Frage gegenüberstellt. Nim hat das elektrische Giuhlicht eine so svccifisch hygienische Eigenschaft, nämlich die, ans der umgebenden Atmosphäre Sauerstoff nicht zu entnehmen und keine Verbrennungsproducte in dieselbe einzuführen, daß wir bei der Betrachtung des hygienischen Werthes der elektrischen Belenchtung am natürlichsten von dem Glühlichtsystem ausgehen.

Das Princip der elektrischen Glühlichtbelenchtnng beruht kurz auf Folgendem: Gestaltet man den Leitungsdraht, welcher von dem durch die dynamo-clcktrische Maschine erzeugten Strom durchflössen wird, an einer beliebigen Stelle recht dünn, so setzt er an dieser Stelle dem Tnrchfließen des Stromes einen beträchtlichen Widerstand entgegen. In Folge dessen wird der dünne Draht erwärmt und gerät!) in's Glühen, Findet dieses Glühen in freier Luft statt, so wird der Draht alsbald abschmelzen oder verbrennen. Tcshalb schließt man ihn in ein Glasgcfäsz ein, welches so luftleer gemacht wird, wie nur irgend möglich. Als Substanz des glühenden Drahtes wählt man aus vegetabilischen Fasern hergestellte Kohle, da diese dem elektrischen Strom einen noch größeren Widerstand entgegensetzt als Knvfer, und infolge dessen stärker in's Glühen gcräth.

Alle künstlichen Lichtquellen mit Ansnal mc des elektrischen Glnhlichtes bedürfen zu ihrer Unterhaltung desjenigen BestnidtheilcS der Luft, den der Mensch für die Athmung gebraucht, des Sauerstoffs, nnd führen der Luft

Das dyna ino>clckt rische piincip.
Bestandtheile zu, die im höchsten Grade schädigend auf unsere Gesundheit ein-
wirken, in erster Linie Kohlensäure und Wasserstoff. Tie Menge dieser Bc-
standtheile ist eine keineswegs unbeträchtliche, denn man kann etwa annehmen,
daß ein gewöhnlicher Gasbrenner viermal soviel Sauerstoff verbraucht und
Kohlensäure liefert, wie ein Mensch beim Athmungsproceß. Dazu kommt
der weitere Ucbelstand aller künstlichen Beleuchtungsarten, namentlich der Gas-
beleuchtung, die umgebende Luft und damit den Raum, in dem sie zur Ver-
wendung kommen, in hohem Grade zu erwärmen. Wir brauchen nur einen
beliebigen mit vielen Menschen angefüllten Raum zu betreten, der durch eine
beträchtliche Zahl von Gasflammen erleuchtet wird, um uns von den Folgen
dieser Thatsache zu überzeugen. Die anwesenden Menschen und die künstliche
Beleuchtung wirken zusammen, um die Athmungsluft für den Athmungsproceß
völlig untauglich zu machen und die Hitze bis zum unerträglichen zu steigern.
Aber wir brauchen gar nicht einmal zn einem so drastischen Beispiel zu greifen.
Auch der Einzelne, der in einem durch Gas erhellten Ranme zu arbeiten ge-
zwungen ist, wird dadurch schweren gesundheitlichen Nachtheilen ausgesetzt.
Durch die heiße Flamme, der sich das Auge nähern muß, wird die Binde-
haut-Feuchtigkeit rascher als zulässiig verdunstet, es tritt zunächst das Ge-
fühl von Trockenheit im Auge und in seinem Gefolge Kopfschmerz und andere
schwerere Schädigungen ein. Namentlich die erste der beiden hervorgehobenen
Unzuträglichkeiten, die Verschlechterung der Athmungsluft durch die künstliche
Beleuchtung, hat schon vor längerer Zeit zu der Aufstellung der Furdcrnug
geführt, nur solche Lichtquellen in Räumen, in welchen sich Menschen dauernd
aufhalten, zu benutzen, bei denen die Verbrennungsproducte überhaupt nicht
im Zimmer bleiben. Auch die Gastechniker sind dieser Forderung näherge-
treten, und das Siemcns'sche Negenerativsystem erfüllt nicht nur die Be-
dingung, die Vcrbrennungsgase abzuführen, sondern es verwendet noch da-
rüber hinaus die erhitzte Verbrennungsluft zu einer ausgiebigen Ventilation
des Zimmers. Aber die dirccte strahlende Wärme bleibt bei diesem besten
aller bekannten Systeme der Gasbeleuchtung bestehen.
Betrachten wir nun nach diesen Gesichtspunkten die elektrische Glühlicht-
beleuchtung. Wie wir oben angedeutet haben, beruht dieselbe auf dem Princip
des in der Glaskugel glühenden Kohlenfadens, der die Fcrnhaltung des
Sauerstoffs verlangt und keine Kohlensäure und andere Bestandtheilc an die
Luft abgiebt. Weiter aber ist die Erwärmung der den Kohlenfaden ein-
schließenden Glaskugel infolge der in ihr herrschenden Lnftlcere so minimal,
daß man eine Stunden lang brennende Glühlampe ruhig mit der Hand be-
rühren kann. In der That haben auch unter andern die Versuche Pctten-
kofcrs ini Münchener Rcsidenztheater zur Evidenz ergeben, daß gegenüber der
Gasbeleuchtung bei elektrischer Glühlichtbelcuchtung die Temperatur geschlossener
Räume vcrhältnißmäßig wenig erhitzt wird. Diese Tempcratnrherabsetzung,
die von dem Theater- und Concertbesncher als eine Wohlthat empfunden
wird, ist für denjenigen, der bei Licht zu arbeiten gezwungen ist, eine dringend

empfundene Forderung. Zwar geht demgegenüber der Glühlichtbclcuchtuug der Vorzug, gleichzeitig die Ventilation des Raumes zu bewirke», ab. Aber es wird sich überhaupt empfehlen, die Ventilationseinrichtungen aller von Menschen zum Aufenthalt benutzten Räume unabhängig von der Beleuchtung herzustellen, weil sich die Zeit, während welcher ein Raum ventilirt werden muß, im Allgemeinen nicht mit derjenigen deckt, während welcher die künstliche Beleuchtung in Function tritt.

Die elektrische Gliihlichtbeleuchtung hat noch einen weiteren in die Augen springenden Vorzug. Ter erhitzte Kohlenfaden kommt nicht in dirccte Berührung mit umgebenden entzündlichen Körpern und kann mithin nicht, wie eine offene Flamme, Feuersgefahr herbeiführen; ja die Lampe kann inmitten entzündlicher oder explosibler Gase brennen. Tritt aber selbst durch Zerspringen der Glaskugel die Möglichkeit einer directeu Berührung des glühenden Kohlenfadens mit einem entzündlichen Körper ein, so ist jedenfalls die Dauer der Berührung eine außerordentlich kurze, da der Kohlenfaden, von der Atmosphäre berührt, nach wenigen Augenblicken durchbrennt und dadurch sofort infolge der Unterbrechung des elektrischen Stromes erlischt. Das; diese letztere Eigenschaft dazu angcthan ist, der Gliihlichtbeleuchtung die von Feuersgefahr zumeist bedrohten Bauwerke, wie die Lager leicht verbrennlicher Waaren, gewisse gewerbliche Betriebsstätten und insbesondere die Theater zu eröffnen, liegt auf der Hand. Tie Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo die Bühnentcchnikcr kein Verständnis; mehr dafür haben werden, wie Jemand mit klarem Bewußtsein die Verantwortlichkeit für die Sicherheit von Tausenden in einem mittelst offener, inmitten der entzündlichsten Stoffe angebrachter Flammen beleuchteten Theater zu tragen vermochte.

Es soll hier der gegen die elektrische Beleuchtung erhobene Einwand nicht übergangen werden, daß durch die Iortleitung des elektrischen Stromes sowohl Feucrsgcfahr als auch durch die unmittelbare Stromeswirkung auf den menschlichen Organismus infolge Berührung der Stromleitungen Gefährdung von Menschenleben herbeigeführt werden kann. Wird nämlich der den Leitungsdraht durchfließende Strom zu stark, so wird der Draht glühend und kann, wenn er nicht genügend isolirt ist, umgebende brennbare Körper entzünden. Tie Technik hat aber längst Abhülfe gegen diese Eventualität geschaffen. Man schaltet in gewissen Abständen Stücken Bleidraht in die Leitung ein. Lange bevor nun eine gefahrdrohende Erhitzung der Leitung eintritt, schmilzt der Bleidraht ab, und der Strom wird dadurch selbsttätig unterbrochen. Oder aber dadurch tritt eine dirccte Gefährdung von Menschenleben ein, daß beide von der Maschine zur Lampe führenden Trähtc an nicht isolirten Stellen berührt werden, wodnrch der Strom durch den Körper geleitet würde und bei genügender Stärke den Tod des Berührenden herbeiführen könnte. Auch dieser Gefahr läßt sich durch geeignete Maßnahmen leicht vorbeugen. Jedenfalls aber fallen diese beiden der elektrischen Stromleitung anhaftenden Gefahren gar nicht in's Gewicht gegenüber den Gefcihrdnngen, welche durch

die Leitungsrohre einer Gasleitung bedingt werden. Wir brauchen hier nicht
näher einzugehen auf die häufigen Fälle von Leuchtgasvergiftung infolge des
Ausströmens von Gas aus undichten Leitungsrohren in den Boden. M. von
Pettenkofer hat dieser Frage im Heft 82 dieser Zeitschrift eine besondere Ab-
handlung gewidmet. Gefahren aber, wie sie durch Fahrlässigkeit eines Ein-
zelnen, z. B. durch das Offenstehenlassen eines Gashahns entstehen können,
sind bei der elektrischen Beleuchtung ganz ausgeschloffen.

Zwar haften der elektrischen Beleuchtung, wie sie uns heute im Allge-
meinen geboten wird, noch einzelne entschiedene Mängel an, unter denen das
lästige Zucken obenan steht. Die Netzhaut unseres Auges ist sehr empfindlich
gegen Lichtunterschiede, und zwar um so mehr, je bedeutender und rascher
dieselben sind. Dies empfinden wir bei der offenen, flackernden Gasflamme
auf das Unangenehmste, und das elektrische Licht — Glühlicht wie Bogen-
licht — ist häufig nicht frei von dem genannten Uebelstande. Aber dieser
Vorwurf, der dem elektrischen Licht namentlich auch von augenärztlicher Seite
gemacht wird, ist eigentlich an die Adresse unserer Dampfmaschinen-Industrie
zu richten, die ja in der elektrischen Beleuchtungs Industrie ein großes Gebiet
des Absatzes für sich erwarten darf und sich deshalb bald genug dazu ver-
stehen wird, Maschinen zu construiren, deren gleichmäßiger Gang eine größere
Constanz des elektrischen Lichtes garantirt.

Alle die oben angedeuteten Vorzüge geben in der That der elektrischen
Glühlichtbeleuchtung ein so eminentes Uebergewicht über alle früheren Beleuchtungs-
systeme, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn seine Einführung allge-
mein als ein großer Fortschritt empfunden worden ist. Für ein Reihe
von Verwendungsarten wird es zweifellos das eroberte Feld behaupten. Aber
wer, ohne besondere Aufmerksamkeit auf die Beleuchtungsart zu richten, in
einen mittelst elektrischen Glühlichtes erleuchteten Wohnraum tritt oder auf der
Straße an einem in solcher Weise erleuchteten Schaufenster vorübergeht, wird
weder in Helligkeit noch Farbe einen auffälligen Unterschied zwischen dieser und
der gewohnten Gasbeleuchtung finden. Die genaue 'Farbenunterscheidung geht
im elektrischen Glühlicht, wie im Kerzen-, Oel-, Petroleum-, Gaslichte ver-
loren. Künste und Kunstgewerbe, welche sich mit künstlicher Farbengebung
beschäftigen, müssen mit dem Erlöschen des Tageslichtes nach wie vor ruhen.
Der Genuß der Besichtigung farbiger Kunstgebilde, welche fast ausnahmlos bei
uns für Betrachtung im Tageslicht geschaffen sind, ist bei elektrischem Glüh-
licht zweifelhaft. Abendtoiletten der Frauen, Schminken, auf Gas berechnete
Theaterdecorationen behalten auch nach der Erfindung des elektrischen Glüh-
lichtes ihre Bedeutung. Wer von der elektrischen Glühlichtbeleuchtung mehr
Licht beansprucht, als das ihm von der einzelnen Glühlampe gewährte, wird
deren zwei oder mehrere anzünden müssen, sowie man in diesem Falle mehr
Kerzen und mehr Gasflammen anzündet. Kurz die höhere eigentlich culturelle
Aufgabe der Beleuchtungstechnik, die Schaffung eines künstlichen, dem diffusen

Heinrich Albrecht in Berlin,
Tageslicht nach Farbe, Intensität, Schattenbildung ähnlichen Lichtes ist durch die Erfindung des elektrischen Glühlichtes ihrer Lösung nicht näher gebracht. Und doch ist der Lichthunger, der mit der Erfindung der elektrischen Beleuch« tung einmal im Publikum erregt worden ist, ein immer größerer geworden. Vielleicht hat dazu ein instinctives Erkennen dessen, was uns wirklich zuträglich ist, beigetragen. Denn eine Gefahr, daß die künstliche Beleuchtung für das menschliche Auge zu hell wird, ist nicht vorhanden. Wohl aber kann eine ungenügende Beleuchtung, namentlich dadurch, daß sie das Auge zu anhaltendem Nahesehen zwingt, ein die Kurzsichtigkeit im höchsten Grade begünstigendes Moment sein. Einer unserer hervorragendsten Augenärzte, Professor Herrmann Cohn in Breslau, hat dies auf der Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege 1883, welche sich mitderBeleuchtungsfrageeingehendbeschäftigte, auf das Nachdrücklichste hervorgehoben. Von diesem Gesichtspunkte aus ge- langen wir dazu, das elektrische Licht, wie es uns der Volta'sche Lichtbogen bietet, etwas näher in's Auge zu fassen.

Die im Princip bereits 1813 von Humphrey Dävy entdeckte, durch die Erfindung der von Hefncr-Alteneck'schen Differentiallampc für die Praxis verwerthbar gemachte Erscheinung des elektrischen Bogenlichtes beruht auf Folgendem: Unterbricht man den Draht, welcher von dem durch die dynamo- elektrische Maschine erzeugten Strom durchflössen wird, an einer Stelle, so ist der Strom im Stande, falls die Unterbrechung keine zu große ist, den kleinen Zwischenraum in Gestalt eines Funkens zu überspringen. Bringt man an der betreffenden Stelle an den beiden Enden des Drathes zwei Kohlen- spitzen an, läßt diese sich zuerst berühren, sodaß der Strom hindurchflicßt, und zieht sie dann auf 2 bis 3 Millimeter auseinander, so entsteht zwischen ihnen durch Ueberspringen des Funkens der höchst intensive galvanische Flammenbogen, wie er zur Beleuchtung benutzt wird. Die Kohlen brennen in der Luft all- mählich ab, und ihre Entfernung wird'mit der Zeit so groß, daß der Strom dieselbe nicht mehr zu überspringen vermag. Die Kohlenspitzen müssen daher in dem Maße einander wieder genähert werden, wie sie abbrennen. Dies geschieht durch besondere Negulirungsvorrichtungen.

In dem elektrischen Bogenlicht haben wir ein Beleuchtungsmittel, das nicht nur in feiner Farbenzusammensetzung sich dem Tageslicht mehr als jedes andere künstliche Licht^nähcrt, sondern das uns auch in den Stand setzt, durch keine andere Methode zu erzeugende Helligkeitsgrade zu erzielen. Lampen von 10 000. 20 000, 40 000 Normalkerzen Helligkeit (eine gewöhnliche Gas- flamme^repräsentirt etwa 20 Normalkerzen) sind bereits in Thätigkeit gesetzt worden, ja auf der Pariscr^Elektricitäts-Ausstellung wurde eine Lampe von angeblich 150 OOO^Kerzen Lichtstärke gezeigt.

Es ist gegen das Bogen licht ^der Einwand erhoben worden, daß durch sein intensives Licht das Auge geblendet werde. Diesc<Einwand kann nur zutreffen, wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, daß man dircct in das Licht hineinsieht. Auf Straßen und freien PlätzcnIann man die elektrischen

Lampen hoch genug anbringen und das Licht durch geeignete Reflectoren nach unten werfen, als daß das Auge gezwungen wäre, direct in die Lampe hineinzusehen. In geschlossenen Räumen wird man, ebenso wie man Vorkehrungen trifft, um nicht in eine offene Petroleum- oder Gasflamme hineinsehen zu müssen, für eine hinreichende Abblendung des Lichtes durch Milchglaskuppeln oder ähnliche Mittel Sorge tragen. Aber auch für die Beleuchtung geschlossener Räume ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, die Beleuchtung so zu gestalten, daß man die Lichtquelle nicht direct sieht. Beispielsweise ist der Sitzungssaal des Reichstages auf diese Weise mit sehr gutem Erfolg indirect beleuchtet. Es liegt hier eine neue Aufgabe für den'Architekten vor, die Bauart der Häuser und die Anordnung der einzelnen Räume so zu gestalten, daß letztere der Einführung dieses, auf eine künstliche Diffusion angewiesenen Lichtes kein Hinderniß bietet. Gelingt es, nach dieser Richtung eine praktische Lösung zu finden, so werden sich dem elektrischen Bogcnlicht infolge seiner in die Augen springenden Eigenschaften bald genug auch die Jnnenräume der Wohnungen, von denen es bis jetzt fast gänzlich ausgeschlossen war, öffnen.

Wir haben in dem Vorstehenden in gedrängter Kürze ein Bild zu geben versucht von der Bedeutung, welche die Verwerthung des dynamo-elektrischen Princips für die künstliche Beleuchtung und damit für ein wichtiges Gebiet unseres Culwrlebens bereits heute gewonnen hat. Das ganze Gewicht des errungenen Fortschrittes tritt uns klar vor Augen, wenn wir nunmehr noch einmal die drei Etappen recapituliren, auf denen wir zu dem heute Bestehenden gelangt sind. In erster Linie der Verzicht auf alle künstliche Beleuchtung — weiterhin ein spärlicher Ersatz des Tageslichtes durch ungenügende und direct gesundheitsschädigende Beleuchtungsmittel — endlich, Dank der Einführung der elektrischen Beleuchtung, ein dem Tageslicht in feiner Farbenzusammensetzung sich näherndes Licht, das uns in den Stand fetzt, nunmehr alle Verrichtungen, auch diejenigen, bei denen die künstliche Farbengebung in Betracht kommt, unabhängig von der Tagesbeleuchtung vorzunehmen. Es leuchtet ein, daß damit eine vollständige Verschiebung in allen unseren Daseinsverhältnissen gegeben ist. Auf die Einzelheiten, wie sie hieraus für die allerwichtigsten Gebiete unseres Culturlebens resultiren, konnten wir selbstverständlich in dem engen Rahmen dieser Darstellung nicht eingehen. Ebenso konnten wir nur nebenbei andeuten, wie eine so große Umwälzung auf einem Gebiete auch andere wichtige Zweige der Technik berührt, wie z. B. dem Dampfmaschinenbau ganz neue Absatzgebiete sich erschließen, und weitgehende neue Anforderungen an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden. Es konnte nur im Vorübergehen darauf hingewiesen werden, wie der Architektur neue Aufgaben gestellt sind, an deren Lösung sie bald heranzutreten haben wird, und wie die darstellende Kunst mit diesem wichtigen Factor in Zukunft reckmcn muß.

Aber dies ist nur eine Seite der uns hier interessirenden Frage, wenn

auch diejenige, welche heute am meisten in den Vordergrund tritt, weil sie-
ihrer endgültigen Lösung dem augenblicklichen' Stande der Technik nach am
nächsten gerückt ist. Mehr in der Stille und verborgen vor den Augen des
großen Publikums vollzieht sich eine fernere Wandelung, deren Tragweite
ungleich weitgehender sein dürfte.
Wir haben oben gesehen, wie es unter Zugrundelegung des dynamo-
elektrischen Princips möglich wurde, die von einer Kraftmaschine erzeugte Arbeit
vermittelst einer dynamo-elcktrischen Maschine in einen elektrischen Strom um-
zuwandeln, der continuirlich eine Leitung durchfließt. Nun läßt sich aber auch
dieser, nach einer beliebigen Stelle geleitete Strom genau auf dem umgekehrten
Wege durch eine ebensolche Maschine wieder in Arbeit umsetzen. Freilich geht
bei diesem Proceß, in erster Linie durch dm Widerstand, welchen der Strom
in der Leitung erfährt, ein Theil der ursprünglich aufgewendeten Arbeit ver-
loren, allein ein solcher Kraftverlust entsteht auch bei jeder anderen Art der
Kraftübertragung, und derselbe beträgt im gegebenen Falle, wie praktische
Versuche ergeben haben, kaum mehr als 50 Procent, ein Effect, bei dem die
Technik voraussichtlich nicht stehen bleibt, und der sich durch geeignete Ver-
vollkommnungen noch erhöhen lassen wird. Die Länge der Leitung spielt dabei
natürlich eine wichtige Nolle, aber daß es thatsächlich möglich ist, eine Kraft
auf große Entfernung zu übertragen, dafür hat der Franzose Deprez schon
auf der Münchener Elektricitäts-Ausstellung den Beweis geliefert, indem es
ihm gelang, eine Kraft von 10 Pferdestärken von dem Städtchen Miesbach
nach dem 57 Kilometer entfernten Ausstellungspalast in München mittelst eines
gewöhnlichen Telegraphendrahtes zu übertragen, wobei der Motor in Mies-
bach ungefähr 16 Pferdestärken leistete. Auch auf der Berliner Hygiene-
Ausstellung hatten Siemens und Halske eine dynamo-elektrische Maschine auf-
gestellt, welche, von einem Gasmotor betrieben, den in ihr erzeugten Strom
durch Leitungsdrähte nach verschiedenen Punkten des Ausstellungsterrains sandte,
wo elektro-dynamische Maschinen gänzlich unabhängig von einander eine Dresch-
maschine, eine chemische Waschmaschine, und mehrere Apparate betrieben, wie sie
im Eisenbahndienst zur Controle der Fahrgeschwindigkeit verwandt werden.
Wenn wir diese Resultate in's Auge fassen, so scheint damit die Auf-
gabe, Arbeit von einer Centralstelle aus auf dem Wege der elektrischen
Kraftübertragung ihrem Verbrauchsorte zuzuführen, wenigstens theoretisch
gelöst. Wir dürfen es daher nicht mehr als eine Utopie betrachten, wenn
Dr. William Siemens in einem Vortrage, den er vor einigen Jahren vor
der Looiet^ vt? ^rts in London hielt, bereits unter Zugrundelegung einer
Rentabilitätsrechnung an einem Beispiel die praktische Durchführung dieses
Gedankens klarlegte. Dr. William Siemens wies auf die Möglichkeit hin,
solche Centralanlagen für bestimmte Bezirke anzulegen. Von denselben aus
würde zunächst die Beleuchtung des betreffenden Bezirkes zu bewerkstelligen
sein. Da die elektrische Beleuchtung aber nur für den Abend functionirt, so
würden die Maschinen den ganzen Tag über disponibel sein und dazu ver-

wandt Werden können, eine Anzahl von Motoren für industrielle und andere Zwecke zu treiben.
Wir wollen hier ganz abschen von einigen Verwendungsarten, welche das Princip der elektrischen Kraftübertragung bereits gefunden hat. Es sei nur andeutungsweise die bekannte Thatsache erwähnt, daß bereits im Jahre 1879 auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung von Siemens und Halsle eine durch eine dynamo-elektrische Maschine betriebene Eisenbahn im Betriebe vorgeführt wurde. Daß es sich hier um einen anch praktisch durchführbaren Gedanken handelt, beweist die Thatsache, daß eine auf demselben Princip beruhende. 7 Kilometer lange Bahnlinie zwischen dem Bahnhofe Lichterfelde und der Kadettenanstalt in Großlichterfclde schon seit Jahren in ungestörtem Betriebe sich befindet. Der Gedanke, Eisenbahnen und Schiffe durch Elektricität zu betreiben, hat aber namentlich dadurch neuerdings greifbarere Gestalt gewonnen, daß man das Princip, Arbeit durch Accumulatoren aufzuspeichern, auf den vorliegenden Fall übertrug. Seitdem sind z. B. auf den Berliner Straßenbahnen ausgedehnte Versuche mit Wagen angestellt, die auf diese Weise betrieben werden, und wie es den Anschein hat, sind diese Versuche nicht ungünstig ausgefallen. Die Besucher der vorjährigen Naturforscher-Versammlung hatten ferner Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, in welcher Weise es möglich ist, die Elektricität als Motor für Schiffe auszunutzen.
Ter Natur der Sache nach lag es ebenfalls nahe, das Gesetz der elektrischen Kraftübertragung für den Bcrgwerksbetrieb nutzbar zu machen. In der That wurde dasselbe auch bereits 1882 zuerst für die Zwecke unterirdischer Wetterführung praktisch verwerthet, und ebenso dürfte es bald der Kraftübertragung mittelst comprimirter Luft zum Treiben von Gesteinsbohrmaschincn lebhafte Eoncurrenz machen. Zum Betriebe von Fahrstühlen wird die elektrische Kraftübertragung ebenfalls bereits verwandt.
Ein anderer Gesichtspunkt ist es jedoch, auf den wir hier ein weit größeres Gewicht legen zu sollen glauben, handelt es sich doch um eine eingreifende Umwandlung auf einem wichtigen Gebiete unseres socialen Lebens, welche die weitere Durchführung des Gesetzes der elektrischen Kraftübertragung hervorzubringen berufen sein dürfte. Als seiner Zeit die Dampfmaschinen im Sturmcsslug die Welt eroberten und fast den ganzen industriellen Betrieb unter ihre Herrschaft zwangen, war das Handwerk bis in das innerste Leben getroffen. Die Anfangs noch selbständig gebliebenen Gcwerke wurden im weiteren Verlauf durch die sich häufenden Erfindungen immer neuer Maschinen ebenfalls in Fabrikbetriebe verwandelt und damit in die Untertänigkeit der Großindustrie hineingezogen, so daß die Zahl der Handwerksbetriebe, die bis heute eine volle Unabhängigkeit bewahrt haben, eine verschwindend geringe ist. Wie sehr der Kleinbetrieb ringt sich von diesem Drucke zu befreien, dafür sprechen die zahlreichen Versuche, durch immer weitere Verbesserungen an den Kleinmotoren, besonders den Gasmaschinen, Heißluftmaschinen und kleineren Wassermotoren billige Arbeitskraft zu gewinnen. Zu zehntausenden sind solche

Kleinmotoren bereits im Betriebe, und das Bedürfniß nach weiteren Vervoll-
kommnungen derselben thut sich darin kund, daß man bereits eigene Special-
ausstellungen derartiger Maschinen veranstaltet hat.
Wenn es nun durch die praktische Verwerthung des Princips der elektri-
schen Kraftübertragung möglich würde, daß auch der Handwerker sein Hand-
werk mittelst eines Kleinmotors betreiben und damit die Concurrenz mit der
Großindustrie allmählich aufnehmen könnte, so würde sich damit abermals
eine gewaltige Umwälzung auf dem industriellen Gebiete vollziehen. Die
kleinen Kaliber der elektrischen Kraftmaschinen, wie sie heute bereits angefertigt
werden, sind bei geringem Volumen und Gewicht sehr kräftig, arbeiten ge-
räuschlos, sind in der Behandlung einfach und haben große Geschwindigkeiten.
Sie erhalten den die Kraft erzeugenden Strom auf beliebige Entfernungen
durch Leitungsdrähte zugeführt, welche sich bei ihrer Biegsamkeit in die ent-
legensten Winkel der Wohnräume führen lassen. Endlich bedürfen sie weder
der Hcizvorrichtungen, noch der umständlichen Gas- und Wasferzuftthrung
oder der noch umständlicheren Abführung von Verbrennungsproducten. Sie
verursachen weder Wärme noch Geruch und können von kostspieligen polizei-
lichen Beschränkungen nicht betroffen werden.
Hierzu kommt, daß in der elektrischen Kraftübertragung ein Mittel ge-
funden sein dürfte, die in der Natur gegebenen großen und bisher ungenügend
ausgenutzten Kräfte, namentlich Wasserkräfte, zu verwerthen und von dem
Orte, an welchen sie gebunden sind, nach entfernten Verwendungsstellen zu
leiten. Der Blick richtet sich bei dieser Betrachtung unwillkürlich auf die
vielen in Deutschland mühsam gegen die Großindustrie ringenden industriellen
Gebirgsdörfer, in welchen die Benutzung der Wasserkraft dem unbemittelten
Manne wegen der Kostspieligkeit der Anlage oder weil nicht er, sondern der
besser situirte Nachbar an dem Wasserlauf sein Besitzthum hat, nicht zugäng-
lich ist, und wo die Handarbeit fast stets in dem ungleichen Kampfe mit der
Maschinenarbeit sich bis fzum Erliegen und bis zur Verarmung abmüht.
Wenn es gelänge, auf dem oben angedeuteten Wege eine billige Maschinen-
kraft dem Kleinbetriebe zur Verfügung zu stellen, so würde damit für die
Erwerbsvcrhältnisse dieser Ortschaften zweifellos ein gewaltiger Umschwung
herbeigeführt werden. Und in der That besitzen wir bereits innerhalb unseres
deutschen Vaterlandes ein Beispiel, welches den Beweis liefert, daß die Ver-
werthung solcher Naturkräfte zur Gewinnung eines elektrischen Stromes
praktisch durchführbar ist. Im October vorigen Jahres feierte das Städtchen
Darkehmen die Vollendung eines Werkes, wie es vorläufig auf unserem
Continente noch einzig dasteht. Darkehmen liegt zu beiden Seiten eines Thales,
welches die Angerapp gerissen hat, und gewährt mit seiner Umgebung den
Anblick eines Stückchens ostpreußischen Gebirgslandes inmitten einer großen,
aller landschaftlichen Schönheiten baaren Ebene. Der Quell des landschaft-
lichen Reizes der Umgebung, die Angerapp mit ihrem starken Gefäll, die selbst zur
heißen Sommerszeit Wasser im Ueberfluß in ihrem Bette hinabführt, bietet der

Stadt die stetig wirkende Kraft, die, vermittelst einer Dynamomaschine in elektrischen Strom umgewandelt, die ganze Stadt mit elektrischem Licht versieht.

Die weitere technische Ausbildung dieses Princips mag es gewesen sein, die Werner Siemens im Auge hatte, als er in seinem vielgenannnten Vortrage auf der letzten Naturforscher-Versammlung zu den nachstehenden Ausführungen gelangte: «Für die scheinbar gewichtigste Klage der Gegner unserer gegenwärtigen socialen EntWickelung, die Behauptung, daß durch sie die große Mehrzahl der Menschen zur Arbeitsleistung in großen Fabriken verdammt würde, und daß bei der fortschreitenden Arbeitsteilung für freie Arbeit des Einzelnen kein Raum bleibe, —auch hierfür trägt der natürliche Gang der Entwickelung des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Heilmittel in sich. Die Nothwendigkeit großer Fabriken zur billigen Herstellung von Verbrauchsgegenständen ist wesentlich durch die gegenwärtig noch geringe Entwickelung der Maschinentechnik bedingt. Große Maschinen geben die mechanische Arbeitsleistung bisher noch viel billiger als kleine, und die Aufstellung der Letzteren in den Wohnungen der Arbeiter stößt außerdem noch immer auf große Schwierigkeiten. Es wird aber unfehlbar der Technik gelingen, dies Hinderniß der Rückkehr zur concurrenzfähigen Handarbeit zu beseitigen, und zwar durch die Zuführung billiger mechanischer Arbeitskraft, dieser Grundlage aller Industrie, in die kleineren Werkstätten und die Wohnungen der Arbeiter. Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Capitalisten, in denen „Sclaven der Arbeit" ihr kärgliches Dasein fristen, ist daher das Endziel der Entwickelung des Zeitalters der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch die allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Capitalbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden."

Wir können es dem Leser überlassen, sich aus diesen Betrachtungen selbst seine Consequenzen zu ziehen. Was uns anbetrifft, so sind wir weit entfernt, das heute nach dieser Richtung Gewonnene in seiner Bedeutung zu überschätzen. Noch mancher Meilenstein muß zurückgelegt werden, ehe das angedeutete Ziel erreicht ist. Noch mancher Vervollkommnung im Einzelnen bedarf das in der Theorie festgestellte Princip, um für die Praxis nach der erstrebten Richtung verwerthbar zu werden. Aber wenn wir uns andererseits vergegenwärtigen, daß der geniale Erfindungsgedanke unseres Landsmannes Werner Siemens nicht 'zwanzig Jahre gebraucht hat, um bereits auf so wichtigen Gebieten gänzliche Umgestaltungen hervorzurufen, wenn wir dazu nehmen, daß heute der Ersindungsgeift von Tausenden sich müht, auf der nunmehr gesicherten Basis die noch nicht gelösten Probleme ihrer Lösung näher zu bringen, so dürfen wir wohl nicht mehr zweifeln, daß es in absehbarer Zeit gelingen wird, die Ziele zu erreichen, die wir in dem Vorstehenden anzudeuten versucht haben.

Allgemeine Weltgeschichte, von Tb, Flathc, G, I, Herßberg, Ferd. Justi, I. von Pflugk-Harttung, M. Philippson. Berlin, G. Grotc'schc Verlagsbuchhandlung. I. Band: Justi, Geschichte der orientalischen Völker im Alterthum. II. Band: Hcrtzberg, Geschichte der Griechen im Alterthum. III, Band: Hertzberg Geschichte der Römer im Altcrthum,

In den ersten Dcccnnien unseres Jahrhunderts hat sich ans dem Gebiete der historischen Wissenschaft eine Umwälzung vollzogen, welche im Wesentlichen auf drei Momente zurückzuführen ist. Nicbuhr hatte im Gegensatz zur compilirenden Art seiner Vorgänger sich nicht damit begnügt, die Berichte der römischen Historiker auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern durch Vcrgleichung ihre Beziehungen zu einander und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit festzustellen versucht. Ganz allmählich, im Verlaufe seiner Arbeiten wurde es ihm klar, daü jede historische Ucberlicfcrung auf der Fortpflanzung historischer Quellen beruht, und dag es vor Allem darauf ankomme, die einzelnen Stadien dieser Fortpflanzung festzustellen. Auf diesem Wege ist er zu Grundsätzen gelangt, welche ihn zum Begründer der modernen historischen Methode erhoben haben. Und nachdem seine Methode von Pcrp auf die Schriftsteller des Mittelalters, von Ranke auf die der neueren Zeit angewendet war und in glänzender Weise ihre Probe bestanden hatte, begann auf dem weiten Felde der Geschichte eine bienenartige Thätigkeit und förderte zahlreiche Einzcluntersuchungen zu Tage.

Wie aber stand es um die Zeiten, aus denen uns keine schriftlichen Denkmäler erhalten sind? In dieses Dunkel leuchtete — und das ist das zweite der oben erwähnten Momente — die durch die epochemachenden Arbeiten Franz Bopps und der Gebrüder Grimm hochentwickelte Sprachwissenschaft hinein und brachte über die Verwandtschaft der Völker, ihren Ursprung, ihre Verfassung, ihre Religion, ihre Lebensweise in der prähistorischen Zeit die wichtigsten Aufschlüsse. Die Philologie bemährte sich als die treueste Schwester der historischen Wissenschaft.

Es mag Manchem im ersten Augenblick als gesucht erscheinen, wenn ich als drittes Moment noch die grofzen Fortschritte auf technischem Gebiete hervorhebe. Aber man findet bei einigem Nachdenken, das; es sich in der That so verhält. Die grosze Er leichterung des Verkehrs seit Erfindung der Eisenbahnen führte zahlreiche Gelehrte an die ältesten Stätten menschlicher Cultur, nach Aegypten, Indien, Assyrien und Griechenland. Wer den Schauplatz sah, auf dem sich die ältere Geschichte abgespielt hat, wer

sich in das Studium der noch vorhandenen Ueberrestc der Tempel, der Obelisken, der Pyramiden vertiefte und mit der Tradition gleichsam in einen persönlichen Verkehr trat, der mußte naturgemäß ein tieferes Verständnis der Geschichte dieser Völker gewinnen. Das gesteigerte Interesse an.den Dingen lenkte den Forscherblick in die Tiefen der

Stück eines Backsteins aus dem Ziindfluthbericht als Keilschrift»Probe. London, Brit, Museum,
Aus: Allgemeine Weltgeschichte I. Berlin, G, Grote'Ichc Aerlagsbuchhandlung,

Erde. Jeder Gebildete weiß, daß die Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten einen früher ungeahnten Umfang gewonnen und ein überaus großes, noch lange nicht ver-arbeitetes Material der Wissenschaft zugeführt haben. Hand in Hand mit diesen Be-strebungen gingen die Versuche, die Denkmäler der Vergangenheit in Abgüssen oder Abbildungen zu rcproduciren. Die Künste der Vervielfältigung sind erst an der Größe ihrer Aufgaben zu sihrer jetzigen Höhe emporgewachsen. Die genaueste Beschreibung

einer Landschaft, eines Bildwerkes, einer Handschrift ist unzureichend im Vergleich zur einfachen, farblosen Darstellung durch die Photographie; an die Stelle der unklaren Vorstellungen tritt durch das Bild eine deutliche Anschauung des Gegenstandes. ES ist noch nicht lange her, das; man Geschichtsmerke mit Illustrationen mit berechtigtem Spott in die Reihe der Bilderbücher gestellt hat; denn selbst die Hand des größten Malers zeigt uns Ereignisse und Personen nicht wie sie in Wirklichkeit gewesen sind, fondern wie sie in der Phantasie des Künstlers sich darstellen. Heute erfüllt das Bild einen anderen Zweck. Es ist der lebendige Commentar zu dem tobten Worte. Das bloße Anschauen der Bilder in dem uns vorliegenden Werke gleicht einer Wanderung durch einen unendlichen Saal, in welchem die hervorragendsten Momente der Vergangenheit ihre treuen, unverwüstlichen Spuren hinterlassen haben.

Ausgerüstet mit einer zuverlässigen Methode, unterstützt durch die Philologie und die vervielfältigende Kunst, hat die historische Wissenschaft die einzelnen Theile ihres großen Gebietes aufs Erfolgreichste angebaut. Die Literatur hat sich selbst für engbegrcnzte Zeilräume so vermehrt, daß es sogar dem Fachmanne schwer wird, von vielen Büchern mehr als den Titel zu kennen. Die Zahl der Gelehrten, welche einen nicht blos oberflächlichen Ucberblick über die Weltgeschichte besitzen, ist heut zu Tage an den Fingern abzuzählen und zwar an den Fingen? einer Hand. Die Weltgeschichte ist parcellirt. Die «natürliche Eintheilung derselben in Alle Zeit, Mittelalter und Neuzeit wird noch überboten durch die Beschränkung der großen Mehrzahl der Forscher auf wenige Jahrhunderte. Ucber den Vortheilen, die unleugbar aus einer solchen Beschränkung hervorgehen, vergißt man die Gefahr, den großen Zusammenhang der menschlichen Entmickelung aus den Augen zu verlieren.

Aus diesem Grunde kann jeder Versuch, die Universalgeschichte darzustellen, von vornherein der wärmsten S>>mpalhien sicher sein. Gerade in den letzten Jahren sind mehrfache Versuche dieser Art gemacht morden. Der einfachste bestand darin, daß man die großen Werke von Schlosser und Becker verbessert und ergänzt hat, ohne allzu peinliche Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Forschung. Georg Weber mar der Einzige, der in seiner „Weltgeschichte" dm übergroßen Stoff selbständig zu verarbeiten bestrebt war; aber auch er konnte seine zweite Auflage nur durch „Mitwirkung von Fachgelehrten" auf der Höhe der Zeit erhalten. Eine ganz andere Tendenz verfolgte Rankes leider unvollendet gebliebenes Werk. Ranke hatte, wie kein anderer neben ihm, die Arbeiten der historischen Wissenschaft auf den verschiedenartigsten Gebieten verfolgt und ihre Resultate sich zu eigen gemacht. Aber aus der Masse des Erforschten wollte er nur Dasjenige hervorheben, was von Generation zu Generation sich vererbt hat und so zu sagen sich zum eisernen Fonds der Menschheit umgestaltet hat.

Am bezeichnendsten jedoch für die Richtung unserer historischen Studien ist ein anderer Versuch, durch eine Reihe unabhängig von einander arbeitender Gelehrten die Weltgeschichte in Einzeldarstellungen vorzuführen, zur Belehrung für die große Masse der Gebildeten, zur Orientirung für die Historiker von Fach, Mehr als fünfzehn Gelehrte haben in der Oncken-Grote'schen Sammlung die Bearbeitung einzelner Theile der Geschichte übernommen. Eine stattliche Reihe von Bänden ist bereits erschienen, über welche einer der hervorragendsten Mitarbeiter, Felix Dahn, in dieser Zeitschrift eingehend berichtet hat.

Noch ist dieses Unternehmen nicht vollendet und schon tritt die rastlos thätige Verlagsbuchhandlung mit einer neuen „Allgemeinen Weltgeschichte" vor das Publikum, wie bei jener das Princip der Arbeitstheilung und die Ausstattung mit kulturhistorischen Abbildungen und Karten durchführend. Das Werk ist auf acht starke Bände berechnet und, dem verkleinerten Umfang entsprechend, fünf Gelehrten zur Ausarbeitung übertragen. In das Alterthum theilen sich Feld. Justi (Marburg) und Hcrtzbcrg (Halle), jener die Geschichte der orientalischen Völker, dieser die Geschichte der Griechen und Römer behandelnd. Das ganze Mittelalter, d. h. die Zeit von der Gründung germanischer Reiche auf römischem Boden bis zur Reformation, hat Pflugk-Harttung (Basel), die neuere Zeit Martin Philippson (Brüssel), die neueste Theodor Flache (Meißen) übernommen.

Vor uns liegen die drei ersten, das Alterthum umfassenden Bände. Es ist kein geringer Vorzug, daß schon die äußere Form derselben den besten Eindruck hervorbringt. Man hat seine wahre Freude an diesen schonen, klaren Buchstaben auf dem

4^ â€” Nord und 5Ã¼d.

Aus dem ausgegrabeneÂ» Pompeji, HauS des Cornelius Rusus.
Aus^ Allgemeine Weltgeschichte III, Berlin, G, Srote'sche Verlagsbuchhandlung,

Relies vom Triumphbogen des Titus in Rom.
Bus: Allgemeine Weltgeschichte III, Berlin, Erote'sche Verlagsbuchhandl,,,ig,

auf. Keller hat es versucht, diese Lücke auszufüllen, und schon der Versuch ist der höchsten Anerkennung Werth, selbst wenn er nur theilmeise geglückt ist, Keller bemüht sich, den Zusammenhang herzustellen zwischen Luther und der deutschen Theologie des vierzehnten Jahrhunderts, als deren Hauptvertreter Meister Eckart und Tauler zu betrachten sind, und zwischen der deutschen Theologie und den Waldensern; das heißt mit anderen Worten: es besteht ein Zusammenhang zwischen den Reformern des löten und des 12. Jahrhunderts; und die Träger desselben sind jene „Brüdergemeinden", die man einfach Ketzer oder Secten nennt, und die mit ihnen engverbundenen Bruderschaften der „Bauhütten". Von den zahlreichen Argumenten, welche Keller für seine lipothese beigebracht hat, will ich nur das erwähnen, welches sich auf den sogenannten ogsx leplensis stützt. Es befindet sich in dieser Handschrift eine deutsche, von den Waldensern gemachte Ueberfetzung des neuen Testaments, welche die Grundlage aller seit der Enfindung der Buchdruckerkunst erschienenen deutschen Bibeln bis 1522 geblieben ist und nachweislich auch Luthers Ueberfetzung stark beeinflußt hat. Seit dem Erscheinen des Keller'schen Buches hat sich eine ganz respektable Literatur gerade um diese Frage gebildet"). Die wissenschaftliche Kritik hat dem Verfasser zum Vorwurfe gemacht, dag er der Combination und der Hypothese einen zu weiten Spielraum ein» geräumt habe und zu keiner Sicherheit in seinen Ergebnissen gelangt sei. Aber das Verdienst eines Buches besteht ja nicht blos in den Resultaten, sondern auch in den Anregungen, die es bietet. Und an solchen ist das Werk von Keller ungemein reich.

Die Einsührung der Reformation in Nürnberg 1517—1528. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Friedr. Roth. Würzburg, A, Stubers Verlagsbuchhandlung.

Die hervorragende Stellung, welche Nürnberg, das geistige Centrum des fränkischen Kreises, im Zeitalter der Reformation eingenommen hat, legte dem Verfasser den Gedanken nahe, eine eingehende und für einen größeren Leserkreis berechnete Darstellung derjenigen Periode zu geben, in welcher die neue Lehre ihren siegreichen Einzug in die Stadt gehalten hat. Obwohl die Quellen zur Geschichte dieser Tage außerordentlich reichlich fließen, — neben den Sammelwerken älterer und neuerer Zeit ein reiches archivalisches Material im Nürnberger Kreisarchiv — fehlte bisher eine auf der Höbe der Wissenschaft und der Höhe des Gegenstandes sich hallende Erzählung, Der Verfasser beginnt mit den geistigen Zuständen Nürnbergs beim Aiifticlen Linkers: dann schildert er die Beziehungen zwischen den Augustinern seiner Stadt mu ihren Ordensbrüdern in Wittenberg, die Anfänge der refonnatoiischen Bewegung und ihre Entwicklung unter dem Einfluß der beiden Nürnberger Reichstage, Auch bei den politischen und socialen Bewegungen der Folgezeit war Nürnberg in ganz hervorragender Weise bethciligt. Daß das Kunstlcben trotzdem nicht still gestanden, sondern im Gegcntheil sich gerade damals auf's herrlichste entfaltet hat, beweist allein der Name Albrecht Dürers. Im letzten Abschnitt zeigt der Vcrsasser, wie der Spevcrer Reichstagscibschied die gesetzliche Grundlage für die Entwickelung von Territormlkirchen gegeben und dadurch die schon früher vollzogene Umwandelung des Kirchenwefcns in Nürnberg nachträglich legitimirt hat. I..

Friedrich ^toltzes Dialektdichtungen.

Gedichte in Frankfurter Mundart. Von Friedrich Stoltzc. Erster Band: Achte Auflage. Zweiter Band: Dritte Auslage. Novellen und Erzählungen. Neue Auslage. Frankfurt n. M., Heinrich Keller.

Seit es gelungen ist, für die Ausgabe Stoltze'scher Werke eine bessere und billigere Form zu finden, ist der Frankfurter Dichter ungemein rasch über sie Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannt geworden. Die frühere Ausgabe in drei Bänden war zu überladen und zu thcuer, als daß sie eine große Verbreitung finden konnte, und so er-

*) Inzwischen ging uns von demselben Verfasser zu: „Die Waldensei und die deutschen Bibelübersetzungen", Leipzig, S. Hirzel, worüber wir demnächst berichten weiden.

ging e« dem populären Herausgeber der „Frankfurter Latein" fast ganz wie dm alten Rhapsoden: ihre Lieder lebten nur in der Tradition und gingen ungeschrieben und ungedruckt blos von Mund zu Mund. Es sind jetzt drei Jahre her, da veranstaltete die Kcller'sche Verlagshandlung eine Auswahl der beliebtesten Gedichte und Schwiinke Stoltzes in einem handlichen Bande zum billigen Preis von 3 Mk,, und diese Ausgabe ist seither acht Mal ausgelegt morden. Das Jahr darauf folgte ein zweiter Band, der bereits drei Auflagen erlebte, und im vorigen Jahre erschien ein Band größerer Novellen und Erzählungen, der gleichfalls reißenden Absatz fand. Friedrich Stoltze ist durch diese Ausgaben für weitere Kreise sozusagen erst entdeckt morden, und das literarische Publikum Deutschlands, das nach seinen Werken griff, nahm mit freudigem Erstaunen wahr, daß in Frankfurt ein Dichter lebt von ursprünglicher Frische und Äestaltungskraft, von hohem poetischem Schwung und von einem Humor, der keck als der fränkische Bruder des plattdeutschen Fritz Reuter sich sehen lassen darf. Einige Schriftsteller niederen Ranges kennen freilich Stoltze schon lange sehr gut, aber sie behandeln diese Bekanntschast aus gemissen Gründen streng wie ein Geheimniß. So zieht jetzt noch ein berühmter Improvisator in der Welt herum und „improvisirt" Stoltze'sche Gedichte, und die Reichshauptstadt ergötzte sich Jahre lang an der Burleske „Hirsch in der Tanzstunde", die einen Stoltzc'schcn Schwank, ohne diese Herkunft zu verrathcn, fast wörtlich aus die Bühne brachte.

Friedrich Stoltzes Poesie erwächst aus zivei Hauptmurzeln: die eine ist local-patriotischcr, die andere lyrisch-politischer Natur. Der Frankfurter Dichter ist mit seiner Vaterstadt innig verwachsen: er besingt ihre Schicksale, feiert ihre populären Persönlichseiten, erzählt und dramatisiit die localen Schwanke, Alles im Frankfurter Dialekt. Dieser Dialekt erweist sich uiiter Stoltzes Feder als merkwürdig ideenreich und anpassungsfähig. Er ist eine Unterart des fränkischen Idioms und hält so die Mitte zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen, meshalb die Frankfurter Redeweise sowohl in Bniern, Schwaben und Alemcmnien als auch bis weit nach Norddcutschland hinein ohne Schwierigkeit verstanden wird. Die Geschmeidigkeit und der Jdeenreichthum dieses Dialekts hängen offenbar mit dem Umstand zusammen, daß Frankfurt von jeher, ohne seine Eigenart einzubüßen, ein Mittelpunkt der Gesellschnftlichkeit, der Politik, des Handels und Verkehrs sowie eifriger literarischer und wissenschaftlicher Bestrebungen gewesen ist: er ist außerdem durch eine Schule localer Dichter und Schriftsteller wie Malß, Wilhelm Saucrwein, Valentin Rausch u, A. sorgsam gepflegt und sogar theatralisch durch bedeutende Schauspieler wie Hassel, Diehl u. A. höchst wirksam verwerlhet morden, Stoltze beherrscht nun diesen Dialekt nach allen Richtungen, er fixirt ihn, bildet ihn weiter und bereichert ihn, so daß er mit vollem Rechte als das lebendige Idiotikon des Frankfurter Dialekts angesehen werden kann. Stoltzes Schriften sind daher nicht blos eine Fundgrube für den localen Historiker, sondern auch ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik, Geschichte und Literatur der deutschen Dialekt-Dichtung.

Aber Stoltze ist mehr als blos ein localer Humorist. Wohl heißt es in dem Refrain eines feiner launigen Gedichte:

Un es will nier net in mein Kopp cnei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfurt sei!

Allein der Dichter schaut auch weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus: er ist ein deutscher Patriot, der sein Vaterland ebenso heiß liebt, wie die Freiheit, er ist ein glühender Verehrer alles Schönen und Erhabenen, ein unerbittlicher Hasser alles Schlechten und Gemeinen, wo es sich auch finde. Daher ist auch das Locale bei ihm tief angelegt, es gebietet über einen weiten Horizont und erhebt sich über einen Hintergrund von allgemein menschlichem Interesse. Charakteristisch hierfür ist die populäre Localfigur des „Hampelmann", die von Stoltze aus etwas beschränkter Spießbürgerlich-Kit heraus zu allgemeinerer Bildung entwickelt worden ist, Frankfurt selbst, in welchem seit einem halben Jahrhundert so Vieles und darunter wahrhaft Weltbewegendes sich abgespielt hat, lieferte dem Dichter reichen Stoff, zum Preise in Liedern und Epen nicht blos, sondern auch zum Spott und Zorn in flammenden Oden und beißenden Epigrammen, Stoltze erlebte und schilderte schon die Flucht der Polen und die Demagogenhetze in den dreißiger Jahren, dann kamen die ereignißreichen Jahre 1848 und 1849 mit dem Frankfurter Parlament, der Reichsverweserschaft und der politischen

Reactivn, später dir Erhebung des deulschen Nationalgefühls in der Schillerfeicr und in dem ersten Schützenfeste, femer der FUrstentag, das Jahr 1366 mit dem Bruderkrieg und dem Verlust der Selbständigkeit Frankfurts, 1867 der Dombrand und endlich der Krieg von 1870 — lauter Ereignisse, die ihren Wiederhall in der Seele des Dichters fanden, Stoltzes Leben selbst mar ein unaufhörlicher zäher Kampf gegen Rückschritt aller Art, Polizeiwillkiir, Kleinstaaterei und andere Zöpfe des hohen Bundestags sowohl wie der lieben Vaterstadt und der nicht immer freundlich gesinnten Grenznachbarn, und oft genug hat der Dichter dabei Gesundheit, Freiheit und Existenz auf's Spiel gefetzt. Die Schilderungen dieses Kampfes — man sehe z. B, nur „Die Flucht von Königstein" — kann man trotz ihres Ernstes nicht lesen, ohne herzlich zu lachen. Als patriotischer und politischer Dichter, als kulturhistorischer Erzähler und Novellist streift Stoltze vielfach das Dialekt-Gewand ab und schreibt in einem Hochdeutsch, dessen poetische Kraft an Freiligrath und Herwegh erinnert und dessen Prosa so reich, lauter und erquickend flieszt wie die besten Quellen der deutschen Literatur.

Der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht, aus den Werken Stoltzes die Beweise für unsere Ausführungen zu liefern. In einer Beziehung ist uns das nicht unlieb, denn wir wären in großer Verlegenheit, wenn wir unter den zahlreichen Gedichten und Erzählungen voll unerschöpflichen Humors, orginalen Witzes und herzerfreuender Gemüthlichkeit eine knappe und doch charakteristische Auswahl treffen müsiten. Der Leser möge also selbst die Bände, oder auch nur einen derselben, in die Hand nehmen, er wird seine Mühe reichlich belohnt sinken. Friedrig Stoltze hat jüngst in voller geistiger Frische die Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres und kurz zuvor das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner „Latern" gefeiert! möge die jetzige Ausgabe seiner Werke noch manche Fortsetzung erhalten und möge die Zeit noch recht ferne sein, wo seinem Schaffen der große Schlußpunkt gesetzt wird. 0. L.

Bibliographische Notizen.

Bibliothek der gesammtcn Naturwissenschaften. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Otto Dammer. Verlag von Otto Weisert in Stuttgart.

Wewer Siemens hat in feiner viel citirten Rede auf der letzten Naturforscher-Versammlung unser Zeitalter das naturwissenschaftliche genannt. Der Richtung, welche mit diesem Ausspruch zutreffend gekennzeichnet ist, schließt sich eine immer niehr anwachsende Hochfluth in unserer populär-wissenschaftlichen Literatur an. Unter den nennenswertheren Erscheinungen, welche diese Richtung gezeitigt hat, wollen wir an dem oben genannten Sammelwerk nicht vorübergehen, ohne demselben einige empfehlende Worte zu widmen. Der Herausgeber ist auf missenschaftlichem Gebiete namentlich durch sein „Jllustrirtes Lexikon der Verfälschungen" bestens bekannt, und sein Name bietet die Garantie, daß ein von ihm in's Leben gerufenes Unternehmen auf zuverlässigem Fundamente ruht. Er will im Verein mit seinen Mitarbeitern in einem in größerem Stil angelegten

Sammelwerke eine für weitere Kreise verständliche Ucbersicht über das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften: Chemie, Physik, Astronomie, Mineralogie und Geologie, physikalische Geographie, Metcorlogie, Botanik, Zoologie, Anthropologie im weitesten Sinne lc. geben. Das Gesammtmerk soll 6U—70 wöchentlich erscheinende Lieferungen von je 4—5 Bogen umfassen. Die einzelnen Disciplinen sollen in sich abgeschlossene Bände bilden. Die uns vorliegenden ersten Lieferungen beginnen mit dem Abschnitt Physiologie, der in I)r. S. Rahmer in Grcifswald einen sachverständigen Bearbeiter gefunden hat. Die allgemein verständlich gehaltene Darstellung basirt auf den neuesten Forschungsresultaten und erscheint uns geeignet, auch dem Laien das für so mannigfache Fragen des täglichen Lebens, für eine zweckmäßige Ernährung, für hygienische Maßnahmen u. f. w. erforderliche Verständniß der Vorgänge im menschlichen Körper näher zu bringen.

Wir behalten unö vor, nach Erscheinen weiterer Lieferungen auf das Werk zurückzukommen. «Kt.

Nord und Ziid.
Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik. . . gegründet von I. H, Fichte und H. Ulrici, redigirt von vr, Aug, Krohn und Dr. Rich, Falckenberg, Neue Folge, Beigabe-Heft des 89. Bandes. Salle a. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Wir haben seinerzeit von der Umgestaltung berichtet, welche diese altbewährte philofopische Zeitschrift im Jahre 1885 erfahren hat. Tie dabei ausgesprochenen Erwartungen sind in Erfüllung gegangen, Tie seitdem erschienenen Hefte zeigen neues, frisches Leben, und wenn es so scheinen will, als ob die ursprüngliche Tendenz, welche im Jahre 1837 eine Reihe von Philosophen und protestantischen Theologen zur Gründung der „Zeitschrist für Philosophie und spekulative Theologie" zusammenführte, und die auch bei der Regeneration im Jahre 1847 zu einer „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" noch mehr oder weniger im Vorder» gründe stand, nun mehr ganz verlassen sei und ganz andere Bahnen eingeschlagen worden seien, so erkennt eine unbefangene Ucberlcgiiiig doch sofort, das; das nicht die Folge einer wetterwendische» Anbequcmung nn den vcrändcrungssüchligen Zeitgeschmack ist, sondern davon, daß andere Zeiten die Wahrheit in andere Formen fassen und ihr durch andere Methoden gerecht zu werden suchen. — Das vorliegende Bcigabeheft zum 8!), Bände enthält außer einer Fülle von Recensionen, woraus besonders die Besprechung von Werken neuerer italienischer Literatur durch C. Hermann hervorgehoben sei, Abhandlungen von Mnz Schaslcr, Ed. v. Hartmann nnd K. Chr. Planck nebst einer Orientirung in des 1880 verstorbenen Planck eigenartigem „Realismus" durch M. Diez. Das Heft ist selbständig in sich abgeschlossen, gicbt aber auch so ein Bild von der Vielseitigkeit und der durch dieselbe nicht beeinträchtigten Gediegenheit der Zeitschrift, welche, als stimmftthrend anerkannt, einer Empfehlung nicht weiter bedarf, mk.

Sternatlos von Hermann I. Klein. Leipzig, Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Freunden der Himmelsbeobachtung wird der Sternntlas eine willkommene Unterstützung für eingehendere Studien auf dem Gebiete der Sternkunde bieten. Derselbe soll in zehn monatlichen Lieferungen ^scheinen und auf 18 Karten scimmtliche Sterne 1.-6,5. Größe zwischen dem Nord. pol uud 34, Grad südlicher Deklination, alle Nebelflecken und Sternhaufen, welche in Femgläsern mittlerer Größe sichtbar sind, sowie Specialkarten besonders interessanter Stern Objekte zur Darstellung bringen. Ein ausführlicher erläuternder Text kommt dem Vcrständniß der Karten zu Hülfe. Tie beiden ersten uns vorliegenden Lieferungen zeichnen sich durch ezacte und elegante Ausführung der Karten aus und lassen erkennen, daß das Werk in seiner Gcsammtheit nicht nur für diejenigen, welche sich dilettirend mit der Himmelskundc beschäftigen, sondern auch höheren Ansprüchen gegenüber von wirklichem Werths sein wird. ciit.

Festschrift zur fünfhundertjübrigen Stiftungsfeier der Universität Hc,oel> berg, veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Mit Beiträgen von K. Hartfelder, G. Weber, W. Oncken, C. Lemcke, W, Wundt, H. Holtzmann und Ä. v. Kirchenheim. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Zu den schönsten Gaben, welche die Heidelberger Universität zu ihrem fünfhundertsten Geburtstage erhielt, gehört die von dem historisch-philosophischen Vereine, der sogen. Montagsgesellschaft, dargebrachte Festschrift. Die oben genannten Männer,

hervorragende Mitglieder des Vereins,
haben cine Reihe von Abhandlungen geliefert, von denen einige in direkter Beziehung zur Universität stehen, andere ein Bild von dem regen, geistigen Leben der Stadt gewähren. Allen aber ist der Vorzug gemeinsam, daß sie den behandelten Gegenstand durch eine klare und gefällige Form den, Verständnis, der Gebildeten nahe bringen. Karl Hartfcldcr erzählt, wie in den stillen Zellen der Heidelberger Mönche die ganze Entwickelung des deutschen Humanismus sich wiederspiegelt i wie seine Anhänger der früheren Zeit in vollkommenem Frieden mit der Kirche leben, wie allmählich ein Jndisferentismus gegenüber den religiösen Fragen platzgreift und die Begeisterung eines Johannes von Dalberg, Konrad Celtis u. A, nur durch das klassische Alterthum erweckt werden kann; wie schließlich das Band zwischen Humanismus und Scholastik durch Erasmus gelöst wird und der Weg in das Lager Luthers geöffnet ist. Georg Weber, der bekannte Historiker, schildert .^Deutsche Fürsten und Kleinstaaten vor hundert Jahren"? man wird unter vielem andern mit großem Interesse darin

Bibliograph,
sche Notizen.
lesen, wie im Anfang der siebziger Jahre
dic Zarin Katharina für ihren Sohn, den
Großfürsten Paul, an den deutschen Fürsten-
Höfen eine Braut suchte; wie in den kleinen
Residenzen Zeit, Kraft und Geld nach be-
rühmten französischen Mustern vergeudet
wurde und wie sich dennoch ein hochbe-
deutendes, geistiges Leben allenthalben ent-
wickelte. Wilhelm O ncken erinnert an die
ernsten Tage des Jahres 18ö6, als es sich
für die badische Regierung darum handelte,
für oder gegen Preußen Stellung zu nehmen.
Im Heidelberger Professorenkreise kam da-
mals der Gegensatz der Großdeulschen und
Gothaer in Wort und Schrift zum heftigsten
Ausdruck. Es folgen zwei Vorträge: Lemcke
König Ludwig I. von Baiern, und Wilhelm
Wundt Ueber die physikalischen Axiome.
Holtzmann behandelt „Das Problem der
Geschichte der Auslegung". Wer es sich
nicht verdrießen läßt, den schwierigen Aus-
einandersetzungen des Verfassers mit ernstem
Nachdenken zu folgen, dein werden sich als
Lohn manche neue Gesichtspunkte über den
Ursprung und die ersten Entwickclungs-
stadien des Christenthums erösfnen. Denn
höchst bedeutsam ist der Nachweis, daß die
in Palästina heimische Methode, den ver-
borgenen Sinn des Schriftworts zu finden,
dic „theologische" Existenz der neuen Reli-
gion gesichert hat. „Die Universitätsboten-
anstalten des Mittelalters" von Kirchen-
Heim geben einen interessanten Beitrag zur
Geschichte des Postmesens. Das rcithsel-
hafte Wort auf der vorletzten Seite: txn-r-
«lilsziariis findet eine leichte Lösung, wenn
man es sich paläographisch vergegenwärtigt.
Das t ist nichts anderes als ein dnrch-
strichenes I, welches „vsl" bedeutet, und
das w ist ein doppeltes »: es ist also
ohne Zweifel zu verbessern: p«>ÄAisrii->
vel AuuidäAiäriig (von ^uiciu,).
Vine Stimmc. Roman von August
Becker. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
Becker wählt für diesen Roinnn eine
>innz eigenartige Fonn. In einer Sommer-
frische, die er Grünthal nennt und die wir
auf der Landkarte wohl vergeblich suche»
würden, treffen eine Menge Personen durch
Zufall zusammen, welche vorher schon in
theils naher, theils entfernterer Beziehung
zu einander gestanden haben und hier be-
reiten sich Ereignisse vor, deren Keime
weit, weit zurückdaliren, und deren viel
verschlungene Fäden den Kern des Romans
bilden. Wir Leser werden nur Zeugen
der hier zum Abschluß gelangenden
Handlung, diese selbst erfahren wir aus
Erzählungen, welche eine der Hauptpersonen
Major von Straff der anderen, Professor
Schaller, macht und welche reichlich die
Hälfte des dreibändigen Werkes ausmachen.
Durch äußerliche Zufälligkeiten wird der
Major in seinen Mitthcilnngen dem Pro-
fessor gegenüber mehrmals unterbrochen
und durch diese Unterbrechungen an un-
rechter Stelle ergeben sich Mißverständ-
nisse, die zu den schwerwiegendsten Con-
flicten führen. Derartige Zufälligkeiten
als Ursache solch schwerer Seclenkampfe
hinzustellen, ist bedenklich. Der Leser
wird bei der Schilderung derselben das
Gefühl nicht los, daß nur ein unvollendet
gebliebner Satz an allem Unheil Schuld ist.
Vieles in dem Buche erscheint uns
all zu romanhast, so das Gcheimiriß, in
welches sich die Heldin „Fräulein Lonnn"
hüllt. Abgesehen von der Unwahrschein-
liaMt desselben, ist uns dessen Nothwen-
digkeit nicht genügend einleuchtend, auch
macht sich der Verfasser die Motivirung
für ihr schwermüthiges, resignirtes Wesen
all zu leicht, ein Sturm in einem Glase
Wasser war es, den diese junge Menschen-
seele erlebt hat, und deshalb der Vorsaß,
von diesem Leben fernerhin weder etwas
zu erwarten oder auch nur anzunehmen.
Glücklicherweise werden diese Vorsätze zu

Nichte gemacht durch die Vorgänge, die sich
in Grünthal abspielen, Troß dieser offen-
baren Mängel versteht Becker nicht nur
zu fesseln, sondern die Spannung geradezu
in Athem zu erhalten, einzelne der Hand-
lung eingefügte Episoden heiteren Cha-
rakters, wie diejenigen aus dem Garnison-
leben des Majors, sind ganz köstlich er-
funden, und die Idee, welche dem Roman zu
Grunde liegt, wenn auch nicht durchaus
neu — Jordan hat sie bereits zum Gegen-
stand eines reizenden Lustspiels gemacht
— doch äußerst geschickt verwerthet. Wü.

Sei cksr Rocksction von .Morck »oll
Hvsiioelu», ?srSin»n<I. Di« ^incksr von Voiil-
S»etIis!,S. Dnil, SiietisiscK-tKürin^isoKssviektor-
- buok, I^nrsr LitveirKun^ voll ^övlk Lriogsr
Xe„s ?ul«s, «»Iis 8»!>Io. Otto Uvnilsl,
Semil, Silvia, Xüni« /«it unck r!üni^in I?vi>!'
Sreigsndsoli, v,, Lib^IIu» ?rauiri unä ^nckere»,
>>iIäu„k!Sn^ unii^Xarten »uk <«U ?i>k?Iii uvä
im Isxts, Nskt S!»—2S> ^ VstKe-Vkidrung,
Loip^iz, Lorlin niiciVisn, ^. LrocKKnus,
Suo>i»»><I, tl»os, llor?«»5rIUKs«I, XovsIIon,
vui>I», g,. vis ^IKolwIkrsg«. ^>n Vortrug.
LI»«», I«s»k. ?.rlodtes ung VervodK». ^,,»
»vprl». üvisckes tZsckic'iit in kiink tZeslingsn,
IIInm, Lrswr ^»Krguiijr. Viertos ttokt,
Ungdseg, ^, v, K, <?rau von KottKergl, Vus
r«t«««lt>>, Z»K., ^ vi» «eLIk Xlkonsos von «Z».
?ul>I», I^»,I«^, Xenv^ugenil, XovsIIv i» Versen.
iu»ium w 'kri«t I««.) !Ki«,t.
»«Ins», lisinrick, »ümmtlioko Verlie, ilit Wn-
X»v»»etwg»I!»ut«udeeg, Oecil« <Zr!Mu, VuKios
KleoKKor?, liwviior, (7»Iisnru!scns Onlturbilcker,
(.'ussol, riiosSor ?iscker.
SUck" ?vr vssvrscnnns «ings^uiurevs Siiedsr.
KöKIsr, SsinricK, 3«s«xK Wrenkuss. Tin«
Uärcnsns»KKIung Kr ckis ^ngenck. I^sinii?,
Lu«sn?etsrsun.
K>NI, lieävi^, IZsäicrits, Liineden, IdsoIsr
I.ö«»i>I>»rii, visRntSscKunßs- unil?«r»oknn?z-
NsiiIiSV, ^«Kn Neorx, KoKutten, Xvvsilistisoi,»
XoräevuK, <.'!, geliiollw. Lwttgurt, ^, 0, Lot?-
Vlvvtt, llenrv 8,. i^in duckckkistiscker IvoIerKi«»
Srisdons Verlill? ?ernim1.
peijll, Kurl, vi« I!!imr>ks üsr vents^Ken in
^ ^ vresäs,^un>> I^ir,«^.^ L,^ Piersons Verlu^,
H«>«e, vr. L,. vi« küsenivSnstrie Ser Vsr-
^eilsodrikt „StuKI nnS^issn". I»»7. Xo, I,
ljodsrt», ^lex, liornn von, ünmnsikniised unä
»»ullog, Villiolin, visticken, DsutscKs Juristen
»Olks», KerkÄrck, tZuiä novi ^ex^kric» ? Ossso^,
gii»»I«KvI »ovsllsiiduvk, Lins, kZummIung rnssi-
Sllidxrg nsbst ^usll>i?«n n»ok R«icK«nK»II,
Lei-cKtesznSsn nnck Lunigssss, Von Ii, von
?rsis,iuff, Ait 31 ^.vsicktsn nnck sinsi» ?I»n
von SsKduiU. WrivK, OKsar LcKmickt.
<8>ääte?>i>ck«i nnck I.»vZscKäkt«n nllsr
'««It ««, Z0-!>!,>
SvKIögl, ?rioärio>I, ^Vis», (Slöcitsdildor unä I^llä»
srli^fwn aus sll» Vslt, Xo. »3—Z7,> ^Sricl,,
S«d»»»ii»i», ^uAust, Sicilisn, LilZsr nns <I«r
Svkoll, vr, ?ri0li,i<>K, vi« viütstik ckss Soisws.
Wolcksm»,',^!,, ?iirst«rs IruS«, XovvIIs, Sinti-
ß«,rt, Ilujvir (ZIsssr Z! <Ä>,
Wslöminisr, I! ,bert <v„doo>, vi« üsdoimni«.«,
v«pi«I-??ovsII». Lsrlin unä RosrovK, Vsi-
I»S >I«r ^Ibnmstiktiin^, Hinstoi-lK
grnpkisck Krltisolio ^pkorisivon, ^Is Änn„-
Script ßoärnckt,)jerli„, Loorg ^»ucli.
VXirnsoll», r,, v»s Künüilorvavnen. Tin Sei»
NNNMN von D. Ooopl«! ^ , >z. Lur^,^II.
Viru«», ?r»Nü, iri„il»s, I, I'Iiosbu!!. II. ,ln5.
Redlgirt unter versnlroorllichkeil des Herausgeber»,
Druck und Verlag von ö. öchsttlaender in Breslau,